Illustrierte

Geschichte von Bayern.

Illustrierte Geschichte von Bayern

von

Mathieu Schwann.

Erster Band

(bis 1125).

Mit sämtlichen Bildern der Königlichen Nationalgalerie in München in Holzschnitt und zahlreichen Original-Illustrationen.

Stuttgart
Süddeutsches Verlags-Institut
1890.

Bayerns ältere Geschichte

bis zum

ersten Siege des territorialen Fürstentums über das deutsche Königtum (1125).

von

Mathieu Schwann.

Stuttgart
Süddeutsches Verlags-Institut
1890.



Ludwig I, König von Bayern.

Nach einem alten Originale gezeichnet von F. Böttcher.

Vorwort.

Als vor etwas mehr als einem Jahre der Delegierte des Süddeutschen Verlags-Instituts in Stuttgart mich ersuchte, eine bayerische Geschichte zu schreiben, welche den Zweck habe, als Kolportagelitteratur ein größeres Publikum zu erobern, lachte ich ihm laut ins Gesicht und sagte ihm, dazu wäre ich nicht der rechte Mann. Er thäte besser, sich einen andern zu suchen. Ich sah seine Betretenheit ob meiner geraden Antwort und wurde einigermaßen unruhig, ob ich ihn vielleicht falsch verstanden hätte. Dann murmelte ich, daß mir an dem Namen eigentlich nichts läge, wenn ich nur volle Freiheit hätte, zu schreiben, wie ich denke und wie es mit meiner Liebe zur Wahrheit vereinbar ist. Und das würde man mir, der ich keinerlei . . . ianer noch . . . . ist sei, wohl nicht einräumen.

„Sie irren," war die Antwort. „Wir haben es uns zur Aufgabe gestellt, auf diesem Wege dem großen Publikum eine Litteratur zu bieten, die besser, gediegener und gehaltvoller sein soll, als was sonst unter dieser Flagge läuft. Wir wollen der Kolportage durch sie selbst Konkurrenz machen, denn anders ist derselben nicht beizukommen, und würden es uns nie herausnehmen, unsern Autoren den Text korrigieren oder gar vorschreiben zu wollen."

„Topp," sagte ich, „dann sollen Sie das Beste haben, was ich geben kann. Ich arbeite für Sie, denn ein solches Unternehmen ist der Dankbarkeit des Publikums, der Anerkennung aller Wohlgesinnten und der Mitarbeiterschaft der Besten wert. Man wird dies, wenn auch nicht in der allernächsten Zeit, so doch in nicht gar zu ferner, zu würdigen wissen."

Und ich gab mich an die Arbeit. Die Zeit war kurz, aber Lust und Eifer ersetzten den Mangel. Bald war ich mitten . . . . *Einen Augenblick, liebes Publikum: es klopft — Herein!*

„Guten Nachmittag, Herr Doktor! Mein Name — Kritikus. Sie entschuldigen, daß ich Sie belästige!"

Ich: „Bitte, bitte! Nehmen Sie Platz! Hier — dort, wo Sie wünschen." (Der Mann sieht merkwürdig aus, so etwas Wechselndes, Schillerndes, Chamäleonartiges.)

Er: Ich möchte mich über den ersten Band Ihrer Geschichte Bayerns etwas mit Ihnen unterhalten!

Ich: So, das ist schön! Also —

Er: Der Gedanke, eine größere volkstümlich gehaltene und illustrierte bayerische Geschichte herauszugeben, muß ja entschieden als ein sehr glücklicher bezeichnet werden. Denn so viele derartige Werke wir sonst haben . . . Nun, Sie verstehen! Nun ist es aber die Frage, ob Ihr Buch den diesbezüglichen Wünschen entspricht? Sie geben da eine große allgemeine Einleitung. Der folgen dann

die Kapitel: das alte Bayerland und seine Bewohner; der beginnende Kampf der Römer mit den Germanen; Deutschland im ersten Jahrhundert nach Christus; die letzten Zeiten der Wanderung rc. rc. Ich will vom wissenschaftlichen Standpunkte absehen. Sie haben ja Ihre Aufgabe gewiß nicht uninteressant aufgefaßt und werden deshalb auch bei Ihren Lesern Interesse erwecken. Allein verschiedentlich wurde soweit ausgeholt, daß man stellenweise fragen könnte, ob man wirklich eine bayerische Geschichte vor sich habe. Wenn ferner ....

Ich: Bitte, einen Augenblick! Es scheint mir, verzeihen Sie, daß Sie mit einer gewissen Voreingenommenheit behaftet sind, der wir aber wohl Herr werden. Ich meine, Sie betonen Ihre Wünsche und Ihre Auffassung zu sehr, und doch haben nicht Sie, sondern ich diesen ersten Band geschrieben. Mein Standpunkt und meine Auffassung muß also, wenn Sie gerecht urteilen wollen für Sie der maßgebende bleiben.

Er: Ganz gewiß! Allein ...

Ich: Verzeihen Sie, schon Ihre Auffassung des Begriffs „volkstümlich" ist nicht die meine. Ich verstehe darunter nicht, daß der volkstümliche Schriftsteller die Pflicht habe, dem großen Haufen nach seinem unklaren Sinne zu reden, sondern Klarheit, soweit ihm dies nach seiner individuellen Veranlagung möglich, in dieses Denken zu bringen. Das Publikum ist nicht der gebende, sondern der empfangende Teil, und wer dem Publikum nichts anderes zu sagen hat, als was es selbst schon weiß, der soll die Hand von der Feder lassen! Es käme also darauf an, zu beweisen, daß ich mir nicht redlich Mühe gegeben um jene Klarheit.

Er: Das Zugeständnis wird Ihnen jeder machen. Allein, ob durch das weite Ausholen diese Klarheit befördert wurde, bezweifle ich. Wie kommt z. B. Belisar in eine bayerische Geschichte?

Ich: Sie verzeihen, wenn ich Ihnen zuerst wieder antworte, daß nicht von „einer", sondern von „meiner" Geschichte Bayerns die Rede ist. Wie er dahinein kommt, können Sie dort selbst lesen. Um Ihnen aber etwas zur Kenntnisnahme meines Standpunktes zu verhelfen, teile ich Ihnen zuerst mit, welche Aufgabe mir gestellt war: eine Geschichte zu schreiben, welche von der Urzeit beginnend .... den Prospekt haben Sie ja gelesen?

Er: Jawohl! Allein die Urzeit ist doch sehr unfruchtbar für Bayern.

Ich: Einerlei! Es war meine Aufgabe. Dazu ist die Urzeit für Bayern nicht unfruchtbarer, wie für ein anderes Land. Im Gegenteil, es ist da vielfach mehr geforscht, gesucht und zu Tage gefördert worden als anderswo. Dann aber möchte ich doch fragen, ob der Untergang des Gotenvolkes, dieses gewaltigen ersten Bahnbrechers, in die römische Welt für Bayern und Deutschland ohne Bedeutung ist? Hier trafen zuerst mit voller Wucht zwei Welten aufeinander, welche nicht nebeneinander bestehen konnten. Und dann die Analogien! Erkennen wir nicht an den Ursachen, an denen Kelten und Goten zu Grunde gingen, zugleich die Ursachen, warum Bayern, Alamannen, Franken u. s. w. nicht zu Grunde gingen, sondern zu kraftvollem Fortleben sich emporarbeiteten? Ist nicht der Untergang der antiken Welt die Basis, auf der einst ein neues jugendliches deutsches Leben erblühen konnte? Ist nicht der Tod des Römervolkes die erste Bedingung unserer Forteristenz? Und halten Sie es für nebensächlich, daß so viele keltische und germanische Völkerschaften den Boden des Bayerlandes mit ihrem Blute tränkten? Glauben Sie, auch ohne diese vorhergehende Blutdüngung hätte hier ein bayerisches, ein urdeutsches Leben sich entwickeln können? Und sollen diese Völkerschaften, welche den bayerischen Boden erst für die Bayern bewohnbar machten, in einer Geschichte Bayerns keinen Platz finden? Sie, von deren Blute wir heute noch zehren, hätten nicht das Recht, als Vorkämpfer des Bayernstammes erwähnt zu werden?

Er: Ja, das ist aber doch sehr allgemein gesprochen.

Ich: Auf das Allgemeine sind wir in jener frühen Zeit angewiesen. Eine bayerische Geschichte giebt es in dieser Frühzeit nicht. Daß später alle halbe Jahrhunderte einmal der bayerische Name erwähnt wird, macht für mich noch keine Geschichte. Wie es also zu Bayern überhaupt kam, das annähernd zu zeigen, war mein Bestreben. Ich suchte nach Analogien in der Geschichte anderer Stämme, und so kam ich zur allgemeinen Geschichte der deutschen Stämme, zuletzt zur Geschichte der Franken. Dem allgemeinen natürlichen Gange folgend kam ich nach Bayern, wenn ich mußte, vorher nicht, denn um eine bloße Anführung zerrissener und darum unverständlicher Thatsachen konnte es mir nicht zu thun sein. Uebrigens ist hier zufällig ein Buch von Arnold, in welchem Sie das Verhältnis der Stammesgeschichte zur allgemeinen deutschen dargelegt finden. Seine Anschauung ist auch die meine, und so mag er für mich reden! Zuerst lautet eine Stelle: „Erst nachdem der Partikularismus

der Glieder seine nationale Gemeinschaft wiedergefunden hat, kann auch der Landes- und Stammesgeschichte ihre rechte Stelle angewiesen werden: sie hat nun an Wert und Interesse gewonnen, ja sie kann erst jetzt in voller Unbefangenheit gewürdigt werden. Nicht freilich in dem Sinne, daß sie um ihrer selbst willen Bedeutung hätte, wohl aber als wesentliches und notwendiges Glied der allgemeinen deutschen Geschichte. Und erst seit dem Jahre 1866 und 1871 kann sie in freier unbefangener Weise behandelt werden. Denn wer vorher sich damit abgab, war stets durch Rücksichten auf die Gegenwart mehr oder weniger beengt. Er lief Gefahr, mißliebig oder servil zu werden. Das eine ist nicht nach jedermanns Geschmack, das andere hat zu allen Zeiten als schimpflich gegolten." Und weiter: „Wir mögen also wählen, was für ein Land wir wollen, immer wird uns seine Spezialgeschichte die allgemein deutsche verständlicher und anschaulicher machen helfen, sie zu ihrem Teil mit bestimmtem Inhalt und Leben erfüllen." Zum Schluß noch eine Stelle: „Die fränkische Geschichte ist also nicht bloß Deutschland allein eigentümlich, wir müssen sie mit den romanischen Völkern teilen. Und auf der andern Seite war bis auf die Zeit Karls des Großen die Abhängigkeit der übrigen deutschen Stämme vom fränkischen Reich eine sehr lose. Wäre es aber gelungen, das abendländische Kaisertum im Sinne Karls des Großen zu behaupten, so wäre das nur auf Kosten unserer Nationalität zu Gunsten des Romanismus möglich gewesen." — Sie werden nun zugestehen, daß ich wohl die Berechtigung hatte, der europäischen Entwicklung seit dem Auftreten der Germanen zu folgen, denn mit ihrer Kenntnisnahme erst ward es möglich, die Fragen zu beantworten, wie sich ein deutsches Volk, wie ein bayerischer Stamm sich erhalten konnte. Die Goten und mit ihnen eine Schar von andern Völkerschaften gingen zu Grunde im Kampfe gegen Rom. Westgoten, Burgunder, Langobarden und ein Teil der Franken wurden romanisch. Das Römertum verlor durch diese fortwährenden Kämpfe die Kraft und Fähigkeit der Forteristenz; damit ward diese erst den intakt gebliebenen germanischen Elementen ermöglicht. Die Franken halfen dann den Bayern ihre Existenz wahren gegen Römer, Avaren, Slaven und Magyaren. So wurden die Bayern instand gesetzt, mit Hilfe der Sachsen das Deutschtum der Franken zu retten, denn auf Bayern namentlich stützte sich die Herrschaft der ostfränkischen Karolinger in späterer Zeit, wie auf Sachsen die Herrschaft der Ottonen. Sie sehen, die Entwicklung des deutschen Volkes ist in jener Zeit die Grundlage der Entwicklung seiner Teile. Ohne die eine zu verfolgen, läßt sich die andere nicht verstehen. Und so war ich gezwungen, der allgemeinen Entwicklung im ersten Bande meine Hauptaufmerksamkeit zu widmen. Erst seit der Reformation und dem westfälischen Frieden tritt die Territorialgeschichte in den Vordergrund. Naturgemäß führte mich also der erste Band bis zu dem ersten Siege des territorialen Fürstentums über das deutsche Königtum, wie mich der zweite hoffentlich bis zu dem zweiten Siege der Fürsten, bis zum westfälischen Frieden, führen wird und naturgemäß führen muß.

(Der Mann vor mir wurde merkwürdig unruhig. Plötzlich erschien er mir nicht als derselbe. So etwas typisch Schulmeisterliches lag in seinem Wesen.)

Er: Um auf einzelnes zu kommen, scheint mir S. 149 die Wendung: „Da sich nun wohl kein Bayer mehr finden wird, der sich einbildet, ein Franzose zu sein . . . ." eine sehr unglückliche.

Ich: Verzeihen Sie, das ist Ihre Sache, und was Ihnen scheint, geht mich nichts an.

Er: Doch auch manche Irrungen sind mit untergelaufen.

Ich: Kann sein! Ich mache keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit.

Er: Die Wern soll z. B. bei Schweinfurt in den Main münden?

Ich: Nun, schreiben Sie „Großwernfeld" statt „Schweinfurt", oder „in der Nähe Schweinfurts entspringen" statt „münden".

Er: Das sollte nicht vorkommen!

Ich: Kann aber, wie Sie sehen, doch vorkommen!

(Der Mann wurde wieder sehr unruhig. Wieder wechselte er die Farbe. So etwas Ernstes, Gnadenspendendes, so etwas Gelehrt-schnüffelhaftes lag in seinem Wesen. Er rückte an seiner Brille.)

Er: Sie erlauben, daß ich Ihre Bibliothek etwas mustere.

Ich: Bitte!

Er: (lesend) Giesebrecht, Ranke, Schlosser, Heigel, Koberstein, Bavaria, Sighart, Grimm, Nitzsch, Riezler, Dahn, Löbell, Tacitus, Zeuß, Mommsen, Wattenbach, Lübke, Buchner, Jahrbücher, Jahrbücher 2c. 2c. — Hm! Hm! — Ja, aber wo sind denn die mittelalterlichen Quellen, die Monumenta, die Urkunden, das ganze wissenschaftliche Material?

Ich: Vermutlich auf der Staatsbibliothek in München.

Er: Haben Sie dieselben denn nicht benützt?

Ich: Nein! Benützt nicht, aber zum großen Teil früher gelesen.

Er: Ja, und dann wollen Sie etwas Selbständiges schaffen?

Ich: Nein!

Er: Wie nein?

Ich: Ich bin der Ansicht, daß kein Mensch etwas Selbständiges schafft, daß, könnte man die geistige Entwicklung aller ins einzelne verfolgen, sich auch die direkten und indirekten Quellen alle würden nachweisen lassen, aus denen sie geschöpft, daß so erst durch die Macht der in ein Bett zusammenflutenden Gewässer der Strom die Fähigkeit gewann, bahnbrechend weiter zu eilen und befruchtend und fördernd zu wirken.

Er: Sie reden da von Quellen, aber bei Ihnen sehe ich keine.

Ich: Was? Sind alle die Forscher und Denker, deren Werke Sie hier sehen, keine Quellen? Soll ihre ganze gewaltige Arbeit nur darum geschaffen sein, daß sich jeder Schnüffler und Detailkrämer erlauben darf, noch einmal alle die alten Schmöker durchzusuchen, um etwa zu finden, daß sich der oder der hier oder da einmal geirrt?

Er: In welcher Weise wollen denn Sie eine Kontrolle üben, wenn Sie nicht selbst bis ins kleinste zusehen? Ihre Arbeit muß ja dann naturgemäß zu einer rein kompilatorischen werden.

Ich: Zuerst denke ich mir, daß es den Wert einer Arbeit nicht erhöht, auch den sogenannten wissenschaftlichen nicht, wenn die in ihr behandelten Thatsachen aus alten Büchern geschöpft sind statt aus neuen. Dann denke ich mir, daß einer Forscher sein kann, ohne jemals einen alten Kodex aufzuschlagen. Drittens denke ich mir, daß es im Mittelalter viele Madonnenmaler gegeben hat und nach ihnen trotzdem noch ein Raphael kam. Wollen Sie den letzteren deshalb bezichtigen, er habe seine Vorgänger nur imitiert? Hat die künstlerische Subjektivität, die persönliche Auffassung nichts mit den Werken zu thun? Viertens denke ich mir, daß trotz eines Raphael noch viele Madonnenmaler kommen können und gekommen sind, die gleichen Anspruch auf Beachtung verdienen, wie er. Fünftens denke ich mir, daß das tiefere Eindringen in den Gesamtgang des Werdens die einzige wertvolle Kontrolle an die Hand gibt. Denn wenn ich aus der Betrachtung desselben nicht aufmerksam werde auf etwaige Irrtümer, wenn ich mir nicht hier oder dort sagen muß: das stimmt nicht, das ist falsch, das ist einseitig, das ist übersehen, so hat das Zurückgehen auf die sogenannten Quellen gar keinen Wert. Die Verfolgung der inneren Logik eines jeden Werkes muß mir die Kontrolle über dasselbe an die Hand geben. Kann ich mich auf diesen Standpunkt nicht emporschwingen, so muß ich auch darauf verzichten, richten und verbessern zu wollen, denn alles Herumschnüffeln und Detailstudium artet ohne diese Basis der natürlichen Erkenntnis in ein Wortgeplänkel aus, das wohl zuweilen gelehrt ausgehen kann, selten, ja niemals aber vernünftig ist. Zudem erblicke ich die Aufgabe eines geistigen Arbeiters nicht darin, daß er versucht, alles Seiende über den Haufen zu werfen und, um originell sein zu können, die unerwartetsten Probleme aufstellt, sondern seine etwaigen Probleme müssen gerade schon erwartet werden, sie müssen gewissermaßen in der Luft liegen, und der geistige Arbeiter hat nichts anderes zu thun, als zu versuchen, ihnen konkreten Ausdruck zu verleihen. Ist mir das, wie ich hoffe, auch nur in kleinen Teilchen geglückt, so habe ich Anspruch auf sogenannte Selbständigkeit, so gut wie jeder andere. Ist es mir nicht geglückt, so bin ich zufrieden, wenn man zugesteht, daß ich nichts verdorben habe, daß ich es mir angelegen sein ließ, die bayerische Geschichte im Gesamtbilde also vorzuführen, wie es nach der augenblicklichen Lage der historischen Wissenschaft möglich ist und meiner Aufgabe entsprach.

Er: Aber das sind Ansichten! Wenn man einen Unterschied macht zwischen gelehrt und vernünftig, wenn man .... (Es klopft.)

Ich: Verzeihen Sie, es klopft. Meine Zeit ist leider zu Ende. Beehren Sie mich ein andermal wieder! — — — Ohne einen Gruß stürzt er hinaus. Ich weiß, der wird Spektakel machen. Doch was thut's! Schnell die Fenster auf! Ich bin ganz ins Feuer geraten. So! Und nun — Herein! — — Was? Niemand da? — Versuchen wir unser Glück noch einmal! — Herrein! — Nichts! Auch gut! So kann ich mich etwas ausruhn. — So nimm mich denn auf, du gewaltige Ottomane, laß mich schlummern bei dir so schön und sanft, als ob es in der weiten Welt nur liebe, freundliche Menschen und keine Kritiker gebe! Und wenn ich der Außenwelt nun meine Rückwand für kurze Augenblicke zuwende und mich ganz in mich verknäuele, laß sie es nicht übel nehmen! Es geschieht ja nur, wenn sie mich redlich müde gemacht hat. — — Noch dringt ein Rauschen zu mir; es ist der Wind, der durch die Pappeln fegt; es ist das schöne Lied der grünen Isar, das dämmerhaft

zu mir heraufdringt. In seltenem Takte fällt Tropfen um Tropfen melodisch auf das Blechgesims meiner Fenster. Eine Zeit wie zum Ruhen und Träumen. — — — Es klopft wieder. Herein! — Geräuschlos öffnet sich die Thüre, geräuschlos schließt sie sich wieder. Vor mir steht ein Weib. Goldene Locken fluten den weißen Nacken hinab. Ihr blaues, tief ernstes und doch so unendlich mildes Auge grüßt mit langem Gruße zu mir herüber. Um die reine hohe Stirne webt eine Welt von Gedanken herrlichen Zauber. Alles vergaß ich, nur schauen mußte ich und staunen. Sie öffnete die duftatmenden Lippen und sprach:

„Schlummre sanft! Träume süß! Aufwachen wirst du, wenn es Zeit ist. Ich heiße Veritas und bringe die Grüße deines greisen Vaters. Immer ist er der gleiche, liebe, unvergleichliche Mann, und seine Augen schweifen oftmals in die Ferne, dich zu suchen, dich zu sehen, dein Arbeiten und Denken zu verfolgen. Schöne Worte waren es, die er mir für dich mitgab: „Arbeite ruhig weiter! Nicht zuviel! Nicht zu hastig! Denn du mußt frische Kraft behalten für die Folge. Darum niemals, niemals hitzig!" So sprach er und ich füge meine gleiche Bitte hinzu: laß dich nicht hinreißen, bleibe ruhig! Alles, was dir begegnet, schaue an mit ruhigem festem Blicke, und der Bann wird schwinden, der dich beängstigt! Vorhin noch lasest du die wenigen, inhaltsschweren Worte: „In einem gewissen Sinne ist das Buch der Geschichte allen Sterblichen verschlossen; alle, auch die größten historischen Genien wissen in diesem Buche nur einzelne Seiten, höchstens einige Kapitel zu lesen." Erinnere dich daran! Das ist Menschenschicksal, mit dem du dich abfinden mußt. Nur im Traume weichen die ewigen Grenzen zurück, die um euren Geist gezogen, und nur im Traume ist es euch vergönnt, auf der Ewigkeit sonnigen Wogen für Augenblicke euch selig dahintreiben zu lassen. Nur im Traume dürfen wir euch nahen, die ihr träumend und hoffend verehrt. Ihr schmücket euch ein Jenseits aus mit den glühendsten Farben und hoffet, daß einst die Schranken fallen, die euch vom Ewigen trennen, denn wohl wißt ihr, daß die Vereinigung mit der Unendlichkeit für euch den Tod bedeutet. Wir lassen euch eure Hoffnungen und eure Zweifel, denn nur sie sind der Trieb alles Werdens, alles Denkens, aller Entwicklung. Auf sie ist euer ganzes Dasein aufgebaut, und in dem Augenblicke, da diese Grundlage schwindet, schließt das Leben der Menschheit ab. Die Schranken werden nicht fallen, aber überwältigen werdet ihr sie mit eurem Tode. Und darum verstehst du die Sehnsucht des müden Alters nach Ruhe. Der Tod ist kein Unglück; er ist ein Glück für jeden, der sich im Leben müde geschafft. Er ist der wunderbare Schluß, den die Natur eurem Dasein verliehen, das so wechselvoll und unruhig und in diesem Wechsel so schön und herrlich dahinfließt. Im Meere sammeln sich die Gewässer der Erde, und aus dem Meere steigen neue Gebilde auf, die jenen neue, jugendfrische Kraft zuführen. So geht es in ewigem Wechsel fort und wie dort vollzieht sich der gleiche in eurem Dasein. Alle Menschenarbeit fließt zusammen in das ewige Meer der menschlichen Geistesbildung, und von dort aus steigen jene Gebilde auf, welche dir und allen deinen Mitarbeitern den Trieb und die Lust zum Schaffen, den Mut und den Willen zum Leben erwecken. Und in jenes Meer fließt dann wieder eure Arbeit bereichernd und sich verteilend in unendliche Tropfen. So steht ihr im Getriebe der Ewigkeit und Unendlichkeit. So erfüllt sich euer Sehnen nach Unsterblichkeit; so steht die Menschheit in dem ewigen Organismus des Weltalls, und so überwindet sie, wie auch ein jeder für sich fortwährend die Schranken des Lebens, der Zeit und des Raumes, indem sie ihr individuelles Leben in das allgemeine ergießt. Und wenn du nun die unendliche Zerstäubung deiner Arbeit siehst und bemerkst, wie hier und dort ein funkelnder Tropfen eine lechzende Seele mit perlendem Taue erfrischt, verstummen dann nicht die Stimmen der Mißgunst und Bosheit, und verhallen sie nicht tonlos in der Ferne? Ist es nicht ein Glück, das dir geschenkt wurde, für welches kein anderes Gut der Erde einen Ersatz bietet? Und giebt dir nicht die Freude deines Vaters, der anerkennende Zuspruch aller deiner Freunde die Gewißheit, daß deine Arbeit den stillen Erfolg, von dem ich sprach, in Wirklichkeit hat? Erfüllt es dich nicht mit Genugthuung, dem Lande und Volke, bei dem du nun jahrelang als Gast weilst, einen Teil des schuldigen Dankes abtragen zu können? Und wenn es dir gelingt, in objektiver Weise die Vergangenheit entrollend, diesem oder jenem ins Bewußtsein zurückzurufen, daß Parteiungen und tendenziöse Zwistigkeiten wohl Formen sind, durch welche der Egoismus das flutende Leben hindurch treibt, niemals aber das Leben selbst, wenn du diesem oder jenem den Blick wieder öffnest für das allgemeine Leben und ihn emporhebst zu jenen, die da ruhig wie die Fürsten des Volkes über diesem Tagesgewimmel stehen und wie des Schicksals lenkende Hand eingreifen, ermunternden Zuspruch und Hilfe gewährend, hast du dann nicht auch etwas vollbracht, was dich erfreut und zu neuem Denken und Streben, zu neuer mutiger Arbeit begeistert? Gieb, was du geben kannst, dem Lande und Volke

das dich zu fesseln verstanden und deinen unruhigen Fuß an die Scholle bannte! Gieb, was du geben kannst, dem Lande und Volke, zu dem deine Neigung und Sehnsucht dich zurückzog einst selbst aus den sonnigen Gefilden deiner Heimat! Ihm gehörst du, bis deine Arbeit vollendet, und aus dem Schatze, den du dir bei ihm erworben, dem Schatze deiner geistigen Ausbildung und Vervollkommnung, gieb ihm wieder, was du zu geben vermagst! Und nun, mein Lieber, wache auf! Die Arbeit wartet. Bewahre dir guten Mut und klare Ruhe, und mein Kuß scheuche von deiner Stirne die Gedanken, welche dich beängstigen!" — —

Ich schlug die Augen auf und sprang empor. Rosenduft durchwehte das Gemach, aus der Tiefe schimmerte Bayerns schönster Strom zu mir empor, vergoldet von den letzten Strahlen der Abendsonne. Und als ich auf den Balkon hinaustrat, lag das schöne Thal vor mir in den ersten dämmernden Schatten der duftgeschwängerten Sommernacht. Aber die Höhen erglänzten noch in leuchtender Pracht, und aus meiner Brust löste sich der befreiende Gruß: „Heil dir in alle Zukunft, du schönes Bayerland!"

Eine letzte Pflicht bleibt mir zu erfüllen, denen namentlich Dank zu sagen, die in freundlichster Weise meine Arbeit zu fördern suchten.

Dank also zuerst dem verehrtesten Herrn Dr. Laubmann, Direktor der Staatsbibliothek, der mir durch seine freundliche Erlaubnis der Benützung des notwendigen und unentbehrlichen Materials auch in meiner Tölzer Einsiedelei so wesentlich weiterhalf!

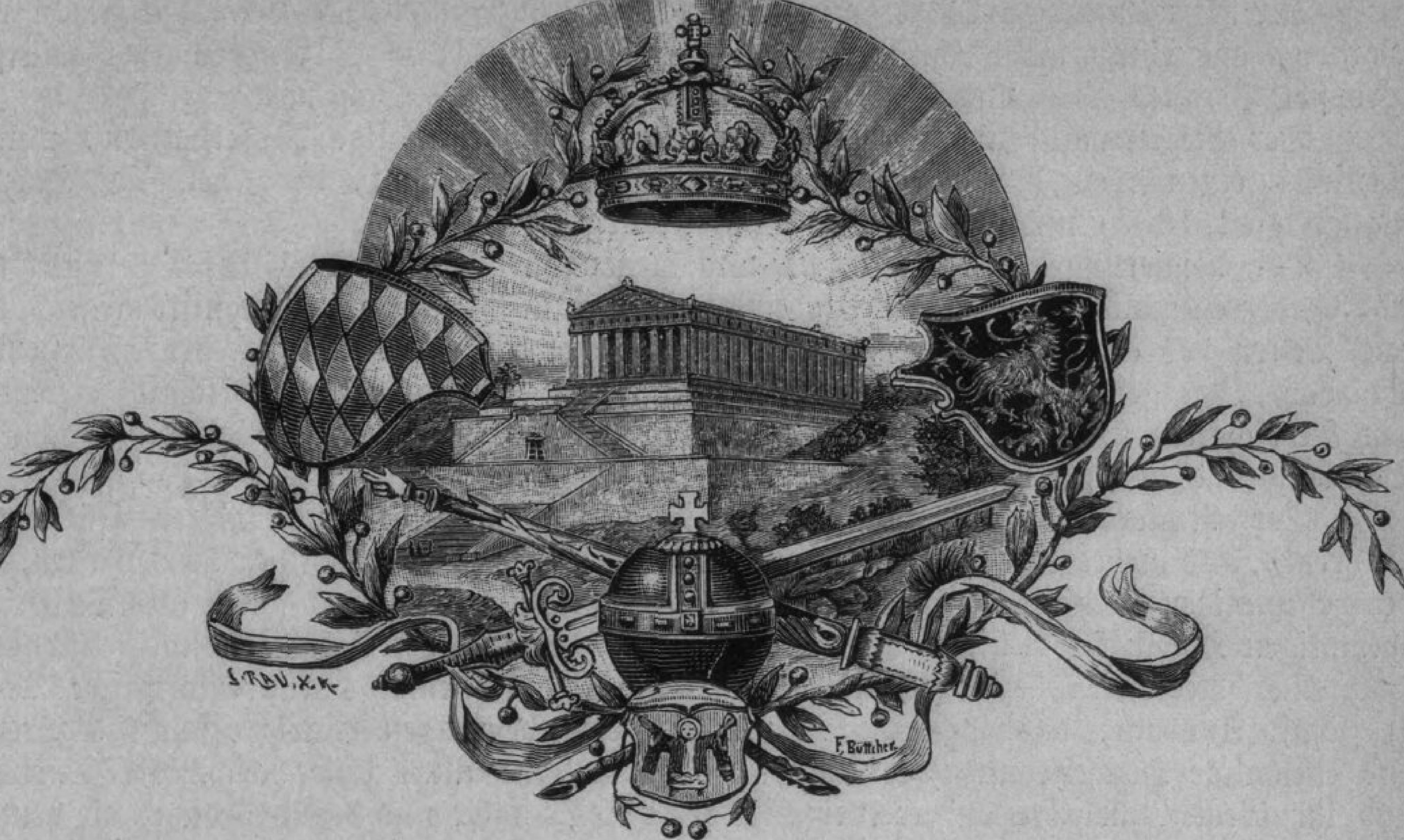
Dank dann, herzlichen Dank meinem unvergleichlichen Lehrer, dem hochverehrten Herrn Professor Dr. Cornelius für die rege Anteilnahme an dem Fortgange meiner Arbeit!

Und nun zu Ihnen, lieber Lehrer und Freund! Lassen Sie mich Ihren Namen, den Namen „Heigel" nennen als denjenigen, der an der Spitze dieser Arbeit zu stehen hat! Denn Ihnen verdankt sie ja Entstehen, Wachsen und Gedeihen vor allem. Sie wissen, daß ich sagen darf: wären Sie nicht gewesen . . . . Und wenn ich nach meinem eigenen Denken vorging und manchmal die Pfade verließ, die Sie so freundlich waren, mir zu weisen, so sind Sie auch der letzte, der mich deshalb tadelt. Ich wußte es und darum wagte ich es. Den eigenen Weg zu suchen und dann auch zu gehen, war ja Ihrer freien und neidlos-frohen Wissenschaft erste und letzte Mahnung. Wohlan denn, ich habe mich redlich bemüht ihn zu suchen und werde weiter zu suchen nicht ablassen. Wohin er auch führt, mein Gruß wird Sie finden und mit meinem Gruße die Bitte, daß Sie auch ferner meiner Arbeit die freundliche Aufmerksamkeit widmen, die mir oft so wohl gethan und so frisch und ermutigend auf mich gewirkt!

So schließe ich die Reihe vor der Oeffentlichkeit, nicht vor meinem Herzen. Was ich im Traume sah und geschildert, war die Wirkung der stillen Arbeit und Hilfe, die mir aus dem Kreise hochdenkender Männer und Frauen zufloß. Den letzteren namentlich meinen herzlichsten Dank! Ich verehre in ihnen die Mütter des heranwachsenden und kommenden Geschlechtes. Möge ihm zu herrlicher That reifen, was jetzt noch als wogende Gedanken und dämmernde Ahnungen unser innerstes Sein bewegt — zum Heile Deutschlands, zum Heile Bayerns!

Tölz, im August 1889.

Mathieu Schwann.



Einleitung.

Land und Leute.

Allgemeines.



Bayern, seit 1806 ein Königreich, besteht aus zwei geographisch getrennten, an Größe sehr verschiedenen Gebietsteilen, nämlich aus dem in sieben Regierungsbezirke eingeteilten Lande diesseits des Rheins und aus einem jenseits des Rheins gelegenen Regierungsbezirke — der Pfalz.

Das Gebiet diesseits des Rheins grenzt nördlich an die preußische Provinz Hessen, an das Großherzogtum Sachsen-Weimar, die Herzogtümer Sachsen-Meiningen und Koburg-Gotha, an die Fürstentümer Reuß und an das Königreich Sachsen, östlich an Böhmen und das Erbherzogtum Oesterreich und Salzburg, südlich an Tyrol, Vorarlberg und den Bodensee, westlich an das Königreich Württemberg und an die Großherzogtümer Baden und Hessen.

Der Regierungsbezirk jenseits des Rheins, die Pfalz, grenzt nördlich an Preußen und das Großherzogtum Hessen, östlich an den Rhein, der dieselbe von dem Großherzogtum Baden trennt, südlich an das unmittelbare Reichsland Elsaß-Lothringen und westlich an die preußische Rheinprovinz.

Die erwähnten Regierungsbezirke sind: Oberbayern, Niederbayern, Oberpfalz und Regensburg, Oberfranken, Mittelfranken, Unterfranken und Aschaffenburg, Schwaben und Neuburg und Pfalz.

Der Regierungsbezirk Oberbayern erstreckt sich über einen Teil des alten Herzogtums Bayern, das ehemalige Hochstift und Bistum Freising (1803), die ehemalige gefürstete Propstei Berchtesgaden und Teile des ehemaligen Erzstiftes Salzburg.

Der Regierungsbezirk Niederbayern umfaßt das ehemalige Niederbayern, welches ebenfalls einen Teil des alten Herzogtums Bayern ausmacht, das ehemalige Hochstift Passau (seit 1809) und die Grafschaft Ortenburg (seit 1816).

Der Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg besteht aus der Oberpfalz (seit 1623), der ehemaligen freien Reichsstadt Regensburg, dem ehemaligen Hochstifte Regensburg, aus Teilen des alten Herzogtums Bayern, des Herzogtums Neuburg, dem Fürstentum Sulzbach, der gefürsteten Grafschaft Leuchtenberg, der gefürsteten Grafschaft Sternstein, den Herrschaften Sulzbürg, Pyrbaum und Breiteneck, sowie aus Teilen des Hochstiftes Bamberg und des Fürstentums Bayreuth.

Der Regierungsbezirk Oberfranken ist gebildet aus dem ehemaligen Fürstentum Bayreuth, aus mehreren der fränkischen Reichsritterschaft einst zugehörigen Herrschaften, aus dem ehemaligen Hochstift oder reichsunmittelbaren Bistum Bamberg, sowie aus Teilen des ehemaligen Hochstiftes Würzburg und Teilen der ehemaligen freien Reichsstadt Nürnberg.

Der Regierungsbezirk Mittelfranken umfaßt die ehemals brandenburgische Markgrafschaft Ansbach, das sogenannte Unterland der ehemaligen Markgrafschaft Bayreuth, das ehemalige Hochstift und Bistum Eichstädt, die ehemalige freie Reichsstadt Nürnberg und ihr Gebiet, mehrere andere ehemalige freie Reichsstädte und deren Gebiete, die deutsche Ordens-Komthurei Ellingen, das Fürstentum Hohenlohe-Schillingsfürst, die ehemalige gefürstete Grafschaft Schwarzenberg nebst der Herrschaft Seinsheim, mehrere der fränkischen Kreisritterschaft gehörige Besitzungen, die Herrschaft Breiteneck, einige Orte des ehemaligen Hochstiftes Würzburg und einige Abtretungen von Württemberg.

Der Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg erstreckt sich über das ehemalige Hochstift Würzburg, das ehemalige Fürstentum Aschaffenburg, einen Teil des ehemaligen Hochstifts Fulda, Teile des ehemaligen Fürstentums Ansbach und des Hochstifts Bamberg, die Territorien der ehemaligen freien Reichsstadt Schweinfurt, die Reichsdörfer Gochsheim und Sennfeld, die ehemalige reichsunmittelbare Grafschaft Wertheim und die Standesherrschaften der Fürsten von Leiningen, Schwarzenberg und Löwenstein.

Der Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg ist gebildet aus: 7 ehemaligen freien Reichsstädten (Augsburg, Kaufbeuren, Kempten, Lindau, Memmingen, Nördlingen und Donauwörth); dem ehemaligen Hochstift Augsburg (seit 1803); der ehemaligen gefürsteten Abtei Kempten (seit 1803); mehreren reichsunmittelbaren Stiftern (seit 1803); der ehemaligen Markgrafschaft Burgau; den Herrschaften Mindelheim und Schwabeck; der ehemaligen Herrschaft Rothenfels; verschiedenen Standesherrschaften: dem Fürstentum Oettingen, den Mediatbesitzungen der Grafen und Fürsten von Fugger, der bassenheimischen Herrschaft Buxheim, der ehemaligen reichsunmittelbaren Grafschaft Trauchburg, Teilen der ehemaligen Grafschaft Pappenheim, Teilen des Herzogtums Neuburg und des ehemaligen Herzogtums Bayern.

Der Regierungsbezirk Pfalz umfaßt die Reichsstädte Speyer und Landau, Teile der Hochstifter Speyer und Worms, Teile der Kurpfalz, das pfälzische Fürstentum Zweibrücken, Teile der Herrschaft Hanau-Lichtenberg, die Grafschaft Leiningen, die Nassau-Weilburgische Herrschaft Kirchheim, die Grafschaft Falkenstein, die Herrschaft Landstuhl und die fürstliche von der Leyen'sche Herrschaft Blieskastel.

Das also eingeteilte und zusammengesetzte Gebiet bedeckt einen Flächenraum von 75 864 □km, mit fast $2^1/_2$ Hundert Städten, 419 Märkten und über 23 000 Dörfern und Weilern. Nach der Volkszählung von 1885 beläuft sich die Einwohnerzahl auf 5 420 199 Seelen, von denen 70,8 % Katholiken, 28,1 % Protestanten und Reformierte, 1 % Israeliten und 0,1 % Anhänger sonstiger Bekenntnisse.

Betrachtet man das Bayerland nach seinen natürlichen Verhältnissen, so ergibt sich eine Einteilung, welche von der obigen politischen vielfach abweicht, nämlich:

1. Die bayerischen Alpen, welche einen Teil von Schwaben und Neuburg, wie von Oberbayern bedecken.

2. Die Landschaft zwischen den Alpen und der Donau umfaßt den großen Strich Landes von Ober- und Niederbayern, von Schwaben und der Oberpfalz, welcher südlich von den Alpen, nördlich von dem fränkischen Jura und dem bayerischen Walde begrenzt wird.

3. Der bayerische Wald mit den westlichen Abdachungen und Verzweigungen des Böhmerwaldes begreift einen großen Teil von Niederbayern und Oberpfalz.

4. Der fränkische Jura, die Fortsetzung des schwäbischen Jura, durchstreicht Schwaben, Oberpfalz und Oberfranken.

5. Das Fichtelgebirge, vorzugsweise über Oberfranken und einen Teil der Oberpfalz sich erstreckend.

6. Das Oberpfälzer Hügelland, teils zu Oberpfalz, teils zu Oberfranken gehörend, senkt sich, am südlichen Fuße des Fichtelgebirges beginnend, zwischen dem bayerischen Wald und dem fränkischen Jura gegen die Donau ab.

7. Der fränkische Wald im Norden Oberfrankens bildet die Wasserscheide zwischen Main und thüringischer Saale.

8. Das Rhöngebirge im nördlichsten Teile Unterfrankens.

9. Der Spessart nebst den Ausläufern des Odenwaldes im Westen Unterfrankens.

10. Die fränkische Höhe und Ebene zwischen Rhön, Spessart, fränkischem Jura und fränkischem Walde gelegen, über Ober-, Mittel- und Unterfranken, über Teile von Schwaben und Oberpfalz sich erstreckend.

11. Das Haardtgebirge mit dem Westrich.

12. Die Rheinebene zwischen Haardt und Rhein.

Um nun einen Ueberblick über die physische Beschaffenheit des Landes zu gewinnen, sei es gestattet, in kurzen Umrissen die Gesetze, nach denen die Bildung der Erdoberfläche



Granitfelsen am Dreihof bei Bärnau, Oberpfalz.

stattgefunden, anzuführen, um dann zur Besprechung des in unsrem Lande Zutreffenden oder Abweichenden überzugehen.

Ein glühend flüssiger Erdkern mit langsam erstarrender Kruste und umhüllender Atmosphäre ist das Bild, welches uns zuerst entgegentritt. In der umhüllenden Atmosphäre

ist alles jetzt auf der Erde befindliche Wasser in Dunstgestalt vorhanden. Durch Abkühlung derselben erhalten wir die Niederschläge, welche als Urmeer die ganze Erdoberfläche bedecken. In diesem Urmeere sind aber eine Masse fremder Stoffe durch die fortdauernde Ausdünstung aus dem inneren Erdkerne enthalten, die sich bei steigender Erkaltung auf dem Boden des Meeres ablagern. In einer Doppelschicht ist also die Erdoberfläche zu denken: einmal unten das erkaltete Grundgestein, das sogenannte krystallinische Grundgebirge oder Urformation, aus Urgneis, Urschiefer und Granit bestehend, dann darüber die aus dem Meere ursprünglich horizontal niedergeschlagene Schicht der geschichteten oder neptunischen Formation. Die Grauwackenformation bildet die älteste dieser Ablagerungsschichten und besteht aus Sandstein, Thonschiefer und Kalkstein. „Aber die innere Glutmasse wogte noch in gewaltiger Aufregung und zerriß häufig und auf weite Strecken die jugendliche Rinde, deren Teile sie aus der wagerechten Lage verwarf und überschüttete. So entstanden



Granitfelsen des Steinwaldes im Fichtelgebirge.

neue und zahlreiche Bergmassen, größere Inseln im Urmeere. Die aus den Spalten ausströmende Hitze des Centralfeuers steigerte die Temperatur der Atmosphäre, in welcher bei der reichlichen Verdunstung der Gewässer und dem ununterbrochenen Aufsteigen von Kohlensäure aus dem Erdinnern die üppigste Waldung dem Boden entsproß. Nach dem Absterben einer reichen Vegetation wucherte, wie noch jetzt in den Tropen, bald eine neue: in feuchten Gegenden bildeten sich torfähnliche Lager. Diese vegetabilischen Schichten sanken unter, sei es durch die eigene Schwere, sei es durch die infolge neuer plutonischer Durchbrüche andrängenden Fluten begraben, und wurden von angeschwemmtem Sand oder Schlamm bedeckt, den das über sie hinwegfließende Meer herbeiführte. Ein neuer Wald prangte alsbald über dem verschütteten. Aber auch er wurde von den Fluten zerstört und mußte den folgenden tragen. Die verschütteten Wälder verkohlten und bildeten die Schichten, die wir jetzt als Steinkohlen ausbeuten. So entstanden die mächtigen Ablagerungen der Steinkohlenformation."

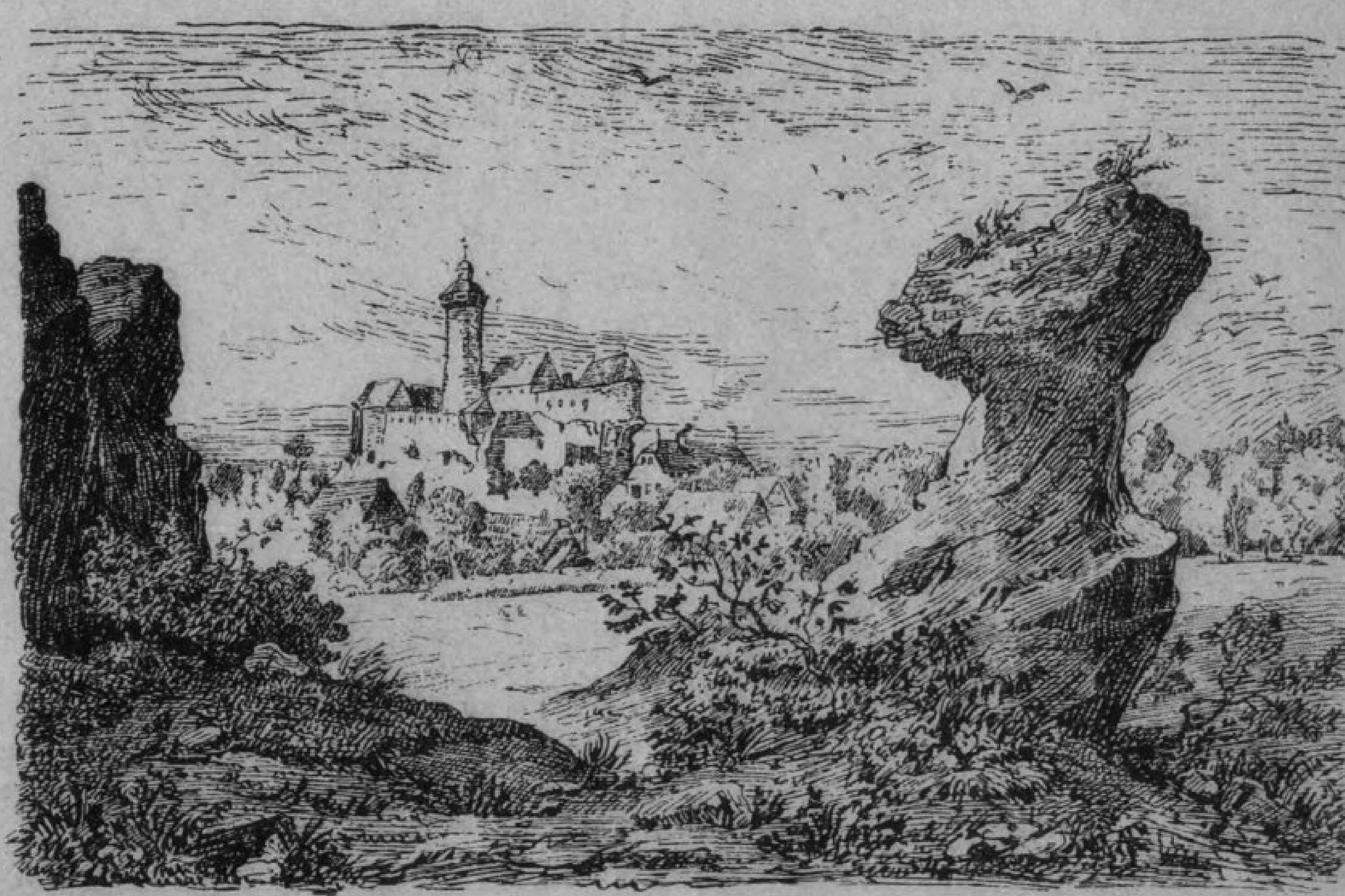
Diese Steinkohlenflötze wechseln mit Sandstein, Schiefer, Thon- und Kalkbänken; alles aber ruht auf einer mächtigen Meereskalkbildung mit zahlreichen Petrefakten — „das Grab einer vegetabilischen Schöpfung von hoher Pracht und Üppigkeit der Formen."

Die Eruptionen aus dem glühenden Innern dauern fort. Wie ehedem der horizontale Meerboden verschoben wurde, so jetzt die neu gebildeten Schichten. Durch die weitere Abkühlung der Erdrinde jedoch ist dem Durchbrechen derselben ein Widerstand entgegengesetzt und so kommt es weniger wie einst zu Durchbrüchen, als zu sattelförmigen Erhebungen der Schichten, wodurch die unten liegenden Gesteine zur Oberfläche gelangen. Während nun die Thätigkeit der Meereswogen in Ablagerung der Zechsteinschichten fortdauert, schlägt aus dem Süßwasser auf die Kohlenformation das Rot- oder Totliegende nieder. Beide Schichten führen den Namen „Dyas". (I.)

Im Gegensatze zu den bisher genannten „primären" Gebilden der Grauwacken-, Kohlen- und Zechsteingebirge führen die nun folgenden Formationen den Namen der „sekundären". Diese sondern sich wieder in drei große Bildungsglieder, nämlich:

1. das der Triasformation, (II.)
2. das der Lias- und Juraformation, (III.)
3. das der Kreideformation. (IV.)

Die Triasformation besteht aus dem bunten Sandstein, dem Muschelkalk, „technisch wichtig durch seinen großen Reichtum an Steinsalz, das mit Gips, Anhydrit und Thon gewaltige Lagerstöcke bildet", sowie der Keuper- oder bunten Mergelformation. Ein Zwischenglied bildet der Dolomit, dem alsdann die zweite sekundäre Formation, die Lias- und Juraformation folgt. Dieselbe besteht aus Sandstein, Kalkstein und Mergel, darüber die braune und weiße Jura.



Felspartie bei Zwernitz in Oberfranken.

„Die letzte und oberste Gruppe des sekundären Gebirges ist das Kreidegebirge mit dem Quadersandstein, weit über die Erde verbreitet und äußerst reich an Petrefakten."

Das fünfte (V.) Stadium bildet das tertiäre Gebirge: die Molassen- oder Braunkohlenformation. Die Molasse besteht aus einem kieselig groben und lockeren Sandstein mit Schichten von Thon, Kalk, Gips und Mergel. „In dieser Epoche erscheinen zum erstenmale Säugetiere und Vögel zahlreich, und gleichfalls während der tertiären Periode brachen die Trachyte und Basalte aus dem Erdinnern hervor."

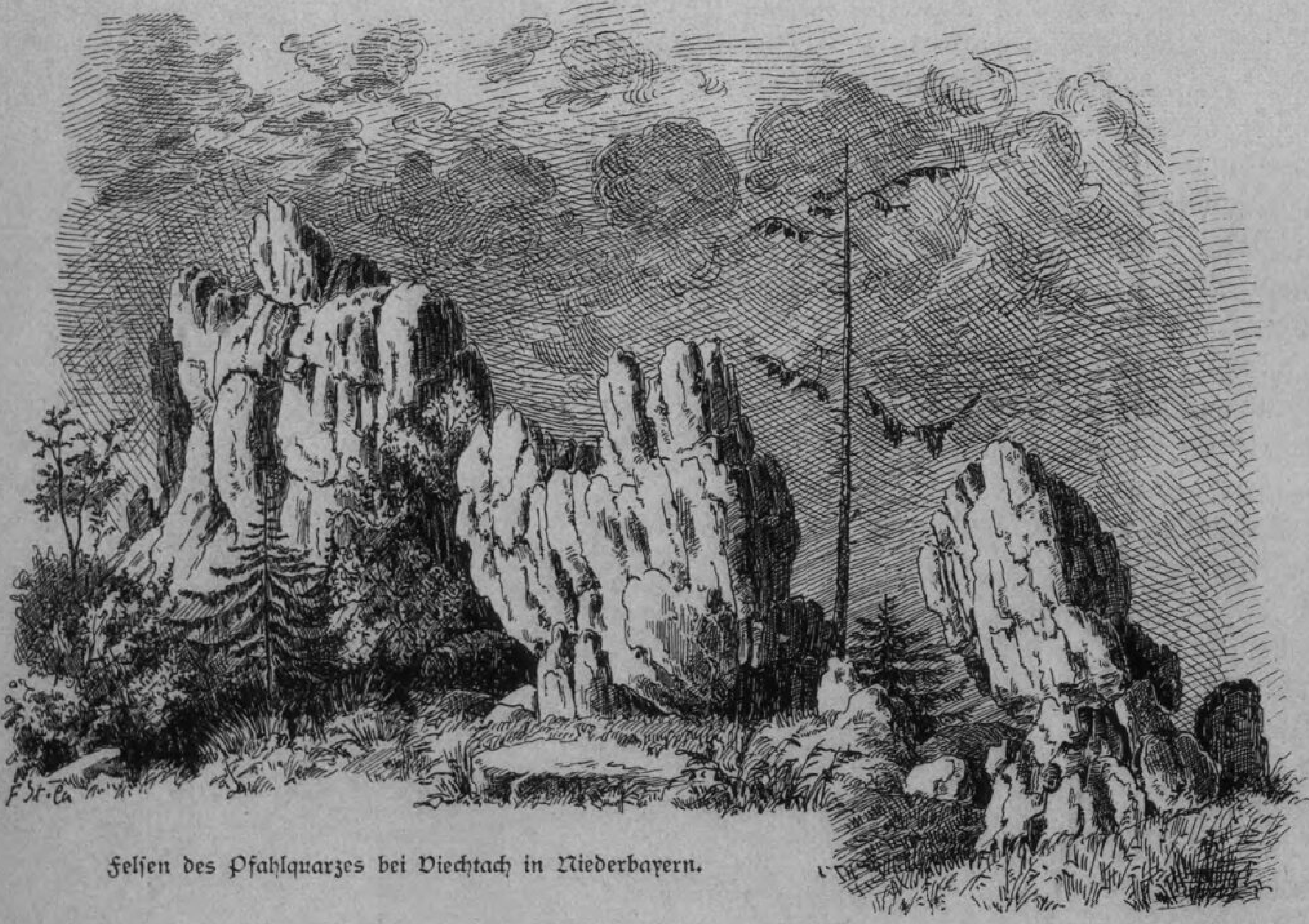
Das Diluvium führt zu einem sechsten (VI.) Stadium und bildet die älteren Schichten der quartären Formation. Zum letzten Mal überströmte die Diluvialflut von den Polen aus die ganze Erde, und die von ihr zurückgelassenen Gerölle, Lehm, Sand, Thon und Mergel bedecken alle andern Schichten und bilden die oberste Gesteinschicht.

Die zahllosen Felsblöcke, welche wir weit zerstreut auch in der Ebene finden (erratische Blöcke, Wanderblöcke), rühren nach neueren Anschauungen von den in der Eiszeit von

mächtigen Gletschern herbeigeführten Moränentrümmern her, während andere sie als auf großen Schollen des Polareises fortgeführt betrachten.

Mit dem Schlusse der Diluvialzeit treten wir in ein siebentes (VII.) Stadium, das bis heute fortdauert — „die Periode gereiften Alters, ruhiger Vollendung". Das Novärgebilde dieser Periode besteht aus Anschwemmung (Alluvium), Kalktuff, Torf- und Moorerde, sowie aus Pflanzenerde.

Die hier kurz angegebene Entwicklungsgeschichte der Erdoberfläche erklärt uns, warum wir die Gebirge in plutonische und neptunische einteilen. „Die plutonischen Bildungen bilden zunächst als krystallinische Gesteine die Unterlage aller geschichteten neptunischen Gesteine, sind aber dann in verschiedenen Zeiträumen durch Eruptionen des glühend-flüssigen Inneren in die Höhe gehoben, haben die neptunischen Formationen vielfach durchbrochen und ihre horizontalen Schichten senkrecht aufgetürmt. Granit, Diorit, Porphyr sind die vorzüglichsten plutonischen Gesteine." Wichtig ist die Erkenntnis dieses Vorganges deshalb,



Felsen des Pfahlquarzes bei Viechtach in Niederbayern.

weil wir so in den Stand gesetzt sind, über das Alter der Gebirge einen Schluß zu ziehen, denn die ältesten Gebirge sind doch die, in denen wir neptunische Schichten nicht aufgerichtet, sondern in ihrer alten Lage finden. Wo alle neptunischen Schichten senkrecht stehen oder verschoben sind, da müssen wir später eingetretene Eruptionen annehmen, also haben wir hier die jüngsten Gebirge vor uns. Für die Erkennung vulkanischer Gebirge ist die äußere Form, wie das Vorkommen einzelner Steinarten, so namentlich des Basaltes, von Wichtigkeit. Die äußere Gestalt vulkanischer Berge aber ist die kegelförmige, zuckerhutartige mit muldenartig eingetiefter Gipfelfläche.

Nach der Höhe unterscheiden wir Hochgebirge (über 2500 m), Mittelgebirge (von 600—2500 m) und Vorgebirge (Erhebungen unter 600 m). Bei dem Hochgebirge tritt namentlich die großartige Gletscherwelt in den Vordergrund. Der Gletscher ist ein Eisstrom, der unterhalb der Schneelinie aus großen Bergrinnen oder zwischen den Bergen selbst hervorquillt. Die Ufer des Eisstroms bezeichnen massenhafte Felsblöcke, welche der Strom aus seinem felsigen Quellenort mitgeführt — die sogenannten Seiten-Moränen. Unter Mittel-Moräne verstehen wir dagegen eine derartige Ablagerung von Felsblöcken in

der Mitte eines, vielmehr zweier zusammenströmender Gletscher. Eine unversiegbare Quelle für unsere Ströme und Flüsse nehmen sie in dem großen Destillierapparate der Natur die Stelle der Abkühler ein. Denn das Meer, in ewiger massenhafter Verdunstung begriffen, entsendet seine Wolkengebilde, die teilweise so in höheren kälteren Zonen sich wieder in Wasser umsetzen und als solches niederfallen, teilweise auch gerade an diesen Gletschern ihren Ablagerungs- und Umsetzungsort finden.

Mit dieser knappen Wegzehrung versehen begeben wir uns nun in:

Das Alpengebiet.

In großem Halbmonde, dessen Öffnung Italien zugewendet ist, lagert sich das Gebirge der Alpen, aus selbständigen, aber vielfach ineinander greifenden und sich gegenseitig durchsetzenden Gruppen bestehend, vor den Süden Europas, im Südwesten seinen Anschluß an den Apenninen findend und den Busen von Genua berührend, während es im Südosten in den Gebirgen der Balkanhalbinsel seine Verlängerung findet. Teilt man die Alpen in geographischer Hinsicht in West-, Central- und Ostalpen, so erhalten wir vom geologischen Standpunkt die Einteilung in eine Mittelzone und die Nebenzonen oder die Kalkalpen. Die Gebirgskette der Mittelzone ist der jüngste Teil der Alpen, denn in ihr finden sich alle neptunischen Ablagerungsschichten steil emporgehoben. Ewiger Schnee und das blaue Gletschereis umstarren die zackigen Gipfel, die trotz des unruhigen Aufbaues uns in ihrer imposanten Größe und Festigkeit den Eindruck erhabenster Ruhe erwecken. In glühend-flüssigen Massen entquollen einst diese Berge der Mittelzone der Erdrinde und schoben die Gruppen der Kalkalpen weit auseinander, so daß dieselben nun wie eine Ringmauer die großartige Bergfeste von beiden Seiten umgeben.


Dolomiten bei Amberg im Tauberthal.

„Das der Mittelzone nördlich vorgelegte Kalkalpengebirge kann aus der Dauphinée bis ins Becken von Wien ununterbrochen verfolgt werden, indem es, hie und da an den Hauptrücken unmittelbar angelagert, meist aber durch ansehnliche Längenthäler von demselben gesondert, dessen Hauptrichtung, ja sogar allen Beugungen desselben folgt.“

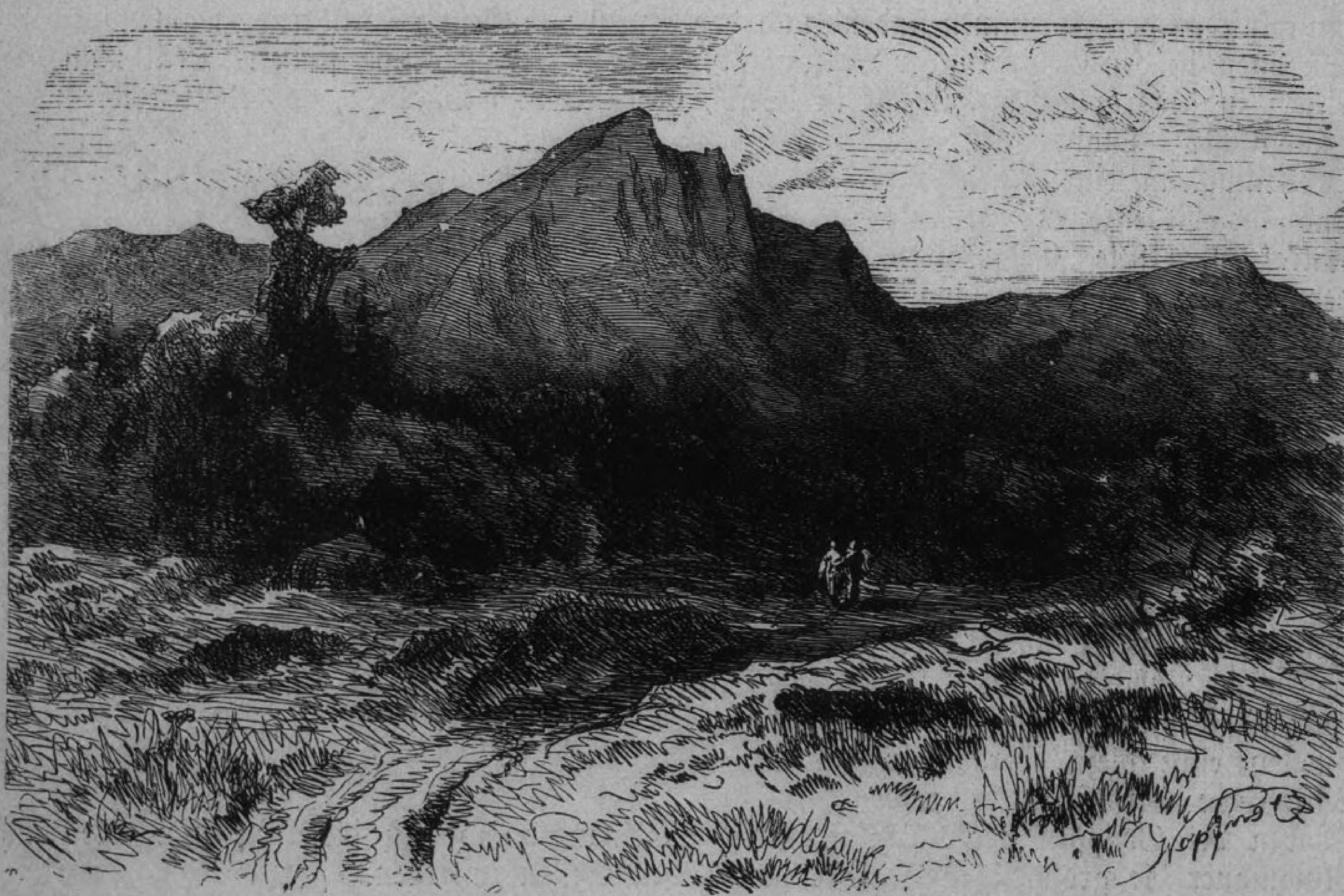
Denken wir an die gewaltigen Umwälzungen, welche hier stattgefunden, so ist es erklärlich, daß wir zu ganz abnormen Verhältnissen der Gesteinlagerungen und -Vermischungen kommen müssen, während andrerseits wieder die in einzelnen Teilen erhalten gebliebene Einförmigkeit wunderbar erscheint. „Tagelang führt uns der Weg oft durch das ewige Einerlei desselben Gesteins (Dolomit). Ganze Bergriesen bestehen aus diesem einen Formationsgliede ohne irgend eine Spur weiterer Teilung.“

Da nun die bayerischen Alpen nirgendwo die Grenze gegen den Zentralstock berühren, fallen die älteren Gesteinsarten außerhalb unserer Betrachtung. In einem mehr oder weniger schmalen Streifen am äußeren Rande der nördlichen Nebenzone ziehen sie sich von Westen nach Osten in mehreren Parallelzügen hin. Der Hauptdolomit, jenes oben erwähnte Mittelglied zwischen der Keuperformation der Trias und der Juraformation, bildet gewissermaßen das Hauptgerippe des Gebirges, an welches die andern Steinarten sich anlehnen. Durch vielfache und eigentümliche Gebilde der sekundären und tertiären

Formationsepoche führt uns der Geologe zu den letzten Schichten derselben, den Braunkohlenlagern, welche namentlich am Peißenberge einen lebhaften Bergbau begründeten. „Von hier dehnen sich die kohlenreichen Molasseflösse über den Penzberg, über Buchberg und Rimselrain bei Tölz nach Miesbach und Au aus. Das reiche Kohlenfeld gestattete großartige bergbauliche Unternehmungen, welche eine eigentümliche Lebendigkeit und ungewohnte Regsamkeit in diese Gegend verpflanzt haben und neue Quellen des Nationalreichtums erschließen."

Durch die Thalfurche des Inn von den östlichen Centralalpen geschieden dehnen sich zwischen Rhein und Salzach die Allgäuer und bayerischen Alpen aus, indem der Lech zwischen ihnen die Grenze bildet. Wie wunderbar erscheint diese erhabene Bergwelt dem Auge des Wanderers, der sie aus einiger Ferne fast ununterbrochen im Abendglanze zum Himmel ragen sieht!

Auf der Höhenstraße, die sich von Landsberg am Lech über Waal, Eurishofen, Germaringen gen Kaufbeuren hinzieht, hat man die Gebirgskette der Oberammergauer



Wendelstein, vom Josephsthal aus gesehen.

Berge mit Karwendel- und Wettersteingebirge im Hintergrunde, dann die Allgäuer Berge bis weit hinauf über den vorgeschobenen Grünten hinaus, ein herrliches Panorama, vor sich liegen, das gen Westen sich allmählich in die immer mehr in Grau verhüllten Vorberge der Bodensee-Berge und des Bregenzer Waldes verläuft. Wie anders ist dagegen wieder das Panorama des Ammersees! Das Ettaler Mandl tritt nordwärts vor bis in die Moosgründe von Murnau, während hinter demselben die Zugspitze, Bayerns höchster Berg (2952 m), mit mächtigem Abfalle in das tiefe Loisachthal, nach Westen die Gruppe des Wettersteingebirges beschließt. „Da sind Zeugen gräßlicher Zerstörung um den hochliegenden Eibsee hergestreut. Ostwärts trennt das hochliegende Thal der oberen Isar, von der Scharnitz über Mittenwald, nordwärts die Wettersteinwand von ihrem Gegengebirge, dem Karwendel. Nördlich von dem ungeheuren Geschröfe aber breitet sich das herrliche Gebirgsthal von Garmisch aus, das jenem schönen Kessel von Oberstorf vergleichbar ist. Lieblich und großartig zugleich, wie kein anderes, ist das Bild der breiten, grasreichen Ebene, der die Riesen des Gebirges, zackig aufstarrend und teilweise in ewigen Schnee gehüllt, entsteigen."

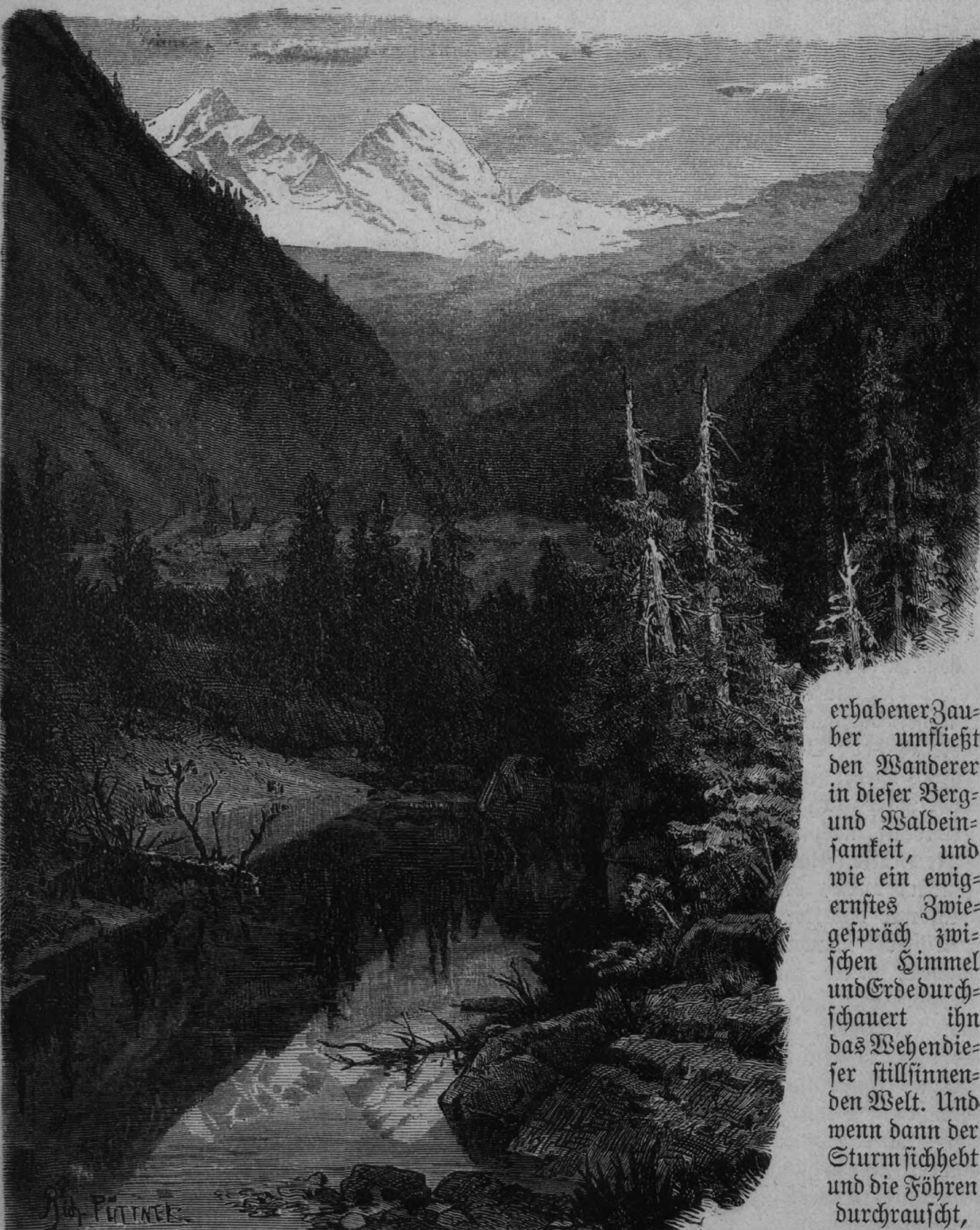
Ostwärts bildet das Panorama des Würmsees die Fortsetzung desjenigen vom Ammersee. Weit hinaus über die Walchenseer, Tegernseer und Schlierseer Berge schweift das Auge hinüber nach Osten zur Wendelsteinspitze. Mit dem Brünnstein fällt diese Berggruppe zum Innthale ab. Jenseits des Flusses treten wir mit Kampenwand und Hammerstein in den Bereich der Chiemseeberge. Und weiter dann in südöstlicher Richtung versenkt sich das bayerische Land noch einmal tief hinein in die herrlichste und wildeste Alpenwelt: in die Salzburger Alpen, deren Innerstes das Hochland von Berchtesgaden zwischen Salach und Salzach erschließt. Es bedarf nur der Namen, um Sehnsucht und Phantasie in die wunderbaren und sagenreichen Gefilde zu entführen, der Namen wie: Reichenhall mit seinem hohen Staufen, steinernes Meer, Schwarzbach-Horn, Königssee, Watzmann und über Berchtesgaden hinaus der gen Salzburg vorgeschobene Untersberg.



Schleichhändler im bayrischen Hochland.

Unter die kühnsten und wildesten Formen der Alpen überhaupt gehört das erwähnte Karwendel- und Wettersteingebirge. Noch einmal hier am nördlichen Rande, „in den Wüsteneien, an den Abgründen des Höll- und Rheinthales kann der Wanderer die ganze großartige Wildheit der höchsten Alpenreviere der Schweiz und Tyrols wieder finden. Enge Querthäler, an der Sohle oft plötzlich nochmals in senkrechte Klüfte (Klammen) zerspalten, welche die Fortbildung und das Zernagen der Gewässer schauerlich klar machen, ältere und neuere Bergstürze, Felsengruppen von Gewässern durchbohrt, hie und da ein blaugrüner Bergsee (die einsame „blaue Gumpe") — bieten unbeschreibliche Scenen. Von wahrer Bewohnbarkeit ist beim ganzen Gebirge gar keine Rede und selbst die vereinzelten Wohnungen der Menschen nehmen gar bald ein Ende. Nur der Jäger und Schleichhändler, Hirte und Bergmann beschreiten das Gebirge," und erst die jüngste Zeit führte auch den kühn-begeisterten, verwegenen Wanderer auf diese Höhen, die er ehedem nur von unten anzustarren wagte als Hieroglyphen, in denen eine erhabene Natur die Kunde aus ihrer fernsten Urzeit dem forschenden Menschengeiste zur Lösung vorführt. Wer den Weg gemacht von Kochel über den Kesselberg zum Walchensee, der sah die grotesk getürmten Zacken beider Gebirgsstöcke,

die ihre von ewigem Eis und Schnee umstarrten Häupter zum blauen Firmamente erheben. Und dann unten im Thale die dunkel träumenden Fluten des Walchensees, zu dem die prächtigen Tannenwälder der umliegenden Berge geheimnisvoll herniederrauschen. Ein



Die blaue Gumpe.

erhabener Zauber umfließt den Wanderer in dieser Berg- und Waldeinsamkeit, und wie ein ewig-ernstes Zwiegespräch zwischen Himmel und Erde durchschauert ihn das Wehen dieser stillsinnenden Welt. Und wenn dann der Sturm sich hebt und die Föhren durchrauscht, wenn er die smaragdenen Fluten in wilde Wellenschlangen verwandelt, die mit schaumlechzenden Zungen in graue Wetternacht emporgeifern; wenn dunkle Wolken gleich Schattenungeheuren die ernsten Gebirgskronen umtanzen: dann erzittert ihm das Herz bis in die tiefsten Tiefen und staunend schaut er

die düstere unheimliche Macht einer grollenden Natur. — Entfernt von allem menschlichen Treiben, von allem Handel und Wandel, träumen wir in diesen Bergen, und doch wie nahe liegt uns das bewegteste Leben, in wie kurzer Zeit führt uns der Weg aus dieser Riesenwelt in die Vorberge, wie schnell von da in die Ebene! In rascher Fahrt wollen wir dieselbe nun durchmessen, um dann in steterem Gange die Bezirke des Königreichs einzeln zu besichtigen.

Die bayerische Donau-Hochebene.

„Eine fast unübersehbare ebene Fläche, nur in wenigen Teilen ins Hügelige, Wellenförmige und Bergige übergehend, breitet sich von dem Felswall des bayerisch-böhmischen Urgebirgs nördlich der Donau, der mit Kreidehügeln erfüllten Naabbucht bei



Almhütte auf dem Wendelstein.

Regensburg und dem abgerundeten, vielfach eingezackten Rande des fränkisch-schwäbischen Juras von Norden gegen Süden bis zum Fuße des plötzlich sich schroff erhebenden schneebedeckten Zackengebirges der Alpen aus.

Diese Ebene, von der Donau auf einer großen Strecke der Länge nach durchflossen, läßt sich als Donauebene bezeichnen; ein Teil derselben, nämlich jener zwischen Iller, dem untern Inn und der Salzach, bildet den bayerischen Anteil an derselben."

Hügelreihen durchziehen in langen Wellen diese Ebene und umkränzen jene großen Teilstrecken, die sich als wirkliches Flachland, nur von zahlreichen Filzen und Mooren unterbrochen, in furchtbarer Einförmigkeit dem Auge darbieten. Doch je mehr wir uns dem Süden nähern, um so unruhiger wird die Bodengestaltung. Die wellige Ebene wird von einzelnen Hügeln unterbrochen; langsam steigen wir empor zu den ersten Ausläufern des Vorgebirges, bis wir über immer steilere Erhebungen plötzlich mitten ins Hochgebirge treten. Was den bayerischen Teil dieser großen Ebene betrifft, so muß er wegen seiner

absoluten Hoye über dem Meere entschieden als Hochplateau bezeichnet werden, denn seine tiefsten Punkte bei Lindau und Passau sind 350 und 246 Meter, während er in seinen höchsten Punkten bei Peißenberg und Auerberg die stattliche Höhe von über 875 Meter erreicht.

Durch die Abdachung dieser Hochebene nach Norden, verbunden mit einer Neigung nach Osten, ist den zur Donau strömenden Gebirgswässern ihr Lauf von Natur vorgezeichnet. Die westlichen derselben ändern, wenn sie aus den Vorbergen in die Ebene eingetreten, nur ganz wenig ihre direkt nördliche Richtung, während im Osten die stärkere östliche Abdachung die Bahn der Nebenflüsse nach Nordosten ablenkt. Ebenso weist diese östliche Abdachung der Donau im Norden dieser Ebene ihre Bahn von Westen nach Osten.

Jüngere Gesteinschichten und Erdarten lagern auf diesen großen Flächen, eine Ablagerung des Meeres und späterhin der zurückgelassenen großen Seen, die mit ihren Wasserfluten über diese Hochebene hinweggegangen. „Die zahlreichen Seen, welche noch jetzt oft in ansehnlicher Ausdehnung in Mitte dieser Ebene liegen, sind gleichsam die Ueberreste jener älteren, großen Wasserüberdeckung.“ Ein sicheres Kennzeichen für eine derartige Ueberflutung besitzen wir an dem zu runden Stücken abgeschliffenen Schutte, welcher von den Alpen im Süden, im Norden vom Frankenjura und dem bayerischen Wald in die Ebene hinabgetrieben wurde. Im Süden ward die nachfolgende Sand- und Thonschicht (Flinz) vielfach durch spätere Erdrevolutionen beunruhigt, während im Norden noch heute diese letzten Ablagerungen der Tertiärzeit in ihrer ehemaligen horizontalen Lage angetroffen werden. Die Diluvialflut überwogte nun zum letztenmale zum größten Teile auch die bayerische Hochebene, und aus dem mit Schwemmteilchen mächtig gesättigten Wasser legte sich über den schwereren Schotter eine mehr oder weniger dicke Decke von sogenannter Lößerde, die für die nachfolgende Vegetation von höchster Wichtigkeit wurde. Das Wasser zog durch die nunmehr geöffneten Spaltenthore ab und der Boden des Landes stieg empor, von der Natur in den Stand gesetzt, einer fruchtbar und üppig gedeihenden Pflanzenwelt das Leben zu erhalten. Nur durch die Flüsse, die sich durch diese Ebene mühsam ihr Bett gruben, hat die Gestaltung der bayerischen Hochebene eine spätere teilweise Veränderung erfahren.

Oberbayern.

Im Westen von Schwaben und Neuburg und nordwestlich von Mittelfranken begrenzt, zieht sich der oberbayerische Kreis von Füssen bis Lechsgemünd am Lech entlang, welcher von je her die Grenze bayerischen und schwäbischen Volkstums bildete. Ohne natürliche Grenze umfassen im Norden Schwaben und Neuburg, Mittelfranken und Oberpfalz, im Osten bis zur Salzachmündung Niederbayern den Bezirk von Oberbayern. Vom Inn bildet die Salzach, dann von ihrer Mündung in die Salzach die Salach die natürliche Grenze gegen Oesterreich bis gen Schwarzbach, von wo die Grenze willkürlich nach Osten abweicht um den Untersberg, das Berchtesgadener Hochland, Königssee- und Oberseeberge herum bis zum Teufelshorn, um von da in nordwestlicher Richtung bis Ristfeicht und von hier erst in gewundener Linie nach Westen zu verlaufen. Am Inn angelangt, steigt sie den Fluß hinauf bis Kiefersfelden und zieht sich dann wieder direkt nach Westen bis zur Kaiserwache, um von hier mehr südwestlich um Karwendel- und Wettersteingebirge herum bis zur Zugspitze auszubiegen. Von der Zugspitze sich bis zum Ammerthale nordwestlich wendend, erreicht die langgestreckte oberbayerisch-österreichische Grenze in westlicher Richtung bei Füssen den Lech.

So teilt sich Oberbayern mit Schwaben und Neuburg in das Gebiet des Hochgebirgs, und mit Niederbayern in die Donauebene. Durch Gebirge und Hochfläche ist das Land von Süden nach Norden in zwei natürliche Hauptmassen gegliedert, während es von Westen nach Osten durch die Flußgebiete der Isar und des Inn in drei Landstriche geteilt ist, eine Gliederung, die auch ethnographisch ihre Eigentümlichkeiten aufzuweisen hat.

Der Lech, aus dem Formarinsee unter der roten Wand in Vorarlberg fließend, tritt nach einem nordöstlichen Laufe von wenigen Stunden unter Burgsteg in das Land

Tyrol, wendet sich alsdann mehr nördlich, erreicht bei Füssen bayerisches Gebiet und nimmt von Schongau aus eine direkt nördliche Richtung, die er bis zu seiner Mündung in die Donau beibehält.

Ein Sohn der Berge verleugnet der Lech seinen Charakter nicht, sondern mit reißender Schnelligkeit wälzt er bald in breitem Bette seine schmutzig-gelben Wassermassen zu Thal, bald strömt er in blaugrünen durchsichtigen Wogen dahin, die Geröllbänke umspülend, die er in seiner tollen Zeit aus den Bergen entführt. Ein unbändiges, launenhaftes Gewässer, das sein Bett bald auf 1000 Schritte in die Breite grub, bald wieder mit einer Breite von nur 75 Schritten sich begnügte, trotzte er den menschlichen Versuchen, ihn einzudämmen und zu überbrücken seit alter Zeit und bildete so eine natürliche Grenze für die Landstriche, die seine beiden Ufer berühren. „Selbst ist der Mann" scheint sein Wahlspruch zu sein, denn er nimmt von namhaften Gewässern nur die Wertach auf dem linken Ufer unterhalb Augsburg auf, um mit ihr dann vereint seinen



Am Kochelsee, Oberbayern.

wilden Lebenstanz bis zur Donau weiterzuführen, und als ob sie die Verbindung mit diesem übermütigen Naturkinde fürchteten, treten auf dem rechten Ufer die Paar, auf dem linken Ufer die Schmutter ganz nahe an ihn heran; während die letztere es verschmäht, sich ihm zu vereinen, sondern selbständig ihren Weg zur Donau sucht, wendet die Paar, nachdem sie bei Mering sein stürmisches Lied vernommen, wie von Schrecken ergriffen nach Nordosten ab, um sich ebenfalls in züchtiger Selbstzufriedenheit der Donau zu übergeben.

„Beim Austritt des Lech aus dem Hochgebirge liegen ihm auf oberbayerischem Gebiete drei Seen zur Seite: der Schwansee, Alpsee und Bannwaldsee. Die beiden erstgenannten, kleineren, liegen zu beiden Seiten des Felsrückens, dessen nordöstliche Spitze die Burg Hohenschwangau trägt, während auf schroffem Felsvorsprung über der tiefen Pöllatschlucht die von König Ludwig II erbaute Burg Neu-Schwanstein prächtig emporragt. Schwansee und Alpsee zeigen in ihrem tiefen, klaren, grünblauen Wasser, darin sich die Häupter der nahen Waldberge und Alpenspitzen spiegeln, noch ganz den Charakter echter



Charakteristische Hausbauten.

Pfalz. Oberbayern. Niederbayern. Franken.

Hochgebirgseen. Der größere Bannwaldsee dagegen, obgleich nur etwas über hundert Fuß tiefer gelegen als der Schwansee, führt uns am Rande des breiten Lechbeckens und der mittleren Vorberge schon entschieden in die Natur des ebeneren Vorlandes."

Im Gegensatze zum Lech, der als Grenzfluß von zwei deutschen Volksstämmen für sich in Anspruch genommen wird, ist die Isar recht eigentlich der bayerisch-nationale Fluß. Liegt auch ihre Quelle noch auf Tyroler Gebiet (im Karwendelgebirge am Heisenkopfe), so gehört sie doch, nachdem sie nach wenigen Stunden beim Scharnitzpasse die bayerische Grenze überschritten, mit ihrem ganzen übrigen, 47 Meilen langen Laufe nur Bayern, und zwar auch hier wieder beschränkt, nur Ober- und Niederbayern an. In einem durch



Mühlenbau im Hochgebirge.

Geröll noch mehr ausgeweiteten Bette als der Lech durcheilt sie die herrliche Gegend von Mittenwald, verläßt jenseits Krün ihre nördliche Bahn, sich nach Osten wendend, und nimmt bei dem Dorfe Riß den gleichnamigen Fluß auf dem rechten Ufer auf. Ostwärts fließend bis Fall wendet sie sich von hier wieder gen Norden. Zur Holztrift wird die Isar namentlich benützt, „da ein großer Teil ihres Uferrandes wegen des abgerissenen oder anderwärts von Wasserarmen und sumpfigen Auen durchzogenen Bodens unwegsam ist, so daß sich auch Dörfer und Straßen vielmehr seitab des Flusses als unmittelbar am Ufer entwickelt haben". Dies begegnet uns ebenso bei den meisten andern oberbayerischen Gebirgswässern, und auch hier müssen wir in der sumpfigen Beschaffenheit

vieler Niederungen und Thalbecken das Motiv der Thatsache suchen, daß man im südlichen Oberbayern eine Vorliebe für Höhendörfer und Hochstraßen hegt. „Die Wildnis des Hochgebirges, wie die Isar bei München, tief in die Ebene hineinführend, erheben die oberbayerischen Flüsse vielmehr durch die Einsamkeit und charaktervolle Rauhheit der Scenerie, als durch lachendes Kulturleben das Gemüt des Naturfreundes."

Nebenflüsse und Zuflüsse aus vielen großen und kleinen Seen verstärken namentlich auf der linken Seite das Stromgebiet der Isar. Loisach und Amper, wie die Isar, in wildester Gebirgsgegend geboren, wirkliche Alpenseen, wie der Eibsee und Walchensee, letzterer durch den Jachen mit der Isar verbunden, entsenden ihre Zuflüsse dem reißenden Wasser, das von Freising ab seinen Lauf nach Nordosten ändert und jenseits Moosburg in Niederbayern eintritt, um die Donau bei Deggendorf und Isargemünd zu erreichen.

Wie selten bei einem Flusse kann man gerade bei der Isar den Einfluß der Bodengliederung auf das Volksleben von Stufe zu Stufe verfolgen.

Im Hochgebirge treffen wir von menschlichen Wohnungen nur den uralt-germanischen Einzelhof und die Alpenhütte; Dörfer, Weiler und Märkte dagegen nur selten. An Städten fehlt es ganz. Viehzucht und Alpenwirtschaft herrschen vor, und nur wo sich das Thal des Flusses wie bei Länggries fast zur Ebene erweitert, finden wir lebhaftere menschliche Siedelung und Ackerland. Erst die allerneueste Zeit hat in diesem Naturleben mit ihrem Touristen- und Sommerfrischlerwesen eine Veränderung hervorgerufen, die auch auf die Ursprünglichkeit und den Sittenschmuck des Volkslebens nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben ist. Treten wir nördlich in den Bereich des Vorgebirges, so gewahren wir die Umwandlung sofort. Nicht nur Menschenwohnungen sind zahlreich, nicht nur mehren sich Dörfer und Weiler, sondern auch der Ackerbau verdrängt Schritt für Schritt die Viehzucht, und städtische Kultur sendet ihre ersten Streiflichter herein in dieses ehemals patriarchalische Leben, Sitten und Trachten verändernd. Um dieses zu erfassen, bedarf es nur eines Blickes auf die Gegenden um Kochelsee, Staffelsee, Würm- und Ammersee, welche zum Isargebiete zählen. Konnte man noch vor nicht gar langer Zeit davon reden, daß die vielfachen großen und kleinen Seen, die großen Sumpf- und Moorflächen, den natürlichen Verkehrswegen ein Hindernis, hier eine Art von Vereinsamung und Abgeschlossenheit hervorgerufen, so müssen wir heute sagen, die Brücken sind geschlagen, die Wege geebnet, und auf hunderten von Straßen zieht die Kultur in diese Gegenden ein, die früher, wie uns heute noch Bauart und Trachten, Sitten und Wirtschaftsform zum Teil verraten, viel mehr den Charakter der Gebirgszone an sich trugen, als den der Ebene. Der Einbaum ist verschwunden, und Kahn und Gondel vertreten seine Stelle, während prachtvolle Dampfer die Spiegelflächen der großen Seen durchfurchen.

Doch immer noch darf man sagen, dieses von Hügeln und Seen durchzogene Vorland bildet nicht nur landschaftlich, sondern auch ethnographisch eine eigene Region. Wenn der städtische Menschenstrom sich verlaufen, wenn die Eisenbahn- und Dampferfahrten vermindert oder eingestellt, wenn der Winter seinen Einzug gehalten und Land und Volk zu Atem kommt, dann mag der einsame Wanderer wohl entdecken, daß doch noch lange nicht alles Eigentümliche und Ursprüngliche von diesem Strome hinweggeschwemmt wurde.

Folgen wir dem Laufe der Isar, so erreichen wir in wenigen Stunden die Hauptstadt München. Bis fast vor ihre Thore begleiten uns die Nachklänge aus dem Hochgebirge in Laut und Bild. Doch schon verliefen sich die Hügel in die Geröllfläche der Münchener Hochebene und jenseits der Stadt nicht mehr das Gebirgshaus mit breitem Dache, sondern einzig der hohe Giebel des strohgedeckten Hauses. Das schmale Gebiet der Stadt München vermittelt hier den Uebergang, während nordwestwärts die weiten Sumpf- und Moorgründe von Dachau und Haspelmoor sich trennend zwischen Berg- und Donaugebiet lagern. Noch einmal senden von malerischen Hügeln mächtige Eichen- und Buchenwälder ihren Gruß zu den kleinen Seen, die hier in stiller Vergessenheit träumen, und wer von Walchstadt oder Weßling sich hineinbegiebt in dieses Bergland, der wird wissen, wie zerklüftet, wie eigentümlich verworren und unentwickelt diese ganze Landschaft



Holzknechte.

erscheint, und wie leicht es ist, auch wenn uns keine Waldfrau neckt, in diesem regellosen Hügellande auf falschen Pfad zu geraten, wenn man den Pfad falsch nennen darf, der uns stundenlang durch herrlichen Wald in der Irre herumgeführt. Was wir gewollt: Einsamkeit und Ruhe, dieser Pfad gab es uns ja, und in so vollem Maße, als wir uns vorher nicht träumen ließen.

Tritt auch der Wechsel zwischen Hügel- und Waldland und breiter öder Moosgegend fast plötzlich ein, so verheißen uns doch jene in blauer Ferne nordwärts sich hinziehenden Hügelketten ein neues frisches Leben. Und es ist so. Dem Ampergrunde folgend eilen wir gen Dachau, um hier von steiler Höhe herab den letzten Gruß den südwärts liegenden Bergen, der von einer rosig grauen Dunstdecke überwogten Stadt München zu senden. Und treten wir nun unsere Wanderung nach Norden an, so scheint es fast, als sollte uns hier noch einmal und auf Tage begegnen, was uns bei Weßling nur auf Stunden zugestoßen. Eine lange Irrfahrt durch zahllos wechselnde Thäler scheint unser Los zu sein. Doch es scheint nur so. Denn diese Gegend hat ihr System, und wenn wir den Flüßchen und Bächen folgen, werden wir dieses Systems wohl inne werden.

Da fließt zunächst dem Lech die Paar zu. Wir kennen die Züchtige schon. Im moosigen Thalgrund bei Schloß Kaltenberg entspringend, hält sie sich dem Lech fast parallel, um dann ihren Lauf nordostwärts zu wenden und bei Ingolstadt sich mit der Donau zu vereinen.

Oestlich von ihr macht es die Ilm gerade so. Sie sucht ihren eigenen Weg fast der Paar parallel und mündet bei Neustadt in die Donau, während die Glon, sich bei Allertshausen mit der Amper vereinigend, mit dieser alsdann unterhalb Moosburg in die Isar fällt.

Alle diese Hügelwasser laufen einander auf große Strecken fast parallel, und wenn wir von Freising aus, wo die Isar plötzlich gegen Osten abbiegt, eine gerade Linie nordwestlich gegen Berabach ziehen, so werden wir ungefähr die Punkte berühren, wo auch in dem Laufe der Amper, Glon und Paar eine entschiedenere Wendung nach Osten eintritt. (Diese Linie, mit kleiner Abweichung südöstlich gegen Wasserburg verlängert, trifft hier gleichfalls den Punkt, von dem aus der Inn sich in großem Bogen nach Osten wendet.) Wiesen und Moorgründe bedecken die breiten Thäler dieser Gewässer, die durch ihre ruhige Strömung, wie die dunkelgrüne, undurchsichtige Farbe sich im Gegensatze zu jenen wilden Kindern des Gebirgs als der Ebene entsprungen erweisen. Ihr Uferland ist ein regelmäßiges zu nennen, daher wir denn auch hier Dorf an Dorf in den Thälern finden und den Straßen nur in den Thalgründen zu folgen brauchen. Nicht mehr der Wechsel von Wiese und Wald bestimmt den Charakter dieser Gegend, sondern der von Feld und Wald, und Nadelholz vertritt die Stelle der Buchen und Eichen in dem Seehügelgebiet. Auch wird es uns nicht leicht begegnen, daß wir uns in diesen Wäldern verirren, da jener Wechsel mit dem Felde ein rascher und oft wiederholter ist. Die kleinen Städte Aichach, Pfaffenhofen und Schrobenhausen sind echte Landstädte, und selbst historische Punkte, wie Freising, Moosburg und Friedberg nehmen diesen Grundcharakter immer mehr an. Der Ackerbau ist vorherrschend über die Viehzucht geworden und das backsteinerne Bauernhaus mit steilem Strohdach hat das Holzhaus mit flachem Schindeldache verdrängt. Die Wirkung der Kultur ist hier eine viel ruhigere und stetere, als in dem plötzlich von Stadtmenschen überschwemmten Gebiete der Vorberge, und so finden wir auch, wenn wir einen Markttag in dieser Gegend besuchen, die Tracht und Sitte dieser in stolzen Oekonomiegebäuden wohnenden Bauern viel weniger auffällig von der Stadtweise verändert, als etwa am Würm- und Ammersee.

Wenden wir uns nun von der Isar ostwärts, so gilt das bereits Gesagte teilweise auch hier, jedoch haben wir es in dem Gebiete zwischen Inn und Isar mit neuen Eigentümlichkeiten der Bodengestaltung und des Volkslebens zu thun. Einerseits ist nämlich das Vorschieben des Hochgebirges in die Ebene hier lange nicht so gewaltig, als wir es bei der Isar bemerkten, während die Moosflächen von Rosenheim und Aibling und die großen Geröllflächen von Holzkirchen gegen München die Scheidung zwischen der von Seen durchwobenen Hügelzone und der Ebene, wie wir es auch dort bemerkten, bewerkstelligen. Nordwärts aber zieht eine zweite Hügellandschaft sich bis Niederbayern fort. Nur zwei kürzere und zahlreicher bevölkerte Thäler im Inn-Isargebiete gehören noch dem Hochgebirge an: das Weißachthal bei Kreut und das Leitzachthal bei Bayerisch-Zell.

Eigentümlich ist der Lauf der Mangfall. Dem Tegernsee entfließend wendet sie sich nördlich bis Grub, als wollte sie zur Isar, kehrt aber dann plötzlich in spitzem

Winkel zum Inn um, den sie bei Rosenheim erreicht. Das bergige Vorland zwischen Tölz und Brannenburg bot der Ansiedelung und Entwicklung eines selbstständigen Bauerntums alle Vorteile dar und hier haben wir die allmähliche Vermittlung zwischen dem Bewohner des Hochgebirgs und der Ebene vor uns. Volkssitte, Volkstracht und Volksgesang entfalteten hier ihre ganze Originalität, eine sichere Zufluchtsstätte namentlich in jenem Mangfallwinkel findend, wo die zerstreut liegenden Bauernhöfe, seit Jahrhunderten von Vater auf Sohn vererbt, der allgemeinen Nivellierung gegenüber das Bild eines bauerntrotzigen Individualismus bewahrt haben. Mißtrauisch begegnet dieses Volk dem Fremden und es kann dem Wanderer passieren, daß er vor der Abreise aus dem Wirtshause seinen Rucksack untersuchen lassen muß, ob nicht irgend ein beweglicher Hausrat in seinem dunklen Innern Aufnahme gefunden. Und warum auch nicht? Was die Kultur dieser Gegend und diesem Volke bringen kann, ist wenig, was sie aber nimmt und nehmen wird, ist viel, fast alles: seine Freiheit und Selbstart. Mancher zieht es deshalb



Das Innthal bei Brannenburg.

vor, der einst hier in Freiheit gehaust und gewildert, wenn das Gesetz ihm allzu bedenklich in die Nähe rückt, in den Urwäldern Amerikas seiner Freiheit und seinem naturwüchsigen Thatendrange ein neues Gebiet zu erobern.

„Zwei Seen, Tegernsee und Schliersee, bilden den malerischen Mittelpunkt dieser schönen und reichen Landschaft.“ Doch städtische Kultur und Bauart sehen wir hier mit jährlich zunehmender Macht einbrechen und sich ausdehnen, und bald werden wir auch in Bayern Versammlungsorte der vornehmen Welt und städtisch ausgebildete und verteuerte „Kurorte“ besitzen, wie sie in der Schweiz in Hülle und Fülle zu finden.

Wie schon der Mangfall Lauf andeutete, befinden wir uns hier auf einem Boden, der zum größten Teile dem Stromgebiet des Inn angehört. Zwischen den beiden Parallelzügen der rätischen Alpen, im Osten der Malaja liegt das Quellgebiet des Inn. Der einzige Fluß, der aus den Schweizer Alpen (Graubünden) sein Wasser zur Donau sendet, verbindet er in seinem oberen Laufe mehrere Alpseen, von denen der bedeutendste

der *von Sils ist.* Bei seinem *Austritt aus dem St. Moritzersee erhält der Inn seinen* Namen und durchfließt nun die Hochebene des Ober-Engadin. Die Thalsohle liegt so hoch wie die Spitze des Rigi (fast 1800 m) und steht durch ihren saftig-grünen Wiesenschmuck in merkwürdigem Gegensatze zu der links und rechts sich erhebenden Welt des ewigen Eises. Einen Quersattel zur Scaletta wild durchbrechend, strömt der junge Fluß in das Unter-Engadin, aus dem er durch die 7 Kilometer lange Schlucht von Finstermünz in das Tyroler Land eintritt. Bisher nordöstlich fließend, wendet sich sein Lauf jenseits Landeck mehr nach Osten, durchfließt, zwischen Bergen eingeengt, sein oberes Thal, welches sich mit seiner Annäherung an Innsbruck langsam erweitert, um wenige Stunden vor dieser Stadt (bei Zirl) in das untere Innthal überzugehen. Auf grüner Fläche in langer Reihe Städte, Dörfer, Klöster und Kirchen, zerfallene Burgen, alte Türme und Mauern belehren uns, namentlich von Hall abwärts bis Rattenberg, daß eine so wundervolle Gegend nicht auf das 19. Jahrhundert zu warten brauchte, um sich einer reicheren und üppigeren Kultur zu erschließen. Links von den mächtigen Wellen umrauscht, erhebt sich plötzlich mitten im Thale ein gewaltiger Felsblock — die Festung Kufstein. Bei dem Engpasse der Klause unweit Kiefersfelden tritt der Inn sodann auf bayerisches Gebiet, sein Thal allmählich zur Ebene erweiternd. Zuerst nordwärts fließend, wendet er sich jenseits Wasserburg in großem Bogen nach Osten, um in einem zweiten großen Bogen, jenseits der Salzachmündung bei Braunau beginnend, nordwärts die Donau bei Passau zu erreichen.

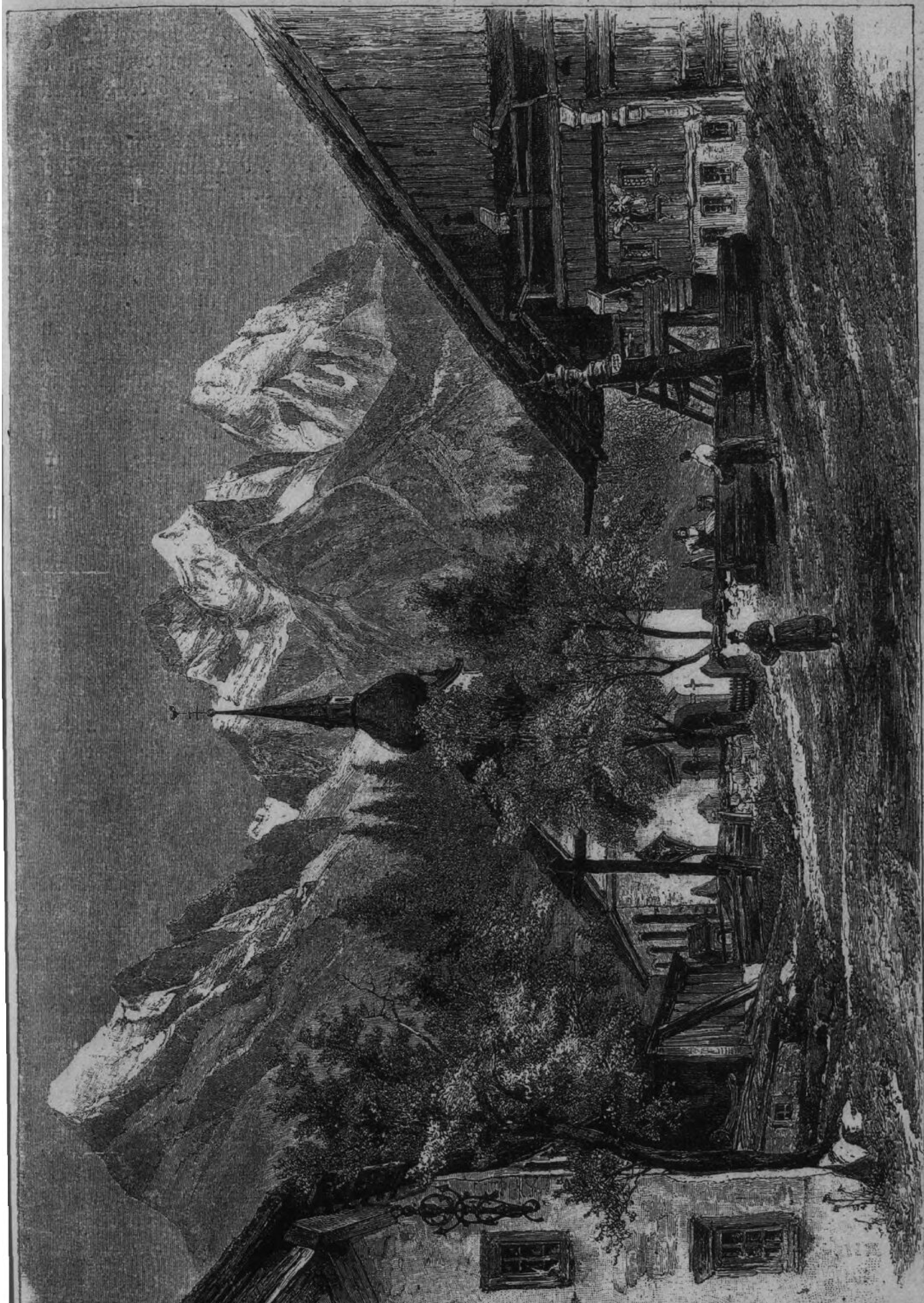
Nicht wie seine westlichen Kameraden entzieht sich der Inn der Schiffahrt. Schon von Hall abwärts erlaubt seine Wassermenge dieselbe, und sogar Dampfschiffe befahren ihn von Rosenheim bis Passau. Zu einer Verkehrsstraße mit Italien war kein Flußbett wie das seinige geeignet, und die italienische Häuserbauart in den Innstädten bis Passau hinab giebt Zeugnis, daß man diesen natürlichen Verbindungsweg schon in früheren Zeiten sehr wohl kannte. „Zudem hat das bayerische Inngebiet den Vorzug einer tieferen Lage vor Isar- und Lechgebiet und damit zugleich eines milderen, den Kulturpflanzen günstigeren Klimas." Die verbreitete Obstkultur bei Nußdorf und Brannenburg giebt Zeugnis hiervon.

Außer der Mangfall, welche den Tegernsee und Schliersee mit dem Inngebiete verbindet, treten als Vermittler der Hochfläche die Attel und die Isen auf. Diesseits Neu-Oetting mündet die Isen, während die Attel bei dem gleichnamigen Dorfe oberhalb Wasserburg in den Strom fällt. Und wie die Mangfall im Westen, verbindet im Osten die Alz, aus dem Chiemsee in nordöstlich geschlängeltem Laufe bis zu ihrer Mündung oberhalb Markte fließend, den Inn mit der Zone dieses größten der bayerischen Seen. *Eine Fläche von 5 Stunden in die Länge und 3 Stunden in die Breite bedeckt das* „bayerische Meer" mit seinem hellgrünen Wasser. Doch schon tritt südlich die nahe Kampenwand auf mehr als eine Wegstunde von dem flachen Seeufer zurück.

Das Parallelsystem wiederholt sich wie zwischen Isar und Lech, so auch hier zwischen Isar und Inn. Die Vils, gleich Isen und Attel aus den Wellenhügeln der Hochfläche strömend, ergießt sich nach einem vollständigen Parallellaufe mit der Isar bei Vilshofen in die Donau. Gleichen Ursprung und Richtung nimmt auch die Rott, wendet sich aber bei Massing vollkommen östlich und erreicht nach vielgewundenem Laufe bei Schärding den Inn.

Aus den Bergen des Pinzgaues strömen endlich zwei Alpenflüsse, die Salzach mit der Salach, dem oberbayerischen Gebiete zu. Von Salzburghofen nordwärts bis zu ihrer Mündung in den Inn oberhalb der österreichischen Stadt Braunau bildet die Salzach die Grenze, während von Salzburghofen südlich die Salach eine kurze Strecke der Grenze entlang fließt.

Dem Gebiete der beiden Flüsse gehört der Grenzwinkel von Berchtesgaden an, „wo gleichsam die wilde Großheit der bayerischen Isaralpen mit der reizenden Formenplastik der Innalpen zu einer Hochgebirgsscenerie verbunden erscheint, die selbst in den gepriesensten Gauen der Schweiz wenige ihresgleichen findet. Zugleich entwickelten sich hier auf örtlichem und historischem Grunde eigene soziale und gewerbliche Zustände der



Häusergruppe in Biberwier.

Bevölkerung, in merklichem Kontrast zum sozialen Leben des übrigen bayerischen Gebirgs.“ Auch die Salzach steht mit einer Seezone in Verbindung. Rechts gehört zu ihrem Gebiete der Wallersee, links der Königssee und der Tachinger- und Wagingersee. Ist der einsame Königssee „noch ein echtes, von Felsen umstarrtes, von den Schneebergen überragtes Alpengewässer“, so treten wir nordwärts mit dem Wagingersee bereits mitten ins Vorland.

Wer echte und wahre Volkssitte kennen lernen, wer stolze Bauernart erfahren will, für den ist Oberbayern eine Fundgrube auch heute noch. Selbst das Bauernland Westfalen und der Norden mit seinen niedersächsischen Holsten und den friesischen Dithmarschen bieten wie in landschaftlicher Beziehung, so auch in Bezug auf das Volksleben an Mannigfaltigkeit und wechselndem Reichtum nichts Aehnliches. Durch Jahrhunderte hindurch hat sich der oberbayerische Bauer seine Eigenart zu wahren gewußt, von den Gaben der Kultur nur das wählend, was seinem Geschmacke zusagte. Seine romanischen und gotischen Kirchen tüncht er mit blendendem Weiß und setzt ihnen ein ziegelrotes Dach auf. Auch das glänzende Weißblech wird vielfach zu Kirchendächern verwendet und erhält erst einen Anstrich, wenn es seine schimmernde Neuheit verloren. Rot und Grün sind die Farben, die man wählt, rot mehr für das Blechdach, während grün häufig die mit Holzschindeln eingedeckten Turmpyramiden sind. Und diese alten, massiven Gebäude — ob romanisch oder gotisch, manchmal beides in ihrem Aeußern — zeigen ein drittes Kunstzeitalter, wenn man ihr Inneres betritt. Der tolle Rokokostil ist da vorherrschend mit seinen weißen Stuccaturen, seinem vergoldeten Schnitzwerk, seinen gemalten Holzstatuen und wunderlichen Gemälden. Es ist merkwürdig, wie diese Stilart bei dem Gebirgsbauern Eingang gefunden. An seinem Haus mit breitem Dach, mit seinem einfachen oder doppelten Altane finden wir die Arbeit des 16. und 17. Jahrhunderts wieder. Die gewundenen und ausgebauchten Stäbe des Altangeländes, das Schnörkelzierwerk an Dach und Giebel, die bunte Malerei auf der Tünche mancher Backsteinhäuser, die Heiligenstöcke, Kruzifixe, die sogenannten „Marterln“, wenn



St. Bartholomä, Königssee.

auch oft in neuester Zeit einen kühnen naturwüchsigen Realismus bekundend, deuten auf die Gepflogenheiten jener Zeit. Nur den Tannen und Buchen auf den Marterln scheint immer noch mehr die zugestutzte Pyramide französischer und holländischer Gartenkunst, als der herrliche Waldbaum als Modell zu dienen. Aber wie dem auch sei, Naturwüchsigkeit mit einer wahren Naturpoesie im Vereine erscheinen hier in tausendfacher Wiedergabe, die mit allem, was wir sehen und hören, in Einklang steht. Wo vor 300 Jahren ein Unglück geschehen oder eine Frevelthat verübt wurde, erhält der Gebirgsbauer das Andenken an den Verstorbenen und erneuert mit liebender Hand das einfache Denkmal, das dem Hingegangenen einst seine Urväter gesetzt. Konservativ und voll gesund-derber Anhänglichkeit an das Althergestammte sind diese Menschen, und ein beredtes Zeugnis geben uns dafür die oft von Zeit und Wetter geschwärzten Holzhäuser, die den Nachkommen ihres Erbauers Jahrhunderte hindurch als Heimstätte gedient.

Und wie im Gebirge das mehrstöckige Holzhaus bis in die neueste Zeit seine Herrschaft behauptet, so in der Ebene das einstöckige, anfänglich nur aus Holz und Lehm, erst später aus Bruch- und Ziegelsteinen errichtete Bauernhaus mit seinem hohen Giebel. Das Dach, dessen Flügel oft den Boden berühren, war in früherer Zeit nur von Stroh, während die Neuzeit zu Ziegelplatten greift und das Strohdach nur mehr auf dem Stadel duldet. Aber konservativ ist auch der Bauer der Ebene, und er läßt sich Zeit, um das Neugebotene und die fordernd an ihn herantretende Zeitrichtung nach seinem Geschmack umzumodeln und in seinem Sinne praktisch zu verarbeiten.



Schiffer vom Königssee.

Und wenn wir nun unsere Wanderung durch Oberbayern beschließen, so müssen wir im Rückblicke eingestehen, daß jener alte Satz, die zufriedensten und genügsamsten Menschen seien auch die glücklichsten, für diese Gegenden seine Wahrheit gegenüber der alles in Frage stellenden Kultur bewiesen und bewahrt hat. Denn wo solch' frische und gesunde Stimmen sich von den im traulichen Dämmerschein träumenden Seewellen zu lieblichem Gesang erheben; wo den Wanderer, der spät abends ermüdet seinem Ziele zusteuert, von der Bank an der Thüre des Einödhofes das Lied der jungen Leute bald neckisch heiter, bald sehnsüchtig melancholisch begrüßt: wo Zitherspiel und Reigen, Spiel und Scherz, Liebe und Leben ihre Ursprünglichkeit und natürliche Einfalt so treu bewahrt: da muß es glückliche und zufriedene Menschen geben. Kraft und Gesundheit äußern sich in all' diesem Thun und Treiben, und der dem balzenden Auerhahn abgelauschte Jodler, wie die beliebte Spielhahnfeder sind vollberechtigte Wahrzeichen dieses starken und kampflustigen Volkes.

Niederbayern.

Der Kreis Niederbayern ist keine in sich abgeschlossene Landmasse, sondern nur durch politische Verhältnisse in seine Grenzen gezwängt. Natürliche Grenzen sind nur im Osten und Südosten vorhanden. Im Südosten bildet der Inn von der Salzachmündung bis Passau die Grenze gegen Oesterreich, von hier folgt die Grenze eine kurze Strecke der Donau bis unterhalb Obernzell, um sich von da nordwestlich dem Böhmerwaldgebirge

entlang gen Fürth zu wenden. Hier nach Südwesten zur Donau abbiegend, überschreitet sie den Fluß hin und her dreimal (oberhalb Straubing, Regensburg und Neustadt) und zieht sich alsdann in gewundener Linie nach Südosten, über Isar (zwischen Moosburg und Landshut), Vils (bei Velden) und Rott (bei Neumarkt) zum Inn. Südöstlich demnach von Oesterreich ob der Enns, östlich von Böhmen begrenzt, stößt Niederbayern im Norden an Oberpfalz und Regensburg und im Westen und Südwesten an Oberbayern.

Topographisch besteht es aus Bruchstücken der nördlichen Hügelzone des vom Hochgebirge zur Donau niedersteigenden Tafellandes, aus einem Bruchstücke des Donaubeckens und aus dem südöstlichen Teile des bayerischen und böhmischen Waldes. Die Donau bildet die Scheidelinie zwischen den beiden Naturhälften Niederbayerns.

Beim Eingang in den Park des fürstlich Fürstenbergischen Schlosses zu Donaueschingen befindet sich ein rundes, mit Mauerwerk eingefaßtes und mit einem Eisengitter umgebenes Becken mit klarem Wasser, welches aus dem Grunde emporsprudelt — die Donauquelle. Aber der vielumstrittene Strom hört schon sofort bei seinem ersten Schritte in die Welt den Kampfruf erschallen. Das Volk will von dieser legitimen Donauquelle nichts wissen:

„Brig und Breg bringen d'Donau z'weg.“

Die Brigach aber entspringt am Hirzwalde über St. Georgen, während die Brege am Ostabhange des Schwarzwaldes bei der Martinskapelle ihren Ursprung nimmt. Jene Quelle aber im fürstlichen Parke fließt in die Brege, gibt ihr Wasser und Namen, und erst mit der nunmehrigen Donau vereinigt sich die Brigach unterhalb Donaueschingen. Bei Tuttlingen betritt die Donau das württembergische Gebiet zum erstenmale, verläßt es aber alsbald wieder, noch einmal ihr Vaterland in dem nordwärts vorgeschobenen Teile des badischen Seekreises berührend. Durch Hohenzollern-Sigmaringen eilt sie zum zweitenmale dem Württemberger Lande zu, nordostwärts fließend bis Ulm, wo sie in Bayern eintritt. Hier beginnt die Schiffbarkeit des 65 m breiten und 3 m tiefen Flusses. Bis Passau rechnet man sein oberes Stufenland. Das riesige Wassernetz der Donau umfaßt bis zu ihrer Mündung in's schwarze Meer eine Fläche von nahezu 15,000 Quadratmeilen. „Bis zur bayerischen Grenze hat sie nur Mittelgebirgswässer als Zuflüsse, hier aber beginnt von Süden her mit der Iller jene lange Reihe wasserreicher Alpenströme, die der deutschen Donau ihre größte Wasserfülle und auf einer großen Strecke ihres bayerischen Laufes den Charakter eines Hochgebirgsstromes geben.“ Bis Regensburg hält die Donau während eines fast 60 Meilen langen Laufes die Nordostrichtung durchweg ein, während sie von da ihren Weg nach Südosten nimmt und 100 Meilen weit bis gegen Pest diese Richtung behauptet. Regensburg ist ebenso der Punkt, wo der Strom für eine entwickelte Dampfschiffahrt und für größere Schiffe, welche über 1000 Zentner betragen, brauchbar wird. Ihre Breite ist hier bereits auf 300 Schritte gewachsen.

Im Süden treten von Ulm bis zur niederbayerischen Grenze die Hügel und Niederungen der Hochfläche an den Strom heran, während ihn auf dem linken Ufer die Ausläufer des schwäbischen und fränkischen Jura, bald dicht herantretend, bald zurückweichend, begleiten. Erwies das rechte Stromgebiet eine gewisse Regelmäßigkeit durch die parallelen Wasserstraßen von Iller, Lech, Isar, Inn und der kleineren Zuflüsse, so bemerken wir dem gegenüber auf dem linken Ufer eine viel größere Willkür. Durch die enge Felsenpforte, welche die südöstlichen Ausläufer des Frankenjura bei Wellenburg bilden, strömt die Donau in das kleinere Kehlheimer Becken, dann zu dem größeren von Regensburg. In wilder Ungebundenheit ihre Bahn verfolgend, bald in zahllose Arme gespalten, bald in launenhaften Krümmungen sich windend, sammelt sie unterhalb Kehlheim ihre Wasser zu einer größeren Einheit, und sofort sehen wir das sie bisher verfolgende Mißtrauen der Menschen weichen, die sich nun in zahlreichen Siedelungen im Stromthale niederlassen. Städte und Dörfer, Schlösser, Kirchen und Klöster beleben in bunter Mannigfaltigkeit die Ufer, und durch die Nähe der Steinbrüche war es möglich, diesen Bauten „zu einem altertümlicheren und monumentalen Gepräge zu verhelfen.“ Nicht mehr an

Bayern, als das Land des deutschen Hochgebirges werden wir hier erinnert, sondern an den Staat, dem seit Jahrhunderten die oft schwere und traurige, oft aber auch hochdankbare Rolle der Vermittlung zwischen Nord und Süd zugefallen ist. Mitteldeutsche Landesart ist es, die uns hier begegnet, wo die Altmühle, durch den Donaumainkanal mit der Rednitz verbunden, zur Donau strömt, und man muß die Feinfühligkeit eines Herrschers bewundern, der an dieser Stelle, wo das „bayerische Mitteldeutschland" dem Norden sein Antlitz zuwendet, den Monumentalbau der Befreiungshalle errichtete, allen Verteidigern deutscher Freiheit zu ewigem Gedenken.

„Zwischen Regensburg und Straubing beginnt die große Donauebene des Dungabodens, ein unvergleichliches Getreideland, bevölkert von einem echten Bauernschlag in zahlreichen stattlichen Dörfern und Gehöften, ein Stammsitz gediegenen Bauernreichtums und zugleich origineller Bauernsitte." Der Dungaboden, seiner geognostischen Bedeutung nach Löß, besitzt eine Mächtigkeit von 10 bis mehr als 30 Fuß. An der Luft zerfallen seine Schollen zu einer schönen, mürben Erde. Weil er das Wasser langsam durchläßt,



Am Donaumainkanal.

ist er imstande, seinen Pflanzen die Ueberdauerung einer längeren Trockenzeit zu erleichtern. 24 Stunden in die Länge erstreckt sich dieser fruchtbare Boden bis Pleinting a. D., im Süden von dem Hügellande der Hochfläche, im Norden von den Bergen des bayerischen Waldes begrenzt. Von Süden schließt der Bergrücken des Neuburger Waldes, von Norden der des Passauer Waldes die Niederung, welche beide mit ihren Felsen hart an den Strom herantreten.

Ebenso verhindern durch ihr nahes Heranrücken an den Strom, wie durch ihren langen Parallelgang mit demselben die Berge des Bayerwaldes die Entwicklung reicherer Zuflüsse auf dem linken Ufer. Sie zwingen den auf niederbayerischem Boden entspringenden Regen zu seinem der Donau entgegengesetzten Parallellauf, seine Mündung in die Donau auf niederbayerischem Boden verwehrend. Nur die Ilz, auf dem Böhmerwalde entspringend, ergießt sich bei Passau in die Donau.

Eine andere Eigentümlichkeit dieser Gebirgsgegend, namentlich um Passau, ist die schon an der oberen Isar bemerkte Anlage von Hochdörfern. Die Enge der Thäler ist Ursache hievon.



Bei Passau.

Zuletzt sei hier noch der Moldau erwähnt, welche Altbayern mit der Nordsee verbindet, da ihre Quellen noch auf dem bayerischen Böhmerwalde liegen.

Auf dem rechten Ufer der Donau sind außer den bekannten Hauptzuflüssen, Isar und Inn, wie den ebenfalls schon erwähnten Vils und Rott noch zu nennen: die Abens, welche unterhalb Neustadt mündet; die große und kleine Laber und die Aitzach, von denen die beiden ersten, merkwürdigerweise getrennt, oberhalb, die letztere unterhalb Straubing in die Donau treten. Auch alle diese kleineren niederbayerischen Gewässer weichen von dem oben geschilderten Parallelsystem der rechten Donauflüsse nicht ab.

Der Inn, dessen oberen Lauf durch gesegnete und blühende Gegenden wir geschildert haben, verliert diese reizende Umgebung in Niederbayern, wo eine Niederung ihn begleitet, welche für Ansiedelung und Kultur wenig Vorteil bot. Er spaltet sich hier in vielfache Arme. Erst unterhalb Schärding begrüßen ihn noch einmal die Berge, im Westen der Neuburger Wald im engeren Sinne, da der Inn ihn durchspalten, im Osten der Schartenberg, der eigentlich zum Neuburger Walde gehört, wie dieser selbst wieder durch die Donau vom Passauer Walde losgerissen wurde. Mit steilen Felsmassen drängen sich diese Berge hier an die beiden Flüsse und zwingen sie, ihre Wassermassen zusammenzuhalten. So mündet der Inn als imposanter Strom in die Donau, welche er an Breite und Tiefe übertrifft.

„Die Zweiteilung des niederbayerischen Landes durch die Donau tritt nicht nur in der Bodenbildung, sondern auch im Volksleben klar hervor. Rechts im großen und ganzen ein Bauerland mit den reichen Ackerflächen des Dungabodens, mit den üppigen Fluren des Rott- und Vilsthales, ein Land übersät mit Dörfern, Weilern und Höfen, nur an den Flußlinien von Isar, Inn und Donau mit städtischer Siedelung, ein Land, in welchem Feld und Wald, Thal und Hügel, im buntesten Wechsel nebeneinander liegen. Links der Donau dagegen die rauhe Waldwildnis des Böhmerwaldes, nur für Viehzucht,

Waldarbeit und die Industrie eines Bergvolkes angelegt, daneben der gut bevölkerte Passauer Wald mit reicherem Verkehr, bequemerem Ackerbau, Viehzucht und industrieller Arbeit, und der bayerische Wald, in den Thalöffnungen gegen die Donau ein ebenso fruchtbares, als auf den Höhen und im Innern karg lohnendes Land. Es ist der echte Kornbauer des fetten zentralisierten Vorlandes unserer oberdeutschen Hochgebirge, der hier mit dem in allerlei Art und Gegensatz der Existenz wechselnden Gebirgsbauern des individualisierten Mitteldeutschlands hart aneinander grenzt."

Bei dem nun folgenden Vergleiche Oberbayerns mit Niederbayern bedienen wir uns absichtlich älterer statistischer Tabellen, da sie uns mehr einen Ueberblick über die Verhältnisse des Landes und Volkes, über das, was es aus sich war und geworden, geben, als die jüngeren Tabellen, bei denen der Faktor des neu importierten Handels und Verkehrs und der durch ihn hervorgerufenen Neugründungen und Erhebungen von Dörfern zu Städten 2c. eine so bedeutende und oft geradezu verwirrende Rolle spielt.

Dem Flächenraum Oberbayerns von 306 Quadratmeilen stellt sich Niederbayern mit einem solchen von nur 195 Quadratmeilen entgegen. Dem Verhältnis des beider-



Flößer auf der Donau bei Passau.

seitigen Flächenraums entspricht das Verhältnis der beiderseitigen Städte fast vollständig, da wir dort auf 306 Quadratmeilen 21, hier auf 195 Quadratmeilen 12 zählen (jetzt 22 und 17.)

Die Zahl der Märkte aber beträgt in Oberbayern 46, in Niederbayern 61; also auf gleichem Flächenraum hier mehr als das Doppelte wie in Oberbayern.

Dörfer: Oberbayern 2327; Niederbayern 2648; wobei bei gleichem Flächenraume für Niederbayern wieder ein Mehr von 1828 Dörfern, also fast wieder das Doppelte sich ergäbe.

Bei der Zahl der Weiler vermindert sich das bisherige Uebergewicht Niederbayerns auf 706, d. h. auf 1/6, da Oberbayern 4279 und Niederbayern 3177 Weiler zählt.

Bei den Einöden und Mühlen steigt das Mehr Niederbayerns wieder auf 1/3, da Oberbayern deren 6781 und Niederbayern deren 5691 aufzuweisen hat.

So beweisen uns diese Zahlen, daß Neigung und Bedingung zu städtischer Ansiedlung in beiden Landesteilen fast gleich waren, während Boden- und Lebensverhältnisse

für Niederbayern eine größere Konzentrierung in Märkten und Dörfern bewirkte — die Folge des ausgedehnten Ackerbaues gegenüber der auf großen Strecken Oberbayerns vorherrschenden Viehzucht, für welch' letztere die Siedelung in kleineren Gruppen geboten ist, so daß wir bei den Weilern eine Abnahme derselben in Niederbayern bemerken. Die Steigerung dagegen bei Einöden und Mühlen ist teilweise durch Boden- und Wasserverhältnisse bedingt, teilweise auch wieder auf Rechnung der ausgedehnten Ackerwirtschaft zu setzen, welche eine größere Kraft für die Bearbeitung und Verarbeitung ihrer Produkte erforderte.

Am deutlichsten finden wir diese Einwirkungen der gegebenen Verhältnisse auf die Art der Ansiedlung in den beiden Passauer Landgerichtsbezirken dargethan. Denn da der Passauer Wald mit seinen engen und schmalen Thälern einer Ansiedlung in Dörfern nur wenig günstig war, finden wir in Passau I deren auch nur 17, während die Zahl der Weiler 311 und die der Einöden 201 beträgt. Im Gegensatze dazu weist Passau II rechts der Donau, wo südwestlich der schmalen Erhebung des Neuburger Waldes sich ein ruhigeres Hügelland öffnet, die ansehnliche Zahl von 76 Dörfern, aber nur 72 Weiler und 148 Einöden und Mühlen auf.

Mehr, als eben darauf hinzuweisen, wie alles, was geschieht und geschehen ist, keineswegs ein Spiel des Zufalls, der Laune oder Willkür sei, konnten wir uns hier nicht gestatten. In allem waltet ein ewiges Gesetz, und wenn wir heute von der Neigung gewisser Volksbruchteile reden, ihre Wohnungen in die Thäler, anderer, dieselben auf Anhöhen zu verlegen, so haben wir erkannt, daß diese Neigung dem nachhaltigen Einflusse der Gewohnheit, diese aber wieder in ihrem ersten Stadium dem Naturzwange entsprang, so daß aller Ruhm in letzter Hand wieder der großen Künstlerin Natur gebührt, da sie es war, welche die Anhöhen im Bergland malerisch mit Bauernhäusern schmückte, sie auch, welche die Thäler der Ströme und Flüsse mit freundlichen Städte- und Dörferbildern abwechslungsreich belebte.

Noch einige Worte seien über die Bauart der Häuser in Niederbayern beigefügt. Jenen großen geschlossenen Systemen wie in Oberbayern begegnen wir hier nicht, da fast jedes Thal seine charakteristischen Eigentümlichkeiten aufzuweisen hat, wenn auch der Geviertbau des altdeutschen Hofes überall anzutreffen ist. Dieser Bauernhof besteht aus dem Wohnhaus mit dem Pferdestall, Stadel mit Tenne, dem Viehstall und dem Schuppen mit Kornboden. Das meist zweistöckige Wohnhaus hat flaches vorspringendes Schindeldach, gekreuzte Schallbretter und Galerien. 3 und 4 Ziegelfirste zeichnen den bessern Besitzer aus. Das Wohnhaus besteht nach uraltem Herkommen fast durchweg aus Holzbau. Keller und Fundamente sind gemauert und oft auch noch die unter demselben Dache befindlichen Ställe.

Im Vilsthale findet man oft den First geziert durch zwei gegen einander stehende Pferdeköpfe, zwischen ihnen ein Kreuz. Dieser altheidnische Schmuck, vom Zeichen des Christentums überragt, ist in Niederdeutschland noch sehr häufig, und es ist sonderbar, wie er sich in Niederbayern, namentlich hier, noch erhalten. Das Gelände der Galerien, im Gebirge „Lauben", hier „Schrote" genannt, wird jetzt aus Brettern geschnitten, während die alten Geländer aus lauter gedrehten Säulen bestehen. Im Gegensatze zum Hochgebirge fand in Niederbayern die Rokokomanier viel weniger Anklang. Wenn man malt, so geschieht es in primitiver Weise, ausschließlich mit Rot und Schwarz.

Im Lande an der Innmündung und an der Donau ist das zweistöckige Wohnhaus ebenfalls mit Schindeln gedeckt, während das Strohdach sich auf Stall und Schuppen bis heute behauptet. Die Ornamentik der Holzarbeit ist hier zierlicher, doch auch nur in Rot, Schwarz und Weiß ausgeführt. Der Bruchstein aus den nahen Bergen hat in dem Donaubezirke gen Passau hin vielfache Verwendung bei Bauten gefunden.

Die Gehöfte des Isargaues weichen von denen des Vils- und Rottthales wenig ab, zeichnen sich aber oft durch ihre Größe aus. Die stattlichen Halbholzbauten der Wohnhäuser weisen doppelte Galerien auf, von denen die obere vermittelst Säulen von der unteren getragen wird.

Die reichen Bauern des Dungabodens lieben das Alte: der Gehöftbau, Holzkon-

struktion mit innerem und äußerem Lehmbewurf, Schindeldach auf dem zweistöckigen Wohnhause, das Strohdach auf den Wirtschaftsgebäuden — ein Bild bewährter Gediegenheit.

Einen merkwürdigen Gegensatz bildet dazu das Bauernhaus jenseits der Donau in dem ganzen unebenen und waldigen Bezirke. Dort vier Firste, hier selten zwei, dort die bewußte Auswahl des altbeliebten Materials zum Baue, während man hier nimmt, was gerade zur Hand ist — ein Gemisch von Holz-, Bruchstein- und Lehmwurfbau mit hohem Dach, bald von Stroh, bald von „Taschen", d. h. flachen Bruchplatten; dort zweistöckige Anlagen von stattlichem Aeußern, hier alles ebenerdig, klein, unansehnlich und unsauber. Man sieht, was die Gegend thut.


Dachfirst im Vilsthal.

Und während wir im Passauer Waldgebiet noch einmal dem Gebirgsstile begegnen, gelangen wir im inneren Wald zu Hütten, die kaum mehr als menschliche Wohnungen zu betrachten sind. Kleinvieh und Federvieh zwingt der Winter oft mit den vielen Kindern in die eine Stube, die geheizt ist, und selbst sein Lager verlegt man aus den kalten Kammern auf die Ofenbänke in dieser Stube. Dagegen erscheinen die im obern Walde auf den Höhen wieder auftauchenden Gebirgshäuser und die zweifirstigen Gehöfte am Ufer und in den Vorhügeln als wahre Paläste.

Man sieht, der Wechsel ist oft und rasch. Wie die Bodenverhältnisse in Niederbayern die verschiedenartigsten sind, so die Menschen in ihrem Thun und Treiben, und schwer ist es, außer diesem Gesichtspunkte des allgemeinen Wechsels und der allgemeinen Abhängigkeit der Menschen von den sie umgebenden natürlichen Verhältnissen eine andere einheitliche Norm aufzustellen. Zentralisierung und Individualisierung berühren sich hier in scharfem Kontraste.

Oberpfalz und Regensburg.

„Der Kreis Oberpfalz und Regensburg grenzt im Osten an Böhmen, wobei der Bergzug des Böhmerwaldes von Tirschenreuth bis zur Chamb einen natürlichen Grenzwall bildet." Bei Fürth springt die Grenze südwärts, überschreitet unterhalb Chamerau den Regen, windet sich in großem Bogen zur Donau, dringt über den Fluß oberhalb Zeitdorn (bei Straubing), um in kurzem Bogen südlich der großen Laber scharf nach Nordwesten umzukehren und an der Naabmündung über die Donau zurückzutreten. Im Süden bildet demnach Niederbayern die Grenze. Südwestlich von Kehlheim zieht sich die Grenze von Oberbayern ab nach Norden, um in großen willkürlichen Linien längs der Grenze von Mittelfranken und Oberfranken, dieses nördlich im Fichtelgebirge berührend, an die böhmische Grenze zwischen Waldsassen und der Eger zurückzukehren.

Die Landschaft ist $175\frac{1}{2}$ Quadratmeilen groß und erscheint als ein Plateau, von dem südwestlichen Abhange des Böhmer-, der nordwestlichen Abdachung des bayerischen Walds, im Westen von den Abhängen des Frankenjuras und im Norden von denen des Fichtelgebirges eingeschlossen. Der sie von Norden nach Süden durchströmende Naabfluß giebt ihr den hydrographischen Charakter.

Die Naab, aus den Quellbächen der Waldnaab, der Fichtelnaab und Haidenaab sich bildend, nimmt von Osten die Pfreimt und Schwarzach, vom Böhmerwaldgebirge kommend, auf, während ihr im Westen vom Frankenjura die Vils zufließt.

Der Regen vom Rachel und Arber im Böhmerwalde aus dem schwarzen und weißen Regen unweit Kötzting zusammenströmend, empfängt bei Cham, wo er sich westwärts wendet, die Wasser der Chamb, wendet sich dann südlich und ergießt sich, ohne weitere nennenswerte Zuflüsse aufzunehmen, bei Regensburg in die Donau.

Die Altmühl entspringt nordöstlich von Rotenburg, hat südöstliche Hauptrichtung, einen sehr gekrümmten langsamen Lauf, und mündet bei Kehlheim. Sie wird anderweitig näher zu besprechen sein.

Diese drei Hauptflüsse senden ihre Wasser zur Donau, während den Uebergang zum mittleren Deutschland, dem Rhein- und oberen Elbgebiete, die Schwarzach und Wondreb vermitteln, von denen erstere in die Rednitz, letztere in die Eger mündet.

Obgleich uns dieses Gebiet vielmehr den Charakter eines Naturganzen zeigt, als etwa Niederbayern, so müssen wir doch, da ja mit den Teilen des Böhmer- und bayerischen Waldes, welche ihm zufallen, diese selbst nicht erschöpft sind, die Grenzen überspringen, um einen Ueberblick über die Verhältnisse des ostbayerischen Grenzgebirges zu gewinnen.

Dieses Grenzgebirge, im ganzen als bayerisch-böhmisches Waldgebirge zu bezeichnen, verläuft seiner Hauptrichtung nach von NW. nach SO. und sendet seine stufenförmigen Terrassen und welligen Vorberge auf beiden Seiten in die Ebenen Bayerns und Böhmens. Schon Cäsar berichtet uns von der Hercynia Silva, welche von den Quellen der Donau bis an die Grenze Daciens reicht. Sie umfaßt den Schwarzwald, Odenwald, Spessart, den Thüringer und Frankenwald, das Fichtel- und Erzgebirge und südöstlich den Böhmerwald. Der letztere erscheint demnach als der am meisten nach Süden vordringende Teil des großen hercynischen Gebirgssystems. Dem Bergrücken, und in der Hauptsache den höchsten Gipfel- und Scheitelpunkten folgt die Landesgrenze, bis sie nach Osten ausbiegend von der Dreisteinmark am Plöckenstein einer ziemlich von N. nach S. verlaufenden Thallinie bis zum Jochenstein an der Donau folgt. Von Regensburg bis Pleinting und Vilshofen kann die Donau als Südgrenze des Waldgebietes bezeichnet werden. Dann aber durchbricht der Strom die Südostausläufer desselben, den Neuburger Wald in der Inn-Donauecke von dem Hauptgebirge kommend. Die Naabniederung ist dagegen nicht als Westgrenze aufzufassen, da sowohl die Vorhöhen des Waldgebirges steil in dieselbe niederfallen, als auch die buchtenförmigen Vertiefungen, welche in das Gebirge hineinragen, an die fränkische Alp anschließen, so daß wir uns zwei Gegenbewegungen zu denken hätten, deren Grenzen vielfach unregelmäßig verlaufen. Nördlich und nordwestlich aber bildet die Verebnung zwischen oberer Waldnaab und Wondreb die Grenzscheide gegen das Fichtelgebirge.

Auf kaum merklicher Erhöhung verläuft hier die Wasserscheide zwischen Elbe- und Donaugebiet, der Hauptrichtung nach durch die Orte Waldsassen, Mitterteich, Tirschenreuth und Falkenberg bezeichnet, deren Fortsetzung in den aus Rotliegendem und Porphyr aufgebauten Höhen des Albenreuther Forstes zu sehen ist.

Der Ostabdachung des bayerisch-böhmischen Grenzgebirges, dem Böhmerwald, steht die Westabdachung als bayerischer Wald gegenüber. Der vordere Wald liegt vor dem Hauptzuge des Grenzgebirges, des hinteren Waldes, und tritt bis an das Donauufer von Regensburg bis ins österreichische Mühelviertel vor. Zwischen beiden, dem vordern und hintern Walde zieht sich das mehr hügelige Land, das Pfahlgebirge, ungefähr in der Richtung Cham-Viechtach-Regen-Klafferstraß (an der österreichischen Grenze) durch.

Durch vielfache Quereinschnitte ergeben sich eine Masse von Einzelgruppen, welche aufzuzählen hier zu weit führen würde. Nur eines Quereinschnittes sei hier erwähnt,

nämlich jenes, der sich von der Bodenwöhrer Bucht durch das Regenthal nach Cham, von da an aufwärts längs der Chamb bis Fürth und weiter ins Innere Böhmens hineinzieht. Es ist dies diejenige, welche das Grenzgebirge in den nördlichen Oberpfälzer und den südlichen eigentlichen bayerischen Wald scheidet.

Der bayerische Wald zerfällt wieder, wie schon bemerkt, in den hintern Wald, den vordern Wald und das Pfahlgebirge.

Zum hintern Wald rechnet man:

1. Jenen Hauptzug, der längs der Landesgrenze vom hohen Bogen bis zur Dreisteinmark reicht.

2. Den Nebenzug, welcher die gleichsam als Vormassen an den Hauptzug angefügten hohen Bergrücken von der Regenniederung bei Kötzting bis zur „neuen Welt" umfaßt.



Im bayrischen Wald.

Der vordere bayerische Wald teilt sich in:

1. den Stauferwald, der sich von der Cham-Stallwang-Straubinger Bucht nordwestlich zum Naabthale vorschiebt.

2. Den Passauer Wald, der von dieser Bucht südöstlich gegen Passau und das Ilzthal verläuft. Zu ihm zählt der Neuburger Wald.

Das Pfahlgebirge läuft in oben angegebener Richtung zwischen beiden durch.

Der Oberpfälzer Wald teilt sich ebenso in den hinteren Oberpfälzer Wald oder das Grenzgebirge in der Richtung Gleißenberg-Waldmünchen-Treffelstein-Schönsee-Waidhaus-Bärnau-Griesbach-Waldsassen; und in den vorderen Oberpfälzer Wald oder das Naabgebirge, welches das Bergland um die Schwarzach, die Pfreimt und die mittlere Naab umfaßt, in ungefährer Richtung von Cham-Neunburg, Amberg-Naabburg-Murach, Hirschau-Pfreimt-Tännersberg, Leuchtenberg-Letzau, Neustadt a. W.-Floß, Albenreut-Erbendorf-Tirschenreut.

An Seen ist dieses Wald- und Bergland sehr arm, um so reicher aber an fisch- und krebsreichen Weihern. Von Gebirgsseen sind nur zu nennen der große Arbersee, der Rachel- und Ossasee. Bemerkenswert ist der Unterschied in der Wasserfarbe dieser Seen und Bäche von der hellgrünen und blauen Färbung der Hochgebirgsgewässer. Das Wasser fließt nämlich in der ostbayerischen Gebirgsgegend durch alkalienreiche Urgebirgsgesteine und löst deren Bestandteile auf. Diese Alkalilösung wirkt nun auflösend und zersetzend auf organische Stoffe der Humusbestandteile des Acker- und Waldbodens und erhält dadurch jene merkwürdig kaffeebraune Färbung.

Wurde schon oben darauf hingewiesen, wie topographisch dem ostbayerischen Grenzgebirge die fränkische Alp gegenüberstehe, so müssen wir jetzt den Grund angeben, auf dem dieser topographische Gegensatz beruht. Wir haben es nämlich in dem ostbayerischen Grenzgebirge mit einer der ältesten Erhebungen unserer Erdrinde zu thun. Die vorkommenden Basalte zeigen zwar, daß auch hier teilweise spätere Eruptionen stattgefunden, aber im großen und ganzen treffen wir überall auf die sogenannten Urgebirgsfelsarten, die nur in wenigen Fällen bis auf größere Höhen vom Meere oder den in größeren Becken eingestauten Seen überflutet wurden. „Die Urgebirgsgesteine, durch Zusammenfaltung nach zwei Richtungen aus ihrer primären Lage gerückt und steil aufgerichtet, haben sich zum Gebirge erhoben. Zwischen die kristallinischen Schiefer dringende Granite verschoben deren Lage noch mehr und nahmen ganze Gebirgsteile für sich in Besitz. Erst nachdem das Gebirge schon längst über das Niveau der die Sedimente bildenden Gewässer emporragte, wurde es wiederholt von unterirdischen Kräften im großen Ganzen (kontinental) emporgeschoben, und es sind dadurch die zunächst gelagerten Schichtengesteine mit Einschluß jener der Kreideformation gleichfalls mit emporgezogen. Hierbei mag das Empordringen der benachbarten Basalte nicht ohne Einfluß gewesen sein. Endlich trat mit der Tertiärperiode die Zeit der Ruhe ein, und ungestört lagerten sich tertiäre, quartäre und noväre Massen in Buchten und Thalungen am und im Urgebirge ab."

Schauen wir nun nach der fränkischen Alp zurück und hören wir dann von den Geologen, daß dieselbe vorzüglich aus Flötzschichten der Trias besteht, welche die tiefste Lage einnehmen und das Fundament bilden, auf dem die jurassischen Ablagerungen aufgesetzt sind, so verstehen wir, warum auch die Topographie beide Gebirgszüge einander entgegensetzt.

Es ist ein wunderbares Ding um diese Offenbarungen der Geologie, die wir hier leider nur streifen können, und gewiß stimmt jeder mit dem Geschichtsforscher überein, der von ihr, „als der rückwärts schauenden Seherin mehr als Sage von der Urzeit und den ersten Heimaten der Menschheit nnd ihrer einzelnen Rassen erwartet". Denn wie die gleiche Pflanze auf anderm Boden und in anderem Klima anders geartet ist, so ist es auch mit dem Menschen. Johannes Ranke sagt: „Es soll mit Entschiedenheit ausgesprochen werden, daß die spezielle Körperbeschaffenheit eines Volkes auch eine direkte Funktion seiner sozialen Lebensbedingungen ist, und daß unter diesen an Wichtigkeit die geographische Lage der Wohnorte hervorragt." So der berühmte Anthropologe.

Die Freiheit der Bewegung existiert wohl theoretisch, wie wenig sie aber in der Praxis gilt, sehen wir an jenem Bauern im inneren Wald, der Not und Elend erträgt, bis er darin verkommt. Könnte er sich frei bewegen, er stiege gewiß herab. Und immer wieder sehen wir es, wie auch der Mensch in seinem ganzen Dasein von der Scholle abhängig ist, an welche das Schicksal ihn mehr mit psychischen, als mit physischen Banden geknüpft. Nicht die Natur macht ihn davon frei, sondern der Kultur ist diese Arbeit zur Freiheit als Lebensarbeit des ganzen Menschengeschlechtes vorbehalten.

Daß auch hier auf dem kleinen Bezirke, wo wir uns eben befinden, keine Ausnahme von der Regel stattfindet, ist wohl selbstverständlich. Wie in den bisher durchwanderten Kreisen bestimmen das vorhandene Baumaterial, Configuration des Bodens und Klima auch hier Maß, Disposition und Verhältnis der Bauart. Der Bauer sieht und kennt bloß das, von Stil weiß er nichts. Daß nun da bei ähnlichen Vorbedingungen immer ähnliche Resultate herauskommen, kann nicht befremdend sein. So finden wir im Oberpfälzer und am Böhmer Walde, namentlich im Regenthale ein Bauernhaus, das an

das südbayerische Gebirgshaus vielfach erinnert. Holzbau ist vorherrschend mit gemauertem Unterbau. Tritt bei dieser Bauweise hier eine Aenderung insofern auf, als ihr das entschieden Charakteristische des südbayerischen Gebirgshauses abgeht, so müssen wir bedenken, daß eben auch der Gegensatz von Gebirge und Ebene hier lange nicht so schroff hervortritt, als dort.

Im Westen der Oberpfalz bedingt ebenso das Baumaterial einfachere Konstruktionen und Aufrisse. Es ist im oberpfälzischen Jura für Galerien, Bretterverschalungen und reiches Balkenwerk das nötige Werkholz nicht vorhanden.

Ohne alles Gesimse, aus Ziegel- oder Bruchstein baut hinwieder der Bauer der Ebene seine einstöckige, langgestreckte Behausung. Er erlaubt sich keinen Schmuck und selbst das Ziegeldach reicht kaum um Balkenbreite über die Umfassungsmauer vor.

Vermittelnd zwischen beide tritt der Bauer der Hügelzone mit seinem zweistöckigen Hause aus Fachwerk und mit Giebelfront.



Wasserfall am Arber.

Der Einödhof ist der Sitz des großen Bauers. Vier- und fünffirstig ragt seine Holzburg empor, aber kein Fenster schaut in die Welt hinaus. Alle Achtsamkeit konzentriert sich auf den Hof. Zum Hofe gehen die Fenster, und „der guckt drein, wie der Oberpfälzer Bauer selber — scheu, rückhaltig und mißtrauisch.“ Ja, im Grundplan spricht sich dieses Wesen aus. „Selten, daß eine Seite dieses Holzkastells parallel mit der vorüberziehenden Straße läuft; es kehrt ihr nur schüchtern einen Winkel zu.“

Einst war der bayerische Wald ein Waldland. Jetzt aber ist er es nur mehr in seinem Hauptzuge und im Norden, wo das rauhe Klima für Ackerwirtschaft weniger günstig ist. Im unteren Vorlande ist er zum Kulturlande geworden. Es wechselt Feld und Wiese. Bald sehen wir die Höhen bewaldet, die Thäler bebaut, bald umgekehrt die Dörfer auf den Höhen und die Thäler bewaldet. Den Grund kennen wir. Es ist derselbe, der in gewissen Teilen Oberbayerns die Neigung für Höhendörfer großzog. „Der Bewohner des Waldes kämpft lieber jahraus jahrein mit der Steigung des Weges, als mit der Unwirtlichkeit der Thäler im Winter.“

Zum Schlusse ein Rundblick! Der bewährten Führung Radlkofers uns anvertrauend, steigen wir nach St. Oswald, südwestlich von Finsterau. „Einen freundlichen Anblick gewährt dieses Vorland. Hier Wiese, Feld und Wald bunt durcheinander gewürfelt, die gleichmäßige Wellenform des Terrains durch den Wechsel der Farben belebend; dort in geregelterer Ordnung über dem thalerfüllenden Waldesdunkel die Lichtpunkte goldiger Hügel und weiter hinausgerückt an die flacheren Stellen ein weicheres Grün in mancherlei Abstufungen. Heitere Ruhe in der ganzen Landschaft, nicht zu sehr verernstet

durch die waldüberragenden Reste mittelalterlicher Burgen. Dem sich anschließend die fruchtbeladene Donauebene, begrenzt in blauer Ferne von dem Gürtel der Alpen, um deren schneebedeckte Gipfel glänzende Wolken spielen. — Zu all diesem bildet der Anblick des Grenzzuges einen mächtigen Kontrast. Wir brauchen uns nur umzuwenden auf dem eingenommenen Standpunkte, um die gewaltige veränderte Scenerie zu überblicken. Da tritt des „Waldes“ ureigenste Schönheit: der Wald in großartiger Pracht uns entgegen. Feierlich ernst ist der Anblick der weithin gedehnten Fläche, welche schief aufgerichtet die zu einem Hange vom Dreisessel zum Lusen, vom Lusen zum Rachel, vom Rachel zum Arber sich aneinander schließenden Rücken uns entgegenkehrt, überdeckt in ihrer ganzen Länge und von der Sohle bis zum Scheitel mit dunklem, starrem Wald. Unabsehbarer Wald bis hinan zu dem einförmigen Kamme, und soweit das Auge reicht nach rechts



Schloß Prunn (Oberpfalz).

und links nichts als Wald. So steht er vor uns, Ehrfurcht gebietend, ein Zeugnis der Macht stillthätiger Naturkräfte, bedeutungsvoll hier aufgerichtet auf dem Grabhügel längst verstummter tobender Gewalt. — So ist denn alles im Wald angethan, den Menschen zu verinnern. Ruhe und Ernst, bald mehr mit Strenge, bald mehr mit Milde gepaart, sprechen aus den Zügen der Landschaft. Wird einem in den Alpen das Herz weit und gehoben, so wird es einem im Walde tief und sehnsüchtig; und wie das Auge abgleitet von des Bodens gleichförmiger Wellung und von dem Wipfelmeere des Waldes, in die Geheimnisse seiner Tiefe zu tauchen, so verinnert sich der geistige Blick, in der wechselvollen Reihe aus sich selbst geschöpfter Gedanken jene bunte Mannigfaltigkeit sich schaffend, welche mit allzu großer Konsequenz die Natur um ihn her verweigert.“

So nehmen wir Abschied vom Walde und der Oberpfalz und überlassen es der Geschichte, uns später in diese Gegend zurückzuführen.

Schwaben und Neuburg.

Schwaben und Neuburg umfaßt ein ethnographisch selbständiges Gebiet; geographisch dagegen zerfällt dasselbe in vier Teile: im Norden der Donau das Wörnitzgebiet oder Ries mit einem Jurastück; das eigentliche Donauthal, Donauebene und Donaumoos; die Tertiärhügel zwischen Iller und Lech; das bayerische Allgäu mit seinen Alpen.

Gegen Oberbayern bildet der Lech die Ostgrenze. Nur bei Schongau und Landsberg greift Oberbayern ein wenig auf das linke Lechufer herüber. Im Westen reicht Schwaben und Neuburg bis zum Bodensee, an dessen Ufer Bayern auf einer Strecke von zwei Stunden von Nonnenhorn bis zur Leiblachmündung Anteil hat. Vom Bodensee nordöstlich in vielfachen Windungen abwärts steigend bis in die Nähe des noch württembergischen Städtchens Wangen, von hier dann ebenso ostwärts laufend bis Ober-Wangen, biegt die Grenze in rechtem Winkel nach Norden ab, bis sie bei Lautrach die Iller erreicht. Dieser Fluß übernimmt die Grenzführung zwischen Bayern und Württemberg bis zu seiner Mündung bei Neu-Ulm in die Donau. Dieser eine kurze Strecke folgend, zieht sich die bayerisch-württembergische Grenze nordöstlich bis in die Nähe von Gundelfingen, von hier wieder nördlich bis in die Nähe von Dinkelsbühl. Die Wörnitz bildet nun bis oberhalb Oettingen die Grenze gegen Mittelfranken, von wo dieselbe wieder selbständig sich südöstlich gen Treuchtlingen hinzieht, hier die Altmühl berührend, um von hier in sehr spitzem Winkel, dessen Spitze bis südlich von Ingolstadt reicht, an die Lechmündung zurückzukehren.



Niederbayrischer Bauer.

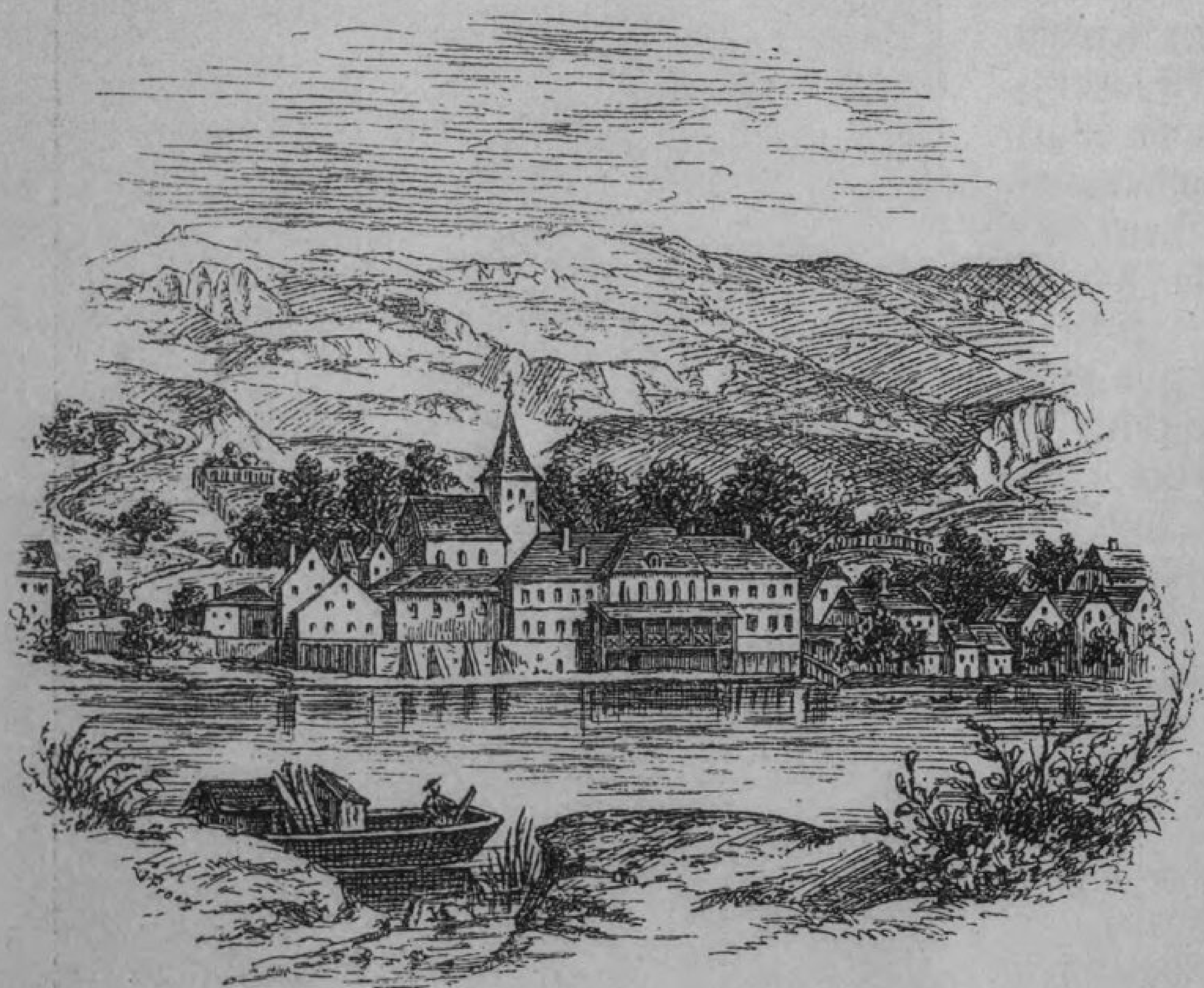
Die Südgrenze gegen Vorarlberg und Tyrol bildet zunächst vom Bodensee die Leiblach bis oberhalb Sigmarszell. Von hier wendet sich die Grenze in vielfachen Schlingungen nach Südosten, ihren südlichsten Punkt mit dem Bieberkopf und der Mädelergabel erreichend. In nördlicher Richtung verläuft sie alsdann bis in die Nähe der Wertachquelle, und erreicht, in rechtem Winkel nach Osten abspringend, oberhalb Füssen den Lech.

Wie Oberbayern lehnt sich auch der Kreis Schwaben und Neuburg im Süden an die Alpen, und steigt von Kempten ab durch eine Hügelzone zwischen zwei parallelen Hochgebirgsflüssen zum Donauthale. Hier also haben wir die Uebereinstimmung mit Oberbayern, während von dem kleineren Teile nördlich der Donau, der als eine Vorstufe zum fränkischen Mittelgebirge erscheint, im Zusammenhang mit diesem die Rede sein wird.

Von den südlichen Zuflüssen der Donau ist namentlich die Iller zu nennen. Unterhalb Oberstorf fließt sie aus der Breitach (vom Widderstein in Vorarlberg kommend), der Stillach und Trettach zusammen. Die Stillach sammelt ihr Wasser an den Nordwestabhängen des Bieberkopfes, während die Trettach aus dem Hochthale zwischen Mädelergabel und den Krottenköpfen niederströmt. Von ihrem Zusammenflusse an Iller

genannt, fließt dieselbe nordwärts über Sonthofen und Immenstadt, wo sie den Abfluß des Alpsees auf ihrem linken Ufer aufnimmt. Die nördliche Richtung bis Kempten beibehaltend, wendet sich der Fluß in sanftem Bogen nach Nordwesten, um von Lautrach ab wieder eine mehr nördliche Richtung einzuschlagen. Ihr parallel fließen in ihrem unteren Laufe Roth und Biber, dann die Günz, bei Obergünzburg in den Vorbergen des Allgäus entspringend, ferner die Mindel mit der Kammlach, von den Hügeln zwischen Ronsberg und Kaufbeuren kommend. Die Günz mündet bei Günzburg, die Mindel bei Offingen in die Donau. Aus dem nördlichen Hügellande fließt die Glött der Donau zu, während Zusam und Schmutter ihre Quellen mehr aufwärts in das mittlere Hügelland zurückverlegt haben.

Der Lech greift mit der Wertach in den Kreis Schwaben und Neuburg. Die Wertach entspringt oberhalb des Dorfes Wertach bei Unterjoch, verstärkt durch die Zuflüsse aus den Thälern zwischen Sorg Schroffen, Eiseler Berg und Grünten. Von weicherem und wärmerem Wasser als der harte, kalte Lech, unterscheiden sich beide mit ihrem klaren, hellgrünen Alpenwasser, dem raschen Lauf und den zahlreichen Geröllbänken von den dunkelgrünen, durch Wiesen und Moorgründe schleichenden kleineren Gewässern der Hügelzone. Bei Augsburg, der schwäbischen Hauptstadt, vereinigen sich beide Flüsse.



Winzer (Niederbayern).

Der wichtigste schwäbische Nebenfluß des linken Donauufers ist die Wörnitz, welche auf der Frankenhöhe südlich von Schillingsfürst (in Mittelfranken) entspringt und nach einem südöstlichen Laufe bei Donauwörth in die Donau mündet.

An Seen ist unser Gebiet nicht so reich, wie sein östliches Nachbarland. Zu nennen sind außer dem bereits erwähnten Alpsee bei Immenstadt, der zum Lechgebiet gehörende Hopfen- und der Weißensee. Eine nähere Erwähnung kommt aber an dieser Stelle dem großen schwäbischen Meere, dem Bodensee, zu. 395 m über dem Meere bedeckt er mit seinen blaßgrünlichen oder bläulichen Wassermassen eine Fläche von 539 qkm ($9^4/_5$ Q.-M.). Zwischen Lindau und Romanshorn beträgt seine Breite über 21 km; zwischen Friedrichshafen und Rorschach 18 km, die Länge von Lindau nach Ueberlingen 27 km, sein Umfang 190 km. Er ist der größte und verkehrsfähigste deutsche See und bespült mit seinen Wellen die Gestade von fünf deutschen Staaten, nämlich: die Schweiz auf seinem ganzen südwestlichen Ufer von dem Einflusse des Rheinstroms bis zu seinem Austritt bei Stein; Baden um den ganzen Zeller und Ueberlinger See herum bis Immenstadt; von hier tritt Württemberg heran bis östlich der Argenmündung; dann folgt Bayern bis zur Leiblachmündung, während Oesterreich von hier bis zur Rheinspitz den Kreis beschließt.

Die vielfach wechselnde Bodengestaltung, die mannigfache Trennung der einzelnen Teile durch größere und kleinere Flüsse werden nun auch im einzelnen wieder mancherlei Charakteristisches in Bezug auf Ansiedelung und Bauart hervorgebracht haben. Teilt man den Kreis in das obere Schwaben und das Unterland, so gehören zu jenem die

Landesteile, welche etwa südlich der Linie Lindau, Kempten, Füssen liegen, während das Land nördlich dieser Linie zum Unterlande fiele. In seinen Hauptzügen wird ja gewiß auch dieses Land mit dem jenseits des Lech übereinstimmen, aber Volkstum und Bodenverhältnisse haben trotz mehr als tausendjähriger Nachbarschaft doch noch so viel Kraft bewahrt, um eine völlige Uebereinstimmung fernzuhalten.

So finden wir an dem ganzen schwäbischen Bodenseeufer meist einstöckige Häuser, von denen die alten aus Holz auf einem gemauerten Unterbau errichtet sind. Wohnung und Wirtschaftsräume deckt ein Dach, welches meistens aus Ziegeln besteht. Eigentümlich sind hier den Fenstern die zierlichen Vordächer. Da der gemauerte Unterbau wegen des Kellers immer 5—6 Fuß über den Boden emporragt, führen meist einige Stufen zum Wohnstock. Jedem, der aus Oberbayern über den Lech kommt, wird die größere Reinlichkeit und Ordnung, die namentlich das Allgäu ziert, sofort bemerkbar werden. Das Haus des Allgäus ist dem oberbayerischen Gebirgshause sehr ähnlich. Die älteste und überwiegende Bauart ist der Holzbau, meist mit ausgehauenen ineinander gefügten Stämmen. Das Dach ist flach, mit großen Schindeln gedeckt und mit Steinen beschwert. Alle diese Häuser sind zweistöckig. Oft auch decken Mörtelputz oder Schindeln die Holzbalken, aus denen sie errichtet. Diese Verschindelung fällt in der Oberlechgegend (bei Füssen) fort, ebenso die Vordächer der Fenster, dagegen begegnet uns die Laube wieder, und wir finden den Uebergang nach Oberbayern. Im mittleren Illerthal (bei Kempten) sehen wir das schwäbische hochgiebelige Riegelhaus mit Ziegeldach und gemauertem Unterstock. Bei Neubauten wird manchmal auch der Oberstock gemauert. Verschindelte Riegelbauten, oft auch mit Strohdach begegnen uns in der Mindelheimer und Krumbacher Gegend an Kamlach und Mindel. Neben diesen stattlichen Häusern treffen wir hier jedoch auch das dunstige Verließ mit dem kellerartigen Unterbau, dessen Fenster den Erdboden berühren — die sogenannten „Weberkeller“, die feuchte und ungesunde Wohnung des geringen Söldners.



Trachten in der Oberpfalz bei Regensburg.

Treten wir nun ins Unterland, so ist das Holzhaus vom Stein- oder Riegelbau verdrängt; nur im oberen holzreichen Günzthal kommen uns Erinnerungeu an oberländische Bauart. Daneben aber mahnen oft Höfe mit drei Firsten, daß wir uns dem Lande nähern, wo der Ackerbau vorherrscht. An der untern Günz kämpft Riegel- mit Ziegelbau, während die Platte das Stroh von den Dächern verdrängt. Strohdächer dagegen begegnen uns wieder häufiger im Biber- und Roththale. Am unteren Lech finden wir die Gehöfte mit zwei und drei Firsten wieder, aber es fehlt allen diesen Bauten der Oberstock. Der altgermanische Geviertbau des Flachlandes taucht hier ebenfalls wieder auf.

Wir wollen nun einen Augenblick Halt machen und uns umschauen, ehe wir uns



Prüfening bei Regensburg.

zu den Franken begeben. Je mehr wir nördlich vordrangen, um so mehr mußte es uns auffallen, daß in dem ruhigen und sicheren Bestand ein Wechsel sich bemerkbar machte. Immer mehr sahen wir mit der Entfernung von den Alpen an Stelle des charakteristischen, einheitlich und fest begründeten Bauerntums gewisse Schwankungen im Charakter der Bevölkerung eintreten, welche den Kampf des Alten mit dem Neuen dokumentierten. Bayerns konservative Bevölkerung sitzt in Ober- und Niederbayern. Es ist der bayerische Bauer, der mit dem, was er hat, zufrieden ist und sich genügen läßt, und stolz in seinem Besitze den Neuerungen, welche diesen in Frage stellen könnten, ablehnend gegenübersteht. Dieser Charakter, den nur der festbegründete Besitz gibt, ist ihm nicht seit gestern angeflogen, sondern Jahrhunderte haben an seiner Ausbildung und Befestigung gearbeitet. Hierfür sprechen außer anderem auch namentlich die Verhältnisse der religiösen Bekenntnisse zu einander. Der Besitzer will weder Reformation noch Revolution. Und so kommt es, daß wir — auch hier stützen wir uns auf ältere Tabellen — in Niederbayern unter 121 Bewohnern nur einen Protestanten finden; in Oberbayern dagegen schon auf 29 Katholiken einen Protestanten. Die Lage der Hauptstadt in diesem Kreise, die Konzentration des geistigen und industriellen Lebens, des Beamten- und Militärwesens in München mag an diesem plötzlichen Sprunge zum größten Teile Schuld sein. In Oberpfalz und Regensburg aber ist der weitere Sprung auf ungefähr 13 : 1 mit der Stadtbevölkerung nicht zu erklären, ebensowenig wie in Schwaben und Neuburg der abermalige Sprung auf kaum 8 : 1.

Diese Hingebung an das Neue, der wir von jetzt ab in noch weit ausgedehnterem Maßstabe begegnen werden, tritt uns nun namentlich in einem Teile des letzten Kreises entgegen, der ja auch gegen die Bewegungen früherer Zeit sich mit am entgegenkommendsten zeigte. Aus dem Riese, der Gegend, welche sich um das Städteviereck von Nördlingen, Oettingen, Wemding und Harburg links der Donau gruppiert, erzählt uns Meyr, daß es dort nicht nur Dörfer gebe, wo die jungen Leute sich ordentlich etwas darauf zugute thun, daß sie, um vergnügt zu sein, nicht mehr nötig haben sich zu prügeln — ein Kulturfortschritt, der einen jeden in Erstaunen setzen wird, der eben etwa aus Oberbayern, dem Lande der Spielhahnfeder, hierher käme — ferner nicht nur, daß Bauer und Bäuerin im einstöckigen, weißgetünchten Hause in ihrem Benehmen „etwas Gebildetes“ haben; nicht nur, daß man Polka-Mazurka, Varsovienne und Française tanzt: sondern auch, daß es dort einen Ortsvorsteher gegeben, der eine kleine Bibliothek besaß und darunter Schillers sämtliche Werke. Noch einmal hundert Jahre und ihr armen deutschen Autoren dürft auf den Anbruch eures goldnen Zeitalters hoffen!

Oberfranken.

Wanderten wir bisher wesentlich in dem bayerischen Donaugebiete, so treten wir jetzt in das bayerische Mainland, welches die drei fränkischen Kreise umfaßt. Oberfranken ist das Land des oberen Maines und seines Quellengebietes.

Im Osten die von Niederbayern und Oberpfalz nordwestlich sich hinziehende Grenze gegen Böhmen noch eine kurze Strecke weiterführend, übernimmt Oberfranken alsdann die Grenze gegen das Königreich Sachsen. Von Münchenreut nach Westen (bis in die Nähe von Teuschnitz) bildet das Fürstentum Reuß die bayerische Nordgrenze, dieselbe dann an die Herzogtümer von Sachsen-Meiningen und Koburg-Gotha übergebend. Nördlich von Seßlach springt die Grenze nach Süden ab, und die Itz bildet die Westgrenze gegen Unterfranken und Aschaffenburg bis zu ihrer Mündung in den Main. Von hier zieht sich die Grenze südwestlich über den Main (oberhalb Eltmann) hinüber bis gegen Prichsenstadt, wo Mittelfranken die Südgrenze übernimmt. In großen Windungen erreicht die Grenze über die Aisch hinüber südlich von Forchheim die Regnitz, überspringt dieselbe, und weicht bei Velden von ihrer bisherigen östlichen Richtung nach Nordosten ab, um entlang der Oberpfälzer Grenze diesseits Eger Böhmen zu erreichen. — Der Main entspringt als weißer Main auf dem Ochsenkopf, als roter Main weiter südlich auf dem Uebergangsgebirge vom Fichtelgebirge zum Frankenjura. Creußen ist der erste größere Ort, den der rote Main berührt. Beide Quellenbäche, gen Norden fließend, vereinigen sich bei Katschenreut, südwestlich von Culmbach. Von hier wendet sich der Fluß in großem Bogen nach Westen bis Lichtenfels, dann südlich bis Hallstadt, von wo er bis Schweinfurt wieder in vielfachen Krümmungen westlich fließt. Fast spitzwinkelig abspringend lenkt er seinen Lauf nach Süden bis Marktbreit, kehrt wieder im spitzen Winkel nach Norden um, grüßt Würzburg und fließt nordwestlich weiter bis Gemünden, um seine Fahrt nach Süden bis Wertheim zum zweitenmale anzutreten. Von Miltenberg zum letztenmale nach Norden umkehrend, bleibt er in dieser Richtung über Aschaffenburg bis Hanau, von wo er seine Wogen westwärts dem Rheine zuwälzt, den er Mainz gegenüber als ein 320 Schritte breiter stattlicher Strom erreicht. Bei Kleinostheim unterhalb Aschaffenburg verläßt der Fluß auf dem linken Ufer das Königreich Bayern, eine kurze Strecke weiter, bei Kahl dann auch auf dem rechten.

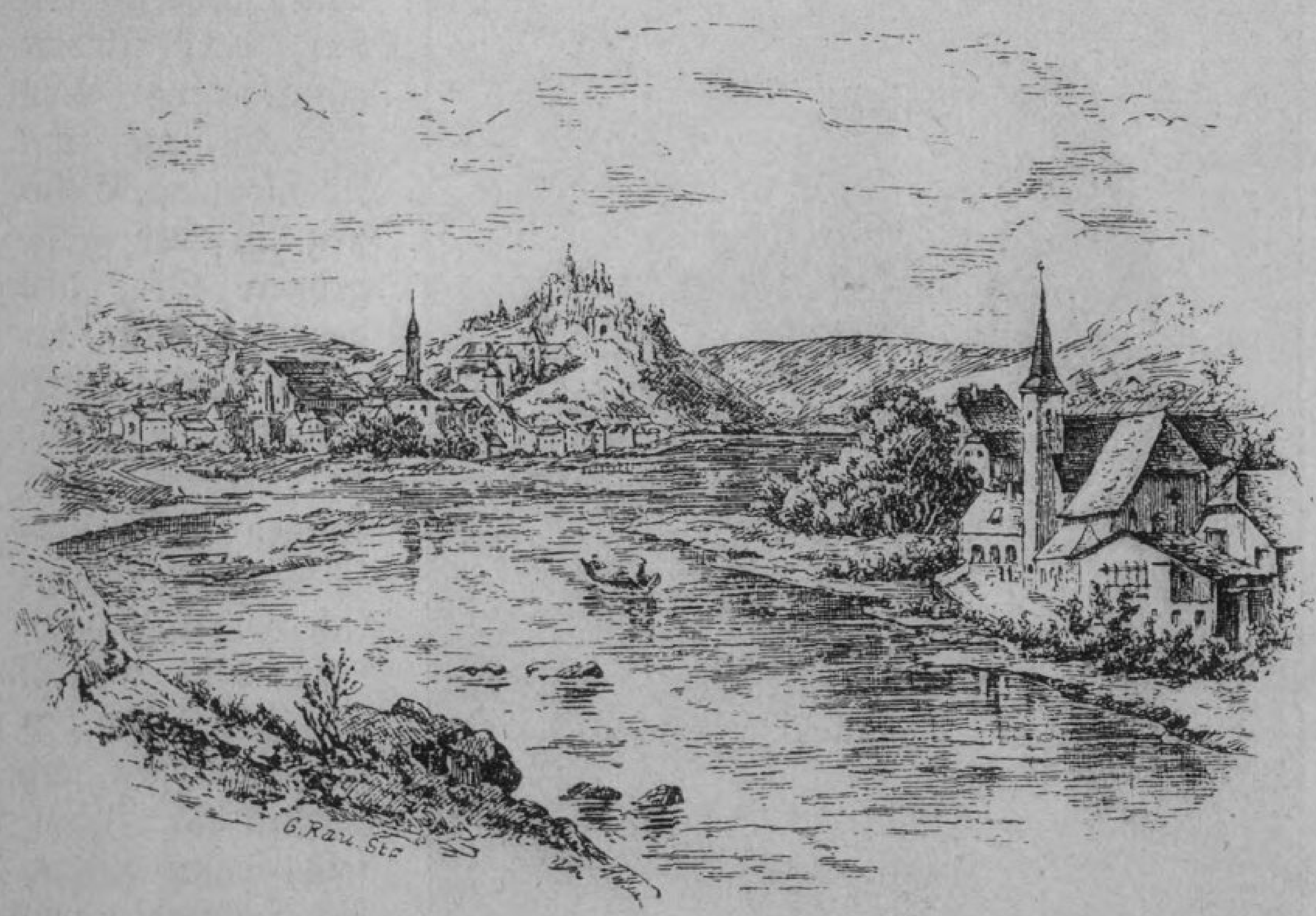


Trachten bei Passau.

Die wichtigsten oberfränkischen Nebenflüsse des Maines sind auf dem rechten Ufer die Rodach, welche auf dem Frankenwalde südlich von Schwarzenbach entspringt und bei der Stadt Kronach sich mit dem gleichnamigen Flüßchen wie mit der Haßlach vereinigt; dann die Itz, welche von den Hängen des Thüringer Waldes zum Maine strömt. Auf

dem linken Ufer verstärkt unterhalb Bamberg die Regnitz den Main. Aus den Quellenflüssen der fränkischen und schwäbischen Rezat zusammenfließend, von denen die erste bei dem hohen Steig unweit der Altmühlquellen entspringt, während die letzte an den Westabhängen des Frankenjuras ihre Wasser sammelt, strömt die Rednitz gegen Norden und vereinigt sich bei Nürnberg mit der Pegnitz, die ebenfalls ihre Quelle unweit der Quellen des roten Maines auf oberfränkischem Boden hat. Also zur Regnitz geworden, nimmt sie bei Forchheim die Wiesent auf. Dieser Fluß bildet mit seinem in den fränkischen Jura eingeschnittenen Thale die anmutige fränkische Schweiz, mit Tropfsteinhöhlen namentlich bei Muggendorf.

In dem quellenreichen Gebiete, wo von Norden die Hänge des Steigerwaldes, von Süden die aus der fränkischen Ebene aufsteigenden Erhebungen der hohen Leite und des hohen Steigs sich zu Thale senken, haben wir außer der Tauber-, Wörnitz-, Altmühl- und Rezatquelle auch noch die Quellen der Aisch zu suchen, welche von hier in nordöstlicher Richtung der Regnitz zufließt und dieselbe unterhalb Forchheim auf dem linken Ufer erreicht. Weiter abwärts mündet, vom Steigerwalde selbst kommend, die Ebrach in die Regnitz.



Hals bei Passau.

Gehören diese Flüsse durch ihre Verbindung mit dem Maine zum Rheingebiet, so führen uns Eger und thüringische Saale in das Gebiet der Elbe, von denen die erste auf der inneren Hochebene des Fichtelgebirgs aus dem Egerbrunnen entspringt, während die Saale am nördlichen Abhange des großen Waldstein am Fichtelgebirge in einer Höhe von 728 m ihren Ausgang nimmt.

Das Fichtelgebirge bestimmt im Norden, im Nordwesten der Frankenwald die Bodenbildung. Südöstlich ziehen sich die Höhenzüge der fränkischen Schweiz, südwestlich die Niederung des Regnitz-Main-Gebietes hin.

Das Fichtelgebirge, im Herzen des deutschen Landes gelegen, hat von der Natur gar manche wichtige Sendung erhalten. Wie es nach allen vier Richtungen seine Flüsse zu vier verschiedenen Volksstämmen entsendet, so zieht es andrerseits diese Volksstämme die Flußthäler herauf wieder an sich und vermittelt ihre Berührung. Main und Naab bringen seine Grüße den Franken und Bayern; aus dem Egerbrunnen rinnt die Eger ostwärts nach Böhmen und weist den Slaven den Weg zu ihrer Quelle und über diese hinaus bis in die Mitte Deutschlands. Nordwärts vom Fuße des Waldstein fließt die Saale zu Sachsens Fluren.

Aber nicht die Völker allein reichen sich hier die Hand, sondern dem Fichtelgebirge lag die Aufgabe ob, zwei gewaltige Gebirgssysteme zu verschmelzen und zu verketten: die hercynische Gebirgskette mit dem Erzgebirge. So ist es natürlich, daß wir nach den meisten Richtungen eine feste Grenze des Fichtelgebirges nicht ziehen können. Nur eine Richtung spricht sich bestimmt aus -- die nordwestliche. Hier fällt das Gebirge mit

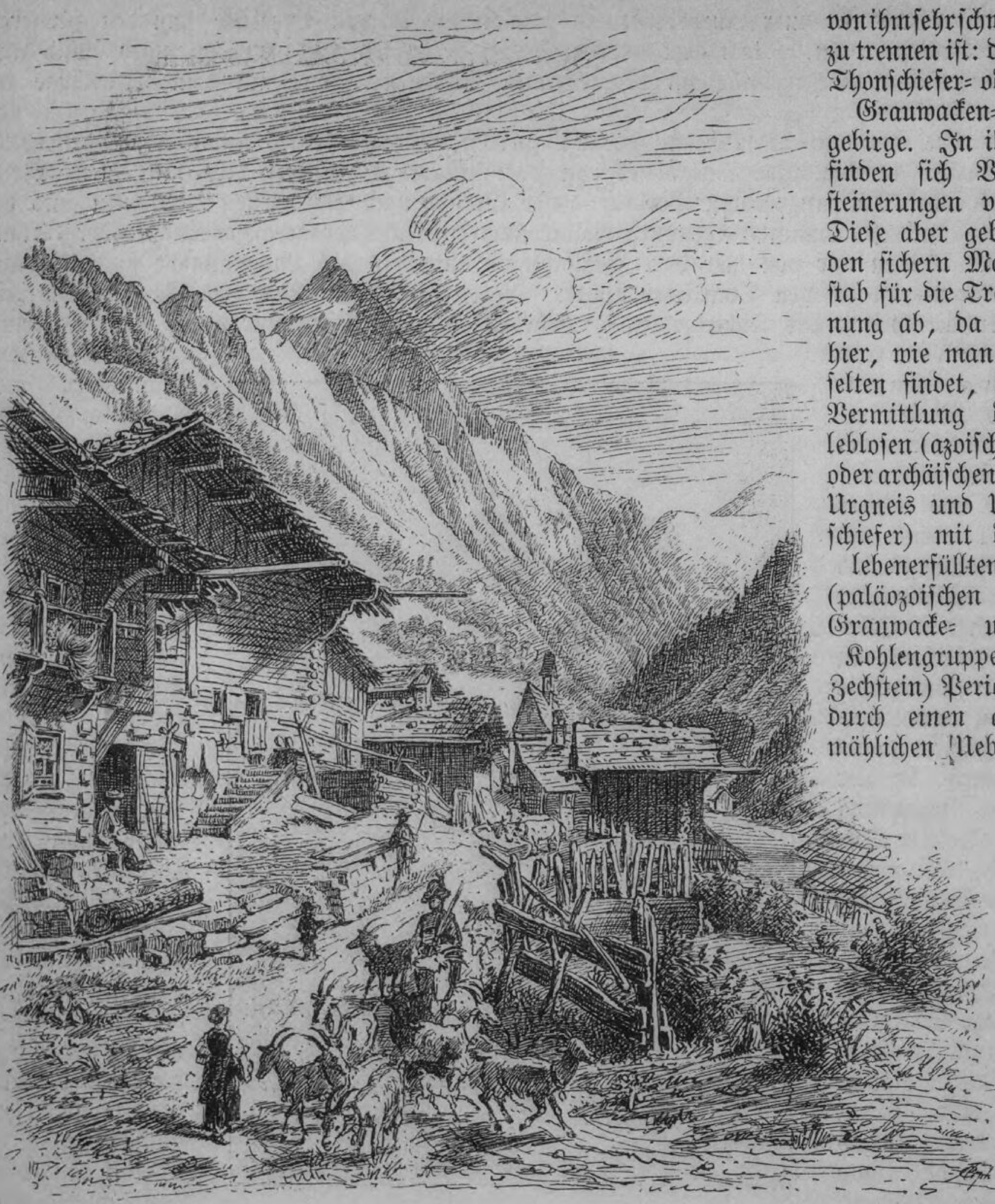
steilem Rande zu einer Längsbucht ab, welche die älteren Bergteile von den jüngeren Flötzschichten trennt. Nach den andern Seiten verschmilzt es mit Thüringer Wald und ostbayerischem Grenzgebirge im Norden und Südosten, sowie mit dem Erzgebirge im Osten.

Die nordwestliche Richtung des ostbayerischen Grenzgebirges unmittelbar fortsetzend, fällt das Fichtelgebirge, wie dieses, zu der jüngeren fränkischen Alp mit einem Steilrande ab. Den ungefähren Verlauf dieser Grenze nach Nordwesten bezeichnen uns die Orte Waldeck-Kulmain-Weidenburg-Goldkronach-Berneck-Wiersberg-Zeyern-Glasberg-Stockheim. Folgen wir von hier dem Haßlachthale aufwärts bis Ludwigstadt, so haben wir die Grenze gegen den Thüringer Wald. Gegen Südosten bildet das Egersche Tertiärbecken die Grenze des Fichtelgebirges, während es gegen Osten nur durch eine scheinbare Grenze vom Erzgebirge getrennt wird. Diese Linie zöge sich etwa von Fleißen gen Brambach und weiter gen Norden durch den Rauner Grund und das Elsterthal abwärts bis Oelsnitz. Ebenso ist die Nordgrenze gegen das Voigtland schwer zu bestimmen, da hier die Begegnung einer tieferen Terrasse des voigtländischen Gebirges und der Vorberge des Fichtelgebirges eine strenge Scheidung nicht zuläßt. Etwa die Linie Oelsnitz, Magwitz = Gefell, Hirschberg, durch das Saalethal nach Westen verlängert, kann als solche Grenzlinie betrachtet werden. Schneeberg und Ochsenkopf sind die höchsten Kuppen (1063 und 1026 m), zu denen die zentrale Masse des Fichtelgebirges, in der Gegend von Berneck mit einem steilen Aufschwung sich über die Umgegend erhebend, in einer langen bewaldeten Böschung aufsteigt. Diese lang hingedehnten Rücken der Ausläufer, Terrassen und Vorberge, von den runden Kuppen des Kerngebirges wohl unterschieden, sind dennoch nicht von diesem zu trennen, da sie ja fast in stetem Zusammenhange mit denselben die Senkung und Abdachung langsam vermitteln. — In sich selbst vermittelnd, vermittelt es, wie schon angedeutet, auch nach Außen. Die vielfachen Querthäler, welche zu der Hauptrichtung des Gebirges von NW. nach SO. fast senkrecht verlaufen, belehren uns, daß hier eine rechtwinkelige Durchkreuzung zweier Hauptgebirgssysteme von nahezu gleicher Stärke stattgefunden hat.



Trachten in Schwaben und Neuburg.

Die sogenannten Urgebirgsfelsarten, — Gneis, Glimmerschiefer, Urthonschiefer, Granit und die ältesten Sedimentgesteine — Thonschiefer und Grauwacke, bilden die größte Masse des Fichtelgebirges. Jüngere Ablagerungen, wie die der Kohlenformation und des Rotliegenden, kommen selten vor, während noch jüngere, wie die der Trias, nur seine äußerste Grenze umsäumen. Diese bilden dagegen die Unterlage der im Westen jenseits eines buchtenartigen Einschnittes sich erhebenden fränkischen Alp. Im Norden liegt dem Urthonschiefergebirge eine Gesteinszone vor, welche in den Uebergangsschichten



von ihm sehr schwer zu trennen ist: das Thonschiefer- oder Grauwacken-gebirge. In ihm finden sich Versteinerungen vor. Diese aber geben den sichern Maßstab für die Trennung ab, da sie hier, wie man es selten findet, die Vermittlung der leblosen (azoischen oder archäischen — Urgneis und Urschiefer) mit der lebenerfüllten (paläozoischen — Grauwacke- und Kohlengruppe, Zechstein) Periode durch einen allmählichen Ueber-

Bauart im Allgäu: Weiler Gerstruben.

gang ins Werk setzen. „Sie sind es, welche zuerst mit Bestimmtheit jene höchst merkwürdige Zeitscheide in der Bildung des Erdkörpers bezeichnen, mit welcher die Bedingungen der Entstehung und des Gedeihens organischer Wesen zum erstenmale erfüllt wurden."

Wegen all dieser Vermittlungen in topographischer, ethnographischer und geologischer Beziehung sollte man nun glauben, die Geographen hätten dieses Gebirge vor allen andern „das Europäische Vermittlungsgebirge" genannt. Aber nein! Die Geographen, in dem Bewußtsein, daß die Extreme sich berühren, also auch Vermittlung hart neben der Scheidung liege, nannten deshalb dieses Gebirge ein Scheidegebirge. Und merkwürdig, als ob wir uns in überirdischen oder vierdimensionalen Gefilden bewegten, der Name paßt auch. Denn hier ist der Punkt, wo drei große Wassergebiete, das der Donau, des Rheines und der Elbe sich scheiden. Wir sahen es an der verschiedenen Richtung, welche die von hier ausgehenden Gewässer nehmen.

Es wurde bereits erwähnt, daß das Fichtelgebirge von Nachkommen verschiedener deutschen und slavischen Stämme umwohnt werde. Dieses sowohl wie die mannigfachste Bodenbildung ist als Grund der bunten Abwechslung anzusehen, welche wir in dem oberfränkischen Kreise in Bezug auf Ansiedlung, Bauart und Lebensweise antreffen. Zwar bedingt auch hier das Relief des Bodens das Relief des Hauses, wie die topischen Verhältnisse, Gestaltung der Landschaft und ihre von Geschlecht zu Geschlecht fortgesetzt wirkende Beeinflussung und Erziehung des Formensinns und Gestaltungstriebes die Zeichnung der Umrisse geben. Ebenso ist auch hier das vorhandene Baumaterial bestimmend für die Bauweise. „Aber der Charakter des Volkes arbeitet an den Teilverhältnissen und giebt das sonderheitliche äußere Abbild." Da dieser Charakter aber ein sehr verschiedener und aus den mannigfaltigsten Verhältnissen hervorgegangen ist, so dürfen wir uns auf vielfache Abwechslung gefaßt machen.



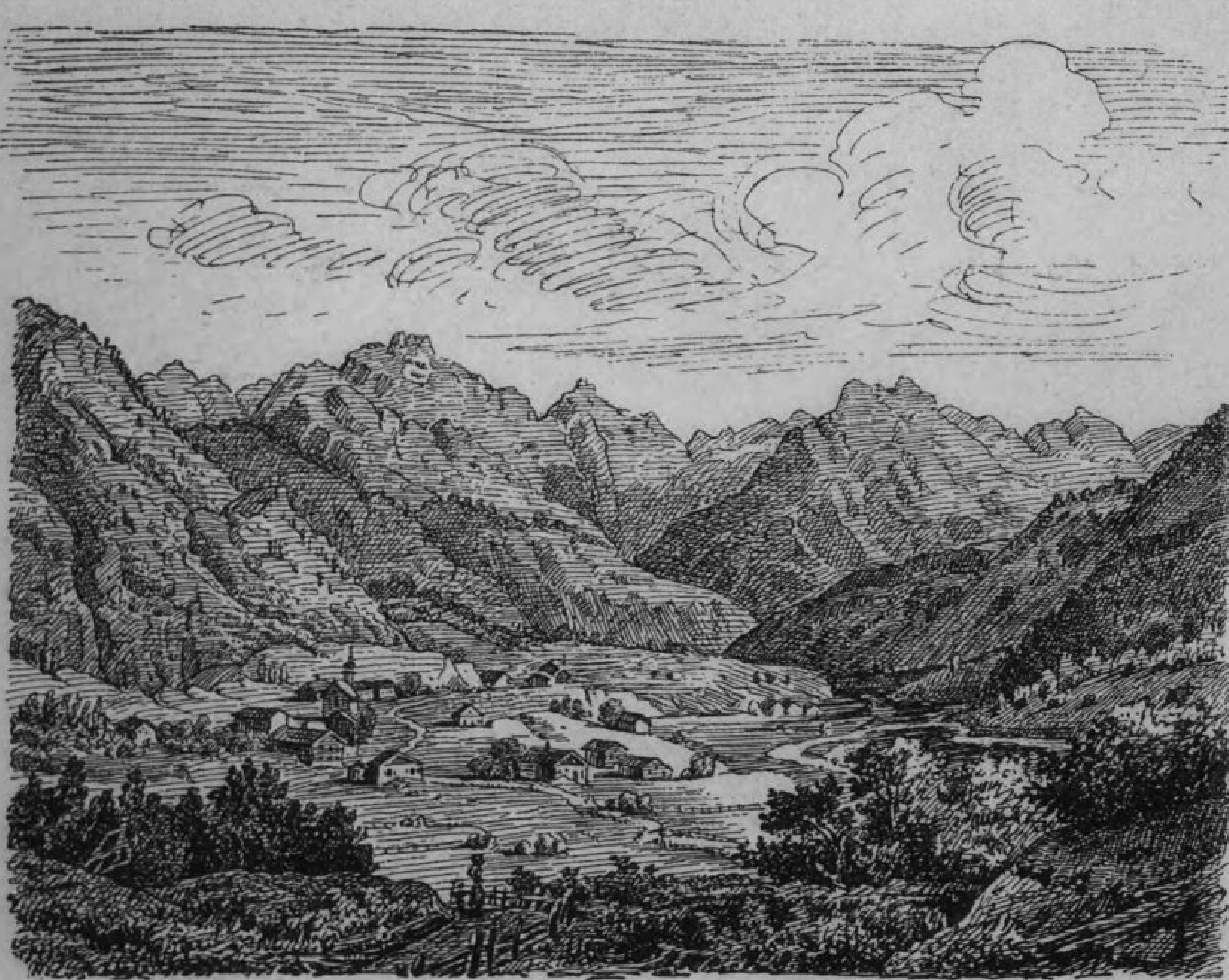
Beschwertes Dach im Allgäu.

Um dies zu verstehen, müssen wir einen Augenblick rückwärts schauen. Wir stehen auf einem Boden, über den, wenn auch von den Fluten des Urmeeres wenig bespült, um so gewaltiger die Fluten wandernder Völkerstämme hinweggetobt. Ein Volk drängte, verdrängte oder verschob hier das andere, die jedesmaligen Ueberreste der Abgezogenen in sich aufnehmend und mit ihnen sich vermischend. Slavisches Blut hat mit germanischem sich vermengt, und wie noch bis in unsere Zeit hinein die Zahl der Angehörigen des wandernden Stammes eine bedeutende in ganz Oberfranken war, wie dem forschenden Wanderer in den Weilern und Gehöften des Frankenwaldes die Fährte, welche dies unstäte Zigeunervolk von seiner Wanderung hinterlassen, aus manchen Einzelheiten und Merkwürdigkeiten sich zu erkennen geben wird, so haben jene gewaltigen Menschenströmungen, welche über dieses Land hinweggegangen, ebenfalls ihre wohlerkenntlichen tiefen Spuren zurückgelassen.

Bodenbildung und historische Entwicklung haben das oberfränkische Gebiet geteilt. An das Fichtelgebirge sich anlehnend, fällt in das Stromgebiet des roten Maines das

Bayreuther Unterland. Dieses, die Thonschieferterrasse des bayerischen Voigtlandes, vom weißen Main bis zur Nordgrenze sich erstreckend, von Saale und Selbitz durchströmt, die Sechs-Aemter (der ehemalige Wunsiedler Kreis) und die Thäler der Eger, Rößla und Köppein bildeten einst den Hauptbestandteil der Markgrafschaft Culmbach-Bayreuth. Dem Bayreuther Lande gegenüber umfaßt das Bamberger Land, auch konfessionell von jenem geschieden, die Höhen des Frankenwaldes, die Main- und Regnitzebene und das oberfränkische Juragebiet.

In der Aufzählung der Bestandteile des Bayreuther Landes lag seine ethnographische Einteilung bereits mit vor. „Das Volk in der Nordoberpfalz und dem angrenzenden östlichen Fichtelgebirgsvorlande trägt das Mischlingsgepräge noch heutzutage am unverkennbarsten an der Stirne.“ Von allen den Völkern, die von Osten und Nordosten sich in diese Eger-Naabebene vorschoben, an den Bergen sich stauend, scheint ein Rest hier sitzen geblieben zu sein. Anders dagegen ist es auf der nördlichen Bergebene — dem Voigtlande. Schon der Dialekt trennt sie von ihren südlichen Nachbarn, die mehr der Oberpfälzer Mundart huldigen, während die Bewohner des Voigtlandes auf Thüringen verweisen. Ein stärkerer Slavenstrom ergoß sich vom Fichtelgebirge mainabwärts, dann, zum Regnitzthale abbiegend, zur Aisch und diese aufwärts in südwestlicher Richtung bis zur Wörnitz. Teils erobernd, teils kolonisierend muß man sich ihr Vordringen denken, denn sie verstanden den Acker- und Bergbau und brachten somit neue Kenntnisse und damit verbundenen Gewinn den ältern germanischen Ansiedlern ins Land. Später wirkte die Zugehörigkeit dieser einzelnen Landesteile zu verschiedenen politischen Verbänden trennend auf die Bevölkerung, die politische Grenze wurde gleichzeitig zur ethnographischen, und wo selbst diese Grenze zu durchbrechen drohte, da schob sich im 16. Jahrhundert die Verschiedenheit der Konfession mit erneuter scheidender Macht dazwischen. „Mit dem Uebertritt des Bayreuther Landes zum Protestantismus erweiterte sich die trennende Kluft zwischen seinen Bewohnern und jenen des Bamberger Stiftes, und schied sich auch an der südöstlichen Grenze der Markgrafschaft, trotz der stammlichen Verwandtschaft des Volkes, der Protestant des Wunsiedler Kreises (die alten Aemter Wunsiedel, Weißenstadt, Hohenberg, Thierstein, Selb und Kirchenlamitz umfassend) vom Katholiken der Oberpfalz.“



Hintersteinthal im Allgäu.

Folgen wir der Bamberg-Culmbacher Hochstraße, so ist diese Linie etwa als Wasserscheide des Franken-Jura, der hier von Süden in oberfränkisches Gebiet eintritt und zum Mainthale abfällt, zu betrachten. Das breite Regnitzthal begleitet den Westrand des Gebirges und auch am linken Ufer des Flusses findet das Tafelland seine Fortsetzung gegen Mittel- und Unterfranken hin, erst allmählich zu den Vorhügeln des Steigerwaldes

anschwellend. Zwischen Jura im Süden und Frankenwald im Norden drängt sich die reizende Thalebene des oberen Maines. Ueber die hier erwähnten Landteile regierte einst der Krummstab des Fürstbischofs von Bamberg. Stammeseinheit und eine Herrschaft, die ununterbrochen während 8 Jahrhunderten hier sich erhalten, haben der Bevölkerung den übereinstimmenden Typus gegeben, nur ist das eine zu beachten, daß ostfränkischer Einfluß im Westen seine Herrschaft unbestritten geltend machte, während im nordöstlichen Teile des Gebietes, im Frankenwalde sich manche slavische Erinnerung erhielt.

Die Zweiteilung Oberfrankens in Bayreuther und Bamberger Land ist demnach berechtigt und geboten. „Der Hochländer am Fichtelgebirge trägt seine wesentlichen Kennzeichen gegenüber dem westlichen Bayreuther Unterländer, und eine noch schärfere Demarkationslinie scheidet im östlichen Vorlande den Bewohner des ehemaligen Sechsämterbezirkes vom nördlichen Voigtländer.“ Das Bamberger Gebiet hingegen umfaßt zwei Gebirgsmassen, Jura und Frankenwald, deren Bevölkerung jede ihre Eigentümlichkeiten aufzu-

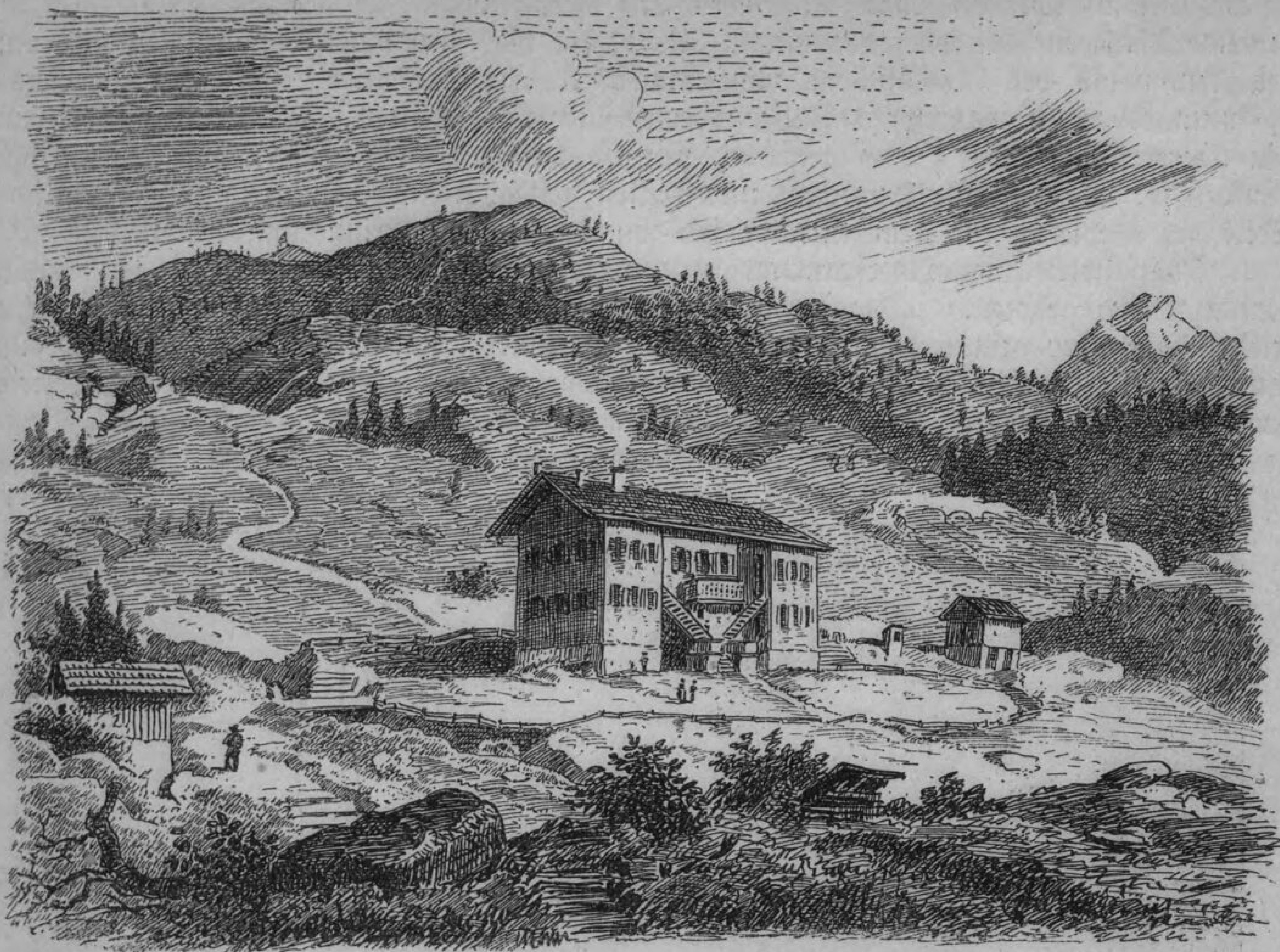


Freibergsee bei Oberstorf im Allgäu.

weisen hat. Zwischen beiden liegt das Mainthal, welches, südlich zum Regnitzthale übergehend, ebenfalls sich einen bestimmten Volkscharakter gebildet und erzogen.

Betrachten wir zunächst das Bayreuther Volk und seine Art zu hausen, so finden wir die Dörfer des Fichtelgebirgshochlandes größtenteils in der Thalsohle. Höhe und Gestaltung der Berge, „die Ueberlagerung ihrer Kuppen mit einem wahren Haufwerke umhergestreuter, oft weit gegen die Tiefe hinabgerollter Granitblöcke“ machten eine Ansiedelung nicht möglich, während die an den sanfteren Hängen sich hinziehenden Lohen und Sümpfe die Ansiedler ebenfalls von hier ins Thal verwiesen. „Wie in den Alpen die Gletscher, so sind hier diese Lohen die unerschöpflichen Wasserbehälter, welche die Flüßchen ernähren.“ Die Dorfanlagen zeigen ebenso wie im Hochlande jene Ausdehnung in die Länge, indem der Bauer, den Windungen des Thales folgend, das Terrain, wie und wo es sich ihm bot, benützte.

Finden wir auf der Bergebene des Voigtlandes das Dorf schon mehr geschlossen, so zeigt das Bayreuther Unterland und der Sechsämterbezirk diesen Charakter des Gau-



Im Allgäu: Auf dem Grünten.

dorfes in voller Ausbildung. Und während wir hier die Zunahme an Märkten und Dörfern, dagegen die Abnahme an Weilern und Einöden bemerken müssen, ist für das Bayreuther Oberland die umgekehrte Thatsache bezeichnend.

Dieses Land um das Fichtelgebirge und seine Ausläufer nach Osten und Norden ist natürlich auch die Heimat des Gebirgshauses, wenn wir, ohne uns zu sehr an das südbayerische Hochgebirge zu erinnern, hier davon reden. Fachwerk und Schindeldeckung ist vorwaltend. Das Giebeldreieck des Hauses, oft der ganze Oberstock, zeigen Bretterverschalung; die Nebenbauten bestehen nur aus Balken und Brettern, und ganze Blockhäuser finden sich häufig im tieferen Gebirge. Fachwerk mit Bretterverschalung hat auch das Voigtländer Haus, während im Wunsiedler Kreis bloßliegendes Riegelwerk mit gemauerter Füllung vorherrscht. Gegen den Frankenwald zu wird der dort heimische Schiefer immer mehr zur Dachdecke und auch zur Bekleidung der Außenwände verwendet.

Das Blockhaus ist einstöckig, dagegen das Bauernhaus im Thale, im Voigtlande und im Sechsämterbezirke zweistöckig, mit aus Bruchsteinen gemauertem Unterbau und einem Oberstocke aus Fachwerk. Das stattliche Gehöfte, dessen drei Firste den Hofraum nach drei Seiten umgrenzen, schließt an der vierten mit einer Holzwand und gedecktem Gange, „einer hölzernen Citadelle“ gleichend. Zeigt auch der Umriß dieser großen Gehöfte oft eine belebte Linienführung, so ist doch von Einzelschmuck, Schnitzerei und Farbe sehr wenig zu finden. „Die Laube, das überdachte Maierglöckchen, das vorspringende Dach fehlt allenthalben.“

Eines müssen wir im Zusammenhange erwähnen. Das Fenster des südbayerischen Bauernhauses ist klein, doch immer noch groß genug, um eine Kommunikation mit der Außenwelt wenn auch spärlich zu vermitteln. In der Oberpfalz aber wird es noch kleiner; ja es wendet sich, wie wir sahen, von der Außenwelt ab und schaut auf den Hof hinaus. Hier haben wir jetzt ein breites und hohes Fenster. Fentsch giebt uns dafür die Erklärung. „Der Thüringer und Franke ist offener, zuthunlicher, mitteilsamer

als der Altbayer und Oberpfälzer. Dieser tritt in allen Dingen, wo der engere Familienkreis nicht genügt, aus der gefriedeten Sphäre des Hauses sofort in die Oeffentlichkeit heraus. Dagegen will er in seinem eigentlichen Hausleben ungestört und unbelästigt bleiben. Er macht es deshalb den spähenden Blicken möglichst schwer, sein Thun und Treiben in der Baumannstube zu belauschen. Der Franke dagegen legt sein Familienleben mehr bloß. Er zieht vieles herein; er verhandelt manches innerhalb der vier Pfähle seiner Hütte, wozu der Altbayer unumgänglich des Wirtshauses bedarf. Zudem ist er neugieriger und schwatzhafter, und will in der Aussicht ebensowenig behindert sein, als in der Einsicht."

Wollte man diese Thatsache jedoch als speziellen Charakterunterschied zwischen Bayern und Franken hinstellen, so würde man sehr irren. Denn dieses Abschließen und



Bauten bei Oberstorf; Walser Schanze.

Fürsichsein findet sich wieder in großen abgelegenen, von Industrie und Handel weniger berührten Teilen Niederdeutschlands, namentlich Westfalens, „wo die Uebertretung aller zehn Gebote Gottes einem so wenig Ansehen als Vergnügen giebt" — wie der treffliche Möser einen reisenden Franzosen berichten läßt — wo aber ebensowenig Altbayern sitzen. Naturerziehung und sogenannter Kulturschliff treten sich hier in ihren Aeußerungen und Resultaten entgegen: die erste in ruhiger, stolzer und selbstbewußter Art, voll Mißtrauen und einer gewissen Gleichgiltigkeit gegen alles Fremde und Neue; der letztere dagegen belebt, neugierig und wißbegierig, allem Fremden mit einer gewissen charakterlosen Verehrung huldigend.

Im Bamberger Lande finden wir ebenfalls im Flachlande den geschlossenen Dorfbau gegenüber der lockeren Verbindung der Häusergruppen im Berglande. So ist für den ersteren das Regnitzthal ein günstiges Terrain, während die freiere Ansiedelung sich

in dem Hügellande gegen den Steigerwald zu behauptet. Auch das Mainthal bietet für geschlossenen Dorfbau manche günstige Stelle, doch hat hier bereits der Bürger dem Bauern das Terrain streitig zu machen begonnen.

Auf den Hochplatten des Jura sind die Dörfer geschlossener gebaut, doch unregelmäßig, „da kein Straßenzug, keine lebhaftere Verkehrslinie auf diesen einsamen, baumlosen Höhen das Bedürfnis hervorrief, die Hütten nach der Richtschnur einzureihen. Kaum daß sie sich bequemen, sich nur gegenseitig die Fronte zuzukehren. Im Dorfe spiegelt sich der melancholische Charakter der Landschaft wunderbar wieder, und die Armut der Hüttner vollendet diese Uebereinstimmung.“

In den Flußthälern, die hier en miniature anzutreffen sind, sind die Dörfer wieder mehr auseinander gezogen, und die einzelnen Ansiedelungen den Verhältnissen des engen Terrains angepaßt. Wo die Natur den Pinsel führt, sind wir aus dem Hochgebirge gewohnt, reizende Bilder anzutreffen. So auch hier.

Das flachere Vorland des Frankenwaldes gestattet noch den Dörferbau. Wo aber die Gegend anfängt sich mehr zu beleben, übernimmt der Einödhof die Herrschaft. Spuren slavischer Ansiedelung, die sich durch ovales oder kreisrundes Aneinanderfügen der Herdstätten namentlich charakterisiert, finden sich hier noch in bedeutenderer Anzahl.



Fossa Carolina.

Im Regnitz- und Mainthale herrscht der Steinbau vor, Riegelbau mit bloßliegendem Fachwerk in der Hügelregion. Das meist einstöckige Bauernhaus ist mit Schindeln oder Ziegelplatten gedeckt. Große Fenster charakterisieren auch hier das Haus des Bewohners aus fränkischem Stamme.

Die Häuser auf der Jurahöhe sind ähnlich, zeigen aber durch ihre Verkommenheit die Armut des Insassen an. Das Strohdach auf dem Nebenbaue hat sich hier erhalten.

„Aeußerst bewegt und originell ist das Bauernhaus im Frankenwalde. Es liegt nahe, daß der ungeheure Reichtum an Bau- und Werkholz das bevorzugte Material bot.“ Und so sehen wir denn den Holzbau in allen möglichen Variationen vom einfachen Blockhause bis zum buntesten und launigsten Riegelwerke auftreten. Schindel, Schiefer und Ziegelplatte wechselt auf den Dächern, wie Balken-, Bruchstein- und Riegelbau an den Unterbauten — alles oft an einem Hause vertreten; Bretterverschalungen der Außenwände oder Bekleidung derselben mit Bruchschiefer; Firste von ungleicher Höhe — das Charaktervolle weicht dem Lebendigen, das in seiner bunten Mannigfaltigkeit nicht minder charakteristisch ist. Doch wirft auch hier bereits in die großen Flößerdörfer das Bürgertum seine Schlaglichter hinein, so daß wir den eigentlichen, richtigen Bauer mit seinem stattlichen Gehöfte im Frankenwald wenig, im Mainthale auch nur selten und auf der Jurahöhe gar nicht mehr finden. Nur im wohlhabenden Regnitzgrunde hat er sich behauptet.

Wir setzen nun unsre Wanderung nach Mittelfranken fort, indem wir den Rückblick aufsparen für die Zeit, wo wir das bayerische Frankenland vollständig abgegangen haben.

Mittelfranken.

Mittelfranken ist ein Gebiet, dem nur die Politik seine Grenzen gab. Mit Ausnahme von Niederbayern nehmen im Norden, Osten und Süden die sämtlichen fünf andern rechtsrheinischen Regierungsbezirke Bayerns an seiner Grenzbildung Anteil, während es im Westen von dem württembergischen Jagstkreis begrenzt wird. Diese württembergisch-mittelfränkische Grenze verläuft von Dinkelsbühl ziemlich in nördlicher Richtung bis Aub, um hier die Weiterführung der Landesgrenze an Unterfranken und Aschaffenburg abzutreten.



Sonntagstracht der oberfränkischen Mädchen.

Da die Natur uns also überall über die politische Grenze des Kreises hinausführt, sei es uns gestattet, ihrer Weisung wie bisher zu folgen. Zwischen dem Ostabhange des Schwarzwälder Urgebirgs und dem Südwestabhange des ostbayerischen Grenzgebirgs zieht sich das süddeutsche Juragebirge hin. Der Name sagt uns schon, daß wir es mit einer jüngeren Erhebung zu thun haben. Schieben sich die sedimentären Gebilde auch nach beiden Seiten bis zu dem Rande des Urgebirges vor, so gewinnen sie doch erst diesseits einer tiefen Einbuchtung, welche im Westen im allgemeinen dem Laufe des oberen Neckars, im Osten dem der Naabthalung folgt, den selbständigen gebirgigen Charakter. Das ganze Gebirge bezeichnet man als schwäbisch-fränkische Alp oder süddeutsches Juragebirge. Nach Süden ist die Thalfurche der Donau die Grenzlinie des zwischen Ulm und Regensburg plötzlich abbrechenden Gebirges, während es im Osten, wie schon gesagt, sich an das ostbayerische Urgebirge anlehnt, da die Naabniederung erst später eine scheinbare Trennung bewirkte.

„Betrachtet man nun das Ganze des süddeutschen Juragebirges zwischen der Rheinspalte bei Schaffhausen und der Nordspitze bei Koburg bezüglich seiner Längenerstreckung und Gestaltung, so genügt ein oberflächlicher Blick, um zwei Elemente zu erkennen, von welchen seine orographischen Verhältnisse beherrscht sind. Von dem Rheinfalle bis hinauf zu einer Querlinie, etwa von Kelheim a. D. nach Hilpoltstein (nördlich von Eichstädt) gezogen, ist der Verlauf des Gebirgs in der Hauptsache von SW. nach NO. gerichtet; jenseits der angedeuteten Linie biegt die Längenausdehnung plötzlich fast rechtwinkelig um und zieht nunmehr von SO. nach NW." Das Urgebirge, welches hier emporragte, wies dem vom Rheine nach SO. sich erstreckenden Meere, dem das Juragebirge seine Entstehung verdankt, seine Uferrichtung an. Bis zum Wörnitzthale, welches das von SW. nach NO. sich erstreckende Gebirge quer durchspaltet, geht die schwäbische Alp,

während die hier beginnende fränkische Alp einerseits ihre westöstliche Richtung bis zur Altmühl beibehält, andrerseits nach NW. umschwenkt, um bei Koburg zu enden. Zu jenem ersten Teile der fränkischen Alp gehören der Hahnenkamm und das Eichstädter Gebirge; der nördliche Teil hingegen führt den Namen fränkisch-pfälzische Alp, Nordgaugebirge oder Franken-Jura im engeren Sinne. Oestlich und westlich von diesem nördlichen Hauptzuge bemerken wir isolierte Berge und Hügel, deren Entstehung uns klar wird, wenn wir an die zerstörende Arbeit des Meeres denken, dessen Fluten sie vom Hauptgebirge losrissen und gleichsam als Inseln in die Ebene versetzten. Zu diesen Berginseln gehört namentlich der hohe Hesselberg an der schwäbisch-neuburgischen Grenze.

Die Querthäler des Frankenwaldes sind uns in der Erinnerung. Hier finden wir dieselben auch, aber die Ursache der Entstehung ist nicht wie dort die senkrechte Durchkreuzung zweier Gebirgsmassen, man vermutet deshalb, daß der eigentlich höhere Gebirgsrand vor der Zerstörung durch die Meeresflut in dem Gebiete der Altmühlquelle zu suchen sei. Es ist dies der Grund, auf dem auch die Wörnitz und fränkische Rezat, Bibert, Zenn und Aisch ihre Wasser sammeln. Altmühl und ihre Nebenflüsse Schwarzach und Sulz folgen solchen Querthälern im südlichen Teile, wie Pegnitz und Wiesent im nördlichen, aber in umgekehrter Richtung. Die Längenthäler fehlen merkwürdigerweise fast ganz innerhalb des Gebirges, während außerhalb derselben die Flüsse der Hauptrichtung des Gebirges parallel laufen, wie Naab, Regnitz von Fürth bis Bamberg, Main von Creußen bis zur Rodachmündung. Wie die Querthäler sind auch die Thäler ohne Wasserlauf, die sogenannten Trockenthäler, für das fränkische Juragebirge charakteristisch und erklären sich durch die große Wasserarmut des Gebirges an sich. Schnell versinkt das Wasser durch die lockeren und zerklüfteten Kalkschichten, um aus den Quellen der Thalsohle oft in sprudelnden Bächen herauszudringen. Die steilabfallenden engen Thäler, häufig von malerischen Felspartien umschlossen, lassen der Ansiedelung nur wenig Raum, weshalb wir die ausgedehnteren Aecker stets auf der Höhe des Gebirgsplateaus zu suchen haben. Plateaugebirge ist der Charakter der fränkischen Alp und der an sie sich anschließenden Gebirgsteile. Wie eine unübersehbare Fläche zeigt sich das Gebirge dem Wanderer, der seine Höhe erstiegen. Aber nur kurze Wanderung, und er steht am Rande einer Thalschlucht, die in ihrem vielfachen Wechsel von Wiese, Wald und Felspartien dem Auge ebenso wohlthut, wie die Einförmigkeit der Hochfläche es ermüdet.

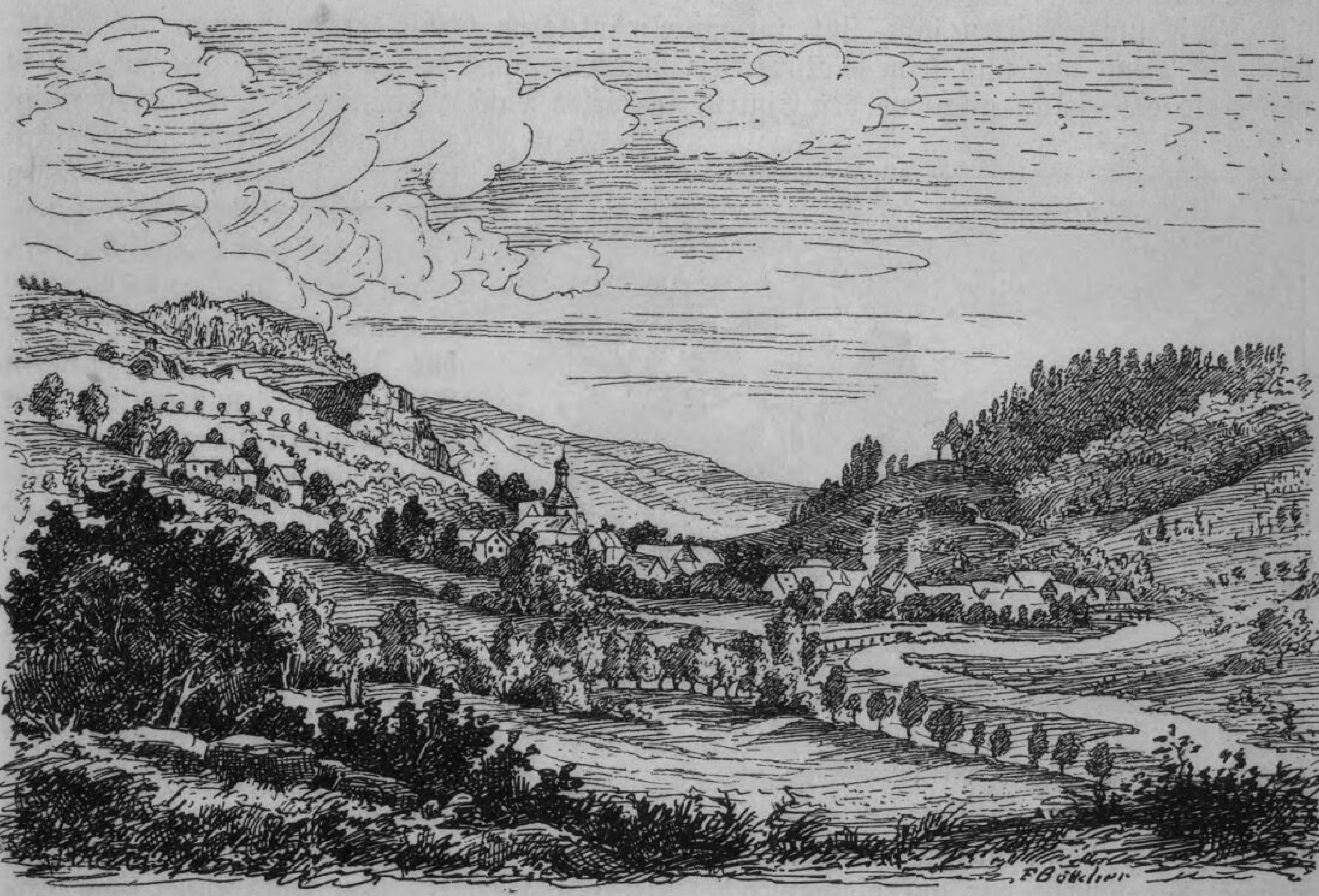


Beim Handel in Oberfranken.

Der weiche und leicht zerstörbare Keuper bildet das Fundament des ganzen fränkischen Kalkgebirges. Wie früher bereits erwähnt, dehnte sich dieses Gestein bis zum ostbayerischen Grenzgebirge aus, in dessen Buchten es eindrang. Selbst aber der Zerstörung nur schwachen Widerstand entgegensetzend, wurde dieser Streifen zwischen Franken-Jura und Urgebirge nach und nach ausgewaschen, bis endlich die breite Bucht entstand, „durch

welche die Naab ihre Furchen gezogen". Auch eine andere Niederung haben wir außer dieser bereits genannten — das Regensburger Becken. Auf dem kleinen Fleck zwischen Kelheim und Regensburg fließen die Flüsse Donau, Altmühl, Naab und Regen zusammen. Diese merkwürdige Thatsache wie andere geognostische Verhältnisse sagen uns, daß früher hier eine große, mit Meerwasser gefüllte Bucht sich ausbreitete, welche nach Westen etwa von der Linie Kelheim, Hemau, Kassel, Sulzbach, Amberg, im Osten aber und Norden von dem Urgebirge begrenzt wurde. Diese Vertiefung war nach Süden, wo jetzt die Donau strömt, geschlossen oder teilweise geschlossen. Der Gebirgswall, welcher hier vorlag, ist in die Tiefe der Donauebene versunken.

Ueberall öffnen sich die Thore, uns unserem engeren Gebiete, dem Regierungsbezirke Mittelfranken zu entführen, und wir begreifen es, wie es den Geologen Schritt für Schritt in heiligem Eifer weiterzieht, nachdem er im Geiste die erste Erdscholle bloßgelegt. Es liegt ein unnennbarer Zauber darin, der Schöpfung so auf ihren ersten



Muggendorf.

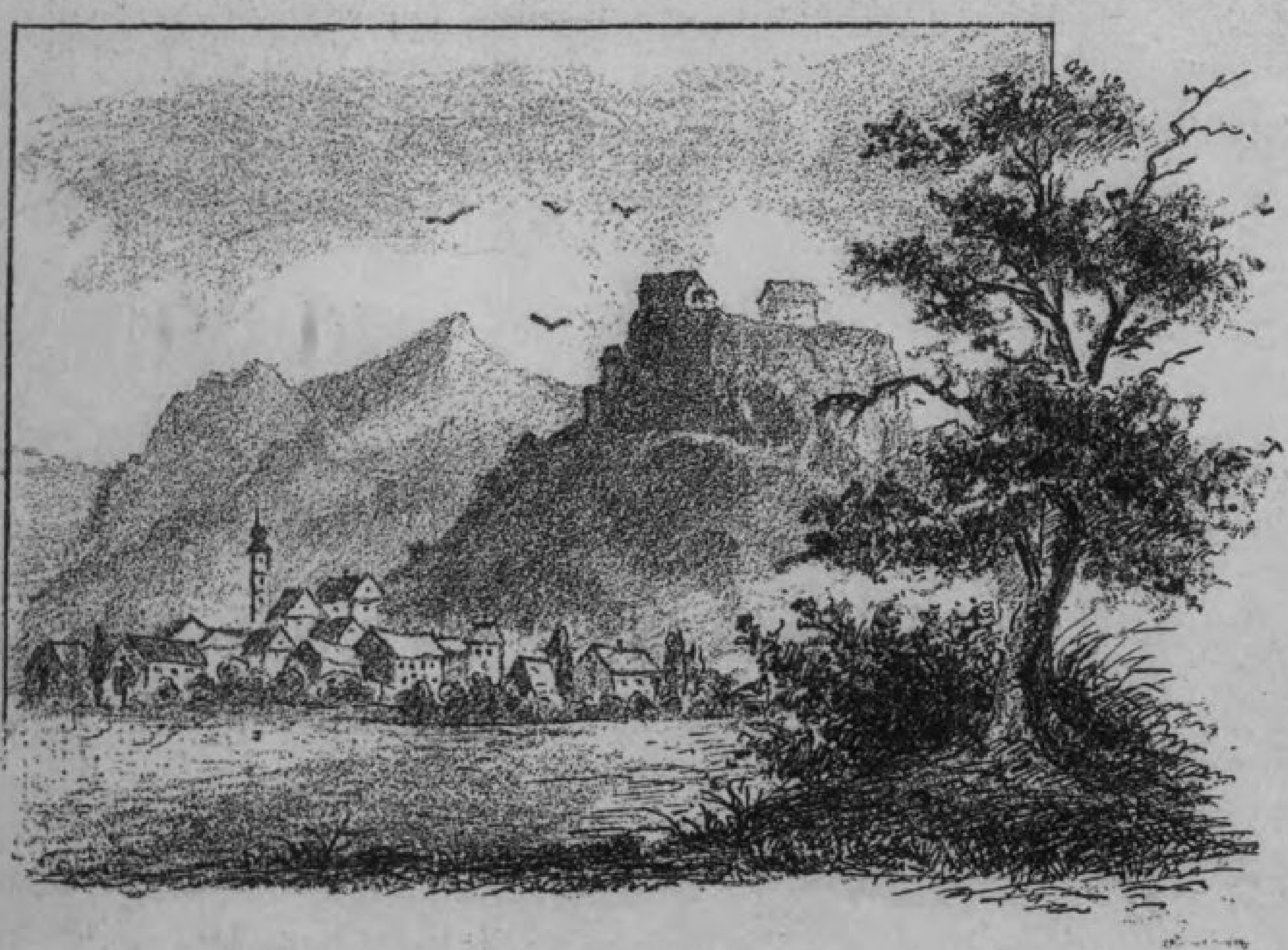
Pfaden sinnend und staunend zu folgen und das stillwaltende Geheimnis einer ewigen, herrlichen Entwicklung, diesen Werdegang einer unendlichen mannigfaltigen Natur mit Menschensinnen zu erforschen und in seinen Teilen begreifen zu lernen. Tausende von Menschen zieht dieser Drang hinauf auf die Höhe, einen Ueberblick über diese Massengebilde der Natur zu gewinnen; Tausende treibt er hinab in die Tiefe, am unscheinbarsten Vorkommnis den geheimnisvollen Gang der Ewigkeit zu belauschen, und Leben auf Leben fällt dieser unendlichen Sehnsucht zum Opfer, und doch — unergründlich wie die Natur selbst, ist ihr schönstes Gebilde der Menschengeist. Er folgt seinem Triebe und immer wieder stellt er an den Schöpfer die kühne Frage: Woher? — Wohin? Immer wieder lautet die ernste Antwort: Suche!

Wer nun bei allen prosaischen Anführungen stets daran denkt, daß dieser Boden, über den wir hinwegeilen, derselbe ist, auf dem ein Volk, zu dem auch er gehört, sein Leben vom frühesten Jünglingsalter bis zu den Jahren mannhafter Reife geführt und durchgekämpft, der wird uns verzeihen, wenn wir ihn manchmal scheinbar gar zu peinlich

an Grenzen, Flüssen und Thälern entlang führen, ohne ihm auch nur mehr Zeit zu gönnen, sich umzuschauen, als zur kürzesten Erholung unbedingt notwendig ist. Land und Volk sind eben untrennbar von einander, und wie kein psychologisches Wissen ohne anatomische Vorkenntnisse möglich ist, so ist kein Verständnis für Volksgeschichte ohne die anatomische Kenntnis des Landes denkbar.

Daß Mittelfranken im Vergleich zu den bisher durchwanderten Gebieten des bayerischen Vaterlandes an Wäldern arm ist, kann ja gewiß der Freude an der Wanderung einigen Abbruch thun. Aber auch Felder können durch ihren Anblick erfreuen, und die finden wir hier auf der fränkischen Alp in gutem Anbau. Die Gegend gehört zu den fruchtbaren des Landes. Eines aber ist es, was uns allen gewiß besondere Freude macht — der Nußbaum. Er ist eine große Zierde der Landschaft und findet sich namentlich im nördlichen Teile der Alp. Wo er gedeiht, da wächst auch bald der Wein, und das Bewußtsein, uns dieser Zone mehr und mehr zu nähern, wird unsern Mut aufrecht erhalten.

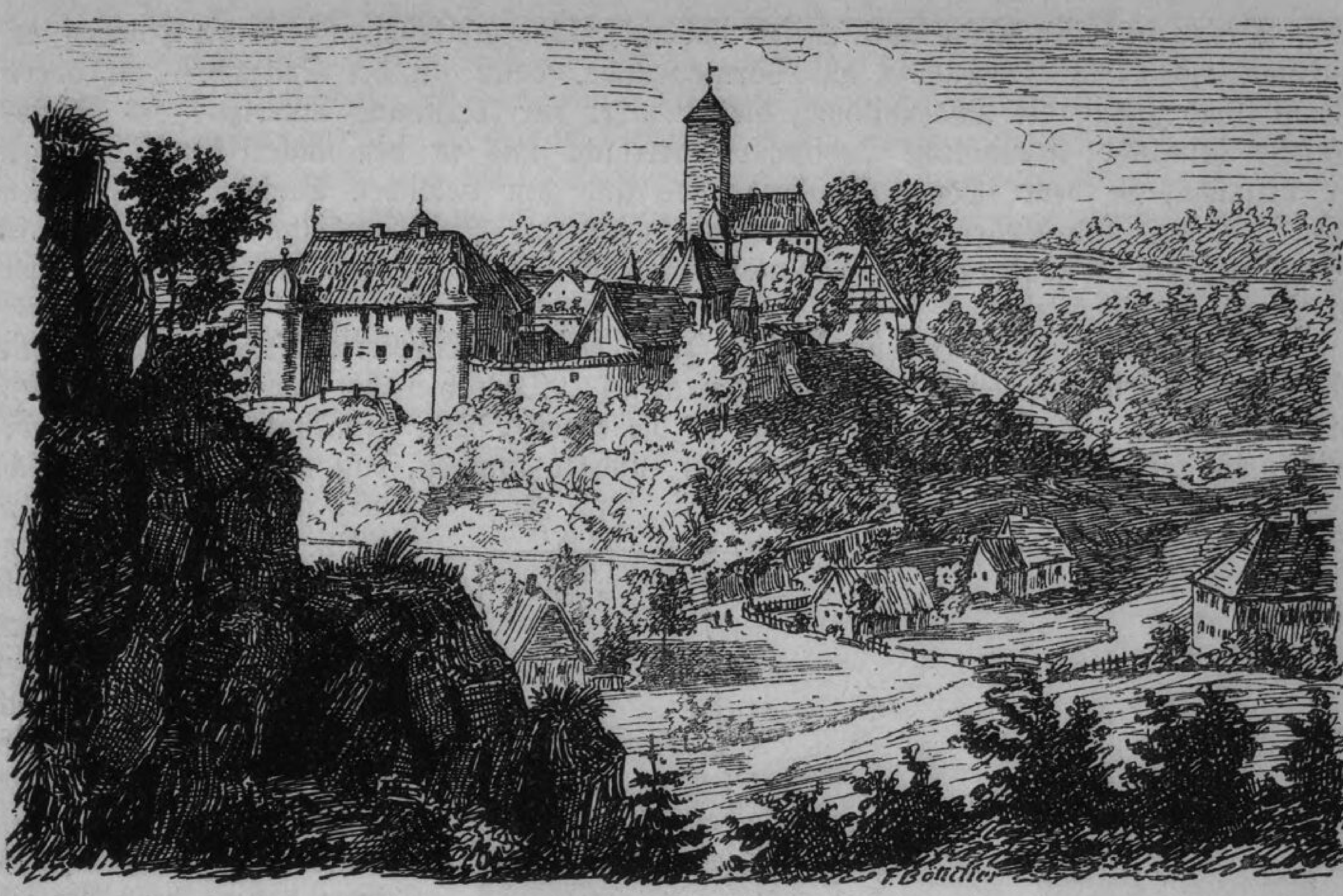
Wie sich erwarten läßt, sitzt auf mittelfränkischem Gebiete keine stammreine Bevölkerung. Denn wie uns keine Naturgrenze hinderte, aus dem Lande hinauszugehen, so verwehrte eine solche auch nie den Eintritt in dieses Land. „Eine Mischlingsbevölkerung, zusammengewürfelt aus fränkischen, sächsischen, slavischen und thüringischen Elementen, letztere vielleicht die Basis bildend, mag hier ansäßig sein. Gegenwärtig charakterisieren wir das Land also: Im östlichen Juragebiete, namentlich dem nordgauischen, klingt bayerisches Idiom durch; das westliche vermittelt fränkische Volkseigenheit und Sprache mit der schwäbischen. Wo die Ebene des Keupers sich ausbreitet — an der Rednitz-Regnitz — gewinnt spezifisch fränkisches Wesen die Oberhand — eine durch spätere Territorial- und Konfessionalscheidungen hervorgerufene Nüancierung des Mainfränkischen. Von der Altmühl und namentlich der Sulzach und Tauber westwärts gelangen wir auf alamannisches Uebergangsgebiet. Der Uffenheimer Gau vermittelt das Unterfränkische, der Steigerwald das Bambergische mit dem Mittelfränkischen.



Pottenstein (Oberfranken).

Betrachten wir die Bewohner der Eichstädter Alp als die Vermittler altbayerischen Volkstums, so müssen wir dem westwärts von diesem Flachrücken des Jura gelegenen Pappenheimer Gebiete ein mehr fränkisches Kolorit anweisen, welches jedoch mit schwäbischen Elementen untersetzt ist. Es ist hier der Uebergang vom mittelfränkischen Binnenlande über die Berge des Hahnenkamms und den nordwestlich vorgeschobenen Hesselberg zum schwäbischen Wörnitzgrunde und zum Ries.

Folgen wir nun vom Rednitz-Regnitzthale dem Laufe der auf dem westlichen Ufer einmündenden Flüsse gegen die Wörnitz hin, so bemerken wir eine allmähliche Steigung, bis wir jenseits der Wörnitz zum fränkischen Landrücken der Frankenhöhe gelangen. Dieselbe bildet den eigentlichen Grenzwall gegen das württembergische Schwabenland. Zwischen Tauber und Aisch liegt die Niederung des Uffenheimer Gaulandes, und jenseits der Aisch steigen wir wieder empor zu den Vorhöhen des Steigerwaldes. Südlich von Erlangen mündet bei Bruck der Parallelfluß der Aisch, die Aurach in die Regnitz. Ueberschreiten wir hier den Fluß, so gelangen wir in die Bucht, welche die Regnitz mit der Pegnitz bildet. Ursprünglich von Slaven besiedelt, fiel dieses Ländchen mehr und mehr



Schloß Aufseß (Oberfranken).

der siegreichen germanischen Kultur zu. Fränkische und bayerische Elemente rückten mit der Herrschaft des Bischofs und des Gaugrafen vor, „und aus dieser Mischung bildete sich jene ganz prägnante Volkstümlichkeit, als deren Prototyp sich der Nürnberger darstellt. Vielleicht verdankt er jenem Anteile an slavischem Geblüte seine Handsamkeit und sein technisches Geschick, während seine spätere, dauernde politische Selbständigkeit und Macht sein eigenheitliches Gepräge vor dem Abschliff schützte."

Aus allem aber sehen wir, daß wir es hier nicht mit einem einheitlichen Ganzen weder in topographischer noch ethnographischer Beziehung zu thun haben, daß aber wohl die Schattierungen und Uebergänge sich in abwechslungsreichster Weise zeigen und so den Mangel an Fülle und Reichtum der Entwicklung ersetzen, die wir nur da finden, wo es einem einheitlichen Volksstamme vergönnt war, seine Eigenart seinem Wohnsitze gemäß unbeeinflußt von äußern Einwirkungen auszubilden und auszuleben. Dieses Gebiet wies, wie kein anderes in Bayern, seine Bewohner an, über die eigenen Grenzen hinauszugehen und den Verkehr mit den Völkern, den übrigen Landsleuten gegenüber, von denen jeder mehr oder weniger an sich und seiner Heimat genug hatte, an sich zu ziehen.

Durchwandern wir nun die Siedelungen in Mittelfranken, so bemerken wir sofort eine hervorragende Neigung, in größeren Gruppen beisammen zu wohnen. Weiler und Einöden treten zurück gegen die Ansiedelung in Dörfern, Märkten und Städten. Wo das Terrain es gestattet, sind die Dörfer geschlossen gebaut, so auf der flachen Hochplatte der Eichstädter Alp und in dem westlichen Juravorlande, auf den weiten Ebenen der mittleren Altmühl, im Uffenheimer und schwarzen Gau um Windsheim, wie auf dem Tafellande der Rednitz-Regnitz. Wo die Heerstraße durchgeht, giebt sie die Richtung der Frontlinie an. In der Gunzenhausener Ebene scheidet oft eine lebendige Hecke Dorf und Flurmarkung, eine Erscheinung, die wir in Niederdeutschland häufig bei freistehenden größeren Bautengruppen vorfinden. Vielleicht rührt es von der früheren slavischen Kolonisierung her, daß wir im untern Aischthale, an der Rednitz und Regnitz eine größere Zahl von Märkten und Städtchen anstatt der Dörfer antreffen, während das eigentliche Juraberglaud von der schwäbischen Grenze bis zur Altmühl, ebenso die Frankenhöhe

mehr Weiler und Einzelhöfe aufzuweisen haben. „Am zahlreichsten sind die Einöden und am stattlichsten die Bauernhöfe im Wörnitzgrunde, dann an der Sulzach. Im oberen Altmühlthal zwang die Bodenbildung die Anbauer zur Trennung innerhalb des Dorfes. Manche heimliche, freundliche Dorfidylle überrascht uns in den malerischen Thalungen der Altmühl, in dem schönen Taubergrunde und den lieblichen Buchten der Frankenhöhe.“ Sang und Lieder haben am Hohenkamm und Spielberg eine Heimat, wie im oberbayerischen Gebirgslande, und Haussprüche und Verse prangen an Thür und Thor, an Stadel und Hütte.

Trotz der bergigen Bodengestaltung zeigt das enggruppierte Steigerwalddorf eine scheinbare Abweichung von der aufgestellten Regel. Doch hier hat der mächtige Buchen- und Eichenwald das Dorf von der Höhe in die engen Thäler gedrängt. Der Gemeindebesitz umschließt den Reichtum des Einzelnen, und so kam es, daß man den Wald nicht weiter rodete, als zur Ansiedelung unbedingt notwendig war. Dieses industrielle Motiv ist die Ursache des engen Zusammenbaues der Häuser. Hier ist es, wo auch die Juliustürme zuerst auftauchen und die Zugehörigkeit des Landes zum katholischen Mainfranken verkünden. Diese Türme haben ihren Namen von Bischof Julius Echter von Mespelbrunn und zeigen ein vierseitiges schlankes Giebeldach, das etwa im Fünftel der Höhe ein Knie bildet. Sighart erzählt uns von dem Bischofe, der von 1573 bis 1618 an der Spitze der Kirche von Würzburg stand, daß er in Pavia und Paris seine Studien gemacht und dort die Liebe zu der Antike und ihren Weisen eingesogen hatte. „Sein Stil hat von der Gotik noch den Grundcharakter, das Vorwiegen der vertikalen Entwicklung, dazu noch eine Fülle von Details, Rippen, Streben, Maßwerke, von der Antike aber entlehnt er mit Freiheit die Großartigkeit, Solidität, Massenhaftigkeit, dazu das Säulenwerk, die Gewölbe, Friese und Dekorationsformen. So entstehen Bauten, zwar nicht einheitlich, aber von eigentümlicher, malerischer Schönheit und Einfachheit.“ „Er gab den behäbigen Bauern ein Muster und Vorbild für den Bruchsteinbau, den auch die Dauerhaftigkeit und Wohlfeilheit des Materials begünstigt.“

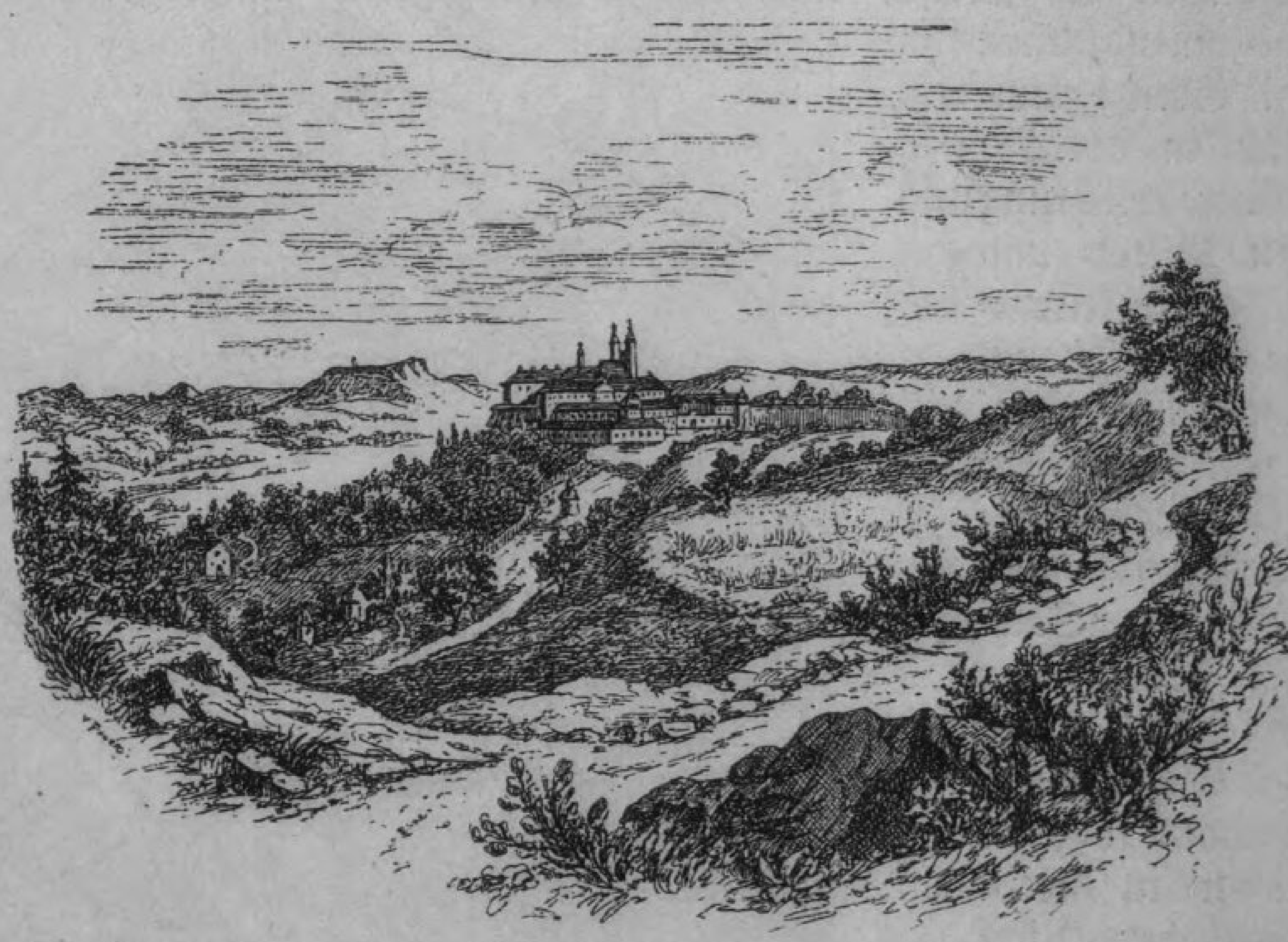


Bauern aus dem Mistelgau.

Diese Thatsache erweckt dem Kulturhistoriker eigentümliche Gedanken. Wie weit sind wir von dem Volke, das in seiner Einfachheit und Gediegenheit selbständig und nach eigenem Geschmack und Belieben für sich und seine Bedürfnisse sorgte! Und wie trifft andererseits diese Thatsache den Kernpunkt des fränkischen Charakters! Diese Völkerschaft, mitteilsam und lebendig, hat für das Schöne der Fremde eine wunderbare Empfänglichkeit und schließt sich nicht gegen dasselbe ab, wie ihre südlichen Nachbarn.

Nur im Frankenlande konnte der Import fremder Bauweisen zu jener Zeit in solchem Maßstabe (über 300 Kirchen soll der Bischof gebaut oder umgebaut haben) gelingen, während noch in unserer Zeit die großartige und begeisterte Kunstthätigkeit hochherziger bayerischer Fürsten auf dem Lande in Altbayern kaum einen einzigen Erfolg aufzuweisen hat. Die Schule, welche ein Volk zu eigener Bethätigung auf dem allgemeinen Gebiete menschlicher Kultur zu durchlaufen hat, ist eine lange und schwere, und manches Alte muß zu Grunde gehen, ehe das Neue aufkommen kann. Aber jede Zeit schafft sich ihre eigenen Verhältnisse und dem Kulturhistoriker, der für das neu sich Gestaltende kein Auge hat, der demselben keine erfreuliche Seite abgewinnen kann, wird nichts anderes übrig bleiben, als sich mit seiner poetischen Erinnerung und seinen gesammelten Antiquitätenschätzen in die Vergangenheit zu begraben.

Dem Charakter des Landes und Volkes in Mittelfranken angemessen, zeigt auch das Bauernhaus des Berg- und Flachlandes nicht jene scharfen und entschiedenen Gegensätze, wie wir sie bisher zu beobachten Gelegenheit hatten. „Das vorspringende Dach mit dem überhöhten Dachstuhl und die Laube sind nahezu gänzlich verschwunden.“ Fach- und Riegelbau in der Bergzone tritt dem Bruchsteinbaue in der Ebene entgegen und die Linie, welche die Richtschnur lot- und wagrecht vorgezeichnet, ist eingehalten. In Gegenden, wo der Hopfenbau betrieben wird, erhöht sich die Firste, um den Trockenraum zu gewinnen, und die Dachfläche wird von breiten, halbrunden Dachfenstern unterbrochen. So um Spalt und Rot. Zeigt die Ebene von Gunzenhausen einstöckige langweilige Landbauten, so begegnet uns das zweistöckige Bauernhaus im Hochland des mittelfränkischen Juras. Ziegeldächer verdrängen die Schindeldeckung, so in der Eichstädter Alp, und nur im oberen Altmühlthal findet man noch das moosbewachsene Strohdach. Im untern Altmühlgrunde bestimmen dagegen die reichen Schieferlager die Art der Bedachung. Doch bald hier bald dort findet sich die eine Art mit der andern vermischt und überschreitet ihre natürlichen Grenzen — „das getreue Bild des Mischlingsgeschlechtes, aus dessen Mitte die Baumeister hervorgingen“. Wenn auch nicht in der Bauart, die auf dem flachen Lande mit wenigen Ausnahmen äußerst nüchtern und flach ist, macht sich doch in der inneren Einrichtung die Stadtweise sehr bemerkbar. „Dem bayerischen Südländer insbesondere wird der Mangel aller Täfelung, die weite Fensteröffnung und die städtische Form von Geschirr und Hausrat den Charakter einer gerechten Bauernstube vermissen lassen.“ So schrieb Ed. Fentsch vor mehr als zwanzig Jahren. Aber diese zwanzig Jahre haben auch namentlich in dieser Beziehung eine große Umwandlung im bayerischen Hochlande hervorgerufen. Statt der hölzernen und irdenen Geschirre — um nur ein Beispiel anzuführen — kann man jetzt tief in den Bergen bei erbgesessenen Bauern das blaue Emailgeschirr in Masse verwendet sehen, welches aufgeschichtet auf der Bank vor dem Hause gar sauber im Sonnenlicht erglänzt.



Schloß Banz (Oberfranken).

Das Steigerwaldhaus ist vorwiegend Steinbau, hochgiebelig, mit Platten gedeckt, ohne sonderliche Zier und Nettigkeit, und wir vermissen hier namentlich jene Sauberkeit,

wie sie im Tauber- und Aischgrunde zu finden. Der Mangel an weichem Holze führte im Steigerwalde zum Steinbau, und nicht ohne Einfluß blieb dabei jene bereits erwähnte ökonomische Gesinnung, die des eigenen Reichtums schont.

Der Hechlinger mag mit seinem Hausspruche dieses Kapitel beschließen. Es klingt aus seinen Versen etwas von jenem südbayerischen Bauerntrotz heraus, doch mischt sich bereits die individuelle Willkür hinein, die dieser Gegend ihren abwechslungsreichen Charakter verleiht:

„Wer baut, der hat der Hasser viel,
Der Neider auch nicht minder.
Ich bau' mein Haus, so wie ich will,
Vor mich und meine Kinder."

Unterfranken und Aschaffenburg.

Der Kreis Unterfranken und Aschaffenburg hieß ehemals „Untermainkreis". Der Name zeigt die Lage an. In den äußersten Nordwesten Bayerns vorgeschoben, sind die Grenzen des Kreises nach drei Seiten zugleich Landesgrenzen. Im Südwesten bei Aub beginnend, läuft die Grenze ziemlich in nordöstlicher Richtung an Mittel- und Oberfranken entlang zur Itz und biegt hier nordwestlich ab, jenseits Maroldsweilsach das Herzogtum Sachsen-Meiningen erreichend. Der Grenze dieses Landes folgt sie dann in nordwestlicher Richtung bis Fladungen. Hier schiebt sich eine bayerische Landzunge direkt nach Norden in das Gebiet des Großherzogtums Sachsen-Weimar. Die preußische Provinz Hessen-Nassau bildet alsdann die Grenze bis zum Maine westlich von Kahl. Dem Main parallel biegt die Grenze an dem Großherzogtum Hessen entlang nach Süden ab bis Breitenbach, wo das Großherzogtum Baden die Führung übernimmt und dieselbe in einem Nord-Ost-Süd-Bogen bis Oeßfeld geleitet. Auf der kurzen Strecke bis Aub berührt das Königreich Württemberg das unterfränkische Gebiet.


Das Quakenschloß (Oberfranken).

Den Lauf des Hauptstromes, des Maines, haben wir bereits verfolgt. Er teilt Unterfranken in eine größere Nordhälfte mit der Gebirgsgruppe der Haßberge, der Rhön und dem Spessart, und eine kleinere Südhälfte, zu welcher die Ausläufer des Steigerwaldes und Odenwaldes herüberstreifen.

Von den Flüssen, welche auf dem rechten Ufer in den Main treten, sind zu nennen: die Baunach, welche an den Ostabhängen der Haßberge entspringt und nach einem südöstlichen Laufe bei der gleichnamigen Stadt mündet; die Wern, welche bei Schweinfurt mündet; die fränkische Saale. Sie entspringt auf den Haßbergen bei Königshofen, fließt dem Ost- und Südabhange des Rhöngebirges entlang in südwestlichem Laufe zum Main, den sie bei Gemünden erreicht. Bei Gräfendorf nahm sie auf ihrem rechten Ufer die Schondra auf und kurz vor ihrer Mündung bei Gemünden die Sinn. Dann folgen noch westlich Lohr, Aschaff, Kahl und Kinzig, von denen die letzte das bayerische Gebiet nur auf einer kurzen Strecke zwischen Saalmünster und Gelnhausen berührt.

Auf dem rechten Mainufer haben noch in Bayern die Fulda und Ulster ihre Quellen. Beide entspringen auf der Rhön, verlassen nach kurzem Laufe das bayerische Gebiet und münden, jene selbständig, diese durch die Werra in die Weser.

Auf dem linken Mainufer münden die Erf bei Bürgstadt und die Mudau, aus dem Badischen kommend, bei Miltenberg. Mümling und Gersprenz, auf dem Odenwalde entspringend, fallen nur mehr mit ihrem Mündungsgebiete nach Unterfranken. Die erstere mündet bei Obernburg, die letztere bei Stockstadt. Die Tauber liegt mit Quelle und Mündung auf bayerischem Gebiete, während sich in ihren Flußlauf Württemberg und Baden teilen. Sie mündet bei Wertheim, wo der Main dicht an die badische Grenze tritt. Ebenso greift Unterfranken nur noch mit den Quellen der Eberach in das Gebiet der Regnitz hinüber.


Weinbauer in Mittelfranken.

Das Keupergebirge Frankens wird durch Main und Aisch in drei Teile geteilt: in die Frankenhöhe oder den fränkischen Landrücken südlich der Aisch, den Steigerwald zwischen Aisch und Main und die Haßberge nördlich des Maines. Die Frankenhöhe steigt im Norden von Schillingsfürst steil empor, zieht sich bis zum Aischthale nach Norden fort, wo sich östlich ein zweiter Zug, von Ansbach und Colmberg kommend, mit ihr vereinigt. Nach Osten dem Aischgrunde bis Neustadt folgend, zeigt sie hier den abgerissenen Charakter deutlich in den zum Thal steil abfallenden Hängen der hohen Leite und des hohen Steigs. Die weite Bucht zwischen Uffenheim und Burgbernheim, und östlich die Aisch hinab über Windsheim bis Neustadt bietet ein vorzügliches Weizenfeld voller Gipslager.

Nördlich der Aisch erhebt sich der Steigerwald. Derselbe wendet sich in nordöstlicher Richtung zum Main. Nach Westen fällt er steil in das flache Vorland von Marktbreit und Gerolzhofen ab. Durchbrochen vom Main steigt jenseits des Stromes der Höhenzug von neuem zu den Haßbergen empor. Auch hier legt sich nach Westen zwischen Haßfurt und Hofheim ein flaches Vorland vor die Höhen, an welches sich nördlich das Grabfeld von Königshofen anschließt.

Denken wir uns nun eine Linie gezogen von Rotenburg a. T. nordöstlich bis Königshofen, so giebt uns dieselbe die ungefähre Richtung an, welche die letzten Keuperstreifen nehmen. Dieses langgezogene breite Keupergebiet ist von mächtigen Kalkplatten unterwölbt und präsentiert sich uns als ein ausgedehntes Plateau — die fränkische Muschelkalkbergplatte, welche den Uebergang vom Keupergebiete zu Rhön und Spessart vermittelt. Weiter westlich ist dieser Muschelkalk selbst wieder von mächtigen Lagen des bunten Sandsteins getragen, der auf der Linie Rotenburg-Würzburg-Karlstadt, dann besonders noch weiter westlich bei Miltenberg, Gemünden, Neustadt zu Tage tritt. Im Süden lehnt sich dieses Sandsteingebirge an den Odenwald, der Mudau, dann am linken Ufer dem Main hinab bis Groß-Ostheim folgend. Auf der rechten Mainseite bildet die Fortsetzung dieses Zuges bis Obersinn und von da zwischen Sinn- und Kinzigthal das

Spessartgebirge; ein Ausläufer des Gebirgs im äußersten Nordwesten Bayerns ist der Orber Reisig.

Der Einschnitt des Sinnthales bildet zugleich die Grenze des Spessarts gegen das nordöstlich gelegene Rhöngebirge, welches andrerseits im Südosten wieder durch das Saalethal von dem Muschelkalkplateau geschieden wird. Mächtige buchenreiche Waldhöhen umlagern von allen Seiten terrassenförmig das vulkanische Gebirge; so namentlich im Südwesten der Vierherrschaftswald, dann östlich nach Norden hin der Adelsberg-, Auraer- und Clauswald, der Frauenrothwald, der Burgwallbacher-, und Salzforst, der Hart- und Stockheimer Wald.



Idylle aus Unterfranken.

Walther unterscheidet in seiner meisterhaften Darstellung bei der Rhön drei Gruppen: das Massengebirge des Kreuzbergs, die waldgebirgige und die hohe oder lange Rhön. Diesen Gruppen schließt sich eine Aussaat grotesker und bizarrer Formen an, welche er unter dem Namen der kuppenreichen Rhön zusammenfaßt.

Der Kreuzberg bildet den höchsten Punkt der südlichen Rhön (931 m) und stürzt sich über die östlich vorgeschobenen Vorhöhen des Sandbergs und Waldbergs jäh in das Saalethal hinab, während im Norden die Thäler der Sinn und Brend denselben von der langen Rhön trennen. In einer wechselnden Breite von 1—1½ Stunde dehnt sich die lange Rhön nordwärts 6—8 Stunden aus. „Eine Totenstille liegt droben auf dieser Höhe, sie ist ein Tempel der Einsamkeit, der beschaulichen, in sich versenkten Ruhe, wo die Poesie ossianischer Oede und Klage zum Gemüt spricht. Außer einigen Hütten für Torfstecher kein Dorf, kein Gehöfte weit und breit.“ Sommer und Winter erfüllen hier mit kurzen Uebergängen die Zeit des Jahres. Aus den schmelzenden Schneemassen bricht der Frühling in vollster Pracht, und mit unaussprechlichem Liebreiz thut sich der Schoß der Erde auf. Doch Mitte September ist alles Leben auf den Höhen wieder erstorben, und bald hüllt der Schnee Höhen und Thäler wieder in sein weißes Kleid. Im Nordwesten erhebt sich das Gebirge zu seinem höchsten Punkte, der großen Wasserkuppe (950 m). Walther mag hier das Wort übernehmen. „Wer die Schönheit des Profilrisses an unserm Gebirge

genießen will, der muß zu ihm von dieser seiner Nordwestseite, aus Fulda, heraufsteigen. Da wird nichts sichtbar von den runden, weichgeschnittenen Wellenlinien andererer Gebirge oder von deren stumpfen, in Wald gehüllten Kuppen. Alles baut sich da in gotischem Stile auf. Nur Ecken, Zinken, spitze Winkel werden sichtbar oder weite Dome, kühngewölbte Decken, aufsteigende Spitzbogen, hie und da heraustretende Kegel mit fein gerissenen Zieraten zerstreuter Felsen beworfen. Da stellt sich das scharfe, über allen Ausdruck schöne Profil der Milseburg oder die kecke Wellenlinie der Abtsröder Höhe dar, oder die malerischen Zinken des Ebersberges. Von allen andern Seiten betrachtet schneidet sich das Gebirge flach am Horizonte ab und auf der Höhe selbst verschwindet in einförmiger Fläche alle Zeichnung, alle Mahnung an Gebirgsformen."



Mädchen in Unterfranken.

Mit der Erwähnung der Milseburg traten wir bereits in das Gebiet der kuppenreichen Rhön, welche sich zwischen dem Nordwest- und Nordende der langen Rhön, bis an diese und an den Fuß des Kreuzberges und seines Gegengebirges, des Dammerfeldes, ausbreitet. Von Brückenau im Süden bis jenseits der Milseburg im Norden legen sich diese Einzelberge vor das Hauptgebirge.

Den Uebergang zum Spessart bilden die von der Dammersfeldkuppe nach Südwesten dem Sinnthale entlang laufenden Kuppen, Berggruppen und langgedehnten Rücken der waldgebirgigen Rhön.

Der Spessart dehnt sich von hier in südwestlicher Richtung zum Main aus, der ihn in gewaltigem Bogen umfließt. In der äußersten Südwestecke ist der ehemalige Zusammenhang mit dem Odenwalde trotz der Furche des Maines, der sich hier Bahn brach, deutlich zu erkennen. Von der Rhön begleiten uns noch eine zeitlang die eigentümlichen Formen der Basaltgebilde, dann verschwinden sie allmählich, und wir betreten eine bergige Fläche voll unregelmäßiger Erdbuckel und Wellenformen. Der Bundsandstein bildet die starke Unterlage dieses hochbewaldeten, rauhwilden Landstriches. Seine herrlichen Eichen- und Buchenbestände bilden den Hauptreichtum der Bewohner, während im Vorspessart, namentlich im Maingrunde, Obst- und Weinbau blühen.



Dom zu Aschaffenburg.

Aus dem Vorhergehenden ist uns die Reihenfolge der Sedimentschichten in Erinnerung. Auf unserm ganzen Gebiete aber fehlen die ältesten Gebilde der primären Epoche, die Grauwacken- und Kohlengebirge und direkt auf das krystallinische Urgestein setzen sich die Uebergangsschichten der primären zur sekundären Formation, der Zechstein und das Rotliegende auf, dem dann die weiteren triasischen Bildungen der Sekundärzeit, Bundsandstein, Muschelkalk und Keuper folgen. Mitten zwischen den Flötzbildungen brechen in der Rhön vulkanische Gesteine hervor, die dieses Gebirge so hoch emporheben, daß seine höchsten Spitzen mit denen des Fichtelgebirges rivalisieren. Die unter dem ganzen Gebiete fortlaufenden Zechsteinlager mit ihren gipsführenden Schichten sind wegen des Einschlusses von Kochsalz von hoher Wichtigkeit, da sie sämtlichen Salzquellen dieses Gebietes ihren Salzgehalt geben.

Die topographische Gruppierung nun giebt uns zugleich den Anhalt für die ethnographische. Wir unterscheiden nämlich auch hier vier Gruppen. Die Gruppe des Mittelmaines schließt nach Osten mit dem nördlichen Steigerwald und seiner rechtsmainischen Fortsetzung der Haßberge. Die Gruppe des Rhönlandes umfaßt außer diesem Gebirge das Saalethal, das Tafelland des Königshofer Grabfeldes im Osten, sowie nach Süden die Flußgebiete der Schondra und der Sinn bis Rieneck. Die Spessartgruppe lehnt sich östlich an den Sinngrund und zieht von hier, das Gebiet des Orber Reisig mitnehmend, über den Vorspessart an der Aschaff hinab zum Kahlgrunde. Wie dieser zum Vorspessart den Uebergang vermittelt, so vermittelt der Hinterspessart das Bergland zwischen Kinzig und Sinn, vom zentralen Hochspessart zur Rhön. Die alten Benennungen: Mainzer oder Aschaffenburger, Fuldaer und Würzburger Spessart lassen uns ahnen, daß wir

infolge der langen politisch-territorialen Zugehörigkeit gewiß manche ethnographische Unterschiede vorfinden werden. Die letzte Gruppe, die des bayerischen Odenwaldes, fällt mit dem Rest des Gebietes, am westlichsten linken Mainufer zusammen. Der Bachgau von der Gersprenz südlich bis Obernburg tritt als Flachland dem Odenwälder Berglande zu beiden Seiten der Mudau gegenüber.

Ostfränkisches Volkselement nun finden wir in den beiden ersten Gruppen, westfränkisches am Spessart, alamannischen Typus aber bei den Bewohnern des Odenwaldes.

Wie schon bemerkt, haben wir es hier mit einem Volke zu thun, dessen Geschichte mehr einen der Entwicklung west- und mitteldeutscher Stämme ähnlichen Charakter an sich trägt. Das Einheitliche der südlichen Nachbarn ist daher hier nicht zu finden. Die stete Furcht, von einem feindlichen Heerhaufen überzogen zu werden, drohte diesen Leuten namentlich in der Zeit des Raubrittertums, unter dem ja der fränkische Adel eine hervorragende Stellung einnahm. „Die Schenken von Roßberg, die Herren von Ravensburg, der Dietz von Schaumburg und andere Strauchritter leben noch heutzutage im Munde des Volkes.“ Das zwang die Leute zum Zusammenhalten, und so sehen wir namentlich im Hofheimer und Gerolzhofer, im Schweinfurter und Ochsenfurter Gaue die Dörfer geschlossen gebaut und manchmal mit einer Ringmauer umgeben.



Schloß Mainburg bei Schweinfurt.

Andrerseits wirkt der Volkscharakter selbst in vielfach ändernder Weise. Der fränkische Bauer trinkt Wein. Er ist darum lebhafter wie sein südlicher Nachbar. Auch dem politischen Wesen ist er zugethan und liebt das Reden über Dinge, die er nicht versteht, wohl aber verstehen möchte. So verdrängte mehr und mehr das große Fenster das kleine Guckloch, welches der Kommunikation keinen Raum bietet. Ja auf der Rhön findet man gleich drei und vier Fenster nebeneinander, nur durch die Pfosten geschieden. „Der bayerische Bauer guckt wenig aus seinem Luftloche heraus, etwa während des Abendsegens, den er gerne ins Freie hinausbetet, als wollte er damit zu erkennen geben, daß er nur mit unserm Herrgott einen öffentlichen Verkehr unterhalte. Der unterfränkische Bauer aber flackt gerne am Fensterbrette und unterhält sorglich die Kommunikation mit der offenen Straße. Er will nicht nur sehen, was draußen vorgeht; es liegt ihm daran, sich auch selber bemerklich zu machen, und wer ihn nicht anspricht, den spricht er an.“

Das Wirtshaus im südlichen Bayern mit seinem Herrenstübl vertritt gewissermaßen das Rathaus. Da wird politisiert und beraten, Hochzeit gefeiert und Totentrunk gehalten, während in Unterfranken das Wirtshaus eine Kneipe ist. Dieser tritt dann wieder das ansehnliche Gasthaus an den Verkehrsstraßen entgegen. Für die Vorberatung politischer und gemeindlicher Angelegenheit bedarf der Unterfranke des Wirtshauses nicht. Das Haus und die Straße bieten dafür Platz genug, während man da und dort, namentlich am Niedermaine schöne Gemeindehäuser in Dörfern findet: „Bauwerke aus dem 16. und 17.

Jahrhundert von ungemeiner Zierlichkeit, wie das schmucke Rathaus zu Großheubach mit seinem reichprofilierten Fachwerke.“ Ein Umstand, der dem Weinbauer das Wirtshaus entbehrlicher macht, ist namentlich der, daß er ja sein eigenes Getränk im Keller hat, während der Bayer es kaufen muß.

Aus all dem erkennen wir, daß wir es eigentlich mit Leuten zu thun haben, die, wenn auch ihre Beschäftigung die des Bauern ist, dennoch ihren Charakter nach dem Bürger viel näher stehen. Jenes vorsichtige Mißtrauen, „die Folie des bäuerlichen Charakters“, findet man hier nur selten, und gerade das spricht am meisten für unsere Ansicht. Können wir die Not einerseits als den Grund bezeichnen, der die Leute zwang, ihre Dörfer geschlossen zu bauen, so wird andrerseits das Zusammenwohnen nicht die geringste Ursache davon gewesen sein, daß dieser Bürgersinn sich entwickelte. Nachdem er aber zur Entwicklung gekommen, ist er die Ursache davon, daß man beisammen bleibt auch ohne zwingende Not. Andrerseits hat der Main doch einen ganz andern Flußcharakter, als alle bisher erwähnten Flüsse. Er ist eine wirkliche Verkehrs- und Handelsstraße, welche die Leute miteinander in Berührung brachte, auf der nicht nur Flöße hinabtrieben. Diesen „bürgerlichen“ Charakter trägt eben der Fluß in hohem Grade an sich, und in viel höherem, als etwa Lech, Isar und Inn, in viel höherem auch, als die obere Donau. Schon die unverhältnismäßig lange Uferausdehnung des Maines, die infolge der vielfachen Windungen um mehr als das Doppelte der geraden Linien vom Eintritt in Unterfranken bis zu seinem Austritte wuchs, mußte dazu beitragen, daß er dem Lande seinen Charakter gab, dessen Bewohner er nicht nur von Osten nach Westen, sondern auch von Norden und Süden und umgekehrt miteinander in stetige Berührung brachte.

Dem entsprechend finden wir in den Gauländern des Mains das große zusammengebaute Dorf vorherrschend. „Weiler und Einöden sind im Schweinfurter, Ochsenfurter und Gerolzhofer Gau seltener, als die stattlichen, marktähnlichen Dorfschaften mit einer Bevölkerung von 1000 bis 2000 Seelen.“ Der städtische Charakter spricht sich nicht minder im einzelnen Wohnhause aus. Zweistöckig, gemauert, trägt es ein steiles Dach von Platten oder Hohlziegeln. Das große Einfahrtsthor mit Pforte für den Fußgänger begegnet uns fast überall und behauptel seine Herrschaft von hier bis tief hinab an den Niederrhein. Die Nebenbauten umgeben den Hof, dem das Haus die Langseite zukehrt, im Gevierte und bestehen meist aus Riegelwänden mit Flechtwerk und Lehmfüllung. Das Strohdach verschwindet und macht selbst auf den Nebenbauten einer Platten- oder Schindeldeckung Platz. Nüchtern erscheint das Haus der Mainebene, nur seinem Zwecke dienend, wenn man es mit dem Bauernhause des Hochgebirges vergleicht, und doch bieten gerade diese Häuser in ihrer Gruppierung oft ein überraschend liebliches Bild.

In den Haßbergen und im Steigerwald finden wir neben dem Dorfe die Weiler und Einzelgehöfte wieder. Fachbau und Schindeldach sind vorwaltend. Im Haßwalde zeigt mancher zierliche hochgiebelige Riegelbau ein schmuckes Aeußere. Die buntbemalten Läden laufen in Scharnieren statt in Angeln, so daß sie vor die breiten Fenster geschoben werden. Blumen und Zierate schmücken die Leiste, welche das Scharnier deckt, und das bloßliegende Fachwerk ist braungebeizt.

Der Bibliothek des Bauers im Ries entspricht hier oft das Prachtkloset mit Sofa und Klavier, Kulturerrungenschaften, welche uns in der heutigen Zeit aber auch vielfach in Altbayern begegnen. Man denke nur an den immer häufiger werdenden Fall, daß der Sohn des Bauers studiert. Massenweise strömt ja in dem Falle gleich höhere und höchste Bildung erobernd aufs Land hinaus.

Auf der Rhön zeigt das Haus einen bewegteren Charakter. Finden wir auf dem Dammersfelde noch den Holzbau aus aufgediebelten Balken, so wiegt auf der gebirgigen Rhön das einfirstige Haus mit gemauertem Unterbau vor. Dieses Erdgeschoß liegt tiefer und birgt die Stallung. Eine Treppe führt zum zweiten Stock, der meist aus Fachwerk aufgebaut ist und als Wohnhaus dient. Platten oder Hohlziegel bilden die Dachbekleidu ng. Dem Wanderer reicht das Haus gewissermaßen die Hand zum Willkomm entgegen, indem über der Treppe ein Freidach errichtet ist. Eine Wetterschräge umzieht oft das ganze Haus, und Wetterbretter bekleiden die Wetterseite. Durch das häufige

Vorragen des Oberbaues über den Unterstock wird die Bewegung in der Linienführung vermehrt. Verlassen wir die Rhön nach Süden, so wird der Bau nüchterner und mehr dem oben geschilderten ähnlich, während wir im Osten, im Saalgrunde und auf dem Grabfelde wieder stattlichere Bauten finden. Die Holzkonstruktion ist hier vorwaltend, und die schmucken, buntbemalten Schiebläden, die bereits oben erwähnt, sind hier namentlich zu Hause. Der mehrfirstige Hof begrüßt uns wieder. Das Wohnhaus kehrt zum Hofe die Langseite und im Gevierte reihen sich die Nebenbauten an; auch das große Thor mit Einlaßpforte fehlt nicht. Das Dorf selbst ist geschlossen gebaut.

Die kuppenreiche Rhön ist, wie vorauszusehen, die Heimat der Einzelhöfe und besitzt namentlich das ehemalige Fuldaer Gebiet einen größeren Reichtum an mehrfirstigen Einödhöfen.

Auf dem Hochspessart führt uns der Weg durch meist armselige, verkommene Dörfer, welche sich den Thälern entlang ziehen. Schmutz überall, in und um das Haus. Diesem Volke jedoch ist die Möglichkeit der Ausdehnung und somit auch der reicheren, stattlicheren



Würzburg.

Entwicklung abgeschnitten. Seine Lebensader ist unterbunden durch den Gürtel des großen Staatsbesitzes, dessen Waldungen und Forste sich bis tief ins Thal hinab ausdehnen und dem Bewohner das weitere Feld der freien Arbeit, das ihm die Natur anwies, entziehen. Lehm und Luftziegel bilden das Baumaterial dieser Gegend; Schindeldächer, geschwärzt vom Rauche, der durch alle Lücken und Ritzen den Ausweg suchen muß, da ihm zum freien Abzug vielfach der Kamin fehlt, decken die niedrigen Hütten. Selbst der Kirchenbau machte bis in die neueste Zeit keine Ausnahme. Aufgediebelte Balken, Riegelbau mit ausgestocktem und lehmüberworfenen Fachwerk finden wir an Kirchen noch häufig. — An Aschaff und Kahl begegnet uns das geschlossene Dorf wieder. Der dörfliche Charakter tritt aber am meisten im Maingrunde am Ostabhange des Spessart hervor. Das Terrain giebt die Regel an, und wir kennen die malerische Regellosigkeit, welche die Natur in ihren Bildern so reizend anzubringen versteht. Ueberschatten dazu noch wohlgepflegte Obstbäume die halbversteckt liegenden Häuser, und klettern die Reben die sanften sonnigen Hügel hinan, so haben wir ein Bild, wie es uns namentlich an der Bergstraße und im Rheinthale so oft das Auge erfreut.

„Der Otenwald ist auch ein stuck von dem wald so die alten Herciniam haben geheißen, wiewohl er kein hartzbaum, sunder aychen buchen, un bircken tregt. Der breite nach ghat er von dem Näcker biß an Mäin. Aber nach der lenge faht er an bey der Bergstraßen, und streckt sich gegen Orient biß an die Tauber, oder biß an das Franckenland. An der Bergstraßen, do sein gebirg ein end hat, ist er auß der maßen fruchtbar, besunder am wein, desgleichen an der Tauber gegen auffgang der sonnen und umb Heltbrunnen gegen mittag. Warumb aber diese landschafft der Otenwald heißt, hab ich eigentlichen nit mögen erfaren. Der nam zeigt an ein Fürsten der Ott hab geheißen, und diese landschafft besessen, wiewol man nichts darvon geschriben findt. Es mag auch sein daß dieser nam dohär erstanden sey, das es ein öd und rauch land ist, so man es vergleichen wil andern lendern. Der Otenwald ist fast allenthalben rauch und birgig mit eytelen welden überzogen, wie wol er an manchem ort hübsche un fruchtbare thäler hat do man frucht genug pflantzen mag. Die eynwohner erneren sich zum größern theil von dem holtz und von dem viech, des man vil darin zeücht."

Mit dieser reizenden Einleitung aus Sebastian Münsters Kosmographie (1544) machen wir uns lachend über die liebenswürdige Naivetät des Etymologen auf den Weg.

Sind im Bachgau die geschlossenen Ortschaften vorwiegend, so tritt dem die Höhe des Odenwaldes mit ihren Weilern und Einödhöfen entgegen. Eine Reihe von Einödhöfen muß man auch diese Höhendörfer nennen. In der Mitte des Grundbesitzes liegt das Haus, und soweit die Flurmarkung reicht, geht auch fast die Dorfmarkung. Die niedrige Hütte mit nur ebenerdigen Gelassen wird von einem hochfirstigen, tief herunterreichenden Strohdach überschattet. Der geräumige Hof ist von drei Seiten mit Bauten umschlossen, die vordere Seite grenzt ein Hausgärtchen ab. Riegelwerk ist vorwiegend, und die Fenster sind wieder sehr klein geworden. Die Herrschaft des schwer zu behandelnden Steines, der selbst zu Umzäunungen verwendet wird, ließ den Schmuck nicht aufkommen.

Wir bleiben im Odenwalde. Dem Mümlingthale folgend wandern wir aufwärts bis Höchst. Hier wenden wir uns zur Rechten und um den Basaltkegel des Otzberges erreichen wir im Westen das Klingenthal, von wo aus ein schöner Weg uns gen Reinheim im Gersprenzthale führt. Magisches Schattendunkel von Eich- und Buchwald umfließt uns, die wir bald auf breiter Straße, bald auf schmalem Fußweg in südwestlicher Richtung gen Braunau streben, von wo wir über Balkhausen den Bickenbacher Weg zum Melibokus erreichen.

„Der Bayer, der auf dem Melibokus schon herausgetreten ist aus den engeren Schranken seines bayerischen Vaterlandes, erkennt hier abermals vaterländischen Boden. Im vergoldenden Glanze der sinkenden Sonne leuchten im Vordergrunde die Kuppeln der Dome on Mainz, Worms und Speyer, der Jesuitenkirche von Mannheim, der Pfarrkirche von Frankenthal, und darüber hin erheben sich der langgestreckte Donnersberg, die lachenden, burgenbesäten Rebengelände der Haardt, an die sich die mit dem blauen Dufte des Horizontes zusammenschmelzenden Vogesen anreihen. Mit diesem Blick über die glücklichen Pfälzergefilde scheiden wir von den zahlreichen Höhengebilden des bayerischen Ostlandes und treten hinaus in die Ebene des Rheinthales, hinüber in das transrhenanische Deutschland, nahe der Grenzlinie, wo ein anderes Idiom anklingt."

Die Pfalz.

Vogesen und Schwarzwald mit ihren Fortsetzungen Haardt und Odenwald begleiten auf beiden Seiten die durchschnittlich 3—4 Meilen breite Ebene des Oberrheinthales. Im Süden bei Basel als Massengebirge mit zahlreichen Kuppen und in ansehnlicher Höhe beginnend, laufen die beiden Gebirgszüge mit einer sanften Ostneigung nach Norden, sich langsam zu Thale senkend. Ihre innern Ränder fallen zur Rheinebene schroff ab, während sie nach Außen sich in welliges Hügelland verlieren. Dieses ist hier wie dort aus jüngeren Flötzschichten, den triasischen, aufgebaut, während der Gebirgsrücken der

Vogesen, wie der des Schwarzwaldes, im Süden sich an das Urgebirge anlehnen und den Bundsandstein als Hauptführungsglied aufweisen. Den nördlichen Abschluß findet dieses Bundsandsteingebirge in den von Westen nach Osten ziehenden Thonschieferbergen des Rheingaues, welche bei der Oisequelle im Westen beginnen und über Mezières, Merzig, Bingen, Mainz bis Frankfurt sich senkrecht vor die Landschaft des Oberrheins lagern. Ein Blick auf die Karte genügt, um uns von dem einstmaligen Dasein eines großen Sees zu überzeugen, dessen Westufer ungefähr mit dem Ufer des Rheines von Speyer abwärts, dessen Ostufer mit dem Mainufer von Aschaffenburg abwärts bis zu jenem Punkte zusammenfiel, wo der Main sich in direktem Westlaufe zum Rheine wendet. Bei seiner Mündung übernimmt auch der Nebenfluß die Führung des Stromlaufes auf eine Strecke, indem er den Rhein selbst in eine Westrichtung von Mainz nach Bingen wirft, so daß man vermuten könnte, der Main habe den ersten Weg durch die Schieferberge gebrochen und so dem Rheinsee einen breiteren Abzugskanal gegraben.



Rheinpfälzer im Wirtshause.

Den obern Rheinlauf charakterisieren die großen Schlangenwindungen, mit denen er sich durch die Ebene zieht, und welche seine Uferstrecke von 23 auf 60 Stunden verlängern. Die pfälzischen Rheinufer sind vollkommen eben und dadurch sehr häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Welche Freiheiten sich der Strom in dieser Ebene erlaubt, beweist die Thatsache, daß Ortschaften durch Aenderungen des Flußbettes sich vom rechten auf das linke Rheinufer versetzt sahen. Einem solchen willkürlich verfahrenden und launenhaften Gesellen sprach deshalb Ernst Moritz Arndt mit vollem Recht die Fähigkeit ab, Deutschlands Grenzstrom zu sein:

„Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!“

Ein Urteil, welches von allen deutschen Stämmen im Jahre 1871 einstimmig bestätigt wurde. Und wie wenig man dem eitlen Gewässer traute, welches sich hier noch so jugendlich selbstgefällig durch die Auen schwenkt, beweist der Umstand, daß nur sehr wenige Ortschaften dicht am Ufer zu finden. Germersheim, Speyer und Ludwigshafen haben das Wagnis fast allein unternommen.

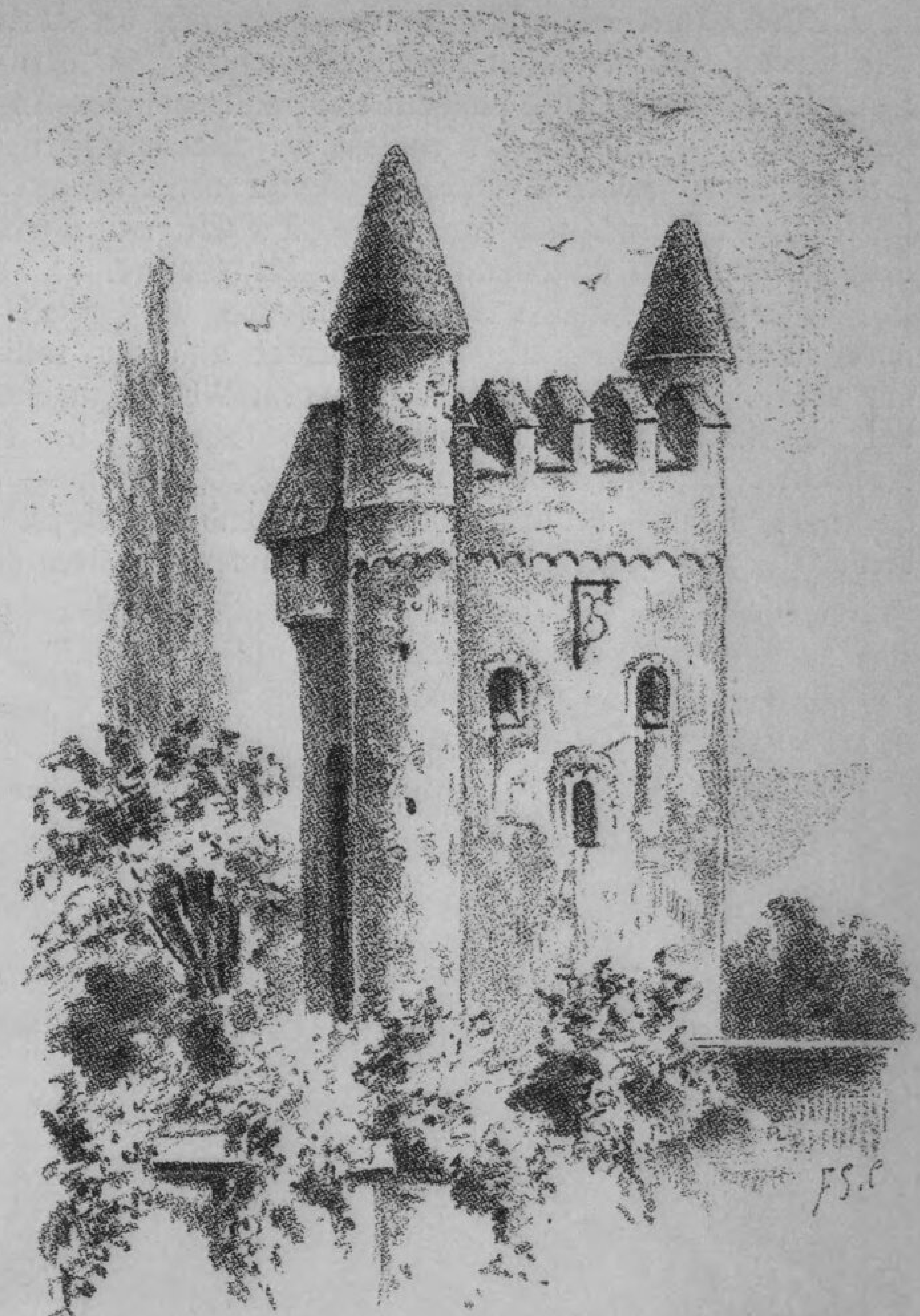
So kommt es, daß wir dem Rheinufer zunächst statt auf üppige Felder und frohe Siedelungen auf große Strecken Waldland treffen, da der Flugsand dieser Haide keiner andern Kulturveredlung fähig ist. Diese alluviale Fläche, in der durchschnittlichen Breite von einer Stunde sich dem 23 Stunden langen pfälzischen Rheinufer entlang ziehend, könnte demnach mit der Linie Langenkandel-Bellheim-Schwegenheim-Schifferstadt-Dannstadt-Lambsheim-Niedesheim als im Westen begrenzt betrachtet werden. Westwärts dieser Linie steigen wir zu einer zweiten Terrasse auf, welche in der Breite von $1^1/_2$ bis 3 Stunden als fruchtbarstes Getreideland die Kornkammer der Pfalz bildet. Als West-

grenze dieses Landstriches könnte man im Süden die Hauptstraße von Weißenburg nach Landau bezeichnen; von hier bildet die Linie Landau-Neustadt-Mußbach-Meckenheim-Dürkheim-Freinsheim-Dirmstein die weitere Westgrenze gegen Norden. Einzelne der angeführten Ortsnamen sagten uns, daß wir dem Hügellande manchmal sehr nahe kamen, welches westwärts des Getreidelandes sich vor das Gebirge lagert. Aus mannigfachen Gebilden, teils noch aus Bundsandstein und Muschelkalk, teils aus tertiärem Mergel und Süßwasserkalk aufgebaut, beginnt dieses sonnige rebenumrankte Hügelland bei Weißenburg im Süden und zieht über Bergzabern gen Landau. Zwischen Neustadt und Dürkheim zieht sich dasselbe sehr eng zusammen, und erst jenseits Dürkheim erweitert es sich wieder, sich bis Mainz und Kreuznach fortsetzend. Aber der Charakter des ausschließlichen Weinlandes geht mit dieser Ausdehnung der Kalkhügel um den Nordfuß des Haardtgebirges herum verloren.

In ihrem jetzigen Zustande ist die Haardt das Resultat gewaltiger Umwälzungen. Ursprünglich zusammenhängend mit dem rechtsrheinischen Gebirge des Schwarz- und Odenwaldes, wurden die Vogesen durch den Einbruch der tiefen Rheinspalte losgerissen und zugleich mit diesem „begann die Herrschaft der Schnittlinien von Süden nach Norden, die Zertrümmerung des Gebirgsstockes und seine allmähliche Erhebung". Als Hauptrücken muß man jenen Bergzug bezeichnen, der in seiner Verlängerung über den Erlenkopf zwischen Eppenbrunn und Obersimten das Pfälzer Gebiet betritt und dem Rheinlaufe parallel über Lemberg, Merzalben und Hermersberger Hof, Leimen und Hofstätten, dann vom Eschkopfe nordwärts als Frankenweide bis Waldleiningen seine Fortsetzung findet. Von hier fällt der Bergrücken in die große Einsenkung von Kaiserslautern. Als Fortsetzung der Vogesen wird der ganze Bergzug, der in der Breite von ungefähr 10 Meilen zwischen Saargemünd und Weißenburg in die Pfalz eindringt, bis zu seinem nördlichen Querabschnitte bei Göllheim und dem Eisbache passend als Haardt bezeichnet. Im Westen begrenzt ihn die tiefe Bucht, welche sich von St. Ingbert über Neuhäusel, Homburg, Landstuhl, über Kaiserslautern, Alsenborn, Neu-Hemsbach, Börrstadt nach Göllheim hinzieht. Mit seinen höchsten Erhebungen im großen Calmit (680 m), Schänzel, Teufelsberg u. a. drängt das Gebirge dem Ostrande zu, der steil zur Rheinebene abfällt. Durch tiefe Querthäler rauschen wasserreiche Bäche der weiten Thalebene des Rheines zu. „In dem romantischen Gürtel dieser Gebirgsabsenkung und in dem grünenden Kranze ihres Weinlaubes und der Kastanienwälder gleichsam den Ernst der Zeit und der Menschengeschichte mitten in die fröhliche Gegenwart heraufbeschwörend, erheben sich ehrwürdige Trümmer von Burg- und Klosterruinen, die von den reizenden Vorhöhen in seltener Zahl herabschauen." Tiefernste Bergwälder überragen mit ihrem dunklen Grün die sonnigen Höhen des Vorlandes und schneiden in scharfen Linien gegen das leuchtende Blau des Himmels ab.

Diesem Ganzen des Gebirges treten nun die verschiedenen Teile gegenüber. Betrachten wir das Innere der Haardt als eigentliches Waldgebirge, so sondert sich davon das übrige bergige und waldige Revier der Westpfalz ab. Die Gegend um die Blies bis herein über Zweibrücken gegen Pirmasens und Waldfischbach bezeichnet man im engeren Sinne als das Westrich, und hängt dann an dieses aus Muschelkalk und Sandstein zugleich bestehende Gebiet das ungleich größere und charakteristischer entwickelte Höhenland westlich der Kaiserslauterer Einbuchtung als Westricher Hinterland an. Dieser Gebietsteil wird dann auch wieder von andern selbständig, aber auch wenig passend, das pfälzisch-saarbrückische Steinkohlengebirge genannt. Und eigentlich gebührt ihm auch eine selbständige Benennung, da es nicht wie das engere Westrich als westliches Abdachungsgebiet der Haardt betrachtet werden kann. Von Westen nach Osten geht seine Hauptrichtung, also senkrecht auf die Richtung der Haardt und Vogesen und schon deshalb deutet es auf das zweite rheinische Gebirgssystem, das rheinische Schiefergebirge. Will man also das ganze Gebiet westlich der Einsenkung von Kaiserslautern passend als Westrich bezeichnen, so kann man als Unterabteilung nur ein gebirgiges und hügeliges Westrich unterscheiden, da von einem Vor- und Hinterlande hier im eigentlichen Sinne keine Rede sein kann.

Dieses gebirgige Westrich tritt uns nun in einem Bilde wild durcheinander gewürfelter Einzelberge, Hügel und Bergrücken entgegen. Kleine und größere Gewässer haben die Bergrücken quer durchbrochen und so die Zerstückelung und Zerrissenheit teils vermehrt, teils selbst hervorgerufen. Enge Thalspalten schieben sich trennend zwischen vereinzelte aus Schieferthon und Sandstein aufgebaute Kuppen und Rücken des Kohlengebirges, und diesen treten dann wieder die Flötzgebirge mit ihren abgerundeten und gewölbten Formen entgegen. „Nur wo Melaphyr und Porphyr um die Herrschaft mit den Flötzschichten streiten, erscheinen hohe, oft felsige Bergkegel, schmale Steinrippen und wildzackige Felsgruppen, und schluchtenartige enge Thäler haben in solchen Gegenden ihre Rinne in dem festen Gestein ausgenagt.“



Heidentürmchen in Speier.

Die anmutigen Wiesgründe des Glanthales, die Hügelgelände der Lauter (Wolfstein bis Lauterecken), die Thäler der Alsenz und des Appelbaches gehören hier dem Kohlengebirge an, während im Süden der Blies nur die Berge um St. Ingbert aus älteren, echten Kohlengebirgsschichten aufgebaut sind. Der Sandstein dagegen beteiligt sich nur am Saume gegen das Haardtgebirge an dem Aufbau der Höhen. „Tiefer im Gebirge brechen dann die zahlreichen grünen Felsmassen des sog. Melaphyrs in vielen Gangzügen und Kuppen hervor und bringen in Verbindung mit den mächtigen Porphyrkuppen des Donnersbergs, des Kirchheimer Waldes, der Bamburg, der Ebernburg, des Lembergs, des Bauwaldes, des Hermannsberges und des Königsbergs bei Wolfstein in die Eintönigkeit der abgerundeten, langgezogenen, aus tiefen Thaleinschnitten rasch aufsteigenden Flötzberge einige Mannigfaltigkeit und Abwechslung. Erst jenseits der Grenze unserer Pfalz gewinnt der Melaphyr bei Baumholden, St. Wendel, Birkenfeld und Kirn eine mächtig geschlossene Ausbreitung und bildet mit Porphyr und den Konglomeraten des Rotliegenden bei Oberstein jene wildromantische, hochgelegene, rauhe Landschaft, voll unzähliger Felsgruppen, durch deren Gestein sich die Nahe bis Sobernheim ein enges schluchtenähnliches Thal mit pittoresken Partien gebrochen hat.“

Daß die Gewässer der Pfalz nur von geringer Längenausdehnung sein können, sagt uns ein Blick auf die Karte. Oestlich schließt der Rhein das Pfälzer Gebiet, während Nahe und Saar dasselbe in einem der Grenze naheliegenden Bogen nach den andern Seiten umfließen. Die Folge davon ist, daß mit allen ihren Gewässern die Pfalz der linken Hälfte des Rheingebietes zufällt. Direkt fließen zum Rheine die Flüßchen Lauter, Queich, Speyer, Eiß und Pfrimm.

Die Lauter entquillt dem Lauterbrunnen bei Merzalben und mündet bei Neuburg. Die Queich entsteht aus dem Queichbrunnen, 1/2 Meile südlich von der Falkenburg bei Hauenstein, fließt nach Landau und fällt zwischen Germersheim und Sondernheim in den Rhein. — Die Speyer entsteht bei Waldleiningen, entläßt bei Neustadt einen linken Seitenarm, die Rehbach, welche gegenüber von Neckarau in den Rhein mündet, in welchen sie selbst bei Speyer sich ergießt. — Die Eiß und Pfrimm entquellen beide unweit Gombach und münden außerhalb Bayern bei Worms.

Durch die Nahe, welche 414 m hoch bei Selbach am Südabhange des Hochwaldes, nordwestlich von St. Wendel entspringt und ihr rötliches Gewässer unterhalb Bingen mit den Rheinwogen mischt, werden dem Rheine zugeführt die Wasser der Glan, Alsenz und Appel. Die Glan entspringt am Höcherberg bei Waldmohr, nimmt bei Lauterecken die Lauter auf und mündet unterhalb Sobernheim. — Die Alsenz, bei Alsenbronn entquellend, mündet bei Ebernburg, während die Appel am Westfuße des Donnersbergs hervortritt und außerhalb des Landes unterhalb Kreuznach mündet.

Durch die Saar und Mosel fließen zum Rheine die Blies, welche sich unterhalb Zweibrücken mit der Erbach vereinigt, der sich hinwiederum die Hornalb von Süden und die Rodalb von Norden anschlossen.


Altleiningen in der Pfalz.

Von Seen ist nur ein Ueberbleibsel zu verzeichnen. Denn die Sandsteinebene, welche von Kaiserslautern sich über Homburg hinaus hinzieht in einer Länge von mehr als fünf und einer Breite von oft mehr als einer Meile, scheint ein großer See gewesen zu sein. „Ein See von etwa einer Meile Umfang im Landstuhler Gebrüch, das heute eine Moosgegend ist, ist auf Karten des vorigen Jahrhunderts noch zu sehen."

Die Einteilung der Pfalz in Rheinebene, Bergland und Hügelland entspricht der ethnographischen Einteilung. Der dreiteilige terrassenartige Aufbau der Rheinebene ist natürlich auch für die Beschäftigung der Bewohner, für ihr Leben und Treiben entscheidend. In jener zweiten Region hinter der Flugsandebene durchwandern wir ein herrliches Gartenland. „Mit Entzücken läßt man den Blick hinschweifen über die zahlreichen freundlichen Dörfer, denen ihre Lage inmitten üppiger Ostbaumpflanzungen den Ausdruck reicher Behaglichkeit giebt, rings umher dann von Garten zu Garten, von Feld zu Feld, alles prangend je nach der Jahreszeit in mannigfaltigem Farbenschmuck; und man sieht, wie von der Ebene bis zur Höhe kein Fleck unbenützt geblieben, wie aber auch keiner sich undankbar gegen die Mühe erwiesen, die auf ihn verwendet wurde. Natur und menschlicher Fleiß in regem Wetteifer verbündet, arbeiten an dem einen großen Garten der schönen grünen Pfalz."

Und steigt man dann weiter gen Westen die sanften Höhen hinan, so tritt man erst in das Heiligtum einer still und geisterhaft wirkenden Natur. Was da leuchtende Sonnenglut und brutwarmer Boden, duftiger Abendnebel und glitzernder Morgentau zusammendichten, das muß man sich an einem kühldämmernden Sommerabend von den Geistern des Jesuitengartens oder des Ruppertsberges erzählen lassen. Seltsame, glutvolle



Wirtshausscene in der Pfalz.

Märchen sind es, die man da zu hören bekommt und doch lehren sie uns gerade verstehn, warum man in der Pfalz so fröhlich ist. Sommerluft und Rebenduft — die Geister zaubern dirs im kältesten Winter her.

Daß wir da im Innern der Haardt, die zum großen Teil mit Wald bedeckt ist, ganz andere Leute und ein ganz anderes Leben treffen werden, wird uns nicht Wunder nehmen. So steigen wir durch die Regionen des Acker= und Weinlandes zum Wald=revier und von hier nach Südwesten ab zum Hügellande, wo Wälder und Felder, Acker=bau und Viehzucht, aber auch großer Industriebetrieb zu finden.

Wichtig für die ethnographische Begrenzung ist noch ein kleines Flüßchen, das auf pfälzischen Boden mit seiner Quelle herüberreicht — die Sur oder Sauerbach. Am Eichelfirst bei Ludwigswinkel entspringend, verläßt sie bei Hirschthal das Bayerland und fließt in südöstlicher Richtung über Wörth nach dem Rhein, den sie unweit Seltz erreicht. Wie der Lech im Süden die Alamannen von den Bayern, so trennt sie seit alter Zeit die Alemannen von den Franken.

Nun wollen wir uns Ludwig Schandeins bewährter Führung anvertrauen und hie und da auf sein Anraten Einkehr und Umschau halten. Daß es vieles zu sehen giebt, ahnen wir. Denn der Rheinstrom, der, wie in Unterfranken der Main, sich dem Lande entlang schlängelt, als ob es ihm schwer würde, Abschied von den gesegneten Fluren zu nehmen, muß dem Lande und Volke etwas von seinem bekannten jugendlich willkürlichen Charakter anerzogen haben. Dazu der Wein, die Nähe Frankreichs, das Feuer einer südlichen Temperatur, die hier Kastanienwälder und Nußbaumalleen, selbst Mandelbäume auf das herrlichste gedeihen läßt — wir erwarten, daß auf solch heißer Grundlage ein bewegliches Volk steht, welches nach dem Zeitenpulse horcht und ihn zu verstehen sucht, um alsdann mit mutigem Eifer das Schritthalten zu versuchen. Dieser Wettlauf mit dem Zeitgeiste erfordert seine Opfer, und so finden wir auch das natürlich, daß da, wo alle Dinge in Fluß und Bewegung, vieles in dieser Strömung zugrunde geht. Daß Willkür und Laune nicht alles beherrschen und ein Konglomerat der tollsten Einfälle entstehen lassen, dafür bürgt uns die Natur des Pfälzers. Fröhlich zwar und lustig, aber auch praktisch sind die Leute.

Wo Berg und Ebene so enge aneinanderschließen, wie hier; wo dazu die sonnige dankbare Natur des Thalbodens so sehr zur Ansiedelung verlockt: Da muß man abnorme Gründe und Ursachen vermuten, wenn man Ansiedelungen auch auf den Höhen findet. Wir dürfen daher bestimmt annehmen, daß die ursprüngliche freie Niederlassung hier die=jenige im Thale war. Das Thal aber, welches sich zur Ebene erweitert, wie hier die Rheinthalebene, bestimmt die Ansiedler, ihre Wohnungen geschlossen zu bauen, da ja keine Bodenbildung zum Auseinanderziehen zwingt, sondern was rings um die Häuser sich dehnt, ein ebenes fruchtbares Ackerland ist. Das aber zu zerreißen und zu zer=splittern, liegt nicht im Vorteil der Bebauer. Also stammt hier gewiß aus sehr früher Zeit schon die Anlage von Dörfern und die Bildung von Gemeinden. Diese natur=gemäße Anlage erzeugte die Gewohnheit und aus der Gewohnheit stammt die Neigung der Pfälzer zur Siedelung im Thale und zum geschlossenen Häuserverband. Aus ihr erklärt es sich, daß auch im bergigen Westrich die Dörfer im Thale, selten an den Berg=hängen, noch seltener ganz auf den Höhen liegen. Pirmasens ist die einzige hoch=gelegene Stadt der Pfalz, die ehemalige Residenz und Soldatenkolonie des Landgrafen Ludwig IX von Hessen=Darmstadt.

Bezeichnender als alles ist die Mitteilung Schandeins über das Dorf Altleiningen. „Ueber den breiten, mehr als eine Stunde umfassenden Bergrücken des Karlsberges oder Matzenberges liegen weit auseinander, bald einzeln, bald gruppenweise, wie völlig ver=zettelt diese winzigen Häuslein, eigentlich nur Absteig= und Winterquartiere ihrer Besitzer, denn der Matzenberger, der pfälzische Savoyarde, lebt einzig vom Handel mit den gering=fügigsten Dingen, und kehrt wieder heim aus der weiten Welt noch ebenso arm als er hinauszog. Diese Häuslein in ihrer äußerst engen Beschränkung bieten ein rührendes Bild von der Genügsamkeit der unstäten Bewohner.“ Hier erkennt man die Macht der Bodenbeschaffenheit auf den Charakter des Volkes. Diesen armen Leuten kann das karg

gebende Land nicht zur Heimat werden. Als ob sie dem geahnten Elend und Verkommen, welches ihr sicheres Los im Falle der Seßhaftigkeit sein würde, entfliehen möchten, wandern sie als ein letzter Rest der großen deutschen Wanderstämme noch umher, ihre einstige Heimat suchend. Möchten sie dieselbe finden, ehe die Kultur ihnen mit grellscheinender Fackel in ihr Elend hineinleuchtet!

Die Natur des Landes zeichnete auch mehr oder weniger die Art des Dorfbaues vor. Für das einzelne Dorf waren die großen Verkehrsstraßen, von denen namentlich Kaiser- und Rheinstraße zu nennen, von großer Bedeutung. Wer den Blick auf die Karte wirft, wird die Längenausdehnung, zu der die Rheinthalebene selbst das Muster abgab, begreifen. Dörfer von fast einer Stunde in die Länge giebt es dort, während die Sandfläche des Gaues zu breiterer Anlage bestimmte. Namentlich hier haben die Dörfer, was Bauart und Einwohnerzahl, die manchmal über 4- und 5000 geht, betrifft, viel mehr den Charakter des Marktes oder Städtchens. Hier wie dort sind die Straßen meist gepflastert. Daß trotz alledem das landschaftliche Bild nicht gestört wird, ist jedem klar, den der Weg durch diese glücklichen Gefilde geführt. Gewiß sind die Bilder hier ganz andere, als wir sie bisher zu betrachten gewohnt waren, und wenn auch im Westrich manchmal ernste und erhabene Motive durchklingen, das Bild der „fröhlichen Pfalz“ kann die nächste Biegung des Pfades wiederbringen. Diese Mischung von Altem und Neuem, von Verfallen und Werden hat ihr eigentümlich Reizvolles und Belebendes, und gewiß geben wir Schandein recht, wenn er sagt, daß viele Dörferpartien in ihrer Art einzig und unübertroffen sind.



Neustadt.

Das Haus an sich zeigt nach der Lage einige Verschiedenheit, so namentlich in der Gruppierung der einzelnen zum Hause gehörigen Bauten: im Osten ist jedes gesondert, im Westen alles beisammen. So teilt sich unsere Betrachtung in die des vorderpfälzischen Flachlandes, des Weinlandes, des Oberlandes und in diejenige des Westricher Hauses mit seinen Abarten im Süden und Norden.

Das Gaudorf des Flachlandes zeigt die lange Häuserzeile mit der Giebelseite nach vorn. Jeder Nebenbau hat sein eigenes gesondertes Dach und den Hof schließen wie nach hinten die Nebenbauten, so nach der Straße das Haus und große Hofthor ab. Häufig kehren zwei Häuser nach der Straße ihre Giebelseite heraus, von denen das eine größere zweistöckige das Wohnhaus ist. Dann folgt das Thor, und ein kleineres, meist nur einstöckiges Haus beschließt die Frontseite. Auf dem gemauerten Unterbau erhebt sich das Balkengestell, dessen Zwischenfächer mit Lehm ausgefüllt oder mit Backsteinen ausgemauert werden. Durch die weißgetünchte Wand zieht das Gebälk in mannigfachen Figuren und in seiner natürlichen dunklen Farbe. Das meist mit flachen Ziegeln gedeckte Dach trägt häufig auf seiner Vorderspitze eine Windfahne mit den Gewerbzeichen des Hauseigentümers, ragt aber nur wenig über die Hauswände hinaus. Das kleinere Haus, das Vorbehaltshaus beziehen die Großeltern nach Abgabe des Gutes. Hinter diesen Bauten liegen die Nebenbauten, den gepflasterten Hof umschließend, wie Stallung, Waschküche,



Weinlese in der Pfalz.

Schuppen, Kelterhaus, der ungewölbte, wenig tiefe Weinkeller und namentlich die Scheuer, welche die rückwärtige Breitseite des Hofes gewöhnlich abschließt. Hinter der Scheuer liegt der Pflanzgarten, Wiese oder Ackerland, und meist sind hier auch einige Blumenbeete angebracht. So erscheint das Ganze fast zu nüchtern und nur auf den Zweck berechnet. Aber der Pfälzer weiß sich zu helfen. Nicht nur, daß diese Hauspartien von Nußbäumen häufig überschattet werden und aus einem blühenden Obstgarten herausleuchten, auch für die Wände des Hauses hat er einen natürlichen Schmuck — den Rebstock. Und diese grüne Zier ist es, die das Ganze hebt und belebt und uns vergessen läßt, daß weder Farbe noch Schnitzwerk sich irgendwo gezeigt.

Und der Wein erzieht sich seine Leute selbst. Schmückt er im Gauland das Haus, so ist er es, der im eigentlichen Weinlande alles ausmacht. Der Rebstock ist der Barometer, an dem Lust und Leid, Freude und Verdruß sich ansagen. Ja, er ist mehr als das, und Karl Simrock sang es uns in begeisterter Rhein- und Weinlaune, was beide dem Menschen sind:

„Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
Als wär es ein adlig Geschlecht.“

Das ist keine Phantasie. Wer den wundervollen „Wonnegau“ durchwandert, der sieht die „stolzen Wohnsitze des Adels vom Wein“. Da ist der Stein nicht mehr zu hart; er wird behauen, die Sandsteinbauten der Herrschaft zu zieren, oder auf hohem achteckigen Kirchturm in durchbrochener Arbeit zu paradieren. Und alte und neue Zeit mischt sich seltsam in diesem Häusergewirre. Hier ein Holzbau aus älterer Zeit zwischen modernem Steinbau, der in alle Volksschichten siegend vordringt, dann wieder ein alter Steinbau mit malerischem Erker und kunstreicher Steinmetzarbeit, alles überragt von dem hohen und schlanken Kirchturme, der aus weißem oder rotem Sandstein sich viereckig mit spitzgegiebelten Wänden erhebt und oben den achteckigen Helm mit goldenem Kreuze trägt.

Der Wein treibt zu Verkehr und Handel. Ein bürgerliches Element mischt sich daher mit dem bäuerlichen. Davon geben die Rathäuser in vielen Orten Zeugnis. Und stolz war man auf dieses Haus, denn es zeigt in seinen Säulen und Hallen, in seinem Holz- und Steinschmuck, daß man Wert darauf legte, dasselbe stattlich erscheinen zu lassen. „Eine andere bemerkenswerte Zierde vorderpfälzischer Rathäuser ist die hohe freie Treppe von außen mit überdachtem Balkon: so recht geeignet, um von der Ratsstube unmittelbar mit der Ortsversammlung zu verkehren.“

So sieht sich alles recht goldig an — aber die neue Zeit mit ihren Anforderungen und Bedürfnissen, mit ihrem Streben ins Große, ihrem Handel und Wandel, ihrer krankhaften und verderblichen Anhäufung von Kapital und Besitz lichtet gewaltig die



Landstuhl in der Pfalz.

Reihen einstmaliger freier Bauern, die höchstens den Bau anderer Weinberge neben dem ihrigen übernahmen, dabei aber freie Männer blieben. Dauert der Mißwachs zu lange, so hält dies der kleine Mann nicht mehr aus; er muß verkaufen, was er an eigenem Weingute noch besitzt und die Taglohnarbeit ist fortan sein Los. Doch wahrt und rettet er sich meist seine eigene Behausung.

Ein älteres Winzerhaus kehrt seine Giebelseite nach außen im Gegensatz zu dem modernen, das seine Langseite nach außen kehrt. Gelangt man dort durch einen hochgewölbten freistehenden Thorbogen in den Hofraum, so ist hier das Thor überbaut und hat eine viereckige Fassung erhalten. Dort lag der Keller, einst ein Balkenkeller, jetzt gewölbt, unter dem Kelterhaus, hier liegt er unter dem Wohnhause selbst und gewiß ist ein solcher Keller der Neuzeit eine Sehenswürdigkeit. Ordnung und Reinlichkeit sind

hier zu Hause, und namentlich preist Schandein die behagliche Stimmung, welche die einfach aber solid ausgestatteten Räume des älteren Winzerhauses durchzieht. Je mehr wir uns der Südgrenze nähern, desto näher rücken wir auch dem völkerscheidenden Sauerbache, und alemannische Art tritt uns in dem gemischten Holzbaue entgegen. Am Hause selbst wieder finden wir den freien oder überbauten Altan im Hofraum; „dazu machen das hohe prächtige Rathaus mit seinen mannigfaltigen Linienfiguren des Fachwerks und der befestigte Kirchhof in der That einen wundersamen eigenen Eindruck". So namentlich in Bergzabern. Der hohe Giebel mit zurückgelegtem Dache wendet sich der Straße zu und über Fenster und Hausthüre begegnet uns der Fenstersturz wieder, das sogenannte Wetterdach, hier aber aus Ziegeln. Die grüne Farbe spielt an Läden und Einfassung eine Hauptrolle und wie bisher rankt auch hier der Weinstock am Geländer empor.

Im Westrich wird niederländischer Einfluß bemerkbar. Wohnhaus, Stallung und Scheuer liegen unter einem Dache. Eine Vortreppe findet sich an der der Straße zugekehrten Langseite des Hauses. Dieser erhöhte Treppenbau wird meist zum Anbringen des Kellereinganges benützt, der bei doppelseitigen Treppen nach vorne in die Mitte, bei einseitigem Aufgange an die Seite zu liegen kommt. Manchmal finden wir den Eingang zum Keller auch noch innerhalb des Hauses im Hausflur, mit einer Fallthüre verschlossen. Der Hausflur selbst ist mit Stein- und Ziegelplatten belegt, und die Hausthüre in die Quere geteilt, „so recht geeignet zu „maien", wie uns Schandein erzählt, wozu der Westricher, den „Kloben" im Munde so sehr geneigt ist."

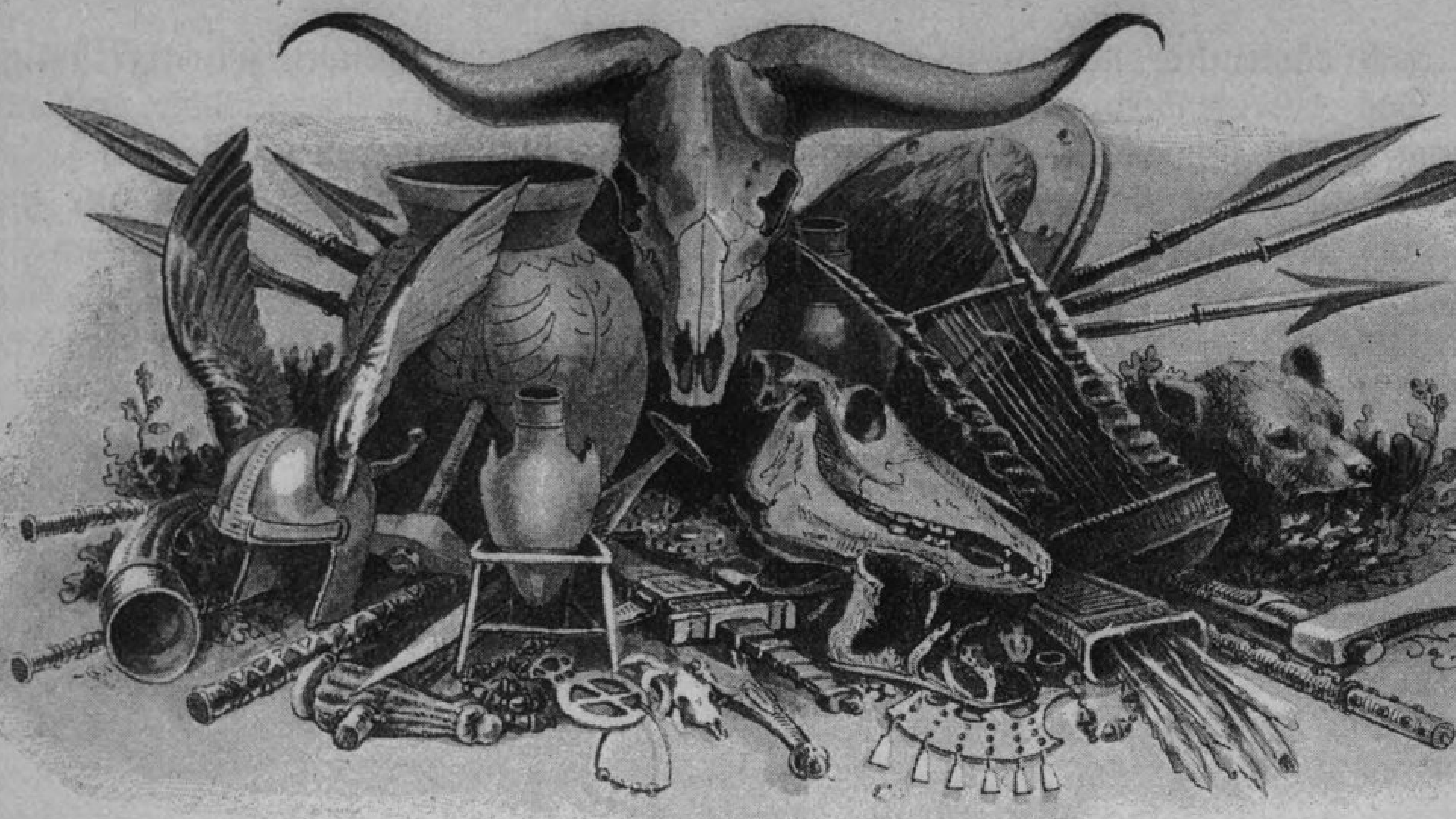
Diese Einzelheiten finden wir von hier ab den ganzen Rhein hinab wieder, mehr aber, als in der unmittelbaren Uferregion, in den vom Ufer seitab gelegenen Landstrichen. Am Rheine selbst hat der Verkehr vieles verändert und vernichtet, und nur im Kinderspiele und in den bisher der Diskussion nicht unterworfenen Dingen blieb man konservativ. Der Hausgarten fehlt im Westrich selten, und Weinstöcke, Zwergbäume, Johannis- und Stachelbeersträucher mit Blumen vermischt schmücken die Beete längs der Wege, die in Kreuzform den Garten durchschneiden. Der Hof liegt frei, und Vieh und Feld nehmen den ersten Platz im Herzen des stolzen Bauern ein.

Nähern wir uns der Westgrenze, „dem Schnapphahnenland", so finden wir noch viele Häuser mit Stroh oder Ginster gedeckt. Hier reicht Niederrheinland die Hand tief ins Mittelland herein. Dem Wanderer wird es klar, der von hier über Trier das Kyllthal aufwärts und die Erft abwärts zieht, sich vor deren Mündung zur Niers wendet und dieser dann über die holländische Grenze zur Maas folgt. Auf dieser Strecke kann er den langsamen Uebergang von niederländischem Wesen durch mittelrheinisches zu oberrheinischem und süddeutschem (alemannischem) am deutlichsten gewahren, dabei aber überall irgend etwas entdecken, das er weder da noch dort als eigentümliches Kennzeichen unterzubringen vermag, eine Schwierigkeit, der er am ehesten und treffendsten begegnet, wenn er Sein und Leben des ganzen deutschen Volkes als erste Kategorie aufstellt. Und diese heimischen Grüße begegnen uns noch allenthalben, führte der Weg uns auch schon weit über die politischen Grenzen unsres deutschen Vaterlandes hinaus.

„Im nördlichen Uebergangslande, der üppigen Donnersberggegend, zeigt sich so ziemlich der nämliche Typus; in der offenen Landschaft jedoch und bei dem gediegenen Wohlstande des Volkes wird der Eindruck äußerst behaglich." Großartige, rationell angelegte Oekonomien, Wein- und Steinbau — alles drängt aus Süddeutschland hinaus, und wenn der Bayer sich nur als Süddeutscher fühlt, so vergißt er dabei, daß da drunten ein Stück Land- und Volksleben, und wahrlich nicht das schlechteste zu finden ist, das wohl zu Bayern, aber nicht zu Süddeutschland gezählt werden darf. Welch große Bedeutung die Vereinigung gerade mit diesem Lande für Altbayern in weiterem Sinne gehabt hat, werden wir im geschichtlichen Teile erfahren.

Nicht umsonst ließen wir die Städte in unserer bisherigen Betrachtung unbeachtet. Von der Basis des am wenigsten von Zeit und Kultur veränderten Volkslebens des deutschen Bauerntums finden wir die Pfade rückwärts in urgraue Zeiten, wo noch die Natur die einzige Lehrerin des Menschen und seine Lenkerin auf der Bahn zur Kultur

ist, wie auch namentlich nach vorwärts in das Reich einer blühenden allseitig thätigen Kultur. Das bedeutendere, selbstständigere und schnellere Leben der Städte und ihre Entwicklung gehört dem Gebiete der Geschichte an. Sie muß uns den Werdegang zeigen, und uns bis in die heutige Zeit heraufführen, wo die Stadt im allgemeinen zur Vermittlerin aus der Nationalität zum Weltbürgertum geworden. Und so schließen wir unsre stete Wanderung und vertrauen unser schwankes Fahrzeug dem wogenden Meere der Geschichte. Bald hierhin, bald dorthin werden uns Wellen und Winde werfen, und freuen wird es uns alsdann, altbekannte Gegenden und Gefilde wiederzusehen, und in ihnen zu verweilen.



Urgeschichte.



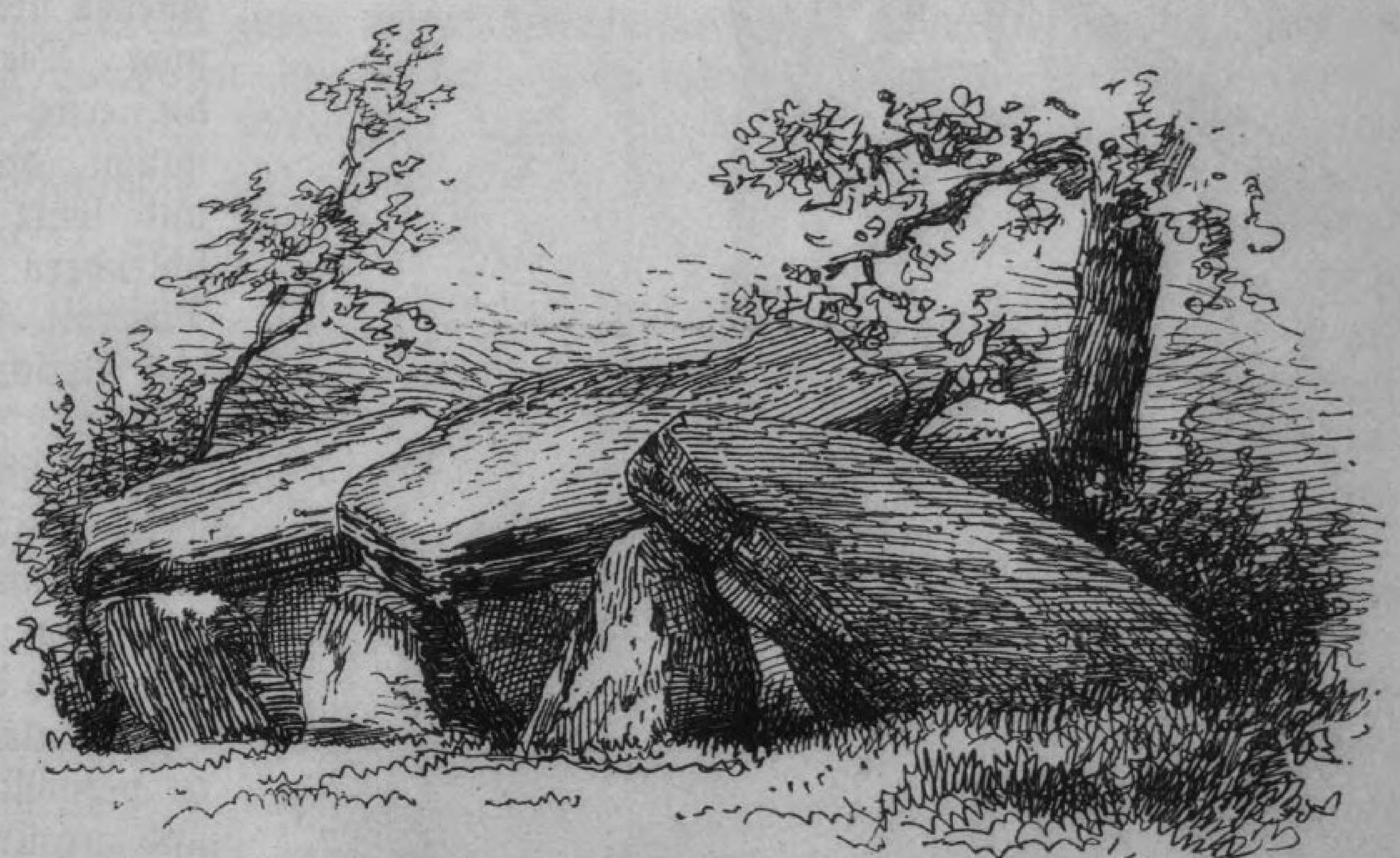
Merkwürdig ist die Thatsache, daß ältere Geschichtsschreiber ihre Erzählung in eine Zeit hinaufführen, aus der es für sie eigentlich gar nichts zu erzählen giebt. Aber betrachten wir diese Thatsache etwas näher, so wird uns die Absicht des Geschichtsschreibers klar. Wenn es galt, die Geschichte eines Volkes zu schreiben, so mußte die erste Frage sein: Wo fange ich an? Natürlich lautete die Antwort bei den alten Völkern stets: bei der Gottheit, welche den Stammeltern des Volkes das Leben gab. Die göttliche Abstammung ist die erste Legitimation, welche ein Volk für sich in Anspruch nimmt. Und es ist auch etwas Großes und Schönes um diesen Gedanken, der nicht nur Zeugnis von dem ursprünglichen stolzen Selbstbewußtsein der Völker giebt, sondern auch gewiß die Fortdauer und Stärkung dieses Selbstbewußtseins wesentlich gefördert hat.

Erblaßt dieser Gedanke bei einem Volke und vergißt dasselbe seinen göttlichen Ursprung, so ist dies zugleich Ursache und Wirkung des Verlustes seiner Freiheit. Es ist der Anfang der Knechtung, welcher mit diesem Vergessen ältester und heiligster Tradition Hand in Hand geht. Nicht mehr das Volk, sondern seine Fürsten sind Göttersprossen; der Beherrscher tritt an die Stelle des freien Mannes, und je mehr dieser von seinem eigenen Adel an denjenigen des Herrsches abgiebt, um so mehr verfällt er selbst dem Lose der Sklaverei. Den Despotien des Altertums treten jene Staaten, in welchen das Volk an seinem Gottesadel mehr oder weniger festhielt, gegenüber. Griechenlands

herrliche Entwicklung basierte zum großen Teil auf diesem Adelsbewußtsein des ganzen Volkes.

Im Mittelalter finden wir dieselbe Thatsache in anderem Gewande wieder. An die Stelle der eigenen Urgeschichte trat die Geschichte des auserwählten Volkes Gottes. Das Volk ist zur Nebensache geworden. Die Idee eines Gottesreiches auf Erden ward zur Hauptsache, und der jedesmalige Träger dieser Idee allein gab dem Historiker den Anknüpfungspunkt.

Das mittelalterliche Gottesreich existiert nicht mehr. An die Abstammung eines Volkes von Zeus oder Wotan würde auch keiner mehr glauben. Und so müßten wir fast gestehn, der Anfang einer Völkergeschichte hinge für uns heutzutage in der Luft. Aber an Stelle des Mythus und der Religion trat in neuer Zeit die Wissenschaft. Sie half dem Geschichtschreiber aus der Enge, und ihre Forschungen lieferten ihm die Basis für seinen Ausgang, so daß es ihm vergönnt ist, weit über die Zeit der geschriebenen Nachrichten hinausgehen zu können. Was die Naturwissenschaften im Vereine mit Archäologie und Sprachwissenschaft in mühsamer Bergmannsarbeit zutage gefördert, muß der Geschichtschreiber als ein herrliches Geschenk dankend in Empfang nehmen, da erst durch diesen Einblick in Kindheit und Jugendzeit eines Volkes manche spätere Thatsache und Erscheinung erklärbar wird. Stehen wir auch mit all' diesem Forschen und Sinnen noch diesseits der Höhe, und ist ein Rundblick eben noch nicht anzustellen, so können wir doch aus der ganzen mühsam zurückgelegten Strecke, die hinter uns im tiefen Thale liegt, aus dem weiten und herrlichen Rückblick über die Welt diesseits des Gipfelpunktes eine Ahnung von dem bekommen, was uns erst da droben beschert sein wird. Nicht das chronikenartige Aneinanderreihen von Geschehnissen wird deshalb die spätere Aufgabe der Geschichtschreibung sein und bleiben, sondern immer mehr wird man in der psychologischen Durchdringung des Völkerlebens, in der Feststellung eines geistigen Attraktions- und Gravitationsgesetzes für die Menschenwelt, wie es Newton für die Körperwelt gefunden, diese Aufgabe erblicken. Der Versuch, eine solche Aufgabe jetzt schon lösen zu wollen, wäre ein vermessener und müßte, wenn auch hie und da vielleicht von einigem Erfolge begleitet, im ganzen doch fehlschlagen. Aber das Bewußtsein, daß für die Geschichte und ihr Verständnis ein Zurückgehen auf den urgeschichtlichen Zeitraum nur von größtem Vorteile ist, wird unser Thun entschuldigen. „Wer die geschichtliche Zeit verstehen will, muß notwendig mit der Unvollkommenheit des Menschen zu rechnen beginnen. Der geschichtliche Mensch besitzt noch keine genügenden Erfahrungen und Kenntnisse, sondern er sucht sie erst kennen zu lernen.“



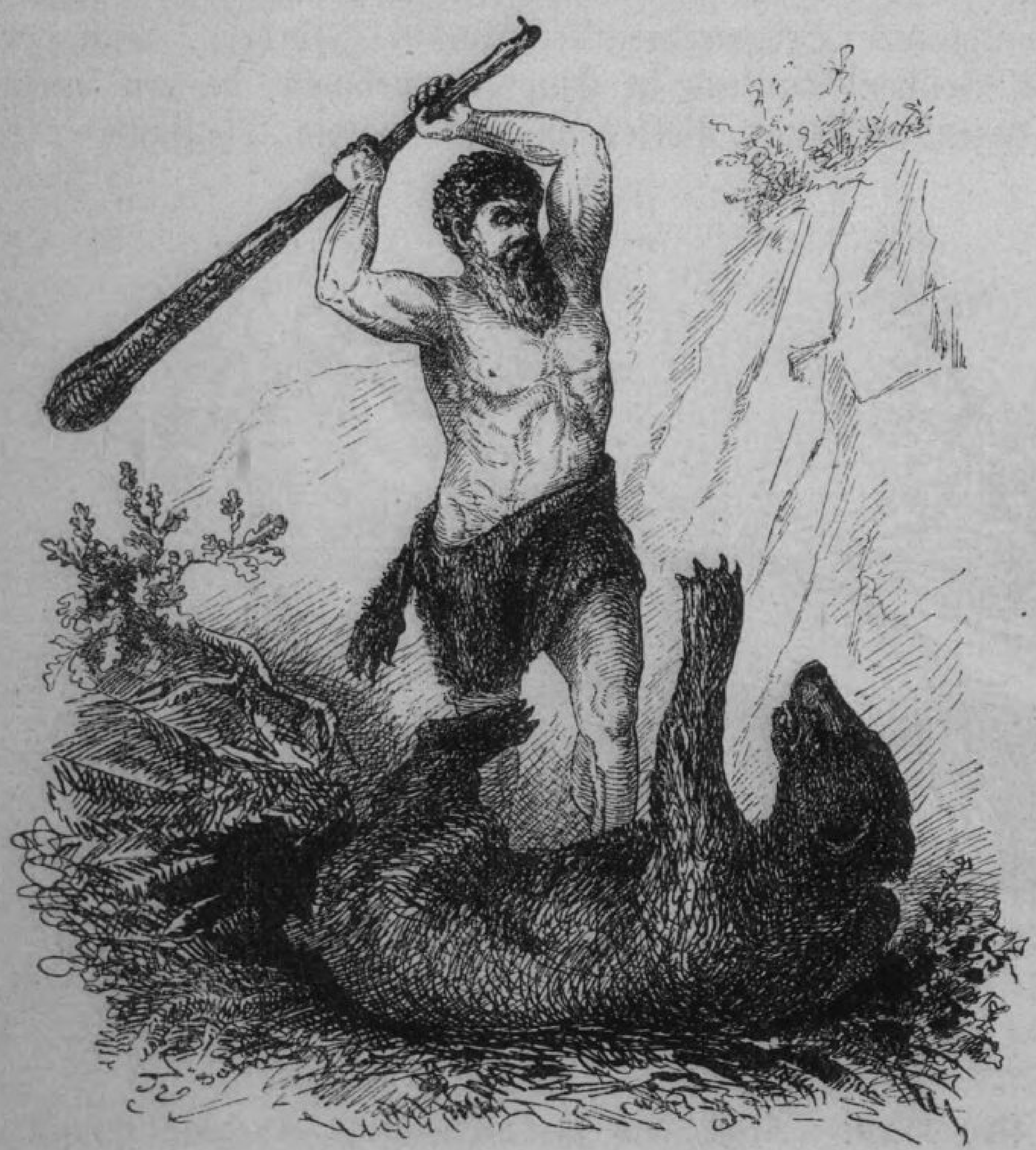
Hünengrab.

Mag nun der einzelne der Erzählung der Genesis folgen; mag er an Darwins Lehre von der Transmutation sich halten oder eine generatio aequivoca, eine Urzeugung annehmen und glauben, daß „wo und wann nur irgend im Bereiche der Erde und ihrer Schöpfungszeiträume ähnliche Stoffe und ähnliche Bedingungen jenen zum höchsten Kunstwerke des Schöpfers tauglichen Erdenkloß erschaffen, auch die neuen Wesen einander

ähnlich werden mußten: so bildet die eine oder andere Meinung kein Hindernis für die Arbeit des Historikers, welche ja, unbekümmert um die Frage um das Werden des Menschen, sich an sein Dasein anzulehnen hat.

„Die Wahrheit, sagt Boucher de Perthes, ist nicht das Werk eines einzelnen; sie war geschaffen vor uns, ist so alt, wie die Welt; oft gesucht, aber öfter zurückgestoßen, findet man sie, aber man erfindet sie nicht."

Denken wir uns nun den Menschen mit nichts als seinen schlummernden Anlagen in die Welt gestellt, so müssen wir von seinem ersten Thun und Treiben den Weg finden zu seiner künftigen Entwicklung. Natürlich werden die ersten Eindrücke, welche er empfängt, für sein Beginnen entscheidend sein. Die Gebirge, welche am Horizont emporragen, die Flüsse, welche die Ebene durchrauschen, sind für ihn einstweilen Grenzen seines Gebietes, die er nicht zu überschreiten vermag. Hunger und Selbsterhaltungstrieb führen ihn auf die Nahrungssuche. Er lernt zu unterscheiden zwischen den Pflanzen, welche zu seiner Nahrung dienen können, und solchen, welche ihm schädlich sind. Bald tritt ihm in dem wilden Tiere eine physische Kraft entgegen, die er mit der eigenen nicht zu bewältigen vermag. Die Notwehr drückt ihm die erste Waffe, den Baumstamm, die Keule in die Hand und lehrt ihn, den Stein zu schleudern. Dem Beispiele der Tierwelt folgend, versucht er das Fleisch der gefällten Beute, und der Sammler wird zum Jäger und Fischer. Der aber, welcher sich den Kampf gegen die Tierwelt in bewußter Absicht zum Zwecke gesetzt, wird sehr bald darauf sinnen müssen, das unzulängliche Jagdwerkzeug zu vervollkommnen. Der Holzstab prallt ab an dem harten Schädel des Urs und Bären, und die Spitze des Pfahles bricht beim Stoße. Das Horn des Stieres aber, das Geweih des Hirsches, die Stoßzähne des Elefanten brechen nicht. An seinem eigenen Fleische spürt der Mensch deren unwiderstehliche zerstörende Wirkung. So wird der Holzhammer aus einem Stücke, der Keule, zum Steinhammer, der statt abzuprallen infolge seiner eigenen Schwere und Dichtigkeit zerschmettert; der zugespitzte Pfahl aber wird zum Speere mit Horn- oder Knochenspitze. Eine Vereinigung beider Waffen, der scharfen und stumpfen, führt zur Axt, die nicht nur Waffe, sondern auch Werkzeug ist. Von diesen uralten Waffen und Werkzeugen sind eine Masse auf uns gekommen. Die allmähliche Vervollkommnung derselben giebt uns ein Bild von dem Wachsen der menschlichen Erfindungsgabe. Nicht schnell schreitet dieses Wachstum, sondern langsam von Stufe zu Stufe. Gab die Natur im Feuersteinsplitter das Modell zur Dolch- und Messerklinge, so dauerte es doch lange, bis man sich bestrebte, auch aus andern harten Steinarten solche anzufertigen. Konnte man dort die einfache Waffe durch Zerschlagen des Feuersteines erhalten, so mußte hier die Kunst des Schleifens in Anwendung kommen.



Kampf mit dem Bären.

Die Not war es wiederum, welche den Menschen zwang, die ursprünglich begrenzte

Heimat zu erweitern. Er mußte wandern. Denn einerseits braucht der Jäger ein großes Revier, um seinen Bedarf an Nahrung und Kleidung zu erhalten, andrerseits schwand mit dem Wachstum der Menschenzahl die Zahl der jagdbaren Tiere bald und Mangel trat ein. Die Sonne war der große Wegweiser der wandernden Menschheit. Die Richtung der Wanderzüge von Osten nach Westen ist deshalb nicht willkürlich. Bei solcher Wanderung konnte es vorkommen, daß man Gebiete erreichte, welche zur Anfertigung der nötigen Werkzeuge das altbeliebte Material nicht boten, und dieser Umstand zwang, nach der früheren Heimat zurückzustreifen. Das erklärt uns die Anlage urgeschichtlicher Stationen, an denen man solche Werkzeuge im großen verfertigte und dann durch einen primitiven Handel verbreitete. Von welcher Wichtigkeit der Stein für die Entwicklung der Menschheit war, bezeugt der Umstand, daß man eine ganze Periode dieser Entwicklung nach ihm benannt hat. Die Steinzeit ist nun wie jede andere Entwicklungsepoche nicht ein für alle Völker gleichzeitig abgeschlossener Zeitraum, sondern jedes Volk hat, wie wir heute wohl annehmen dürfen, seine eigene Steinzeit durchzumachen und kann ein Volk noch auf dieser Stufe stehen, während ein anderes dieselbe längst überschritten. Von der Steinzeit zur Zeit der Metalle ist ein Fortschritt, aber auch die Kenntnis des Eisens reicht bei den meisten Völkern so tief in das Dunkel der Vorzeit, daß die Sage seinen Ursprung von den Göttern oder vom Himmel herleitet. Die Annahme, Meteoreisen sei zuerst verwendet worden, wird dadurch hinfällig, daß es nicht nur schwerer zu bearbeiten ist, sondern auch wenig brauchbare Werkzeuge liefert. Ebenso aber ist diese Annahme überflüssig, weil, wie das Meteoreisen selbst, an vielen Stellen der Erdoberfläche auch das Eisenerz offen daliegt. Auch ist kaum anzunehmen, die Bearbeitung des Eisens sei eine Erfindung nur eines Menschen oder Volkes gewesen. Konnten Pulver oder Kompaß unabhängig an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten erfunden werden, warum nicht auch Schmiedekunst und Erzgießerei?



Grabhügel von St. Andräe.

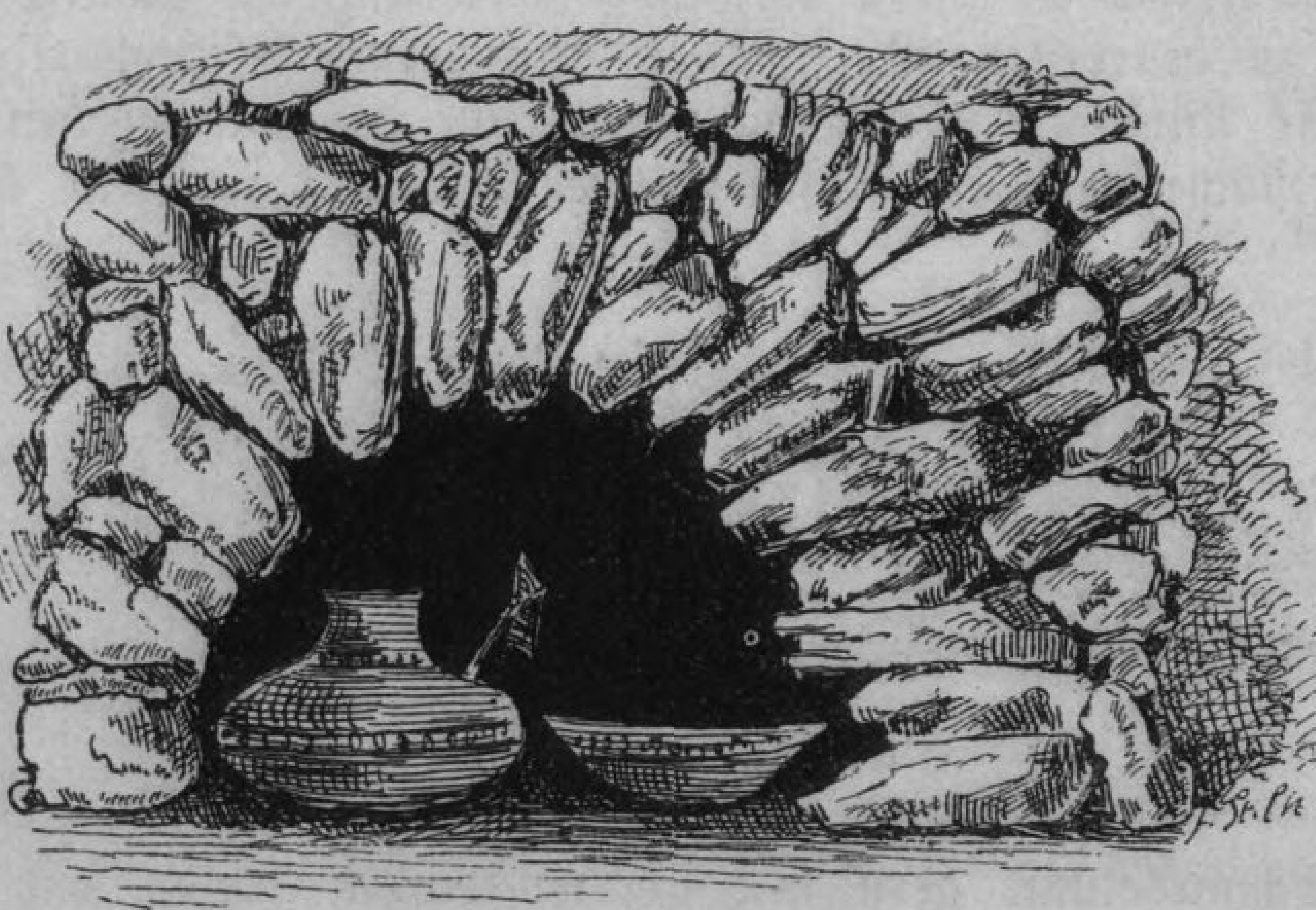
Ist es die Sage namentlich in Deutschland, welche die Schmiedekunst gern mit übernatürlichen Wesen und Zwergen in Verbindung bringt, so dürfte man daraus wohl entnehmen, daß fremde Volkselemente die Germanen in der Schmiedekunst und der Bearbeitung der Metalle unterwiesen. Ein kleines Volk, welches in Höhlen wohnte, werden wir noch antreffen.

Statt der früheren Annahme, eine Bronzezeit sei der Eisenzeit vorausgegangen, ist es heute wohl erlaubt, nur von einer Metallzeit zu sprechen. Stein- und Metallkultur greifen tief ineinander ein und gehen lange Zeit nebeneinander; ja letztere vermag manchmal so wenig durchzudringen, daß man sogar versucht, den alten Stoff (Stein) in die neue Form (Metall) zu bringen. Ist es doch heute noch so. Nur der einzelne und besonders Begüterte vermag eine neue Erfindung sofort in seinen persönlichen Dienst zu stellen, während die Mehrzahl warten muß, bis der neue Gegenstand billiger geworden ist. Mit der Bearbeitung eines Metalls wird man aber zugleich auf die der andern Metalle gesonnen haben, und so mögen Kupfer-, Bronze- und Eisenbearbeitung ziemlich zu gleicher Zeit entstanden und verbreitet worden sein. Innerhalb der Stoffzonen bleibt dann die Form für das höhere Alter entscheidend. Nicht alle Steinwerkzeuge müssen notwendig älter sein, als metallische, da ja oben bereits auf die Rückwirkung der Form auf den Stoff hingewiesen wurde. Die entwickeltere Form ist das Zeichen für die jüngere Zeit. Dabei ist stets im Auge zu behalten, daß die Bronzefunde späterer Zeit meist Schmuckgegenstände darstellen, wenn man auch die härtende Wirkung des Phosphorzusatzes zu Kupfer- und Bronzeschmelze, welcher dieselbe für Waffen- und Werkzeugmaterial wohl verwendbar machte, kannte.

Dem Zufall eine Erfindung zuschreiben wollen, ist immer eine bedenkliche Sache.

Schon die Thatsache, daß der Menschengeist fähig war, den Vorgang, der sich vielleicht zufällig, vielleicht durch ihn selbst in suchender Absicht bewirkt, vor seinen Augen abspielt, zu beobachten, zu beurteilen und zum zweitenmale herbeizuführen, sollte vor der Ausdehnung dieses Zufallsbegriffes abhalten. Darum sind wir mit denen nicht einverstanden, welche glauben, durch wesentliche Reduktion der Erfindungsorte dem Thatbestande näher zu kommen. Ist der Menschengeist, ob in China, Amerika oder Aegypten, auf einer gewissen Stufe der Reife angelangt, so kann es möglich sein, daß eine sogenannte Erfindung, wenn sie nötig geworden ist, plötzlich nicht nur an einem, sondern an mehreren Orten zugleich gemacht wird. Aeußerlich unabhängig von einander, stehen diese Erfindungen innerlich im Zusammenhange, weil die Not der Zeit sie bedingte. Daß es bei nahe zusammen wohnenden Völkern natürlicher ist, statt jedes zum Erfinder zu machen, an gegenseitige Beeinflussung zu denken, soll dabei gerne zugestanden werden.

Wir treten wieder zurück auf jene erste Stufe der Entwicklung, wo der Mensch wie ein großes Kind vor der unnennbaren Mannigfaltigkeit der Natur staunend steht und aus Beobachtungen das Material zu jedem einzelnen Gedanken sich selber sammeln muß. Der Fortschritt von Stein- und Horn- zum Metallwerkzeug bedingt den Besitz des Feuers. Schon die Beobachtung der Hitze im Sonnenschein und der Kühle im Schatten mußte ihn den Zusammenhang zwischen Licht und Wärme ahnen lassen. Ein kleinerer oder größerer Brand, den der Blitz entzündet, oder die glühende Lava eines thätigen Vulkans mußten ihm diesen Zusammenhang noch klarer machen. Was Wunders also, wenn er dort, wo er eines von beiden, Licht oder Wärme, entdeckte, auch an das Vorhandensein des andern dachte und nach demselben suchte! Das Schleifen und Bohren, die damit verbundene Reibung mußten ihn bald auf die erzeugte Wärme aufmerksammachen, und so rieb er so lange, bis der erste Funke, der ja auch beim Zerschlagen der Feuersteine sich sicher gezeigt hatte, sprang. Den Funken fing man aber in leicht brennenden Stoffen (Zunder) auf, und das erste Feuerzeug war fertig. Mit der allmählichen Besitznahme des Feuers erst ist die Besiedelung kälterer Länder möglich geworden.

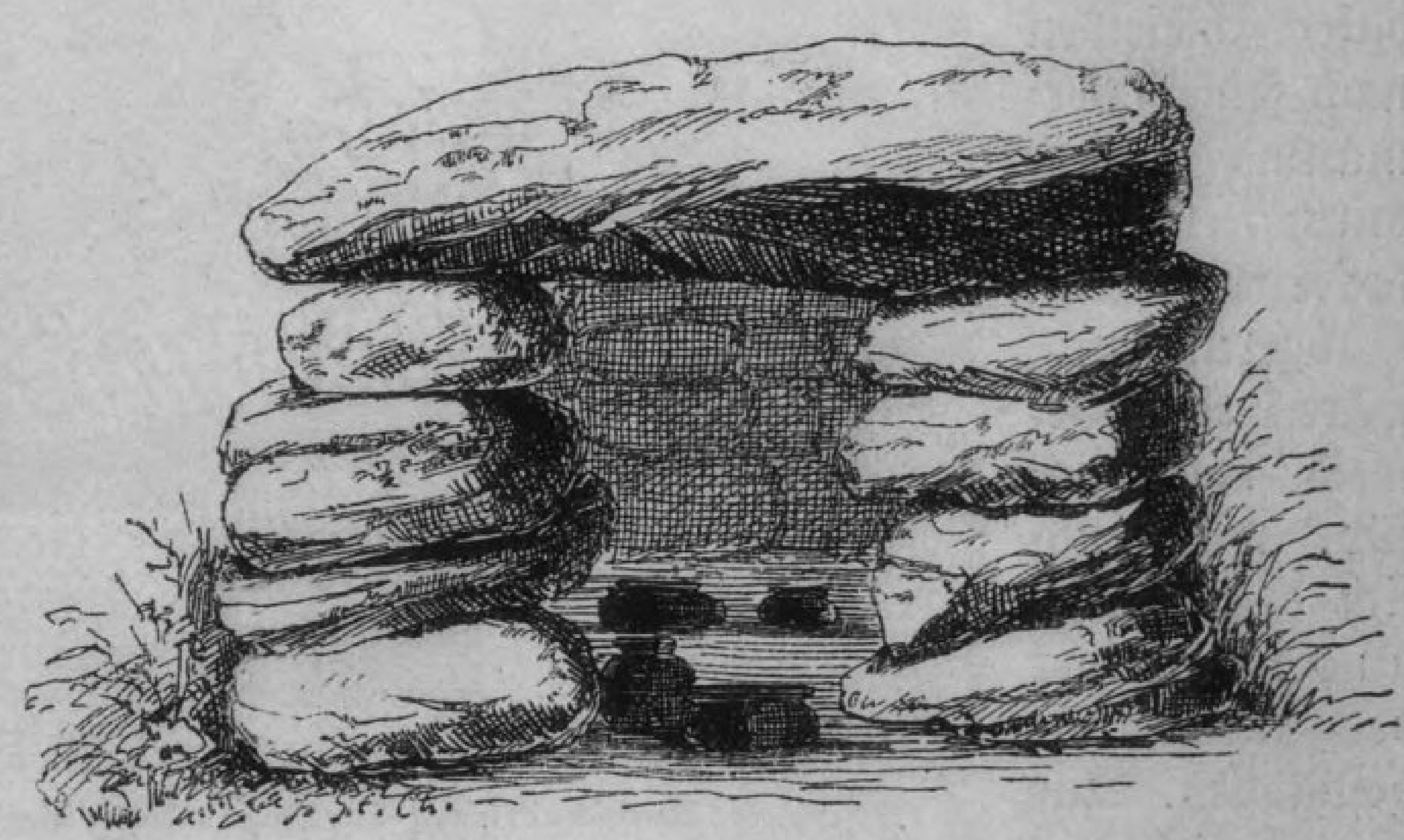


Kleines Steingewölbe eines Grabhügels bei Spatzenhausen.

An dem Spielplatze von Kindern treffen wir ein anderes Bild. Lehmboden ist in der Nähe. Die Kleinen wissen von Töpferei und Keramik nichts. Sie haben nie gehört, daß man aus dem Lehme die irdenen Geschirre formt. Und trotzdem sehen wir sie in eifriger Thätigkeit bemüht, solche herzustellen. Und immer mehr suchen sie die Formen zu erreichen, die sie in Mutters Küche gesehen. Ja, aber da sind doch Vorbilder, kann man erwidern. Gewiß! Aber der erste Töpfer hatte deren auch. Zum Schöpfen mußte er ein Gefäß haben. Mag dies anfangs die hohle Hand gewesen sein, so mögen bald große Nußschalen, Muscheln, Schädelknochen, dann primitive Holzgefäße dazu benutzt worden sein. Da sind die Vorbilder! Das Holz- oder Knochengefäß aber, welches man zum Feuer brachte, verbrannte, während man andrerseits bemerken mußte, daß der Boden, auf dem das Feuer geglüht, fest zusammengebacken war. So überzog der Mensch mit dieser Erde sein Gefäß, bis er gelernt hatte, dasselbe aus freier Hand und ohne Gerüst nur aus Thon zu verfertigen. Daß diese Beobachtungen lange brauchten, bis sie dem Menschen zum festen Besitztum der Erfindung wurden, ist klar, aber andererseits muß man sich hüten, diese Lehrzeit gar zu weithin auszudehnen. Denn Sinne und Empfindung

sind bei dem Naturmenschen ungeschwächt. Die Zahl der Eindrücke ist eine geringe, da alles, was über seine Fassungskraft hinausgeht, auf seinen Nervenapparat nicht mehr wirkt. Ein Bild nach dem andern bietet sich ihm dar, nie mehrere zu gleicher Zeit, und so ist natürlich sein Lernen ein verhältnismäßig viel rascheres, als es heutzutage der Fall ist, wo zu der Aufnahme des einzelnen Vorganges sofort die Bezugsetzung zu einer Masse von andern stattfindet. Die Natur giebt da dem Menschen das Vorbild einer Schule, das er niemals außer Acht lassen sollte. Wie durch Handfertigkeit und Technik die Naturvölker erst zum Wissen kommen, so sollte es auch bei dem Kinde sein. Das von aller Technik losgelöste abstrakte Dozieren bedeutet oft geradezu den Untergang des Lehrlings. Hier sei nur auf die Indianer verwiesen. Sie gehen zu Grunde daran, daß man aus einem Jägervolke ein Kulturvolk hat machen wollen. Die Natur aber duldet keine Sprünge. Europa hätte die Stelle des Lehrmeisters bei diesen Wilden nur dann übernehmen können, wenn es sich an Stelle der Natur gesetzt und nachgeholfen, statt geholfen hätte. Im Laufe der Geschichte werden wir dieser Thatsache noch bei andern Völkern begegnen.

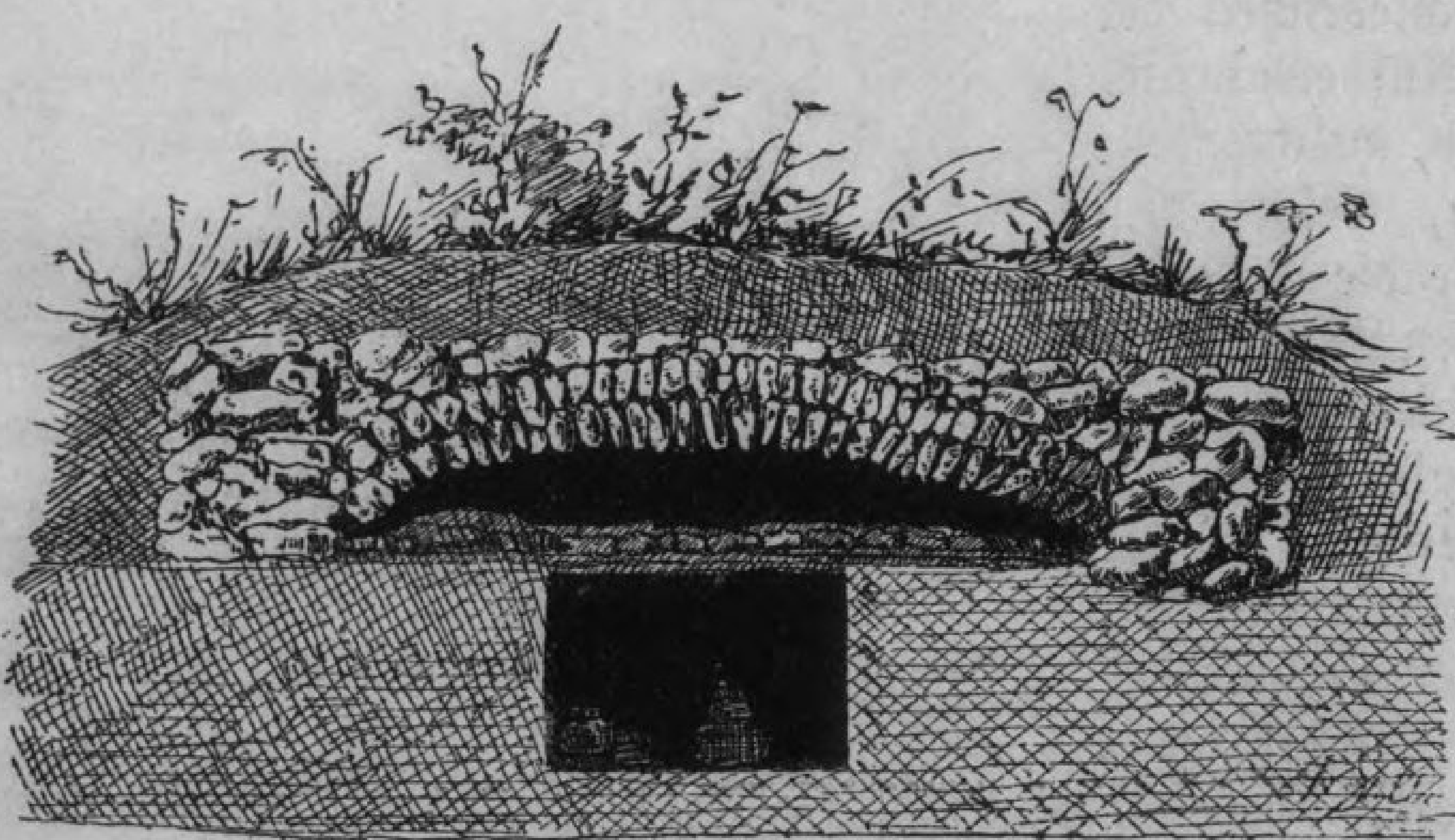
Mehr als darauf hinweisen, wie aus den kleinsten Anfängen eine große und reiche Entwicklung hervorzugehen vermag, wenn anders die äußern Umstände gleich günstig der innern Veranlagung sind, können wir uns hier nicht gestatten. Wir übergehen also die Einzelheiten, wie etwa Wassernot zu Zisternen, diese zu Brunnen führten, wie Hungersnot und die Verschiedenheit der Jahreszeiten zur Aufbewahrung von Vorräten trieb, welche Rolle dabei dem Salze, welche dem Dörren zufiel, wie die Beobachtung des natürlichen Wachstums Anleitung zum Säen gab, und dann mit dem Beginn der Feldarbeit die Feldgeräte, so der Hackenpflug in Gebrauch kamen. Bei alledem spielen verschiedene Bedingungen mit. Vergrößert sich die Völkerschaft, ohne ihr Gebiet zu erweitern, so muß auf künstlichem Wege für Nahrung gesorgt werden. Tierreich und Pflanzenreich liefern diese Nahrung. Also muß sich der Mensch auf Viehzucht und Ackerbau verlegen und umsomehr wird diese Arbeit wachsen, als die Bevölkerung zunimmt. Vermehrte Arbeit bedeutet vermehrte Erfahrung und diese wieder den Fortschritt. Nicht überall aber findet man den günstigen Boden zum Anbau, nicht überall die genügende Weide für das Vieh. So ist eine begrenzte Seßhaftigkeit erste Folge der vermehrten Arbeit. Was den Unterhalt betrifft, sehen wir den Menschen also schon früh von alle dem Besitz ergreifen, was ihm die Erde bietet, und „die Reihenfolge, welche für den Gewinn von Lebensmitteln vorliegt, ist damit erschöpft. Eine fernere Steigerung des Gewinnes kann nur auf einer besseren Ausbildung der Methoden beruhen, das Pflanzen- und Tierreich auszunützen". Der Weg der weitern Entwicklung ist damit von selbst gewiesen.


Grabhügel bei Egling mit Grabgefäßen.

Richten wir nun unser Augenmerk auf die Kleidung, so ist es gewiß nur natürlich, wenn man des Menschen Heimat in einem wärmeren Himmelsstriche sucht, wo ihm, ohne zu Grunde zu gehen, eine Existenz ohne Kleidung möglich war. Mit der Wanderung in kältere Zonen trat die Forderung der Bekleidung an den Menschen heran. Das Fell der erlegten Tiere wird wohl das anfängliche Bekleidungsstück gewesen sein, bis man die Kunst des Flechtens und Webens erlernt. Neben der Kleidung, vielleicht schon früher als sie, spielt der Schmuck eine bedeutende Rolle. Farben zum Bemalen der Haut, Blumen und Federn liefert die Natur neben glänzenden Muscheln und schönen Steinen.

Der süddeutsche Schütze trägt an der Uhrkette noch heute den Schmuck, der vor tausenden von Jahren bereits beliebt war — die Zähne der erlegten Tiere. Selbst die Erfindung des Glases, welche in weitentlegene Zeiten zurückreicht, wurde anfänglich nur zur Herstellung von Schmucksachen, Perlen, verwertet, erst viel später zur Fabrikation von Gefäßen und zuletzt endlich bemächtigte sich die Industrie derselben zur Herstellung von Fensterscheiben.

Wie in allen andern Fällen griff der Mensch auch, als die Frage der Wohnung zuerst an ihn herantrat, zu dem, was die Natur fertig bot. Mehr als das Blätterdach der Bäume, als hohle Stämme und vorspringende Felsen vermochte ihm die eigentliche Höhle ein Obdach zu bieten, wo er vor Unwetter und Tieren geschützt der Ruhe pflegen konnte. In Bayern ist namentlich der Frankenjura reich an solchen Höhlen, von denen die Gailenreuther und das Kuhloch bei Schloß Rabenstein eine besondere Berühmtheit erlangt haben. „Hunderte von Wagenladungen schwarzen Tierstaubes bedecken den Boden der letzteren in einer Tiefe von durchschnittlich 2 m.“ Glaubt Buckland, dieser Tierstaub sei der Ueberrest von tausenden von Bären, die einst diese Höhle bewohnt hätten, so klingt doch Andreas Wagners Ansicht natürlicher und glaubwürdiger, der nachweisen zu können glaubte, daß der Dünger des darin vielmals untergebrachten Viehes, sowie der von den Wänden fallende Dolomitsand sich mit den allerdings vorhandenen Tierresten reichlich vermengt habe. 75 Felsenwohnungen kennt Würdinger allein in den Thälern der Aufseß und Wiesent, und daß dieselben nach seiner Vermutung dem durch Feuer gelockerten Gestein abgerungen, wäre ein Beweis mehr dafür, wie innig sich der Mensch an die Vorbilder der Natur angeschlossen. Auf dem flachen Lande ließen sich derartige Höhlen nicht herstellen, und ehe der Mensch dahin kam, durch Erhöhung umschließende Wände zu schaffen, wird er dieselben wohl durch Ausgraben herzustellen versucht haben.



Durchschnitt eines Grabhügels bei Wielenbach.

Das Anhäufen der ausgeworfenen Erde um die Grube führte dann wieder zur Idee von oberirdischen Wänden. Dieselben mußten in diesem primitiven Zustand zuerst trichterförmig nach innen verlaufen, bis man gelernt hatte, ihnen durch Anfeuchten des Lehmes, Einrammen von Stein- und Holzblöcken, Auskleidung mit Baumrinde u. s. w. ein festes, selbständigeres Gerüste zu geben. Das Dach über diesen Gruben bestand aus Stroh oder Zweigen, wie uns noch Tacitus erzählt. Zu denselben führte ein geneigter Eingang. Denken wir nun daran, daß man diesen Eingang sehr bald auch überdecken mußte, weil er ja sonst wie ein Abzugsgraben alles Wasser direkt in die Grube selbst geführt hätte; stellen wir uns vor, daß diese Bedachung direkt bei dem Eingang der Höhle auf den zu beiden Seiten aufgeworfenen Erdwällen ruhen konnte, während eine gleiche Höhe bei dem äußersten Anfang des Eingangs nur durch Pfähle oder aufgeschichtete Steinblöcke als Stützen zu erreichen war: so haben wir die Eingangshalle, das Propylaeon in seiner Urform. Auch derartige Wohnstätten finden sich in Bayern, namentlich im südlichen Teile des Landes. Sie sind entweder rund oder elliptisch, bei einem durchschnittlichen Durchmesser von 11—15 m und einer Tiefe von 2—4 m. Hier jedoch sind die Wände bereits ziemlich steil, und um dies erreichen zu können, mit Lehm ausgeschlagen. Eine weitere Ausbildung erhielten diese Wohnungen dann, indem man Pfähle im Kreise einrammte, dieselben mit Flechtwerk aus Weiden und Strauchwerk verband, ein kegelförmiges Dach aus Stangen und Flechtwerk aufsetzte, und dann das Ganze auf einer oder beiden Seiten, innen und außen, mit Lehm ausfugte. „Sobald

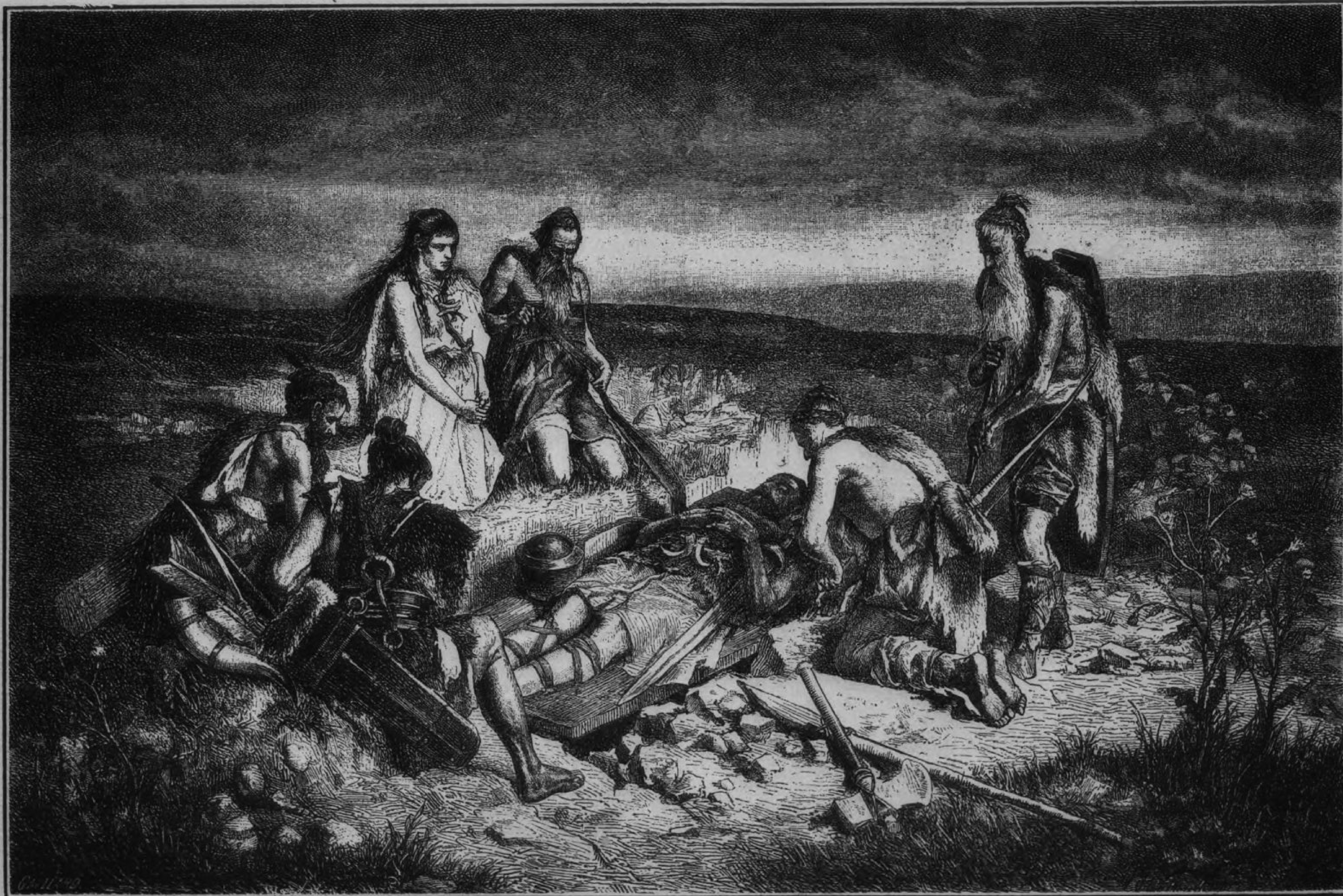
aber an Stelle des Flechtwerks eine Zimmerung und Aneinanderfügung von Balken zur Herstellung des Gerüstes des Hauses in Anwendung kam, mußte man die runde Form verlassen und die vierseitige statt ihrer wählen."

Genügenden Schutz gegen Raubtiere boten indes diese Wohnungen alle nicht. Noch weniger konnten sie einen solchen gegen menschliche Feinde gewähren. Bauten, welche beide Zwecke, den der Wohnung und Verteidiguug, zugleich erfüllten, treten uns zuerst in entwickelterer Weise in den Pfahlbauten entgegen. Um ein Bild von ihrer Anlage zu bekommen, folgen wir den Mitteilungen Raubers. „Schon die Funde bei Meilen (am Züricher See) lehrten die Beschaffenheit des Pfahlgerüstes kennen. Die Pfähle stammtea von Eichen, Buchen, Birken und Tannen. Sie hatten eine durchschnittliche Stärke von 12 cm. Nur selten waren ganze Stämme verwendet, sondern ein solcher in der Regel drei- oder viermal gespalten worden. Die Länge der Pfähle betrug gewöhnlich zwischen 2 und 4 m, ihr gegenseitiger Abstand 40 cm. Die durch sie gebildeten Reihen liefen dem Ufer parallel und in ziemlich geraden Linien sowohl den See entlang,



Altgermanische Thongefäße.

als seeeinwärts. Die Zahl der eingetriebenen Pfähle ist nach der Größe der Ansiedelungen wechselnd. So fand man bei Wangen am Bodensee 30,000—40,000 Pfähle, die ein Rechteck von 700 Schritt Länge und 120 Schritt Breite bildeten. Auf die eingetriebenen Pfähle, die 1—2 m über den Wasserspiegel hervorragten, mußte sodann ein Boden befestigt werden. Dies geschah so, daß man die einzelnen Pfähle durch übergelegte eingezapfte Balken oder ganze Stämme der Länge und Quere nach mit einander verband. Ueber die Querbalken wurden nun kleine Rundhölzer von 5—6 cm Durchmesser hart aneinander gelegt. Auf diese Unterlage kam in entgegengesetzter Richtung eine zweite Lage, so daß jetzt der Boden eine genügende Sicherheit bot." Darauf kamen dann die Hütten zu stehen, deren Wände aus senkrecht gestellten Stangen bestanden, welche durch Flechtwerk mit einander verbunden waren. „Dieses Flechtwerk war innen und außen mit einer Lehmschicht von 5—7 cm Dicke bekleidet. Das Dach ruhte auf Pfählen und war mit Stroh, Binsen, Baumrinde und Reisern gedeckt." Am Nordende des Neuenburger Sees liegt der wegen seiner Eisenwaffen berühmt gewordene Pfahlbau

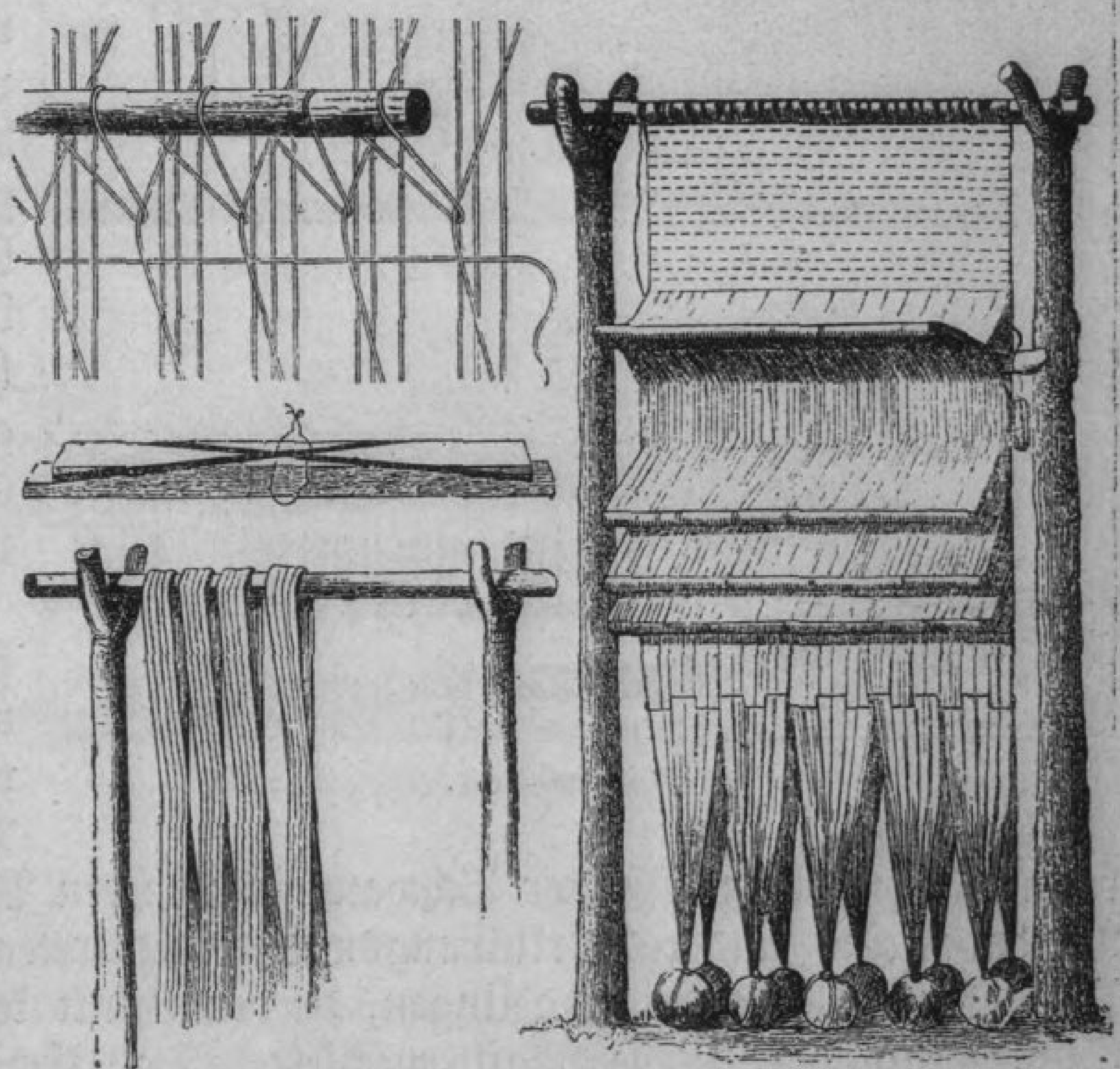


Altgermanisches Begräbnis.

La Tène. Stein-, Bronze- und Eisenfunde geben Zeugnis davon, daß eine lange Zeit hindurch diese Pfahldörfer bewohnt waren. Fischerei und Jagd, Ackerbau und Viehzucht standen in ausgedehntem Betriebe. Auch Weberei und Töpferei sind bis zu einem gewissen Grade der Entwicklung gelangt.

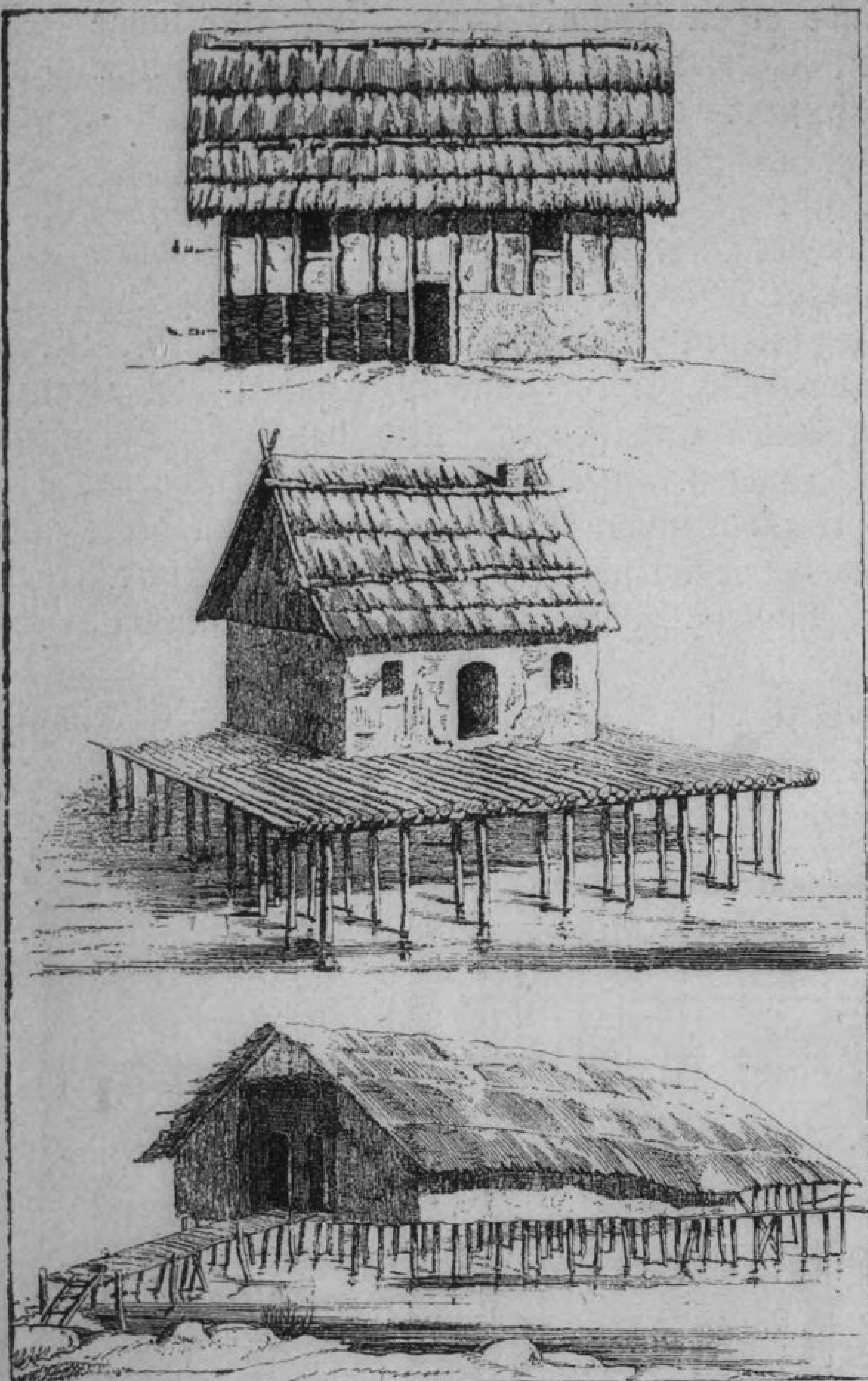
Für Bayern ist namentlich der Starnberger See von Wichtigkeit geworden. Landrichter von Schab ließ Ausgrabungen auf der Roseninsel machen (1872), wodurch ein großer Reichtum an Pfahlbautengeräten zutage gefördert wurde. An Thonscherben allein fand man etwa zwei Zentner, an aufgespaltenen Tierknochen 7 Zentner, weit über 100 Geweihe vom Edelhirsch, dazu Bronzenadeln, Speer- und Pfeilspitzen von Bronze und Hirschhorn, Schmuckgegenstände, von denen einzelne sich durch besondere Schönheit auszeichnen. So stoßen wir also auch im engeren Vaterlande auf Menschenspuren, die uns bis an die Grenze primitivster Existenz zurückführen; dann aber auch an der Hand der Funde aufwärts bis fast zum Beginne der historischen Zeit. Außer im Starnberger See wurden einstige Pfahlbauten auch im Ammer-, Wörth-, Schlier- und Chiemsee nachgewiesen.

Doch wir verlassen unser Gebiet vorerst wieder, um den Fragen über Urheimat, die Zeit des ersten Auftretens der Menschen, Vermehrung, Wanderung, Rassenbildung und Sprachentwicklung schematisch näher zu treten, wodurch uns das spätere Eingehen auf die Verhältnisse im engeren Vaterlande wesentlich erleichtert wird.



Webstuhl aus einem Pfahlbau.

Das Auftreten des Menschen hängt ab von den Bedingungen, welche sein Dasein an seine Umgebung stellt. Folgen wir der Angabe des Mythus, so ist der Mensch das letzte und herrlichste Geschöpf, welches aus der Hand des Schöpfers hervorging. Die Naturwissenschaft bestätigt diese Nachricht, indem sie sagt, die Entwicklung bis zum Menschen ist eine stufenweise, stetig fortschreitende, der Mensch selbst das letzte und herrlichste Produkt dieser Zeugungsperiode. Es liegt eine ernste Mahnung in dieser Uebereinstimmung, die Mahnung, daß der menschliche Geist von Natur aus befähigt ist, die erhabenen Vorgänge der Natur richtig zu beobachten. Daß das Resultat der Beobachtung im Gewande des Mythus auftritt, sagt uns dagegen, daß der Menschengeist von Natur aus nicht fähig ist, den Zusammenhang vollständig zu erfassen und zu beurteilen, wohl aber durch den ihm angeborenen Forschungstrieb dahin gelangen kann, den Zusammenhang von Ursache und Wirkung bis in immer weitere Kreise zu begreifen. Die Annahme und demgemäß konsequente Verehrung eines Schöpfers ist bereits Folge der Beobachtung, die zur Annahme eines letzten Urgrundes zwingt. War es demzufolge gewissermaßen nur einem Augenblicke vergönnt, die Geburtszeit des Menschen zu sein, einem Augenblicke, der vorher niemals sein konnte und nachher niemals auf natürlichem Wege an demselben Orte wiederkehren wird, so schließt diese Thatsache allein schon die Annahme aus, dieser günstige Augenblick habe sich zu gleichen oder verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten der Erde wiederholt. Keine zwei Länder werden sich finden lassen, welche genau dieselbe geologische Entwicklung durchgemacht hätten, wenn dies auch die Annahme des Auftretens derjenigen Bedingungen, welche zum Menschendasein erforderlich sind, an verschiedenen Orten nicht ausschließt. So lange aber die Lehre vom Menschen uns sagt, es giebt keinen so tiefgreifenden Unterschied



Pfahlbauhäuser.

zwischen den einzelnen Menschenrassen, der sich nicht auf äußere Beeinflussung zurückführen ließe, dürfen wir an der einheitlichen Geburtsstätte des Menschen festhalten.

Diese Geburtsstätte des Menschen zu suchen, haben sich nun die Forscher auf den Weg gemacht, ohne bis heute jedoch zu einem allseitig anerkannten Resultate gelangt zu sein. Auf Asien hat sich die Aufmerksamkeit seit lange konzentriert; neuerdings glaubt indes die Forschung, dem europäischen Kontinent näher rücken zu müssen. Allein hier ist es wohl am Platze, an den Satz zu erinnern, mit dem Curtius seine griechische Geschichte beginnt: „Europa und Asien sagt man und denkt dabei unwillkürlich an zwei verschiedene, durch Naturgrenzen gesonderte Erdteile. Aber wo sind diese Grenzen? Mag im Norden, wo der Ural die breiten Landmassen schneidet, eine Grenzlinie möglich sein; südlich vom Pontus hat die Natur nirgends eine Scheidung gemacht zwischen Ost und Westen, sondern vielmehr alles gethan, sie eng und unzertrennlich miteinander zu verbinden."

Gewiß hat die Anregung dieser Fragen den menschlichen Gesichtskreis ungeheuer erweitert und den Schatz des positiven Wissens bereichert, aber den Punkt zu bestimmen, den einst der berühmte Physiologe Theodor Schwann suchte, den Punkt, an welchem statt der physikalischen Methode eine andere Erklärungsweise einzutreten habe, ist bis heute nicht gelungen. Und es wird auch nicht gelingen, da der Punkt kein fester ist, sondern mit dem jeweiligen Standpunkt der Wissenschaft wechselt. Das Ewige, Anfanglose zu begreifen hat eben der Mensch die Fähigkeit nicht. Sein Begriffsvermögen beschränkt sich auf die Zeit und das Werden, durch welche das Ewige sich ihm offenbart.

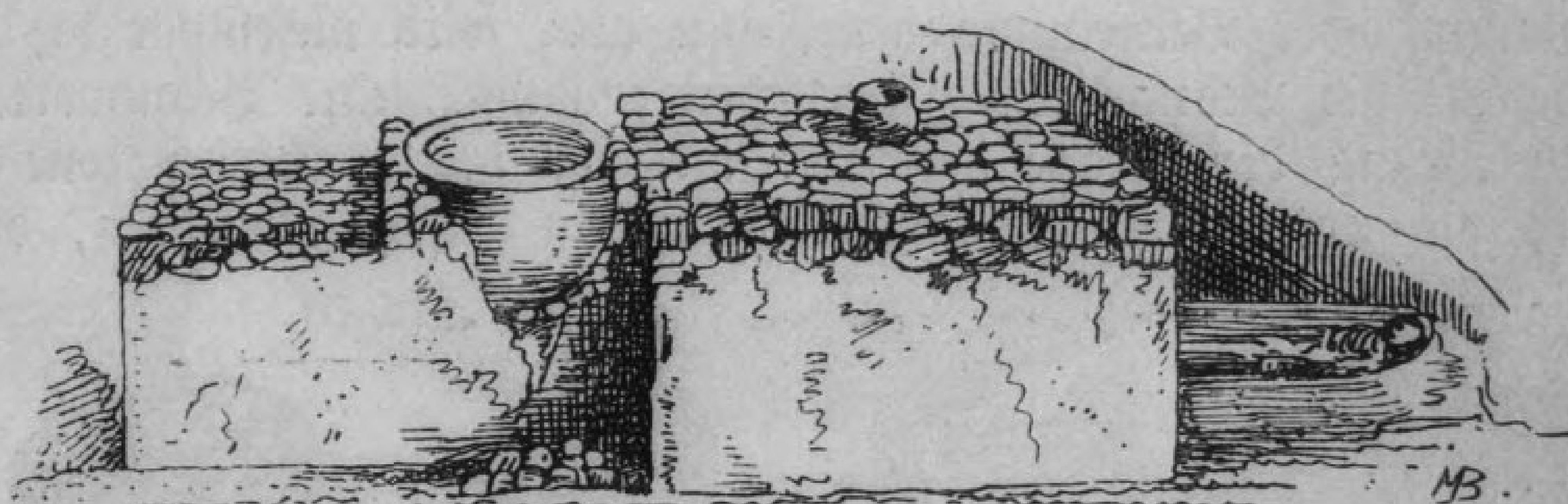
Halten wir also, unbekümmert um den wissenschaftlichen Streit, an Asien als der Urheimat des Menschengeschlechtes fest, so thun wir es nicht mit dem Bewußtsein, daß dies unumstößlich richtig ist, wohl aber mit der Ueberzeugung, daß sich mit dieser Annahme eine Menge von Thatsachen erklären läßt, die uns bei der historischen Entwicklung der Völker begegnen. Ferner hält uns die Ueberzeugung bei dieser Annahme fest, daß die geschichtlichen Thatsachen, wie sie bis heute durch die Forschung festgestellt wurden, infolge einer andern Annahme keine wesentlichen Aenderungen erfahren werden.

Ebensowenig nun wie der Ort mit Namen läßt sich die Zeit des unbekannten ersten Auftretens mit Zahlen bestimmen. Fließen schon die Zahlengrenzen, welche von der Menschenthätigkeit ihren Ausgang nehmen, wie die der Stein- und Metallzeit u. s. w. so ineinander und auseinander, daß ein paar hundert Jahre mehr oder weniger kaum einen nennenswerten Unterschied machen, so ist dies umsomehr der Fall bei den Zeitangaben, die sich an die Natur selbst anlehnen. Eine relative Bestimmung, daß diese Formationsepoche jünger ist als jene, kann man treffen, eine absolute aber: in welche ungefähre Zeit diese Bildungsepoche fällt, nicht, da die Wissenschaft erst mit der Erforschung aller diesbezüglichen Faktoren, von denen der kleinste übersehen, die Rechnung

wieder in das Gebiet zwischen Null und Unendlich zurückwirft, begonnen hat. Nur das eine wissen wir, daß die Zeit, in der wir etwas von der Erde wissen, verschwindend klein ist gegen die, von der wir nichts wissen, und ein ungeheurer Zeitraum verfloß von den Tagen, da das Wasser die ganze Erde bedeckte, bis zu jenem Augenblick, da der erste Mensch auf Erden wandelte.

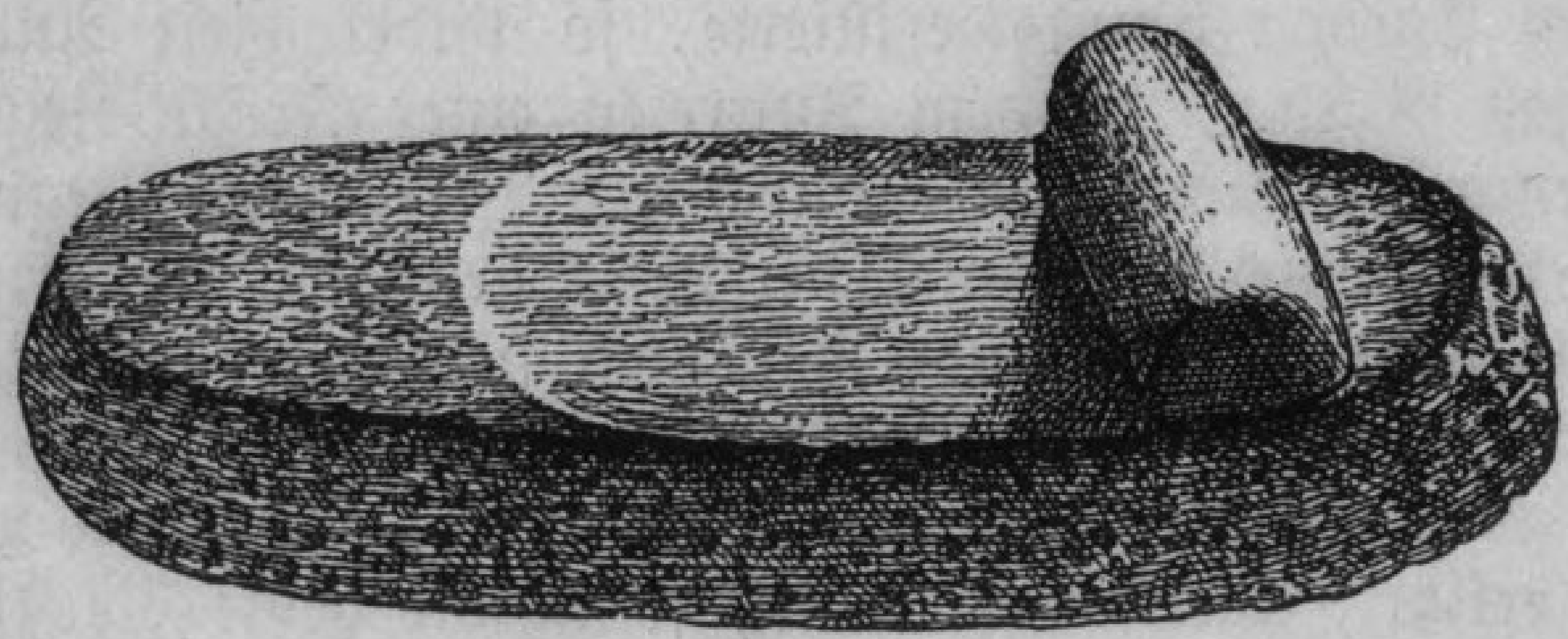
Wie winzig daher unser Wissen in Bezug auf derartige Probleme erscheinen mag, so wird uns das doch die Freude nicht vergällen über den kleinsten Fortschritt, den die Wissenschaft zum großen Ziele macht. Denn keine Frage tritt willkürlich an den Menschengeist heran. Mag an sich wenig damit gewonnen sein, wenn wir erfahren, daß der Mensch zur Eiszeit in Europa bereits existierte, so bildet diese Antwort in der großen Kette doch ein wichtiges Glied. In dem Auftreten einer Frage liegt somit schon allein ein Zwang, dem zu entgehen anders, als durch den Versuch der Beantwortung unmöglich ist. Nie aber hat Gewalt eine Frage aus der Welt geschafft, sondern der Erfolg gewaltsamen Vorgehens oder starrer Ablehnung war noch stets der, daß die Lösung ebenso mit Gewalt versucht wurde. Mag Penks Darlegung, daß der Mensch in Europa mit der Vereisung gleichzeitig war, was er aus den Spuren des Menschen am äußersten Saume der Vereisungsgebiete erklärt, anerkannt werden, so ist bis heute die Frage, ob der Mensch auch bereits in der älteren Periode der nächst vorangehenden Tertiärzeit gelebt, noch offen.

Mit der Frage über die Ehe und der mit ihr zusammenhängenden Vermehrung des Menschengeschlechts betreten wir das kulturelle Gebiet, da mit dem Begriffe Ehe ein Gedanke an soziale Entwicklung auftaucht. Aber auch diese Stufe ist keine anfänglich gegebene, sondern eine erst durch den natürlichen Fortpflanzungstrieb des Menschen erzeugte. Begegnen wir selbst noch in historischer Zeit den verschiedenartigsten Verbindungen zu diesem Zwecke, so dürfen wir daraus mit Recht schließen, daß der Begriff Ehe erst eine Kulturerrungenschaft, kein Naturgeschenk ist. Verweist auch die Natur mehr oder weniger auf Monogamie, mag selbst diese normale Geschlechtsbeziehung bei dem Menschen die anfängliche gewesen sein, so liegt doch zwischen natürlicher Neigung und bewußter sozialer Einrichtung eine große Durchgangsepoche, und mit Recht machen wir darum das Vorhandensein von Gemeinschaftsehe, Polygamie, Polyandrie und Monogamie zu einem Maßstabe für die geistige Entwicklungsstufe, auf der ein Volk steht. Aus den gegenwärtigen Vermehrungsverhältnissen eines Landes oder der Erde aber zurückschließen wollen auf frühere Zeiten, wäre verkehrt, da die Bedingungen nicht überall und zu allen Zeiten gleich waren. Nur das eine läßt sich sagen, schließen wir dabei auch nur von der jetzigen Vermehrungsziffer der Erdbevölkerung, die jährlich um $^3/_4$ bis 1 % wächst, sich also in 100—125 Jahren verdoppeln müßte, im allgemeinen zurück: die Möglichkeit war vorhanden, die Erde, deren Kontinente alle in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt wurden, in verhältnismäßig kurzer Zeit zu bevölkern. Daß bei der Vermehrung die Ernährung eine Hauptrolle spielt, ist natürlich. Wir folgen bei der Erörterung dieser Frage der ebenso klaren, als ausführlichen Darstellung des bereits mehrmals erwähnten Professor Rauber, dem wir aber, was den spekulativen Teil seiner Erörterung betrifft, nicht beistimmen können.


Altgermanischer Opferherd.

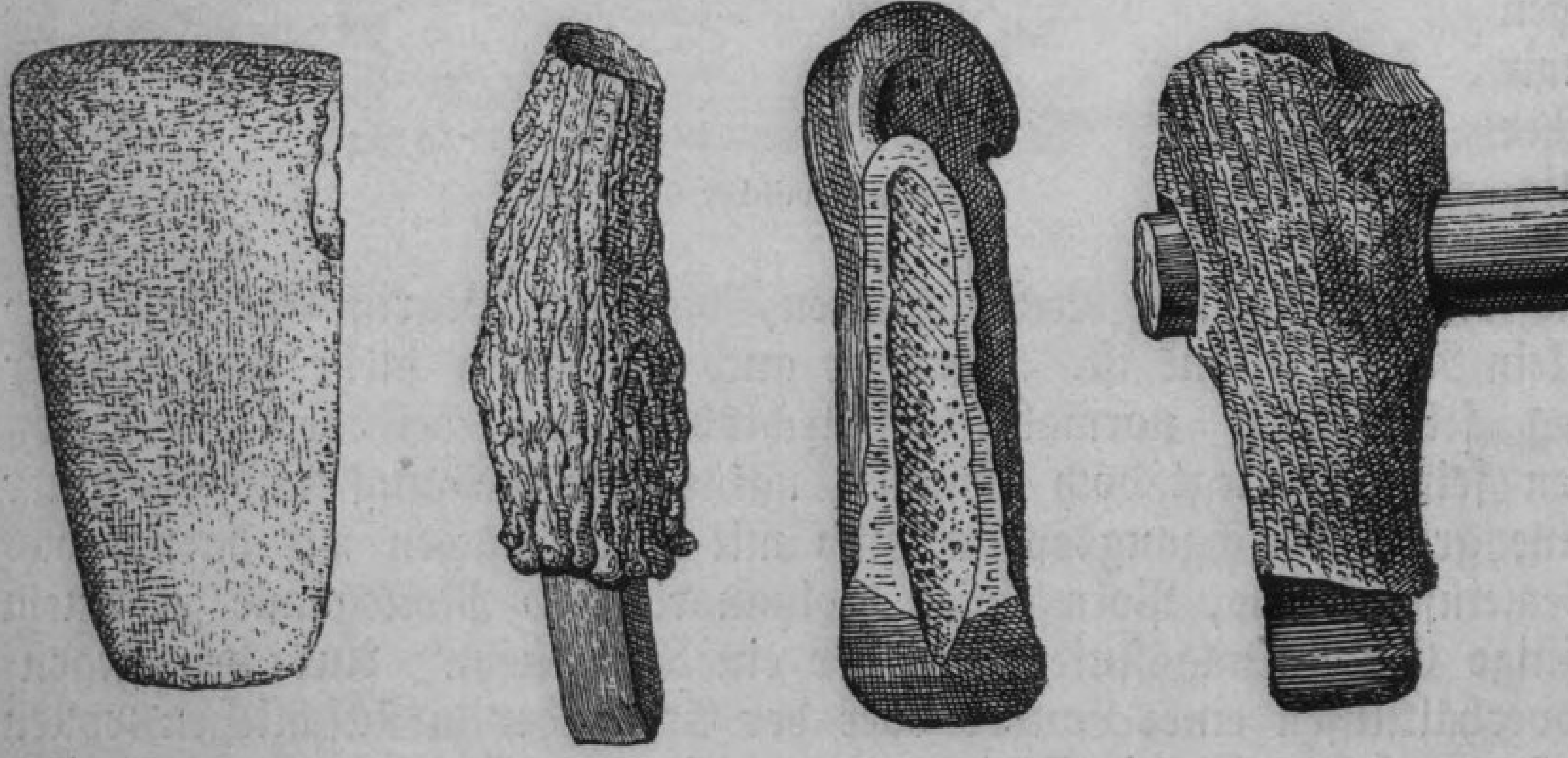
Ein Gebiet kann nicht willkürlich viele Menschen ernähren, sondern nur eine bestimmte Anzahl. Ueberschreitet die Anzahl der Bevölkerung diese natürliche Ertragsfähigkeit des Gebietes, so zwingt dieser Umstand allein zu künstlicher Nachhilfe. Der Sammler-Vegetarianer greift zum Fleische, das ihm die Jagd verschafft. Aber auch die

Tierwelt ist nicht unerschöpflich. Der Mensch darf nicht nur zu Grunde richten, sondern muß auch zu erhalten suchen, er muß zum Tierzüchter, zum Hirten werden. Vielleicht später, vielleicht gleichzeitig mit dieser Erkenntnis, zu der ihn die Not zwang, kam er auf den Gedanken, auch dem Boden durch rationellere Bewirtschaftung einen erhöhten Ertrag abzuringen: er wurde Ackerbauer. Damit ist die Reihe geschlossen, da der Handel und industrielle Verkehr nur eine Erweiterung des Prinzipes, die Gaben der Natur, den Lebensunterhalt zu gewinnen, auf ein größeres Gebiet bedeutet. Ist nun die Erde einmal vollständig bis zu dieser letzten Möglichkeit ihrer Ertragsfähigkeit in Besitz genommen,



Handmühle.

und wächst trotzdem die Bevölkerung in gleichem Maße wie bisher, so muß aller Ueberschuß zu Grunde gehen. So lange der Ueberschuß auswandern kann, so lange dürfte die Gefahr eigentlich nicht an uns herantreten; aber diese Theorie, daß unsere staatlichen wie gesellschaftlichen Zustände, weil sie sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigen, nicht mehr zeitgemäß seien, ruft die Frage wach, wie man sich denn die neue Einrichtung zu denken habe? Bevor diese Frage nicht zur vollsten Ueberzeugung gelöst ist, hat keiner das Recht, eine Reform zu fordern, denn nichts ist für die Gesamtheit verderbenbringender, als ein Versuchen ins Blaue, ein Tasten ins Ungewisse. Eine Ablehnung oder Verneinung der Frage aber wird unfehlbar die Folge haben, daß die rohe Gewalt die Beantwortung derselben erzwingt, eine Beantwortung, welche dann nur eine Umkehrung der Frage bedeutet: wer soll der Verderbenszone überwiesen werden? Daß sich die unteren Klassen der Bevölkerung dagegen wehren, diesem Lose anheimzufallen,



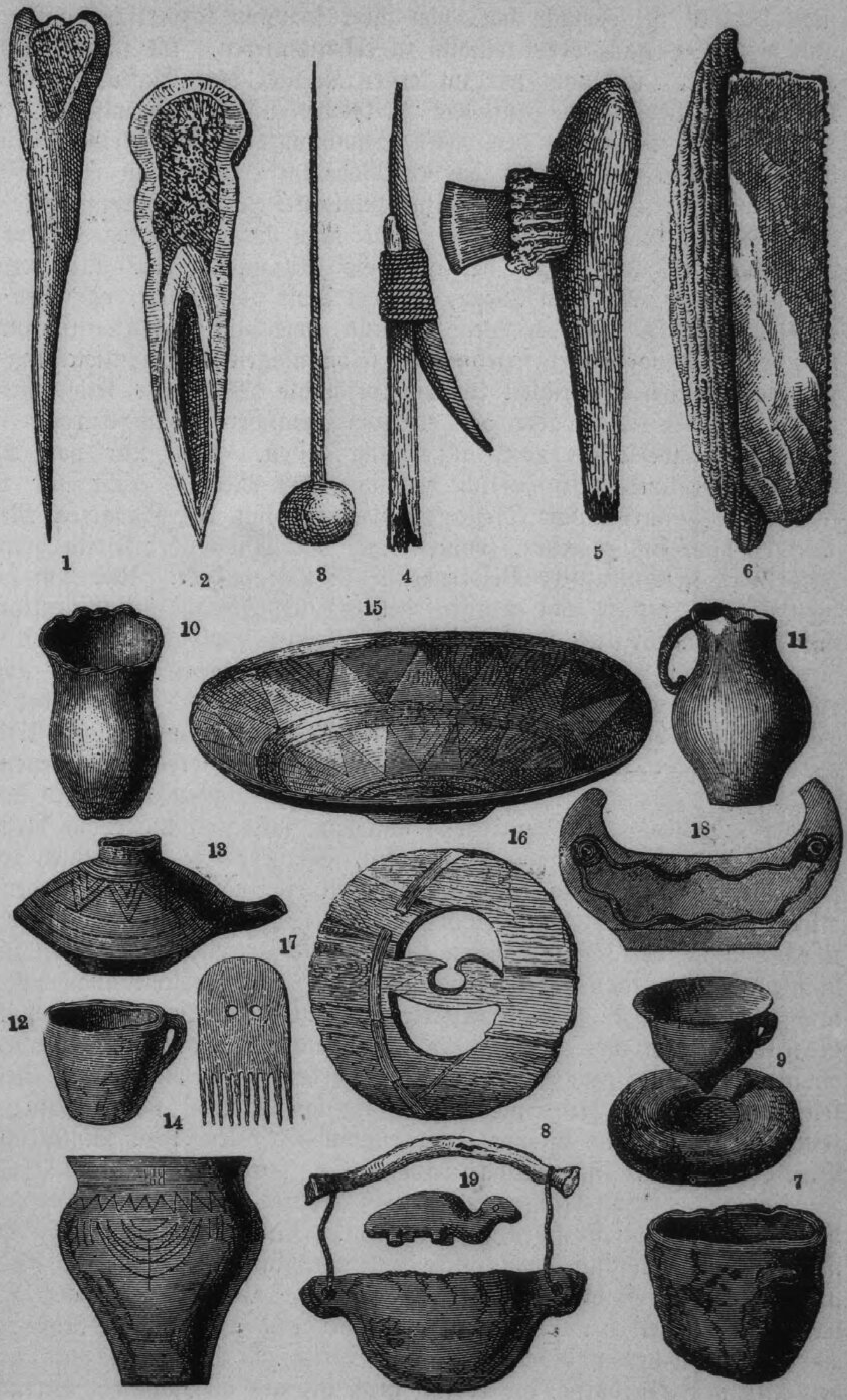
Werkzeuge und Geräte aus Pfahlbauten.

kann man ihnen nicht verdenken; ebenso aber hat der Besitzer eine Berechtigung, demgegenüber an seinem Besitze, der ihm allein das Leben möglich macht, festzuhalten. Wir sehen also, nicht aus dem schroffen Entgegentreten wird die Lösung möglich sein, sondern nur aus dem beiderseitigen Entgegenkommen, aus der allseitigen Bethätigung und Mitarbeit an der zu suchenden Antwort mit dem Blicke auf die Gesamtheit, nicht auf das Interesse des einzelnen. Mehr und mehr nimmt diese Frage einen internationalen Charakter an, die Antwort wird demgemäß auch nur eine internationale sein können.

Im Prinzipe also ist die frühere Wanderung der Völker identisch mit den heutigen Kolonisationsversuchen. Beide Handlungen entstammen „der Sorge für das eigene Dasein und sind nichts weniger als eine liebevolle Handlung. Die Leistungen der durch diese zweite Umfassungsbewegung überdeckten Völker werden dabei keineswegs vergessen und ausgelöscht; sie werden resorbiert und etwa noch aufgezeichnet. Aber der Umfassungsdruck wird jenen Völkern den Atem benehmen.“ Dieses „entweder ich oder du“, diesen höflichen Kannibalismus aus der Welt zu schaffen, wäre die höchste und herrlichste That, welche die Kultur je vollbracht, allein sie bleibt ihr erst zu vollbringen.

Bei jenen frühen Wanderungen kommen nun als bewegende Ursachen in Betracht: „die mit der Vermehrung notwendig verbundene Ausdehnung über größere Flächen; Uebervölkerung und Nahrungsmangel; Landplagen (Erdbeben, Verheerung durch Tiere, Miasmen, Austrocknung, Ueberflutung, Kälte); Eroberungs- und Unternehmungslust, welcher ein näheres, sichtbares oder in der Ferne erwartetes Ziel winkt; politische und soziale Uebelstände; Zwang durch ein erobernde̲s oder bereits selbst fortgeschobenes oder mitgerissenes Volk."

Die Wanderung zur See bedingt die Erfindung der Fahrzeuge, ist also von selbst bei Völkern ausgeschlossen, welche diese Erfindung noch nicht gemacht haben. Die Wanderung zu Lande dagegen ist eigentlich durch nichts gehindert, wohl aber ist die Wanderung durch kalte Länder an den Besitz des Feuers, die Wanderung durch unfruchtbare Strecken an jene Kulturstufe gebunden, auf der der Mensch nicht nur bereits zur Anlage von Vorräten gekommen ist, sondern auch die Mittel besitzt, diese Vorräte fortschaffen zu



Geräte und Geschirre aus Pfahlwerken.

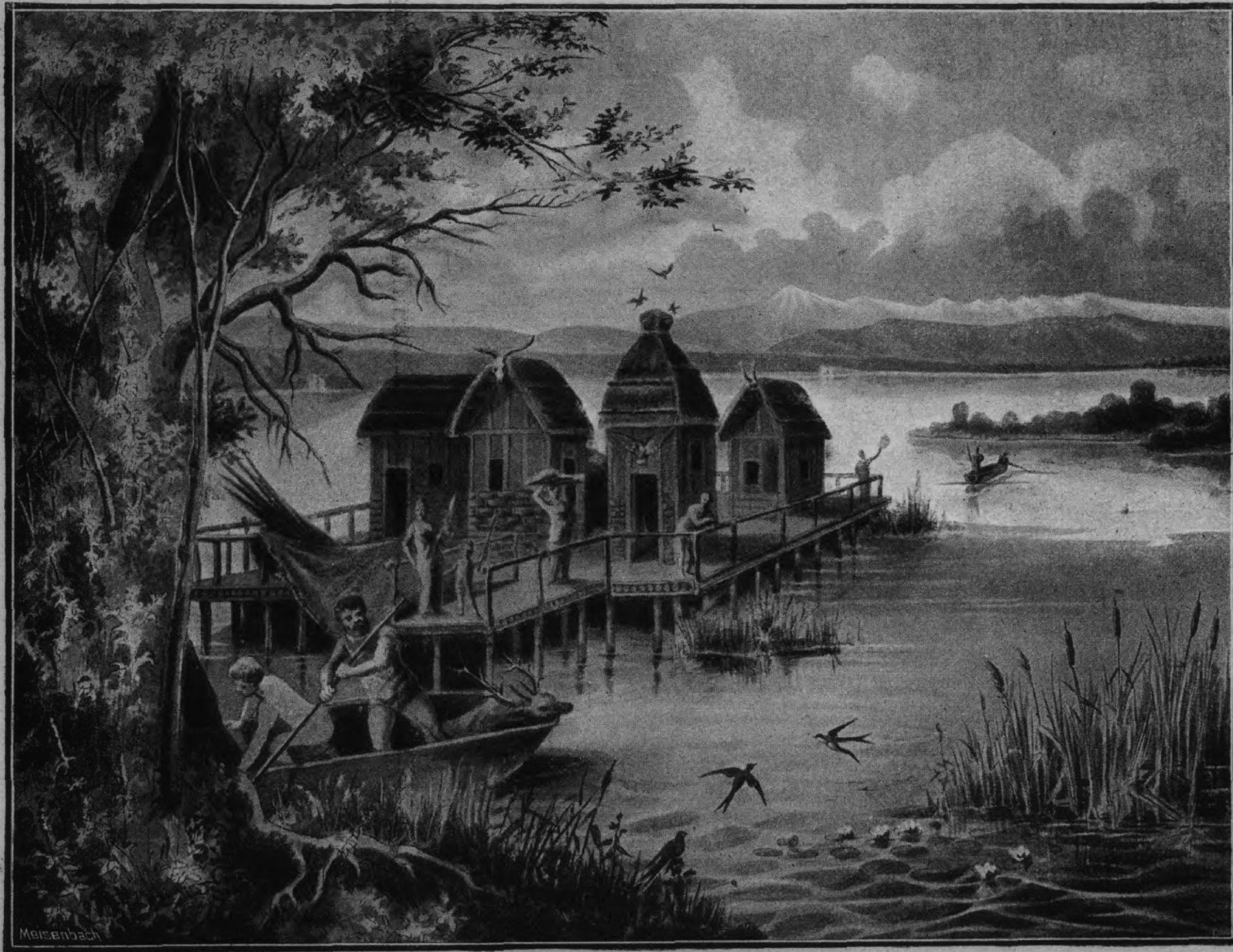
1. u. 2. Pfriemen aus Knochen. 3. Beinerne Nadel. 4. Pfeilspitze mit einem Faden befestigt. 5. Steinhacke mit doppelter Befestigung in Hirschhorn und Holz. 6. Steinsäge mit Hirschhorngriff. 7. Topf. 8. Kochgeschirr. 9. Kochtopf mit Feuerring aus Thon. 10. Melkgeschirr. 11. Kanne. 12. Trinkgeschirr. 13. Urne mit Deckel. 14. Offene Vase. 15. Tafelplatte mit schwarzen und roten Dreiecken. 16. Wagenrad. 17. Kamm. 18. Mondbild. 19. Tierbild.

können. Die Zähmung der Haustiere, die Erfindung der Fuhrwerke ermöglichen erst eine Wanderung in größerem Maßstabe. Daß es für die spätere Entwicklung eines

Volkes nicht einerlei ist, durch welche Gegenden es in seiner Wanderzeit gezogen, bezeugt schon allein die Thatsache, daß man bei manchen Völkern, bei denen uns dieser Weg nicht bekannt ist, versucht hat, von ihrer späteren körperlichen und geistigen Entwicklung aus den Weg ganz oder teilwise zu rekonstruieren. Es schließt sich der Kreis demnach immer wieder, und wie wir im ersten Kapitel dem Einflusse der Bodengestaltung und klimatischen Verhältnisse auf das Volksleben unsre Aufmerksamkeit widmeten, so treten wir auch hier wieder auf den ersten Standpunkt zurück. Meitzen betont, daß Forderungen der Oertlichkeit und Eindringen der Mode im Hausbau in vielen Fällen einen Gegensatz mit den sonst hervortretenden Eigentümlichkeiten der Stammessitte erzeugen, daß also unter diesem Gesichtspunkte die Frage nach dem Auftreten der volkstümlichen Formen des deutschen Hauses eine „geographische" Aufgabe werde. Wir betonen demgemäß hier, daß die Frage nach dem Wege, den ein Volk genommen, nach den natürlichen Verhältnissen, die es auf diesem Wege vorfand, wie nach der Beeinflussung durch die Völker, mit denen es vor seiner sogenannten selbständigen Weiterentwicklung in Berührung kam, von der größten Wichtigkeit für die Geschichte des Volkes selbst ist.

Für den Weg aber der ersten Einwanderung in Europa sollte man nicht die späteren Wanderungen ganz außer acht lassen. Nicht nur von Asien über Kleinasien nach Griechenland, also südlich des schwarzen Meeres, nicht nur von Asien durch das kaspische und sarmatische Tiefland, also nördlich des schwarzen Meeres, sehen wir die Völkerstämme sich ergießen, sondern auch von Asien über Afrika brechen noch in späterer historischer Zeit asiatische Völkermassen in Europa ein. Und um so weniger kann diese letzte Straße außer acht gelassen werden, als sowohl bei Gibraltar wie bei der Südwestspitze von Sizilien noch in nicht zu ferner geologischer Vorzeit die Verbindung mit Afrika bestand. Wenn erst die Forschung ihr Augenmerk näher auf diesen letzten Weg richtet, wird vielleicht manches Rätsel sich lösen, das bisher der Lösung hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt. Bis jetzt ist es nicht gelungen, die Urbevölkerung Europas mit einem oder mehreren Völkernamen zu identifizieren, von denen uns die Geschichte meldet. Ja, je weiter wir zurückschauen, um so massenhafter wird das Namensverzeichnis sowohl in Europa, wie in Asien, und eine unsäglich mühevolle Arbeit ist es, in dieses Völkerchaos einige Ordnung zu bringen. Daß dies je vollkommen gelingen wird, bezweifeln wir aus dem einfachen Grunde, weil es unmöglich ist, in der flüssigen Masse die Atome einzeln zu verfolgen, die nachher den Kristall gebildet. Nur ein annähernd richtiges Schema der Kristallbildung kann uns die weitere Forschung mit der Zeit bringen. Namentlich die massenhaften Wanderungen und Verschiebungen in Südeuropa würden uns in klarerem Bilde entgegentreten, wenn die Forschung es bestätigen sollte, daß ein Gegeneinanderströmen von Norden und Süden her dort stattgefunden, statt des Hintereinanderdrängens und Schiebens von Norden her, wie man bisher annahm. Andrerseits verweist auch die Sage vielfach auf diesen Weg über Afrika, während die gleichzeitig in Italien aus ältester Zeit genannten Völkermassen unmöglich alle durch die enge Pforte im Norden sich durchgezwängt haben können.

Was die Völkerrassen betrifft, so erkennt die Ethnographie immer mehr, daß sie da auf einem sehr flüssigen Gebiete steht. Nahm Blumenbach 5 Rassen, die kaukasische, mongolische, äthiopische, malayische und amerikanische Rasse, an, so erweiterten Prichard und Peschel die Zahl auf 7, Maury auf 8, während Vogt auf 5 zurücktrat. Schaafhausen unterscheidet nur zwischen asiatischer und afrikanischer Rasse, während Häckel von einer wollhaarigen und schlichthaarigen spricht. „Schon aus der großen Verschiedenheit der einzelnen Ergebnisse, die ebenso groß ist, als die Zahl der Versuche, kann entnommen werden, was schon der große Physiologe Joh. Müller aussprach, daß eine scharf abgrenzende Ausscheidung und Einteilung des Menschengeschlechts nicht möglich sei." Wie die Völker, von denen uns zuerst die Geschichte Kunde bringt, nicht den festen Charakter der Nationalität aufweisen, sondern als eine weiche, bildungsfähige und äußern wie innern Einflüssen stark zugängliche Masse erscheinen, so auch die Rassen in ihrem Bildungsstadium selbst. Treten heute gewisse festgewordene Unterschiede im Schädelbau, Skelettbau, Hautfarbe, Haarbeschaffenheit uns entgegen, so verwischen sich diese Unter-

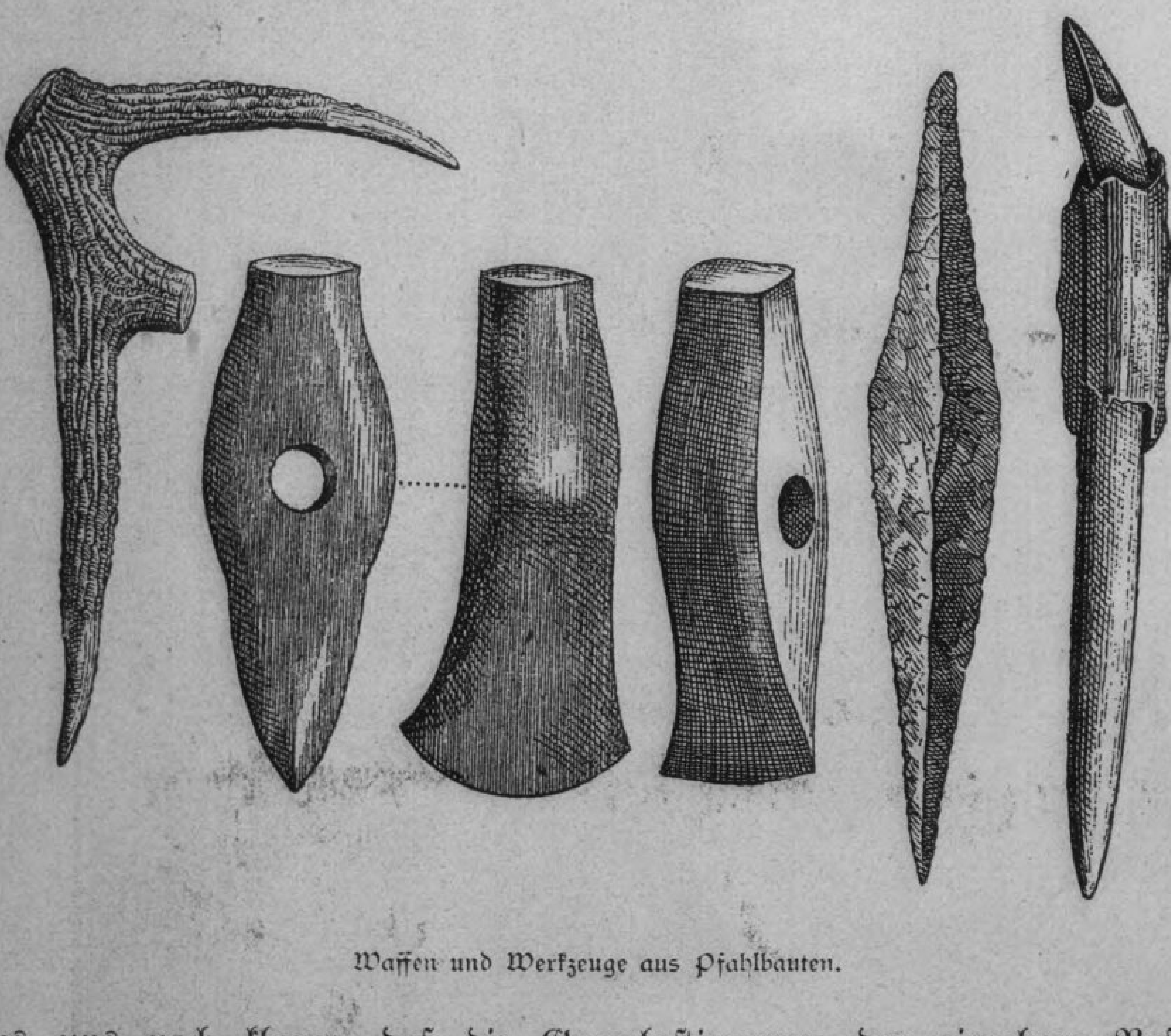


Pfahlbau im Starnbergersee.

Rottmannshöhe.

Roseninsel.

schiede, je mehr wir rückwärts schauen, mehr und mehr und fließen ineinander über, so daß wir eine einheitliche Urform mit der Anlage zu den verschiedensten Veränderungen und Spielarten annehmen dürfen. Je nachdem dann äußere und innere Einflüsse die Ausbildung einer dieser Anlagen begünstigten, erhalten wir die verschiedenen Rassentypen, die uns heute auf der Erde entgegentreten. Daß bei dieser Ausbildung gerade die Wanderung und, wie Ranke betont, die geographische Lage der Wohnorte, eine Hauptrolle spielen, ist aus dem bisherigen wohl erklärlich. Die schwachen Elemente, welche sich den Nachteilen ihrer Umgebung nicht gewachsen zeigten, mußten zu Grunde gehen, und gerade die also geschaffene Beeinflussung starker Naturen aufeinander, ließ den Rassentypus sich verhältnismäßig rasch entwickeln und gab ihm eine gewisse feste Norm, die auch durch Vermischung mit fremden und schwächeren Elementen nicht mehr vollständig aus der Welt geschafft werden konnte. So sind die zahlreichen Zwischenstufen zu erklären, die in ihren Merkmalen bald hier, bald dort Anschluß finden und sich mehr oder weniger zu dieser oder jener Gruppe neigen. Die geographische Lage aber ist kein in allen Zeiten und immer sich gleich bleibender Faktor, und so können mit der Aenderung des Klimas und demzufolge der Vegetation und Tierwelt sich auch nachträglich noch Aenderungen und Abweichungen an Ort und Stelle ergeben. Ziehen wir dazu in Betracht, daß die menschliche Umgebung eines festen Punktes ungeheuer rasch wechseln kann, wie dies in der Zeit der Völkerwanderung namentlich zutage tritt, daß mit jedem Wechsel aber ein mehr oder weniger starker Einfluß auf die Bevölkerung des festen Punktes ausgeübt wird, so wird es uns noch klarer, daß die Grenzbestimmung der einzelnen Rassen wie Völker eine ungeheuer schwierige, ja unmögliche ist. Nirgendwo werden wir daher heute mehr auf ein vollständig homogenes Gebilde treffen. Alle Bildungen sind Bildungen der Vermischung, bei welcher der stärker entwickelte Typus einen Teil seiner Charaktereigenschaften bewahrte und demgemäß als Führer der neuen Vereinigung auftrat. Es ist dann das Resultat der Jahrtausende dauernden gleichartigen staatlichen und sozialen Entwicklung, daß auch die neuen Mischtypen sich fester und fester gestalteten und so als neue Formation bleibende und charakteristische Grundzüge und Eigenschaften entwickelten, die sie von andern Neubildungen unterscheiden.



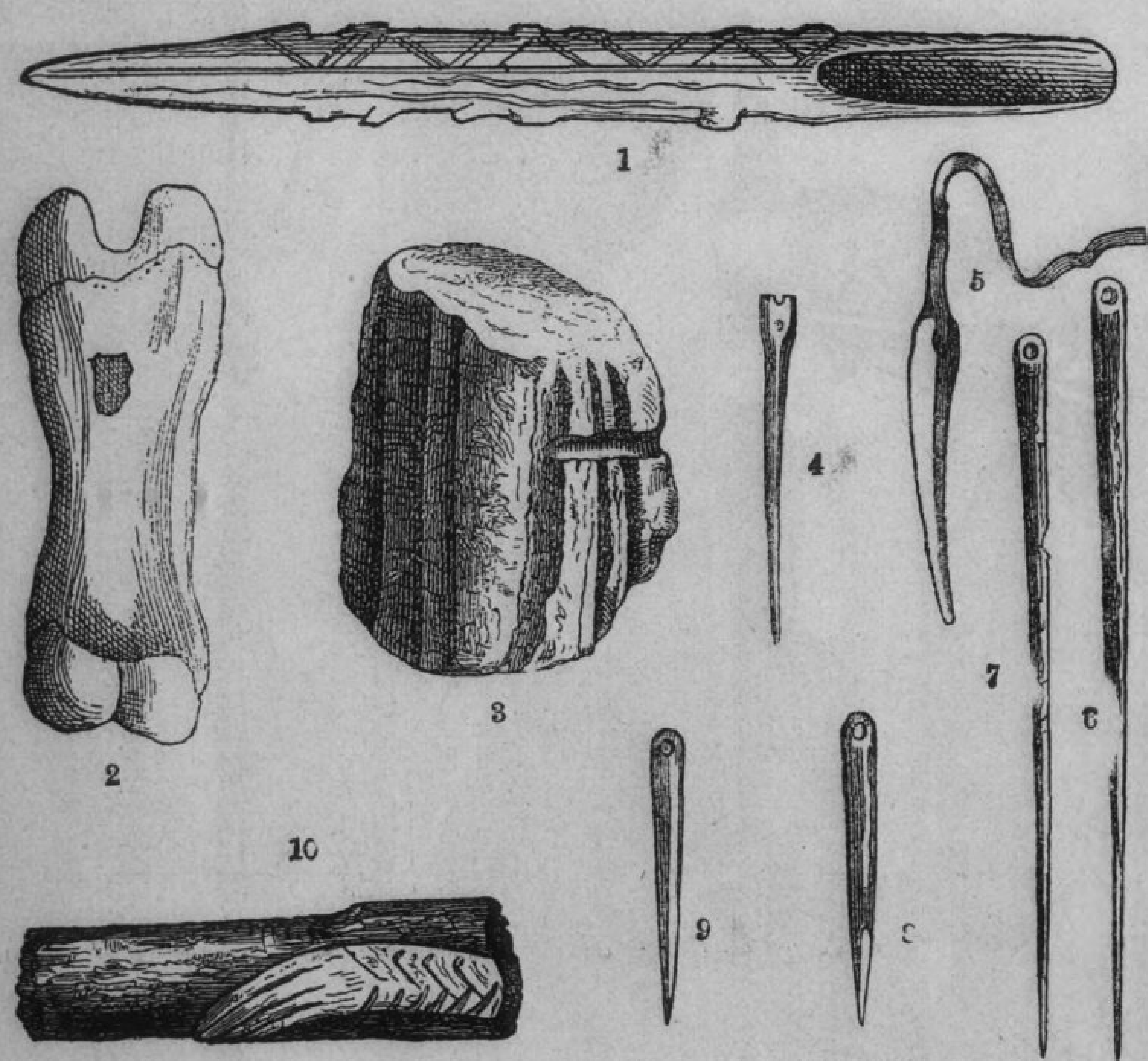
Waffen und Werkzeuge aus Pfahlbauten.

Es ist dieser Einblick in die Werkstätte der Natur, welcher uns zeigt, wie dieselbe in großen Massen ihre Dispositionen trifft, für die Geschichte absolut nicht bedeutungslos. Denn der Umstand, daß schließlich durch Vermittlungsstufen der Skandinavier mit dem Nachkommen der alten Aegypter in ein Verwandtschaftsverhältnis trat, ermöglichte allein das Aufkommen großartiger Weltinstitutionen. Schmiedete Roms Gewaltherrschaft die Völker zusammen, so hätte doch Gewalt nie dazu hingereicht, sie zusammenzuhalten. Die



Pfahlbauer auf der Jagd.

große Vereinigung der Menschen konnte nur auf dem Wege der Kultur erreicht werden, diese selbst allerdings nur dann ihre Verbreitung finden, wenn sie überall auf homogene, verwandte, d. i. natürlich vorbereitete Elemente traf. Nur von diesem Standpunkt aus betrachten wir das Aufkommen der Weltreligionen — Christentum und Muhamedanismus. Namentlich im ersten spricht sich der geistige Umfassungszweck — Erlösung der Menschheit von Anfang an deutlich aus. So werden wir auch zu beobachten Gelegenheit haben, daß dort, wo die geistige Macht auf weniger vermischte Volksstämme trifft, ihr ein viel größerer und hartnäckigerer Widerstand entgegengesetzt wird, den sie selbst nur wieder durch Gewalt gegen ihr Prinzip zu brechen vermag, als da, wo die Natur die Völker zum Empfange vorbereitet hatte, wo die Zeit erfüllt war, die erhabene Arbeit der Weltkultur zu beginnen. Wie die Novärbildungen der letzten geologischen Epoche bis heute fortdauern, so diese Arbeit der Weltkultur, welche nach der großen Völkerflut die Menschheit begonnen. Erst nachdem die Ruhe eingetreten, das Terrain abgegrenzt war, auf dem ein Volk fürderhin sein Leben zu gestalten versuchen mußte, begann die innere Entwicklung, welche nur dem Sichzurechtfinden in gegebene Verhältnisse entstammt, ihren ersten und nachhaltigen Aufschwung zu nehmen, und jedesmal, wenn jene Grenzen wieder in Frage gestellt werden, sehen wir die Kulturarbeit nicht nur stocken, sondern oft, je länger und nachhaltiger die Störung wirkt, bis auf die ersten Anfänge zurücksinken. Daß die Menschheit trotzdem ihre Arbeit stets wieder aufnahm, verdanken wir in erster Linie das ganze sogenannte Mittelalter hindurch der einigenden und treibenden Macht des Christentums. Mag man auch in romantischer Erinnerung an die Urzeiten des deutschen Volkes die Unterbrechung und Ablenkung der selbständigen nationalen Entwicklung durch das Christentum bedauern, so bleibt doch zu bedenken, daß eben dieses die Macht des geistigen Fortschrittes und der Freiheit, die Macht der Erlösung gegenüber einem mehr und mehr in Aberglauben und toten Formelkram versinkenden Heidentume auf seiner Seite hatte. Der Geist der Freiheit und Menschlichkeit wehte aus seinen Lehren; es beruhigte die aufgeregten Wogen und brachte den Völkern den Frieden, ohne den es zu einer nationalen und kulturellen Entwicklung überhaupt nicht gekommen wäre. Es ist ein ungerechtes und unwissenschaftliches Beginnen, das Heute mit dem Mittelalter in Gegensatz zu bringen. Das Heute ist das Produkt einer in der Zeit fortdauernden Entwicklung, und so wenig als man einem Kinde vorwerfen kann, daß es kein großer Künstler ist, so wenig kann man dem Mittelalter vorwerfen, daß es keine Kritik besaß.



Geräte aus Renntierknochen.

1. Löffel aus Renntierhorn. 2. Pfeife aus dem Fußknochen eines Renntieres. 3. Polirstein für Nadeln. 4. Beinerne Nadel mit erneuertem Oehr. 5—9. Nadeln aus Renntierknochen. 10. Schnitzwerk aus Renntiergeweih.

Zum letztenmale treten wir nun zurück in die älteste Zeit, „da der Mensch Namen gab allem Vieh und dem Gevögel des Himmels und allem Getier des Feldes“. Zum

Namen=Geben aber gehört die Sprache, und auch hier sehen wir uns genötigt, den Begriff der Erfindung einzuschränken. Die natürliche Anlage des Menschen führte ihn zu dieser Erfindung: er erfand die Benützung gegebener Mittel zur Verständigung mit seinesgleichen. Wie diese Erfindung zustande gekommen, ist eine Mutmaßung. Die Wissenschaft gab uns bis heute keinen Aufschluß darüber, wie die Elemente in der Natur entstanden, so auch nicht darüber, wie es zur Bildung der Sprachkeime, der Sprach=wurzeln kam. Aus den Sprachwurzeln aber bildete das Menschengeschlecht in eigener Thätigkeit den ganzen stolzen und reichen Bau der Sprache aus. Aber so berechtigt als uns die Annahme erscheint, daß daher, woher neunzehn Zwanzigstel der fertigen Sprache ist, auch das erste Zwanzigstel stamme, nämlich aus der Menschenthätigkeit, ebenso berech=tigt erscheint uns die Frage nach dem ersten Millionstel der ganzen Schöpfung, ebenso berechtigt aber auch die Antwort, die sich ein jeder aus dem Reiche des Glaubens, der Phantasie oder sonst woher holt. Den Kreis unserer Erkenntnis bis ins Unendliche zu



Totenbaum.

erweitern, ist uns vergönnt; aber Kreisbegrenzung und Unendlichkeit können niemals eins sein. Wir kommen weiter, erreichen aber nie den Anfang, denn der Anfang ist immer und überall.

Unabläßig ist nun die vergleichende Sprachforschung thätig, jene uranfänglichsten Elemente aller Sprachen aufzusuchen. Hat sie auch in der Masse von Verbindungen und Veränderungen, die da zu lösen und auf ihre einfachste Komposition zurückzuführen sind, diese Aufgabe noch lange nicht erreicht, so steht doch der Annahme, daß alle lebenden, alten und abgestorbenen Sprachen, deren gegen 900 mit etwa 5000 Dialekten sind, auf eine Ursprache zurückzuführen seien, kein nennenswerter Grund entgegen. Von den acht bisher unterschiedenen Hauptstämmen verbreitet sich der indoeuropäische über das ganze südliche und mittlere Europa und einen großen Teil Südwestasiens, der semitische dagegen über Arabien und die angrenzenden Teile Asiens und Afrikas, während das Gebiet von Norwegen bis zur Behringstraße der turanische (skythische) Sprachstamm in Besitz nahm, der mit einigen Ausläufern bis nach Südeuropa (Ungarn und Türkei) hinab=

reicht. Hieran schließen sich der chinesische, der malayisch-polynesische oder melanesische, der ägyptische (hamitische), der südafrikanische und amerikanische.

Mit der Annahme einer Urheimat der Völker steht die Annahme der Ursprache in direktem Zusammenhang. Alle Variationen, die uns später begegnen, kann die Entwicklung erklären oder wird sie doch dereinst erklären können. Sobald aber diese Entwicklung begonnen, giebt es für die Menschheit kein Verweilen mehr. Vorwärts oder rückwärts zwingt die Bewegung auf allen Gebieten, die der menschlichen Thätigkeit angewiesen sind. Religion, Recht und Moral sind wie die Wissenschaft ein ewig Fließendes, ein fortgesetztes Werden. Diesem Werden sich entgegenstemmen wollen, hieße einem Naturgesetze Halt gebieten. Das Zeitenrad wird über den hinweggehen, der es wagt, in seine Speichen zu greifen. Diese Entwicklung gegen drohende und vernichtende Unwetter zu schützen, dieselbe mehr und mehr der Herrschaft elementarer Kräfte und roher Naturgewalten zu entziehen, diese selbst zu leiten und zu beherrschen, hat der moderne Kulturstaat übernommen. Die Wohlfahrt der Völker zu begründen und zu schützen ist seine erhabene Aufgabe. Immer weitere Kreise wird er mit seiner Fürsorge zu umspannen suchen. Privilegien und Vorrechte treten zurück gegen das Recht der Gesamtheit zu existieren. In der allseitigen Anerkennung dieses Rechtes werden dereinst die Gegensätze ihre Vereinigung finden.

Wir verlassen nun die bisherige schematisierende Methode der Darstellung, der wir uns in der Einleitung bedienten. Konnten wir manchmal dem verlockenden Rufe nach größerer Tiefe nicht folgen, so erlaubten wir uns doch andrerseits wieder ein weiteres Ausgreifen. Vollständiges geben zu wollen, konnte unsre Absicht und Aufgabe nicht sein, da es sich nur darum handelte, einen Blick auf das Werden der Dinge zu werfen und zu erkennen, wie über diesem Werden nicht Willkür, sondern ein ewiges Gesetz waltet. Diese Erkenntnis soll uns auch ferner leiten und uns vor voreingenommenen und willkürlichen Deutungen der Thatsachen möglichst bewahren!

Das alte Bayerland und seine Bewohner.



Selten wohl hat das Wort des Altmeisters Jakob Grimm auf einen so kleinen Flecken Erde gepaßt, wie auf das Gebiet, welches heute der Bayernstamm bewohnt. Es klingt uns, die wir in dieses Völkergewimmel hineinschauen, wie eine Verurteilung unseres Thuns, in das chaotische Fluten und Drängen Ordnung bringen zu wollen. „Nirgends, wo europäische Geschichte beginnt," sagt Grimm, „hebt sie ganz von frischem an, sondern setzt immer lange dunkle Zeiten voraus, durch welche ihr eine frühere Welt verknüpft wird." Dunkle Zeiten, in welchen der Kampf ums Dasein noch heftiger tobte als heute, wo der Mensch mit der ihn umgebenden Natur in stetem Ringen, sich mühsam jeden Fußbreit Erde erkämpfen mußte, wo er langsam emporwachsend die unterste Stufe zu der Bildung betrat, deren er sich heute rühmt. Jahrtausende sind darüber hinweggegangen, mächtige Wandlungen hat unsere Erde durchlebt! Könnten die Berge Antwort geben, die der Wanderer vom Gotthardstock bis zur Ziller in Tyrol und weiter östlich bis zur pannonischen Ebene durchstreift; könnten wir das Rauschen der Flüsse verstehen, die vom Alpengebirge nordwärts zur wogenden Donau ihre Fluten senden: manches Geheimnis und dunkle Rätsel würde vielleicht gelöst, und uns Kunde werden über jene Zeiten, da

des Menschen flüchtiger Fuß zuerst diese ungeheure Wildnis betrat. Räter, Etrusker, Euganeer, Kelten, Römer, Gothen, Alemannen, Franken, Longobarden und Bayern irrten in dieser kleinen Welt umher; alle hielten eine kürzere oder längere Zeit hindurch Teile dieses Landes besetzt, und seltsam wäre es, wenn nicht Spuren von ihnen zurückgelassen worden wären. In dem Leben derjenigen Stämme, welche die Stürme überdauert, werden sich diese Spuren, von der Zeitflut verwischt, kaum nachweisen lassen. — Germanen und Romanen haben sich in das Land geteilt; aber das Grab ist nicht stumm, wie die Leute sagen. Dasselbe giebt dem forschenden Menschen Antwort, und die Antwort ist hier eine Bestätigung jener verschwommenen Nachrichten, die wir in den Geschichtsbüchern alter Schriftsteller finden.

Rätien, Vindelicien und Noricum sind drei Namen, welche je nach Zeit und Auffassung ihre Bedeutung wechseln. Doch halten wir für Rätien die Begrenzung fest, welche dasselbe vor der Vereinigung mit Vindelicien gehabt zu haben scheint — das Alpengebiet vom Gotthard bis zum Ziller- und Innthal, so fällt Vindelicien mit dem Gebiete der Donauhochebene bis zum Innthale zusammen, während Noricum das Alpengebiet östlich des Inns bis zur pannonischen Ebene umschließt. Daß gerade hier die Grenzen unbestimmt sind, ist nicht zu verwundern, da man wohl annehmen darf, daß das Alpengebiet vor dem Einzuge der Germanen nicht von siegenden Völkerschaften, sondern gerade von verdrängten in Besitz genommen wurde. Burgen und Städte lassen sich bezwingen, und mit ihrer Erstürmung ist es in seinen frühen Zeiten um ein Volk geschehen. Wem aber diese Felsen und Berge selbst, diese ungeheuren Wälder zum Schutze und Aufenthalte dienen, der kann seines Lebens ziemlich sicher sein und die Zeit erwarten, welche ihn zur Arbeit auf dem Felde der Kultur ruft.

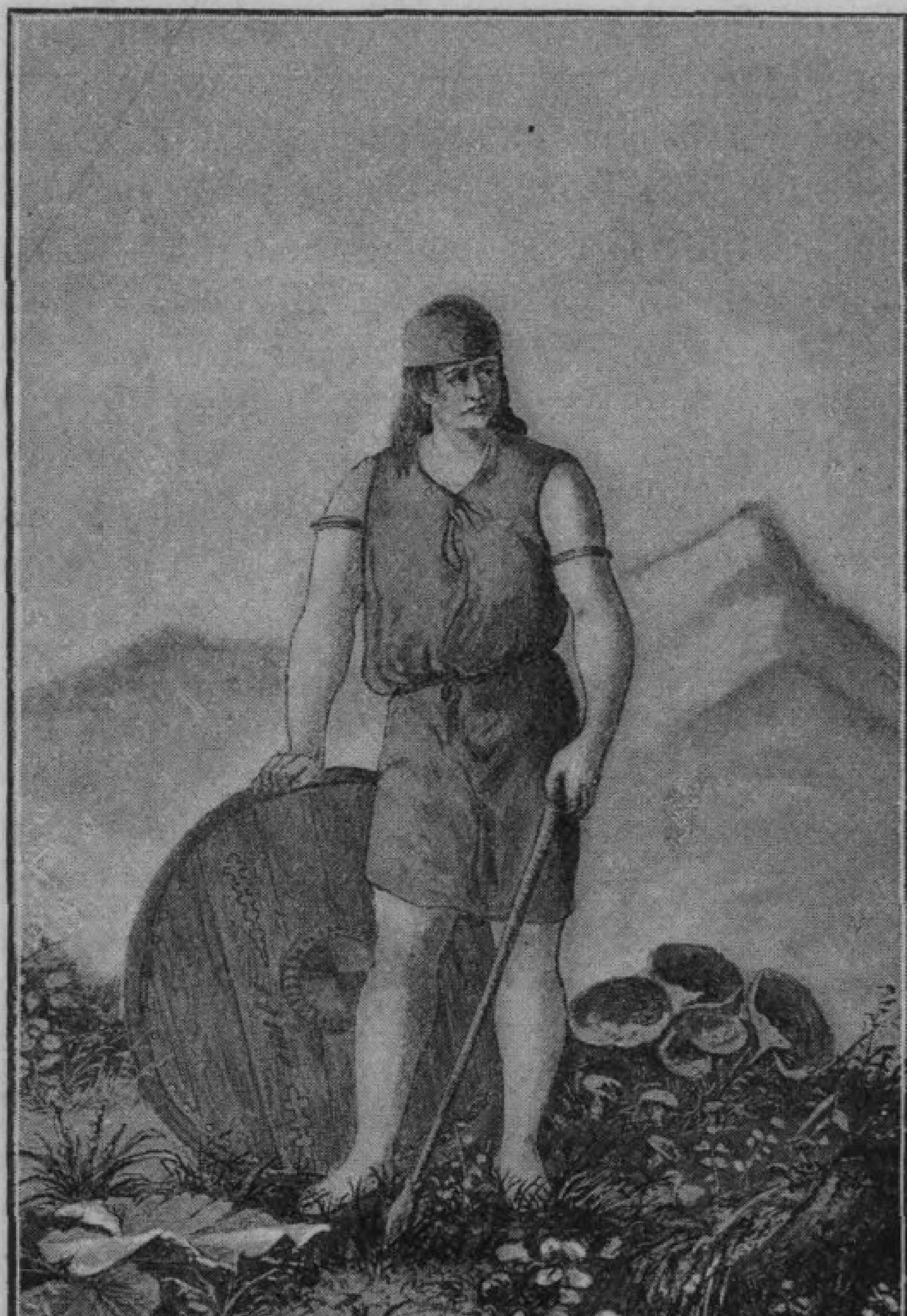
Suchen wir also, so gut es gehen will, festen Fuß zu fassen und treten wir direkt mit der Frage an die einzelnen heran, mit der Frage: wer bist du? Wie wir es bisher gemacht, da wir uns hüteten, dem Anfang der Anfänge nachsinnen zu wollen, so thun wir auch hier. Also nicht die Räter zuerst, sondern die Etrusker.

Wir kennen die Etrusker in der Geschichte als das mächtigste Volk Italiens, bevor Rom seine Siegerlaufbahn begann. Sie waren ein freies und hochgebildetes Volk und im Besitze einer blühenden Kultur, welche hellenischen und phönikisch-ägyptischen Einfluß erkennen ließ. Gold und Silber, Elfenbein, Bernstein, Bronze und Eisen wurden von ihnen verarbeitet, und ob sie gleich den Mörtel nicht kannten, umgaben sie ihre Städte doch, wie es die Sage auch von den Cyklopen, den Erbauern der Städte Tiryns und Mykenae meldet, mit sogenannten cyklopischen Mauern. Krieg und Handel gingen bei ihnen, wie bei allen alten Kulturvölkern, Hand in Hand, und von den Alpen bis zu der Sizilischen Meerenge soll einst ihre Herrschaft gereicht haben. Das eigene Land bot vielfach die Mittel zu einem höheren kulturellen Aufschwunge. Die Entdeckung der Metalle und die langsam und schwer zu erlernende Bearbeitung derselben sind mit Recht als ein Maßstab für die Entwicklung eines Volkes angenommen worden. Namentlich das Zinn spielt in dieser Beziehung eine große Rolle, da ohne Zinn keine Bronze herzustellen ist. Wann die alten Mittelmeervölker zur Kenntnis dieses Metalls gekommen, ist zweifelhaft. Etrurien aber ist eines der wenigen Gebiete in Europa, wo Zinnerze vorkommen. Ebenso finden sich im Gebiete von Toskana Kupferminen. Deuten die vielfach in etruskischen Gräbern aufgefundenen Vasen und Statuen auf einen lebhaften Verkehr mit dem alten Hellas, so weisen seine Bronzewaren auf Aegypten, das wohl dem jungen, bildungsfähigen und talentvollen Volke Lehrmeisterin im Erzguß gewesen sein mag. Wie in diesen Künsten leisteten die Etrusker in Leineweberei, Wollspinnerei und Vasenmalerei Bedeutendes und sind unter den hierin hervorragenden Plätzen namentlich die Städte Tarquinii und Falerii zu nennen.

In politischer und religiöser Beziehung ragte das Volk hervor, und wie in manchem andern wurden auch auf diesem Gebiete seine Ueberwinder seine Schüler. Die Eidgenossenschaft der zwölf Städte beherrschte weite Gebiete, und ein aristokratisches Regiment hielt den Bund beisammen. Aber Volk und Städte sind vergangen, auf den Trümmern sproßte neues Leben und deckte mit Vergessenheit, was einst geblüht. Neue

Kunde von jenem alten Kulturvolke brachte uns erst der Blick in das geöffnete Grab. Die etruskischen Gräberstädte haben unsere Kenntnis über das Volk und seine Zustände bedeutend erweitert; nur eines liegt noch im Dunkel — die Abstammung des Volkes, und die Frage nach ihr bringt uns an den Anfang.

Plinius hält die Räter für Nachkommen der Etrusker oder Tusker und glaubt, sie seien von den Galliern aus Italien vertrieben worden. Dieselbe Angabe macht Justinus, und auch Livius erzählt, es sei daran nicht zu zweifeln, daß die Alpenvölker, vornehmlich die Räter von Etruskern stammten, deren Sprache, wenn auch verdorben, sie zu seiner Zeit noch sprachen. Diesen Angaben aber widersetzen sich viele neuere Geschichtschreiber, indem sie das Verhältnis umkehren und den Sohn zum Vater machen. Niebuhr und Otto Müller hielten dafür, die Rasener, von den Alpen kommend, seien nach ihrer Verschmelzung mit den pelasgischen Tyrrhenern die zu ihrer Zeit mächtigste und gebildetste Nation Italiens geworden; es sei demnach Rätien früher von den Rasenern bevölkert gewesen, als Etrurien, und die Etrusker demnach nur ein Ableger des großen rätischen Volkes. Steub tritt dieser Annahme bei, da er vermutet, daß auch die Carner und Noriker, die Helvetier, die Rauraker, die westlichen Alpenvölker und die Ligurer ursprünglich rasenischer Sippschaft gewesen seien. Wäre das, so könnte man Steubs Folgerung gelten lassen. Allein, das zu beweisen wird schwer sein. Wir aber behalten im Auge, daß die etruskische Kultur in den Gefilden Italiens, nicht in den Alpen oder gar im Norden derselben zur Blüte kam, daß diese Kultur dann aber auch von Italien nach dem Norden vordrang, wo rätische Volkselemente gemischt mit keltischen dieselbe übernahmen und sie den Kelten übermittelten. Mit dem Eindringen der Gallier in die Alpenländer und hinab in die Poebene ist, wie das ursprüngliche Herabkommen der Etrusker von den Alpen, so auch das spätere Zurückweichen derselben zu verwandten und befreundeten Stämmen im Gebirge und ihre nachmalige Verschmelzung mit den Kelten, nicht unvereinbar, sondern scheint uns vielmehr natürlich, und so kämen sowohl Livius wie seine jüngeren Kollegen zu ihrem Rechte. Zu jenen länger unvermischt gebliebenen Stämmen tuskischen Blutes können wir dann die Euganeer und Stoener zählen, welche um den Gardasee bis Patavium (Padua) und Verona wohnten. Daß Livius seiner Sache gewiß war, dürfen wir um so mehr annehmen, als seine Geburtsstätte eben jenes nicht keltische Patavium war.


Keltischer Krieger.

Schon traten also auch die Kelten in unsern Gesichtskreis. Was sie bewogen hat, ihr altes Stammland Gallien oder andere östlichere Wohnsitze zu verlassen und in doppelt geteiltem Zuge teils südlich über die Alpen nach Italien, teils östlich das herchnische Waldgebirge entlang vorzudringen, wissen wir nicht. Aber die Sage giebt hier einige Auskunft. Jeder kennt die schöne Stelle der hl. Schrift, wo Moses die Männer aussendet, das Land Kanaan auszukundschaften. Sie kehrten zurück und brachten Weintrauben, Granatäpfel und Feigen und rühmten das herrliche Land, das von Milch und

Honig fließt. Wie merkwürdig ist es nun, daß wir diese Sage in anderer Fassung auch hier wiederfinden! Aruns, ein reicher Etrusker, war von seinem Weibe und ihrem Buhlen hintergangen worden und vermochte die Strafe beider nicht zu erwirken. Erbittert verließ er seine Vaterstadt Clusium, belud seine Saumtiere mit köstlichem Wein und prächtigen Feigen und zog dann hinauf zu den Galliern mit der Aufforderung, ein Land in Besitz zu nehmen, dessen Boden so herrliche Früchte trage, aber von einem unwürdigen Volke bewohnt werde. Plinius erzählt Aehnliches: Heliko, ein helvetischer Werkmeister, der zu Rom arbeitete, habe seinen Landsleuten bei der Rückkehr Feigen, Oel und Trauben mitgebracht, und dieselben durch die Trefflichkeit der Früchte zur Wanderung nach Italien verlockt. Wie dem auch sei, wir erkennen hier wie dort den Grundkern, um den es sich handelt. Die Sage von einem reichen, gesegneten Lande dringt durch handelnde Kaufleute, durch Verschlagene oder Flüchtlinge aus Italien zu den Nordvölkern und reizt sie zum Aufbruch. Ziehen wir dazu eine etwaige Uebervölkerung, wie sie aus den Berichten des Livius hervorzugehen scheint, mit in Betracht; bedenken wir, daß den Galliern auf dem Fuße die Germanen folgen und dieselben mit immer größerer Macht bedrängen — denn bereits der kühne Seefahrer und Geograph Pytheas aus Massilia nennt die Teutonen an der Nordsee (um 330 v. Chr.) — so wird uns der Zug der Kelten nach Süden und Südosten wohl erklärlich. Zudem fallen diese ersten Einbrüche der Gallier in Italien nicht in die Zeit der 45. Olympiade, also um 600 v. Chr., sondern in viel spätere Zeit, etwa um 400 v. Chr. Mögen die Kelten auch schon früher aus Gallien ausgezogen und an der Grenze der Etrusker angekommen sein, die damals ihre Macht in Oberitalien und dem Paduslande noch stark behaupteten, so ist doch nicht anzunehmen, daß der Durchbruch auf den ersten Ansturm von den Galliern erzwungen wurde, umsomehr, als wir aus der Geschichte wissen, wie lange Zeit dem vereinten Andrängen der Römer von Süden und der Gallier von Norden her das mächtige Volk widerstanden. Die Etrusker, einst die Beherrscher des nach ihnen benannten tyrrhenischen Meeres, hatten im Laufe der Zeit diese Herrschaft mit den Karthagern teilen müssen. Eine dritte Macht trat nun hinzu, ihren Anteil an der Mittelmeerherrschaft fordernd. Denn in demselben Jahre, da die Hellenen die Perser in der ewig denkwürdigen Schlacht bei Salamis besiegten (480 v. Chr.), erfochten die griechischen Herrscher von Syrakus und Agrigent über die Punier bei Himera (Sizilien) einen vollständigen Sieg. Im folgenden Jahrhundert treten die Etrusker mehr und mehr von der Seeherrschaft zurück, dieselbe Puniern und Hellenen überlassend. Es ist dies aber auch die Zeit des Aufstrebens des latinischen Bundes unter der Anführung Roms; es ist die Zeit, da in Etrurien die ersten Gallierscharen einbrachen. Der Stern des tapferen Volkes sinkt, und die Katastrophe des Jahres 395, wo zugleich Melpum im Norden von den Galliern, und Veji im Süden von den Römern bezwungen wurde, weissagt den nahenden Untergang der etruskischen Macht.

„Die gallische Invasion drängte also von den italischen Völkern die Ligyer nach der westlichen Seeküste, die Tusker teils in die Alpen, wo sie als Räter die alte Sprache, wenn auch nicht ohne Veränderung bewahrt haben sollen, teils mit den Umbrern über die Apenninen, während im Osten die Veneter ihre Länder behielten.“ Es war nunmehr nur eine Frage der Zeit, wann die Römer den Galliern gegenüberstehen und den Kampf nicht um die Herrschaft, sondern, wie Sallust betont, um die Existenz beginnen würden. Und diese Zeit kam schneller, als man erwarten konnte. Rasch breiteten sich die Gallier im Paduslande aus, die alte etruskische Bevölkerung vernichtend. Aber der verlockende Drang nach Süden war damit nicht gestillt. Eine mächtige Bewegung von Norden her, die Stamm um Stamm dieser kühnen Wager über die Berge trieb, steigerte diesen Drang durch die Notwendigkeit, die vermehrten Nachzügler unterbringen zu müssen. Nach Beute lüstern zogen sie über den Po und überschritten den Apennin, sich vor Clusium, der blühenden Etruskerstadt, lagernd. Der Verfall nationalen Lebens und Zusammenhaltes, der einst das etruskische Volk groß gemacht, förderte nun seinen Untergang. Veji war erobert worden, weil die Clusiner wie andere Etruskerstädte dem dringenden Hilferuf der Vejenter keine Folge leisteten. Für diese Neutralität erwarteten die Clusiner in der eigenen

Not die Hilfe der Römer und schickten Gesandte dorthin. Drei Abgeordnete vom Geschlechte der Fabier brachen nach Clusium auf, die gallischen Senonen zum Abzuge zu bewegen. Da aber erhielten sie eine Antwort von Brennus, dem Führer der Senonen, welche diesen als radikalen Verfechter des Naturrechtes charakterisiert: „Unrecht thun uns die Clusiner," erwiderte der Stolze, „daß sie, nur ein kleines Stück Landes zu bebauen imstande, ein großes zu besitzen verlangen und uns keinen Teil daran geben, die wir Fremdlinge, zahlreich und arm sind. Dasselbe Unrecht thaten ja auch euch die Albaner, Fidenaten und Ardeaten, jetzt die Vejenter, Capenaten und viele der Falisker und Volsker, gegen die ihr zu Felde zieht, wenn sie euch keinen Teil an ihren Gütern geben, sie zu Sklaven macht, ihre Städte zerstört; und doch thut ihr nichts Ungerechtes, sondern folget einem alten herkömmlichen Gesetze, welches dem Stärkeren die Habe des Schwächeren zuteilt. Deshalb kann auch nur nach Abtretung eines Landstriches von Frieden und Freundschaft die Rede sein."

Man kann sich die Erbitterung der Abgesandten der stolzen Roma denken. In ihrem Unmute ließen sie sich verleiten, gegen alles Völkerrecht bei einem Ausfalle der Clusiner eine thätige und führende Rolle zu übernehmen. Brennus aber erkannte den Kämpfer, der einen gallischen Edlen erschlug, brach den Kampf ab und schickte Boten an den römischen Senat, Genugthuung zu fordern. Roms Antwort war die Ernennung der drei Fabier zu Consulartribunen für das folgende Jahr. Das war die Herausforderung zum



Kämpfende Germanen.

Kampf. Von beiden Seiten rüstete man. Längs der Tiber zogen die Römer bis zum elften Meilenstein, wo die Allia, vom krustuminischen Gebirgsrücken in sehr tiefem Bette herabströmend, nicht weit unterhalb der Heerstraße sich mit dem Tiber vereint, während der Heerkönig der Senonen mit einem mächtigen Heere von Norden herabzog. In der Ebene auf dem linken Tiberufer, die sich bis zur Allia dehnt, stießen beide Heere aufeinander. In wildem Ansturme, das breite Schlachtschwert schwingend, überrannte die furchtbare Schaar der gallischen Männer das Römerheer, welches ungeheure Verluste erlitt. „Der Tag dieser Schlacht, verrufen auf immer in der römischen Geschichte als der dies Alliensis, war der 16. Quintilis (Juli) des Jahres 390 v. Chr." Rom war verloren, wenn Brennus den Flüchtigen folgte. Aber er verzögerte seinen Anmarsch, um den siegberauschten Scharen Zeit zur Ernüchterung zu geben. In Rom selbst fand man nach dem ersten ungeheuern Schrecken den unverzagten Mut bald wieder. Diese wunderbare Spannkraft, diese immer sich gleich bleibende, hingebende und opferfreudige Liebe zum Vaterlande, die wir in Roms Heldenzeit bei so vielen herrlichen Männern wie im ganzen Volke lebendig finden, fesselten den endlichen Sieg doch immer wieder an den Adler der ewigen Stadt. Was zu retten war, schleppte man aufs Kapitol, und M. Manlius

übernahm es mit seiner mutigen Schar, den Burgfelsen mit den Kostbarkeiten und Heiligtümern der Tempel zu verteidigen, während die Wehrlosen sich auf das Land und in die Nachbarstädte verliefen. Sieben Monate dauerte die Belagerung durch die Gallier, welche die ganze Stadt in Asche gelegt hatten. Dann aber wirkten Zeit und Not, die Parteien versöhnlicher zu stimmen, und gegen tausend Pfund Goldes versprach Brennus den Abzug. Da die Gallier sich beim Abwiegen des Lösegeldes falschen Gewichtes bedienten und die Römer sich beschwerten, warf Brennus sein mächtiges Schlachtschwert in die Wagschale und rief höhnend die nie vergessenen Worte: „Wehe den Besiegten!" Dann zog er mit seinen Scharen von dannen.

Aber wer erkennt nicht, daß alles Erduldete leicht wog gegen die letzte Schmach, die der wilde Gallierfürst den Besiegten zufügte! Dieses „Vae victis" zu rächen, ist das Losungswort für die nächstfolgende Zeit, und mit einer ingrimmigen Taktik, die kein Mittel scheute, hat Rom sein Ziel verfolgt. Was der Barbare dem Römer hochherzig geschenkt — das nackte Leben —, dem gebildeten Römer ließ es keine Ruhe, bis er auch dieses dem Feinde genommen; in mehr als hundertjährigem Kampfe wurde dieses Ziel erreicht.

Rom stand dem Norden gegenüber; der Kampf hatte begonnen, und der dies Alliensis bedeutet für das nördliche Europa den Eintritt in die Geschichte.

Die nun folgenden Kriegszüge zu schildern, kann nicht unsere Aufgabe sein. Eines aber wollen wir an dieser Stelle wohl ins Auge fassen. Es galt für die Gallier, nicht nur sich selbst, wie die Freiheit der mittelitalischen Städte gegen Rom zu verteidigen, sondern von Karthago und Sizilien winkte den beutelustigen und ruhmgierigen Soldaten verlockendes Glück. Hellenen wie Karthager begannen damals ihre Söldnerheere auszubilden, und in großen Scharen zogen die Galliersöhne den Werbeplätzen zu. „Die Söldnerei aber lockerte und erschütterte bei diesen barbarischen westlichen Stämmen ihre noch so wenig entwickelte Verfassung." So verloren sie den innern Halt, und es ist deshalb auch mehr ein Krieg einzelner Stämme, als ein nationaler Krieg gegen Rom, der nun entbrannte. Und während die Gallier ihrer nächsten Aufgabe, der Ausbildung und Festigung ihrer Nationalität, entzogen wurden, sehen wir Rom sich aufschwingen zu einer neuen und trefflichen Organisation seines Bürgerheeres, wie zu einem durch und durch fest gefügten Verfassungsleben. Das „Wehe den Ueberwundenen" dröhnt uns für Gallien unheilverkündend in die Ohren.

Schon war Latium ganz unterworfen, und Etrurien sah Roms Macht in immer bedenklicherer Größe anwachsen. Aber wie die Gallier ihre gemeinsame Sache noch nicht zu erkennen vermochten, so war dieselbe von den Etruskern bereits vergessen, und in dem innern Streit, der Etruriens Städte einzeln dem Sieger überlieferte, fand man den Weg nicht mehr zurück zur überlebten und verlorenen Nationalität. Es ist eine ähnliche Lage, wie jene, in der wir Griechenlands Bevölkerung zur Zeit Philipps von Makedonien sehen. Kräftiger als die Etrusker vertraten die Samniter ihre Sache, und Livius urteilt richtig, daß es im 3. Jahrhundert v. Chr. sich darum handelte, zu entscheiden, ob fortan von Rom oder Samninum Italien seine Befehle zu holen hätte. Allmählich erst begann auch der Gallier das drohende Schicksal zu ahnen. Aber so mutvoll und wahrhaft heldenmäßig er dann auch für sein Vaterland eintrat, es war zu spät. Die Zeit, die man mit eitlen Beutezügen hingebracht, hatte Rom benützt zum Ausbau seiner Macht, und dieser war von Italiens Völkerschaften fortan keine mehr gewachsen. Das nationale Bewußtsein ist keine Errungenschaft des Tages, sondern harter Arbeit und schwerer Kämpfe bedarf es, bis ein Volk zur Nation sich zusammenschließt. Und wie wenig auch die augenblickliche Not diese Einigung bei den Galliern zu erzwingen vermochte, sehen wir am deutlichsten daraus, daß eine ganze gallische Völkerschaft fortwährend auf der Seite der Römer steht und als Verräter der eigenen Sache mit dem Feinde paktiert — die Cenomanen.

Im dritten Sannitenkrieg, der im Jahre 298 v. Chr. begann, schlossen sich Etrusker und Samniten zum Kampfe gegen Rom zusammen. Ob auch das erste Jahr den Verbündeten mehrere Niederlagen brachte, hielt man doch das Schwert gezückt, und immer wilder, immer verzweifelter entbrannte der Kampf. Aber Samniter und Etrusker mußten ihre Ohnmacht diesem selbstbewußten siegenden Römervolke gegenüber einsehen, und zur

Stärkung der eigenen Sache beschlossen sie, noch ein Volk, die Gallier in den Kampf mit hineinzuziehen. Doch auch die Römer rüsteten mit aller Macht, und ihre Bundesgenossen sandten gewaltige Hülfsheere, so daß Rom zu Beginn des Jahres 295 an 90,000 Mann unter den Waffen hatte. Während nun die Gallier nach Süden vordrangen, führten die Consuln das Römerheer über den Apennin und bezogen bei Sentinum ein festes Lager. Die Gallier fürchtend, es gälte ihrem Lande, kehrten mit der ganzen Streitmacht um, und es kam bei Sentinum zu einer mörderischen Schlacht. Schon waren die Legionen zum Wanken gebracht, schon wandte sich ein großer Teil der Römer zur Flucht, da die Reiterei den leichtbeweglichen gallischen Streitwagen nicht Stand zu halten vermochte, als durch den Opfermut des Consuls Decius, der sich und der Feinde Scharen vom Oberpriester den Todesgöttern weihen ließ und dann in die feindlichen Reihen einbrach, die Schlacht zum Stehen kam. Bald war der Sieg den Römern gewiß, und mit einem Verluste von 25,000 Streitern eilten die Trümmer des stolzen Gallierheeres der Heimat zu. Die Coalition zerfiel, und 290 v. Chr. kam es zum Frieden.

Allein in Etrurien gährte es noch fort, und wieder rief man die Senonen zu Hülfe. Statt diese aber anzugreifen, eilte der Consul Dolabella nach dem Lande der Senonen und vernichtete und tötete, was er fand. Die Senonen zogen zum Schutze der Heimat heran, erlitten aber eine so furchtbare Niederlage, daß fortan von ihnen nicht mehr die Rede ist. Vollständig erloschen war ihr Stamm, ihr Land eine Einöde, und zu Sena am Ufer des adriatischen Meeres erblühte eine römische Colonie (285 v. Chr.). So rächte Rom den Alliatag, so das „Wehe den Ueberwundenen".

Den Untergang Etruriens konnten nun auch die Bojen, wohl die mächtigste gallische Völkerschaft, nicht mehr aufhalten. Sie traten an die Stelle der Senonen und übernahmen die Führung im Kampfe gegen Rom. Schwand auch infolge der Eroberung Etruriens eigenartige Kultur mehr und mehr, ging mit dem Verluste der freien Sitte der Verlust der freien Kunst Hand in Hand, und gewöhnte sich das unterworfene Volk andrerseits wieder daran, auch „auf den barbarischen Geschmack seiner nördlichen Nachbarn einzugehen:" So blieb doch noch lange Zeit Etrurien die technische Werkstätte für Italien und den Norden. Noch im Jahre 205 vermochte Arretium der Flotte Scipios binnen 45 Tagen 3000 eherne Schilde, ebensoviele Helme, 50,000 Lanzen und an Beilen, Spaten, Sicheln zu liefern, was 30 große Kriegsschiffe zu ihrer Ausrüstung bedurften. Fügen wir hier Cäsars Nachricht von den Galliern an, die ein Volk von höchster Geschicklichkeit gewesen sein sollen, imstande, alles, was ihnen von andern vorgemacht wurde, nachzuahmen und selbst zu verfertigen; hören wir auch von andern Schriftstellern ihren Scharfsinn und ihre Gelehrigkeit rühmen: so dürfte es doch kaum sehr wunderbar erscheinen, wenn wir auch in gallischen Ländern nicht sowohl einer Kunst und Kultur, wohl aber einer Technik begegnen, welche derjenigen der Etrusker sehr nahe kommt. Standen doch die Kelten Jahrhunderte lang in direkter Berührung mit den Etruskern, und wenn wir auch Lindenschmit zustimmen, daß gerade die Metalltechnik eine von Süden nach Norden importierte sei, so glauben wir doch, daß er zu weit geht, wenn er alle im Norden gefundenen Waffen und Werkzeuge, Armbänder, Diademe und Spangen für Importartikel aus dem Süden hält. Gerade der Umstand, daß diese Technik bei den Kelten nicht der eigenen künstlerischen Entwicklung, sondern nachahmender Gelehrigkeit entsprang, daß dieser industrielle Organismus nicht auf einer ebenso organischen Reihe gleichartiger Leistungen in Gefäßbildnerei und Sculptur, wie in dem ganzen übrigen Kulturleben basierte, erklärt uns das Sinken dieser Technik, wie er uns das Sinken des Volkes selbst erklärt, dessen ganze Kultur uns mehr als eine übertragene, der Fremde abgelauschte, als wie eine mit der eignen nationalen Entwicklung Hand in Hand gehende erscheint. Diesen Zwiespalt der äußeren angelernten Technik mit der inneren geistigen Unreife hätte nur ein ruhiges Ausleben zu schlichten vermocht. Das aber war den Kelten nicht vergönnt. Zu sanguinisch, eine dauernde Ruhe zu ertragen, stürzten sie im Bewußtsein ihrer physischen Uebermacht stets wieder in neuen Kampf, so das einzige Kapital, welches sie besaßen — ihre physische Kraft und Gesundheit — in end- und nutzlosen Kriegsfahrten und Abenteuern vergeudend.

Wie schon erwähnt, übernahmen die Bojen nun die Führung der norditalischen

Kräfte gegen Rom. Allein auch ihr Glück war kein größeres. Wir hören von schrecklichen Niederlagen, welche das tapfere Volk erlitt. Im Bunde mit den Faliskern, einer etruskischen Völkerschaft, versuchten sie 238 v. Chr. wieder das Glück der Waffen gegen die gewaltige Roma. Allein Fallerii wurde eingenommen und zerstört, und die Bojen selbst kehrten, durch äußere Niederlagen und innern Zwist gebrochen, in ihre Heimat zurück. (233 v. Chr.). Immer bedenklicher rückte die Macht der Römer nach Norden vor. Colonien wurden angelegt und die Picentinischen Aecker, den Senonen abgerungen, sollten nun auch an römische Colonen verteilt werden. Da rafften sich die Bojen auf, zogen Verstärkungen von jenseits der Alpen an sich und schlossen ein Bündnis mit den Insubrern. Bei Telamon an der Küste des tyrrhenischen Meeres gerieten die Unglücklichen zwischen zwei römische Heere. (225.) Nach beiden Seiten Front machend, versuchten sie den Kampf. In trotzigem Uebermute warfen die Gaesaten, die Mietsoldaten von der Rhone, ihre Kleider ab. Die nackten kräftigen Gestalten aber sanken nieder unter den



Ueberreste römischer Gebäude bei Kulbing.

Wurfgeschossen der römischen Plänkler, die einem Nahekampf auszuweichen wußten, während das weiche Schwert der Bojen und Insubrer sich mit der gestählten, handlichen und spitzen Waffe der Römer nicht zu messen vermochte. 40,000 Tote deckten die Wahlstatt und 10,000 Gefangene schmückten den Triumphzug des Konsuls Aemilius.

Und noch einmal sehen wir die Hoffnung den Galliern neu erblühen, als Hannibal, Karthagos großer Feldherr, nach Italien zog. Bojen und Insubrer schlossen sich ihm an, aber das Schicksal Hannibals und seiner Vaterstadt, die unglückliche Schlacht bei Zama (202), die Roms Weltherrschaft begründete — wir erkennen den Ausgang, der den treuen Bundesgenossen des Puniers beschert ist. Wohl setzten die Bojen den Kampf fort, und mörderische Schlachten schlugen sie mit den Römern um ihre Freiheit, doch es war ein langsames Verbluten — Heimat und Freiheit retteten die Geschwächten nicht mehr. Unterwerfung oder Auszug war das ihnen bestimmte Los. Sie wählten das letztere, verließen die herrlichen tuskischen Fluren, welche sie einst erobernd in Besitz genommen, und wandten sich nach Norden, wo sie sich oberhalb Pannoniens um den Plattensee niederließen. So berichtet Strabo, während Plinius sagt, sie seien wie die Senonen zu Grunde gegangen.

Roms Herrschaft reichte nordwärts bis zu den Alpen. Es war still geworden in diesen Gegenden Oberitaliens, totenstill, und die Römer konnten nun ihre ganze Macht gegen Osten und Süden kehren. Es schien, als folgten sie dem Schatten Hannibals, der, seiner Vaterstadt die Schande der Auslieferung zu ersparen, nach Tyrus und von da nach Ephesus zu König Antiochus von Syrien geflohen war. Die Römer folgten und nach dem Siege über Antiochus bei Magnesia (189 v. Chr.) mußte Hannibal weiter fliehen. Er kam zum Könige Prusias von Bithynien, der ihn jedoch nicht mehr zu schützen vermochte. Die Erde gehörte den Römern, und die Weltbeherrscher von ihrer letzten Furcht, die sie vor einem Greise zittern ließ, zu befreien, leerte der gewaltige Mann, bis zum Tode ein Held, den Giftbecher. (183 v. Chr.). In vernichtendem Heerzuge ging es nun über die Erde. Was noch Kraft besaß, oder Roms Glanz zu verdunkeln drohte, sollte niedergeworfen werden, und auf die Trümmer von Karthago, Korinth und Numantia pflanzten die Römer den siegreichen Adler. Afrika, Griechenland und Macedonien wurden römische Provinzen. Vielleicht hätte auch damals schon Gallien sich beugen müssen, dessen Soldaten fast in allen Heeren, welche gegen Rom geführt wurden, kämpften, wären nicht Ereignisse eingetreten, welche die Römer von der weiteren energischen Verfolgung ihrer eingeschlagenen Siegerlaufbahn einstweilen abgehalten hätten. Diese Ereignisse waren die innere Revolution, die über ein Jahrhundert lang die herrlichsten Fluren Italiens in furchtbaren Bürgerkriegen verheerte und das Auftreten der Germanen — ihr erstes Eingreifen in die Weltgeschichte. Ihr gewaltiges Vorstürmen lenkte nicht nur die Aufmerksamkeit der Römer eine Zeit lang von den Galliern ab, sondern auch an diese selbst trat mit der neuen mächtigen Völkerbewegung der Kampf um die Existenz von einer andern Seite heran.

Wie einst die Etrusker von Galliern und Römern in die Mitte genommen und erdrückt wurden, so geschah nun den Galliern selbst von Römern und Germanen. Schon hatte Rom die Kelten in und über die Alpen zurückgedrängt; ja selbst von Griechenland und Macedonien aufwärts suchte man eine sichere Grenzlinie zu gewinnen, welche den Norden vom Süden scheiden sollte. Immer nördlicher drangen die römischen Colonen im Gefolge der römischen Legionen. Zur Verbindung Italiens mit der Provinz Hispania ward die Provinz Gallia Narbonensis eingerichtet, welche von den Alpen bis zur Rhone reichte. (120 v. Chr.). Im Osten hatte man eine gleiche Verbindung mit Macedonien und Griechenland durch Eroberung der Illyrischen Provinz herzustellen gesucht. (167 v. Chr.) Es war nur eine Frage der Zeit, wann diese vorgeschobenen Provinzen selbst durch Eroberung der zwischenliegenden Landstriche nördlich der Alpen ihre Verbindung erhalten würden. In diesem Zwischenreiche aber wohnten keltische Völkerschaften, und zu ihnen haben wir uns nun zu wenden. Nicht mehr wie ehedem, schienen diese Völker imstande, dem Vordringen der Germanen Widerstand zu leisten; der Durchbruch der Cimbern und Teutonen machte die Römer auf die Gefahr, welche von Norden drohte, aufmerksam, und je größer diese Bewegung im Norden wurde, um so mehr trat die Forderung an die Römer heran, die Organisation dieser nordischen Grenzwacht selbst in die Hand zu nehmen. Aber erst Cäsar erkannte die Größe dieser Aufgabe ganz und zog ihre volle Konsequenz. Bevor man den Keltenstämmen in diesen Alpengegenden etwas Nachhaltiges anhaben konnte, mußte man zuerst die Quelle verstopfen, aus welcher den Geschwächten fortwährend neue Kräfte zuströmten: man mußte das eigentliche Heimatland der Gallier zu unterwerfen suchen; die abgelösten Glieder starben dann von selbst. So erscheinen uns die Ereignisse in einer innerlich ununterbrochenen Reihenfolge und mit einem wunderbaren staatsmännischen Blicke — oder sollen wir es Institut nennen? — folgten die Römer dem Zwange der Notwendigkeit.

Im Laufe der Erzählung trafen wir auf die Bojen. Sie waren eine der mächtigsten keltischen Völkerschaften, die mit den Bayern später vielfach in Verbindung gebracht wurden. Schon deshalb verdienen sie unser besonderes Interesse. Wo kamen sie her? Ob auch sie einst in Gallien ihren Stammsitz hatten, oder ob sie noch auf der Wanderung als einer der letzten Keltenstämme nach Italien kamen, weiß man nicht. Nur das ist gewiß, daß die italischen Bojen nur ein Zweig des großen Bojenvolkes waren. Dieser „unselige Ahasver seines Stammes“ begegnet uns auch nördlich der Alpen, und zwar wird gerade

für die späteren bojischen Ansiedler am Plattensee die Herkunft von Norden angenommen. Nördlich der Donau wohnten einst Helvetier und Bojen; jene zwischen dem hercynischen Wald und den Flüssen Rhein und Main, diese im jetzigen Böhmen, das als Bojenheim von ihnen seinen Namen erhielt. Aus dieser Mitteilung des Tacitus erkennen wir, daß nicht die Donau, wie es später der Fall war, die Grenze zwischen Kelten und Germanen bildete, sondern das mitteleuropäische Waldgebirge, und wenn wir den Ausführungen Usingers Glauben schenken dürfen, so war es auch ehemals nicht der Rhein, sondern die Elbe, welche beide Völker von einander trennte. Mit diesem Blick auf die einstigen Grenzen wird uns zugleich der siegreiche Einbruch der Germanen und das Zurückweichen der Kelten klar. In breiter Front gegen Südwesten ergossen sich diese langen zurückgedämmten Völkerfluten über das westliche Deutschland, alles was ihnen im Wege stand, vernichtend oder beiseite schiebend. Die Helvetier und mit ihnen ein Teil der Bojen mußten ihre Heimat verlassen. Ihr Land wurde zur Wüste und jenseits des Rheines in den schützenden Gebirgsthälern der Alpen ließen die Verdrängten sich nieder. Cäsar fand sie noch dort. Wir haben hier ein neues Beispiel, daß ein vertriebenes Volk in die Berge flieht, und Livius, Nachricht von den Rätern gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit. Daß die ostwärts wohnenden Kelten die Kulturstufe der westlichen Stammbrüder noch nicht erreicht hatten, geht nicht nur sowohl daraus hervor, daß eben an sie die Notwendigkeit des Sich-Zurechtfindens auf abgegrenztem Bezirke noch nicht in dem Maße herangetreten war, wie bei den Bewohnern Galliens, sondern auch aus den Nachrichten der Alten, welche lange Zeit Kelten und Germanen nicht zu trennen wußten. Die Erkenntnis des Unterschiedes beider Völker erlangten die Römer erst, als der Krieg sie mit den Germanen in längere und innigere Berührung brachte. So ist es nur natürlich, wenn man auch die Cimbern und Teutonen anfangs für Kelten hielt, eine Ansicht, welche dann von vielen späteren Geschichtschreibern geteilt wurde. Doch auf die Geschichte des Cimbernzuges werden wir weiter unten einzugehen haben. Hier handelt es sich darum, genauere Umschau in den Alpen und Donauländern zu halten und zu erfahren, welche Völker die Römer dort antrafen, als ihr Zug sie nach dem Norden führte.

Von Bojen und Helvetiern im Norden der Donau hörten wir bereits. Die Helvetier traten in dem Kampfe um den Kaiserthron zwischen Galba und Vitellius von der Schaubühne ab. Von Cäcina, dem Legaten des Vitellius, fast vernichtet, verschwanden sie unter den eindringenden Germanen, und ihr Land fiel nach hartem Kampfe mit den Römern den Alamannen zu. Den Bojen werden wir später noch öfter begegnen und müssen wir ihre Geschichte bis zu ihrem Untergange verfolgen.

Das Mittelland der Alpen im Osten der Helvetier und der Völker des oberen Rhonethales bewohnten die Räter und Vindeliker. Die Räter haben wir als Stammverwandte der Etrusker kennen gelernt. Daß sich Kelten vielfach mit ihnen, namentlich in den nördlichen Alpenthälern gemischt, ist wohl anzunehmen; doch bleibt Steubs Forschungsergebnis für den engeren Kreis bestehen und wird unterstützt durch die Aussage der Anthropologen (Ranke), welche lautet: „eine räto-romanische Bevölkerung, selbst schon das ethnologische Produkt einer reichen Mischung verschiedenartiger Völkerbestandteile, hatte bis zur Völkerwanderung südlich der Donau und nördlich von dieser bis zur Teufelsmauer das Land inne. Bei Aschaffenburg schoben sich die Befestigungen des römischen Grenzwalles und hinter ihm eine gallo-römische Bevölkerung vom Westen her in das bayerische Land ein, und nur in dessen nördlicher und östlicher Hälfte treffen wir in jener Zeit urdeutsche Stämme.“ Zu dem gleichen Resultate kommt für den südlichen Teil des Landes auch Diefenbach. „Da die meisten alten Ortsnamen keltisches Gepräge tragen, so läßt sich vermuten, daß vorkeltische Stämme von einer keltischen Mehrzahl allmählich keltisiert, und vielleicht noch vor Vollendung dieses Prozesses romanisiert wurden. Wenigstens besitzt der rätoromanische Sprachast, der sich durch Graubünden, Engadin, Tyrol und vielleicht noch weiter erstreckt, Besonderheit genug, um einen nicht rein keltischen Vorgänger möglich erscheinen zu lassen.“ Der Geschichtschreiber muß sich hier auf das Urteil der Ethnologie und Sprachwissenschaft verlassen, und kann dies um so ruhiger thun, wenn historische Nachrichten für die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Thatsachen reden.

Die Vindeliker dagegen in dem nördlich vorgeschobenen Flachlande waren eine durchaus keltische Völkerschaft. Bildete der Lech in seinem nördlichen Laufe die Grenze zwischen Rätern und Vindelikern, wie nach Zeuß, der sich hinwiederum auf Ptolemäus stützt, wohl anzunehmen, so gehörten nur die Consuanten, Runicaten, Licaten (am Lech) und Catenaten zu der Volksmasse der Vindeliker, während die Camunen im Val Camonica, die Lepontier im Tessin, wo die Val Leventina von ihnen noch den Namen hat, die Venosten im Etschthal (Vinstgau), die Isarker am Eisach und die Brixanten am Bodensee (Brigantium—Bregenz) nebst andern den Rätern zuzuweisen sind.

In den Ostalpen saßen die Taurisker, die Tauernbewohner. Im Westen an Rätien und Vindelikien, im Norden an die Donau, im Osten an Pannonien grenzend, gehören auch sie dem keltischen Volksstamme an. Der Gebirgsrücken zwischen der Gail und dem Tagliamento, der oberen Sau und Drau trennte die Taurisker oder Noviker, wie sie auch nach ihrer Hauptstadt Noveja genannt werden, von den Carnen. Auch diese sind keltischer Abkunft und wohnten bis zum adriatischen Meere; später wurden sie von den Venetern verdrängt. In ihrem Gebiete fließt ein Flüßchen, welches noch heute den Namen Isonzo führt, den es einst mit der Salzach geteilt. Die Noriker waren ehedem ein mächtiges Volk, von Königen beherrscht und mit den ihnen nordwärts anwohnenden Bojen verbündet. Ihre Völkerschaften sind die Sevaken im Inn-Donauwinkel, die Alaunen oder Ambisonten am Isonta-(Salzach-)ufer, die Ambidraven an der oberen Drau, die Ambiliken im Gailthal (eigentlich die Bewohner der Lechufer; ein Lechfluß ist aber hier nicht mehr zu finden, wohl aber noch ein Lessachthal.) Aus den Ambisonten haben dann später die Deutschen Bisonter = Pinzgauer gemacht.

Bojen fanden wir also nur im äußersten Osten des durchstreiften Gebietes, nich aber im Bayernlande selbst. Der alte Name Bojodurum (Innstadt von Passau) wird zwar von einigen auf ihre dortige Anwesenheit gedeutet, aber ohne weitere Stütze. „Der Ort Bojodurum," sagt Zeuß, „ist wegen seines Namens noch so wenig Stadt der Bojen, wie Eburodunum (im Quadenlande Mähren) der Eburonen."

Ob wir gleich sahen, daß die Kelten in diesen Gegenden weit verstreut und nicht in geringer Anzahl saßen, so ist doch von der ganzen keltischen Siedelung nichts erhalten geblieben. Die ungeheueren Stürme, welche nachmals über dieses Land getobt, haben vernichtet, was von keltischer Hinterlassenschaft vorhanden, und die wenigen Ueberbleibsel der Bevölkerung, welche sich in der unzugänglichen Wildnis versteckt hatten, sind später von den Römern und von den Germanen aufgesogen worden. Nur eines lebt noch fort, was von früherer keltischer Siedelung Zeugnis ablegt, die Sprache des Volkes in der Benennung der Fluß- und Ortsnamen. So findet sich die Isara in Bayern als Isar, in Frankreich als Isère, in Rätien als Isarcus (Eisach); die Virdo (Wertach), die Labara (Laber), Danubius (Donau), Licus (Lech), Aenus (Inn), Alcmona (Altmühl) sind keltisch. Dann die vielen Städtenamen auf „dunum", von denen einige Beispiele genügen mögen: Cambodunum (Kempten), Parrodunum (Partenkirchen?), Carrodunum (Kraiburg) u. s. w.

Ueber die Kultur in diesen Gegenden ist uns von den alten Geschichtschreibern nur sehr wenig überliefert worden. Doch sahen wir, daß die hier wohnenden Völkerschaften einerseits mit den Etruskern, andrerseits mit den Kelten stammverwandt waren. Wir werden demnach auch, wie das eine oder andere Element vorwiegt, bald ein Anlehnen an Etruriens, bald an Galliens Kultur hier anzunehmen haben. Von ersterer war bereits die Rede, von letzterer werden wir hier zu erwähnen haben, was auf die damaligen Verhältnisse in den Alpenländern von Einfluß gewesen sein mag. Zu einem staatlichen Gesamtorganismus konnten die Bewohner schon der Bodenbeschaffenheit wegen sehr schwer gelangen, da die hohen Bergwände trennend zwischen den Gliedern des einzelnen Volksstammes lagen. Andrerseits hinderte aber auch der eigene Volkscharakter, wenn wir von einem solchen reden dürfen, die Fortentwicklung. Nicht aus freien Stücken hatte man diese Wildnis aufgesucht, sondern von der Not gedrängt, nachdem die alte Heimat verloren gegangen und das Leben des Volkes den Todesstoß vom Schwerte des Siegers empfangen. Ein verzweifeltes Ringen, das im Aufblühen gebrochene Leben zu erhalten, ein Kampf mit dem nahenden Tode, so erscheint uns nach den Berichten der Alten das

Leben jener Völkerreste. Schon lange vor der Unterwerfung durch die Römer waren diese mit den Alpenvölkern in Verbindung getreten. Den Kaufmann lockte das berühmte norische Eisen, die Produkte der großen Wälder und der ausgedehnten Viehzucht in das unwirtliche Land. Pech und Harz, Käse, Wachs und Honig, Vieh und Felle der erlegten und geschlachteten Tiere bildeten die vornehmlichsten Handelsartikel. Später, als statt der Lasttiere und Lastträger Wagen über die neu angelegten Straßen zu ziehen vermochten, nahm der Holzhandel und in den südlichen Thälern des Veltlin und der unteren Etsch der Weinhandel einen höheren Aufschwung. Doch nicht nur Eisen lieferte das Land der Taurisker, sondern auch Goldminen und Goldwäschereien waren in lebhaftem Betrieb. Den



Römer im Tauschhandel mit den Germanen.

römischen Kaufleuten aber folgten die römischen Soldaten. Die Pässe waren unsicher durch das Räuberwesen, was hier blühte. Den fortwährenden verheerenden Ausfällen in die oberitalische Ebene mußte man entgegentreten. Man trieb namentlich die Viehherden der Lombardei den Bewohnern von dannen und flüchtete sich mit ihnen zurück in die Berge. Massenhafte Burgen (umwallte Plätze) auf den Höhen dienten der bedrohten Bevölkerung lange als sichere Zufluchtsorte, und wenn die Gefahr vorüber, begann man das alte Handwerk aufs neue. Später errichteten die Römer an Stelle der zerstörten Burgen und Städte gern ihre Castelle und Städte, so namentlich in Bregenz (Brigantium) und Augsburg, dem vindelicischen Damasia (?), dem römischen Augusta Vindelicorum. Wenn uns namentlich von dem Räuberhandwerke der Räter und der andern Alpenbewohner so mannigfache Nachrichten überliefert sind, wenn aus den Erzählungen der Alten hervorgeht,

daß die Alpenbewohner sich zu einem alle Kräfte zusammenfassenden Staatswesen nicht aufzuschwingen ermochten: so möchten wir nicht mit Planta annehmen, daß die Räuberei dort nicht schlimmer gewesen sei, als etwa bei den Germanen, sondern wir halten bestimmt dafür, daß das eigentliche Räuberwesen in den Alpen geschäftsmäßig betrieben wurde, und sehen den Grund für diese Annahme in dem zerstörten Dasein der Alpenbewohner. Die ersten Flüchtlinge mochten mit verzweifelter, doch vergebener Sehnsucht von den frostigen Berggipfeln hinunterschauen in ihre alte sonnige Heimat, die sie an den Stärkeren verloren. Nicht imstande, dieselbe wieder zu gewinnen, zog es die Vertriebenen hinab zu immer erneuten fruchtlosen Anläufen und Einfällen. Was sie raubten, gehörte ja einstens ihnen. Doch schon die folgende Generation, im ewigen Kampfe erwachsen, kannte nur mehr das Handwerk selbst, während das Motiv desselben vergessen war. Hunderte von Beispielen ließen sich aus der Geschichte beibringen, diese psychologische Folge zu bestätigen, wie der tapferste und hingebendste Verteidiger der Heimat als Flüchtling schließlich zum Wegelagerer und Räuber geworden, und diese in sich gebrochene Existenz zwingt den Betroffenen zurückzuschauen nach der alten Heimat und in der Sehnsucht nach vergangenen Zeiten seine Kräfte zu verzehren. So bleibt ihm die Zukunft verhüllt und die Unfähigkeit, den neuen Zufluchtsort als zweite Heimat liebzugewinnen und in und mit ihr ein frisches Dasein zu beginnen, einer frohen und kräftigen Entwicklung entgegenzuarbeiten, wächst, je mehr Sehnsucht und Gewohnheit aus derselben hinausdrängen.

Auch die inneren und höheren Alpenthäler waren schon früh bewohnt, und ließe sich daraus wohl der Schluß ziehen, daß wie Etrusker und Gallier in die Berge flohen, so vor ihnen schon andere Völkerschaften, welche dann durch die neuen Ankömmlinge immer tiefer ins Gebirge hinein und auf die Höhen gedrängt wurden. Von der Annahme einer Urbevölkerung sehen wir gegenüber anderen Anschauungen ab, da kein Volk der Erde aus natürlicher Neigung, sondern nur von der Not gedrängt, ein solche Berg- und Waldwildnis zum Aufenthalte wählt, wir aber auch auf der anderen Seite nicht wohl wüßten, was wir uns unter einer Alpenurbevölkerung zu denken hätten. Daß eine ältere Bevölkerung vorhanden war, als Etrusker und Gallier, beweisen unter anderem auch die Funde, welche man in einigen Thälern machte. Steinerne und knöcherne Werkzeuge sagen uns, daß einst eine Bevölkerung von sehr niedriger Kulturstufe hier gehaust. Ob die Pfahlbautenbewohner (Helbig denkt an die Italiker [?]) mit dieser Bevölkerung identisch waren, ist eben eine Vermutung. Das Metall war dieser Bevölkerung nicht ganz unbekannt, aber teuer und selten muß es noch gewesen sein.

Neben Vieh- und Bienenzucht, Wiesenbau und Ackerwirtschaft in den wärmeren Thälern lieferten Jagd und Fischfang einen Teil der Nahrung wie der Tauschartikel im Handelsverkehr. Gesponnen und gewoben wurde auch, und Thongefäße ohne Drehscheibe aus der Hand verfertigt. All' diese Thätigkeit mag wie Schiff- und Häuserbau mit der Ankunft der Etrusker und Gallier neuen und bedeutenden Aufschwung genommen haben. Wie in Gallien und Spanien, so war auch in den Alpenländern zu dieser Zeit gemünztes Geld nicht selten, und zwar finden wir hauptsächlich massilisches Silbergeld. Gerade die unverhältnismäßig rasche Entwicklung der Geldwirtschaft und des Verkehrs, die zu Cäsars Zeit die ständischen Verhältnisse aller dieser Stämme trostlos verwirrt und verschoben hatte, stammt aus der Zeit der Söldnerkriege Carthagos und Griechenlands. „Schiffbau und Handel, und damit verbunden die Macht einer rohen Geldwirtschaft, machte ihren Einfluß auf die inneren Verhältnisse dieser rein barbarischen Stämme unwiderstehlich geltend. Ein städtisches Verkehrsleben ohne städtische Verfassungen, reiche Zölle und Hafengelder ohne eine fest und sicher geordnete Verwaltung, die steigende Verschuldung großer Massen und in ihrem Gefolge die Ausbildung einer hörigen Bevölkerung, über der eine immer mächtigere Aristokratie um Königtum, Tyrannis oder Republik ringt, das sind die Hauptzüge dieser Zustände, wie sie Cäsars Betrachtung für uns fixiert hat. Sie machten ihm überhaupt möglich, die Unterwerfung Galliens in so überraschend kurzer Zeit zu vollenden.“ So faßt Nitzsch die Kulturentwicklung der Gallier in kurzen Worten zusammen, und richtet er seinen Blick auch nur auf Gallien, so gilt doch manches auch für unser Land. Die Bevölkerung der Alpengegend war nach außen hin nicht abgeschlossen,

wie man das vielleicht annehmen möchte, sondern ein reger Verkehr scheint hier mit südlichen und westlichen Stammgenossen, wie auch mit den Römern geherrscht zu haben. Gefundene Goldmünzen waren denen des Philipp von Macedonien nachgebildet und hatten die vertiefte Schüsselform. Es sind diese „Regenbogenschüsselchen“ kein ausländisches Fabrikat, sondern im Lande selbst geprägt; namentlich in Vindelicien fand man derselben eine große Menge. Wer aber Geld prägt, wird auch die Verwendung des Geldes gekannt haben, und dürfen wir außer den spärlichen Nachrichten der Alten, welche dieses bestätigen, auf einen nicht zu unterschätzenden Verkehr und Handel auch in diesen Gegenden schließen.

So sehen wir das Keltenvolk überall, wo es uns bisher begegnete, in den Bannkreis einer Kultur treten, welche ihm die Mittel raubte, seine Eigenart voll und ganz auszubilden. Die fremde Kultur ward von ihm aufgenommen, und statt dieselbe nach seiner Natur auszuarbeiten und sich anzupassen, mußte es sein Wesen in unverstandene Formen zwängen. Die Doktrin nahte seinem Leben zu früh. Und wenn auch Jakob Grimm sagt: „alles was uns von keltischer Religion übrig blieb, zeugt selbst in seinen Bruchstücken von feinerer Geistesbildung, als uns deutsche oder nordische Mythologie kundgeben; es dringt darin mehr von priesterlicher Lehre durch“: so muß er doch hinzufügen, daß „an Gemüt und epischem Gehalt unsere Denkmale unvergleichlich höher stehen.“ Das aber ist es. Denn Gemüt und epischen Gehalt kann Sage, Götterleben und Dichtung nur von einem Volke empfangen, das auf seinem frühesten poetischen Wege, in der Zeit seiner Jugend fremden Einflüssen und Eindrücken fern blieb, dem die Natur es vergönnt, sich in ihre Tiefe und gewaltige Schönheit selbsteigen zu versenken.

Das ist die Ursache, warum die Götter der Kelten Dogmatiker zu ihrer Verherrlichung und zur Vermittlung ihrer Lehre brauchten, warum wir bei ihnen jene streng abgeschlossene Kaste der Druiden finden, während uns von einem gleichen oder nur ähnlich einflußreichen Institute bei den Germanen nichts gemeldet wird. Auf seinem Einödhofe wohnte der Germane noch Jahrhunderte lang in Feld und Wald zerstreut, als die Kelten schon ein Städtewesen besaßen.

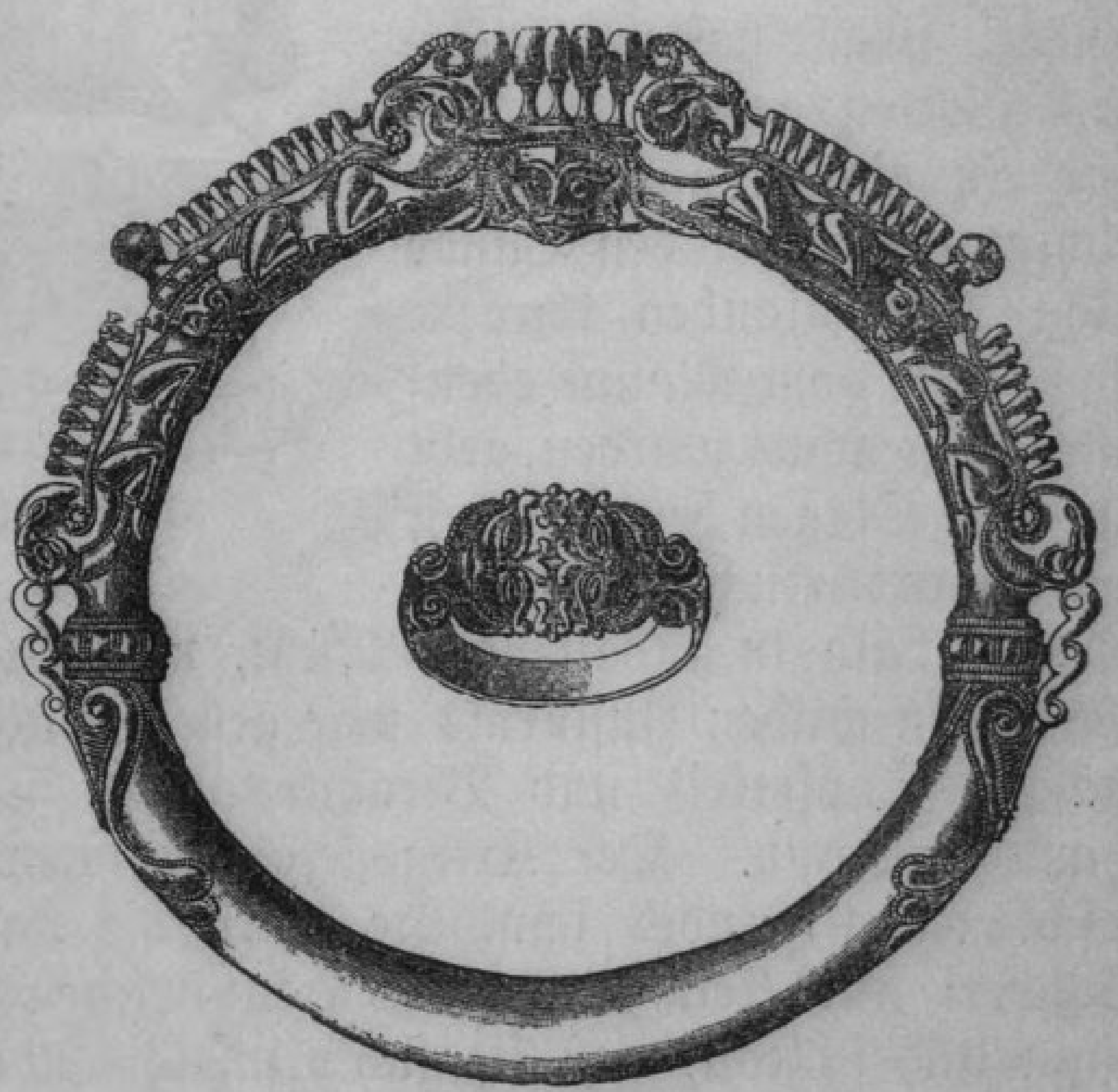
Wahrsagerei und Aberglaube bildeten den Kern der etruskischen wie der keltischen Religion. Zwar finden wir bereits eine symbolische Personifizierung und den Versuch einer geistigen Durchdringung der Schicksalsmächte bei den Galliern, aber wir können uns denken, daß diese Vergeistigung der Naturkräfte mehr der Phantasie als der vernünftigen Erkenntnis entsprang, und daß die Kaste der Priester sich um so mehr und fanatischer ausbilden und zusammenschließen mußte, als fortschreitende und vielfach voreilige Erkenntnis die alte Lehre umzustürzen drohte. In Britannien soll die schroffe Ausbildung des Druidenordens ihren Ursprung genommen haben. Derselbe umfaßte drei Klassen: die der Seher, Barden und der eigentlichen Druiden. Diese standen dem Priester-, Lehr- und Richteramte vor und übten mit Bannstrahl und Interdikt einen tiefgreifenden Einfluß auf Staats- und Volksleben aus. Auch weibliche Druidinnen werden genannt und sind dieselben wohl als Wahrsagerinnen anzusehen. Das „Heilige und Ahnungsreiche“ des Weibes erscheint demnach nicht bloß als eine Eigentümlichkeit germanischer Anschauungsweise. Weissagungen und Orakel zu erteilen war die besondere Beschäftigung der Druidinnen, während die Druiden selbst mehr in theologisch-philosophischer Arbeit, in „Untersuchungen über die geheimsten und höchsten Wahrheiten der Seele“ ihren Beruf erkannten. „Sie waren die Träger des Glaubens und die Lehrer der Jugend, die sich zu ihnen wandte.“ Unsterblichkeit der Seele ist eine ihrer hervorragendsten Lehren, und zwar deuten die Opfer am Grabe des Verstorbenen, die Mitgabe alles dessen, was ihnen im Leben lieb gewesen, darauf hin, daß man sich das Fortbestehen persönlich dachte. An geheiligten Stätten, namentlich in Eichenhainen, wurde den Göttern geopfert und Verehrung gezollt, und schauerlich schön beschreibt uns Lucan den Gottesdienst der keltischen Priester:

„Siehe da stand ein Wald, seit unvordenklichen Zeiten
Nie vom Beile verletzt; mit dichtverschlungenen Aesten
Wehrt er in schattiger Kühle dem Strahle der Sonne, behütend
Heilige Nacht; nicht Pane, des Feldbaues Pfleger, beherrschten

Nicht die mächtigen Sylven den Hain, noch gütige Nymphen,
Nein, ein barbarischer Kult mit grausam dampfendem Altar.
Jeglicher Baum troff menschliches Blut unheimlichen Göttern.
Ja, wenn Glauben verdient der Wunderglaube der Vorzeit,
Mieden die Vögel sogar auf seinen Zweigen zu sitzen,
Mied es das Wild zu lagern im Hain, nie wagte der Wind sich
Rüttelnd an ihn, nie regt' in den Blättern sich säuselnd ein Lufthauch,
Sondern es zittert das Laub in eigner Bewegung erschauernd,
Während aus schwärzlichen Quellen und trüb das Wasser dahinrinnt.
Traurig starren geformt aus ungehauenen Stämmen
Ohne Kunst und Gestalt die Bilder der finsteren Götter.
Schauder erregt die Verlassenheit, der vermorschenden Klötze
Bleichere Färbung und größere Furcht verbreitet der Gottheit
Ungewohnte Gestalt, denn fremde Götter erzeugen
Durch das Geheimnis heilige Scheu; auch meldet die Sage,
Von Erdbeben durchhöhlt aufstöhne die Wölbung des Bodens,
Aber vom Falle erhöben sich neu die Taxus; im Feuer
Ohne zu brennen stehe der Hain, es ringelten Drachen
Sich um die Stämme und flögen umher, die Leute vermieden
Hier in der Nähe den Boden zu bau'n, den Ort des Entsetzens
Ueberlassend der göttlichen Macht; ob Phöbus im Laufe
Schreite zur Mittagshöh', ob finster über dem Himmel
Brüte die Nacht, es scheue sogar der Priester des Ortes
Nähe, besorgend, er möge dem Herrn des Waldes begegnen."

Wir erkennen, wie in schauerliches Geheimnis sich dieser Kultus hüllte, wie er mehr mit Entsetzen und Scheu erweckender Zurückhaltung die Gemüter zu beherrschen, als mit sittlichem Denken und erhebendem Glauben dieselben zu erfüllen suchte. Furcht, nicht selige Zuversicht, verschaffte diesen Göttern Verehrer und in diesem Motive allein schon liegt die ganze Krankheit des Volkes wie seiner Religion ausgesprochen.

Die Seher übten die Mantik. Aus den Eingeweiden der Tiere, dem Vogelfluge, den Zuckungen eines sterbenden Menschen, dem man das Schwert in den Rücken gestoßen, kurz aus allem, was Phantasie in ungesundester Weise dem Gehirne überspannter Menschen erweckt, redet der Wille der Götter, die dem Menschen unablässig nahe sind.


Etruskischer Arm- und Fingerring.

Die Barden aber waren die eigentlichen Dichter und Sänger des Volkes. Der unter den Kelten so alte Feudaldienst tritt uns hier entgegen. „Die edleren unter ihnen sangen mit begeisterter Treue das Lob und die Heldenthaten ihrer Herren, der letzten Herren des untergehenden Volkstumes; viele aber sanken zu Lustigmachern und Parasiten der tafelnden Junker und endlich auch des großen Publikums herab und wurden zuletzt fahrende Leute." Das ist der Rest, der sich in eine spätere Zeit zu retten wußte; den andern, namentlich dem nationalen Priestertum gab römische Staatskunst den Todesstoß, wohl erkennend, daß in dem Institute der Druiden die Nationaïität der Kelten ihren letzten Rückhalt besaß.

Wir fragen nach der Kraft, die allein aus all' diesen ungesunden Verhältnissen heraus den Weg zu einem starken und selbstbewußten Dasein finden wird. War diese Kraft dem Keltenvolke noch eigen? War das Leben des einzelnen Mannes, der einzelnen Familie noch so natürlich fest gefügt, um ein Emporraffen hoffen zu lassen? Oder treten auch hier die unsteten Schwankungen, das Schaukeln zwischen Stärke und Schwäche, zwischen Wille und Begierde, Vernunft und Phantasie verderbenkündend zu Tage?

Was die Alten melden über äußere Erscheinung, Wuchs und Gestalt der keltischen

Männer und Frauen, so wird namentlich der Schönheit der letzteren vielfache Bewunderung gezollt. Hohe und ebenmäßige Gestalten, die Haut von weißem Glanze, mit blondem, ins rötliche spielendem Haare, stehen die Frauen an Größe den Männern nur wenig nach. Frische Lieder preisen die Frauen mit der weißen Haut, mit dem Goldhaar.

In diesen Eigenschaften werden die Kelten jedoch von den Deutschen bedeutend übertroffen. Macht in diesen Naturgaben die Erscheinung den Eindruck körperlicher Kraft und Gesundheit, so zeigt doch jede Schilderung, daß die innere Energie den Naturkindern fehlte. Auch daran mag ihre frühe Berührung mit der Kultur der Mittelmeervölker einen nicht zu unterschätzenden Anteil gehabt haben. Sanguinisch, physisch und geistig zu Extremen geneigt, wechseln ihre Empfindungen zwischen Aufregung und Abgespanntheit. Schmuckliebe und Eitelkeit führten zu großem Luxus, und die innere Haltlosigkeit zu aufregenden und unnatürlichen Lastern. Namentlich werden in dieser Beziehung Trunkliebe und geschlechtliche Ausschweifungen genannt. Von den stammverwandten Britanniern wird Vielmännerei und Weibergemeinschaft gemeldet. Aus alle dem erkennen wir, daß die keltische Kultur, wie oben angedeutet, ein Produkt der Nachahmung, nicht das Resultat einer eigenartigen Durch- und Ausbildung des Volkscharakters und Volklebens war.


Keltisches Bronceornament.

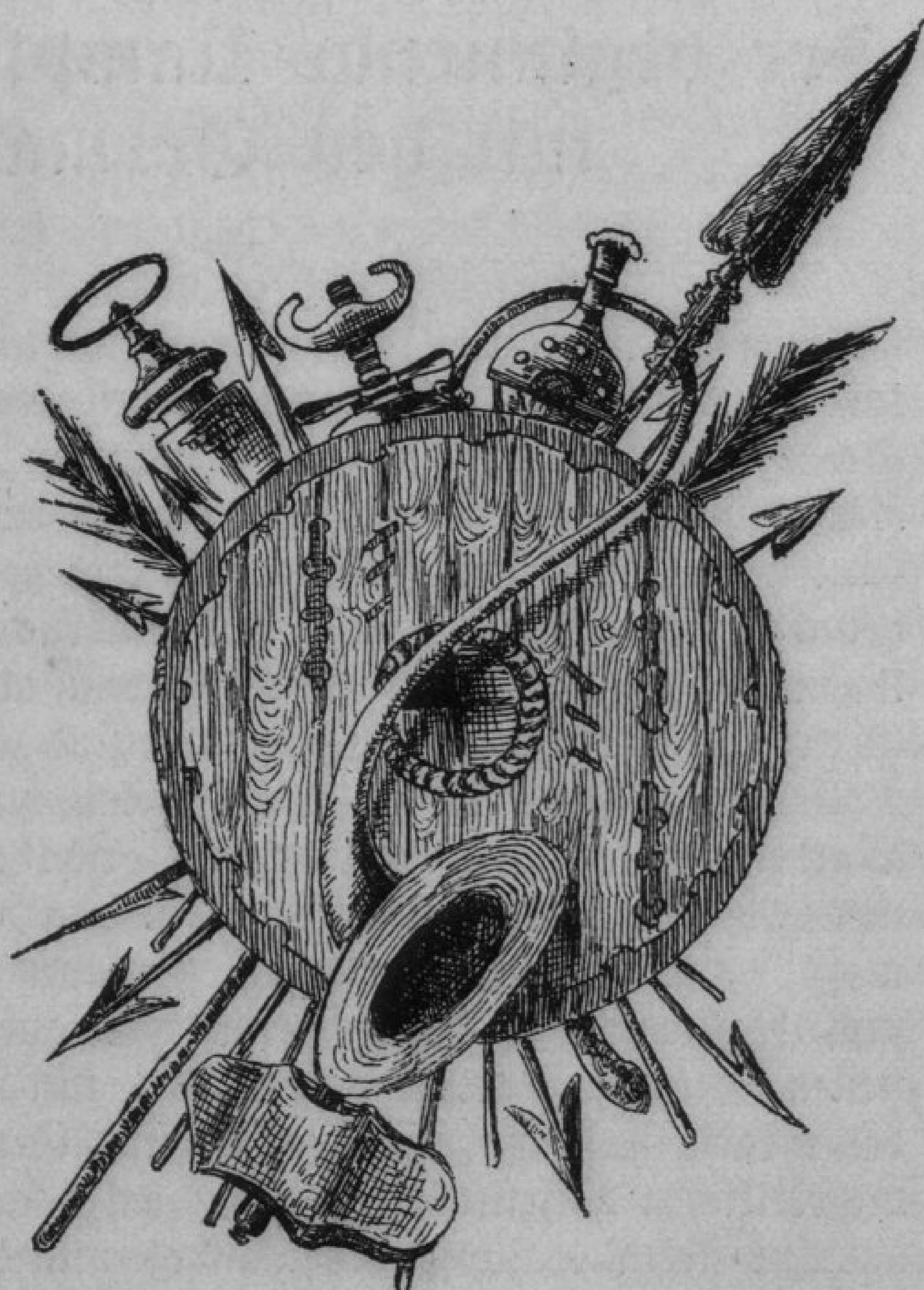
Kann man den Kelten auch Wertschätzung der Frauen nicht absprechen, so stehen diese selbst doch, was die Reinheit und Weihe des Familienlebens betrifft, ihren germanischen Schwestern weit nach. Oberflächlich und leichtsinnig, flatterhaft und kokett erscheinen sie uns häufig in jenem zweifelhaften Lichte dem Gatten gegenüber, daß wir an eine Wahrung und Achtung der ehelichen Bande nicht recht glauben können. Daß diese vom Manne ebensowenig geachtet wurden, geht aus dem Obigen hervor. Fast wäre man versucht, zu denken, daß über die Befriedigung augenblicklicher Bedürfnisse und Wünsche ihr Denken nicht hinausging. Auch diese politischen Spaltungen, dieses Parteitreiben zeigen nichts von großem Blick, von Fürsorge für die Gesamtheit. Im Einzelinteresse gehen alle Bestrebungen unter, und den Römern war dadurch die ewige Handhabe geboten, sich einzumischen und jeden Zusammenschluß zu einmütigem und nationalem Handeln zu vereiteln.

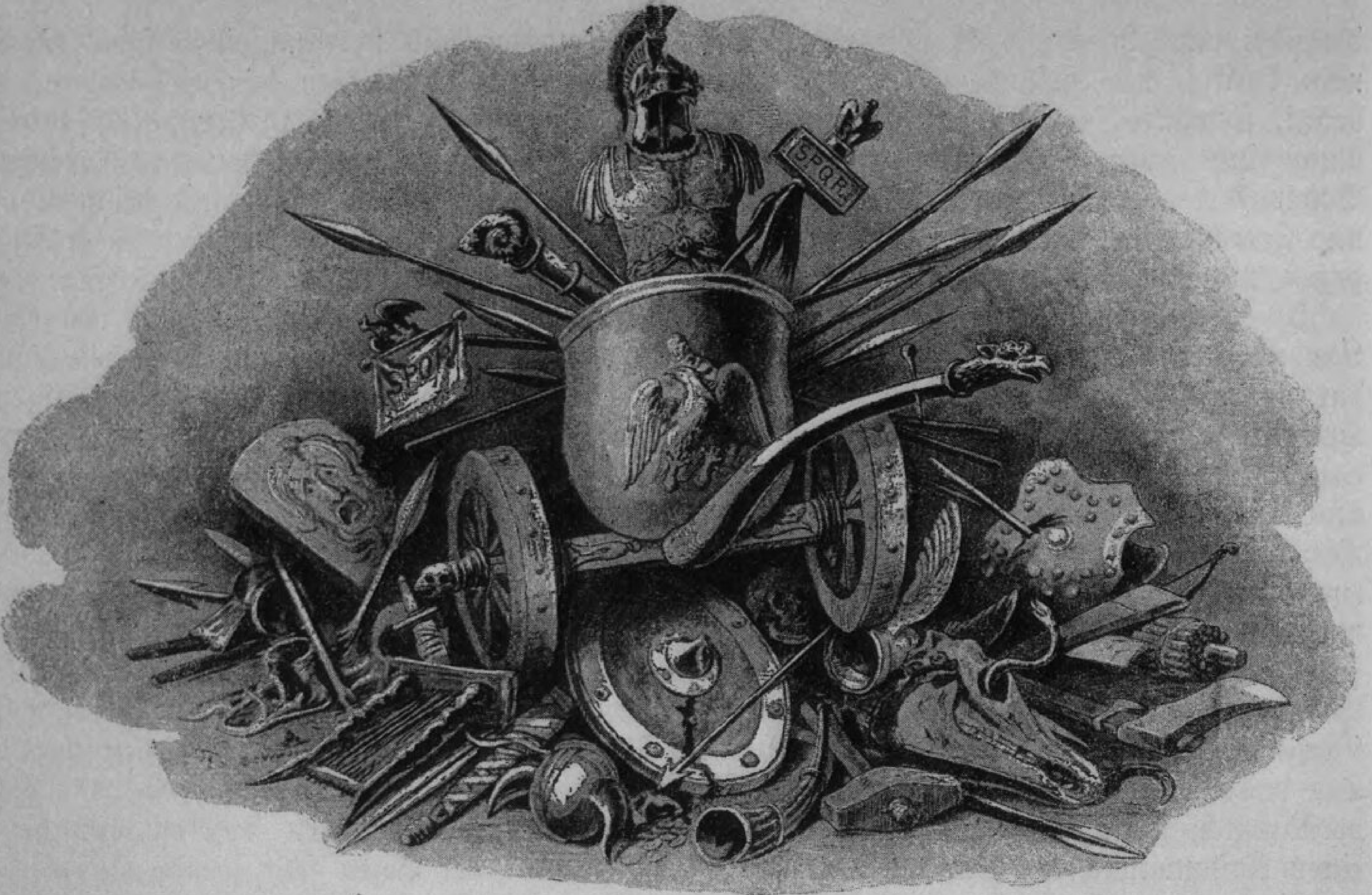
War der Kelte auch abgehärtet gegen augenblickliche äußere Einflüsse, so ermattete er doch bald in anhaltender Mühe, und Mutlosigkeit ergriff ihn. Mit dem Zurückschlagen des ersten wilden Ansturms war gewöhnlich das Schicksal der Schlacht entschieden. Heldenmäßige Tapferkeit und Verachtung des Todes gingen mit Grausamkeit und Blutdurst Hand in Hand. Der Kriegsgefangene ward den Göttern geopfert, und das Haupt des erschlagenen Feindes schmückte zuerst die Lanze des Kriegers, dann die Thüre des Hauses. Schwert und Celt waren die Hauptwaffen des Volkes. Die Klinge des ersteren war so dünn und schlecht, daß sie sich oftmals umbog. Auch war das Schwert wegen mangelnder Spitze nur Hieb-, nicht Stoßwaffe. Nur das norische Schwert war berühmt und wegen seiner Güte ein auch von den Römern vielfach gesuchter Handelsartikel. Ob Kelten oder Etrusker seine Verfertiger waren, mag unentschieden bleiben. Nur eines sei hier noch erwähnt, daß gerade in Noricum die Ausgrabungen das Vorhandensein und die einstige hohe Blüte einer Metalltechnik ergeben haben. Nach den Funden von Hallstadt wurde eine ganze Gruppe von Waffenfunden benannt. Dieselbe liegt in Deutschland hauptsächlich im Donauthale. Zeigen auch die in Bayern, Württemberg und Hallstadt ausgegrabenen Bronzebleche die nämlichen Ornamente wie die Geschirre um Bologna, so brauchen dieselben deshalb doch nicht nur an einem Orte entstanden sein, sondern Werkmeister derselben „Schule“ können hier wie dort, wie anderswo gearbeitet und also die eine Metallkultur über weitere Strecke verbreitet haben.

Die Frage nach dem Vorhandensein jener ursprünglichen Kraft und Gesundheit ist

demnach mit „Nein" zu beantworten. Der Jungbrunnen, aus welchem einem Volke stets neue kräftige und gesunde Elemente fließen, den das deutsche Volk in seinem Bauerntume besitzt, sprudelte für das keltische nicht, da Zeitumstände und Volkscharakter der Begründung eines festen freien Bauernstandes ungünstig waren. Mommsen deutet auf dieses Vorurteil der Gallier gegen den Landbau als Kenner der Völkergeschichte mit besonderem und berechtigtem Nachdruck. Dieses freie Bauerntum, welches in Deutschland so kräftig gegen das Aufkommen eines aristokratischen Regimentes und damit der Zerstückelung des Volkes oder Stammes in kleinere Verbände entgegenzuarbeiten wußte, bestand in den Ländern der Kelten nicht. In dem Verhältnis von Rittern und Hörigen sehen wir fast das ganze Volk, und selbst die Not vermochte es nicht, die auf ihre Macht eifersüchtigen Häuptlinge zu einmütigem nationalem Handeln zu bewegen.

Namentlich im Süden Frankreichs hatte „altes Völkergemisch, die Nähe der See und die mannigfachen Einwirkungen der phokäischen Kolonien, Massilias voran, den Boden empfänglich gemacht für materielle nnd geistige Fremdherrschaft". Von der römischen Provinz im gallischen Lande ging Julius Cäsars bald schleichender, bald zermalmender Schritt durch das große Land. Seine Unterwerfung und Romanisierung bedeutete den Untergang des keltischen Volkstums, und als direkteste Folge der Politik Cäsars ist die Unterwerfung der Alpen- und Donauländer unter Augustus zu betrachten. Der nächste Abschnitt wird daher die Zeit der Römerherrschaft in diesen Ländern umfassen und das Heranrücken der Legionen an Germanias Grenzen schildern, doch ist es wohl verständlich, wenn wir nach dem bereits Erwähnten hier schon erklären, daß die Annahme einer Abstammung der Bayern von dem keltischen Volke der Bojen sehr wenig oder vielmehr gar keine Aussicht auf Bestätigung hat und haben kann.





Der beginnende Kampf der Römer mit den Germanen.



Wie glühende Lavafluten, die im Innern der Erde eingeschlossen, toben und wachsen, wie manchmal unheimliche längere oder kürzere Stöße einen nahen Ausbruch verkünden, und dann plötzlich die Rinde unter ungeheueren Verheerungen bricht, die lang angestauten Fluten aus dem Feuerschlunde sich ergießen und weithin die Lande bedecken; so erscheint uns der Durchbruch der Cimbern und Teutonen durch Germanen- und Keltenland hindurch bis zu den Grenzen der römischen Welt. Es sind vulkanische Elemente der Völkerwelt, welche da zu Tage treten, und dann am Tageslichte angelangt, langsam erkalten und ersterben, bis auf den Sedimentgebilden der Jahrhunderte ein neues Leben zu erblühen vermag. Von Jütlands rauhen Gestaden trieben Uebervölkerung und Naturnöte die Menschenmassen auf die Suche nach einer neuen Heimat. Sturmfluten, die mit tückischem Anfalle über die niedrigen Ufer hereinbrachen und Germaniens Nordküste zum unheimlichen Aufenthaltsorte machten; der geologische Prozeß, der dort in stetem Kampfe des Landes mit dem Meere sich abspielte, sind die Ursachen des Aufbruchs. Der Elbstrom wird den Wandrern als Wegweiser gedient haben, und so erreichten sie das Land der Bojen am hercynischen Waldgebirge. Dieses starke Volk aber wies ihren Angriff zurück, und die Germanen umzogen nun im Osten das Land und erreichten im Jahre 113 v. Chr. Illyrien. Diesen Weg nimmt Dahn an, obgleich unsre Vermutung dahin geht, der Durchbruch durch die Keltenvölker am hercynischen Waldgebirge sei westlich von

Böhmen erfolgt. Es wäre damit die Thatsache zu erklären, daß sowohl die Bojen mehr nach Osten, also nach Böhmen, und die Helvetier mehr nach Westen, dem Rheine zu gedrängt wurden, ein Vorgang, der dann im Laufe des folgenden Jahrhunderts durch Nachdrängen der Germanen nach Süden und Südwesten sich immer stärker nach beiden Seiten hin entwickelte, bis er in dem Abzuge der Helvetier über den Rhein hinüber in die Alpenthäler, sowie in demjenigen der Bojen durch Böhmen und aus demselben hinaus seinen Abschluß fand.

Suebenvölker sind es, welche diese Landstriche nachmals in Besitz nahmen und wie kein anderes zeigen auch Cimbern und Teutonen den Charakter der „Schweifenden". Zu der späteren Völkergruppe der Sueben kann man sie aber trotzdem nicht zählen, da diese Bezeichnung ihren festen Begriff erst mit der Zeit erhielt. Aber noch zu keinem dauernden Grundeigentum gekommen, schweifen die Cimbern und Teutonen in der Welt umher, nachdem das besetzte Land sich als zu klein und unheimlich erwies. Dieses Land war ihnen wahrscheinlich selbst noch nicht zur Heimat geworden, da es ja auch nicht in ewigem Besitze ihrer Väter war, und vielleicht sogar niemals unbestritten in ihrem eigenen Besitze. So trieben Not und alte Wanderlust zum Aufbruche.

Nach zielloser Wanderung gelangten diese Völkermassen an die Alpenpässe in Kärnthen, wo ihnen die römischen Legionen entgegentraten. Nicht Kampf war ihr Begehr, sondern Land. Deshalb folgten sie der Aufforderung des Konsuls Papirius Carbo, zurückzugehen. Die mitgegebenen Wegweiser aber führten sie in einen Hinterhalt bei Noreja, und obgleich die Hintergangenen den Sieg über das Heer des perfiden Römers erfochten, wandten sich die Scharen nicht nach Süden, sondern nach Westen. Ueber die Schweiz erreichten sie das eigentliche Keltenland — Gallien. Aber auch hier trafen sie wieder auf die Römer. „Eine Verständigung zwischen der Mittelmeerkultur und diesen barbarischen Wanderern war unmöglich: zwischen Rom und den kimbrischen Haufen konnte nur ein Vernichtungskampf entscheiden." Wir erkennen die Lage: entweder wird Rom die Erhebungsgelüste der Gallier niederzuhalten imstande sein und somit den begonnenen Weg der Unterwerfung unter römische Kultur und die ihr folgende Herrschaft fortsetzen, oder es werden die Gallier sich den Germanen anschließen und mit ihnen vereint den Kampf gegen Rom aufs neue beginnen. Daß das erstere geschah, daß der Kern der Keltenvölker den Germanen feindlich entgegentrat, und nur kleinere Gruppen der alten Wanderlust folgten und sich ihnen anschlossen, zeigt, wie tief bereits der Gegensatz der gallischen und germanischer Kultur wurzelte. Gallien folgte dem Stichworte Roms. Die ungeheure Kraft der nordischen Barbaren jedoch lernten noch mehrere Römerheere bitter erkennen, so namentlich diejenigen des Silanus, Scaurus und Caepio, welche in den Jahren 109 und 105 auf gallischem Boden bis zur Vernichtung geschlagen wurden. Nach einem fruchtlosen Zuge über die Pyrenäen kehrten die Cimbern nach Gallien zurück, vereinigten sich bei Rouen wieder mit den Teutonen. Aber der Widerstand der keltischen Völkerschaften, namentlich der Belgen, wehrte ihre Niederlassung in Gallien ab, und nun erst beschloß man im Süden der Alpen zu suchen, was man in Spanien und Gallien nicht gefunden — eine neue Heimat. Aus der drohenden Gefahr rettete Italien nur das Feldherrntalent des Marius. Wie später Cäsars egoistische Politik Gallien den Römern gewann, so sehen wir hier den gewaltigen Bauernsohn aus Cereatae in dem Ringen um die oberste Staatsgewalt sich zum Feldherrn ausbilden und trotz seiner egoistischen Ziele zum Retter des Vaterlandes werden. „Es ist eben dies das Privilegium des staatsmännischen Genius," sagt Mommsen, „daß seine Mittel selbst wieder Zwecke sind." Den römischen Proletarier statt des Grundbesitzers machte Marius zum Legionar und schuf eine neue Heeresformation, welche geeignet war, dem furchtbaren Keilstoß der germanischen Krieger Widerstand zu leisten. Rettete dies auch den Staat militärisch vom Untergange, „so lag doch in dem Vorgehen des Marius eine vollständige politische Revolution. Man hatte das stehende Heer, den Soldatenstand, die Garde; es fehlte einzig an dem Monarchen."

In seinem befestigten Lager an der Rhone erwartete der Feldherr den Ansturm der Teutonen. Diese hatten sich von den Cimbern wieder getrennt, um den Uebergang

über die Westalpen zu versuchen, während jene die Straßen über den Brenner, an Eisack und Etsch hinab, nach Italien zogen. Vergebens war der Sturm der Kühnen auf das römische Lager, und als sie an demselben vorbei gezogen waren, folgte ihnen Marius, bis er sie an der Durance bei Aquae Sextiae erreichte, schlug und vernichtete. (102 v. Chr.) Dann eilte der Konsul seinem Amtsgenossen Lutatius Catulus, der von den Cimbern bereits bis zum Po und über denselben zurückgeworfen worden war, zu Hilfe und bereitete den tapferen Nordlandssöhnen auf den raudischen Feldern bei Vercellae das gleiche Schicksal — Tod und Gefangenschaft. (101 v. Chr.)

Zum erstenmale waren die Römer mit den Germanen zusammengetroffen. Der „kimbrische Schrecken“ war ihnen in die Glieder gefahren und forderte sie auf, für die Abwendung neuer Gefahren, welche von Norden drohten, Sorge zu tragen. Die Unwegsamkeit der Gebiete, welche man mit den Heeren hatte durchziehen müssen, die Schwierigkeit der Verproviantierung, die zweideutige Stimmung und Haltung der Alpenvölker, welche sich nicht befähigt oder nicht geneigt zeigten, für Rom die Vorhut zu bilden: alles das mochte zusammenwirken, den Gedanken nahe zu legen, eine Verbindung der beiden



Germanische Ratsversammlung.
Relief von der Siegessäule Mark. Aurels.

Provinzen Gallia Narbonensis und Illyriens durch Eroberung der Alpenländer und der nordwärts gelegenen Landstriche bis zur Donau zu erstreben. Man hatte es erfahren, daß die starren Alpen nicht mehr als Schutzwehr gegen die nördlichen Barbaren angesehen werden konnten; deshalb durfte ihr Besitz nicht in den Händen feindlicher Völkerschaften bleiben, und so zwang es die Römer von selbst, den Weg nach dem Norden einzuschlagen.

Doch nicht sofort sehen wir sie die vom Schicksal gewiesene Bahn verfolgen. Nicht sogleich wurde die Notwendigkeit in ihrem vollen Umfange klar erkannt, da innere Wirren und gewaltiger Parteihader, der in den Namen Marius und Sulla seine Verkörperung fand, die Blicke der römischen Staatsmänner trübte. Wiederholter Mahnungen bedurfte es, bis man in Rom der drohenden Gefahr inne wurde, und als dies geschah, war es im Grunde genommen bereis zu spät. Die Germanen hatten Zeit gefunden, sich langsam mit der römischen Kultur und Politik vertraut zu machen; man hatte ihre Ziele erkannt und traf, wenn auch anfangs noch in primitivster Weise, seine Gegenvorkehrungen. Langsam lebte man sich in den Gegensatz gegen Rom hinein, und dieser Gegensatz kam zum ersten gewaltigen Ausdruck in den beiden germanischen Völkerbünden unter Arminius und Marbod. Die römische Kultur vermochte es jetzt, nachdem dieser Gegensatz zum

Bewußtsein gekommen war, natürlich nicht mehr, wie einst die karthagisch-griechische bei den Kelten, das ganze Volk unerwartet zu treffen, zu verblüffen und zu zersetzen.

Ein Menschenalter nach dem Einbruche der Cimbern und Teutonen trat die Frage wieder an die Nordländer heran, ob sie gemeinsam den Kampf gegen Rom unternehmen sollten. Mithridates, der König von Pontus, in früheren Kriegen von den Römern mehrfach geschlagen und besiegt, faßte den Plan, nach Westen aufzubrechen und alle Völker längs der Donau (die Thraker, Macedonier, Pannonier, Skythen, Kelten und Germanen) zu einem gewaltigen Stoße gegen Rom zu vereinigen. Ein Riesenplan! Aber der Idee entsprachen die Mittel nicht. Geschwächt durch die früheren unglücklichen Kämpfe, fand er selbst bei den eigenen Unterthanen den alten Gehorsam nicht mehr, und in sich selbst sank der ideale Riesenbau zusammen, den König unter seinen Trümmern begrabend. (63 v. Chr.) Immerhin mag das eine nicht ohne Bedeutung gewesen sein, daß der erwachende Gegensatz der germanischen Welt gegen Rom durch diesen Posaunenstoß mehr Leben erhielt, umsomehr, als auch der Gedanke an die mögliche Ausführung eines solchen Planes in Rom nicht unerwogen geblieben sein wird.

Aber nicht von Osten her sollte der Kampf um die Existenz zuerst wieder an die Römer herantreten, sondern von Westen. Die Germanen hatten den Rhein erreicht und denselben teilweise bereits überschritten. Wann dies geschehen, wissen wir nicht. Doch wenn uns auch keine Kunde davon überkommen ist, so dürfen wir dennoch nicht annehmen, im inneren Germanien sei alles ruhig geblieben, und die Cimbern und Teutonen hätten nur gewissermaßen eine Spazierfahrt durch das Land gemacht. Nein, jener gewaltige erste Durchbruch hat seine Wirkung ausgeübt, und noch lange mögen die hochgehenden Wogen der Völkerbewegung über das Land hinweggegangen sein. Einen Beweis dafür mag man darin erkennen, daß jene Furche, welche Cimbern und Teutonen gezogen, völlig weggespült worden und von ihrer Richtung keine Kunde auf uns gekommen ist. Wie im Süden des hercynischen Waldlandes die Kelten auseinandergetrieben und nach Osten und Westen geschoben wurden, so nordwärts die Germanen. Dieser Druck, dieser enorme Wechsel in den Besitzverhältnissen — denn nur Auswanderung oder Anschluß rettete vor dem Untergang — mögen den Weg zum Rheine, wenn er nicht bereits gefunden war, gewiesen haben; und darum haben wir uns den Cimbernkrieg nicht als eine isoliert dastehende Erscheinung zu denken, sondern in innerem Zusammenhange mit den folgenden Völkerbewegungen, von der wir leider nur dann Kunde besitzen, wenn ihre letzten Wellen die Grenze des römischen Reiches erreichten und überspülten.


Germanen um Frieden bittend. Relief an der Siegessäule Mark. Aurels.

Die Germanen, welche den Rhein erreicht hatten, werden den Uebergang über denselben auch versucht haben, da ein Fluß für sie kein unüberwindliches Hindernis mehr war. Erst nachdem sie von den Kelten zurückgewiesen worden waren, fanden sie sich darein, mit dem Strome als der Grenze ihres Landes zu rechnen, die nur dann überschritten werden konnte, wenn entweder die Gewalt der in ihrem Rücken drängenden und tobenden Fluten stärker wurde, als das Hindernis vor ihnen und sie also über dasselbe hinübertrieb, oder wenn eine günstige Gelegenheit im Keltenlande selbst sie zum Uebergange lockte. Und diese Gelegenheit zeigte sich bald.

Im Jahre 71 v. Chr. hatten die keltischen Sequaner (um Besançon) einen suebischen König Ariovist zu Hilfe gegen ihre Nachbarn, die Haeduer, gerufen. Am rechten Rheinufer

saßen nördlich der Helvetier bereits Germanen; ewiger Zwist herrschte zwischen beiden Nachbarn. Allein nicht diese Germanen überschritten jetzt den Rhein, sondern durch Vermittlung der Vangionen (um Worms), Nemeten (um Speyer) und Triboken (um Straßburg), welche dem suebischen Stamme der Germanen angehörten, und wie wir aus ihren Wohnsitzen ersehen, den Strom bereits in früherer Zeit überschritten hatten, kam den Sequanern die Hilfe der Sueben von Norden her. Nur einige tausend Mann überschritten anfangs den Rhein. Das ihnen von den Sequanern zugeteilte Land verpflichtete sie zur Kriegshilfe gegen die Haeduer, die nun ihrerseits ihre Macht durch Anlehnung an die römische Provinz, an Rom, selbst zu verstärken suchten. „Aber gerade diese Landerwerbungen werden dann der Grund gewesen sein, weshalb immer neue Scharen über den Rhein kamen. Je mehr ihrer waren: je sicherer war der neue Besitz." Dadurch entstand die Gefahr auch für die Sequaner, die Herrschaft im eigenen Lande zu verlieren. Als sie dieselbe merkten, war es schon zu spät. Unter dem Könige Ariovist schlossen sich die Germanen zusammen, und bald war er Herrscher im neuen Reiche.

Im Jahre 68 v. Chr. war Julius Cäsar in Spanien gewesen. Schon damals mochte er einen ahnungsvollen Blick auf die Verhältnisse im großen Keltenlande geworfen haben. Im Jahre 61 unternahm er einen Feldzug im jenseitigen Spanien, gleichsam der erste Trompetenstoß, welcher die Unterwerfung des Westens ankündigte. Drei Jahre später stand er an der Spitze von vier Legionen, die er bald auf sechs, dann auf acht erhöhte, in der römischen Provinz. Es begann jene ruhmvolle Laufbahn, die ihn von Sieg zu Sieg bis zur höchsten Gewalt im römischen Weltreiche führte; es begann jenes neue System offensiver Verteidigung, welche die sogenannte Völkerwanderung mehr als vierhundert Jahre in die Ferne schob. Mit dem Blicke des Staatsmannes erkannte er die Gefahr, welche für die römische Provinz und somit für Rom direkt aus der weitgreifenden Macht des Germanenkönigs, der damals bereits bis zu den Ufern der Saone und über die Gebiete der Vangionen, Nemeten und Triboken seine Herrschaft ausgedehnt hatte, erwuchs. Die Rücksicht auf die Germanen ist nicht nur dieses eine Mal maßgebend für die Politik Cäsars, sondern oft finden wir diesen vielsagenden Seitenblick in den Schriften des großen Feldherrn und Staatsmannes wieder.

Die Helvetier, im Norden durch den Rhein, im Westen durch den Jura und das Land der Sequaner begrenzt, erstreckten sich durch das Gebiet der heutigen Schweiz bis in die Berner und Glarner Alpen, reichten im Süden an die Ufer des Genfer Sees, während im Norden die Wasser des Bodensees helvetisches Gebiet bespülten. Die Ereignisse, infolge deren das Volk in diese Gegenden abzog, haben wir oben erwähnt. Die Ursache dieser Ereignisse aber wirkte noch fort. Immer wieder flüchteten stammverwandte keltische Scharen, so auch ein Teil jener ostwärts sitzenden Bojen, in die Berge, und bald ward das Gebiet für alle diese Einwanderer zu klein. Weiter nach Westen im gallischen Lande spähten sie nach einer neuen Heimat. Und als sie nun mit großem Troß, mit Weib und Kind auszogen, diese Heimat in Besitz zu nehmen, trat ihnen Cäsar entgegen, schlug sie in entscheidender Schlacht und wies die übrig gebliebenen in ihre frühere Heimat zurück. „Das that er," wie er selbst eingesteht, „hauptsächlich aus dem Grunde, weil er nicht wollte, daß die Gegend, aus welcher die Helvetier weggezogen waren, frei sei von anbauenden Bewohnern, und so die Germanen von jenseits des Rheins durch die Güte der Aecker angelockt würden, das Gebiet der Helvetier in Besitz zu nehmen." Diese Nachbarschaft fand Cäsar für die römische Provinz, wie für die den Römern befreundeten Allobroger nicht vorteilhaft. Die Bojen, welche sich an dem Auszuge der Helvetier beteiligt hatten, wurden auf Bitten der Haeduer in deren Gebiet angesiedelt.

Nach diesem Siege sehen wir den Feldherrn, wie er es nicht besser wünschen konnte, mitten in den Streit der Parteien hereingezogen. Haeduer und Arverner stritten um die Hegemonie. Die Sequaner waren den Haeduern gleichfalls feindlich gesinnt, und sie waren es, welche gegen ihre Nachbarn die Sueben unter Ariovist zu Hilfe gerufen hatten. Ein Drittel des Landes der Sequaner hatte dieser bereits in Besitz genommen, und als jetzt eine ganze germanische Völkerschaft, die Haruden, den Rhein überschritt, forderte

der König für sie ein zweites Drittel. Der Anfang der Besitznahme ganz Galliens durch die Germanen war somit gemacht. Aber dem mußte vorgebeugt werden. Cäsar schickte Gesandte an Ariovist, den König zu einer Unterredung, für welche er den Ort wählen möge, einzuladen. Da aber erhielt er eine Antwort, wie er sie wohl noch nicht zu hören bekommen hatte. „Wenn Ariovist etwas von Cäsar gewollt hätte, würde er zu ihm gekommen sein; wenn Cäsar etwas von Ariovist wolle, möge er sich herbemühen!" Es sei ihm übrigens wunderbar, was für Geschäfte Cäsar oder das römische Volk in seinem Gallien haben könnten, welches er im Kriege erobert habe.

Darauf forderte Cäsar durch eine zweite Gesandtschaft von dem Könige: er möge keine weitern Germanen über den Rhein führen; dann möge er den Haeduern die gestellten Geiseln zurückgeben und den Sequanern erlauben, auch die ihrigen jenen zurückzugeben; dann möge er weder die Haeduer herausfordern, noch sie oder ihre Bundesgenossen bekriegen. Freundschaft oder Feindschaft des römischen Volkes werde je nach seinem Vorgehen die Folge sein.

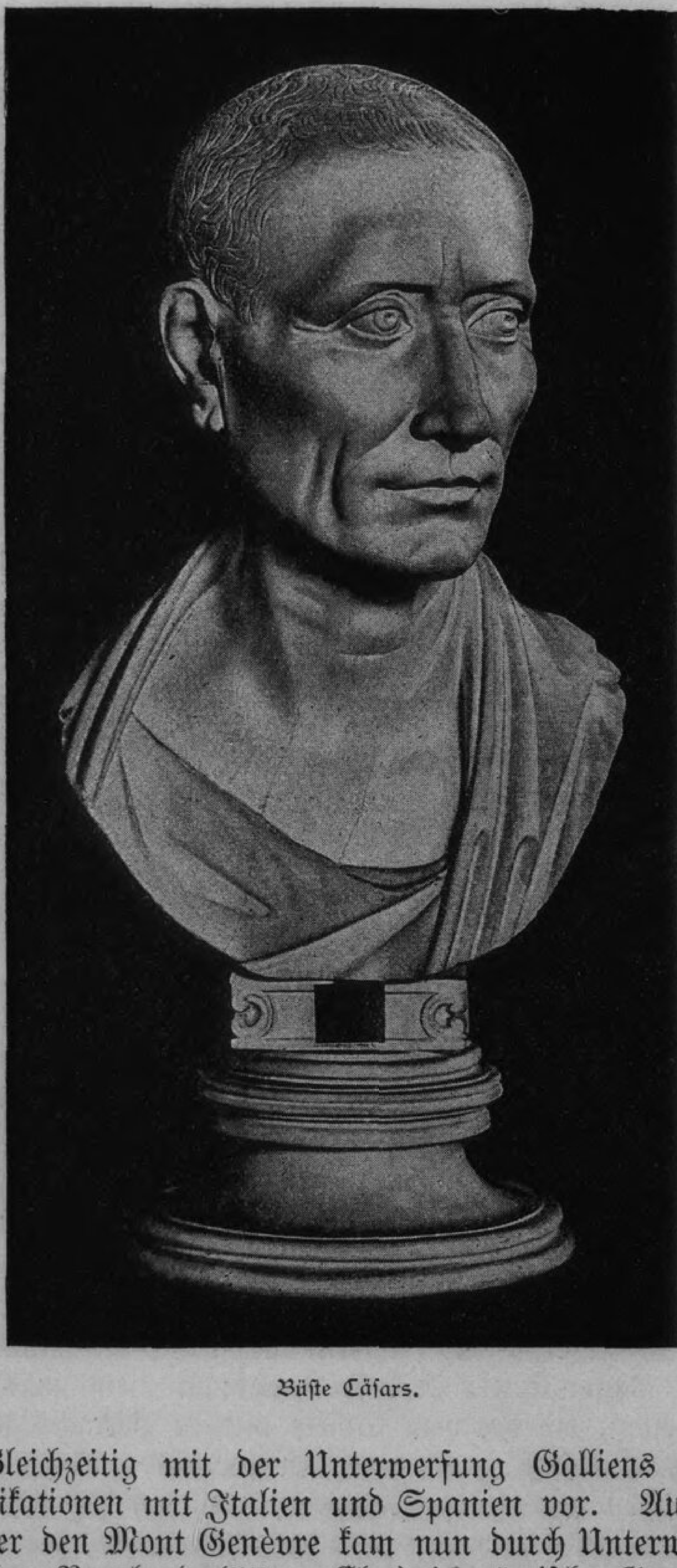

Römischer Legionarsoldat.

Und nun die Antwort des Germanenkönigs. Es ist die Antwort eines Mannes, der sehr wohl mit den eigenen Mitteln zu rechnen wußte, „der sich die Lage der Verhältnisse in Gallien und in Rom vollständig klar gemacht hatte, und der sich, darf man sagen, nur in einem Punkte täuschte, über die ihm unendlich überlegenene Genialität seines neuen Gegners." Statt als Söldner in den gallischen Parteikämpfen zu fungieren, wie seine Zuhilfenahme von den Sequanern gemeint war, hatte er sein Heer zum Herrn Galliens gemacht und es verstanden, vierzehn Jahre hindurch dasselbe nicht nur in strammer Disziplin zu erhalten, sondern auch durch Aufnahme neuer Verstärkungen furchtbarer zu machen. Dieser König ist kein Knabe; er weiß, was er thut, er kennt die Faktoren auf beiden Seiten, die bei dem Spiele mit in Betracht gezogen werden müssen, und aus seiner geistigen Bildung, aus dem Verständnis, welches er bei seinen Landsleuten fand — der Gehorsam und die Achtung, welche man ihm entgegenbrachte, verbürgen uns dasselbe — läßt sich wohl ein Schluß ziehen auf die allgemeine Entwicklung des gesunden Menschenverstandes bei den Germanen.

„Es sei Kriegsrecht," ließ Ariovist an Cäsar zurückberichten, „daß der Sieger den Besiegten beherrsche, wie er wolle; ebenso sei das römische Volk nicht gewöhnt, den Besiegten seine Befehle nach der Vorschrift eines andern zu erteilen, sondern nach eigenem Gutdünken. Wenn er selbst dem römischen Volke keine Vorschriften darüber mache, wie

es sich seines Rechtes zu bedienen habe, so dürfe er auch nicht in der Ausübung seines Rechtes von den Römern gehindert werden.“ Uebrigens möge Cäsar nur die Kriegsmacht seiner nie besiegten Germanen, die vierzehn Jahre lang unter kein Dach gekommen seien, versuchen; noch habe keiner ohne den eigenen Untergang mit ihm gekämpft.

Cäsar hatte also, was er wünschte — die Herausforderung. Man rüstete von beiden Seiten. Aber schneller als der germanische funktionierte der wohlgeschulte römische Heeresorganismus. Besançon, die Hauptstadt der Haeduer, wurde von Cäsar besetzt. Ein Hauptvorteil war damit gewonnen, und trotz der geschickten Umgehung der römischen Armee durch Ariovist, wodurch Cäsar von seiner Rückzugslinie abgeschnitten und gezwungen wurde, wollte er dieselbe wieder gewinnen, seine Streitkräfte zu teilen, trotz Tapferkeit und Todesmut der Germanen und ihres Führers ging ihnen die Schlacht verloren. Bis an den Rhein wurden die Geschlagenen verfolgt, und nur wenigen, darunter dem Könige, gelang es, das rettende jenseitige Stromufer zu erreichen. Für die Römer aber war der Erfolg ein unermessener, da sie mit der einzigen glücklichen Schlacht die Rheinlinie gewannen.



Büste Cäsars.

Klar und deutlich zeigen sich nun die Ziele, welche für die römische Politik der nächsten Zeit maßgebend waren, und Roms großer Staatsmann und Feldherr suchte dieselben in konsequentem Streben zu erreichen. Gallien mußte römische Provinz werden. Es galt demnach die Anerkennung der römischen Oberhoheit bei allen Stämmen zu erzwingen; es galt ferner die Rheingrenze gegen die Germanen zu behaupten und dieselben von weiterem Vordringen auf das linke Rheinufer abzuhalten. Den Stützpunkt für diese Politik suchte nun Cäsar in den bereits am linken Rheinufer angesiedelten Germanen zu gewinnen, welche er in ihren Sitzen beließ, teils um an ihnen einen Rückhalt gegen die Gallier selbst, teils eine Vorhut gegen die Germanen jenseits des Rheins zu haben. Alle Expeditionen der folgenden Jahre gegen die gallischen Stämme selbst entsprangen dem ersten Beweggrund. Bis zum Ende des Jahres 55 konnte die gestellte Aufgabe im Kerne als gelöst betrachtet werden. Gleichzeitig mit der Unterwerfung Galliens schritt Cäsar zur Herstellung von Kommunikationen mit Italien und Spanien vor. Außer der von Pompejus angelegten Straße über den Mont Genèvre kam nun durch Unterwerfung des Wallis die Straße über den großen Bernhard (57 v. Chr.) in römische Gewalt. Durch das Land der westwärts wohnenden Aquitanier sollte Spanien mit Gallien eine Verbindung erhalten, und bedurfte es dazu einer eigenen Expedition gegen die fest zusammenhaltenden iberischen Stämme. Der Zug glückte, und von der Garonne bis zu den Pyrenäen wurde den Römern gehuldigt.

Trotz der Niederlage des Ariovist aber hatten nach einiger Zeit die deutschen Völkerschaften der Usipeten und Teuchterer am Niederrhein den Uebergang bewerkstelligt, und zwar in solcher Masse, daß Roms Herrschaft in Gallien abermals bedroht wurde. (56/55 v. Chr.) Mit kaltblütiger und perfider Berechnung ging Cäsar gegen sie vor. Durch Gefangennahme der Fürsten und Aeltesten, die im römischen Lager erschienen waren, wurden die deutschen Scharen führerlos. Die Ahnungslosen, von dem römischen Heere überfallen, versuchten keinen Widerstand und wurden auf wilder Flucht von den Verfolgern niedergemetzelt. Nur geringe Reste fanden in dem Gebiete der Sigambrer auf dem rechten Rheinufer Schutz und Unterkunft. Das bot Cäsar die Veranlassung, die römischen Waffen auch über den Rhein hinüberzuführen. Zwischen Andernach und Koblenz überschritt das Römerheer den Strom, nicht um zu kämpfen, sondern um zu imponieren und von ferneren Einfällen abzuschrecken (55 v. Chr.) Die beiden Expeditionen nach Britannien (55 und 54 v. Chr.) hatten ebenso nur den Zweck, die Kelten der Insel von einer Beteiligung an dem Kampfe um die Freiheit ihrer Stammbrüder abzuhalten.

Gallien war nun unterworfen, und die Römer schalteten als Eroberer im Lande. Aber der siegreiche Geist der alten Freiheit ist nicht so leicht besiegt, als ein schnell zusammengeraffter Heerhaufen. Er arbeitete im Lande fort, und noch einmal, zum letztenmale, rüttelte er Volk und Führer auf zu gewaltigem Bunde gegen Rom. Im Lande der Eburonen zwischen Maas und Rhein brach der Aufstand aus. (54/53 v. Chr.) Mehr als eine Legion römischer Soldaten wurde samt ihrem Führer von den Insurgenten niedergehauen. Dann wälzten sich die Haufen stetig wachsend fort nach dem Lande der Nervier zum Angriffe auf das dortige römische Lager. Es war höchste Zeit, daß Cäsar selbst erschien. Das lockere Bündnis fiel nach einer einzigen Niederlage auseinander, und die einzelnen Gaue wurden nach und nach wieder unterworfen. Furchtbar war die Rache, welche Cäsar an den Eburonen nahm. Mit zehn Legionen erschien er in ihrem Lande, und es begann eine Menschenjagd in grausamster und elendester Weise. Nicht Sumpf, nicht Wald schützte das flüchtige Wild vor dem todbringenden Geschosse der Jäger. Nur wenige des mutigen Volkes entkamen dem Tode, unter ihnen Ambiorix, der König und Führer des Aufstandes. Wieder hatten die Deutschen den Bedrängten ihre Hilfe zugesagt und trafen auch im Lande der Treverer ein (an der Mosel). Deshalb überschritt Cäsar (53 v. Chr.) zum zweitenmale den Rhein. Aber die Sueben (Chatten) hatten sich nach Osten in ihr Waldland zurückgezogen, und Cäsar wagte nicht, ihnen in die unbekannte Wildnis zu folgen. So kehrte er, wie das erstemal, nur mit einem moralischen Erfolge nach Gallien zurück.

Hier aber hatte man endlich erkannt, welches Schicksal Land und Volk bedrohte. Die furchtbare Strenge, mit welcher der Sieger gegen die Insurgenten verfahren, hatte ihren Zweck der Einschüchterung verfehlt und trieb die gallischen Scharen zu erneutem mutigem Aufstand. Der Arverner Vercingetorix rief das Landvolk zum Aufstande gegen die herrschende Oligarchie, welche sich den Römern angeschlossen hatte. Bald war er der Führer und König aller Patrioten, welche ihm zuströmten. Man hatte mit der Abwesenheit Cäsars, welcher jenseits der Alpen weilte, gerechnet. Doch nur zu bald war der Römerfeldherr auf dem Plane. Während er seine Stärke in seinem Fußvolke besaß, verlegte sich der Gegner namentlich auf Heranziehung zahlreicher Reiterei. Cäsar mußte es empfindlich fühlen, daß er mit seinen Reitertruppen gegen die gallischen Massen nur wenig auszurichten vermochte, und erst als es ihm gelang, germanische Reiter von jenseits des Rheines für seinen Dienst zu werben, wendete sich das Los der Waffen zu seinen Gunsten. Die Germanen halfen dem Römer den Sieg gewinnen, und das Schicksal, welches einst den Etruskern Römer und Gallier bereitet, erfüllte sich nun an diesen. Die anfangs siegreiche keltische Reiterei ward nun von der germanischen bei jedem Zusammentreffen geschlagen, und Vercingetorix sah sich endlich in Alesia, der Stadt der Mandubier (Dep. Côte d'or) von Cäsars ganzer Macht eingeschlossen. Ein Entsatzversuch, den, kann man sagen, ganz Gallien unternahm, wurde von den Römern vereitelt. Vercingetorix mußte kapitulieren. Das Schicksal des Volkes zu mildern, lieferte er sich selbst dem Sieger aus. „Hoch zu Roß und in vollem Waffenschmucke erschien der König der

Arverner vor dem römischen Prokonsul und umritt dessen Tribunal; darauf gab er Roß und Waffen ab und ließ schweigend auf den Stufen zu Cäsars Füßen sich nieder. (52 v. Chr.) Fünf Jahre später ward er im Triumph durch die Gassen der italischen Hauptstadt geführt und als Hochverräter an der römischen Nation, während sein Ueberwinder den Göttern derselben den Feierdank auf der Höhe des Kapitols darbrachte, an dessen Fuß enthauptet." Hätte er nur mit dem Feinde zu kämpfen gehabt, das Glück wäre ihm vielleicht günstiger gewesen. Aber jene antinationale Opposition im eigenen Lande, welche die Entartung gallischer Zivilisation am deutlichsten klar macht, vermochte er, der letzte „Ritter" keltischer Nation, wie ihn Mommsen dem karthagischen „Helden" gegenüber nennt, nicht zu brechen. Im Innern gebrochen, der eigenen Nationalität entfremdet, fiel das Keltenvolk den Römern zur Beute, und germanische Reiterscharen waren es, welche den letzten ritterlichen Versuch, die alte Freiheit zu retten, vereitelten. Cäsar erkannte den Wert dieser Scharen sehr wohl, und bei Pharsalus sind sie es wieder, welche dem Feldherrn zum Siege verhelfen und ihn das Weltimperium erkämpfen.

Der Weg zur Söldnerei war damit auch den Germanen geöffnet. Schon waren ihre westlichen Stämme, namentlich die Ubier, vollkommen in den Verkehr und Machtbereich der Römer hineingezogen worden, doch Roms Heer und Kultur waren im innersten Kerne anders geartet, wie jene der Karthager und Griechen, mit denen einst die Gallier zuerst in Berührung kamen. Die Legionen öffneten ihre Reihen den Fremdlingen nicht; nur Auxiliartruppen durften diese stellen. Die römische Kultur war eine militärische, keine kaufmännische, und wirkte deshalb auf die Barbaren in andrer Weise. Das Zurückweichen in die Wälder rettete nicht nur das deutsche Element vor dem Unterliegen unter römischem Schwerte, sondern es wehrte zugleich dem weiteren und tieferen Vordringen römischer Kultur in das Innere des Landes. Schritt für Schritt war man hier gezwungen zu gehen, und Schritt für Schritt wuchs germanische Tüchtigkeit, wie die römische ihr gegenüber langsam sank. Noch war Rom mächtig genug, einem unterworfenen, lange in sich versunkenem Volke den letzten Rest alter Eigenart — Sprache und Kultur — zu rauben, aber die römische Weltensonne, welche die Mittagshöhe bereits überschritten, besaß die Kraft nicht mehr, einen entnervenden Einfluß auf das frische Blut und die junge Kraft der Germanen ausüben zu können. In dem Schatten und der Kühle ihrer Wälder verspielten diese ihre Jugendzeit, und wenn die gewaltige Roma sich direkt als Lehrmeisterin aufzudrängen versuchte, erhoben sich diese frohgemuten Scharen, denen die eigene freie Natur einzige Autorität war, und wiesen die Gestrenge zurück über die Donau, zurück über den Rhein. Roma wurde älter und schwächer, Germania kräftiger und weiser — der jungen Rivalin gehörte die Zukunft nach dem Spruche der Himmlischen.



Eherner Lorbeerkranz.
Gefunden in einem Grabe bei Lichtenberg am Lech. 1597.

War es den Kelten einst gelungen, in die Kulturländer des Mittelmeeres einzudringen, die Germanen warf römische Taktik nun in ihre Wälder zurück. So wurde das Schicksal gewendet. Nicht das Volk drang vor, um die Kultur zu erobern, sondern die Kultur mußte den mühsamen Weg zum Volk beschreiten, und so verzögerte sich ihr Vordringen mehr und mehr, den Germanen Zeit lassend, selbstständig zur einstigen Uebernahme der Kultur heranzureifen und nicht in frühreifen Experimenten ihre junge Kraft zu zersplittern und zu vergeuden. Wäre es den Germanen wie einst den Kelten geglückt, in dieser frühen Zeit in den Mittelmeerländern festen Fuß zu fassen, ihr Schicksal würde unfehlbar dasselbe gewesen sein. Ein Blick in die spätere Zeit, auf das Geschick der Goten, dieses so hochbegabten Volkes, bestätigt unsere Ansicht ebenso sehr, wie der Blick in die Vergangenheit auf das Geschick der Kelten.

Wie nun für die Entwicklung der neueren Kultur und Völkergeschichte die Entdeckung von Amerika von unberechenbarer Tragweite gewesen ist, so für jene frühe Zeit die



Römischer Altar. Gefunden zu Eining.

Eroberung Galliens durch Julius Cäsar. Und deshalb mußte die knappe Erwähnung dieses Weltereignisses hier eine Stelle finden, um so mehr, als ohne die Kenntnis der in der damaligen römischen Politik obwaltenden Motive die Eroberung der Donau- und Alpenländer nicht zu erklären, der Grund derselben nicht zu erkennen ist. Eine neue Welt war es, welche sich den Römern durch Cäsars Züge erschloß, eine Welt, welche der ferneren Beachtung nicht mehr vorenthalten werden konnte. Selbst bestimmend und von der alten Welt bestimmt greifen die Bewohner Mitteleuropas, die Anwohner der Nord- und Ostsee in die Ereignisse ein. Die alte Welt tritt mit der neuen in den Kampf, und dieser Kampf der Germanen mit Rom drückt den folgenden Jahrhunderten seinen Charakter auf. Cäsars Person ist nicht nur eine Figur auf dem Schachbrette der römischen Politik, sondern in ihm steht eine Schicksalsmacht verkörpert vor uns, welche in den Gang der Weltgeschichte auf Jahrtausende bestimmend eingriff. Oder wer wollte zweifeln, daß germanische und nordische Kultur, daß politische und soziale Entwicklung nicht einen ganz anderen Weg genommen hätten, wenn Ariovist, nicht Cäsar Sieger im Kampfe geblieben wäre? „Daß von Hellas und Italiens vergangener Herrlichkeit zu dem stolzeren Bau der neueren Weltgeschichte eine Brücke hinüberführt, daß Westeuropa romanisch, das germanische Europa klassisch ist, daß die Namen Themistokles und Scipio für uns einen andern Klang haben als Asoka und Salmanasser, daß Homer und Sophokles nicht wie die Veden und Kalidasa nur den litterarischen Botaniker anziehen, sondern in dem eigenen Garten uns blühen, das ist Cäsars Werk.“ So erfaßt der römischste Germane, Theodor Mommsen, mit genialem Blick die Bedeutung des größten römischen Staatsmannes und Feldherrn für die germanische Welt.

An der Bildsäule des Pompejus sank Roms neuer König von den Dolchen der

Meuchelmörder getroffen nieder. Mit ihm sank die letzte Hoffnung der ewigen Stadt; die einzige Illusion des großen Mannes, es werde das Volk im Vertrauen auf ihn sich emporraffen, um mit vereinter Kraft das goldene Zeitalter heraufzuführen, blieb eine ideale Lüge. Die Dolchstöße der Mörder trafen Roms eigenstes Leben. Nicht Freiheit und Verjüngung des Volkes, wie Cäsar es gewünscht und gewollt, sondern die Knechtschaft, die Gewalt und Militärmonarchie allein war imstande, zusammenzuhalten, was auseinander zu fallen drohte, und nur nach dieser Seite und in dieser Hinsicht trat Oktavian Cäsars Erbschaft an. Wenn trotzdem das augusteische Zeitalter seine herrlichen Blüten trieb und Roms wunderbarste Früchte reifte, so müssen wir bedenken, daß Cäsars Sonne die ersten Keime beschienen und ihre erste Entwicklung gefördert. Was der Sturm nicht gebrochen, konnte dann unter Augustus glänzender Regierung weiter gedeihen. Aber Augustus war nicht der Mann, den Wurm zu töten, der an der innersten Wurzel des römischen Lebens todbringend nagte und mit seinem Pesthauche selbst die nächste Umgebung des Monarchen, die eigene Familie, vergiftete.

Die Parther und die Germanen — sichere Grenzen im Osten des Weltreiches, sichere Grenzen im Westen — Rhein und Donau — das waren Cäsars letzte Pläne. Oktavian übernahm die Ausführung. Mag man auch früher und später angenommen und erzählt haben, Cäsar habe an die Unterwerfung ganz Germaniens gedacht, so erscheint dies doch mehr als eine Uebertragung späterer Absichten auf frühere Zeiten. Gerade darin ja unterscheidet sich geniale Größe von ihrer Imitation, daß jene Ziel und Grenze sieht und kennt, während letztere den Weg ins Blaue beschreitet und ein abenteuerliches Sich-Ergehen ins Ziellose für ein sogenanntes „Schweben in der Unendlichkeit" ansieht. Cäsar war umgekehrt, als er den Rhein überschritten, denn dieser konnte ihm einstweilen als Verteidigungslinie genügen, während er noch lange keine hinreichend sichere Stützlinie für weitere Operationen bot. An die Elbe konnte er nicht eher denken, bevor er nicht den Rhein besaß, und man verkleinert die Größe, wenn man ihr derartige Phantasien andichtet. Ein Siegerlauf durch die Welt ist eine Heldenthat für einen zweiundzwanzigjährigen Alexander, aber für einen Cäsar, der Gallien unterworfen, Rom und den Pompejus besiegte, nicht.

Nachdem nun die Monarchie des julischen Hauses durch den Sieg Oktavians bei Actium begründet worden war (31 v. Chr.), konnte die von Cäsar unvollendet gelassene Aufgabe wieder in Angriff genommen werden. Noch zu den Zeiten des Diktators hatte Dalmatien der feindlichen Partei eine zeitlang als Zufluchtsstätte gedient, wo die Pompejaner in Verbindung mit den Dalmatern und Seeräubern den Feldherrn Cäsars längeren erfolgreichen Widerstand leisteten. Erst Augustus bezwang sie. (23 v. Chr.) Langsam schoben sich nun die römischen Heere nordwärts, bis die dalmatischen und istrischen Alpen mit ihren Nordabhängen in ihrem Besitze waren. Die fortgesetzten räuberischen Einfälle der Alpenvölker in die Ebene Norditaliens mochten nach diesen vorläufigen Rekognoscierungen endlich den lange gehegten Entschluß zur Reife bringen, die Alpen- und Donauvölker der römischen Herrschaft zu unterwerfen. So schritt man denn zur Ausführung. Die beiden Stiefsöhne des Augustus, Tiberius und Drusus begannen und vollendeten die Unterwerfung der Alpenvölker im Sommer des Jahres 15 v. Chr. Drusus drang von Süden durch Tyrol vor. Durch abgesendete Heeresabteilungen ließ er die rätischen Völkerschaften in ihren Thälern einzeln unterwerfen. Ueber das Einzelne dieser Expeditionen sind wir jedoch nicht unterrichtet. Nur Strabo erzählt uns, daß es in allen diesen Gegenden gesegnete und der Kultur fähige Striche wie zusammenhängend angebaute Thäler gegeben habe, während der Anblick des Hochgebirges, des Wohnsitzes der Räuber, düster sei. Nichts erzeuge die Natur dort wegen der Eisfelder und der Rauheit des Landes. Im Vordringen erreichte Drusus den Brenner, stieg zum Inn nieder, folgte diesem Flusse und gelangte so in die bayerische Ebene. Von hier wandte er sich westwärts und überschritt den Lech. Indessen war Tiberius von Westen her, aus dem Lande der Helvetier vorgedrungen, welche, wie wir oben sahen, mit ihren Wohnsitzen bis zum Bodensee reichten. Alle Völkerschaften wurden unterworfen, und selbst eine Seeschlacht den Barbaren auf dem Bodensee geliefert. Dieser Eroberungszug kann zugleich als eine



Die Gründung Augsburgs durch Tiberius und Drusus.

Nach dem Gemälde von Frank.

wissenschaftliche Expedition betrachtet werden. Denn während dem griechischen Geschichtschreiber Herodot (um 450 v. Chr.) Donauquelle und Pyrenäen vollkommen beisammen lagen, indem er das Gebirge zu einer Stadt „Pyrene" macht, in deren Nähe die Donau entspringe; während man erst durch Cäsars Züge in Gallien entdeckte, daß die Donau wegen des gen Norden fließenden Rheinstromes nicht so weit im Westen entspringen könne: fand man jetzt die wirkliche Donauquelle und erhielt also eigentlich erst jetzt eine annähernde Vorstellung von der Gliederung des mittleren Europa.

Mit dem Jahre 15 (v. Chr.) erweiterte sich der Gesichtskreis also wieder einmal, und wenn man auch keinen Begriff von der wirklichen Zahl und Stärke der Germanen hatte so schien es einem Drusus, der in den Alpengegenden verhältnismäßig so leichtes Spiel gehabt, nicht mehr unmöglich, die Germanen zugleich von Asien und Gallien her zu fassen und sie also zu unterwerfen. Mit der Erwägung dieses Planes schritt man zur Befestigung und Sicherstellung der gewonnenen Operationslinien an Rhein und Donau. Weitere Recognoscierungszüge unternahm dann Drusus von Norden her, indem er mit einer Flotte in die Ems, Weser und Elbe drang, während von Westen und Süden römische Legionen zu Lande ihm die Hand zu reichen suchten. Immer deutlicher erkannten die Germanen das Ziel dieser Expeditionen, und die Namen Armin und Marbod erinnern uns, wie die Deutschen bestrebt waren, die Erreichung des Zieles zu vereiteln.

Von Cäsar hatte man gelernt, ein Volk zu unterwerfen und in Unterwürfigkeit zu erhalten. Seiner Methode folgte man auch hier in den Alpenländern. Entwaffnung des Volkes, Wegführung der kriegsfähigen Mannschaft, welche zum Teil den Auxiliaren des Heeres zugeteilt, teils als Sklaven verkauft wurden — sind die direkt in Anwendung gebrachten Mittel. In die stark entvölkerten Landschaften zogen dann zahlreiche Kolonisten, welche sehr bald romanisierend auf die übrig gebliebene Bevölkerung wirkten. Was die Romanisierung noch mehr begünstigte, war der Umstand, daß man die eroberten Provinzen ohne Rücksicht auf ihre Völkerbestandteile einteilte. So trennte man die südlichen Alpenländer von Rätien ab und stellte sie unter die norditalischen Stadtgemeinden, während man das nördliche Rätien mit Vindelikien zu einer Provinz zusammenschlug, welche sich dann allerdings später wieder zur Erleichterung der Verwaltung in ein erstes und zweites Rätien teilte.

Von einem besonderen Kriegszuge gegen Noricum ist uns nichts berichtet. Es scheint auf dem Wege des Vertrags um jene Zeit römisch geworden zu sein und in der Weltbeherrscherin, wie einst die Haeduer in der Provincia Narbonensis gegen die Sequaner und Germanen, gegen seine mächtigen Feinde und Nachbarn, die Daken, welche ihm mit Untergang drohten, eine Stütze gesucht und gefunden zu haben. Wie in Rätien die beiden Grenzfestungen Augusta Rauracovum (Augst bei Basel) und Augusta Vindelicovum (Augsburg), so wurde hier Carmuntum bei Wien der Stützpunkt für die römischen Operationen.

Das bisher beliebte System des Doppelangriffes von zwei Seiten wurde jetzt in größerem Maße angewendet. Denn Agrippa, der Eidam des Augustus, bereitet den Einzug in die Länder zwischen Drau und Sau vor, die Pannonier zu unterwerfen. Nach seinem Tode wurde Tiberius mit der Aufgabe betraut. In zwei Feldzügen (12 und 11 v. Chr.) wurde Pannonien unterworfen. In derselben Zeit aber hatte Drusus mit seinen Zügen nach Norddeutschland begonnen. Im Jahre 12 v. Chr. war es ihm mit Hilfe der den Römern befreundeten Ubier, Bataver und Friesen gelungen, in das Land der Brukterer an der Ems vorzudringen. Er kam ostwärts bis zur Weser. Im folgenden Jahre überschritt er den Rhein und drang auf dem Landwege wieder bis zur Weser in das Land der Cherusker vor. Das Jahr 10 v. Chr. wurde mehr zur Anlage von Festungen benützt. Ueber 50 Kastelle von der Höhe des Taunaus herab zum Maine und den Rhein hinab bis Köln bildeten den starken Gürtel der östlich vorgeschobenen Position. Wie im Lande der Mattiaken (um Wiesbaden), so dachte Drusus auch an die Errichtung weiterer Befestigungen im Innern des Landes rechts vom Rheine. Jenes Kastell Aliso an der Lippe, 19 Meilen vom Rheine entfernt, war mit dem Zwecke,

weiteren Expeditionen als Stützpunkt zu dienen, errichtet worden, und im Jahre 9 v. Chr. schickte sich nun der Feldherr zu einem neuen Zuge an, der wohl der bedeutendste und erfolgreichste, aber auch der letzte für ihn sein sollte.

Von Mainz aus überschritt er den Rhein und durchzog das Land der Chatten. Allein bei weiterem Vordringen gegen Osten stieß Drusus auf die Markomannen, und wenn er auch einen Vorteil über sie gewann, so war es doch nicht seine Absicht, schon jetzt sich aus seiner Richtung durch Bekämpfung dieser mächtigen Völkerschaft ablenken zu lassen. Die Elbe zu erreichen war sein Ziel, und da dieses Ziel ihm von den Markomannen südlich verlegt wurde, drang er nordwärts vor in das Land der Cherusker. Diesmal kam er an die Elbe, und mit dem kühnen Zuge schloß der jugendliche Feldherr seine sieg- und ruhmgekrönte Laufbahn. Auf dem Rückwege stürzte er mit dem Pferde und der in fliegender Hast herbeieilende Tiberius traf noch gerade früh genug ein, am Sterbebette des Bruders dessen Erbschaft anzutreten. Nicht mit Waffengewalt war Germania bezwungen worden, sondern mehr durch Verhandlung und kluges Verhalten. Tiberius hielt an diesem Systeme fest. Nur eine Ausnahme wurde gemacht bei



Römergrab der vierzehn Legionen bei Berg-Zabern.

dem streitbaren Volke der Sigambrer. Durch mehrmalige Angriffe und Einfälle wurde ihr Land schon unter Drusus verheert und ihre Kraft auf eine Zeit gebrochen. Jetzt gelang es dem Tiberius, das starke Volk zu beiden Seiten der Ruhr zu teilen und zu zerstreuen. Ein großer Teil wurde am linken Rheinufer angesiedelt und ihr Land — doch nicht völlig — von den benachbarten Völkerschaften in Besitz genommen.

Es sind nur ganz leise, scheinbar zusammenhangslose Andeutungen, welche uns den Weg zur Katastrophe weisen, die ja gewiß nicht unmotiviert eingetreten ist. „Leider ist die einzige gleichzeitige Quelle über diese Ereignisse die Arbeit eines so subalternen Kopfes wie Vellejus Paterculus. Und doch sehen wir selbst hier, welche gewaltigen Mächte sich gegenüberstanden.“ Das Schicksal der Sigambrer sowohl, wie jener erste Zusammenstoß des Drusus mit den Markomannen konnten nicht, ohne einen Eindruck zu hinterlassen, an diesen sowohl, wie den übrigen Germanen vorübergegangen sein. „Die römische Herrschaft,“ sagt Nitzsch, „kam über die nordgermanischen Stämme von oben her wie ein Naturereignis. Sie regte alle Keime, die hier vorhanden, alle sittlichen und egoistischen Kräfte auf: die Parteiung ging vor ihr her und unter ihren gewaltigen Schritten

erwachten die produktiven Kräfte und Ideen, die sie zu vernichten schien, mit der ursprünglichen Mächtigkeit einer so frühen Kulturperiode." Jene beiden Ereignisse konnten einem intelligenten Manne zur faßlichen Handhabe bei der Ausführung seiner Pläne werden. Und sie wurden es.

„Marbod, von edlem Geschlecht, von gewaltiger Körperkraft und Leidenschaft — so erzählt Vellejus — mehr von Geburt als Bildung ein Barbar, hatte nicht für den Moment und die augenblickliche Lage eine veränderliche und nur auf der Anerkennung seiner Haufen beruhende Führerschaft übernommen, sondern sein Plan ging auf eine ausgebildete königliche Gewalt, und nach demselben hatte er sein Volk vor dem Zusammenstoß mit den Römern dahin konzentriert, wo er, außerhalb des Bereichs jener überlegenen Macht, seine eigene als die entscheidende zur Geltung bringen konnte. Nach der Konzentration in jener Stellung unterwarf er sich alle Nachbarn durch Krieg oder Vertrag, sicherte sich selbst durch eine Leibwache und brachte sein Reich, durch die Ausbildung eines stehenden Dienstes fast auf römischem Fuß, in kurzer Zeit in eine so gebietende Stellung, daß er, ohne loszuschlagen, den Römern zeigte, er habe die Kraft und den Willen, jedem Angriff von ihrer Seite zu widerstehen." In Rom hatte der junge Markomannenfürst seine Jugendzeit verlebt und war von Augustus ausgezeichnet und begünstigt worden. Dadurch war es ihm möglich gewesen, einen tieferen Einblick in die Verhältnisse und Absichten der Römer zu thun. So kehrte er zu seinen Landsleuten zurück, und seinen Worten und Schilderungen gaben bald die Ereignisse im eigenen Lande die Bestätigung. Der unheilbringenden Nähe der Römer zu entweichen, bewog er sein Volk zum Aufbruch und führte dasselbe südöstlich in das von Bergen geschützte, von den einstigen Bewohnern nahezu verlassene Land der Bojen. Doch nur zu bald mußte man auch hier die Nähe der Römer empfinden, da ja die neu erworbenen Provinzen Noricum und Pannonien unmittelbar an das Gebiet des Marbod stießen. Der Kampf schien unausbleiblich, und so zwang es den Marbod zur Befestigung und Erweiterung seiner Macht. Er brachte sein Heer auf 70,000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter.

Es war nicht mehr das alte Heerkönigtum, sondern eine wirklich königliche Gewalt, welche Marbod sich geschaffen. Im Kriege wie im Frieden galt sein Wort, sein Ansehen, seine Macht. Diese stützte sich aber auf das stehende Heer und mit ihm auf die geschützte Lage des neuen Königreichs Böhmen. Mit sicherem Blick hatte Marbod die Notwendigkeit der Defensive den Römern gegenüber erkannt, und in der geschickt gewählten Defensivstellung suchte er dann sein Volk heranzubilden für die einstige Offensive.

Und wenn uns nun aus früheren Zeiten ein Schluß auf die Zeit Marbods erlaubt ist, so müssen wir auch hier annehmen, daß wie einst die Herrschaft des Ariovist und ihre Erhaltung im gallischen Lande als eine mehr oder weniger die Gesamtheit der Suebengaue betreffende Angelegenheit angesehen und behandelt wurde, so auch nun diejenige des Marbod. Freiwillig, aus alter Anhänglichkeit an die Stammgemeinschaft werden sich namentlich die großen Völkerschaften der Sueben im Westen und Norden, wie die Semnonen und Longobarden (an der unteren Elbe) der Führung Marbods ergeben haben, und aus dem natürlichen Zusammenhalte dieser Völkerschaften erwuchs den Römern die große Gefahr, welche für sie in Marbods Reich und Macht unfehlbar lag. Gerade in der Entwicklung von Ariovist zu Marbod erkennen wir eine Umwandlung, welche sich innerhalb der suebischen Völkerschaften langsam zu vollziehen strebt. Hatte jenem der Umstand, daß seine Leute vierzehn Jahre lang unter kein Dach gekommen waren, die Macht und den Schutz eines stehenden Heeres gegeben, eine Macht, welche unfehlbar ohne Cäsars Dazwischenkunft sich auch in der Zukunft erhalten und ausgebreitet haben würde, so schuf nun Marbod mit vollem Bewußtsein und klarer Erkenntnis jene Gewalt, die derjenigen eines wirklichen Königsregimentes nicht nachstand.

Wie nun so oftmals in früherer Zeit tritt auch jetzt Rom für einige Jahre von der weiteren Verfolgung längst entworfener Pläne zurück. Innere Zwistigkeiten, einst der führenden Parteien, jetzt der führenden Personen, lähmten die Aktion nach außen. Das Zerwürfnis des Tiberius mit seinem Stiefvater Augustus, der dadurch erfolgte Rücktritt des Tiberius von der Leitung der Angelegenheiten in Germanien bedeuteten für

Marbod unzweifelhaft die Rettung. Es war ihm Zeit gegönnt, seine Macht mehr und mehr zu befestigen und auszudehnen, und mit stolzem Kraftbewußtsein, gepaart mit vorsichtiger Zurückhaltung, sehen wir den Markomannenkönig seines Amtes walten. Konnte es ihm gelingen, die Erinnerung an die alte Stammgemeinschaft der Sueben wieder aufzufrischen und wachzurufen, konnte er infolge der versammelten und begründeten Macht auch den nicht-suebischen Völkerschaften gegenüber imponierend auftreten: so lag der Schluß nahe, es werde ihm auch gelingen, alle oder doch die meisten Völkerschaften Germaniens schließlich in den Kreis seiner Politik hereinzuziehen und durch diese großartige Umfassung den Grund der Erkenntnis zu legen, daß alle Germanen ein gemeinsames Interesse gegen Rom verbinde. Nach der Besiegung des Varus zeigte es sich, daß man unzweifelhaft schon längere Zeit vorher versucht hatte, derartige Verbindungen anzuknüpfen. Damit aber wurde der Besitz der Elbe als römischer Reichsgrenze in Frage gestellt, damit zugleich alle bisherigen Errungenschaften aufgehoben: es wurde zur Unmöglichkeit, den nach Südwesten vorgeschobenen Keil germanischer Kräfte in römisches Besitztum seiner Hauptstoßkraft, seiner bohrenden Spitze zu berauben. Die Feldzüge des Tiberius in dem Jahre 4 n. Chr. hatten keinen andern Zweck, als den, die Herrschaft der Römer in dem Lande zwischen Rhein und Elbe zu befestigen. An der Elbe aber saßen die suebischen Langobarden, und die Ausdehnung der Reichsgrenze bis zu dem Strome konnte nicht ohne Kampf mit dieser Völkerschaft bewerkstelligt werden. Tiberius bezwang sie und erreichte somit sein Ziel, die Elbe. (5 n. Chr.) Allein zugleich mußte der Feldherr klar erkennen, daß die dauerude Unterwerfung dieser mächtigen Völkerschaft nur dann möglich wurde, wenn man die Macht aller suebischen Völkerschaften gebrochen hatte. Das pulsierende Herz dieser großen Körperschaft aber war Marbod, König der Markomannen. Der Kampf mit und gegen ihn wurde unabweislich, da ohne die Vernichtung dieses Mannes der Besitz der Elbe als illusorisch angesehen werden mußte.



Germane, römische Feldzeichen vernichtend.

Und nun wieder die bekannte Taktik des Doppelangriffs. Vom Rhein und Main her sollte Sentius Saturninus, von Carnuntum a. Donau Tiberius selbst den Angriff lenken. Zwölf Legionen bildeten die ungeheure Macht, mit welcher man gegen Marbod zu Felde zog. Schon stand man dem Feinde auf fünf Tagmärsche gegenüber, und in wenigen Tagen sollte der eiserne Würfel fallen, als die Schreckenskunde erscholl: ganz Pannonien

und Dalmatien habe sich gegen die römische Herrschaft erhoben. Tiberius, im Rücken bedroht, mußte zurück. Man unterhandelte mit Marbod und erlangte „unter billigen Bedingungen" den Frieden.

Von ungeheurer Bedeutung war diese Schicksalswendung. Denn nicht nur, daß der schnelle Friedensschluß einen großen Teil der Furcht, welche die Barbaren vor den Römern hegten, beseitigte, wird die Kunde von dem mutigen Aufstande der Donauvölker nicht wenig die Lust der Germanen zu gleicher Handlung rege gemacht haben. Vier Jahre lang (6—9 n. Chr.) wurde Tiberius in Pannonien festgehalten, und diese letzte Verzögerung genügte, das Maß vollzumachen und den Germanen die Augen zu öffnen. Man hatte Zeit gewonnen, sich davon zu überzeugen, wie diese neuen Herren in den eroberten und unterworfenen Ländern vorzugehen beliebten, und allmählich begann man den Strick zu fühlen, den man sich anfangs weit und locker hatte um den Hals legen lassen. Was dieser Strick sollte, ahnte man doch nach und nach in immer weiteren Kreisen.

Die Sicherstellung des eigenen Daseins hatte die Römer nach dem Norden geführt. Große Hilfsquellen öffneten sich mit der Eroberung der fremden Länder dem Staate, aber diese Hilfsquellen konnten nur dann reichlich fließen, wenn man die Länder ganz in seiner Hand hatte. Römische Verwaltung und Rechtspflege, römischer Handel und Wandel allein erschlossen diese Quellen vollkommen. Das aber bedeutete die Vernichtung der Volkstümlichkeit, es bedeutete Romanisierung. Die Länder also einem ausgedehnten Verkehr zu eröffnen, wurden Straßen angelegt, welche allerdings in erster Linie immer Militärstraßen waren, deren Nebenbedeutung den Unterworfenen aber bald ebenso klar wurde, als sie den Römern klar war. Gingen diese auch, was die persönliche Freiheit betraf, mit äußerster Zurückhaltung vor, indem sie die Germanen weder zu Steuern noch sonstigen Auflagen verpflichteten, sondern sich einstweilen lediglich mit der Stellung von Hilfstruppen — und selbst da ließ man den Schein des freien Willens bestehen — begnügten, so zeigten doch die allgemeinen Maßnahmen, wie die Vorgänge bei den Sigambrern, den Galliern und andern Völkerschaften, welches Ziel man sich gesteckt hatte.

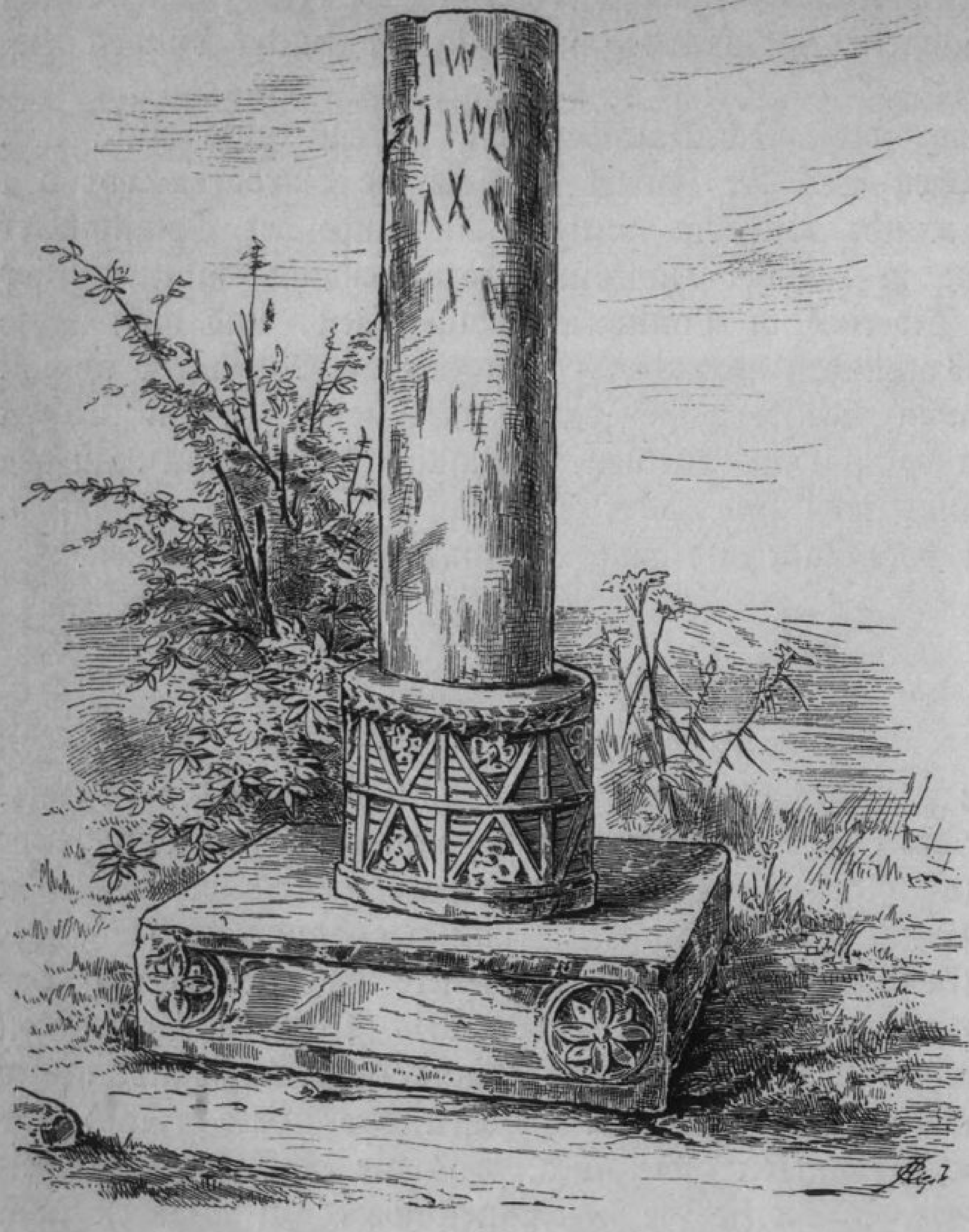
Man schritt zur Einrichtung der Provinzen. In den Alpenländern waren es, wie oben erwähnt, zwei neue Verwaltungsbezirke, welche man errichtete: Rätien und Noricum. Die Grenze Rätiens, das mit Vindelikien vereinigt wurde, war im Westen Helvetien. Die römische Station „Ad fines", das heutige Pfyn, war die letzte auf rätischem Gebiete. Die Nordgrenze bildete die Donau bis zur Innmündung; im Osten schloß sich die Provinz Noricum, welche fast die sämtlichen deutsch-österreichischen Länder bis Wien umfaßte, an, während die Alpen im allgemeinen die Südgrenze gegen Italien bildeten. Das sogenannte „Ries" hat bis heute den Namen der römischen Provinz bewahrt.

Noricum hatte seine Westgrenze am Inn; im Norden lehnte es sich an die Donau, während der Ostabhang der Alpen, in ungefährer Richtung von Wien-Pettau, als Ostgrenze betrachtet werden kann. Es blieb diese Provinz auch unter römischer Herrschaft ein Königreich; König desselben war Roms Imperator, der durch einen Vizekönig seine dortige Herrschaft ausübte. Ein solcher Prokurator war es auch, der die Provinz Rätien verwaltete.

Diese beiden Provinzen sind die westlichsten der sogenannten Donauprovinzen, welche in langer Front gegen Norden die römische Reichsgrenze bildeten und schützten. Da ihre Schicksale vielfach einander berührten und bedingten, wollen wir wenigstens der Orientierung halber einen Blick in die östlichen Donaugegenden werfen.

An Noricum schloß sich Pannonien, dessen Grenze im Norden und Osten die Donau bildete, und welches südlich über die Sau sich gegen Dalmatien erstreckte.

Dalmatien, im Norden von Pannonien, im Westen vom adriatischen Meere begrenzt, dehnte sich östlich über die heutige Herzegowina, Bosnien, Montenegro und einen Teil von Nordalbanien aus. Die Bevölkerung gehörte dem illyrischen Stamme an.


Römischer Meilenstein bei Laufen a. M.

Die spätere Provinz Dacien wurde westlich von der Theiß begrenzt, lag nördlich der Donau und erstreckte sich über die heutige Moldau, Walachei, Siebenbürgen, Teile von Bessarabien und Ungarn.

Die Provinz Mösien dehnte sich südlich der Donau zwischen diesem Flusse und dem Balkangebirge aus.

Zwischen Theiß und Donau drängten sich die sarmatischen Jazygen bis zum südlichen Donauknie hinein.

So zog sich eine große Verteidigungslinie von den Ufern des Pontus Euxinus westlich längs des Donaustromes bis zum Rheine und diesen hinab bis zu seiner Mündung. Um dieselbe in jeder Weise sicher zu stellen, die rasche Verbindung sowohl im Innern des Landes als mit Italien zu bewirken, mußte man, wie oben kurz erwähnt, zur Anlage von Straßen und Befestigungen schreiten. Unter den ersteren ist nun die Bremerstraße von hervorragender Wichtigkeit. Sie führte von Trient über Pons Drusi (Bozen), Sublavio (Seben), Vipitenum (der Name im „Wippthale" erhalten), Matreium (Matrei) nach Veldidena (Wilten bei Innsbruck) und von hier weiter westwärts über Lermoos, Reutte, Immenstadt nach Bregenz, der rätischen Hauptstadt.

Von Innsbruck ging eine Abzweigung nach Norden über Scarbia (Scharnitz), Partenum (Partenkirchen), Cobeliacae (den Kofelberg will man mit diesem Namen in Verbindung bringen), Avodiacum (Epfach) nach Augusta Vindelicorum (Augsburg).

In Epfach kreuzte die Straße von Bregenz nach Salzburg (Juvavia). Dieselbe führte über Vemania (bei Wangen), Cambodunum (Kempten), Escone (?), Epfach, Urusa (in der Nähe des Ammersees zu suchen), Brataniano, Isunisca, Pons Oeni nach Salzburg. Noch heute können wir diese Straße zum großen Teil verfolgen zwischen Althegnenberg und Jesenwang über Gauting, Buchendorf, durch den Forstenrieder Wald, bei Baierbrunn über die Isar, durch den Grünwalder und Deisenhofer Forst nach Pons Oeni, dessen Name sich in dem in der Nähe von Rosenheim liegenden Pfunzen erhalten hat.

Von Wilten führte eine dritte Straße den Inn abwärts nach Pfunzen.

Ueber die Alpen führte ein zweiter Weg vom Comer-See nördlich über Chiavenna (Clefen), den Cuneo d'oro (Cunneus aureus, Splügen) nach Curia (Chur) und Bregenz. Die Verlegung der Verbindung Chiavennas mit Chur und Bregenz über den Septimerpaß fällt in spätere Zeit.

Von Bozen aus soll dann eine zweite Straße durch den Vinstgau die Etsch aufwärts über Maia (Mais), Teriolis (Burg Tirol) zum Inn und diesen hinab bis Landeck geführt haben, von hier dann weiter westwärts durch die Vallis Drusiana bis zur Mündung in die Straße Chur-Bregenz.

Weitere Verbindungen bestanden zwischen Kempten und Augsburg, Augsburg und Günzburg (Guntia) und namentlich zwischen Kempten und Regensburg. Letztere führte

über Celio-Monte (Kellmünz), Guntia (Günzburg, Augsburg, Summontorium (Hohenwart? Steppberg?), Abusina (bei Eining an der Abensmündung) nach Castra (Regino, Regensburg). Von hier zog die Straße am Donauufer entlang über Augusta (Ober- und Mittelast?), Sorviodurum (Straubing?), Quintana (von Ohlenschlager als das heutige Künzing nachgewiesen), Pons Rensibus (Perensibus? Pöring?) nach Bojodurum (Innstadt von Batavis, Passau), und weiter abwärts über Lentia (Linz) nach Lauriacum (Lorch bei Ems). Vindobona (Wien), Carnuntum (bei Haimburg?), Brigetio (östlich von Comorn), Aquincum (Alt-Ofen), Mursa (Esseck) und Sirmium (bei Mirovitz) sind die östlicher gelegenen Stationen an der großen Heerstraße, welche von Gallien nach Illyrien führte.

Ueber die carnischen und norischen Alpen führten verschiedene Verbindungsstraßen zwischen Italien und den nördlichen Provinzen; so jene über Julium Carnicum (Zuglio) an die obere Drau; über Virunum (bei Klagenfurt) und Noreja nach Ovilava; über Emona (Laibach), Celeia (Cilli), Poetovio (Pettau), Savaria (westlich von Sarvar) Scarbantia (Oedenburg?), nach Carnuntum und andere.

Dieses großartige Straßennetz wurde im Laufe der Zeit weiter ausgebaut und vervollständigt. Jedoch dürfen wir einen Teil der Anlagen noch auf Drusus und Tiberius zurückführen, wenn auch die Bergstraßen selbst vielleicht in jener frühen Zeit noch keinen weiteren kunstgerechten Ausbau erfahren haben. Jedenfalls aber wurde eine Erweiterung der alten Bergpfade schon zur Zeit und zugleich mit der Eroberung vorgenommen.

Gegenüber der unendlichen Mannigfaltigkeit individueller Bildungen bei den Griechen strebten die Römer stets danach, alles zu konzentrieren, alles Fremde in ein Eigenes zu verwandeln, wofür namentlich die Geschichte ihres Kultus und Götterdienstes den sprechendsten Beweis liefert. War nun auch ein Verfahren, wie dasjenige Cäsars gegen die Aduatuker und Eburonen, gleichsam das System der Vernichtung, nicht das gewöhnliche, sondern ließ man den Besiegten gewöhnlich die persönliche Freiheit und einen Teil ihres Grundeigentums, so ist doch hier in den Alpenländern wieder jene harte Methode in Anwendung gekommen: es wurde die lebende Generation teils getötet, teils massenhaft in die Sklaverei geführt, teils in das Heer eingereiht und somit die Widerstandskraft des Volkes gebrochen. Die heranwachsende Generation, an römische Zucht gewöhnt, fügte sich alsdann umso leichter der römischen Herrschaft. Die Romanisierung der unterworfenen Völker strebte man mit allen Mitteln an, und indem wir diese Mittel ins Auge fassen, wird uns zugleich die innere Geschichte der Donaulandschaften in römischer Zeit im Ueberblicke vorgeführt.

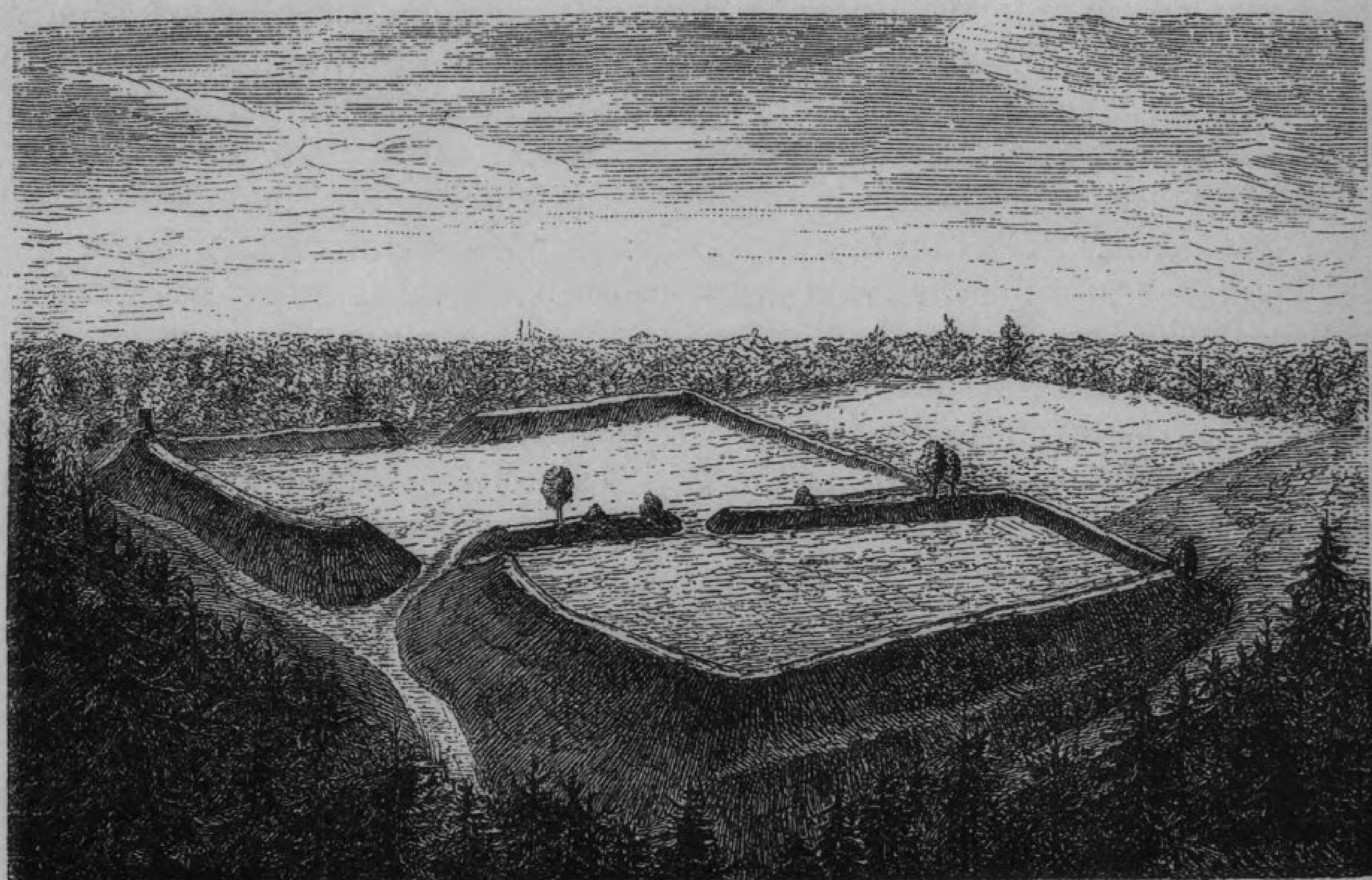
Wie früher blieb auch jetzt das Vorschieben von Kolonien ein Hauptmittel, unterworfene Länder in der Unterwerfung zu erhalten. Aber nicht mehr wie einst wurden diese Kolonien auf Senatsbeschluß gegründet, sondern schon seit Sulla geschah dies auf Befehl eines militärischen Parteihauptes. Ueberall war das Vaterland des Soldaten, überall, wohin Roms Herrschaft gedrungen, und Militärkolonien waren die Hauptstützpunkte der römischen Macht. Von dieser Einrichtung ging auch Augustus nicht ab, obgleich er die Provinzialverwaltung nach drei Gesichtspunkten neu regelte. Zuerst ließ er das ganze Reich vermessen. „Mit dieser geographischen Aufnahme ging die Ackervermessung durch die Agrimensoren Hand in Hand“, und nachdem also die Ertragsfähigkeit des Landes statistisch berechnet war, wurde diese Berechnung zur Grundlage für die Steuerverteilung genommen. Grundsteuer war ja die Hauptsteuer des Reiches. Grund und Boden gehörten nach römischer Auffassung dem Staate. Eine Unterscheidung, welche die Einführung des Principates unter Augustus mit sich brachte, war die von Kron- und Staatsgut. Wie jenes durch Prokuratoren verwaltet wurde, so wurde dieses in dreifacher Weise verteilt: Kolonisten wurden mit Staatsländereien versorgt; den früheren Besitzern, den Provinzialen blieb ein Teil des alten Eigentums zur Nutznießung; der Rest wurde auf Rechnung des Staates verkauft oder verpachtet. Salinen, Bergwerke und Zölle gehörten namentlich zu jenen Objekten, welche an einzelne oder ganze Gesellschaften in Pacht gegeben wurden. Auch die von den Römern lange gekannten und lange begehrten

Eisengruben in Noricum wurden jetzt verpachtet. Zum Betriebe wurden namentlich Verbrecher, welche zum Gruben- und Bergbau verurteilt waren, verwendet, während die ganze geschäftliche Verwaltung sowohl dieser wie anderer Einkünfte in den Händen einer Rechnungskammer ruhte, deren es in jeder Provinz eine gab.

Ein zweites Mittel der Romanisierung war die militärische Besetzung der Provinzen. An den Grenzen des Reiches standen die römischen Legionen, so auch hier in den Donaulandschaften. Wie oben erwähnt, wurden die Provinzen Rätien und Noricum von zwei kaiserlichen Prokuratoren regiert, und so lange dies der Fall war, wurde die Besatzung des Landes durch Auxiliartruppen gebildet. Erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts erhielten unter Mark Aurel (161—180) auch diese Provinzen je ihre Legion, und zwar lag in Noricum die II., in Rätien die III., von Legaten kommandiert, welche zugleich das Amt des Prokurators übernahmen. Das aber schließt eine teilweise Besetzung des neu eroberten Landes durch Legionstruppen nicht aus. Zuerst mußte die römische Herrschaft gesichert sein, ehe man den neu gebildeten rätischen Hilfstruppen die Bewachung der Grenzen übertragen konnte, und diese Sicherung wurde erzielt teils durch längeren Aufenthalt römischer Legionen in den neu erworbenen Provinzen, teils durch Ansiedelung von Veteranen in den Donaulandschaften. In der späteren Zeit, als die Kämpfe mit den Germanen größere Truppenansammlungen in den Provinzen nötig machten, besetzte mehr als ein Drittel der ganzen römischen Armee die große illyrische Provinz, zu welcher diese Landschaften teilweise gerechnet wurden. Und da diese Soldaten dann auch zu Friedensarbeiten, wie zur Anpflanzung der Rebe, Austrocknung von Sümpfen und Bauten aller Art verwendet wurden, entstand schon hierdurch eine gewisse Seßhaftigkeit, ein gegenseitiges Verwachsen des Landes mit den im Dienste hierher verpflanzten Bewohnern. Die so vielfach aufgefundenen Ziegel, mit dem Legionsstempel versehen, wurden auch von den Soldaten selbst gebrannt. Sie bilden jetzt eine der wichtigsten Quellen für die Erforschung der römischen Standquartiere und Militärgeschichte. Aus den Bewohnern des Landes rekrutierten sich die Auxiliartruppen, welche nach Landesart bewaffnet waren. Namentlich die Räter stellten eine größere Anzahl von Auxiliaren, und wird uns von acht rätischen, von vier vindelicischen Kohorten (zu durchschnittlich 500 Mann) gemeldet. Sie gehörten überhaupt zu den geschätztesten Truppen des Reiches, und selbst ein Elitecorps wurde aus Rätern gebildet. Im Gegensatze dazu stellte Noricum sehr wenige Hilfstruppen. Diese Landschaft stand, wie wir bereits sahen, seit langer Zeit in direktem Verkehr mit Italien, den wir bis tief in die Etruskerzeit zurückverlegten. Die Einwirkung italischer Kultur war hier eine weit intensivere und ruhigere, als bei den kriegerischen Westnachbarn. Schon seit alter Zeit bestand die Verbindung zwischen Aquileja und Noreja, und Handelswege durchkreuzten schon Jahrhunderte lang das Land, und führten von dem Lande weiter in das innere Germanien, wie nordöstlich bis zu den Küsten des baltischen Meeres. Und so sehen wir auch jetzt nicht nur hier ein gewissermaßen ruhiges und friedliches Kulturleben mit reichem Städtewesen sich fortentwickeln, sondern das Vertrauen Roms auf seine norischen Unterthanen zeigt sich am besten durch die Aufnahme derselben in die Reihen der Legionen, ja der Gardetruppen. Ziehen wir nun bei alledem in Betracht, daß die neu ausgehobenen Mannschaften gewöhnlich nicht in der engeren Heimat verwendet wurden, daß also auch unter den obenerwähnten Auxiliaren gewiß ein großer Kontingent von Ausländern gestellt wurde, und erfassen wir diese Maßregel in ihrer Bedeutung, so wird uns klar, wie dem römischen Soldaten im allgemeinen das Heimatgefühl verloren gehen mußte und an die Stelle desselben die Anhänglichkeit an das große allgemeine Vaterland des römischen Weltreiches trat. Wenn Syrier und Orientalen an der Donau, Söhne der Alpen im Orient dienten und dort ihre schönste Lebenszeit verbrachten, so mußte sich mit der Zeit jener kosmopolitische Zug ausbilden, den wir bei den römischen Soldaten finden. Die nationale Eigenart mußte sich abschleifen im Verkehr mit dieser fremden Welt. Zwanzig Jahre Dienstzeit, an demselben Orte verbracht — denn nur in Ausnahmefällen wechselten die Standquartiere der Regimenter — waren wohl geeignet, den Legionar seine alte Heimat vergessen, die neue lieben zu lehren, und noch mehr war dies der Fall bei den Auxiliartruppen, deren Dienstzeit

fünfundzwanzig Jahre währte. Diese lange Zeit bildeten den Berufssoldaten aus, und wie wir im 16. und 17. Jahrhundert die Lager der Landsknechte von einer bunten Schar von Gauklern, Händlern und Weibern umschwärmt sahen, so auch damals die römischen Standquartiere. War es dem Auxiliar gestattet zu heiraten, welches Weib er wollte, so hatte der römische Bürgersoldat kein Connubium mit den Ausländerinnen. So geschah es einerseits, daß der verheiratete Auxiliar nach seinem Abschied in der Heimat seines Weibes sich für immer niederließ, während die außerehelichen Verbindungen römischer Bürgersoldaten mit Ausländerinnen der Romanisierung direkten Vorschub leisteten, In den spanischen Kriegen ist der Fall vorgekommen, daß die römischen Truppen mit den Provinzialinnen an 4000 Kinder erzeugten, die im Lager aufwuchsen, und für die in der Folge auf Bitten der Väter in Verbindung mit den alten Einwohnern von Carteja eine latinische Kolonie gegründet wurde. (171 v. Chr.) Und jetzt war es damit nicht anders.

Eine lange Reihe von Kastellen zog sich längs der Donau hin, miteinander durch Straßen verbunden, während rückwärts im Lande größere Knotenpunkte die Möglichkeit



Die Römerschanze bei Deisenhofen am Gleisenthal.

des Verkehrs und seine Sicherheit verstärkten. Reiterei und Fußtruppen wechselten in den einzelnen Standquartieren möglichst ab, während zur Verteidigung der Bodensee- und Donauufer kleine Flotten bereit lagen. Die Erlaubnis der Heirat legt daher den Schluß nahe, daß nicht nur die Veteranen, sondern auch die noch im Dienste befindlichen Soldaten Anteil an den Staatsländereien erhielten, und so wie der durch die Stabilität der Standlager angezogene Handelsverkehr ist die Ansiedelung in der Nähe der römischen Quartiere zu erklären.

Wie bei Darstellung der Eroberung betont wurde, waren die damaligen Bewohner der Provinzen noch zu keiner Gesamtverfassung gekommen. Einzeln wurden die Thäler bekriegt, einzeln die Gaue unterworfen. So hörten wir dies namentlich bei der Unterwerfung der einzelnen Stämme in Vindelicien und Rätien. Anders war es in Noricum. Von einer direkten Unterjochung durch Waffengewalt ist uns nichts berichtet. Wohl aber wissen wir, daß die norischen Stämme, wie dies schon ihr Gesamtname bezeugt, zu einer höheren Einigung gelangt waren. Es wird uns von den Königen Voccio I und II und Critasir erzählt. Ersterer war der Schwager Ariovists, eine Thatsache, welche wohl darauf hinweist, daß nicht nur kriegerische Unternehmungen die Barbaren unter einander

in Berührung brachte, sondern ein gewisser friedlich diplomatischer Verkehr, wenn auch in primitiver Weise schon im 1. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung sich eingebürgert hatte. Blieb nun auch die alte Gauverfassung zunächst als Grundlage der Verwaltung und Jurisdiction bestehen, so bürgerte sich doch nach und nach immer mehr die römische Stadtverfassung ein. Der einzelnen Stadt fiel das umliegende Gebiet zu, und über das ganze Land zog sich bald jenes Netz römischen Handels und Wandels, welches die Triebe zur eigenen Nationalität im Keime erstickte. Römische Sprache war die offizielle und es vollzog sich jene Umwandlung auch hier, wie sie in Gallien bereits eingetreten war. Unter die Stadtverfassung trat auch das Land und verwuchs mit ihr zu einem organischen Ganzen. Jede Stadt aber hatte ihren Stadtrat und ihren Magistrat. Der Stadtrat wurde von den Bürgern erwählt, und seine Mitgliederzahl war verschieden. Es war der römische Senat im Kleinen, doch war sein Name meist Ordo decurionum (Stand der Zehntmänner) oder einfach Ordo oder Curia, der seiner Mitglieder decuriones oder später auch curiales.

Der Magistrat bestand aus den zwei Duumviri (Zweimänner, Bürgermeister), welche den römischen Konsuln entsprachen; den zwei Aedilen (Amtmänner), welche die öffentlichen Bauten im Stande hielten, das Getreidewesen und die Polizei besorgten, und ferner aus zwei Richtern. Von Quästoren wurde die Gemeindekasse verwaltet. Nur aus den Decurionen wählbar, wurden die Magistratspersonen alljährlich vom Volke gewählt. Die Duumviri hatten den Vorsitz im Senat, verwalteten die städtischen Liegenschaften und besaßen eine niedere Strafgerichtsbarkeit. „Wer nun aus einem Dorfe abstammte, war in der Stadt heimatsberechtigt: der Gegensatz zwischen Stadt und Land, wie er z. B. das deutsche Wesen von jeher gekennzeichnet hat, war den Italikern, wie den Griechen völlig unbekannt.“ So ward der allgemeinen Nivellierung der größtmögliche Vorschub geleistet, und waren es auch keine Römer, welche in der Folgezeit diese Landschaften besetzt hielten, so doch im eigentlichen und vollsten Sinne Romanen.

Und wieder macht sich auch hier die Verschiedenheit der Entwicklung zwischen Rätien und Noricum geltend. Wohl dürfte dieser Unterschied einer ursprünglichen Verschiedenheit des Volkscharakters das Wort reden, und weitere Beweisgründe für die Richtigkeit der Steub'schen Forschungsresultate sich daraus ergeben. Denn gerade das rätische Binnenland zeigt nur sehr wenige Spuren römischen Lebens, und nur sehr langsam schreitet hier die Romanisierung fort. „Die Gauverfassung hat sich hier erhalten, und nur drei Städte italischer Art sind während der ersten drei Jahrhunderte unserer Zeit in dieser Provinz emporgekommen: Augusta Vindeliconum (Augsburg) dem Hadrian Munizipalrecht verlieh, nachdem es früher schon ein bedeutender Marktflecken mit römischer Bevölkerung gewesen war; dann Cambodunum (Kempten) und Brigantium (Bregenz) am Bodensee.“ Und merkwürdig ist es, daß die beiden ersten Städte in dem vindelicischen Rätien liegen, und nur Bregenz, die Hauptstadt der Brixantes, welche wir oben zu den eigentlichen Rätern zählten, auf rätischem Gebiet liegt — allerdings auch wieder auf der äußersten Grenze gegen Vindelicien hin.

War es römischer Brauch, Stadt und Lager nicht zu vereinen, sondern beides getrennt zu legen, so konnte derselbe doch auf die Dauer nicht beibehalten werden, da gerade die Lager an der Donau zu Verkehrsmittelpunkten wurden, welche bald den kleinen Städten und Gemeinden des Binnenlandes voranstanden. Denn aus dem Namen dieser Niederlassungen geht häufig hervor, daß sie anfänglich nichts als etwa ein Landhaus oder ein Hofgut eines einzelnen gewesen sein mögen, wie dies aus Steubs Mitteilungen namentlich für die Gegend von Bozen und Meran hervorzugehen scheint, wie: Prissian (Priscianum — das Haus, der Hof des Priscus), Grissian (Crispianum — des Crispus), Girlan (Corinlan, Cornalan, Cornelianum), Riffian (Rufianum) und viele andere. Dagegen ist für die Entstehung einer Stadt infolge Ansiedelung um ein römisches Lager namentlich Regensburg ein sehr schönes Beispiel, gerade weil es nicht wie andere gleichartige Niederlassungen schon in früher Zeit das Stadtrecht erlangte. Es behielt seinen Namen „Castra“ oder „Legio“ auf den Meilensteinen, und doch gehörte Regensburg, wie Lorch, dem es ähnlich erging, bald zu den bedeutendsten Städten an der Donau.



Verkehr zwischen Römern und Barbaren im Standlager bei Grünwald.

Nach dem Gemälde von Köckert.

Daß der keltische Name der Stadt „Ratispona“ fortgelebt hat, bezeugen die mittelalterlichen Schriftsteller. Sollte man daraus wohl entnehmen dürfen, daß neben dem römischen Kastell sich auch die keltische Niederlassung erhalten und das Aufkommen einer römischen Stadtgemeinde noch längere Zeit gehindert hat?

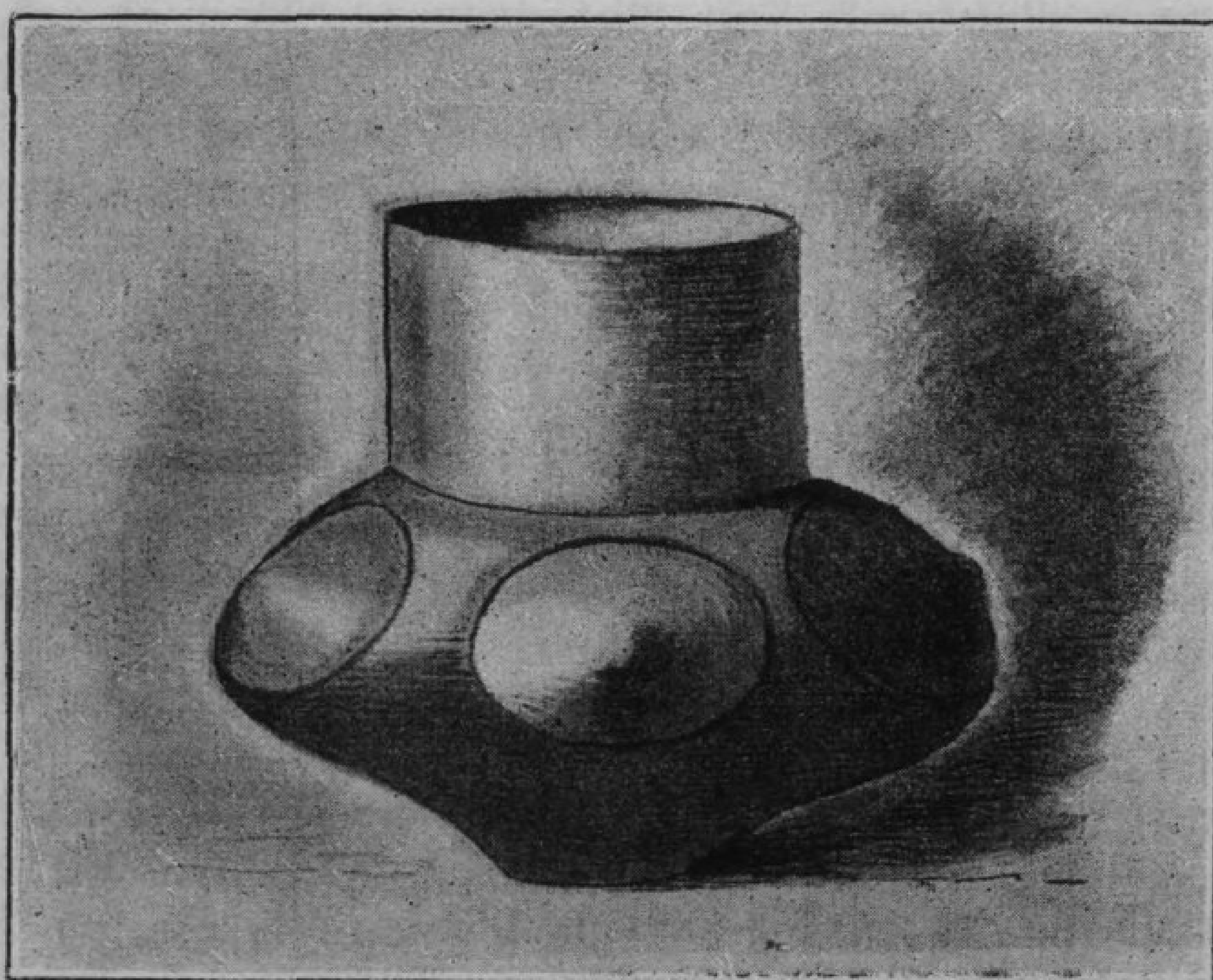
Wie nun das römische Heer allmählich zu einem stehenden Heere mit festen Garnisonen umgebildet wurde, verlor auch das Lager mehr und mehr das Aeußere eines flüchtig und nur vorübergehend bezogenen Quartiers. Schon früh mag der kalte nordische Winter dazu gedrängt haben, statt der Lederzelte und Baracken wirkliche Wohnungen, wenn auch anfangs nur in der Art von Blockhäusern zu errichten. Die „Canabae“ (Buden und Baracken) der Händler wurden gleichfalls zu festen Bauten. Wenn daher Steubs Vermutung, daß dieses Wort „Canabae“ eine etymologische Verwandtschaft mit dem deutschen „Kneipe“ aufweise, richtig ist, so wissen wir zugleich, wozu diese Canabae namentlich benützt wurden. Daß sie zur Aufbewahrung von Vorräten, so on Wein und Oel, dienten, wissen wir; denn diese beiden, wie andere Genußmittel würde der römische Soldat sehr vermißt haben, wären sie ihm nicht aus seiner südlichen Heimat zugeführt worden. Für die durstigen Leute ist ja heute noch in gleicher Weise, namentlich in Süddeutschland, gesorgt. Denn nicht die Kirche allein, sondern mit ihr vereint das Wirtshaus bilden denn Mittelpunkt einer Niederlassung. Wäre es nur eine Kirche, sie würde wahrscheinlich allein stehen geblieben und der frommen Bevölkerung lange nicht so sehr zum allsonntäglichen begehrten Wanderziele geworden sein. Man sieht solche alleinstehende Kirchen wohl hier und da, die dem Wanderer die Erinnerung an den Prediger in der Wüste wachrufen.

Wo aber ein Lager war, mußte es in der Nähe auch etwas zu trinken und zu kaufen geben, und wo dieses wieder zu finden war, dahin lenkte sich der Verkehr, dahin lockte es die neuen Ansiedler. Bald drängte sich demgemäß mit dem Wachstum der Ansiedlerzahl die Notwendigkeit der Organisation auf und neben Kaufmannsgilden schlossen sich die entlassenen Veteranen, welche das römische Bürgerrecht erlangt hatten, zu Korporationen zusammen. War die Verfassung in diesen Soldatenstädten auch etwas anders eingerichtet, so erhalten wir doch im Ganzen das Bild einer römischen Stadtgemeinde, welche im Laufe der Zeit den anfänglich noch erhaltenen militärischen Charakter gänzlich verlor. Auch diese Städte hatten natürlich ihr Gebiet, welches sie besteuerten und regierten. Ein weiterer und nicht der geringste Beweis für diese Entstehungsart vieler Städte ist dann noch ihr Name, der sich teilweise bis auf unsere Zeit erhalten hat. So wurde Passau Batavis genannt nach seiner aus Batavern bestehenden Besatzung, Comagenae (oder Comagenis am südlichen Donauufer in Noricum — Zeiselmauer? Königsstädten?) nach hier stationierten Comagenern, Asturis, ebenfalls in Noricum gelegen, nach Asturischen Hilfstruppen. (?)

Wieder erkennen wir, wie einst in Gallien, daß diese Völkermischung, welche nun in der Thatsache, der gewaltigen Roma Unterthanen zu sein, einen Berührungspunkt hatten, schneller die Entnationalisierung der einheimischen Bevölkerung, die sich ja auch nur in diesem einen Punkte mit ihnen berührte, herbeiführen mußte, als es jede andere Maßregel jemals vermocht hätte. Auf diesem Wege des friedlichen Verkehrs erreichte die römische Politik das ihr vorschwebende Ziel in umfassendster Weise: Unterthanen und Mitglieder des römischen Staatswesens wurden aus den mit Waffengewalt unterworfenen und unterdrückten Völkern, und diese Vereinigung, dieses Aufgehen aller Einzelinteressen in dem einen großen Staatsinteresse war es, was dem Weltreich jene innere Festigkeit verlieh, mit der es den gewaltigsten Stürmen Jahrhunderte lang zu trotzen vermochte.

Nachdem so das Haus bereitet war, zog der Besitzer ein, es zu beziehen, und mehr als alles andere mag nun wohl das beständige Schauen und Staunen, wozu die Barbaren durch die Entwicklung eines bunten und reichen römischen Lebens und Verkehrs veranlaßt wurden, dazu beigetragen haben, daß sie nationale Sitte und Gewohnheit vergaßen. Es reizte das ewige Schauspiel zum Mitthun und zur Beteiligung an diesen heiteren, durch Reichtum und Kunst verschönten Daseinsfreuden. Aus festgebrannten Ziegeln erhob sich das römische Wohnhaus meist einstöckig, oft aber auch mit einem oberen

Stockwerke versehen. Mosaikarbeiten schmückten Fußböden und Wände der Wohnungen reicher Kaufleute und Beamten. In Westerhofen bei Ingolstadt fand sich ein solcher Fußboden, der sich durch Schönheit und gute Erhaltung auszeichnet. Im bayerischen Nationalmuseum aufbewahrt, legt er Zeugnis ab von dem Kunstleben, welches sich mit dem Einzuge der Römer in den Provinzen entwickelte. Massenhaft ausgegrabene Geschirre aus feinem roten Thon lehnen sich an die in Italien beliebten Formen an und verkünden uns, daß die Eroberer ihre heimatliche Lebensweise in den neuen Provinzen beibehielten. Daß die berühmt gewordenen römischen Bäder hier wie anderswo ihre Stätte fanden, ist nicht zu bezweifeln, und will man von Schwitzbädern in Pfünz und Pföring Spuren entdeckt haben. „In dem vielgefeierten Sirmium, vor Poetovio und wohl auch in Carnuntum bestanden kaiserliche Paläste, in Sabaria wird ein kaiserliches Bad erwähnt. Zahlreiche Reste von Skulpturwerken, die sich zum Teil in entlegenenen Alpenthälern gefunden haben, lassen mehr als bloß äußerliches Eindringen griechisch-italischer Kultur voraussetzen. Zu ihrer wissenschaftlichen Verbreitung mangelte es nicht an Schulen.“ Die Leichenverbrennung bezeugen die vielfach gefundenen Aschenkrüge, wie die beigegebenen Münzen, Grablampen, Schmuckgegenstände und andere Dinge. Diese Art der Bestattung ward erst durch das Aufblühen des Christentums mehr und mehr verdrängt, und Begraben statt Verbrennen wurde dann der Brauch. Die Wandung dieser Gräber bestand aus Ziegelsteinen, die Decke aus Ziegelplatten. Zwar kommen auch Römergräber mit ganzen Skeletten vor; doch rühren dieselben aus späterer christlicher Zeit her.— Augsburg, schon oben erwähnt, stand als glänzendste Vertreterin römischen Lebens an der Spitze der neuen Kolonien. Von seinem ausgedehnten Handel in Woll- und Leinenstoffen, Marmor und Weihrauch, von seinen Walkereien und Purpurfärbereien sind Nachrichten auf uns gekommen. Von allen Seiten strömten die Kaufleute hier zusammen und namentlich solche aus den großen gallischen Stapelplätzen, wie Lyon, Trier, Bordeaux, errichteten hier ihre Filialen. Hier standen die Tempel der Götter, und ein Säulengang schmückte das Forum. „Selbst großartige Standbilder muß man hier bereits den Kaisern gesetzt haben; von einer solchen Reiterstatue stammt wohl der hochkünstliche Pferdekopf von vergoldetem Erz, den die Sammlung zu Augsburg mit Stolz zeigt.“ Auch ein Mosaikboden wurde hier erhalten, und das wenige genügt, unsere Ansicht zu bestätigen, die Häuser der vornehmen Römer seien hier nicht mit weniger Pracht und Komfort eingerichtet gewesen, als auch in Italien. Vor allem aber scheint Augsburg für den Handel und die Fabrikation von feinen Töpferwaren ein Hauptmittelpunkt gewesen zu sein. Ebenso erwiesen sich Nassenfels und Rosenheim infolge dort gemachter erfolgreicher Ausgrabungen als Fabrikationsorte dieses Artikels. Die Namen der Töpfer, welche in Rosenheim teils keltische, teils römische sind, deuten darauf hin, daß die Handarbeiten wahrscheinlich von unfreien Provinzialen im Dienste römischer Fabrikherrn verrichtet wurden.



Römisches Thongefäß, gefunden bei Osthofen.

Roh und verarbeitet kamen die Produkte der Länder in den Handel. So lieferte Noricum nicht nur Eisen und Gold, sondern die kunstvollen Arbeiten seiner Waffenschmiede wurden überall begehrt und gekauft. „In den Fabriken von Lorch, Sirmium, Altofen

u. s. w. wurden Schilde und sonstige Waffen samt allem Lederzeuge verfertigt." Für den Bernsteinhandel war Carnuntum a. Donau der Hauptort, während kostbares Pelzwerk aus dem inneren Lande überall an die römische Grenze gebracht, und von hier verbreitet wurde. Im Tausche erhielten die Barbaren nur Hausgeräte und Schmucksachen; Eisen, Waffen, Oel, Getreide, Salz oder Gold waren als Tauschartikel ihnen gegenüber verboten. Die Bewachung der Grenze wurde streng gehandhabt, und namentlich dem Schmuggel gewehrt. Tacitus erzählt uns, daß nur die Hermunduren, wo sie wollten und ohne die militärische Begleitung, herüberkommen durften, und während man den andern Völkern nur Waffen und Lager gezeigt habe, seien den Hermunduren Paläste und Villen geöffnet worden, auch ohne daß sie es ausdrücklich begehrt hätten. Von diesem Brauche mußte man natürlich in der Folge bald ebenso absehen, wie von der getrennten Anlage der Stadt und des Lagers. Es kam mit der Zeit zu förmlichen Handelsverträgen mit den Germanen, ja noch später durfte man froh sein, wenn die Fremdlinge an der bisherigen Gewohnheit festhielten und da handelten, wo sie die Macht hatten zu nehmen. So erkennen wir auch hier wieder die Entwicklung zum Kosmopolitismus. Ein internationale Tendenz ist die Tendenz des Handels, der auf der Höhe steht und seine Ziele erkennt. Er verschmilzt die Völker und gleicht Unebenheiten aus, und nicht zum wenigsten half dieses kaufmännische Leben und Treiben mit an dem großen Werke — der Romanisierung der Donauländer.

Ein letzter Punkt sei hier berührt — Religion und Gottesdienst. Wie in ihrem politischen Vorgehen waren auch hierin die Römer äußerst tolerant. Sie vertrauten mehr der umwandelnden Kraft des friedlichen Verkehrs, als den harten und strengen Mitteln der Gesetzgebung und Gewalt. Fremdes in ein Eigenes zu verwandeln, war auch hier römischer Grundsatz, und so finden wir ihren Götterhimmel bereichert durch zahlreiche Adoption fremder Gottheiten, welche dann durch irgend einen römischen Beinamen gewissermaßen legitimiert wurden. Andere nationale Götter begannen dann wieder nach und nach ihre Funktionen unter römischer Firma. So verehrten die Räter ihren Saatengott als Saturnus. Jupiter Felvensis hatte gleichfalls seinen Kultus. Als einheimische Gottheiten sind zu nennen Culsanus, Belenus, Arrubianus, Sedatus, Epona und die Alaunen (die Salzgötter — gleichen Namens mit der oben erwähnten Völkerschaft der Ambisonten oder Alaunen). Der keltische Belenus erscheint als Apollo, Bid als Jupiter Bedaius. Die syrischen Soldaten und Kaufleute brachten ihren Jupiter Dolichenus (Doliche, eine Stadt in der syrischen Landschaft Commagene) mit, dem in Rätien vielfache und hohe Ehrung zu teil wurde. Auch der oftmals bezeugte Mithrasdienst (ursprünglich eine persische Gottheit) deutet auf den Orient, während der Isiskultus auf ägyptische Ansiedler weist. In Seben stand einst ein Isistempel, in Mauls (Tirol) wurde ein Mithrasstein gefunden. Und merkwürdig, während in Rom und Italien selbst die orientalischen Kulte mehr und mehr Anhänger gewannen, flüchteten die alten römisch-nationalen Gottheiten in die Berge. Jupiter, Juno, Merkur, Apollo, Diana, Pluto und Proserpina, Neptun und Vulkan wurden hier verehrt und namentlich Jupiter, Juno, Minerva und Mars noch zu einer Zeit, wo Rom selbst seine nationalen Gottheiten längst aufgegeben hatte. Wie diese Thatsachen der Verbreitung des Christentums, der Menschenreligion, vorarbeiteten und dieselbe beschleunigten, werden wir unten darzustellen haben.

Während das Land im Besitze der Römer ist, und fremde südliche Kultur in demselben blüht, kämpft nördlich noch das Volk um seine Existenz, dem einst das Land der Donau und der Alpen zur Heimat werden soll. So teilt sich die Aufgabe des Geschichtschreibers für diese frühe Zeit in doppelter Weise: er muß erzählen, was aus dem Lande mit der fremden Bevölkerung wurde und er muß erzählen, was die Urväter des Bayernstammes auf fremder Erde erlebt. Folgen wir nun der letzten Weisung, so treten wir mit den Markomannen, wie wir oben sahen, im Anfang unserer Zeitrechnung, nicht nur

mitten hinein in das damals bekannte deutsche Land, sondern ebenso in die Geschichte der deutschen Stämme, so daß ein kurzer Rundblick wohl wünschenswert erscheint. Auch hier folgen wir wie früher dem Gange der Geschichte, denn den Römern müssen wir bei ihren Expeditionen nach dem Norden folgen, um eine Anschauung von den damaligen Verhältnissen Deutschlands zu gewinnen.

„Das ganze Germanien ist von dem Lande der Gallier, der Räter und Pannonier durch den Rhein und den Donaustrom geschieden, während gegenseitige Furcht oder Gebirge die Germanen von Sarmaten und Daken trennt.“ So beginnt der große römische Geschichtsschreiber sein Buch über Deutschland, dem wir vor allen andern die Kunde über unsere Urväter verdanken. Tacitus trennt also die Kelten, westlich des Rheines wie die Räter von tuskisch-rasenischem Stamme südlich der Donau, wie auch die Pannonier im Gebiete der Sau von den Germanen. Ebenso sind ihm die Sarmaten im heutigen Ostpreußen und Polen, im Oder- und Weichselgebiete, wie die Daken südlich von diesen im Donaugebiete andere Völker. Das Gebirge, welches Daken und Germanen trennt, sind wohl die Karpaten mit ihren Südausläufern bis zur Donau. (Daß Dahn von der „Scheidung“ durch Gebirge nichts wissen will, mag ja an sich begründet sein, allein es handelt sich um die Naturgrenzen Germaniens im Großen, und dürfen wir dabei wohl an den Karpaten festhalten.) So haben wir in weiten Umrissen das Gebiet, welches von Germanen bewohnt wurde.

Eine große, fast verwirrende Anzahl germanischer Völker-, Stamm- und Gaunamen tritt uns in frühester Zeit entgegen, unter denen Ordnung zu halten bei den oft geringen, schwankenden und widersprechenden Nachrichten um so schwerer ist, als alle diese Einzelvölkchen erst zu einer Heimat und mit ihr zur Seßhaftigkeit unbewußt streben, als die alte Gewohnheit zu wandern von ihnen noch nicht endgültig aufgegeben war. Fortwährende Verschiebungen finden statt, und daß dies so war, bezeugen am meisten die Berichte römischer und griechischer Historiker und Geographen; der eine findet ein Volk hier, der andere dasselbe dort, oder er findet in der alten Heimat des einen Volkes ein anderes. Diese Wandlungen alle eingehend zu verfolgen, liegt unserer Aufgabe zu fern.

Aus einzelnen Vorgängen aber erhalten wir ein Bild, welches für alle gewissermaßen als Norm dienen kann, wenn auch hie und da von dieser Norm je nach den Umständen Abweichungen stattfinden. Die Sippe ist verbunden durch die Verwandtschaft. Mit andern Sippen vereinte sie sich zu einer wandernden Horde, in welcher die einzelnen Geschlechter ihre Souveränität behaupten. Kommt die Wanderung zum Stehen, so erhalten wir aus der bisherigen Horde die Gemeinde. Mit der Seßhaftigkeit tritt das Prinzip des Sich-Behauptens in dem eingenommenen Landstriche an Stelle des bisherigen Prinzipes des Weiterwanderns. Dieser eine feste Punkt aber ist jetzt das Ziel, gegen welches die Strömungen der ringsum flutenden Massen anstürmen. Um diesem Ansturme nicht zu erliegen, bedarf es einer größeren Macht, als sie die einzelne Gemeinde besitzt und besitzen kann. So zwingt die Not zum Zusammentritte mehrerer Gemeinden zum Gauverband. „Der Gau war jetzt Staat, Einheitsstaat, und mehrere Gaue zusammen bildeten nun den Staatenbund der Völkerschaft.“ An das Resultat dieser Bildung tritt nun langsam die Frage der Souveränität heran. Wer von den Gaufürsten soll namentlich im Kriegsfalle, der eine einheitliche Oberleitung erheischt, Oberkönig sein? Mag anfangs die Wahl auf den Besten und Stärksten gefallen sein, so war doch mit der dauernden oder zeitweiligen Stellung eines Oberkönigs eine Ausnahme geschaffen, welche leicht zu Vorrechten der Person, dann des Geschlechtes und somit zur Erblichkeit führen konnte. Liegt doch schon in jenem ersten Zusammenschluß mehrerer Sippen zur Horde und Gemeinde die Thatsache der Führerschaft vor. Eine Sippe, ein Geschlecht mußte den Zusammenschluß bewirken, es mußte die erste Anregung dazu geben. Daß dabei die Frage des größeren Besitzes und der damit verbundenen größeren Macht eine Hauptrolle spielte, ist nicht zu bezweifeln. Wenn nun ein Geschlecht einen solchen ersten Krystallisationspunkt bildete, so ist dies auch die Ursache, warum dasselbe, wie im Anfange infolge seiner Stärke, so späterhin infolge der Gewohnheit, einen faktischen (nicht

rechtlichen) Vorrang behauptete. Jede Neubildung aber ist eine Kriegserklärung an Altbestehendes. Es liegt nicht nur im Interesse der Nachbarn, ein zu starkes Zusammenfassen aller Kräfte, welche die Existenz der Nachbarn bedrohen, zu verhindern, sondern innerhalb des Staatenbundes, der sich auf dem Prinzip der Gleichberechtigung und Coordination aufgebaut, regen sich die Einzelkräfte gegen die Inanspruchnahme der Souveränität durch ein einzelnes Geschlecht. So haben wir den Kampf nach außen, der zum Zusammenhalten zwingt, und die Fehde im Innern, welche einer zentrifugalen Tendenz entspringt. Beides zieht sich durch die ganze Geschichte eines Volkes, bis es zum Volke geworden, abwechselnd hin, und treten in diesen Kreisen der inneren Entwicklung nun äußere fremde Elemente, bevor die innere Festigung einen gewissen Grad erreicht hat, so kann dies zur Ursache einer fortdauernden Störung der Entwicklung, d. h. zum Verderben des Volkes werden, wie wir es bei den Kelten sahen.



Handel mit Fellen.

Es sind nun fünf große Gruppen, denen wir im alten Deutschland begegnen: die Ingaevonen, Hermionen, Istaevonen, die Hillevionen und Goten. Im allgemeinen steht fest, daß Sachsen und Friesen den Ingaevonen, Alamannen und Bajuvaren den Hermionen, die Franken den Istaevonen, die Nordgermanen aber den Hillevionen teils entstammen, teils entsprechen. Die Einteilung in Ingaevonen, Hermionen und Istaevonen beruht auf der alten Stammessage, welche uns zu dem Gotte Tuisto zurückführt. Ihn und seinen Sohn Mannus verehrten alle Germanen als die Stammväter ihres Geschlechts. Mannus aber ist der erste Mensch, und Ingo, Isto und Irmino sind seine drei Söhne. Die tiefsinnige Fabel von göttlicher Abstammung galt bei allen Germanen.

Diese rein ethnologischen Gruppen umfassen wieder zahlreiche Mittelgruppen und Unterabteilungen, deren Entstehung wir uns im Zusammenhange mit der Vermehrung der Volkszahl und der Aufnahme fremder Elemente zu denken haben. In dem Aufkommen der Völkerschaften liegt die Trennung naturgemäß vor, und die Trennung wird wieder begünstigt durch das Emporblühen einzelner Geschlechter. Doch in diesen Zeiten

des Uebergangs von einer ethnologischen Allgemeinheit zum selbständigen politischen Verbande ist eine Fixierung der Verhältnisse der einzelnen Stämme und Völkerschaften zu einander nur in großen Zügen möglich. Wie wir ins Einzelne dringen, sehen wir die Bildungen in immer belebterem Flusse; keine festen Grenzen, deren fester Inhalt und Bestand sich durch alle Zeiten rettet, treten uns entgegen, sondern ein ewiges Drängen und Verschieben, ein Suchen nach Anlehnung und Aufnahme, ein Losreißen und Trennen zeigt uns das fortwährend veränderte Bild. Nur drei uns bekannte Ausnahmen giebt es von dieser Regel. Friesen, Goten und Sachsen überdauern als solche und mit ihren alten Namen die große Revolutionsperiode der Völkerwanderung und Völkerbildung. Neu tauchen auf die Namen der Franken und Alamannen, während die Namen der Bajuvaren, Thüringer und Schwaben wenigstens an Vorgänge und Namen der Urzeit anknüpfen. Die ganze Masse der andern Namen verschwindet, teils weil ihre Träger selbst zu Grunde gegangen, teils weil sie oder ihre Nachkommen sich wieder einer der neu gebildeten Gruppen untergeordnet.

Die Friesen saßen an der Nordsee, ihre Hauptmasse östlich der Yssel, während ein kleinerer Teil sich westlich dieses Rheinarmes niedergelassen hatte. Oestlich sollen sie sich bis zur Ems ausgedehnt haben; ihre Süd- und Westgrenze aber wechselte. Ja, man will ihre Wohnsitze sogar noch weiter nach Osten bis zur Elbe ausdehnen und die von den Kelten Cimbern genannte Völkerschaft teilweise mit ihnen identifizieren.

An der untern Elbe wohnten die Sachsen. Die Elbe bildete nach Westen die Grenze, wie die Trave nach Osten. Im Süden trennte sie wohl Markwald von den Teutonen.

Franken, Alamannen und Bajuvaren berühren uns hier zunächst noch nicht. Wohl aber Thüringer und Schwaben. Denn in diesen beiden Völkerschaften haben wir die Nachkommen der Hermunduren und Sueben vor uns.

Die Hermunduren grenzten im Westen an die Chatten, deren Name uns in dem späteren Hessenlande wieder begegnet. Beide Völker gehörten der großen Suebengruppe an.

Die Semnonen galten als das älteste Volk der Sueben. Ihr Name bedeutet dasselbe, was das Wort Hermun (Ermin, Irmin) in Hermunduren bedeutet — eine Zusammenfassung. Und auch die Sueben sind wie die Goten kein einzelnes geeinigtes Volk, sondern ihr Name ist eine Gesamtbezeichnung für eine Gruppe verwandter Völkerschaften, nur „daß bei den Goten vor allem nähere Stammesgemeinschaft zu Grunde lag", während das Wesentliche der Gemeinschaft der Sueben in der Verehrung besonderer Gottheiten, in einer gewissen Gleichartigkeit der Kriegsverfassung und in gewissen Einrichtungen wenig seßhafter Siedelung bestanden zu haben scheint. Diese historischen Thatsachen sind indes nicht zufällig, sondern sie erlauben auf frühere Zeiten einen klaren Schluß. Wenn Cäsar von den Sueben als einem großen Volke spricht, so darf man nicht schließen, er habe die einzelnen existierenden Völkerschaften nicht gekannt, sondern diese Völkerschaften existierten damals wirklich noch nicht in der Trennung und Selbständigkeit, in welcher Tacitus sie kennen lernte. Es gab wirklich nur ein Suebenvolk. Erst durch die Berührung mit den Römern und Nichtsueben im Westen wurde diese Trennung befördert. Eine alte politische, wenn auch lockere Verbindung blieb aber auch unter den Getrennten noch bestehen, und so allein ward Marbods Herrschaft möglich, da sie sich auf diesen alten politischen und nationalen Zusammenhang der einzelnen Volksstämme stützte. In den Sueben müssen wir deshalb wegen ihrer bewußten Abneigung gegen die Einflüsse keltischer und römischer Kultur in dieser Zeit die unbewußten Hüter des Germanentums erblicken. Vom Rhein bis zur Elbe, vom Schwarzwald, durch Thüringer Wald und Harz bis zu den Karparten hielten die Sueben das mitteldeutsche Land besetzt.

„Es gäbe dort einen Wald von unbegrenzter Ausdehnung, welcher Bacenis genannt werde. Derselbe ziehe sich landeinwärts und schütze wie eine natürliche Mauer die Cherusker vor Unbilden und Einfällen von seiten der Sueben, sowie die Sueben vor den Cheruskern." So erzählt uns Cäsar, und wir erkennen in der alten Bacenis Silva den westlichen Teil des Thüringer Waldes, der wohl mit dem Harzwalde in jener frühen Zeit

noch zusammenhing. Hier sei die Sitte der Germanen erwähnt, eine solche natürliche Grenzwehr stets ungerodet zu lassen. Zwischen den einzelnen Völkerschaften im Großen ziehen sich, wie zwischen den einzelnen Gauen im Kleinen die Grenzwaldungen hin oder aber wüste und öde liegende Landstrecken. Die Cherusker gehörten der großen suebischen Völkergruppe nicht an, sondern sie sind es, die später einen Hauptbestandteil des Sachsenvolkes ausmachen, und so tritt uns der nachherige Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland schon damals in dem Stammesgegensatze der Cherusker und Sueben im Keime entgegen.

Die Trennung, welche bei den Sueben sich eben zu vollziehen strebte, als Marbod sie wieder mit starker Hand vereinigte, hatte sich bei den nord- nnd westwärts sitzenden Völkerschaften bereits vollzogen, und zwar beginnt die Selbständigkeit der einzelnen Stämme zugleich mit der Entwicklung des Grundeigentums und der Seßhaftigkeit. Die Keilform des Vorstoßes der Germanen in keltisch-römisches Gebiet giebt uns dafür die Erklärung. Bei Basel liegt die Spitze des Keiles, und Donau- und Rheinlinie bis Regensburg und Mainz geben uns die Richtung des germanischen Vorstoßes von Nordosten nach Südwesten an. Alles, was außerhalb dieser großen Keilrichtung lag und nach Norden und Westen beiseite geschoben wurde, mußte einerseits sowohl durch den keltischen Widerstand in der Fronte, als auch wegen des Aufhörens oder Nachlassens der Bedrängung im Rücken eher zu einer Seßhaftigkeit gelangen. Daß sich nun bei den Cheruskern dieser Gegensatz der Seßhaftigkeit gegen die großen flutenden Massen des Suebenvolkes zuerst und vornehmlich geltend zu machen begann, ist wegen der Nachbarschaft ihrer Gebiete wohl nicht zu verwundern. Hatten sich die einzelnen Stämme der nördlichen Ebene den Römern unterworfen, so war dies bei den Cheruskern in dem Grade nicht der Fall. Zwar wissen wir nicht, in wie weit das Bündnis mit den Römern einer Unterwerfung nahe kam, allein den Sinn des Bundes erkennen wir leicht in dem durch Marbods Gründung verschärften Gegensatze der Cherusker und Sueben. Es ist die Politik, wie sie einst Cäsar im Gallierlande bei dem Streite der Häduer und Averner um die Hegemonie verfolgte. Sobald nun eine Annäherung der Römer an Marbod oder gar ein Bündnis mit demselben zu stande kam, mußte dies eine Entfremdung zwischen Römern und Cheruskern zur Folge haben. Und so sehen wir denn die Politik der drei Mächte in doppelter Weise thätig, indem eine jede die andere zum Bunde gegen die dritte zu gewinnen sucht. Mit der Annäherung der Römer an Marbod wurde der Ton der römischen Befehlshaber im Cheruskerlande ein diktatorischer; das Bündnis des Tiberius mit Marbod mußte zum Bruche zwischen Römern und Cheruskern führen.

Hätten sich die Römer zufrieden gegeben, in der begonnenen Weise die Romanisierung Deutschlands fortzusetzen, wer weiß, was sie erreicht hätten! „Allein an die Stelle jener glänzenden und genialen Politik, die von Drusus bis auf Tiberius einen so unwiderstehlichen Einfluß auf diese Stämme geäußert, trat die routinierte Geschäftspraxis eines habgierigen und beschränkten Beamten: nicht die römische Verwaltung überhaupt, sondern der Gegensatz zwischen ihren verschiedenen Manieren machte sich den Germanen fühlbar.“ Dieses sowohl, wie das Bündnis der Römer mit Marbod, mußte den Cheruskern die Augen öffnen. Man sah und verglich das Vorgehen der Sieger im eigenen Lande mit dem in den unterworfenen Ländern, das Ziel der römischen Politik trat klar und deutlich zu Tage und weckte den Widerstand der Völker. Und ein Glück war es, daß ein Mann sich fand, der es verstand, diesen Widerstand zu organisieren. Armins rasche Auffassung und geistige Schlagfertigkeit, sein feuersprühendes Auge erkannten und durchschauten das künstliche Netz, welches Tiberius, „der Meister intriganter Diplomatie“, den Germanen über die Köpfe warf — seine tapfere Faust zerriß es. Das Beginnen des Varus, Germanien, soweit es unterworfen, als römische Provinz einzurichten, war verfrüht.

Aber eine große Hilfe fanden die Römer gegen den großen Mann im eigenen Lande. Die Gegenwart der Heere, die massenhafte Fortführung von Geiseln, hatten wie die Verleihung römischer Aemter und Würden auf einen Teil der Edlen und des Volkes den beabsichtigten Eindruck nicht verfehlt. Es bestand eine römische Partei im

Lande der Cherusker, ohne deren Beseitigung dem Befreier die Hände gebunden waren. Was ihm das Vorgehen erleichterte, war der Umstand, daß einst auch Armin dieser Partei selbst angehört hatte, also von ihren Bestrebungen unterrichtet war und ihre Absichten kannte. Segest, ein cheruskischer Edler (Dahn nennt dieselben nach ihren Funktionen Gaukönige) war der eifrigste Vertreter römischer Politik im Cheruskerlande. Inguiomer, der Oheim Armins, hielt sich lange Zeit neutral; Armins Bruder Flavus diente im Heere der Römer gegen die eigenen Brüder.

Nicht wie Marbod konnte sich Armin auf die Schulung und Disziplin seines Heeres verlassen. Es mußte ein Terrain gewählt werden, welches, wie es die römischen Waffen behinderte, den germanischen Haufen zu Hilfe kam. Armin fand dieses Terrain und mit genialer Verschlagenheit lockte er die drei Legionen des Varus in den sichern Tod. Nach drei furchtbaren Marsch- und Schlachttagen beugte sich der römische Aar vor Germaniens



Tiberius und der germanische Greis.

helllodernden Freiheitszeichen, und den Zerschmetterten deckten die Leichen der Legionen. Mitsamt seinem Führer wurde das Römerheer vernichtet. Heute ruft das Hermannsdenkmal auf der Höhe des Teutoburger-Waldes dem deutschen Volke die Erinnerung wach an jene ruhmvolle That Armins, des Cheruskerfürsten. (9 n. Chr.)

Als einst Tiberius an der Elbe stand, ruderte ein germanischer Greis in einem ausgehöhlten Baumstamm über den Strom und ließ sich vor den Cäsar führen. Lange sah er ihn schweigend an und brach dann in die Worte aus: „Unsere Jugend ist irrsinnig, sie betet euch als Gottheit an, so lange ihr fern seid, und erscheint ihr, so wendet sie gegen euch die Waffen. Ich aber habe, o Cäsar, mit deiner huldvollen Erlaubnis heute die Götter gesehen, von denen ich früher nur gehört; einen glücklicheren Tag habe ich Zeit meines Lebens nicht gewünscht oder erlebt."

Er berührte die Hand des Tiberius, wandte sich und ruderte, den Blick auf den Cäsar gerichtet, an das jenseitige Ufer zurück.

Nun war es zu Ende mit dem Glauben an diese Götter und durch die germanischen Wälder rauschte wieder siegbewußt Wuotons rastlos jagender, ungebrochener, todesverachtender Heldengeist. Weithin machten sich die Folgen dieser Heldenthat der Cherusker bemerkbar, und in Rom zitterte man vor dem Angriffe der nordischen Barbaren. „Jener Jüngling, der das Wohlleben auf römischem Boden verließ, um frei in die heimischen Wälder zurückzukehren, bekundet, daß der mehr geschlossene und überlegte Widerstand, welchen die Römer bald zwischen Rhein und Weser vorfanden, auf ein bewußtes Erkennen der gemeinsamen Gefahr, auf eine nicht unbewußte Liebe zum Vaterland, auf das Verständnis des Wertes politischer Selbständigkeit zurückzuführen ist.“ Bis zum Rheine wälzte sich der Aufstand und alle festen Plätze am rechten Rheinufer wurden sogleich oder nach längerem Widerstande geräumt.

Armin hatte nach dem Siege über die Römer seinem suebischen Rivalen den Kopf des Varus übersandt. Es ist diese That vielfach gedeutet worden. Mag sie eine Aufforderung enthalten haben, gemeinsam gegen Rom vorzugehen, oder mag sie als ein Triumphieren über Marbods Zurückhaltung gedeutet werden: es lag wohl beides: die Aufforderung wie die Drohung in derselben. Es war die Frage, auf welche man als Antwort des Suebenkönigs Ultimatum erwartet hatte. Und die Antwort blieb nicht aus. Marbod sandte das Haupt weiter an Augustus. Auch in dieser Handlung dokumentiert sich derselbe Sinn. Dieselbe Frage, ob Freundschaft oder Feindschaft das römische Volk von Marbod wolle, lag in ihr. Rom aber gab eine zweideutige Antwort, und so blieb auch Marbod passiv. Und bald erkannten die Römer wieder in dieser Rivalität der beiden Hauptvölker und ihrer Führer die Hauptstütze für ihre Politik. Schon rührte sich im Cheruskerlande wieder die römische Partei; sie fand an Marbod einen Anhalt. Die großen gemeinsamen Gesichtspunkte verdunkelten in diesem Kampfe um die eigenen persönlichen Interessen, in dem Streben nach rein egoistischen Zielen mehr und mehr. Selbst der kühne und hinreißende jugendliche Volksführer sah sich genötigt, eine Bahn einzuschlagen, an deren Ende für ihn selbst der Untergang drohte. Denn dem verräterischen Getriebe im eigenen Volke war nun zu steuern, wenn er eine über alle dominierende Stellung einnahm. Armin mußte nach der höchsten Gewalt streben, und dieses Streben bedeutete, sobald es offenkundig wurde, den Konflikt mit dem eigenen Volke.

Marbod sah den weiteren Kampf der Römer mit Armin voraus. Schwächten sich die beiden gegenseitig, so gewann er, wie er kurzsichtig glaubte. Einstweilen aber waren die Römer aus der bisherigen Offensive in die Defensive gedrängt. Tiberius eilte zwar nach Gallien, übernahm den Oberbefehl und ging auch über den Rhein. Aber der Zug hatte nicht den Zweck, die kaum befestigte, nun verlorene Herrschaft wieder aufzurichten. Durch den Angriff sollte nur die Abwehr größeren Nachdruck erhalten. Es galt, die Waffenehre Roms wiederherzustellen, aber der Plan, Germanien zu unterwerfen, war aufgegeben. Zudem stand der Vorteil, welchen die Unterwerfung der Germanen gebracht hatte, in keinem Verhältnis zu den Mitteln, welche dieselbe würde erfordert haben. Denn lange Zeit mochte vergehen, bis das unwirtliche Land den Römern den Einsatz ersetzte, lange Zeit, bis es ihnen lieferte, was sie aus den andern Provinzen bezogen. Der Hauptzweck, durch die jungen Söhne der Germanen ihr Heer zu verstärken, blieb erreicht, auch wenn keine direkte Herrschaft über das Land ausgeübt wurde, „denn in hellen Haufen eilte die germanische Jugend herbei, um unter den römischen Feldzeichen ihren Kriegsmut zu stillen.“ Es genügte also, wenn Rom die Rheingrenze behauptete, und zu dem Entschlusse wird schon Augustus, bewogen durch den größten Diplomaten und Kenner der germanischen Zustände — Tiberius, gekommen sein. Deutschland blieb den Deutschen, und in der Person des Tiberius erkennen wir, daß Rom den Höhepunkt seiner Macht überschritten hatte. Der römische Kaiserstaat basierte seit Tiberius nicht mehr wie vorher noch unter Augustus, der Cäsars Pläne ausführte, auf dem Prinzip der Eroberung, sondern nur auf dem der Erhaltung, und je mehr Germaniens kampflustige Söhne jenes alte Prinzip der römischen Republik zu dem ihrigen machen, um so mehr treten sie in den Vordergrund der Weltgeschichte. Den schauerlich schönen Hintergrund zu dem frisch bewegten Drama, welches sich nun abzuspielen beginnt, bildet das langsame Sinken der gewaltigen Roma.

Ueber die Pläne Cäsars hinauszugehen, war dem Augustus nicht vergönnt. Was jener vorläufig im Kleinen versucht hatte, durch seinen Uebergang über den Rheinstrom der Abwehr der Germanen einen ernsteren Nachdruck zu geben, war von Tiberius und Drusus — von letzterem jedoch nicht ohne kühnere, größere Gedanken — noch einmal im großen unternommen worden, und als am 16. August des Jahres 14 n. Chr. Augustus, Roms greiser Imperator, die Augen schloß, da war statt der Unterwerfung der Germanen, von der einst Drusus geträumt, nur eine Erweiterung der Provinz Gallien zu verzeichnen. Und noch einmal tritt uns das Ringen alter und neuer Zeit in der Person des zweiten Kaisers und dem jugendlichen Sohne des Drusus entgegen; noch einmal scheint es, als sollte Cäsars Plan, Drusus' Traum durch Germanicus verwirklicht werden. Aber der Diplomat legt dem stürmischen Eroberer das Handwerk und bestätigt: die Zeit der Jugend, der frohgemuten Offensive sei vorüber, unmöglich sei die Verjüngung des römischen Volkes, den gewonnenen Besitz zu erhalten gezieme der Weisheit des Alters.

Schon im Jahre 14 fiel Germanicus mit vier Legionen (den Legionen des untern Germaniens: I., V., XX., XXI.) in das Gebiet der Marsen (im Osnabrückischen), welche sich dem Aufstande der Cherusker angeschlossen hatten. Der Zug glückte, und der Zweck der Plünderung und Verheerung, wie der Stärkung des kriegerischen Bewußtseins der römischen Truppen schien erreicht. Im folgenden Jahre begann der Krieg mit den Germanen aufs neue. Das Unternehmen war durch die Verhandlungen des Segestes mit den Römern gegen die Cherusker gerichtet. Segest stand an der Spitze der römischen Partei im Cheruskerlande. Aber Thusnelda, seine Tochter, erkannte besser als der eigene Vater, daß der jugendliche Held Armin die Sache des Volkes und Vaterlandes vertrete und reichte ihm ihre Hand. Hatte auch der Erfolg die Römlinge bei den Cheruskern eine Zeit lang verstummen lassen, so regte sich doch nach und nach wieder der alte Zwist, die alte Eifersucht, und Germanicus durfte auf eine römische Partei im Cheruskerlande rechnen. Wie in allen früheren Zeiten boten diese inneren Fehden den Römern die günstigste Gelegenheit zum Eingreifen, und auch Germanicus ließ sie diesmal nicht unbenützt vorüber gehen. Mit vier Legionen brach er aus der Mainzer Gegend zum Zuge in das Lande der Chatten auf, während der Legat Caecina mit den vier Legionen des untern Germaniens die Marsen von der Beteiligung am Kampfe zurückschrecken sollte. Doch noch bevor man das eigentliche Feindesland erreicht hatte, mußte Germanicus an die Umkehr denken. Sein Vorgehen aber hatte zur Folge, daß die römische Partei im Cheruskerlande in harte Bedrängnis geriet. Segest mußte fliehen und mit seiner Gefolgschaft entkam er zu den Römern. In dem Gefolge des Ueberläufers befand sich auch Thusnelda, seine Tochter, das edle Weib des Cheruskers. Fern jeder Klage, senkte sie nur stumm die Blicke und preßte mit ihren Händen das Herz, unter dem der Sohn des Befreiers ruhte. Indes gelang es Armin, noch einmal den ganzen furchtbaren Landsturm der Cherusker gegen Rom aufzubieten. In dieser Erhebung lag die Drohung der Offensive, der man entgegentreten mußte. Und so bereitete Germanicus den neuen Feldzug gegen die Feinde vor. Der herausfordernde Zwang, welchen dieselben durch ihre Rüstungen auf die Entschlüsse der Römer ausübten, leistete den ruhmgierigen Wünschen des jungen Feldherrn Vorschub und legte die Politik des Tiberius auf einen Augenblick lahm. Man traf sich auf dem Totenfelde im Teutoburger Walde. Dem germanischen Führer waren die Mannen aller benachbarten Völkerstämme zugeeilt, und Germanicus wagte nach einem unentschiedenen Zusammenstoße kein weiteres Treffen in dieser furchtbaren Wildnis, sondern ordnete den Rückzug an. Als nun das römische Heer sich teilte, hing sich Armin mit seiner Uebermacht an die Fersen des Legaten Caecina, der über die „langen Brücken", Dämme, welche einst Domitius Ahenobarbus hatte anlegen lassen, den Rückzug antrat, während Germanicus selbst den Seeweg für den Rückmarsch zu Hilfe nahm. Es war eine ähnliche Lage, wie die des Varus, in welche nun Caecina geriet. Auf den Höhen erschienen die germanischen Schlachthaufen, und Armin jauchzte ihnen zu:


Keltische Goldmünze.

„Siehe Varus und die Legionen abermals vom Schicksal umgarnt!“ Aber das Siegesbewußtsein seiner Leute raubte dem Fürsten die Führung, während der vorsichtige Caecina Gelegenheit fand, den toll anstürmenden Massen entgegenzutreten und ihnen eine Niederlage zu bereiten. Es war eine gute Lehre. Sah man ein, daß nur die Emanzipation von den Befehlen des Anführers die Niederlage verschuldet, so gelangte man zu gleicher Zeit zu der Ueberzeugung, daß Armin allein der Mann war, der den einstigen Erfolg verbürgen konnte. Nur fester scharte man sich um ihm, wie schwer auch das Entkommen des Legaten auf der öffentlichen Stimmung lastete.

Germanicus traf im Winter gewaltige Vorkehrungen, 1000 Schiffe lagen bereit, ein Heer von nahezu 100,000 Mann den Rhein hinab und die Ems hinaufzuführen. Früh im Jahre 16 n. Chr. brachen die Legionen auf. Am rechten Weserufer hatte Armin in einem heiligen Haine seine Aufstellung genommen. Aber sein Standort wurde den Römern durch Ueberläufer und Späher bekannt, und so kam es in der Ebene Idistaviso zur Schlacht. Nördlich von Minden vermutet man das Schlachtfeld. Es galt Freiheit oder Tod, und mit wahrem Heldenmute stürzten sich die germanischen Scharen auf die festgefügten Reihen der Legionen. Ihrem Ungestüm aber folgte wie im vorigen Jahre das Unglück. Mit schwerem Verluste mußten die Cherusker die Flucht ergreifen, und ein Wunder war es, daß der schwerverwundete Held nebst seinem Oheim Inguiomer der Gefangenschaft entkam. Letzterer hatte endlich die Neutralität aufgegeben und war der Sache seines Neffen beigetreten. Denn ergriffen von wildem Weh und Rachewut, hatte Armin die Gaue der Cherusker durchflogen, als sein Weib in die Hände der Römer gefallen. Alles riß er mit sich fort, und diesmal hatte auch der Oheim dem allgemeinen Drängen nach Kampf, Rache und Freiheit nicht länger widerstehen können. Jetzt trat er an des Verwundeten Stelle. Die Niedergeschlagenen und Verzweifelten, welche an ein Aufgeben der alten Heimat und eine Wanderung über die Elbe dachten, feuerte Inguiomer an; er sammelte die Flüchtlinge und im kleinen Kriege stärkte er ihre Zuversicht. Einen höheren Aufschwung nahm dieselbe aber sofort, als man die Absicht der Römer erkannte, trotz des Sieges, statt weiter vorzudringen, zurückzugehen. Gerade das feuerte zu erneuter mutiger That an. Allein auch diese zweite Schlacht, welche an der Aller unter Führung Inguiomers geschlagen wurde, ging den Germanen verloren. Die Nacht endete die Blutarbeit. Wie wenig aber die Inschrift der Waffensäule, welche Germanicus auf dem Schlachtfelde aufrichten ließ, mit ihrer Behauptung: die Völker zwischen Rhein und Elbe seien von dem Heere des Kaisers Tiberius unterworfen worden, bei der Wahrheit blieb, beweist der Umstand, daß noch in demselben Jahre Chatten und Marsen bekämpft werden mußten, welche sich auf das Gerücht hin erhoben hatten, die Flotte der Römer sei vom Sturme vernichtet worden.

Während nun Germanicus an einen neuen Feldzug für das folgende Jahr dachte, die letzte und endgültige Arbeit — wie er meinte — im Lande der Cherusker zu verrichten, schien dem Tiberius genug für die römische Waffenehre geschehen zu sein. Immer mehr drängte es den ersteren in die Bahnen, die einst sein Vater gewandelt, aber der Kaiser kannte wie keiner die Bedeutung, welche ein solcher Krieg, wie er von seinem jugendlichen Neffen geplant wurde, haben mußte. Nicht nur regte sich wie einst unter Drusus im Offiziercorps jener altrepublikanische Drang nach großen Waffenthaten, sondern auch im feindlichen Lager wuchs die Bedeutung der Führer mit der Größe der nahenden Gefahr. Nach beiden Richtungen hin wollte sich eine der Monarchie gefährliche Aenderung vollziehen, und dieser doppelten Entwicklung brach Tiberius durch Abberufung des Germanicus die Spitze ab.

Wie richtig Tiberius urteilte, man solle die Germanen ihrer inneren Zwietracht überlassen, zeigte sich nur zu bald. Marbod und Armin kennen wir als Rivalen. Mit welcher Genugthuung mochte ersterer zugesehen haben, wie Armin es nicht vermocht, neue gleichbedeutende Erfolge über die Römer davonzutragen! Wie mochte ihn nach der Verwundung des Helden die Wahrnehmung befriedigt haben, daß nun ein anderer, Inguiomer, an des Anführers Stelle trat; daß Inguiomer durch seine Thaten einen Teil jener Anhänglichkeit, die man bisher dem Neffen bewiesen, in Anspruch und Besitz nahm!

Der Suebenkönig sah die drohende Auseinandersetzung mit dem Cheruskerfürsten durch eine Rivalität in dessen eigenem Lande verschoben, vielleicht aufgehoben. Und er schürte den glimmenden Funken, denn daß er die Hand im Spiele hatte, bezeugt uns der Uebertritt Inguiomers zu Marbod, als Armin den Oheim zwang, das Feld zu räumen. Aber auch im Suebenreiche war bereits die Zersetzung eingetreten. Immer mehr drängte Marbods Egoismus zur Vereinigung der suebischen Völkerschaften unter absolutistischen Formen, und gerade diese Erkenntnis drängte die mächtigen Völkerschaften der Semnonen und Longobarden aus dem suebischen Bunde hinaus. Sie stellten sich unter die Anführung des Cheruskerfürsten, der die vaterländische Sache so heldenmütig vertreten und dessen egoistische Ziele bisher wenigstens hinter dem großen allgemeinen Gesichtspunkte im Dunkel geblieben waren. Der Uebertritt Inguiomers zu Marbod machte den Zusammenstoß unvermeidlich. Und nicht wie einstmals stürzte man in regellosen Haufen aufeinander los, sondern in regelrechter Schlachtordnung, mit zurückbehaltenen Reserven, rückten die Heere gegen einander. Die Entscheidung war zweifelhaft, da beiderseits der rechte Flügel geschlagen wurde. Man hoffte auf Erneuerung der Schlacht. Als aber Marbod das Schlachtfeld räumte und sich auf die Höhen zurückzog, schrieb man dem Cheruskerfürsten den Sieg zu. In zahlreichen Haufen verließen die Ueberläufer Marbods Heer, der nun gezwungen war, in das Markomannenland (Böhmen) zurückzuweichen und Roms Hilfe anzurufen. Aber ihm wurde die Antwort, er habe kein Recht, die römische Hilfe gegen die Cherusker in Anspruch zu nehmen, da er einst die Römer, als sie gegen den gleichen Feind kämpften, auch ohne Hilfe gelassen. In der ablehnenden Antwort des Tiberius lag die Absicht, die Macht des Mannes zu vernichten, der für Rom, nach des Kaisers eigener Aussage, gefahrdrohender dastand, als selbst Pyrrhus und Antiochus, als Philipp von Macedonien für die Athener. Aus dem Grunde hatte Tiberius seinen Sohn, den jüngeren Drusus, nach Illyrien gesandt, damit er den inneren Zwist der Germanen schüre und ausbeute. Daß Drusus seine Aufgabe erfüllte, berichtet Tacitus: „Nicht geringen Ruhm erwarb sich Drusus durch Schürung des inneren Haders unter den Germanen, vermöge welcher Intriguen dem durch Armin tief erschütterten Marbod bis zu dessen Verderben zugesetzt werden konnte.“ Marbods Rolle war ausgespielt.



Römischer Siegesaltar. Gräberfund bei Reichenhall.

Katwalda, aus edlem markomannischem Geschlechte, einst von Marbod vertrieben, kehrte jetzt aus dem Lande der Goten, wo er Aufnahme gefunden, mit einer starken Gefolgschaft zurück, warb Anhänger, bestach die markomannischen Großen und überrumpelte

den verlassenen König so unvorbereitet, daß ihm nur der Uebertritt in das römische Noricum offen stund. In Ravenna bereitete ihm Tiberius ein Asyl, in welchem der vertriebene Fürst noch 18 Jahre lebte. Er überlebte seinen Ruhm infolge der allzugroßen Anhänglichkeit an das Leben, meint Tacitus.

Die Vertreibung des Marbod fällt in das Jahr 19 n. Chr. Dem Katwalda aber erging es nicht besser. Bald darauf wurde er mit Hilfe der Hermunduren, welche nach dem Abzuge der Markomannen in das Bojenland in deren frühere Sitze am Main eingerückt waren, unter Anführung des Vibillius vertrieben, und auch er fand eine Freistätte bei den Römern in Frégus (Provence.) Die Gefolgschaften der beiden vertriebenen Fürsten aber wurden, damit sie die Ruhe friedlicher Provinzen nicht störten, zwischen den Flüssen Marus und Cusus angesiedelt und ihnen Vannius vom Volke der Quaden zum Könige gegeben. So ward ein Vasallenstaat am linken Donauufer geschaffen, dessen damalige Bedeutung wohl klar ist, während die Wichtigkeit, welche ihm neuere Geschichtsschreiber glaubten beilegen zu müssen, uns unten zu einer eingehenden Besprechung veranlassen wird.

Der Feind war beiseite geschafft, und nun durfte Armin wohl die Hegemonie für sich in Anspruch nehmen. Allein das einigende Band, welches die Völker bisher zusammengehalten hatte, von der Not geschmiedet, war zerrissen, da die römischen Legionen sich hinter Rhein und Donau für immer zurückgezogen hatten. Auch war ja Marbod nicht durch die Gewalt der germanischen Waffen, sondern durch die Macht der römischen Intrigue vernichtet worden, und Rom, nicht dem Cherusker, gebührte deshalb der Siegespreis. So war dem Bau, welchen Armin zu errichten beabsichtigte, die Grundlage entzogen, die Königsherrschaft war zur Unmöglichkeit geworden, da die alte Freiheit und Ungebundenheit noch viel zu sehr die Herrschaft über die Gemüter der Germanen ausübte. Der Weg, den einst der junge Held, durch die Rivalität mit Marbod, die Feindschaft der Römer, die Eifersucht und den Neid der eigenen Landsleute und Verwandten gezwungen, zu beschreiten begonnen, endete in einen Abgrund. Das Volk verlangte nicht nach einer fortwährenden Bevormundung durch eine Staatsregierung, deren Bestehen und Wirken man nur so lange geduldet hatte, als dieselbe eben unerläßlich und notwendig gewesen. Als jetzt der Kampf um die Königsmacht trotzdem fortdauerte, als der Befreier zum Tyrannen zu werden drohte, mußte Armin die Wandelbarkeit der Volksstimmung an sich erfahren. „Meuchelmord durch die eigenen Gesippen traf den Helden, welchen der Römer den „offenbaren Befreier Germaniens“ genannt hat.“

Mit dieser tragischen Katastrophe endigte der erste Zusammenstoß der Germanen mit der römischen Welt, mit ihr der erste Versuch, eine staatliche Vereinigung zu begründen. Ein sonderbares Gefühl beschleicht uns, wenn wir hören, daß der Sohn des deutschen Helden und Befreiers in römischer Knechtschaft geboren und erzogen wurde, daß ein schmachvolles Geschick, vielleicht das des Gauklers oder Gladiators, seinem jungen Leben ein frühes Ende bereitete. Noch war die Zeit der alternden Roma nicht erfüllt, noch durfte selbst ein Armin nicht ungestraft die Hand ausstrecken nach dem Lorbeer, welcher die Siegerstirne der Weltbeherrscherin schmückte, und nur daß er den Einsatz alles dessen wagte, was ihm lieb und teuer war, daß er selbst des eigenen Lebens und Blutes nicht schonte im Dienste der Sache, welcher er sich ergeben, erwarb ihm die Teilnahme und Bewunderung des edelsten Römers, die Liebe und Anhänglichkeit der Volksgenossen, die Verehrung und den Heldenruhm bei der Nachwelt. Vergebens bemüht man sich, aus patriotischer Fürsorge auch seinem Rivalen einen Teil der Lichtstrahlen zuzuweisen, welche des Helden Stirne umglühen: Marbod war kein Held; er war ein scharf berechnender Diplomat, ein ergebener Schüler der römischen politisch-intriganten Schule, wie sie sich um jene Zeit auszubilden begonnen hatte, und als deren Vertreter uns neben ihm namentlich Tiberius selbst entgegentritt. Zum Helden fehlte dem Suebenkönige der energische Mut herzhafter Initiative und Aktivität.

„Es ist, als wenn mit dem Ende der Römerkriege auch die politische Produktivität der germanischen Stämme wieder ermattete, welche in dieser Atmosphäre erwacht war. In der Passivität, mit der sie sich von da an gegenüberstehen, sind sich diese beiden

Welten so unähnlich geworden, wie sie erscheinen, als sie nach Jahrhunderten zum zweitenmale aufeinanderstoßen.“ Welche Aenderung sich hier wie dort vor allem andern vollziehen wird, liegt in der Vergangenheit schon angedeutet. Denn während Tiberius der römischen Aristokratie den günstigen Boden, „die Lebensluft großer militärischer Aufgaben“ entzog, und das Talent einengte durch die öde Maschinerie einer Kasernen- und Beamtenwirtschaft; während er den Kapitalisten und Händlern die Bahn zu den höchsten Staatsämtern freigab und somit der alten republikanischen Aristokratie ihr bisheriges Wirkungsfeld entzog, sie verweisend auf die Villen Campaniens, in die Bäder von Bajae und Puteoli; während sich hier jenes glänzende verführerische Leben zu entfalten begann, dessen abscheuliche Krankheit in immer häufigern entsetzlichen Thaten sich offenbarte: mußte im Norden die durch Ariovist, Marbod und Armin angebahnte Entwicklung fortschreiten und allmählich durch die Macht der Zeit und Gewohnheit die Germanen davon überzeugen, daß in der Zusammenfassung ihre Stärke bestehe. Es mußte die Idee der Vereinigung, wie sie jene großen Volksführer erstrebt, mehr und mehr Anhänger gewinnen und dem germanischen Adel nach und nach eine Bedeutung verleihen, deren er sich vorher niemals zu rühmen gehabt.

Deutschland im ersten Jahrhundert nach Christus.

Da sich nun wohl kein Bayer mehr finden wird, der sich einbildet, ein Franzose zu sein, sondern derselbe, den Tönen seiner Muttersprache lauschend, erkennt, wie dieselbe auffallend deutsch klingt, können wir auch den Bericht des Tacitus für Bayern in Anspruch nehmen und uns von dem großen Römer erzählen lassen, was er über die alten Deutschen erfahren hat. Die Arbeit des römischen Historikers ist als das Fundament zu betrachten, auf welchem sich der stolze Bau der deutschen Geschichte erhebt, kann deshalb von uns nicht umgangen werden. Da es uns aber nicht vergönnt ist, der Entwicklung des deutschen Volkes in jener frühen Zeit anders als von Meilenstein zu Meilenstein zu folgen, indem uns über die Wegstrecke zwischen den Meilensteinen nur die Vermutung übrig bleibt, so wollen auch wir hier den gegebenen festen Punkt des Taciteischen Berichtes zum Standorte wählen und versuchen, ob wir von ihm aus den Weg zurück zu älteren Zeiten, wie die weitere Bahn vorwärts in neuere Zeiten wenigstens ein Stück weit zu erkennen und zu verfolgen vermögen. Das aber sei gleich gesagt: wir suchen in der Schrift des Tacitus nichts anders, als was er geben konnte und wollte; ein Bild Deutschlands zu seiner Zeit, und wollen nicht, wie das leider so oft geschehen, die Jahrhunderte durcheinander werfen und so zu erklären versuchen, was auf diese Art am allerwenigsten zu erklären ist. Nicht nur mit philologischem Blick muß man an die Auflösung der sogenannten Rätsel schreiten wollen, sondern das psychologische Verfahren scheint sich bei der Germania, wie bei keinem älteren Geschichtswerke, als das einzig erlösende darzubieten. Lieber wollen wir glauben, daß die neuen und neuesten Ausleger des Tacitus sich irren, wenn sie mit einer Nachricht nicht fertig werden, als daß Tacitus sich geirrt, der den Verhältnissen, welche er schildert, um 1800 Jahre näher stand und wohl dargethan hat, daß er nicht nur ein gewissenhafter Forscher und präziser Darsteller, sondern auch fähig war, zu erkennen, was er sah, und zu verstehen, was er schrieb.

Militärische Expeditionen eröffneten den Römern das Land und führten sie ein in die Kenntnis der Völker östlich des Rheines, und erst nach längerer Berührung mit den Germanen lernten die Welteroberer sie von den Kelten unterscheiden. Wunderbar

bezeichnend ist die Aussage des griechischen Geographen Strabo (66—24 v. Chr.) über dieselben, sie seien wilder, größer und blonder als die Kelten gewesen, hätten diesen aber in Gestalt, Sitten und Lebensweise so sehr geglichen, daß die Römer sie deshalb „Germani" d. h. „echte" (Kelten) genannt hätten. Die Ableitung des Namens ist falsch, denn nicht Römer, sondern Kelten nannten zuerst eine Völkerschaft, welche vom rechten Rheinufer nach Gallien vordrang, mit diesem Namen, der später auf das ganze Volk überging. Wohl aber giebt uns jene römische Etymologie einen Maßstab für die Vorstellung, welche man sich damals in der römischen Welt von diesen echten Söhnen einer wilden und grauenerregenden Natur machte.

Das Meer war die Nordgrenze des Landes: das Meer der Sueben — die Ostsee, das Meer der Germanen — die Nordsee, und alles Land, was von seinen Fluten umspült wurde, auch Skandinavien, zählte zu dem Lande der Germanen. Der Rheinstrom bildete die Westgrenze, die Donau die Grenze im Süden; im Osten aber flutete der gewaltige Völkerstrom vorwärts und rückwärts, die Grenze stetig verschiebend.

Die Unwirtlichkeit und Schrecknisse dieses wilden Landes erzeugten in der Fantasie der Alten solche ungeheuerliche Vorstellungen, daß wir staunend fragen, ob wir es mit Märchenschreibern oder mit Leuten der Wissenschaft zu thun haben. Auf den Inseln und an den Küsten des Meeres gab es Menschen mit Pferdefüßen und so übermäßig langen Ohren, daß sie mit ihnen den nackten Leib bedecken konnten. So erzählt uns Plinius, und eine Ahnung befällt uns, es habe mit diesen Nachrichten dieselbe Bewandtnis, wie mit denjenigen älterer und neuerer Reisenden über die geschwänzten Völkerschaften ferner Welten, deren Rückenzierde, wie Ranke erzählt, sich einfach als „Kostümschwänze" darstellten. „Doch einem Römer wie Horaz, der die sonnigen Fluren seines Vaterlandes rühmt, die Wein und Korn im Ueberfluß erzeugen, jene Auen mit grünen Myrten, die der lockern Erde entsprießen, die Haine und Gärten bei Tibur, von lebendigen Bächen bewässert, geschmückt mit Rosen, so sanft wie der Schlummer, — wo zweimal trägt das Vieh, zweimal der Obstbaum fruchtbar ist, — einem Plinius, der mit Stolz die Güter und Schätze seines Vaterlandes rühmt, das die Götter ausgewählt, um selbst dem Himmel mehr Glanz zu verleihen; der sich voll Begeisterung in breiter Schilderung ergeht, wie fruchtbar die Gefilde Italiens, wie sonnig seine Hügel, wie gefahrlos die Forste, wie schattig die Haine, wie reich an Gaben alle Arten von Waldungen, — wie heilsam die Bergluft, wie groß das Wachstum an Früchten, Reben und Oelbäumen, — wie ausgezeichnet die Wolle der Schafe, wie feist die Hälse der Stiere, wie gastreich die Meere, Häfen und die von allen Seiten dem Verkehr offenen Busen des Landes, welches sich selbst wie zum Frommen der Menschen gierig in die Meere hinausstreckt!" — ihnen allen mußte Germania als ein Land erscheinen, gegen dessen Bewohner Himmel und Erde gleich hart sich erwiesen, von dem man sich nur wundern müsse, daß es überhaupt bewohnt werde! Deshalb hält auch Tacitus die Germanen für Söhne des Landes, für ein unvermischtes Urvolk, denn „wer möchte Asien, Afrika oder Italien verlassen und Germanien aufsuchen, wo ungestaltet der Boden, rauh der Himmel, traurig zu bewohnen, ja nur zu schauen für jeden, dem es nicht Heimat ist?" Und können wir es dem Römer (Plinius), verdenken, wenn er nicht begreift, daß diese Menschen solche Not des Lebens der römischen Kultur und Herrschaft vorziehen — nur um der Freiheit willen?



Keltische Goldmünze.

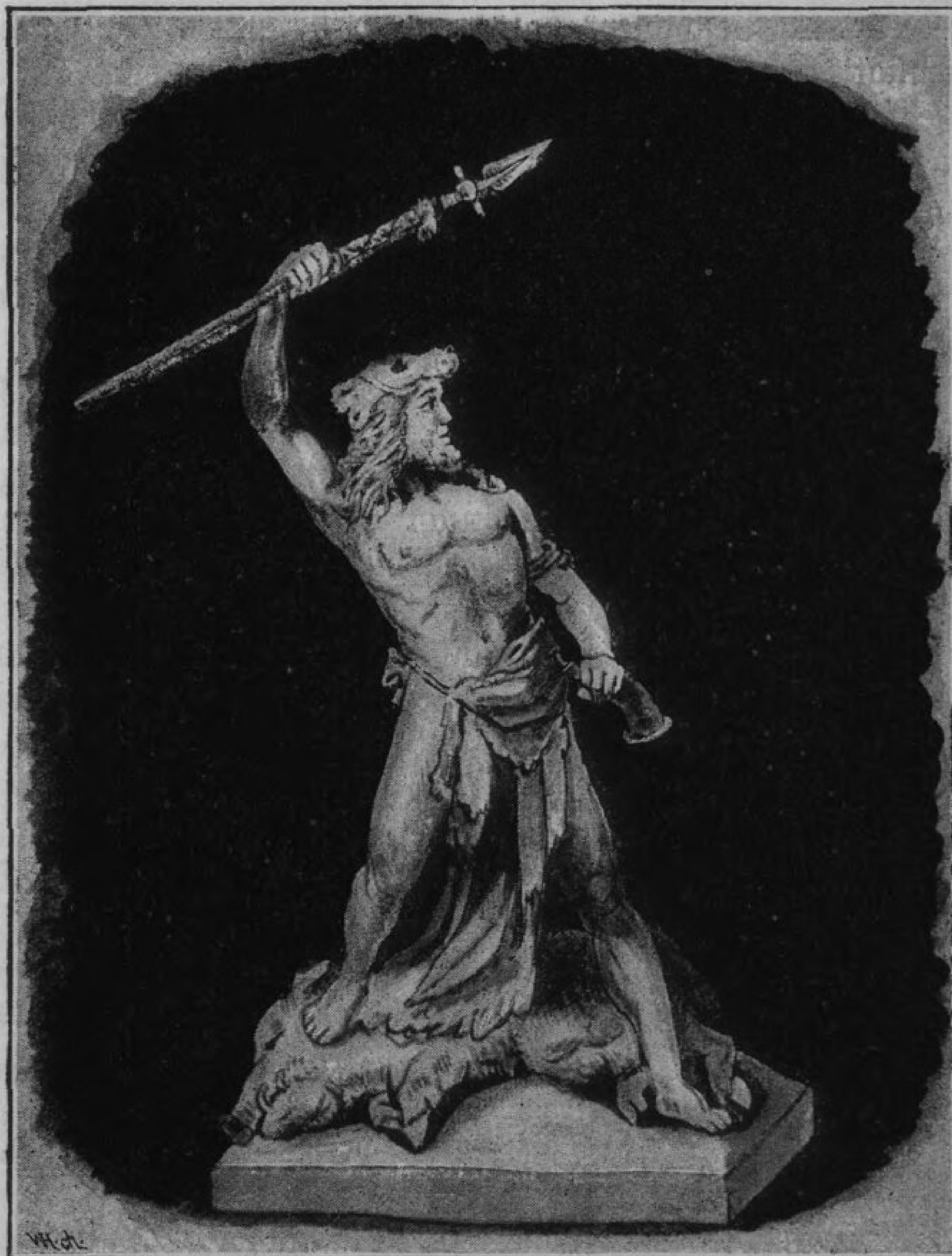
Aber welch' herrliches Zugeständnis machen damit die Fremden den Söhnen des rauhen Nordlandes! Wie treffen sie direkt den Kernpunkt, der die Zentralsonne germanischen Lebens war und geblieben, deren Lichtstrahlen noch heute jedes deutsche Herz glühend durchbeben und zur Begeisterung erwärmen, wenn es gilt, mit Ruhm oder That für die Freiheit, für die Heimat einzustehen!

Gewiß, dieses Land und Volk trat den Römern so urwüchsig und mächtig entgegen, wie nie ein anderes. Urgewaltig drängen sich diese Naturkräfte ein in die Begriffe römischer Zivilisation und Kultur und zwingen die stolzen Eroberer der Welt und unter

ihnen die Stolzesten und geistig Hervorragendsten zu staunender Anerkennung. Germaniens Waldesrauschen, seiner Flüsse und Seen, seiner Meere unheimliches Grollen und Toben zwang nicht nur die eigenen Söhne in späterer Zeit zu Liedern und Beschreibungen, es zwang selbst die Römer, für die Unmündigen das Schreibrohr in die Hand zu nehmen, um späteren Zeiten zu berichten, was sie von diesem Lande und Volke gesehen oder vernommen.

Heimat und Freiheit! Der Römer ahnte nicht, daß er mit dieser Anerkennung sein eigenes Todesurteil niederschrieb. Daß in der unbewußten Macht dieser Worte ein Weltenschicksal lag — seiner geistigen Ueberlegenheit blieb dieser Gedanke fern.

Welch' furchtbaren Eindruck diese Urwaldlandschaft auf ein Römerauge, gewohnt an des Südens heitern Himmel, an des Orients phantastisch-glühende Natur, machen mußte, kann man sich denken. Diese Eichen, von denen ja heute noch ausgehöhlte Stämme auf den bayerischen Seen als Einbaum schwimmen, groß genug, dreißig Mann zu fassen, waren im Vergleich mit den Pinien und Oliven des Südens einfach Monstren.


Germane auf der Jagd. Nach der Statue von Otto Lang.

Der Elch, Ur und Wisent, die wild weidenden Pferde, Wolf und Bär — nichts als Schrecken und ewigen Kampf bedeuteten sie für den Bewohner dieses Landes. Cäsar erzählt von der Jagd des Elches reizende Geschichten. Zur Ruhe legt er sich nicht nieder, da er zufällig hinstürzend, nicht wieder aufzustehen vermag. An einen Baumstamm gelehnt, pflegt dieses Tier der Ruhe, und wenn der Jäger aus den Spuren den Ort entdeckt hat, wohin sich der Elch zurückzuziehen beliebt, untergräbt er die Wurzeln aller umstehenden Bäume oder schneidet ihre Stämme an, so daß sie nur dem Anscheine nach noch feststehen. Wenn sich nun das ermüdete Tier an einen solchen Stamm anlehnt, fällt es zugleich mit dem Baume um und wird so die Beute des Jägers.

Aber nicht in allem stand Germaniens Natur der des Südens nach. Später trieben die Moriner ihre Gänseherden von der flandrischen Küste bis an den Tiber, da die Daunen der nordischen Vögel der verwöhnten und üppigen Dame des Südens wegen ihrer Weiße und Weichheit lieber waren, als die italischen, und teuer bezahlt wurden. Tiberius bezog die germanische Mohrrübe für seine Tafel aus dem Norden, und andere Erzeugnisse, wie der in Süddeutschland so beliebte Rettich, wie der weiche Sproß des Spargels fanden wegen ihrer Schmackhaftigkeit auch bei den Römern Anklang.

Ueber den Namen der Germanen, über ihre Dichtkunst und andere Streitfragen den Kampf hier von neuem beginnen zu wollen, liegt uns fern, um so mehr, als wir damit nicht nur nichts gewinnen, sondern auch der Ansicht sind, daß ein Kind in seiner

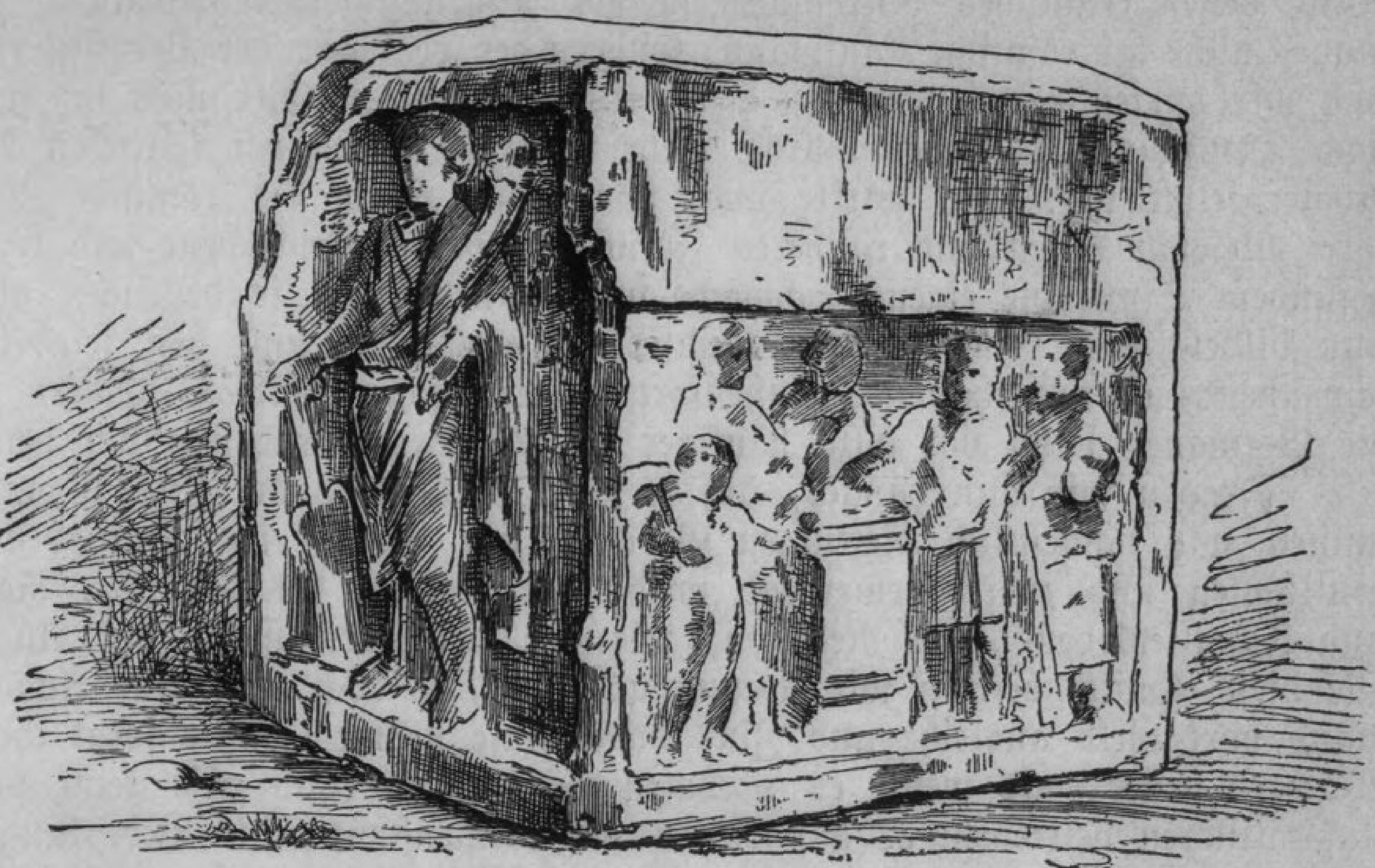
natürlichen Entwicklung fortschreitet, man aber niemals sagen kann, dieses oder jenes sei ihm selbst erworbener Besitz, unveräußerliches Eigen, an dem es mit absolutem Ziel- und Zweckbewußtsein festhält und weiterarbeitet. Und wenn uns Nachrichten über die Jugendzeit des germanischen Volkes überbracht sind, welche einen Lichtschimmer auf die Naturanlagen desselben werfen, so wollen wir, so große und mannigfache Begabung auch offenkundig wird, nicht dem Kinde andichten, was erst dem Manne nach langer und mühevoller Lebensarbeit zu teil wird. Von Einrichtungen, die wir heute mit den Begriffen Staat, Religion u. s. w. verbinden, zeigen sich bei den Germanen zur Zeit des Tacitus nur die ersten Keime. Daß diese Keime gesund und kräftig sind, erwarten wir. Und wenn den Nachrichten des Tacitus andere, so namentlich Cäsars, entgegen stehen, so wollen wir bedenken, daß nahezu 150 Jahre dazwischen liegen, wo beide ihre Beobachtungen anstellten und aufzeichneten, daß durch gewaltige Revolutionen sowohl der Standpunkt des Beschauers als auch das Objekt selbst sich bedeutend verändert hatten. Es genügt, an früher Gesagtes zu erinnern: wo war (seit Tiberius) die römische Aristokratie, die einst Cäsar so imposant entgegen getreten, zur Zeit des Tacitus? Und von welch' tiefgehendem Einfluß war die langjährige friedliche und feindliche Berührung der Germanen mit Kelten und Römern auf die Verhältnisse der germanischen Welt? Lassen wir diese 150 Jahre auch nur einem Jahre in dem Leben eines Kindes entsprechen — welche Veränderung bringt ein Jahr bei dem jungen Wesen hervor, welche Veränderung namentlich, wenn solche Eindrücke sein junges Herz bestürmen, wenn eine so strahlende Welt sich vor seinem ungeschwächten Blicke entrollt, wie es nach der ersten Berührung beider Völker bei den Germanen in gleichem Verhältnisse der Fall war!

Wie schwer es auch den begabtesten Menschen wird, sich heraus zu arbeiten aus einer Weltanschauung, die nicht dem Blicke in den freien, von Sonnenlicht umwobenen Aether entstammt, sondern demjenigen in die von Oellichtschimmer und qualmigen Rauchwolken durchdünstete Atmosphäre einer öden Studierstube, das beweisen zur Genüge die oft geradezu kläglichen Versuche unserer Weisen, den wirklichen Propheten des Menschengeschlechtes den Text zu korrigieren. „Anstatt sich zu erinnern, daß wir ohne die römischen Zeugnisse von germanischem Leben in dieser Zeit überhaupt gar nichts wüßten, daß unsre Aufgabe lediglich darin bestehe, die Berichte unserer Gewährsmänner in dem von ihnen beabsichtigten Sinne zu begreifen, von ihnen also die älteste Geschichte unseres Volkes zu lernen, muß Cäsar, der bedeutendste Feldherr und Staatsmann des Altertums, oberflächlich gewesen sein und sich geirrt haben, während Tacitus, der bis heute nicht übertroffene Geschichtschreiber, nicht gewußt hat, was er schrieb. Und doch richtete Goethe seine Satire unsres Wissens nicht gegen römische, sondern deutsche Gelehrten:

„Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben,
Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt, leider! nur das geistige Band."

Daß die Germanen ihre Stammgötter Tuisto und Mannus, daß sie ebenso den Ruhm ihrer Helden in Liedern gefeiert, berichtet uns Tacitus, wie er auch von Schlachtgesängen spricht, welche sie vor der Schlacht anstimmten, und aus deren stärkerem oder schwächerem Klange sie den Ausgang des bevorstehenden Kampfes vorausdeuteten. Weiter weiß oder sagt er nichts, und so begnügen wir uns damit.

Schön mag eine Schlachtreihe dieser herrlichen Gestalten ausgesehen haben, die ihre blauen Augen trotzig dem Feinde entgegen richteten, während das lange Haar den starken Nacken mit goldenen Wellen umfloß. Und wenn sich dann der Keil in Bewegung setzte, schnell und schneller vorstürmend, Mann an Mann, seine mächtige Spitze in die Reihe der Feinde zu bohren — wir verzeihen dem römischen Soldaten, wenn ihm vor solchem Ansturme das Herz bebt. Und was sollte er auch hier? Für wen schlug er die furchtbaren Schlachten? Zu welchem Nutzen? Schrecken und Grausen erweckte das waldbedeckte Land, das vielfach von langen Sumpfstrecken durchzogen war. Für Saaten zwar ertragreich, ließ es jedoch fruchtbringende Bäume nicht fortkommen. Und doch welch' hohes Gewicht legt der Südländer auf die Kultur des Obstes! Gewiß entsprachen diese



Römischer Altar. Bayrisches National-Museum.

Schilderungen oder Unwirtlichkeit und Unzugänglichkeit dem Charakter des Landes. Alles, was einst den Besitz Galliens, ja der Süddonauländer wünschenswert erscheinen ließ, war hier nicht zu finden. Hier gab es keine volk- und handelsreichen Städte, keine Erzgruben, keine Gold- und Silberminen, und ein gütiges Geschick bewahrte die Germanen davor, daß die Welteroberer den Reichtum des Landes entdeckten. Sein Schicksal wäre unfehlbar das der andern Provinzen des Reiches gewesen, und wie Spaniens und Lusitaniens, wie der gallischen und norischen Länder Bewohner erfuhren, wie gefährlich die Schätze seien, die ihre Berge verschlossen, so wäre es unfehlbar den Germanen ergangen, hätte man gefunden, daß die blutigen Opfer einst mit glänzendem Golde bezahlt würden. Und mehr als die Furcht trieb das Mißtrauen gegen die Fremden — wir hörten davon, als wir die bayerischen Alpen durchschweiften — diese Kinder der Natur in die Wälder zurück. Man traute dieser glänzenden Kultur nicht, deren Bekenner das Gefäß mehr nach dem Werte der Form und des Stoffes, als nach seiner Brauchbarkeit und Zweckdienlichkeit taxierten. Ob von Silber oder Thon, der Germane frug danach, ob man aus demselben trinken könne, und ging das, so war er zufrieden. Schon diese Thatsache allein hätte die bayerischen Gelehrten in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts überzeugen müssen, daß die Bayern unmöglich Kelten seien können. Und was die Römer durch Waffengewalt nicht erreichen konnten, durch das wachsende Mißtrauen ihrer Feinde erlangten sie es nun. Denn wie einst die Elbe als Grenzlinie beider Völker ausersehen war, so wurde jetzt unter Kaiser Domitian (81—96) jener Grenzwall errichtet, der die in römisches Gebiet vorragende Spitze des germanischen Keiles thatsächlich, wenn auch nicht an der Elbe und durch sie, sondern viel weiter westlich abschnitt. Von der Mündung der Altmühl bis ins Remsthal und von da nordwärts in die Wetterau und über den Westerwald zum Niederrhein verfolgen wir heute noch überall die Spuren des alten römischen Walles. „Von der Donau bis Lorch (im Remsthal) besteht dieser Wall meist aus mäßigen, durch keinen Mörtel verbundenen Steinen der Umgegend und erhielt deshalb und wegen seines anfänglich unbekannten Ursprungs den Namen „Teufelsmauer". Mißtrauen hatte die Germanen, die einst westlich dieser Linie bis Basel und an den Rhein saßen, aus der Gegend vertrieben, und keltisches Gesindel war nach ihnen in die öden Landstriche eingedrungen. Dann aber fand Rom es für gut, seine Grenze auf diese gerade Linie auszudehnen und siedelte in dem nunmehrigen Zehntlande zinspflichtige Bauern an.

Hier drängt sich uns abermals die Verschiedenheit der Völkerschicksale auf. Die Kelten zog es, nach ihrem ersten Eindringen in die Mittelmeerländer, immer mehr in den Bannkreis dieser Kultur, während die Germanen den mehrmaligen vergeblichen Versuchen, nachzudringen, keine neue folgen ließen, sondern der Wald, die Sehnsucht nach Freiheit und Ungebundenheit zogen sie mehr und mehr aus dem Bannkreise heraus. In den mächtigen Eichenforsten hüteten sie ihre Schweineherden und jagten das flüchtige

Wild, dessen reichliches Vorkommen sie vor Nahrungssorgen bewahrte. Dabei blieb noch lange, nicht der römische Kaufmann, sondern der Legionar der Vermittler römischer Kultur, und wir dürfen annehmen, daß der geringe Handel, welcher noch im ersten Jahrhunderte nach Deutschland betrieben wurde, mehr in den Händen der keltischen Nachbarn, als der Römer selbst lag. So wirkte auch von dieser Seite die römische Zivilisation erst in ihrer abgeschwächten und rauheren Form auf das ungebrochene und frische Volk, dessen gesundem Sinne die eigene Schwäche und Krankheit um so deutlicher offenbarend. Nicht nur bildete das römische Keltenland das abwehrende und den feindlichen Vorstoß abschwächende oder aufhaltende Außenfort des römischen Reiches, sondern es bewahrte auch die Germanen selbst vor allzu häufiger und direkter Berührung mit den Römern.

Fragen wir nun danach, auf welcher Kulturstufe die alten Deutschen standen, so müssen wir namentlich diejenigen Gebiete, auf denen eine Kulturbewegung am allerdeutlichsten und zuerst bemerkbar wird, die Gebiete des Staats-, Rechts-, Gemeinde- und Familienlebens, der Religion, wie der Kriegsverfassung ins Auge fassen. Ueber alle diese Punkte besitzen wir, wenn auch kurze, so doch bestimmte Angaben. „Daß niemand dort Geld ausleihe und Zins vom Zinse nehme, dafür sorgt ihre Unkunde dieses Wuchers besser, als wenn es verboten wäre.“ Es gab also keine Leute, welche das Kapitalisieren betrieben, es gab keinen Kapitalistenstand; die Bedeutung dieser Thatsache ist jedem klar, der von der Bedeutung des Geldgeschäftes für das Staats- und Volksleben eine Ahnung hat. Und wie scharf Tacitus den inneren Zusammenhang der staatlichen Einrichtungen erkannte, beweist der Umstand, daß er sofort von dieser Mitteilung zu Nachrichten über das Grundeigentum überging. „Die Felder werden im Verhältnis zu der Zahl der Bebauer von der Gesamtheit wechselweise in Besitz genommen, und dann nach Schätzung verteilt; bei der Masse der Ländereien macht die Teilung keine Schwierigkeit.“

Ziehen wir nun einerseits die Verhältnisse der früheren römischen Zeiten in Betracht, in denen es allerdings Staatsland gab, welches aber allein von den Patriziern in Besitz genommen wurde, und denken wir andrerseits an die natürlichste aller Auffassungen, daß wie Luft, Feuer und Wasser, so auch die Erde allen Menschen zu gleichem Genusse und gemeinsamen Vorteil von der Natur angewiesen sei, so verstehen wir, was Tacitus meint. Es gab keinen Großgrundbesitz, wie es keinen Kapitalismus gab; ja, wir dürfen sagen: es gab keinen Kapitalismus, *weil* es keinen Großgrundbesitz gab, denn im Werden staatlicher Einrichtungen ist die eine durch die andere bedingt. Wen Tacitus unter der Gesamtheit versteht, ist ganz einerlei; ob das Volk, ob einen selbständigen größeren oder kleineren Teil desselben, genug, daß im ganzen Volke für alle Mitglieder desselben das Gleiche galt. Damit stünde denn auch allein im Einklang, wenn die Schätzung, nach welcher man das Land verteilte, sich weder auf die Würde, noch auf den Rang des einzelnen, noch auf die Güte des Ackerbodens bezogen hätte, sondern einzig und allein auf die Größe der Kopfzahl innerhalb der einzelnen Geschlechter. Die größere oder kleinere Gens erhielt je nach der Anzahl ihrer Köpfe ein größeres oder kleineres Stück des Gemeindelandes zur Nutznießung angewiesen. „Die Saatfelder wechseln sie jährlich, und es bleibt immer viel Land übrig“, welches zur Zeit nicht unter den Pflug genommen wird. Es blieb viel Land übrig, weil es ja eine Masse Ländereien gab, und man von dieser Masse nur so viel verteilte, als zum Unterhalte der Anbauer nötig war. Der jährliche Wechsel der neu zu bebauenden Aecker, wobei der im vorigen Jahre bebaute Teil dem Graswuchs wieder überlassen wurde, hatte natürlich auch eine jährliche Neuverteilung der einzelnen Lose zur Folge. Nehmen wir nun an, daß durch Vermehrung der Volkszahl nicht der ganze im Vorjahre bebaute Teil wieder außer Dienst gestellt werden konnte, so ergiebt sich die wechselweise Benutzung des zweimal angebauten Gebietes von selbst, denn zur Ausgleichung der Vermögensunterschiede, von der Cäsar ausdrücklich berichtet, war es nicht mehr wie recht und billig, wenn ein zweimal bebautes Feld nicht immer derselben Sippe zugewiesen wurde. Also mußte alles wechseln und wir sehen alle Maßnahmen dahin gerichtet, zu verhindern, daß der Bebauer mit seinem Grundstücke verwachse, daß aus dem Nutznießer ein Grundeigentümer werde.

„Die Feldgraswirtschaft," sagt Hanssen, „und zwar eine ganz extensive und wilde, d. h. eine solche, welche auf eine Ackerkultur von einem Jahre oder einigen Jahren eine vieljährige Grasnutzung folgen läßt, mithin immer nur den kleinsten Teil der ganzen Kulturfläche zur Zeit unter dem Pfluge hält, und bei dem ungeregelten Verhältnis der Acker- und Weidejahre zu einander eine schlagmäßige Einteilung der Felder noch nicht kennt, eine solche Wirtschaft hat in Deutschland ganz entschieden die historische Priorität vor der Dreifelderwirtschaft gehabt. Es darf dies auch ohne alle historischen Zeugnisse aus landwirtschaftlichen und nationalökonomischen Gründen a priori behauptet werden."

Und wo ließen sich wohl zu der frühesten Geschichte eines Volkes Nachrichten finden, welche gleich den Angaben des Tacitus den Uebergang von Wanderung zu Seßhaftigkeit, vom Leben des Hirten zu dem des Ackerbauers so klar und deutlich zeigen? Der Wandrer bedarf keines Ackers. Nur im Vorübergehen sät und erntet er, wo sich gerade die günstige Stelle findet. Wohl aber bedarf er, der zugleich Hirte ist, ausgedehnter Wiesengründe, und diese zu haben und zu erhalten, sehen wir noch zur Zeit des Tacitus,



Römisches Denkmal zu Ehren der Kaiser Maxianus, Konstantinus und Licinius. Gefunden in Prutting.

zur Zeit der erst beginnenden Seßhaftigkeit die Germanen alle ihre wirtschaftlichen Einrichtungen treffen. Viehzucht geht vor Ackerbau: wir erkennen dies aus mannigfachen Nachrichten. Stiere, ein gezäumtes Roß, ein Schild mit Frame und Schwert sind die Gaben, mit denen der Bräutigam der Braut entgegentritt; in Zugvieh und Rindern besteht das Wergeld, womit die Familie des Erschlagenen versöhnt wird. So basierten die ältesten Rechtsbestimmungen noch auf den Anschauungen des poetischen Wander- und Hirtenlebens. Und daß diese Periode selbst noch nicht endgültig abgeschlossen war, bezeugen andere Mitteilungen. So wachsen die Kinder der Freien und Sklaven bei derselben Herde auf; noch bildet Wildobst, frisches Wildfleisch und dicke Milch die vornehmlichste Nahrung. Doch ist dieser Speisezettel nach Cäsars Angaben zu vervollständigen, welcher außer Milch und Wildfleisch Käse und Fleisch überhaupt nennt. Außerdem kannten die Germanen eine Art von Brot, den urdeutschen Haferbrei und Gemüse, so namentlich die verschiedenen Rübenarten. Aus Gerste oder Weizen brauten sie eine Art von Getränk (Bier), welches durch Gärung in eine gewisse Aehnlichkeit mit Wein gebracht wurde. Die Einfuhr des Weines war bei den Sueben zu Cäsars Zeit untersagt; dagegen zu Tacitus Zeiten bezogen ihn die dem Ufer zunächst Sitzenden aus der Fremde.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zurück, so ist jene Symbolik bei Rechtsvorgängen von hoher Bedeutung. Diese „Poesie im Rechte", wie Grimm sie nennt, zeigt uns, wie wenig man noch mit rechtlichen Begriffsbestimmungen sich den Kopf zerbrochen hatte. Ein Bild, durch welches wie hier der Mann der künftigen Gattin seine Freiheit und Selbständigkeit symbolisch darthat, genügte, einen Rechtsvorgang, die daran sich knüpfenden Pflichten, hier die Sorge für Erhaltung und Schutz, ins Gedächtnis zu rufen und klar zu machen. Die Braut selbst erwiderte das Geschenk mit einer Waffengabe. Und Tacitus verstand die Bedeutung dieses Brauches. „Nicht soll das Weib den Gedanken kühner Tugend fremd bleiben, nicht soll es meinen, des Krieges Unfälle könnten es nicht betreffen. Schon durch den feierlichen und förmlichen Eintritt in die beginnende Ehe soll sie erinnert werden, daß sie gekommen, dem Manne eine Genossin in allen Mühen und Gefahren zu sein; es soll dargethan werden, daß sie entschlossen ist zu tragen und zu wagen, was Friede oder Kampf von dem Gemahle heischen." Doch alle begrifflichen Erklärungen erreichen die Poesie der Handlung selbst nicht, sondern schwächen sie nur ab oder verwirren sie, da ja das Symbol keine Begriffsdarstellung sein soll, noch eine solche erträgt. Durch eine solche verliert er seinen eigentlichen gemütvollen Charakter und erscheint uns befremdlich. Diese Poesie im Rechte, bei der nicht der nackte Begriff, sondern das Gemüt die Führerrolle übernommen, belehrt uns aber, daß wir auch in allen andern sogenannten rechtlichen Fragen nicht mit Begriffen anfangen dürfen. Nicht weil er weiß, daß dieses oder jenes recht ist, handelt der Germane so oder so, sondern weil er es fühlt, und so sicher kann er sich auf die gesunde Wallung seiner Gefühle verlassen, daß wir mit verschrobenen Begriffen von Jugend auf gesäugten Kinder der Neuzeit uns eben doch nur eine sehr geringe Vorstellung davon zu machen imstande sind.

„Uralt ist in Tacitus' Schilderung die Thatsache, daß es kein Grundeigentum giebt, uralt sind dann die patriarchalischen Gewalten des Hauses, der Familie und des Geschlechtes, dessen Rechte und Pflichten. Uralt, dürfen wir hinzufügen, ist die Abneigung gegen feste geschlossene Sitze und die Anhänglichkeit an die einfachen Ordnungen des täglichen Lebens, die in den langen Jahrhunderten der Wanderung und jetzt des Stillstands sich kaum wesentlich veränderten, die Einfachheit der Tracht, Wohnung, Speise, des Getränks. Vor den kulturgesättigten Gebieten des römischen Reiches und bedroht von ihrem steigenden Einfluß hielten diese Völkerschaften mit bewußtem Selbstgefühl an diesen ihren Sitten und der noch immer demokratischen Einfachheit ihres Daseins fest."

Und merkwürdig müßte es sein, sollte es bei diesen Menschen, die ihr einfaches Blockhaus hinstellten, „wo ein Bach, ein Feld, ein Hain dazu einlud", deren Drang nach Ungebundenheit und Freiheit sich in allem so deutlich bekundet, eine Einrichtung gegeben haben, welche wir mit unsern ziel- und zweckbewußten Verfassungen auch nur entfernt vergleichen könnten. Fragen wir also danach, wer die Verteilung der Landlose vorgenommen, so erhalten wir von Cäsar die Antwort: die Obrigkeit oder die Fürsten, von Tacitus aber gar keine. Und doch spricht auch Tacitus an andrer Stelle von Adel, Volk und Fürsten. Doch immer sei es wiederholt, daß wir für jene frühe Zeit den „gemeinen Landeigentümer", den freien Grundbesitzer nicht zum Ausgangspunkt unserer Entwicklung machen dürfen. Grundeigentum kann erst infolge der vollendeten Seßhaftigkeit sich bilden, und Hand in Hand geht mit der Entwicklung des Grundeigentums die Bildung der Territorialhoheit.

Denken wir uns nun die Masse des Volkes ohne einen rechtlich anerkannten Unterschied des einzelnen, so tritt die Frage auf: was ist von Natur dazu angethan, dem einzelnen im Laufe der Zeit einen Vorrang zu geben?

Zuerst und vor allem die Vaterschaft. Das Kind bedarf des Vaters bis zu einer gewissen Zeit seines Alters, und diese väterliche Autorität, auf Liebe und Fürsorge begründet, wird auch nach der Emancipation des Sohnes für diesen nicht vollkommen erlöschen.

Eine zweite Ursache ist der größere Besitz an beweglicher Habe, an Waffen, Pferden, größeren Herden u. s. w. Denn der Besitzer dieses Reichtums ist gezwungen, Leute in seinen Dienst zu stellen, welche sein Gut ihm hüten und mehren helfen.

Da aber nicht auf friedlichem Wege allein dieser Reichtum erworben wurde, sondern gerade bei den Germanen die Habe des Besiegten der Preis des Siegers war; einen Sieg zu erringen aber nur möglich war, wenn der Sieger selbst die Ausführung der Waffenthat zum größten Teil persönlich auf sich nahm, weil man Sklaven und Söldner, die sich für ihn schlugen, nicht kannte: so war damit neben dem Reichtume der persönlichen Tüchtigkeit ein weites Feld eingeräumt. „Denn für Faulheit, selbst für Schwäche hätte man es gehalten, wollte einer durch Schweiß erarbeiten, was durch Blut zu erwerben war.“

Ziehen wir dazu in Betracht, daß im Laufe der Jahrhunderte sich die Zahl der anfänglichen Geschlechter des Volkes stetig minderte, indem die einen ausstarben oder von dannen zogen, die andern im Kampfe getötet wurden, — ein Schicksal, welches sie um so leichter traf und treffen konnte, als die Mitglieder der Familie und des Geschlechts in der Schlacht nebeneinander kämpften — so liegt auch hier ein Motiv, welches auf die Dauer und mit der Zeit zu einem Vorrange, zu dem Vorzuge, dem ältesten Geschlechte anzugehören, sich auswachsen konnte.

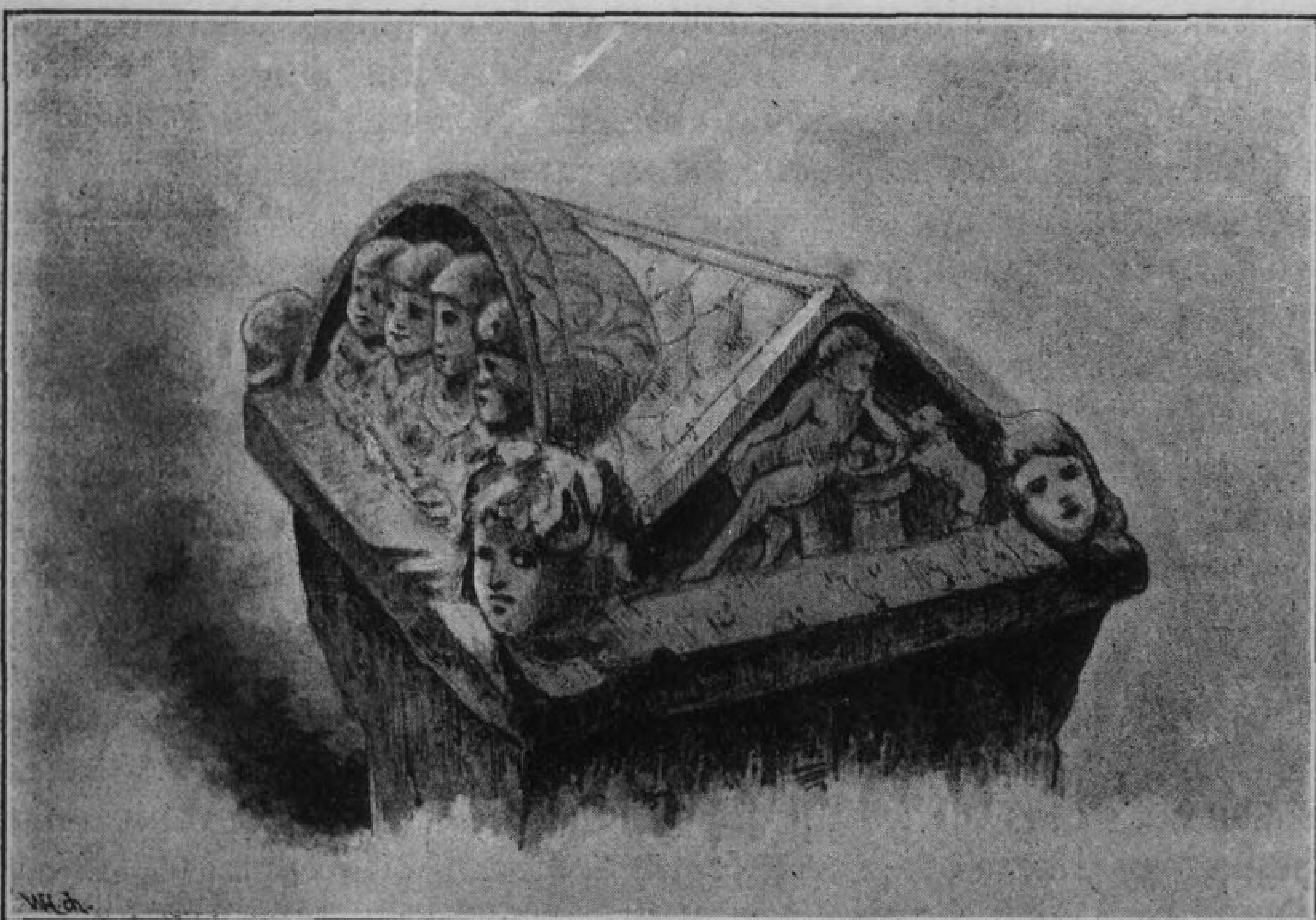
Kam nun die Not diesen natürlichen Vorzügen größeren Reichtums, anerkannter Tüchtigkeit und höheren Geschlechtsalters zu Hilfe, so konnte sehr leicht ein Zustand hervorgerufen werden, der dem eines faktischen Fürstentums oder Königtums sehr nahe kam. Die Not aber trat in frühester Zeit ein mit der Wanderung. Da mußte man einen Führer haben, und die Wahl konnte in diesem Falle nur auf den Tüchtigsten fallen. Die Not trat aber auch ferner ein, wenn es galt, die eigene Existenz gegen Feindesmacht zu beschützen. Und auch da konnte man wiederum nur den Tüchtigsten an die Spitze stellen. Im Notfalle befand man sich endlich, wenn innerer Zwist die Mitglieder des Volkes gegen einander trieb.

Denken wir uns nun die väterliche Autorität ausgedehnt über die eigene Familie, erweitert über das ganze Geschlecht; denken wir uns das Geschlecht zu gleicher Zeit anerkannt als eines jener ältesten Geschlechter, deren Fortbestehen man gewissermaßen als ein stillschweigende Garantie der eigenen Existenz, der Volksexistenz überhaupt ansah; denken wir innerhalb dieses Geschlechtes selbst die einzelnen Mitglieder bestrebt, den überkommenen Ruhm der Tüchtigkeit zu wahren und zu mehren: so kommen wir zu einer zwiefachen Reihe von Ergebnissen: einerseits wählt das Volk — ob für den Gau oder den Staatenbund ist im Prinzipe belanglos — seine Heerführer nach dem Maße ihrer Tüchtigkeit, andrerseits nimmt es in Privat- und Gemeindeangelegenheiten, wo die eigene Erkenntnis nicht mehr ausreicht, oder die Meinungen im Widerspruche einander gegenüber stehen, gerne seine Zuflucht zu einem der Vertreter jener älteren Geschlechter, von dem man am ehesten annehmen darf, daß er mit den alten Traditionen und Gewohnheiten des Volkes vor allen andern vertraut ist, von dem man aber auch gleicherweise überzeugt ist, daß er die Entscheidung nicht im eigenen oder im Interesse des einen oder andern treffen, sondern das Wohl des Ganzen seinen Ausspruch diktieren wird.

Und nun fragen wir, ob damit wohl die Angabe des Tacitus: „ihre Könige nehmen sie nach dem Maßstabe ihres Adels, die Heerführer aber nach dem ihrer Tüchtigkeit“ unvereinbar ist? Zumal wenn der römische Geschichtschreiber diese „Könige“ gleich charakterisiert als solche, die nicht, wie bei andern Völkern, eine unbegrenzte oder freie Gewalt besitzen, und wenn er von den Heerführern mitteilt, daß sie mehr durch ihr sichtbares und leuchtendes Beispiel, welches ihnen die Bewunderung der Mitstreiter erwirbt, als durch Feldherrngewalt das Heer leiten? Wo kann da naturgemäß oder auf historische Zeugnisse gestützt, von einem Amte, von einer Gewalt die Rede sein, welche, auf einer juristischen Basis aufgeführt, überall und für alle Zeiten gleichmäßige Anerkennung gefunden hätte? Wo von einem dauernden Rechte der Erwählten auf diese Anerkennung? Wurde Marbod nicht vertrieben, als er eine solche Gewalt aufzurichten und die errichtete zu erhalten strebte? Wurde Armin nicht getötet, als nur ein solcher Verdacht ihn traf? Und weiter: wie soll man sich mit einem solchen Institute die freie Volkswahl, wie das Recht der Volksversammlung, über alle bedeutenderen Angelegenheiten, wie namentlich über Krieg und Frieden selbst die Entscheidung zu treffen, während den einflußreichsten

Häuptlingen, jenen Aeltesten, nur die Beratung über minder wichtige Dinge eingeräumt war, zusammenreimen? Wie läßt sich mit einer solchen Gewalt die Macht des Einzelnen, des Familienvaters vereinigen, der den Sohn mit Schild und Frame schmückt und ihn also (symbolisch) den vollberechtigten Mitgliedern des Gemeinwesens einreiht?

„Cäsar kannte bei den Germanen seiner Zeit, soweit sein Blick reichte, kein erbliches Königtum, kein Priestertum und keine Aristokratie, nur, wenn wir sie so nennen wollen, republikanische Aemter. Er spricht von Beamten, welche die Flurverteilung leiten, in ihren Bezirken Recht sprechen.“ Daß aber bei Cäsar ganz entschieden diese Beamten neben „Fürsten“ genannt werden, zeigt, wie lediglich von der Wahl und Anerkennung des Volkes die Macht und Befugnisse der Behörden abhingen, während zu Tacitus' Zeit diese alte Grundlage bereits einige Veränderung und Verschiebung erlitten hatte. Denn sehr wohl konnte es durch die fortwährende Thatsache, daß eben die Tüchtigsten, welche man zu Heerführern wählte, auch meist Mitglieder der ältesten Geschlechter waren, dahin kommen, daß der eine der beiden Gesichtspunkte verwischt wurde, daß man eben in den Mitgliedern der ältesten Geschlechter auch meist die Tüchtigsten sah. Ist doch jeder davon überzeugt, daß schon sehr dumme Streiche dazu gehören, um den Kredit und das Ansehen eines alten Hauses für immer zu untergraben, während man das Aufkommen neuer Größen allerwärts mit Mißtrauen betrachtet. So war es also möglich geworden, daß eine Person das Amt des Friedensfürsten und Heerführers verband. Und damit ist die Grundlage zum wirklichen Königtume geschaffen.



Denkmalbekrönung in Form eines Dachgiebels. Gräberfund bei Reichenhall.

Erzählt uns nun Cäsar weiter, daß einer der erkorenen Fürsten oder Aeltesten sich zu einem bevorstehenden Beute- oder Kriegszuge zum Führer aufgeworfen habe dadurch, daß er an die Versammelten die Frage stellte, wer ihm folgen wolle, so geht daraus nicht nur der freie Eintritt in das Gefolge hervor, sondern ebenso, daß dieses Gefolge nur für den gerade beabsichtigten Zug verpflichtet wurde. Sehr leicht aber bildet sich aus diesen Anfängen eine Stabilität des Gefolgswesens aus. Denken wir nur, wie Ruhm und Beute, welche die Sieger heimwärts brachten, ihr Ansehen steigern mußten, wie ein Wetteifer zwischen den einzelnen Gefolgsherren entstand, sich gegenseitig durch immer kühnere Thaten und Fahrten zu übertreffen, so erkennen wir, wie in dem einen Siege die Verlockung, zu neuem, größerem Ruhme zu gelangen, stetig vorlag, an ein Entlassen des Gefolges also nicht mehr zu denken war. Und gereichte es im Frieden nicht zur Zierde des einzelnen, ein möglichst großes Gefolge zu haben und die Kampfgenossen, welche ihn in der Fehde beschützt, auch an dem Genuß der Beute teilnehmen zu lassen? Mußte sich so nicht ein stetigeres und innigeres Verhältnis zwischen Gefolgsherrn und Gefolge entwickeln? Nur so fassen wir es: wenn uns dann Tacitus erzählt, daß die Wehrhaftmachung und darauf folgende Aufnahme in ein Gefolge auch schon bei ganz jungen Leuten vorgenommen worden sei, wenn ausgezeichneter Adel oder große Ver-

dienste der Väter dafür gesprochen hätten. Wir sehen, wie langsam fest wird, was früher sehr dehnbar war, und nur weil sich kein Widerspruch dagegen erhob, fester werden konnte. Geburt und Adel beginnen ein Faktor zu sein, der mit in Betracht gezogen wird, aber immer noch bleibt auch hier die Zustimmung der Volksversammlung als ebenbürtiger Faktor anerkannt. Und nichts beweist mehr, als gerade die Schilderung des Tacitus, wie der unbewußte Kampf alter und neuer Zeit in der Verdunkelung alter durch neue Gewohnheiten zu Tage trat. Es gab kein erbliches Königtum, wie es kein erbliches Fürstentum gab. Die Wahl war alles. Aber wie diese Wahl bereits beeinflußt wurde durch die Rücksicht auf die Angehörigkeit zu älteren Geschlechtern, so war auch schon der erste Schritt geschehen, die Erblichkeit zur Anerkennung zu bringen. Die Würde eines Fürsten einem unmündigen Sohne hochadeliger und hochverdienter Väter zu erteilen, bezweckt dasselbe, was die späteren römischen Kaiser mit der Wahl ihrer Söhne zu erwählten römischen Königen bezweckten: Macht und Stellung des Vaters auch dem Sohne sicher zu stellen. Hier zeigt uns Tacitus deutlich den Weg, wie die Fürstenwürde zur königlichen geworden dadurch, daß sie an einem Geschlechte schließlich haften blieb.

Wir kehren nun zurück zu jenem Punkte, wo wir die beiden Gewalten sich trennen und auf zwei verschiedene Personen übergehen sahen. Heerführer und Friedensfürst waren nicht dieselben Leute. Warum nicht? Der Grund ist natürlich: weil ihre Aufgaben verschiedene waren. Sobald aber beide Gewalten derselben Persönlichkeit übertragen wurden, sobald der Heerführer im Kriege auch die Ordnung der bürgerlichen, wenn wir sie so nennen wollen, Angelegenheiten an sich nahm, oder ihm diese Ordnung übertragen wurde, entstand ein Etwas, dessen Macht man bisher nicht gekannt — das wirkliche Königtum. Der Weg zu demselben ist uns klar. Dazu bedurfte es nun nur mehr der Thatsache, daß die Wahl des jungen Fürsten zu Lebzeiten des Vaters zur Gewohnheit wurde. Wie wenig gleichmäßig diese Bildung indes vorschritt, erkennen wir aus den Nachrichten des Tacitus über die Volksversammlung der Germanen.

„Wenn nicht etwas zufällig oder plötzlich sich ereignete, war die Zeit der allgemeinen Zusammenkünfte auf bestimmte Tage beschränkt, die entweder auf den Neumond oder Vollmond fielen, denn diesen Zeitpunkt hielten sie für den günstigsten zum Beginnen von Unternehmungen. Und da die Nacht den Tag zu führen schien, rechnete man nicht nach Tagen, sondern nach der Zahl der Nächte. Ein Uebel aber hatte die Freiheit: nicht zugleich, noch wie auf Befehl kam man zusammen, sondern der zweite und dritte Tag verging unter dem Zögern der sich Versammelnden. Schienen hinreichend Leute zugegen, setzte man sich im Waffenschmucke nieder. Die Priester, welchen dann auch die strafende Gewalt zufiel, geboten Schweigen, und bald erhob sich ein König oder Fürst, je nachdem ihm Alter, Adel, Kriegsruhm oder Beredsamkeit den Vorrang gab; dem Vortrage folgte man, wenn aber ein Vorschlag mißfiel, verwarf man ihn mit Gemurr; gefiel er dagegen, so ließ man die Speere klirren, denn der Redner besaß mehr das Ansehen eines Ratgebers, als die Gewalt des Befehlshabers.“

Beide Gebräuche — republikanische und monarchische Regierung*) — standen also nebeneinander, und merkwürdig ist es, wie wenig man sich bei der Zulassung des Königtums dachte, wie wenig man fürchtete, dasselbe werde dereinst einmal eine andere Stellung dem Volke gegenüber einnehmen. So lange das Volk Hüter seines Rechtes und seiner Freiheit blieb, war ja an eine Aenderung nicht zu denken. Wenn aber die Zeit kam, wo der Einzelne seine Sorge von der Allgemeinheit ab- und dem eigenen Interesse zuwandte; die Zeit, da aus dem Krieger ein Grundbesitzer wurde, dann mußte auch das Königtum ein anderes werden. Zur Zeit des Tacitus war das Königtum noch nichts anderes als eine Ehrung, welche das Volk dem Auserwählten und seinem Geschlechte zu teil werden ließ, und wie wenig juristische oder politische Bedeutung es im Gesamtstaate hatte, beweist zur Genüge, daß ihm selbst in der allgemeinen Volksversammlung nicht

*) Wir dürfen uns dieser Benennungen wohl mit dem Vorbehalte bedienen, daß ihnen keine juristischen Begriffe, keine verfassungsmäßigen Bestimmungen zu Grunde lagen.

einmal der Vorrang unbedingt zugestanden war. Ob ein Fürst, ob ein König reden solle — das hing von ihren persönlichen Eigenschaften, nicht von ihrer Stellung ab. Die Fürsten wurden in eben diesen allgemeinen Versammlungen gewählt, und ihnen fiel die Ziviljustiz in den Gauen und Dörfern zu. Je hundert Beiräte, die aus dem Volke erwählt wurden, standen diesen Richterfürsten zur Seite und ihr Rat beeinflußte den Spruch derselben, ihre Zustimmung verlieh dem Urteil Anerkennung. Monarchische Anfänge berühren sich also hier mit republikanischen Ausläufern. Die Entwickung seit der Zeit Cäsars von unbewußter Republik zu noch nicht bewußter Monarchie tritt deutlich in diesen Mitteilungen zu Tage, und wird uns klar, wenn wir uns nur den Fall vorstellen, daß in einem Gaue schließlich wirklich nur ein Geschlecht, welches als das älteste anerkannt wurde, übrig blieb, während in einem andern Gaue die Rivalität mehrerer solcher Geschlechter die Entwicklung zu der sogenannten Monarchie verzögerte.

Sehen wir nun von dem Gebiete der werdenden Verfassung hinüber auf andere Gebiete, so müssen uns hier ähnliche Ergebnisse einer innern Entwicklung entgegentreten. Es müßte der Fortschritt auf dem Gebiete der Religion sich äußern in einem Uebergang von der Verehrung der Naturgewalten zu der persönlicher Gottheiten, denn nur die erstere entspräche jener unbewußten demokratischen Verfassung, von der uns noch Cäsar erzählte, während die letztere auf beginnendes Königtum verweist. Wer an keine andere Götter glaubt, als solche, welche er sieht, glaubt auch nicht an eine andere Tapferkeit, ein anderes Führertalent, kurz an eine andere Autorität, als diejenige des persönlichen Könnens. Für ihn giebt es nur ein einziges Kriterium, und das ist die noch an keinen verallgemeinernden Begriff geknüpfte jedesmalige Erscheinung. Wo ihm diese entgegentritt, glaubt er an dieselbe, aber in keinem andern Falle. Ebenso müßten sich die Anfänge des Priestertums zeigen, da Königtum und Priestertum überall und zu allen Zeiten in ihrer Entwicklung Hand in Hand gehen.

Auf dem Gebiete der Heeresverfassung müßte sich dagegen darthun lassen, daß Führer und Heer nicht mehr in direktem Kontakte miteinander stünden, sondern ersterer, statt in seinem persönlichen Einfluß die einzige Ursache seiner Macht zu sehen, müßte für dieselbe einen Rückhalt zu gewinnen suchen in einem Kreise besonderer Freunde und Auserwählten, die seine Person umgeben. Das Volk in Waffen ist nur dann mit der Monarchie zu vereinen, wenn diese letzte so erstarkt ist, daß sie über den einzelnen Krieger unbedingte Gewalt hat. So lange das nicht ist, ist die Monarchie als solche unmöglich, und der Befehlshaber gezwungen, sich eine persönliche Macht zu verschaffen, durch welche er einen Einfluß auf das Volksheer auszuüben vermag. Zudem ist das Emporstreben eines Geschlechtes stets eine Kriegserklärung an die übrigen, bisher ebenbürtigen Geschlechter, und diesen gegenüber einen Vorsprung zu gewinnen, kann nur dann gelingen, wenn eine stets zu Kampf und Fehde bereite persönliche Macht zur Verfügung steht. Es müßten uns also mit den Anfängen der Monarchie auch die Anfänge eines Dienstadels begegnen.

Auf dem Rechtsgebiete müßte dagegen der Begriff der Strafe sich zu bilden begonnen haben, da das natürliche Recht keine Strafe, sondern nur Vergeltung kennt. Nur der Geschädigte hat allein ein Recht, auf eine Entschädigung zu dringen. Erst mit Priesteramt und Königtum entwickeln sich die Begriffe „Sühne“ für die durch das Verbrechen verletzten Götter; „Buße“, weil dieser Begriff auf der Anschauung beruht, daß das Verbrechen eben nicht nur an dem einzelnen, sondern auch an der Gesamtheit verübt werde; „Gesetz“, da dasselbe einen Gesetzgeber verlangt, während das freie Volk nur Abmachungen nach Herkommen und Gewohnheit kennt, welche beide in dem lebendigen Rechtsbewußtsein des Volkes fortleben und sich weiter entwickeln. Natürlich muß diese Uebernahme der Rechtswahrung von Seite einer Körperschaft oder Person, dem Rechte des einzelnen Abbruch thun. Wir müssen im Familienleben, im Leben des einzelnen Machtbefugnisse schwinden sehen, die früher unfehlbar der Familie und den einzelnen zustanden. Und nun wollen wir Umschau halten, welche Nachrichten über alle diese Punkte vorliegen.

„Die Germanen haben weder Druiden, welche den Gottesdienst leiten, noch geben sie viel auf Opfer. Für Götter halten sie bloß diejenigen, welche sie sehen und durch deren Beistand sie sichtlich unterstützt werden, wie die Sonne, das Feuer und den Mond; von



Menschenopfer zu Ehren Wuotans.

den übrigen haben sie selbst nicht einmal gerüchtweise Kunde erhalten.“ So berichtet Cäsar. Also ein Naturdienst, die Verehrung der Naturgewalten ist uns mit solcher Bestimmtheit bezeugt, daß ein Zweifel nicht erhoben werden kann. Der Göttermythus ist damit ausgeschlossen, da derselbe sich nur an persönliche Gottheiten knüpfen kann. Hören wir nun den Bericht des Tacitus dagegen: „von den Göttern verehren sie am meisten den Merkur, dem sie an bestimmten Tagen auch Menschenopfer darzubringen für religiöse Pflicht halten. Den Mars und Herkules versöhnen sie durch die ihnen geheiligten

Tiere. Ein Teil der Sueben opfert auch der Isis. Ueber den Grund und den Ursprung dieses fremden Gottesdienstes habe ich wenig erfahren, außer daß das Symbol der Gottheit selbst, nach Art eines Fahrzeuges (Liburna) gestaltet, einen fremdher gekommenen Glauben ankündigt. Uebrigens weder in Mauern die Götter einzuschließen, noch ihnen irgend eine menschliche Gestalt anzupassen, halten sie der Größe der Himmlischen für angemessen: Haine und Forste weihen sie und nennen mit Namen von Göttern jenes Geheimnisvolle, welches einzig in der Phantasie ihrer Verehrung lebt." Daß Tacitus hier statt der deutschen Namen römische gebrauchte, kann nicht auffallen. Unter Merkur ist Wuotan, unter Mars Ziu, unter Herkules Donar zu verstehen, während Grimm bei der Isis an Frau Holda denkt. Das aber muß auffallen, daß persönliche Benennungen überhaupt gebraucht werden. Die Entwicklung von der Verehrung der Naturkräfte zu der persönlicher Gottheiten hatte also in der Zeit von Cäsar auf Tacitus Fortschritte gemacht. Daß aber diese Vermenschlichung der Götter noch lange nicht so vollendet war, wie sie in der römischen oder griechischen Religion vorlag, sagen uns die Worte des Tacitus, wonach die Germanen weder Tempel noch eigentliche Götterbilder besaßen, sondern mit Namen von Göttern benannten sie jenes unsagbare Etwas, das in ihrer Einbildung lebte. Von dem Blicke auf die Aeußerungen und Wirkungen der Naturkräfte war man zur Ahnung einer alles bewegenden Ursache gekommen, und unendlich schön ist es, zu sehen, wie man sich bemühte, diesem ewig Entrinnenden, ewig Bleibenden, diesem eben Geahnten, nie Begriffenen dnrch Benennung den ersten Begriff, das erste feste Bild entgegenzusetzen. Und ebenso schön ist es, zu sehen, wie der römische Schriftsteller bemüht ist, eine Vorstellung von dem zu geben, was doch nur vom Gemüte gefühlt, nie vom Verstande erfaßt werden kann. Noch war die Dogmatik mit ihren Glaubensparagraphen dieser Religion nicht genaht, noch widerstrebte der begrifflichen Fassung, was man im aufknospenden Geiste ahnte, und doch war es gerade die Ahnung wieder, welche unwiderstehlich zum Begriffe drängte. Ein wunderbarer Vorgang auf dem Gebiete der Völkerpsychologie wird uns hier geradezu durch historische Zeugnisse bestätigt.

Druiden, d. h. ein Priestertum, hatten die Germanen nicht, und diesen bedeutenden Unterschied von den Kelten hatte noch Cäsar berichten können. Zu Tacitus' Zeiten war das anders geworden. Er erzählt uns, daß hinzurichten und zu fesseln, selbst nur zu schlagen, einzig den Priestern zugestanden. „Denn es geschieht nicht wie zur Strafe, noch auf des Heerführers Befehl, sondern wie auf des Gottes Gebot, von dem sie glauben, daß er den Kämpfenden nahe sei; sie tragen auch die den Hainen entnommenen Bilder (von Tieren, die den Göttern geweiht) und Symbole in die Schlacht." Betrachten wir diese Stelle allein, so könnte uns die hier den Priestern eingeräumte Macht zweifelhaft erscheinen. Sehen wir aber zu, wie Tacitus anderweitig von den Priestern spricht, so wird unser Zweifel gehoben. Wir hörten, daß die Volksversammlung sich dadurch selbst eröffnete, daß sie sich niederließ. Dann befahlen die Priester Stille und erst von jetzt ab stand ihnen das Strafrecht zu. An anderer Stelle erzählt Tacitus folgendes: Auf Vorbedeutungen und Lose achten die Germanen ganz besonders. Der Lose Brauch ist einfach. Den Zweig eines fruchtbringenden Baumes schneiden sie in Stäbchen und streuen diese, mit gewissen Merkmalen versehen, über ein weißes Gewand regellos und aufs Geratewohl hin. Bald hebt der jeweilige Priester der Gemeinde, wenn die Befragung das Volk angeht, geht sie aber die Familie an, der Familienvater selbst, indem er dabei zu den Göttern fleht und die Augen zum Himmel erhebt, dreimal je ein Stäbchen auf und legt die aufgehobenen nach den vorher eingedrückten Runen aus. Sind sie hinderlich ausgefallen, dann findet keine weitere Beratung über dieselbe Sache an demselben Tage statt; sind sie günstig, dann wird noch der beglaubigende Ausspruch der Auspicien erfordert. Denn es ist auch unter den Germanen bekannt, den Flug und die Stimme der Vögel zu befragen, während es eine Eigentümlichkeit des Volkes ist, der Pferde Weissagungen und Mahnungen zu erforschen. Weiße, durch Menschendienst noch nicht befleckte Rosse werden vom Gemeinwesen in denselben Forsten und Hainen unterhalten. Sie spannt man an den heiligen Wagen und dann begleiten sie der Priester und König oder der Aelteste der Gemeinde, welche ihr Wiehern und Schnauben beobachten.

Aus dem allem ersehen wir, daß von einem einheitlich und fest auf sich beruhenden Priestertum keine Rede sein kann. Dasselbe war erst in der Bildung begriffen, und daher die scheinbar widersprechenden Nachrichten. Bilder und Symbole hatte man, aber noch keine Götterbilder, welche den Gott selbst darzustellen bestimmt waren. Also konnte man Priester haben, aber noch keine Priesterschaft. Schrieb noch Cäsar, daß die Germanen nicht viel auf Opfer gehalten hätten, so zeigt dies deutlich, daß man auch von einer Priesterschaft nichts wußte, denn nur der Dogmatik entstammt die Lehre von der Versöhnung der Gottheit durch Opfer, und zur Dogmatik bedarf es nicht nur der Priester, sondern der Priesterschaft, des in sich geschlossenen Priesterstandes. Sühne, Opfer und Priesterstand sind drei unzertrennliche Dinge, und wo das eine nicht ist, kann auch das andre nicht sein. So schnell aber entwickelt sich eine derartige Einrichtung nicht, daß wir annehmen dürften, 150 Jahre nach Cäsar habe es einen ausgebildeten Priesterstand gegeben. Nicht in dem Amte ruhte also die Macht des Priesters, von dem Tacitus berichtet, sondern in der Verehrung, welche er genoß.

Sagt nun Cäsar, daß dem für einen Krieg erwählten Heerführer die Gewalt über Leben und Tod eingeräumt worden sei, so braucht dies nach unserer Anschauung der Nachricht des Tacitus keineswegs zu widersprechen. Cäsar nennt die Gewählten „Magistrate“, also vom Volke Berufene; demnach vertraten sie auch nur in Ausübung der Strafgewalt das Volk für die Dauer des Krieges. Zu Tacitus' Zeit aber hatte sich eine Entwicklung zu vollziehen begonnen, welche den Gewählten nicht mehr nur auf Zeit, sondern für sein Leben zur Vertretung des Volkes berief. Mit dieser Stetigkeit, in welche wir das Erblichkeitsmotiv schon hineinspielen sahen, mußte auch eine Stetigkeit des Priesteramtes eintreten. Und so sehen wir neben dem Könige den Staatspriester das weiße Roß begleiten. Wo es aber noch keinen König gab, da konnte der Gemeindeälteste auch noch der Priester der Gemeinde sein, wie der Vater der Priester der Familie war. Ein Priesterstand aber schließt Privatpriester aus. Priester der Gemeinde sind diese Priester, Volkspriester, wie die Könige keine Monarchen, sondern Volkskönige sind. Ihre ganze Macht beruht auf der Anerkennung und Verehrung, welche ihnen persönlich das Volk zollt, keineswegs in einer von einem Amte ausstrahlenden Würde. Und doch sehen wir von Cäsar bis zu Tacitus den Gang der Entwicklung. Daß es einst ein Priesteramt geben wird, wie es zu einer Königsherrschaft kommt, sehen wir jetzt schon voraus, aber zu Tacitus' Zeiten gab es beides noch nicht. Noch konnte der Familienvater den Sohn den vollberechtigten Mitgliedern der Gemeinde einreihen, noch konnte er selbst die Götter für sich und sein Haus um Rat fragen; daß aber sowohl jene erste Handlung von einzelnen Vätern bereits an Fürsten abgetreten wurde, daß es neben Königen bereits Priester gab, zeigt uns, welchen Weg die Entwicklung eingeschlagen. Wunderbar schön spielt sich auch hier der immer stille und unbewußte Kampf des Alten mit dem Neuen ab. Indem sich eine weltliche Macht zu konsolidieren strebt, findet das Volk keine andere Hilfe, als daß es die Amtsbefugnisse, welche einst dieser auf Zeit errichteten Macht zufielen, teilt, an zwei Personen überträgt und dadurch mindert. So erhält der Priester die Strafgewalt in Vertretung des Volkes zugewiesen, die einst dem Heerführer zustand. „Die kriegerische Gesamtheit der Freien besitzt in dem Priestertum eine unabhängige und unverletzliche Friedensgewalt für ihre Gerichtstage und Beratungen und damit sie selbst eine feste und entscheidende Stellung als höchste richterliche und beschließende Gewalt.“

Zugleich aber spielt wie bei dem Königsamte das Erblichkeitsmotiv, so bei diesem Priesteramte bereits das dogmatische Motiv herein. Nicht mehr in Vertretung des Volkes übt der Priester die Vergeltung, noch bestraft er auf Befehl des Herzogs, sondern er sühnt im Auftrage des Gottes. „Aeltere, einzeln stehende, mit keiner äußern Macht bekleidete Männer, von denen sich der kühne, freiheitsliebende und thatenkräftige Deutsche lieber zur Ruhe verweisen ließ, als von seinesgleichen, wird man namentlich zu diesem Amte erwählt haben.“

Noch aber gab es keinen Zwist, wie und weil es keine Aristokratie, keine Monarchie, keine Demokratie, keinen Priesterstand gab. Alle diese Fragen traten erst langsam in

die Ahnung der Germanen ein. Denn nur das kann man Demokratie nennen, wenn Initiative und Souveränität dem Volke in bewußter Absicht zuerkannt wird. Das war hier nicht geschehen. Erde, Luft, Feuer und Wasser sind frei, frei der von freien Eltern Geborene — das war die erste natürliche Erkenntnis. Ob darin zugleich ein demokratischer Glaubenssatz lag, wußte man nicht. Sobald man dies erfuhr, mußte der Kampf losbrechen, denn mit dieser Erfahrung trat die Volksfreiheit mit einem Etwas in Gegensatz, welches, sollte erstere nicht unterliegen, bekämpft werden mußte. Und dieses Etwas war, daß ein Geschlecht, eine Person, ein Stand Anspruch auf die Gewalt erhob, welche bisheran vom Volke verliehen wurde und nur von ihm verliehen werden konnte; daß man die verweigerte Gewalt auch gegen des Volkes Willen sich anzumaßen versuchte. Das aber konnte der einzelne nur, wenn jenes Verhältnis, von welchem Cäsar erzählte, fest und stetig geworden war, wenn nicht nur das Amt des Anführers in einer Familie forterbte, sondern auch in den Familien der ersten Gefolgschaft sich die Sitte einbürgerte, an diesem ersten Anführer und seinem Geschlechte für immer festzuhalten. Es wäre damit sehr wohl vereinbar, wenn man dann, als dieses Verhältnis fester und es dadurch dem einzelnen möglich wurde, zu einer unbegrenzten Macht zu gelangen, von Seite des Volkes einschritt, und die Zahl des Gefolges nach der Zahl der Gaugeschlechter bestimmte, eine Zahl, welche eben nicht überschritten werden durfte. Die Entstehung der Hundertschaft ließe sich auf diesem Wege sehr wohl denken. Dann aber wurde mit dem Wachstum des Ansehens und der Macht einzelner, vielleicht auch mit dem Wachstum der Geschlechter innerhalb des Gaues, dieser Name mehr und mehr eine Benennung für eine Körperschaft, in welche aufgenommen zu werden, für eine Ehre galt. So erblaßte die ursprüngliche Bedeutung des Namens; nicht mehr hundert aus jedem Gaue bildeten das Gefolge, sondern überhaupt die Tüchtigsten, und „Centener" war ein Titel, den der einzelne mit Stolz trug. Unter ihrem erkorenen Führer kämpften diese Auserlesenen vor der Schlachtreihe. So lange aber nicht eine Person das Amt des Friedensfürsten und Heerführers verband, war das Gefolge beider natürlich ein zweifaches. Jenem wurden aus dem Volke hundert der Aeltesten und Weisesten als Ratgeber zugesellt, diesem dagegen die auserlesensten und tapfersten Jünglinge. Mit der Verschmelzung beider Aemter mußte auch die Verschmelzung und damit das Wachstum beider Gefolge stattfinden.

Die Hauptsache aber scheint uns, daß eben mit dem Ehrbegriffe, welchen man mit der Zugehörigkeit zur Hundertschaft verband, die Grundlage einer besondern Körperschaft, eines besondern Standes geschaffen wurde, dessen Stellung mit der Zeit eine exklusive, eine somit gegen das Volk gerichtete werden mußte. Mag man in der Bildung eines Gefolges zurzeit des Tacitus auch noch ein rein subjektives und zufälliges Vorgehen eines kriegslustigen Gefolgsherrn sehen, indem hier bloß noch persönliche Geltung, Tapferkeit und Ruhm einerseits, andrerseits freie Wahl, Hingebung und unerschütterliche Treue entschieden hätten, so erblicken wir doch in diesem Keime die Anfänge einer Entwicklung, wie sie in dem späteren Verhältnis des Dienstadels zu seinem Herrn vollendet zu tage tritt. War doch die Innigkeit jenes frühen Verhältnisses schon so fest, daß selbst gegen die Sache seines Volkes ein Inguiomer mit seinem Gefolge zu Marbod, Segest zu den Römern übergehen konnte, ja daß selbst den vertriebenen Marbod das treue Gefolge nicht verließ. In dem Ehrbegriffe, in dem Kampfe vor der Schlachtreihe tritt doch deutlich bereits eine Erhebung der Centener über die Krieger des Volksheeres zu tage. „Das Gefolge enthielt die Vorbereitung nicht eben einer adligen, wohl aber einer vornehmen Klasse." Und wenn wir später den freien Mann um die selbständige Teilnahme am Reichsdienste durch die volle Ausbildung der Gefolgs- und Lehensverfassung gebracht sehen, so suchen wir nur getrost in den Nachrichten des Tacitus die Anfänge dieser Entwicklung.

So schließt sich der Kreis unserer Betrachtung. Was wir vermuteten, wurde durch sichere und unzweideutige Nachrichten bestätigt. „Im Zeitalter des Ariovist war die Gleichheit der Geschlechter noch eine Grundnorm germanischer Stammesverfassung, aber eine Grundnorm, die schon der Gegenstand politischer Betrachtung geworden, über deren mögliche Erschütterung und notwendige Erhaltung man nachzudenken begonnen hatte. Siebenzig

Jahre nach Ariovist treten uns edle und mächtige Geschlechter entgegen, als die unbestrittenen Leiter der Stammesgeschicke, an der Spitze verschiedener Parteien. Wir erkennen das Produkt kriegerischer, richterlicher, politischer Tüchtigkeit erst des Einzelnen inmitten seines Gefolges, dann seiner Nachkommenschaft, deren Leistungsfähigkeit und Zuversicht sich die Anerkennung des Stammes und der Volksgemeinde erringt." Mit der Stabilität des Gefolgswesens wird die richtende und führende Gewalt des einzelnen fest und fester, und es bilden sich jene Elemente aus den früher gleichartigen und homogenen Massen des Volkes heraus, welche zu ihrer gegenseitigen Erhaltung gezwungen sind, wie sie zugleich das Volk zwingen, eine bewußte politische Thätigkeit zu beginnen. Das Interesse des Einzelnen und des Standes löst sich ab vom Interesse der Gesamtheit und tritt mit ihm in Gegensatz. Wir stehen am Anfang einer werdenden Verfassung, und vier Elemente treten namentlich in diesem bald beginnenden Kampfe um die Existenz, der mit dem Hinzuthun aller nach bestimmten Normen geregelt werden soll, als tonangebende in den Vordergrund: Volk, Königtum, Aristokratie und Priestertum. Aber noch vermögen hier gute Sitten mehr, als anderswo gute Gesetze; noch sind diese Verhältnisse gesund und nicht krank, da Könige, Fürsten und Adel noch die Besten und Tüchtigsten des ganzen Volkes sind, da sie durch ihre persönlichen Tugenden das Recht der Anerkennung besitzen; noch ist das Volk stark und kräftig genug, nur dem Anerkennung und Ehre zu zollen, dem sie in Wahrheit gebührt; noch verleiht nicht das Amt dem Manne die Würde, sondern die Würde des Mannes zieret das Amt.

Und diese beginnende politische Thätigkeit steht in dem innigsten Zusammenhang mit den äußern natürlichen Ursachen. Erst nachdem die Wanderung am Rheine zum Stehen gekommen war; erst als die Völkermassen gezwungen wurden, sich innerhalb eines begrenzten Gebietes zurecht zu finden, begann ihre innere Entwicklung. Sie begann bei den westlichen Stämmen zuerst und wälzte ihre Wogen fort weit nach Osten, wo noch Wanderkönige an der Spitze ihrer bewegten Scharen standen, wo von einer Aristokratie noch keine Rede war. Ariovist war der letzte Wanderkönig im Westen, und Marbod konnte seine Gewalt nur begründen, indem er sein Volk zu neuer Wanderung aufrief. Lange war ihm die Not der Zeit behilflich, seine Macht zu behaupten, dann aber regte sich die Eifersucht der Gefolgsherrn, und des Königs Macht sank vor ihrem Sturme in den Staub. Aber auch dieses wäre vielleicht nicht geschehen, hätte sich nicht in Arnim jener gewaltige Führer der Fürsten gefunden, der es verstanden, selbst die dem Könige feindlichen Stämme in Marbods eigenem Reiche an sich heranzuziehen. „Königtum und Fürstentum trafen hier als Brennpunkte großer politischer Machtkomplexe schroff und feindselig aufeinander. Infolge Marbods Zurückweichen wurde gleichsam durch ein Gottesgericht entschieden, daß der Gegensatz dieser monarchischen, jener aristokratischen Bildungen für Jahrhunderte permanent bleiben solle." Das demokratische Prinzip der Teilung der Gewalt allein führte zu der Begründung jener Bedeutung, welche das Priestertum mit der Zeit gewann. Dasselbe Motiv klingt noch durch, als von Demokratie kaum eine Rede mehr sein konnte, denn auf ihm beruhte unbewußt jene Teilbarkeit der königlichen Würde, wie wir sie später im fränkischen Königtume finden werden.

So deutet aus den Zuständen, welche Tacitus schildert, alles rückwärts in eine naive Vergangenheit, alles vorwärts auf eine reiche Entwicklung der Zukunft. Und gerade die Verhältnisse zurzeit des römischen Geschichtschreibers, Verhältnisse, an denen man mit Bewußtsein festzuhalten begonnen, in welche man aber unbewußt geraten war, mögen, weil der römische Historiker das letzte nicht in vollem Umfange erkannte und voraussetzte, zu der Begeisterung beigetragen haben, welche in seinem Buche über Deutschland offenkundig wird. Ewiger Dank deshalb ihm, der der Jugendzeit des deutschen Volkes ein so herrliches Denkmal setzte, welches, wenn Bücher es jemals werden können, wie kein anderes dazu geschaffen wäre, der Jungbrunnen zu sein, aus dem wir uns, wie selbst von dem Herzen der verstandenen Natur, neue jugendliche, lebensfrische und -frohe Kräfte holen könnten.

Die letzten Zeiten der Wanderung.

Die Ereignisse greifen rückwärts und vorwärts, und schon die letzten Nachrichten, welche Tacitus brachte, deuteten in eine tief bewegte Zukunft. Zwei Welten waren einander gegenüber getreten, von denen die eine das Recht der Geschichte und des Herkommens, die andere dasjenige der Jugend und der individuellen Entwicklung für sich in Anspruch nahm. Und wieder wie nach dem Cimberneinfalle sehen wir die Geschichtschreibung verstummen. Kein zweiter Tacitus, der in einer umfassenden Darstellung die Ereignisse und Verhältnisse späterer Zeiten berichtet hätte. Nur wenn, wie ehemals, die Wogen des germanischen Völkermeeres die römischen Ufer überfluteten, wird uns Mitteilung davon gemacht. Aus der Tageshelle treten wir zurück in dämmernden Schatten, und nur selten dringt ein leuchtender Blitz- oder Sonnenstrahl in das Dunkel der germanischen Wälder.

War es bisher das Vordringen der sieggewohnten Römerheere, welches die Germanen in unsern Gesichtskreis brachte, so ist es von nun ab ein unbewußtes Vorstürmen aller Stämme, welche, wie vom Schicksal geführt, die Felsen des Kapitols umtosen und erschüttern, bis die gewaltige Römerburg in den Staub sinkt, und den Menschen die Freiheit wiedergewonnen wird, aus sich selbst heraus und für sich selbst Staaten zu gründen und die gegründeten auszubauen und zu entwickeln.

Man hat die Zeit dieses direkten Kampfes der Barbaren gegen Rom die Zeit der Völkerwanderung genannt, doch wissen wir aus dem früheren, daß die Völkerwanderungszeit viel weiter zurückgreift, daß schon der Zug der Cimbern und Teutonen in dieselbe hineinfällt, daß es damals den Römern wohl gelang, die Wanderung auf einen Augenblick zum Stehen zu bringen, der Versuch hingegen fehlschlug, die Germanen zur Siedelung und Seßhaftigkeit in den eingenommenen Gebieten östlich des Rheines zu zwingen. Jenseits des Grenzwalles wogte es unruhig fort, und je weiter wir ostwärts schauen, um so bewegter erscheinen uns die gewaltigen Völkerfluten. Dadurch aber, daß am Rheine durch die Befestigungen der Römer, wie durch die Romanisierung der Kelten und teilweise auch der Germanen eine festere Grenzlinie geschaffen wurde, an welcher sich die vordringenden Wellen brachen, ward der Bewegung eine andere Richtung gegeben. Nicht wie bisher nach Südwest ging der große Völkerstrom aus Nordost weiter, sondern immer mehr wurden die östlichen Scharen durch die Stauung im Westen gezwungen, sich einen Ausweg nach Süden zu suchen. So wurde der Sturm dieser ungebrochenen östlichen Massen direkt gegen die Linie der untern Donau gelenkt, und erst nachdem hier die

Bresche gelegt, wurde es den westlichen Scharen möglich, auch den Rhein zu bezwingen und in Gallien einzudringen.

Und fragen wir nach den Ursachen, welche alle diese Stämme nach und nach in Bewegung setzten, so können wir dieselbe nach dem, was Tacitus uns berichtete, zum großen Teil in der innern Entwicklung dieser Völkermassen selbst suchen. Mit dem Emporkommen einzelner Geschlechter, mit dem Ringen nach einer fest zu begründenden Gewalt, war nicht nur die Fehde im Innern, sondern auch der Kampf nach außen zur Notwendigkeit geworden. In jeder Neugründung liegt die Kriegserklärung an das Bestehende naturgemäß vor, und wo uns solch' negative Tendenzen entgegentreten, wo eine so ablehnende Passivität gegen städtische Kultur und städtisches Verkehrsleben offenkundig wird wie hier, müssen wir positive, wenn auch noch unbewußte Triebe als notwendig voraussetzen. Merkwürdig ist dabei und bedeutungsvoll, daß ein drohender oder ausgebrochener Zwiespalt im Römerreiche, ein Auseinanderfallen der Kräfte hier, sofort einen Zusammenschluß der germanischen Streitermassen dort zur Folge hat, und gerade diese wechselseitige Reaktion sagt uns, daß eben die Triebe, welche die Germanen gegen Süden und Westen geführt, nicht erstickt, sondern nur zeitweise unterdrückt wurden, daß also eine Lockerung des Druckes sofort ein Hervorbrechen der alten Gewohnheit zur Folge hatte und haben mußte.

In ihrem alten Geleise ging die römische Politik fort, und wie man am Rhein unter einzelnen germanischen Stämmen um Freundschaft warb, so also eine Vorhut von Germanen gegen Germanen gewann, so verfuhr man auch an der Donau. Dort waren namentlich die Bataver in den Zusammenhang der römischen Armeeverfassung eingetreten, und man hatte die von den suebischen Nachbarn bedrängten Ubier auf das linke Rheinufer herübergenommen. Hier verfuhr man ebenso, indem man den von den Völkern vertriebenen Fürsten Marbod und Katwalda Aufnahme gewährte, während man ihre Gefolgschaften im Quadenlande unter dem Könige Vannius, dem Römerfreunde, ansiedelte. Auch hier also suchte man Freunde zu gewinnen im Feindeslande und aus der Zwietracht der germanischen Stämme für sich Kapital zu schlagen. Nach dem Sturze des Katwalda sehen wir über die nordöstlichen Sueben den Hermundurenfüst Vibillius seine Macht ausdehnen, während das Quadenreich unter Vannius, schon ehedem in natürlichem Gegensatze zu dem Reiche des Marbod, sich südöstlich ausdehnte und eine erste Blüte erlebte. Im Jahre 50 nach Christus aber ging es mit der Herrlichkeit des Vannianischen Reiches zu Ende, und zwar griff wieder der Hermundurenfürst Vibillius, der in der Macht des Nachbars für sich selbst eine Gefahr erblicken mochte, in die Dinge ein. Er bewirkte die Vertreibung des Vannins, indem er dessen eigene Schwestersöhne, Vangio und Sido, an sich zog. Jazygische Reiter hatte Vannius geworben, doch konnte er auch mit ihrer Hilfe keine Feldschlacht wagen. Die Unvorsichtigkeit und das Ungestüm dieser Reiterscharen verwickelte ihn jedoch in eine Schlacht, deren Ausgang gegen Vannius trotz seiner persönlichen Tapferkeit entschied. So floh er auf die römische Donauflotte, während sein Gefolge in Pannonien angesiedelt wurde. Seine Schwestersöhne Vangio und Sido teilten sich in die Herrschaft und behaupteten dieselbe, gestützt auf die Freundschaft der Römer, welche ihre Ergebenheit rühmen.

Die Thatsachen zeigen, wie hier eine Neigung vorhanden war, eine solide Machtstellung zu begründen. Sowohl die Hermunduren rangen unter ihrem Herzoge Vibillius danach, als auch die Quaden. Hindernd trat diesen Bestrebungen zuerst Marbod entgegen. Er mußte fallen. Nach ihm Katwalda. Ihn traf das gleiche Geschick, als er Marbods Stellung einzunehmen trachtete. Und als dann nach dem Sturze der Markomannenfürsten die Interessen der Hermunduren und Quaden gegenseitig aufeinander stießen, mußte auch Vannius weichen. Die Teilung der Herrschaft erst stellte das Gleichgewicht wieder her, oder gab sogar den Hermunduren, denen Rom am meisten vertraute, das Uebergewicht. Alle diese Kämpfe aber kamen der römischen Politik zugute. Abwartend überließ Rom die Germanen ihrem Zwiespalte und spielte die zweideutige hinterlistige Rolle fort, welche einst Tiberius inauguriert hatte.

Von ihren alten Sitzen zwischen Werra, Elbe, Harz und Waldgebirge (der Fort-

setzung des deutschen Mittelgebirges, der Hercynia silva, nach dem Erzgebirge und den Sudeten hinüber) drangen die Hermunduren nach allen Seiten vor, da sie einerseits in den von den Markomannen verlassenen Gebieten am Main, andrerseits nach Süden sich bis gegen die Donau ausdehnten, während ein Fluß mit salzführenden Quellen sie im Nordwesten mit den Chatten in Kämpfe verwickelte, welche für die Chatten ungünstig endeten. Dieser Fluß war die Werra, und das Salzgebiet von Salzungen scheint das Streitobjekt gewesen zu sein. So sehen wir hier ein Volk nach allen Seiten Front machen und eine Entwicklung beginnen, welche gewiß von allen Nachbarn mit Mißtrauen verfolgt wurde. Zugleich aber bemerken wir, wie hier Kampf nach außen und Fehde im Innern zusammenfallen; wie durch das Lockerwerden des großen Suebenbundes aus alten Stammverwandten bereits äußere Feinde geworden sind. Denn alle Völker, gegen welche die Hermunduren kämpften, gehörten der Stammgruppe der Sueben an, deren Zusammengehörigkeit man bereits zu vergessen begonnen.

In der Zerstörung des Alten regt sich die Kraft jungen Lebens, und nur von diesem Gesichtspunkte aus finden wir die Brücke aus der Sturm- und Drangzeit in die der Klärung und Ruhe. Es muß deshalb aus der negativen That der positive Trieb und Wille herausgeschält werden. Aus dem Sinken der Römerherrschaft und ihrem endlichen Untergang muß das Emporblühen der germanischen Völkerschaften erklärt werden. Und da wir keine Geschichte Deutschlands, noch viel weniger Bayerns aus dieser Zeit besitzen, so müssen wir aus dem Gange der römischen Geschichte jene wenigstens in großen Zügen zu entziffern suchen, denn die römische Geschichte entwickelt sich fortan hauptsächlich im Gegensatze zu derjenigen der Deutschen. Und erst nachdem dieser Gegensatz aus der Welt geschafft ist, gelangen wir zu einer Geschichte der einzelnen deutschen Stämme, da der Fortbestand der römischen Weltmacht die Konsolidierung der deutschen Kräfte hinderte, welche erst durch das Sinken der Römerherrschaft und deren schließlichen Untergang ermöglicht und zugleich verwirklicht wurde. Der Kampf nach außen geht Hand in Hand mit der innern Entwicklung; beide bedingen einander, und das Resultat ist also, daß wir zu Ende des Kampfes auch die innere Entwicklung eine oder mehrere Stufen weiter gerückt finden werden. Wie es sich mit diesem Fortschritte verhält, läßt sich oft in den scheinbar wichtigsten Fragen nur vermuten, und was gerade über die Herkunft der Bayern schon alles vermutet worden ist, werden wir unten in kurzer Uebersicht mitzuteilen haben. Hier berührt uns zunächst die Gemeinsache aller damaligen Germanen: der Kampf gegen Rom.



Trajan.

An der Wende der Zeiten steht ein Mann, dessen kühnes Wollen und Wagen uns die Tage Armins und Marbods wieder heraufzuführen scheint, der aber zugleich vorwärts deutet in eine Zukunft, wo große Völkerfürsten und Heerführer die Schwäche und den innern Zwiespalt des Römerreiches benützen zur Arbeit an der Befreiung vom Römerjoche. Der Mann war Claudius Civilis, der Bataver. In Rom stritten sich in jenen Jahren fünf Kaiser um den Thron des Augustus. Der letzte Kaiser des julischen



Kampf der Hermunduren und Katten um die Salzquellen bei Kissingen, 58 nach Christus.
Nach dem Gemälde von Hiltensberger jun.

Hauses, Nero, mußte vor Galba fliehen und ließ sich auf der Flucht töten. Galba wurde von den Prätorianern zum Kaiser gemacht, aber gegen ihn riefen die niederrheinischen Legionen den Vitellius zum Imperator aus. Galba wollte Otho, den Prätorianerliebling adoptieren und zum Mitregenten ernennen, und als es dazu nicht kam, erhob auch Otho die Fahne der Empörung. Von den Prätorianern anerkannt, ließ Otho den Galba töten. Indes war Vitellius mit seinen Legionen in Italien eingedrungen, und in der Poebene kam es mit den Truppen Othos zur Schlacht. Bei Cremona (69) fiel das Los gegen Otho, und dieser gab sich selbst den Tod. Nun aber riefen die mösischen Legionen den Titus Flavius Vespasianus an Stelle Othos zum Imperator aus, und der Kampf entbrannte zwischen diesem und Vitellius.

Diese Zeit der Wirren benutzte Claudius Civilis zur Ausführung seines gewaltigen Planes. Er gewann zu seinen Batavern und den mit ihnen verbündeten Kannenefaten die Friesen, und an der Spitze dieser Völkerschaften schlug er ein Römerheer am Rheine. Sofort fielen andere Stämme zu ihm ab, und erst vor der starken Festung Xanten (Vetera castra) kam der Siegerlauf des deutschen Fürsten zum Stehen. Gab den Vorwand bisher der Kampf für Vitellius gegen Vespasian, so mußte man sich von diesem Vorwande lossagen, als Vitellius bei den in der Hauptstadt ausgebrochenen Wirren erschlagen worden war. Aber nicht für Vespasian erklang jetzt die Losung, sondern für die Freiheit. Civilis suchte die Gallier zu gewinnen, wie er die Truppen von Obergermanien, wie er selbst die Ubier gewonnen und fortgerissen hatte. Da fiel auch Xanten, und die Legionen der alten Festung ergaben sich, von Hunger geplagt, dem glücklichen Sieger. Allein der Plan, ein großes gallisch-germanisches Reich zu begründen, blieb ein schöner Traum. Petilius Cerealis rückte aus Italien in Gallien ein und unterwarf leicht die stets hadernden Keltensöhne. Zum großen Teile bereits romanisiert, konnte man sich für den Schemen einer nationalen Sache nicht begeistern. Civilis wurde langsam den Rhein hinabgedrängt und, verlassen von den Bundesgenossen, schloß er den Frieden mit den Römern, da auch Verrat beim eigenen Volke sein Leben mit dem Mordstahle bedrohte.

Wie einst Armin und Marbod mußte auch Civilis einsehen, daß für eine straffe Zentralisation germanischer Kräfte gegen das Ausland die Zeit noch lange nicht gekommen, denn auf Seite der Römer stritt gegen Germaniens Freiheit, wie einstens Armins eigener Bruder, so hier ein Schwestersohn des Civilis selbst, wie die römischen Klientelfürsten im Quadenlande Sido und Italicus. Und wie über Geburt und Tod des Menschen das Schicksal den Schleier deckt, so scheint es hier den Keim des Neuen, den Untergang des Alten gleicherweise zu verhüllen. Von dem hellen Lichte der Geschichtschreibung umstrahlt erscheint die Heldengestalt des Civilis, die letzte des alten Germaniens, und Dämmerschein umhüllt das nunmehr beginnende Werden, wie er die letzten Tage des letzten Helden umhüllt. Von Civilis Ende wissen wir nichts, nichts von dem Anfange der Neugestaltung. Ein brütender Nebel ruht auf Germaniens Gauen, und nur langsam wird er vom siegenden Sonnenstrahle durchbrochen, langsam zerteilt und vertrieben. Erst das Sturmeswehen der Völkerwanderung vermag die letzten trüben Wolkenreste zu verjagen, und der junge Tag steigt auf, mit seinen Lichtwellen die Trümmerburg der gesunkenen Roma umfließend.

Schon aus den Erzählungen des Tacitus wurde uns klar, wie mannigfache Keime zu einer vielgestaltigen Entwicklung in dem großen Volke der Germanen sich regten. Ziehen wir nun die Thatsache mit in Betracht, daß die beginnenden Wanderungen in Ursache und Verlauf vollständig verschieden sind, so wird uns klar, daß eben jene begonnene verschiedenartige Entwicklung zu keinem allgemeinen Resultate führen wird. Die Verschiedenheit wird fortbestehen; es werden die einen langsam, die andern schneller schreiten; das Ziel der Laufbahn wird bei den einen Sicherung der künftigen Existenz, bei den andern Untergang sein, je nachdem die einzelnen Völkerstämme ihren Weg nehmen, je nachdem sie geistig und politisch reifer oder unreifer in direkten Verkehr mit der Kulturwelt des Mittelmeeres treten. Nach diesen Gesichtspunkten können wir drei große Bildungsgruppen aufstellen: die östliche, die nördliche und die westliche.

Bei der nördlichen Gruppe, zu der die Longobarden, Angeln und Sachsen zu zählen, treffen wir nach der Völkerwanderung (im 5. und 6. Jahrhundert) alle jene Zustände wieder, von denen wir bei Tacitus die Keime gesehen. Herzog oder Aeltester stehen dem Könige ebenbürtig gegenüber, und infolge dieses Gegensatzes behaupteten auch Adel und Volksversammlung ihre alte Bedeutung. Es gibt noch ein Volksland, über welches der Gemeinde noch lange das Verfügungsrecht zusteht. Und wohl ist es natürlich, daß hier sich das Verbindungsglied zwischen alter und neuer Zeit finden läßt, denn seitwärts der großen Völkerstraße, entfernt genug von keltischer und römischer Einwirkung waren die Leute hier, wie vom Schicksal vergessen, sitzen geblieben, und erst nachdem die Völkerschaften um sie her, namentlich im Osten der Elbe, längst ihre alten Sitze mit andern im Süden und Westen vertauscht hatten, kam es auch über sie wie Wanderlust, der dann wieder vor allen die Longobarden und Angeln Folge leisteten, während die Sachsen sich in den von beiden verlassenen Sitzen auszubreiten begannen.

Stellen wir dieser Gruppe die östliche, diejenige des mächtigen Gotenvolkes entgegen, so bemerken wir hier einen Uebergang zu einer fest begründeten Königsmacht ohne alle die tastenden Zwischenstufen, wie sie uns Tacitus schilderte. Das alte Wanderkönigtum konsolidierte sich schneller und rascher zu einer vollen monarchischen Gewalt. Allein die Frucht, die so schnell zur Reife gedieh, barg im Innern den nagenden Wurm. Träger und Regenerator der alten Kultur zu werden, dazu war dieses herrliche Volk noch viel zu naiv, und es berührt tragisch, wenn man sieht, wie ehrlich diese Kriegshelden der allzuschweren Aufgabe gerecht zu werden suchen, und wie erfolglos ihr Ringen und Streben bleibt. Die Arbeit im Dienste der gesunkenen Kultur zog ihnen das beste Mark, die Kraft der zerstörenden und niederschmetternden Jugend aus den Adern, und mit dem Verluste dieser Kraft verloren sie zugleich die Fähigkeit, sich eine naturgemäße Existenz zu schaffen und zu sichern. Aehnliche Zustände wie bei den Goten, zeigt die gesamte östliche Germanengruppe.


Statue Kaisers Trajan.

In der Mitte beider Gruppen steht die westliche, diejenige der Alamannen und Franken. Die Monarchie ist vorhanden, aber sie erstreckt sich nicht über die ganze Völkerschaft, nur über Teile derselben. Es gibt Königtümer, aber noch kein Königtum. Das Land ist im Besitze der Könige, und nur eine richterliche Behörde blieb von den alten Volksämtern dem Königtume gegenüber bestehen. Dem fremden Einflusse zunächst ausgesetzt war die Entwicklung hier eine raschere und weniger konsequente, als im Norden, aber sie war doch noch lange keine bloße Umwandlung, wie bei den Goten. So ist auch ihre Wanderung mehr eine Ausbreitung zu nennen, da sie zu ihren alten Sitzen neue hinzuzugewinnen trachteten. Der Uebergang zur Seßhaftigkeit ist in diesem Festhalten deutlich zu erkennen.

Und nun zu den historischen Nachrichten!

Als einst das keltische Volk der Bojen, von den Germanen gedrängt, die Donau überschritten, erkämpfte es sich Sitze neben den Norikern in jenen Gegenden am Plattensee, die Strabo von den aus Italien ausgezogenen Bojen besiedelt wissen will. Hier entscheiden

zu wollen, ist unmöglich; vielleicht hat die Ansiedlung der nördlichen Bojen in dieser Gegend die teilweise Auswanderung und den Zuzug der südlichen Bojen aus Italien veranlaßt oder umgekehrt. Das thrakische Volk der Daken aber rückte von Osten ihrer Grenze immer näher, und in der Zeit des Augustus gründete Boerebistes, der König der Daken, hier ein großes Reich. Die Bojen mußten unterliegen, und den Norikern drohte ein ähnliches Schicksal, hätten sie nicht an den Römern einen Rückhalt gefunden. Mit dem Tode des Boerebistes zerfiel seine Macht, und von dem sarmatischen Reitervolke der Jazygen wurden die Daken aus der Ebene zwischen Theiß und Donau verdrängt, erhielten sich aber in den östlichen Strichen. Unter Boerebistes war also schon der Gegensatz zu den Römern offenkundig geworden; derselbe trat schärfer hervor, als nun Decebalus ein gewaltiges dako-getisches Reich begründete. Auch hierzu wurde der Anfang in jener Zeit gemacht, als nach Neros Tode der Kampf um den Kaiserthron losbrach. Auch hier schlossen sich, wie wir es bei den Batavern am Rhein sahen, die nationalen Elemente zusammen, da die römische Macht zu zersplittern drohte und ihr Druck sich lockerte. Und merkwürdig, während Decebalus selbst die Offensive ergriff (86 n. Chr.) und in die römische Provinz Mösien einbrach, während die Feldherren des Domitian (81—96) im unwegsamen Lande mehrere Niederlagen erlitten, brachen weiter westlich an der Donau bei den Sueben neue Unruhen aus, so daß Domitian trotz des Sieges des Tertius Julianus über die Daken gezwungen war, mit diesen Frieden zu schließen. (90 n. Chr.) Allein sein mißtrauischer Despotismus, der wie hier den tapfern Julianus, so in Britannien den Agricola an der Verfolgung seiner Siege hinderte; seine neidische Furcht, die jeden mit Tod bedrohte, der ein unabhängiges Denken und Handeln zu bekunden wagte, führten nur zu bald zu einer Verschwörung in seiner nächsten Umgebung, welcher Domitian im Jahre 96 zum Opfer fiel.

Sein Nachfolger Nerva (96—98) adoptierte einen tapfern Soldaten, den Spanier M. Ulpius Trajanus (98—117), dem es gelang, sowohl die Donausueben zur Ruhe zu bringen, als auch die Macht der Daken zu brechen. Daß man die hundert Jahre nach dem Tode Domitians zu den glücklichsten der Menschengeschichte zählte, verdankt Rom den beiden Kaisern Nerva und Trajan, von denen namentlich der letztere den altrepublikanischen Geist wieder neu belebte, indem er die Legionen Roms zum letztenmal zu gewaltiger Offensive führte. In drei Jahren beendete er den dakischen Krieg und zwang den König zum Frieden. (101—103). Aber schon im folgenden Jahre sah man sich gezwungen, den Krieg wieder aufzunehmen. Sieben Legionen führte Trajan persönlich gegen den Feind; er schlug eine Brücke über die Donau, „ein Wunderwerk der Baukunst,“ und in diesem Vorgehen verriet sich der Plan, den man gefaßt: Dacien zu unterwerfen. Im Jahre 107 war alles zu Ende; Decebalus gab sich mit den besten seiner Leute selbst den Tod, und Dacien wurde römische Provinz. Die Säule des Trajan erzählt uns von diesen Thaten des Kaisers im Donaulande, und auf dem Forum Trajanum prangten die Statuen der Feldherren, welche die siegreichen Schlachten geschlagen. „Es war der letzte Aufschwung, den der römische Genius erlebt hat, da Apollodor von Damascus baute, Tacitus seine Geschichtswerke schrieb, Trajan die Daken besiegte. Von da an trat der Stillstand ein, der Rückschritt, der Verfall.“

Und wie schnell diese männliche Begeisterung verflog, zeigte sich nur zu deutlich unter dem Nachfolger Trajans, unter Publius Aelius Hadrianus. (117—138). Hadrian ließ die Donaubrücke abwerfen, die sein Vorgänger erbaut, um den Barbaren den Eintritt in das Reich nicht zu erleichtern. Es ist dieser Grund bezeichnend für die Wendung, welche sich in der Anschauungsweise vollzogen. Doch behauptete Hadrian noch, wenn auch schwer dazu bewogen, die Provinz Dacien, während er Trajans parthische Eroberungen wieder aufgab. So blieben also die Römer direkte Nachbarn der Barbaren auch an der Donau, und hier namentlich mußte sich der Gegensatz unendlich verschärfen, wenn es nicht gelang, Germanen und Sarmaten in den Bannkreis römischer Kultur hereinzuziehen. Denn nicht wie am Rheine begnügte man sich damit, das erworbene Land zur Provinz zu machen, sondern eine Kolonie sollte hier erblühen, und schon Trajan führte aus dem ganzen römischen Reiche unermeßliche Scharen von Leuten herbei zur Bewirt-



Kaiser Trajan läßt eine Brücke über die Donau schlagen.

schaftung der Aecker, zur Anlage und Erbauung von Städten. Die neuen Ansiedler durfte man nicht im Stiche lassen, und so behauptete Hadrian die neue Kolonie.

Wie indeß auch die friedliche Aera, welche Hadrian heraufführte, ihre Wirkung nicht ganz verfehlte, sahen wir früher, denn mit dem Beginne des 2. Jahrhunderts belebten sich die Donauprovinzen durch Handel und Industrie, während in den Gebirgen Rätiens und Vindeliciens die Viehzucht einen neuen und rationellen Aufschwung nahm, indem sie die römische zum Muster nahm. Auf die Dauer mußte diese friedliche Arbeit auch über den Limes, der unter Hadrian, dem Kaiser der Defensive, zur Vollendung gelangte, hinübergreifen, und wir erkennen ihre Wirkung in den Resultaten, welche uns entgegentreten. Denn weniger abgelenkt durch äußere Kriege und Kämpfe konnte das Volk der Germanen sich seiner eigenen, inneren Entwicklung umsomehr widmen. Im Laufe der beiden folgenden Jahrhunderte verschwinden die Namen der einzelnen Völkerschaften, von denen noch Tacitus erzählte, es verschwinden die großen Gesamtnamen der Ingaevonen, Istaevonen, Hermionen — aus der Zeit der mythologisch-kindlichen Entwicklung treten die Germanen in diejenige der romantisch-jugendlichen ein, und zum Teil auf realer Grundlage, welche schon die neuen Völkernamen andeuten, im Westen namentlich auf der Grundlage des festen Einzelbesitzes und des Grundeigentums erheben sich die kühnen Neubauten, ebenso sehr der nachwirkenden Phantasie des alten Wanderlebens entsprungen, wie hervorgerufen durch den Drang und die Sehnsucht nach endlicher Ruhe.


Kaiser Hadrian.

Im Norden, wo die Ingaevonische Stammgruppe ihre Sitze hatte, begann um die Mitte des 2. Jahrhunderts das Volk der Sachsen, der Messerträger, (von Sahs gleich Messer) seine bedeutungsvolle Laufbahn. Aus geschichtlichem Dunkel treten sie vor und ziehen selbst die Blicke des alexandrinischen Geographen Ptolemaeus auf sich. Dazu kommen denn bald die Namen der Alamannen (Gesamtmänner) und Franken (Freien), vornehmlich im Lande der Istaevonen und der südwestlich vordringenden Hermionen. Und auch im Südosten, am Donauufer entlang, regt es sich bald von neuem. Auch hier tritt uns eine Bewegung entgegen, in welcher sich der Versuch eines festen Zusammenschließens offenbart. Aber noch ehe der Versuch gelungen, führten die Verhältnisse den Umschwung herbei. Wir hörten von den Bestrebungen Marbods und Katwaldas im Markomannenlande, von denen des Vannius im Lande der Quaden: wir erfuhren das Schicksal dieser germanischen Fürsten, das ihnen durch die Eifersucht des von gleichen Motiven geleiteten Vibillius im Hermundurenlande bereitet wurde, und Tacitus selbst berichtete uns noch, wie eine gewisse lose Abhängigkeit von Rom fortan in diesen Gegenden bestand. Aber Völker wie diese beugen sich auf die Dauer nur dann dem fremden Joche, wenn sie in ihrem innersten Leben selbst gebrochen sind. Das war hier nicht geschehen. Im Frieden hatte man weiter gelebt und im Frieden fanden die Völker Zeit zur eigenen Regeneration und zur Erholung von alten Verlusten. Die alte Tradition konnte nicht ganz aus der Erinnerung des Volkes verschwinden — sie lebte und wirkte fort.

Auch der Nachfolger Hadrians Antoninus Pius (138—161) hielt an der Politik der Defensive fest, doch finden wir unter ihm wieder jenen Versuch erneuert, durch Einsetzung eines Klientelfürsten der römischen Politik Einfluß auf fremde Völker zu ver-

schaffen: er gab den Quaden einen König. Es gärte also fort in den Donaugegenden, und ziehen wir analog jenen Vorgängen vor dem Bataveraufstand in Betracht, wie die römischen Beamten durch längere Praxis an Zuversicht gewinnen, wie sie zuletzt ein kaum besiegtes Volk wie ein unterworfenes zu behandeln sich erkühnen, wie dadurch die Gärung nicht gemindert, sondern gesteigert wird: es bedarf nur eines äußern Anstoßes, und der „Bataveraufstand" wiederholt sich an den Ufern der Donau. Dort gab den Anstoß das Römerreich selbst durch den Kampf der Kaiser um die Alleinherrschaft — hier gab ihn ein germanisches Volk — die Goten.

Noch einmal war Trajan der fortschreitenden Versumpfung Herr geworden, noch einmal hatte er es verstanden, die Legionen und ihre Führer zu begeisterter That fortzureißen. Als aber jetzt Mark Aurel (161—180) den römischen Kaiserthron bestieg, fand er durch den langen Frieden die Kraft der Heere gebrochen, die Zucht aufgelöst. In Genußsucht war das Römervolk versunken, und nichts vermochte es mehr zu erwecken. Schwelgend erwartete man das Ende von der Mordwaffe der Barbaren. Fern an den Ufern der Weichsel und Oder brach der Sturm los. Unzählige Slavenhorden drängten die dort wohnenden germanischen Völker, und namentlich war es das große Volk der Goten, welches von neuem zum Wanderstabe griff und südwärts der Donaumündung zuzog. Von diesem gewaltigen Vorstoße wurden im Jahre 165 die ersten Wehen an der römischen Grenze verspürt, bis dann in furchtbaren Fluten die Völkerschaften längs der Donau, selbst westlich bis zu den Hermunduren über den Strom hinübergeworfen wurden. Die Markomannen aus Böhmen, die Quaden aus Mähren, das sarmatische Reitervolk der Jazygen aus Pannonien — Germanen und Slaven in bunter Masse drängten über die Grenzwehr des römischen Reiches, und Aquileja war bald das erste allgemeine Ziel der stürmenden Barbaren. Südwärts über die Save wälzten sich die wilden Massen und drangen über die karnischen Alpen hinab in die lachenden Auen Italiens, hinab bis zur Küste der träumenden Adria. Allein Festungen zu belagern war nicht die Sache dieser Krieger der Feldschlacht. Vor Aquileja brach sich die Kraft des Sturmes. Aus dem Orient, wo Mark Aurel mit seinem Mitregenten Lucius Verus gegen die Parther kämpfte, eilten die beiden Kaiser herbei; doch nur mit den außergewöhnlichsten Anstrengungen gelang es, die Barbaren langsam zurückzuwerfen. Gladiatoren, Räuber und Sklaven mußte man bewaffnen, da in den Reihen der Legionen eine furchtbare Pest gewütet, der auch Lucius Verus zum Opfer fiel. (169). Und wie man das Heer verstärkte, so auch den Staatsschatz. Die Provinzen lagen schwer getroffen von der unglaublichen Last der Steuern, und der Kaiser sah keine Hilfe, als seine Schatzkammer zu leeren, sein Tafelgeräte zu versteigern und die Garderobe der Kaiserin zu versetzen. Nur so gelang es ihm, bis zum Jahre 172 die Markomannen über die Donau zurückzuwerfen. Dann überschritt er selbst den Strom und bezwang die empörten Völkerschaften, so auch die Vandalen, welche hier zuerst an der Donau genannt werden, einzeln. Ebenso wurde der Friede einzeln mit den Barbarenvölkern geschlossen, welche keine feste einheitliche Organisation verband. Die Quaden baten um Frieden, und bemerkenswert ist es, zu sehen, wie der Kaiser bestrebt ist, die Germanen in sein Interesse hereinzuziehen. Trennend lag das Gebiet der Quaden zwischen Jazygen und Markomannen; östlich der Jazygen aber lag die trajanische Kolonie Dacien. So waren die Jazygen in beiden Flanken gefaßt, da den Quaden zwar einerseits der Verkehr mit den Römern gestattet, aber zugleich untersagt wurde, den Durchzug und Handelsverkehr durch die Gebiete der Markomannen und Jazygen zuzugeben. Durch die unglückliche Führung des Krieges mochte die römische Partei, welche wir im Quadenlande, wie bei den Cheruskern und Batavern voraussetzen dürfen und müssen, Zuwachs erhalten haben, und ihrem Treiben fiel dann der König Ariogais zum Opfer. Er wurde um 1000 Goldstater (fast 17 000 Mark) an Mark Aurel ausgeliefert, der ihn nach Alexandria verbannte.



Kupfermünze des Antonius Pius.

So von ihren Nachbarn und Kampfgenossen geschieden, suchten auch die Markomannen um Frieden nach. Der Kaiser bewilligte denselben; er mußte, denn hinter den Germanen stand im Notfalle eine ungeheure, ungebrochene Kraft, während die erschöpften Kassen, die gelichteten Legionen keine allzulange Ausdehnung des Krieges mehr ertragen hätten. So ist es zu erklären, daß Mark Aurel sowohl den Quaden, wie den Markomannen eine Landerweiterung gestattete, indem das gegen die Donau wüst liegende Grenzgebiet um die Hälfte vermindert wurde. Eine gewisse Oberhoheit, welche über das abgetretene Gebiet Rom vorbehalten wurde, gedachte man vielleicht friedlich und allmählich erweitern zu können. Allein der Besatzung der Kastelle und Zwingburgen, den römischen Beamten in diesen Gegenden, schien dieser friedliche Weg, die Bezähmung durch die Kultur zu lang und beschwerlich. Ihr Druck trieb zu neuem Aufstande, der losbrach, als die Quaden nach Nordwesten aufbrechen wollten, bei den ebenfalls suebischen Semnonen neue Wohnsitze aufzusuchen. Vandalen und Sarmaten griffen wieder ein, und die Siegessäule vom Jahre 176, die „Colonna Antonina" war zu früh errichtet worden. Wieder mußte Mark Aurel an die Donau eilen (178), und ihn begleitete sein Sohn Kommodus. Gegen Sarmaten, Hermunduren, Quaden und Markomannen lautete die Kriegserklärung — also gegen alle Völker des nördlichen Donauufers. Zu Vindobona aber starb der Kaiser (17. März 180), noch ehe der Krieg beendet war, und Kommodus trieb die Sehnsucht nach dem Süden aus dem Lande der Barbaren. Er schloß Frieden mit Markomannen und Quaden, indem er einen großen Teil des nördlichen Donauufers ganz räumte, dafür aber den Germanen Getreidelieferungen und Waffenabgaben auflegte, wie er ihnen andrerseits das Versprechen abnahm, keine selbständigen Kriege gegen die Nachbarstämme (Jazygen, Buren, Vandalen (zu führen und ihre Versammlungen unter Aufsicht eines römischen Centurio abzuhalten.



Mark Aurel.

In diesen Zugeständnissen von seite der Barbaren hätten die Römer einen Sieg ihrer Kultur erblicken können, wäre dieser Krieg nicht zugleich die Ursache davon geworden, daß man den Germanen die Thore des Reiches öffnete. In die von Pest und Krieg schrecklich verödeten Landstriche des Reiches, namentlich aber in die Grenzdistrikte, mußte man neue Ansiedler führen, denn Italiens Bevölkerung war selbst zu schwach geworden, die furchtbaren Lücken aus eigener Kraft wieder zu füllen. So kam die Kapitulation zwischen römischer Kultur und nordischer Barbarei zu stande, indem man germanische Ansiedler auf römisches Gebiet herübernahm. Der Anfang war gemacht, und mit diesem Anfange die Grundlage eines Dualismus in der Bevölkerung geschaffen, der, je exklusiver man mit der Zeit gegenseitig wurde und werden mußte, nur zum Unheil des Reiches ausschlagen konnte. Stadt- und Landbevölkerung standen einander unvereinbar und ohne Bindeglied gegenüber, und die exklusive städtische Kulturblüte, welche nun ihre Entwick-

lung begann, mußte langsam der Hauptstadt ihre bisherige dominierende Zentralstellung nehmen, indem sie in den einzelnen Provinzen neue Centren entstehen ließ, um welche sich fortan das Leben dieser Provinzen bewegte. Man denke nur an Byzanz, Trier, Lyon, Alexandria, Karthago u. s. w. Wir erkennen die Trennung, welche sich hier zu vollziehen beginnt, zu einer Zeit, da das von Nerva und Trajan heraufgeführte glückliche Zeitalter seinem Ende zuging, zu einer Zeit, da sich im Osten des Rheins die Germanen zu engern und mächtigen Völkerbünden zusammenschlossen. Hier unten an der Donau war dieser Zusammenschluß bis jetzt durch das Hineinspielen römischer Politik und Intrigue glücklich vereitelt worden, und erst spät sollte die Einigung sich hier vollziehen, die sich nördlich und westlich bei Sachsen, Franken und Alamannen längst vollzogen hatte. Wie am Rhein die beschränkte Einwirkung des fremden Elementes die nationale Entwicklung gegenüber der nordischen Gruppe beschleunigte, so wurde dieselbe an der Donau durch die allzu ofte und nachhaltige Berührung mit den Römern und Romanen der Süddonaulande verzögert. Sie ganz und für immer zu verhindern, dazu besaß Rom die Kraft nicht mehr, und dereinst mußte hier im Süden eine gleichmächtige Vereinigung der germanischen Elemente stattfinden, wie sie im Norden stattgefunden hatte. So träte dann zu den drei genannten Bildungsgruppen die südliche als ebenbürtig hinzu.

Ungebrochen war die Herrschaft der Geschlechter bei den Markomannen auch noch in dieser Zeit. Das gleiche müssen wir von den Quaden annehmen. Zwar gab es hie und da römische Klientelfürsten, aber im großen Ganzen behaupteten die Geschlechter in den einzelnen Gauen ihre Machtstellung. Eines aber hatte sich bei diesen Natursöhnen zu entwickeln begonnen: die Liebe zum Trunk, Spiel und politischer Intrigue. „Mit einer Fülle politischer Kraft ohne eine große politische Thätigkeit ausgestattet“, mußten die Germanen eben auf Abwege geraten, und nur eine jener hehren Tugenden, von denen Tacitus berichtete, hatte sich unversehrt zu behaupten gewußt: der reine und schöne Verkehr der beiden Geschlechter. Auf ihm beruhte auch ferner ihre natürliche Macht gegenüber einer in allen Arten von geschlechtlichen Ausschweifungen verkommenen Welt.

Andrerseits sehen wir hier die Anfänge einer Entwicklung emporkeimen, welche in der Geschichte der Menschheit ein bedeutende Rolle zu spielen berufen war. Zum Militärdienst verpflichtet und an die Scholle gebunden waren die neuen Ansiedler auf römischem Boden. Die weiten Latifundien und Fiskalgüter wurden an sie gegen Entrichtung einer Abgabe (gewöhnlich in Naturalien) teilweise überlassen, und so bildete sich ein Institut, in welchem die Begriffe von Freiheit und Sklaverei sich wunderbar mischten, das Institut des Colonats. In ihm mußten mit der Zeit alle kleinen Grundbesitzer aufgehen. Der Anfang der Leibeigenschaft wurde hier geschaffen, und wie aus der Entwicklung des römischen Städtelebens zur Genüge hervorgeht, daß auf allen Gebieten des Lebens die antike Welt die Kraft verloren hatte zur Hervorbringung individueller Formen und Bildungen, so mußte es auch hier geschehen. Die Nivellierung und Uniformierung mußte wie dort, so hier immer weiter um sich greifen, und die Begriffe von Freiheit und Individualität aufsaugen und verwischen.

Das Wirken der einzelnen Faktoren ist zu erkennen. Die Völker drängen gegen den römischen Grenzwall; im Römerlande streben die Provinzen mit ihren Hauptstädten von dem bisherigen Zentrum hinweg. Das Drängen einerseits, die sich vollziehende Spaltung der entgegenstehenden Macht andrerseits schafft Luft und ruft bei den Germanen das Streben nach engerem Zusammenschlusse hervor und macht ihn möglich. Dadurch gewinnen sie an Kraft, Vorstöße auf römisches Gebiet mit Erfolg wagen zu können, da hier zugleich die Entwicklung des Städtelebens dem Heere seine bisherige Stütze entzog. Bürgertum und Heer sind nicht mehr wie ehedem aus dem gleichen Boden sprießende Kräfte, sondern stehen einander gegenüber, und schon erblickte Septimius Severus (193 bis 211) die Stütze seines Reiches in den Soldaten, nicht mehr in den bürgerlichen Gewalten. Dadurch aber ward dem Heere der nationale Boden entzogen, und die Bedeutung der aufgenommenen fremden Elemente mußte stetig wachsen. Es mußte dahin kommen, daß die Kaiser von Rom gegen den römischen Staat eine Stütze suchten in einem nichtrömischen Heere.

Unter dem Zusammenwirken dieser Faktoren hatte sich die Bildung der Alamannengruppe vollzogen. Um 213 werden dieselben zuerst genannt. Nach keinem neuen Prinzipe war diese Bildung vor sich gegangen, sondern die bisherige Bildungsweise war nur zu einer umfassenderen geworden. Die Not und der Zwang der Zeit hatte dieselbe bedingt, und so war der Bund auch mehr auf natürliche Zusammengehörigkeit und Verwandtschaft, auf Nachbarschaft und Opfergemeinschaft gegründet, als auf rechtliche Deduktionen. Am Main, wie am Neckar, durch das bayerische Franken und Schwaben bis zum Bodensee, im Schwarzwald und im Breisgau, später auch im Elsaß, in Vorarlberg, Tirol und Graubünden dehnten sich die Alamannen aus. Auch sie treten erst jetzt in unsern Gesichtskreis, obgleich ihre Bildung schon lange begonnen, da der Sohn des Septimius Severus, Karakalla (211—217) gegen sie zu Felde ziehen mußte. Aber statt zu siegen, ward er besiegt: der römische Imperator wurde zum Barbaren. Er jagte mit „seinen Löwen", wie er seine alamannische Leibwache nannte, die wilden Tiere und gefiel sich in germanischer Tracht und blonder Perücke. Schon hier sehen wir die Folge jener Loslösung des Heeres vom Volkstum: der Imperator forderte die alamanischen Freunde auf, in Italien einzufallen, wenn er ermordet würde; Rom sei leicht zu nehmen und durch Zerstörung der von ihm gemiedenen und gehaßten Stadt solle man ihn rächen. Halb wahnsinnig nennt ihn die Tradition, und doch der Wahnsinn scheint uns mehr in der Zeit, als in seiner Person zu liegen, ein Wahnsinn, der sich überall da zeigt, wo die Emanzipation, weil sie zur Notwendigkeit geworden, statt durch die Umwandlung des inneren Menschen herbeigeführt, durch äußere Mittel erzwungen werden soll. Karakalla begnügte sich mit der Freundschaft dieser Völkerschaft, und schloß, wie einst Kommodus mit den Markomannen, mit ihnen Frieden. Mit Meilensteinen wurde die Westgrenze damals besetzt — auch ein äußeres Mittel, die Vergangenheit zu rekonstruieren — von denen noch manches Trümmerstück in unsern Museen aufbewahrt wird.



Kaiser Kommodus

Doch so wenig wie dort die Markomannen, hielten hier die Alamannen Ruhe. Alexander Severus (222—235) mußte aus Asien herbeieilen, Italien zu schützen, denn wieder waren die Germanen zugleich über Rhein und Donau gegangen. Und während der Kaiser noch verhandelte, wurde er von seinen Soldaten ermordet. (235.)

In seinem Nachfolger erfüllte sich die Befürchtung, welche einst unter Karakalla laut wurde, daß bald ein Barbar, ein Germane, den Thron des Augustus besteigen werde. Maximin (235—238), der Sohn eines Goten (nach andern ein Gete, also Thraker) war nur Soldat. Er zog zwar in Germanien ein und focht persönlich gegen die gärenden Völkermassen, allein dauernde Vorteile erzielte auch er nicht. Nach seiner Ermordung in Aquileja (238) standen die Dinge wie vorher. Langsam wich das römische Element zurück, und das Dekumatenland fiel mehr und mehr den Alamannen zu. „Die Münzfunde zwischen Limes und Rhein reichen nicht über Septimius Severus hinaus, die römischen Inschriften erlöschen mit Maximinus Thrax." Hatte doch auch er nicht nur vernichtend und besiegend vorgehen können, sondern einen Teil der germanischen Völkerschaften durch Verträge an sich gefesselt. Es blieb also stets eine Menge von Kräften erhalten, die sich wie für Rom, so zu geeigneter Zeit auch wieder gegen Rom verwenden ließen.



Karakalla mit seiner alamannischen Leibwache auf der Jagd.

Sollte nun nicht die Naturkraft der Germanen in wildem Kriegerleben und „unfruchtbarem Landsknechtstreiben" verbraucht und vernichtet werden, so wurde es bald Zeit, daß die Erkenntnis einer gemeinsamen Sache in immer weitere Kreise drang. Und auch jetzt sehen wir die Natur den Weg weisen. Wie die Alamannen im Südwesten Deutschlands, so schlossen sich im Nordwesten die Franken zu einem Bunde zusammen, und wieder greifen auch hier die Ereignisse im Osten und Westen Europas wie Ursachen und Wirkungen ineinander. Das erste Auftreten dieser Völkerschaft fällt ungefähr in die Mitte

des 3. Jahrhunderts. Es war dieselbe Zeit, als im Osten die Goten in Dacien einfielen, die Donau überschritten und die Balkanhalbinsel heerend durchzogen. Bei einem mösischen Dorfe stellte sich ihnen Decius mit einem römischen Heere entgegen; allein dasselbe erlag mitsamt seinem Kaiser. (251). Dann warfen sich die wilden Scharen plötzlich auf das Meer und drangen in zahllosen Geschwadern gegen die alten Kulturländer des Orients an: „sie plündern Trapezunt, Cycicus, zerstören den Dianentempel von Ephesus, erreichen Cypern und Creta; selbst Athen wurde nur mühsam gegen ihre Angriffe behauptet.“

Nur wenig wird uns von führenden Persönlichkeiten bei den Germanen aus dieser Zeit berichtet. Stürmten auch zugleich die Alamannen über die Rhein- und Donaugrenze hinab gegen Italien, während die Perser im Osten mit ihren Einfällen fast die Gebiete erreichten, welche die Goten zum Ziele ihrer alljährlichen Raubzüge auserkoren, und sehen wir so eine lange Kette von feindlichen Kräften die Grenzen des römischen Reiches umlagern: so schließen sich dieselben doch nicht zu gemeinsamem Handeln unter einem gemeinsamen Willen zusammen, wie einst unter Civilis, sondern mehr nach der Art der Donausueben im Markomannenkriege handeln die einzelnen Völkerschaften für sich getrennt. Dieser Zusammenschluß mag einerseits durch die Eifersucht der einzelnen Mächte gegen einander verhindert worden sein, andrerseits aber ist auch gewiß Ursache davon, daß die Not des engeren Bündnisses keine allzu dringende war. Im römischen Reiche war, wie wir sahen, die Dezentralisation eingetreten. Unfähig, die einzelnen Provinzen wirksam zu schützen, trat Rom in den Hintergrund vor seinen Töchtern in den Provinzen, von denen jede, so gut es eben gehen wollte, für ihre eigene Weiterexistenz zu sorgen suchte. Und kann es uns befremden, wenn wir in dieser Zeit des rapiden Verfalls fast nur noch von Imperatoren, nicht mehr von „einem Imperator“ hören? Die Zeit der „dreißig Tyrannen“ war angebrochen, und von 19 Imperatoren wird uns berichtet, welche sich gegenseitig bekämpfen. Der Unterliegende wird meistenteils ermordet. Gegen dieses Rom bedurfte es des engeren Zusammenschlusses einstweilen noch nicht.


Antike Büste des Karakalla.

So riefen die Legionen an der Donau den früheren Statthalter von Rätien, Valerian, zum Imperator aus. (253). Auf einem Zuge gegen die Neuperser gefangen genommen (259), bekümmerte es seinen Sohn Gallienus mehr, die eigene Herrschaft zu sichern, als den Vater zu befreien. Aber gegen Gallienus erhoben sich so und so viele andere, und namentlich in Gallien und im Osten des Reiches dauerten die Wirren fort. In Syrien hatte ein geborener Araber sich der Herrschaft bemächtigt, Odenathus, der Gemahl der Zenobia. Gegen die Perser sicherte er nach einer siegreichen Schlacht am Euphrat (261) die Reichsgrenze, und der römische Senat ernannte ihn zum Imperator für den Osten. Aber auch er fiel von Mörderhand. (267). Und als nun Zenobia,

seine herrliche Gemahlin, an seine Stelle trat, zog ihr Gallienus mit großem Heere entgegen, wurde aber geschlagen und das Heer vernichtet. In Mailand traf den Zurückgekehrten gleichfalls der Mordstahl (268), und sein Nachfolger Claudius (268—270), ein geborner Illyrier, wurde durch Einfälle der Alamannen im Westen festgehalten. Er schlug die nordischen Krieger am Gardasee, trieb sie über die Alpen zurück, zog auch gegen die Goten, welche er bei Naissus in Mösien besiegte, starb aber bereits im folgenden Jahre zu Sirmium an der Pest.

Sein Nachfolger L. Domitius Aurelianus (270—75), in Pannonien geboren, wurde von den Donaulegionen zum Imperator ausgerufen. Auch er versuchte, eine haltbare und sichere Reichsgrenze zu schaffen. Zu dem Zwecke räumte er den schlimmsten Drängern, den Goten, die Provinz des Trajan, Dacien, ein und siedelte die römischen Kolonnen in Mösien an. So gelang es ihm, den Krieg anderwärts um so nachhaltiger zu führen. Er schlug die in Italien eingebrochenen Alamannen, Juthungen und Markomannen und verfolgte sie in ihr eigenes Land. Um Rom gegen erneute derartige Gefahren sicher zu stellen, umgab er es mit einer neuen Mauer. (273). Dann zog er nach dem Orient, wo Zenobia ihre Herrschaft über Aegypten und Vorderasien ausgedehnt hatte. Während er selbst die Hauptstadt der Königin, Palmyra, belagerte und einnahm, unterwarf sein Legat Probus Aegypten wieder. (272—73). Die Königin selbst geriet in Gefangenschaft und die Palmenstadt wurde zerstört. Bei dem heutigen Tedmur zeugen noch prachtvolle Ruinen von dem ehemaligen Reichtume und Glanze der Stadt zur Zeit des palmyrenischen Reiches. Und wieder riefen ihn die Angelegenheiten nach dem Westen, wo Tetricus ein gallisches Reich zu gründen begonnen. In der Entscheidungsschlacht bei Châlon sur Marne (274) blieb Aurelian Sieger und Tetricus ergab sich. So war er dem Scheine nach zum „Wiederhersteller des römischen Reiches“ geworden. Aber noch ehe er den großartig geplanten Zug gegen die Neuperser zur Durchführung bringen konnte, wurde Aurelian zu Caenophrurion zwischen Byzanz und Heraklea ermordet.



Kupfermünze der Zenobia.

Auch das offensive Vorgehen des dritten illyrischen Kaisers Probus (276—282) konnte die Entwicklung nur hemmen, nicht abändern. Man beschied sich, daran zu denken, daß im Norden keine Ruhe eintreten werde, wenn nicht unter Erweiterung des Limes das ganze Germanien zur Provinz gemacht würde. Mehr wie ein Traumbild, das aus ferner Erinnerung herüberstreift, berühren diese Worte des Biographen und Lobredners Vopiscus. Probus besiegte die Franken, Alamannen, Burgunder; er kämpfte gegen die Sarmaten (Jazygen) und deren alte Verbündete, die Quaden, und sicherte die Donauprovinzen gegen die Einfälle und Heerungen der Barbaren. Allein auch er mußte germanische Krieger in die Reihen seiner Legionen aufnehmen (über 16 000), auch er mußte in den verödeten Provinzen germanische Ackerbauer ansiedeln. Sein Wunsch, „man solle nur spüren, nicht sehen, daß der Römer durch barbarische Hilfstruppen unterstützt werde“, blieb eben ein Wunsch, denn nur zu bald und zu häufig sah man es auch. Die Politik seines Vorgängers, „des Wiederherstellers“, fortzusetzen, gelang Probus ebensowenig. Denn als er, wie es in früherer Zeit geschehen, die Soldaten auch zu friedlichen Arbeiten, zu Weinbau, Kanal- und Entwässerungs-Arbeiten, namentlich im Donaugebiete anhalten wollte, als er daran dachte, auf diese Weise einen Ausgleich zwischen Bürgertum und Militarismus herbeizuführen und also dem Heere den nationalen Boden wiederzugewinnen, da wurde er von den empörten Soldaten in Sirmium erschlagen. (282). Es ist der sich ewig wiederholende, gleiche Beweis, daß es unmöglich ist, neue Krankheiten nach alten Rezepten behandeln zu wollen. Und kaum war der Kaiser tot, als allwärts die Barbaren die Grenzen Deutschlands von neuem überfluteten. Die Alamannen besetzten damals das Zehentland (Teile Württembergs und Badens, schwäbische Alp und Schwarzwald) und behaupteten sich in dieser Gegend von nun an.

Der Diktator mußte kommen, sollte nicht alles zu Grunde und verloren gehen, der Diktator, der es verstand, die jedes höheren, nationalen Gedankens entbehrende Staats-

maschine im Gange zu halten und wieder in Stand zu setzen. Einen neuen Aufschwung zu nehmen, dazu war das Römervolk zu entartet. So war es denn nur möglich, zu zwingen, wo man zu eigenem befreienden Handeln den Entschluß nicht mehr fassen konnte. Das Interesse des Volkes war in dieser Weise identisch mit demjenigen des Diktators. Er war der Arzt, welcher dem Todwunden, wenn auch keine Rettung brachte, so doch Erleichterung verschaffte und einige Tage des Lebens schenkte. Und der Diktator erschien mit Diokletian, dem Verstandes-Kaiser.

Das war das Rom, mit dem die Germanen zu thun hatten. Als einst die Kelten in die Mittelmeerländer einbrachen, hatte das Heldenvolk der alten Roma noch die schönsten Zeiten vor sich. Aus kräftiger Wurzel trieb Sproß um Sproß, Held um Held, Geschlecht um Geschlecht, aus gesundem Geiste entsprang Gedanke um Gedanke, dem ganzen Volke, der ganzen Menschheit damals und für immer zum Segen. Wie war das anders geworden! Es sah herbstlich aus im Römerreiche. Blatt um Blatt wirbelten die Stürme zur Erde; entblättert ragten die morschen Aeste wie hilfeflehend gen Himmel, und kein frisches Leben verjüngte mehr den alten Stammbaum des Römervolkes und schmückte ihn mit jungem Grün. Auf der andern Seite die Germanen, diese roh-gesunden Gestalten, wohl geschickt und aufgelegt zum Zerstören, aber noch lange nicht vom Geschicke zu jenem Ernste erzogen, der allein auf Erhalten und Ausbauen bedacht ist. Sollte nun der Menschheit aus dieser doppelten Unfähigkeit dereinst ein neues Morgenrot tagen, so mußte eine andere Gewalt befreiend und erlösend, helfend und sühnend in den Kampf eingreifen. Diese Gewalt konnte nur eine geistige sein, die versöhnend und bildend zugleich hier die Gegensätze auszugleichen suchte, dort auf geebneter Grundlage eine neue Saat auszustreuen bestrebt war. Die Gewalt des einfach-menschlichen Gedankens mußte helfen, und sie erschien in dem einen, den eine halbe Welt nunmehr als den Sohn Gottes verehrt. Mit der sogenannten göttlichen Institution des Christentums haben wir es hier nicht zu thun; die Geschichte desselben gehört dem Religionsgebiete an. Der Profangeschichte allein fällt die Geschichte des weltbefreienden menschlichen Gedankens zu, der als ein reeller Faktor in die Entwicklung der Völker eingreift, und nur insofern als das Christentum, die Kirche sich mit ihm identifiziert oder ihm entgegenstellt, berührt uns auch die Geschichte der Kirche. Die einfache Hoheit dieses erlösenden Gedankens trat nun zwischen die beiden einander feindlichen Richtungen. Auf Seite der Germanen wirkte er durch seine Einfachheit, und sich anlehnend an alles das, was diesem unverdorbenen Volke von der Natur geschenkt war, erzog er dasselbe zum Bewußtsein. Auf Seite der Römer dagegen fielen ihm die besten und erleuchtetsten Geister zu und zogen ihn in den Kreis ihrer gelehrten Betrachtung. So umfaßte diese Auffassung des reinen Menschtums mit ihrer ewigen, nie zu besiegenden, nur zu verdunkelnden Wahrheit alle Gegensätze, dieselben in sich zur Einigung und Versöhnung führend. Daß diese Wahrheit verdunkelt wurde, verdanken wir dem Zustande der damaligen Welt. In der Verfolgung des Einzelinteresses waren die einstmals großartigen Weltbestrebungen des Römervolkes zu Grunde gegangen, während der Individualisierungsdrang der germanischen Welt noch lange nicht reif genug war, sich zum Erfassen einer Allgemeinidee aufzuschwingen. So mußte auch der Erlösungsgedanke sich in bestehende Formen schmiegen und statt einer einzigen, alle Welt umspannenden Religion erhielt die Menschheit nur den trüben Gedankenabsud religiöser Sekten. In dem bald sich entspinnenden Dogmenstreite tritt die Verdunkelung des ewigen Lichtstrahls, der die Menschenwelt getroffen, nur allzu deutlich zu Tage. Doch sollte es uns noch erstaunlich erscheinen, wenn wir die Zustände uns vergegenwärtigen, welche die Christenlehre antraf, daß dieselbe so rasche Aufnahme und Entwicklung fand? In lange dunkle Dämmerung bricht plötzlich der siegende Strahl. Ist es zu verwundern, wenn die einen ihn freudig begrüßen und hoffnungsvoll zu ihm aufschauen, während die andern ihn verfluchen, da ihr unsauberes, egoistisches Handwerk die Beleuchtung der Tageshelle nicht erträgt? Ist es ferner zu verwundern, daß dieser Menschheit gegenüber der hellste und klarste Gedanke gezwungen wurde, in einem Gewande aufzutreten, welches von der überall herrschenden Mode nicht gar zu grell abstach? In „Gleichnissen“ zu reden waren die Prediger der neuen Religion gezwungen, und dieser

Zwang hatte die üble Folge, daß man schließlich, vom Inhalte gänzlich absehend, nur an der Form haften blieb. So geriet die Phantasie des Volkes auf das schöne Gefilde der Mythenbildung, die Religion des Gedankens wurde ihm zur Religion des Gemütes, während das Denken der Priester gezwungen wurde, sich auf dem weiten Felde der Spekulation und der Dogmatik zu ergehen. So war der Zustand geschaffen, in welchem allein eine neue Geistesrichtung zur Verbreitung, Anerkennung und Geltung sich durchzuringen vermag, der Zustand, in welchem über der Gemütsarbeit des Volkes die Geistesarbeit der Denker eingehend, erklärend und führend waltet, und gerade dieses Halbdunkel, welches den erlösenden Gedanken von nun an umwob, kam den Baumeistern der neuen Kirche trefflich zu statten. Als das Werk fertig war, konnte nur mehr die Frage sein, ob man dasselbe wieder zerstören, oder ob man es staatlich anerkennen solle? Gegen Anfang des 4. Jahrhunderts sah sich das Römerreich dieser Frage unausweichbar gegenüber, und Diokletian (284—306) versuchte die Lösung in ersterem Sinne.



Kaiser Diokletian.

Die Erfahrungen der vergangenen Zeiten und der Blick in die Gegenwart ließen den neuen Kaiser seine Vorkehrungen in defensiver Weise treffen. Vom Zentrum hinweg strebten die einzelnen Teile des Reiches nach Autonomie. Dem bisherigen willkürlichen Verfahren und dem verderblichen Wettbewerb um die Imperatoren würde ein Ende zu machen, nahm Diokletian im Prinzipe die Reichsteilung an. Er ernannte in Maximian einen zweiten Augustus, dem er die Verteidigung des Westens übertrug. Mailand sollte Residenz desselben sein, während er selbst seinen Sitz in Nikomedien nahm. Gleichzeitig entzog er den Statthaltern und Verwaltungsbeamten den bisherigen Boden, auf dem manchmal ihre verderbliche, das Reich selbst bedrohende Macht erwachsen war: er teilte die Verwaltungsbezirke in kleinere Distrikte. So die narbonensische Provinz in Narbonensis I und II, Aquitanien in Aquitania I und II, die belgische Provinz in Belgica I und II, Germania in Germania I und II ꝛc. Gerade so verfuhr er in den Donauländern. Da gab es fortan ein erstes und zweites Rätien mit den Hauptstädten Chur und Augsburg, ein Noricum ripense — Ufernoricum, welches sich im Norden an die Donau anlehnte, und ein Noricum mediterraneum, Binnennoricum, welches südlich das Alpenland umfaßte. Kurz nach 297 muß diese Einteilung hier vorgenommen worden sein. Die beiden Rätien gehörten zu den dem Vicarius von Norditalien unterworfenen Sprengeln, während der Vicarius von Illyricum auch die beiden Noricum unter seiner Gewalt hatte. Militär- und Zivilgewalt wurden getrennt, und die Rechtspflege ging von nun ab mit der Finanzverwaltung Hand in Hand. Es gehörte zu dem Charakter dieser Einrichtungen Diokletians, durch den Staat alles machen zu lassen, daß er nicht nur ein

großes Beamtentum schuf, daß er sich nicht nur ablehnend gegen die freie Auffassung der christlichen Gemeinden verhielt, welche zwar die Staatsgewalten anerkannten, sonst aber aus sich selbst heraus ihre Existenz zu sichern suchten, sondern daß er auch nach morgenländischem Muster die Imperatorenwürde so hoch emporhob, daß fortan nur mehr von Unterthanen, nicht mehr von Bürgern die Rede sein konnte. Das Diadem zierte die Stirne der Kaiser, wie einst das Haupt der Perserkönige; die strengen Formen des neuen Hofzeremoniells entrückten die Person des Imperators aus einer irdischen und menschlichen Umgebung, ihn in die Sphäre der Verehrung und Anbetung erhebend. Die Proskynesis, die jedes Mannesgefühl vernichtende Huldigung orientalischer Eunuchen und Sklavenhorden wurde eingeführt, und im Staube liegend begrüßte das Volk, das sich nach Romulus nannte, den Beherrscher der Welt. Alles, was den Römer bisher an die Zeiten des Ruhmes erinnert hatte, alle Vorrechte und Privilegien wurden beseitigt, und Rom selbst, des Kaisers und Hofes entbehrend, sank zur Provinzialstadt herab. So regierten die beiden Augusti Diokletian und Maximian, neben sich die beiden Cäsaren, welche Diokletian für das Morgen- und Abendland ernannt hatte. Ihnen sollte nach dem Abgange der Kaiser die Imperatorenwürde zufallen und dadurch den Legionen für immer die ihnen bei der Wahl bisher zugefallene Entscheidung entzogen werden. Der eine der beiden Cäsaren, Constantius Chlorus, nahm seinen Sitz in Trier, der üppigsten Stadt Galliens, wo acht Militärstraßen sich kreuzten, und das Christentum bereits zu einer nicht mehr zu übersehenden Bedeutung gelangt war. Doch auch diese Teilung der Gewalt vermochte das Reich auf die Dauer nicht zu schützen, und es bereitete sich durch die zahlreiche Aufnahme germanischer Ackerbauer auf römisches Gebiet eine Entwicklung vor, welche einst der Römerherrschaft den letzten Stoß geben sollte. Immer weiter schoben sich die christlichen Germanenstämme nach Südwesten vor. Als Ackerbauer besetzten die Franken einen großen Teil des nördlichen Frankreich. Hinter ihnen her drängten die Sachsen und breiteten sich in den von jenen verlassenen Gebieten aus, während die Alamannen im Süden ihre Sitze bis an den Rhein vorschoben, ihrerseits gedrängt von den Burgundern, welche in ihrem Rücken am obern Main bis hinauf zu den Waldhöhen das Land besetzt hielten, von wo auch sie langsam in der Richtung gegen Mainz zum Rheine hinabrückten.

Es war in Rom zur Mode geworden, mit den Barbaren zu kämpfen, und je mehr es den Kaisern und Feldherren zur Gewohnheit wurde, mit Gewalt gegen die vordringenden Germanen vorzugehen, desto mehr entfesselten sich die feindlichen Kräfte, desto erbitterter wurden die Kämpfe an Rhein und Donau. Aber nicht nur das. Die Entwicklung innerhalb der Germanenstämme selbst konnte nicht mehr ins Stocken geraten. Der fortwährende äußere Druck zwang die Germanen in eine Verfassungsform hinein, welche, kaum mehr auf dem Prinzip des ewigen Ausgleiches zwischen Volks- und Herrschergewalt beruhend, den Schwerpunkt zu Gunsten der letzteren verschob und immer mehr verschieben mußte.

Auch unter Konstantin, dem Sohne des Konstantius Chlorus, der 306 in Britannien gestorben war, kamen diese Kämpfe nicht zur Ruhe. Gegen Franken, Alamannen, Goten und Sarmaten mußte der neue Kaiser ziehen, und da er nach der Alleinherrschaft trachtete, legte ihm die Politik die Notwendigkeit auf — eine Notwendigkeit, der allerdings sein grausamer, blutdürstiger und lügenhafter Charakter nur zu gern Folge leistete — diese Feinde so zu schwächen, daß seinen Nebenbuhlern aus ihrer Macht keine fernere Hilfe erwuchs. Doch trotz der angewendeten Grausamkeit und Verschlagenheit wurde die Kraft dieser Völker nicht gebrochen, wohl aber sie selbst immer mehr daran gewöhnt, den Römern mit gleicher Münze zu bezahlen. Namentlich der Franken glatte und hinterlistige Art wird vielfach erwähnt.

Mit dem Jahre 324, dem Siege bei Chrysopolis, war das Ziel erreicht. Gegen sechs Mitregenten hatte Konstantin sich zu behaupten gewußt. So hatte sich das System Diokletians als unhaltbar erwiesen. Konstantin ging deshalb anders vor. Er teilte das Reich in vier Statthalterschaften, an deren Spitze er vier Präfekten setzte: den Präfekt des Ostens, dem die Provinzen vom Pontus Euxinus bis zum Nil, von den thracischen

Bergen bis zum Euphrat angewiesen wurden; den Präfekt Illyriens, welches die Donauländer Noricum, Pannonien und Dacien (Dacia Aureliana südlich der Donau), dann Makedonien und Griechenland umfaßte; den Italiens, dem die Inseln, Teile von Afrika und im Norden die beiden Rätien zufielen; den von Gallien, dem außerdem Britannien, Spanien, Westafrika und die beiden Germanien zugewiesen wurden.

Zivil- und Militärgewalt wurden getrennt, damit den Präfekten nicht zu große Macht erwachse. Die Statthalterschaft zerfiel wieder in mehrere Diözesen, diese in Provinzen, und den Schluß der vielfachen Teilung bildeten die städtischen Territorien. Man kann sich die Lasten vorstellen, welche auf diesem Fundamente ruhten, wenn man das Beamtentum mustert, welches die Maschine im Gange zu halten bestimmt war. Außer für ihre eigene Bereicherung mußten diese Herren dafür sorgen, daß vor allem der Hof, dann das Heer nicht darbten; was nach dieser dreifachen Erpressung übrig blieb, mußte für die Existenz der Städte hinreichen. So ist es erklärlich, wenn auch hier von dem ungeheuren Druck jeder Gedanke an Erhebung und Aufraffen aus der Verkommenheit endgiltig erstickt wurde. Die Freiheit war tot und der Egoismus stand an der Stelle der allgemeinen Bestrebungen. „Der gerade Mann bog den Rücken, der Mund der Wahrheit bequemte sich zur Schmeichelei und Lüge, einst tapfere und thatkräftige Geschlechter versanken rettungslos in Lüste und Feigheit. Bald war es nicht mehr möglich, aus römischen Bürgern — und römische Bürger waren längst alle freigebornen Einwohner des Reichs — ein Heer zusammenzubringen, welches dem Feinde Stand hielt. Barbaren allein schlugen fortan die Schlachten der Kaiser."

War also in dieser Beziehung die Regierung Konstantins nicht fruchtbringender für die römische Weltmacht, als die seiner Vorgänger, so war sie es um so mehr für die Geschichte der Menschheit dadurch, daß er die Residenz der Kaiser nach Konstantinopel verlegte und daß er die christliche Religion zur Staatsreligion erhob. Durch die Verlegung des Regierungssitzes nach Byzanz wurde das Zentrum der alten Welt verschoben. Es wurde gewissermaßen die Freigabe des Westens an die junge Macht der Germanen damit konstatiert. Lag der Gedanke auch dem Kaiser unendlich fern, so hinderte das doch nicht, daß jene That in Wirklichkeit diejenigen Folgen hatte, als hätte man sie von germanischer Seite in der bezeichneten Weise aufgefaßt. Die Bedeutung des zweiten Schrittes hier im Zusammenhange darzulegen, soll unsere nunmehrige Aufgabe sein.

Langsam hatte das Wort der Erlösung gewirkt, denn solcher, die von dem ewigen Lichtstrahle direkt getroffen wurden, waren im Vergleich zu den Kreisen, für welche die Wahrheit bestimmt war, nur wenige. Dem Gedanken galt es, die Welt zu erobern, und dazu bedurfte er der Form, des Systems. Denn nicht von heute auf morgen vollzieht sich eine Umwandlung, wie sie die Konsequenz von dem einfachen Satze gewesen wäre: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" War auch der Monotheismus vorbereitet sowohl durch die großen Philosophen, wie durch die Schriften der Juden; errichtete man auch Altäre dem unsichtbaren Gotte, der Himmel und Erde gemacht hat, so war doch von dieser Erkenntnis einzelner Auserwählten noch ein unendlich weiter Weg bis zur Verdammung aller alten Götter, bis zum Glauben des ganzen Volkes. Genug daß das Wort von der Erlösung der Menschheit auf fruchtbaren Boden gefallen war, genug daß es in dem Herzen und Gemüte einzelner seine Blüten trieb: es war ihm eine Heimstätte bereitet, von der aus es sich ausbreiten, von der aus es die Welt erobern konnte. Immer weitere Kreise lernten die frohe Botschaft verstehen, die Botschaft von der Gleichheit der Menschen, und die soziale Not war es, welche dieses Verständnis tief und nachhaltig machte. Durch diese notwendige Vermengung des Glaubens mit dem persönlichen Interesse aber ward die Reinheit des erlösenden Gedankens von vorneherein getrübt: die Nächstenliebe wurde bemessen nicht nach der Dürftigkeit des zu Liebenden, sondern nach seiner Fähigkeit der Vergeltung. Trieb das geistige und soziale Elend auch massenhaft die Bekenner der neuen Lehre zu, so war doch die Notwendigkeit, ein System für alle diese fremdartigen, keineswegs nur aus reiner Begeisterung für die Sache herzuströmenden Elemente zu errichten, ein Unglück. Die Religion der Liebe bemächtigte sich der sozialen Aufgabe. Ihre Lehre galt dem Sklaven, wie dem Herrn, dem Reichen, wie dem Armen.

Und daß die Kirche auf diese Weise zur sozialen Macht wurde, brachte sie in den Ruf der Staatsgefährlichkeit und lockte ihr die Verfolger auf den Hals. Den Menschen zur Menschenwürde zu erheben war in diesem Staate, wo es nur mehr Sklavenhalter und Sklaven gab, ein gefährliches Unternehmen, doch schon war die Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Lehre so weit erstarkt, daß viele für ihre Ueberzeugung Gut und Blut zu opfern entschlossen waren. Und in diesem innern Leben bewies die neue Lehre ihre Stärke, gerade darin lag die Bürgschaft ihres endlichen Sieges. Das gemeinschaftliche Liebesmahl bestätigte die Gleichheit der Menschen, die Sammlungen für Arme und Kranke flossen in der Gemeindekasse zusammen, und dem Diakonus fiel die Sorge für die Armen zu.

Alle Standesunterschiede verschwanden innerhalb der christlichen Gemeinde und alle Mitglieder waren Brüder, gleichberechtigt und gleichverpflichtet, mit dem, was der einzelne besaß, dem Ganzen willig zu dienen. Nur der gleiche Glaube war das gemeinsame Band aller Bekenner, und kein Unterschied des Rechtes ließ die eine Gemeinde die andere beherrschen. Doch mit der Zunahme der Gläubigen, mit der Ausbreitung des Christentums über das ganze Gebiet des römischen Reiches drängte sich eine stärkere Organisation, ein strafferes Zusammenfassen als Notwendigkeit auf. Es entwickelte sich aus den Aeltesten (Presbytern), welche man zur Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten erwählt hatte, sowie aus den Aufsehern, den Vorstehern dieses Rates der Aeltesten (Bischöfen) der eigene Stand des Klerus der Laiengemeinde gegenüber, und mit ihm verschwand die ehemalige Gleichheit der Mitglieder. Regierung der Gemeinde, Lehre und Gottesdienst fielen diesem Stande zu, und notwendigerweise mußte es nun zur Entwicklung eines Regierungsapparates wie zu der eines Glaubenssystemes kommen, welche auf die Dauer mit dem Prinzipe der Erlösung und Befreiung in direktesten Widerspruch gerieten. Die Entwicklung des Systems schritt fort, je mehr der anfänglich unbewußte Gegensatz zum Staate wie zu allen bestehenden Einrichtungen zum bewußten, zum gewollten und provocierenden wurde. Denn provocieren mußte die mit und durch das System notwendig gewordene Intoleranz, wie die Negierung aller andern bestehenden religiösen und politischen Systeme. So erhoben sich die Stadtgemeinden über die Landgemeinden, der Bischof der Hauptstadt ward zum Metropoliten und präsidierte den Bischöfen der Provinz. Schließlich blieb der Patriarchenname, den früher alle Bischöfe geführt, an den drei Bischöfen von Alexandria, Antiochia und Rom haften, bis der letztere, an den Apostelfürsten Petrus anknüpfend, sich über alle und somit über die ganze Kirche emporschwang. Damit war das System vollendet, der Kampf entfacht und die Grundlage zu einer weltlichen Machtstellung geschaffen, infolge deren man erst recht den Grundsatz zur Geltung bringen konnte: man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. So griff ein Institut, das sich auf göttlichen Ursprung berief, von nun an in den Gang der Menschengeschichte ein, wie man es früher nie gesehen. Zugleich aber konnte es nicht ausbleiben, daß gerade diese Menschengeschichte zeigte, wie die Betonung des Systems und der Form den Gedanken der Menschenerlösung mehr und mehr in den Hintergrund drängte; es mußte offenbar werden, daß Papsttum und Christentum sich nicht deckten, daß, je höher man das erstere zu erheben suchte, um so tiefer das letztere in Vergessenheit geriet.

Doch wie es von Anfang an seine Bestimmung war, wirkte der christliche Gedanke im Innern der Menschenseele, die ganze Weltanschauung umgestaltend, so daß wir heute trotz der Klagen der Priester einer viel tiefern Erfassung dieses Erlösungsgedankens gegenüberstehen, als jemals in früheren Zeiten. Der Sieg des Christentums kann mit dem Siege einer Konfession zusammenfallen, identisch ist er mit ihm nicht. So waren die Konfessionen oft die unbewußten Hüter der christlichen Weltanschauung, sie waren die notwendigen Formen, in denen dieselbe allein in die Erscheinung treten und sich Anerkennung verschaffen konnte, und so blieb das Recht der Notwendigkeit die bis auf den heutigen Tag fortfließende Lebensquelle der kirchlichen Konstitution.

Was halfen dieser Notwendigkeit gegenüber die Verfolgungen und grausamen Maßregeln eines Decius und Diokletian? Der Willkür der Herrscher eine Schranke zu setzen,

war ja allerdings eine der ersten Bestrebungen der neuen Kirche, allein diese Bestrebung war doch berechtigt, wie nie eine andere. Es war deshalb eine That von hoher politischer Bedeutung, daß Konstantin von dem Wege seiner Vorgänger abwich und das Christentum zur Staatsreligion erhob. Aber auch dieser Schritt brachte dem neuen Glauben keinen andern Vorteil, als den der Erweiterung der weltlichen Machtsphäre der Kirche. An innerer Kraft und wahrem Glaubensleben erlitt die Kirche durch diese Vermengung mit weltlichen Interessen eine tiefe und unersetzliche Einbuße. Und schon hatten die gelehrten Streitigkeiten begonnen, welche von nun an in unerquicklichster Weise sich durch das ganze Mittelalter bis hoch in die Neuzeit herauf hinziehen. Der naive Gedanke, der in seiner einfachen Erhabenheit wirklich wie eine göttliche Offenbarung der Menschheit zugeströmt war, wurde von den Dogmatikern in Bearbeitung genommen, und doch hätte er, wie kein anderer jemals, der philosophischen Begründung entraten können, da seine tiefe und unumstößliche Wahrheit jedem gesunden Menschengeiste sofort einleuchten mußte, wie ein Lichtstrahl dem gesunden Auge niemals als Finsternis erscheinen kann. Allein die Menschheit war krank, sie hatte keinen gesunden Geist, und darum war die philosophische Begründung, die durch sie bedingte Mystifizierung des reinen Gedankens eine Notwendigkeit, eine Notwendigkeit die Dekretierung der Gottheit Christi auf dem ersten allgemeinen Konzil von Nicaea (325), welches der Kaiser zusammenberufen hatte. Die Lehre des Arius von der Gottähnlichkeit Christi wurde damit endgültig verdammt, aber nicht aus der Welt geschafft. Fragen wir nach der Bedeutung dieses Konzilbeschlusses, so gibt uns weder der naive Glaube, noch die Philosophie eine Antwort; wohl aber ist die Geschichte des Papsttums im Mittelalter die lebendige Antwort auf unsere Frage.



Kaiser Galba.

Dadurch daß die Kirche ihr Interesse voranstellte und betonte, zeigte sie, eine wie große Macht sie dem verlieh, der mit ihr ging; eine wie große Opposition sie dem zu machen imstande war, der sich gegen sie wandte. Zudem war und blieb sie ja auch, so weit es in ihrem Interesse lag, Hüterin der Freiheit und konnte von diesem gesuchten Schatze viel mehr gewähren, als der damalige Staat. Und immer wieder traten in den Reihen der Bischöfe jene gottbegeisterten Streiter auf, die, am Quell der Wahrheit direkt schöpfend, jenem erlösenden Gedanken auch in der beengenden Form ein frisch pulsierendes Leben zu erhalten wußten. Aus dem Grunde war es ein politischer, wohldurchdachter Schritt, daß Konstantin sein Interesse, das Interesse der weltlichen Herrschaft, mit demjenigen der Kirche verband — eine That, welche in späteren Zeiten unendliche Male Nachahmung gefunden. Diese That bewies aber ebenso sehr, daß die Kirche ihre Mission

zu vergessen begonnen, indem sie, die zur Erlösung und Befreiung berufen war, zur Knechtung der Menschheit jetzt und immer wieder bereitwilligst die Hand bot. Und seit Theodosius durch ein Edikt die Götzenopfer verbot, den Arianismus verwarf und die Religion Konstantins gegen diejenige des Apostaten Julian zur Geltung brachte (381), war der Einfluß der Kirche auf Staats- und Privatleben gesichert.

Schauen wir nun zurück auf die Aufstellung der Mächte gegen einander, so ist die Frage: wie wird sich die Kirche zu dem Kampfe zwischen Germanen und Römern stellen? — die erste, welche uns entgegentritt. Und da ist es denn wieder die Regierungszeit Konstantins, in welcher wir einem Lösungsversuche der schwebenden Streitfrage begegnen. Seine militärischen Neuordnungen erleichterten den Germanen mehr, als es früher je geschehen, die Aufnahme in das Römerheer und die Verlegung der Residenz nach Konstantinopel wies der römischen Bildung direkt den Weg nach dem Norden. Voran oder im Gefolge dieser Bildung aber schritt jetzt das Christentum, und so sehen wir mit der Christianisierung der Goten zugleich römische Bildung sich ausdehnen. Hatte der nationale Zusammenhalt dieses großen Volkes bereits den ersten Stoß infolge der eigenen innern Entwicklung erlitten, jetzt ward er vollends gebrochen. Ost- und Westgoten trennten sich für immer und bei den Westgoten zersplitterte die königliche Gewalt vollends: es traten an ihre Stelle eine Menge kleiner, rivalisierender Gewalten, welche dem Eingreifen fremder Elemente, so namentlich der arianischen Mission, den weitesten Spielraum gewährten. Damit war das Schicksal der Goten entschieden.

Der Kampf des römischen Reiches gegen die Goten bedeutete zugleich den Kampf der römischen Kirche gegen das Arianertum. Allein verwickelten sich hier die Verhältnisse zu doppelt unliebsamen, so trat doch wieder ein Ausgleich auf der andern Seite entgegen. Die Goten waren nicht nur Arianer, sondern auch Germanen. Die Sache der Goten — der Sturz des Römerreiches — war die allen Germanen gemeinschaftliche, und so wurde die römische Kirche verhindert, den Kampf gegen die Goten mit Nachdruck zu unterstützen, da sie damit die Westvölker zugleich getroffen hätte, bei denen ihr Anhang doch beständig wuchs. Verhielten sich auch Franken und Alamannen ablehnend gegen das geistliche und weltliche Römertum, so hatte dasselbe doch in den gallischen Provinzen, wie in den beiden Germanien festen Fuß gefaßt, und gerade von Trier aus ging zur Zeit, da Athanasius von Alexandrien hierher verbannt war (334—336), eine Bewegung, welche eine zuwartende Haltung empfahl, um so mehr, als durch den gewaltigen Kampf des Arianismus mit der römischen Kirche dieser einstweilen die Hände gebunden waren. Zudem war es denn doch sehr die Frage, ob es im Interesse der Kirche lag, ihrer eigenen Lehre in so früher Zeit direkt zu widersprechen. Existierte ja bei den Germanen jene Freiheit des Individuums, nach welcher das Christentum für die ganze Menschheit rang. Stand man hier doch jener Gleichberechtigung sehr nahe, welche das Christentum lehrte. Waren doch hier von Natur alle jene Faktoren gegeben oder vorbereitet, welche gerade die Aufnahme des Christentums am sichersten zu verbürgen schienen. Und dann lag nicht in jenem Worte des Meisters: „Auch füllet nicht jungen Wein in alte Schläuche!“ der vielbedeutende Hinweis auf die Belehrung der Kinder wie der jugendlichen Völker?

Aus alledem erkennen wir, daß die Zeit noch nicht gekommen, in der die Kirche berufen war, thätig und entscheidend in den Weltkampf einzutreten, daß sie es nicht vermochte, die Abrechnung zwischen Römer- und Germanentum hintanzuhalten. Sich selbst ihre Existenz zu sichern über die Zeit der hereinbrechenden großen Wirren mußte ihre nächste Aufgabe sein, und dieser wurde sie durch die Belehrung der Völker gerecht.

Indes dauerte der Kampf an den Grenzen fort. Er wurde immer erbitterter, als nach dem Tode Konstantins der alte Wettlauf nach der Imperatorenwürde von neuem begann. Konstantin II war Cäsar in Gallien. Er fiel im Kampfe gegen seinen Bruder Konstans. Dieser ward ermordet von seinem Heerführer Magnentius, einem Germanen. (350). Bis zum Ende des Jahres 353 war auch er gestürzt, nachdem er in mehreren Schlachten von Konstantius II, dem dritten Sohne Konstantins I, geschlagen worden war. So wurde Konstantius II Alleinherrscher. Die Siege aber gegen Magnentius

hatte er zum großen Teile einem Alamannenkönige Chnodomar zu danken, den er zum Einfalle in Gallien gereizt hatte. Zu gleicher Zeit hatten auch die Franken am Niederrhein den Strom wieder überschritten. Nachdem das Ziel erreicht war, mußte der Kaiser sehen, diese Gehilfen wieder fortzuschaffen. Er zog also gegen die Alamannen zu Felde und ließ einen seiner Feldherren gegen die Franken operieren. So ging es fort im römischen Reiche. Neue Usurpatoren wurden einfach ermordet, und die Mörder selbst waren oft, wie jener Ursicinus, der den Silvanus in Köln beiseite geschafft hatte, die tüchtigsten Männer Roms. Wie traurig, wenn solchen Leuten selbst der Mord als Mittel zum Zwecke nicht verabscheuungswürdig erschien! Dazu dann alljährlich neue Einfälle der Germanen in Gallien. Schon hatten sich Alamannen im Elsaß (Alisat = Neusitz) festgesetzt, und Franken bebauten Landstriche am linken Ufer des Niederrheins; sie waren südlich heraufgedrungen in das Gebiet zwischen Maas und Mosel, und Köln fiel ihnen um 356 in die Hände. Da entschloß sich Konstantius II zur Ernennung eines Cäsar, der Gallien wieder erobern sollte, und mit unverzagtem Mute ging der jugendliche Julian ans Werk. Die Arbeit des Drusus schien für immer vernichtet, als er am Rhein erschien, denn „wie Inseln ragten die rheinischen Römerstädte aus den bäuerlichen Ansiedlungen der Barbaren heraus". Nur Koblenz, Remagen und ein alter Wartturm waren noch von den Römern besetzt, das andere lag verödet und halb zerstört.



Goldmünze mit dem Bildnis Konstantins II.

In den Burgundern, welche vom Osten ausgewandert, mit den Vandalen und Goten an die Donau gedrungen waren, sich dann aber wieder nordwestwärts dem Rheine zugewandt und sich in den früher von Alamannen besetzten Gebieten am obern Main Sitze erkämpft hatten, mögen wir einen Teil jener Ursachen sehen, welche die Alamannen um diese Zeit immer wieder über den Rhein und zum Einfalle in Gallien trieben. Ungebrochen war ihre politische Verfassung, denn, wie Ammian berichtet, war der König, den sie Hendinos nannten, absetzbar, wenn Kriegsunglück oder Hungersnot das Volk betroffen, dagegen der Sinistus, der Priester der Burgunder, lebenslängliche Gewalt besaß und für kein Unglück verantwortlich war, wie die Könige. Ihre Westgrenze bildete der „Pfahl" an der Jagst und dem Kocher, der frühere römische Grenzwall, gegen die im Dekumatenland wohnenden Alamannen. Von hier aus rückten sie dann später dem Rheine zu und über den Strom hinüber, wo sie auf gallischem Ufer um Worms jenes Königreich gründeten, dessen Untergang das Nibelungenlied ein so herrliches Denkmal setzt.

Während Julian am Rheine beschäftigt war und seine Vorkehrungen traf gegen die sieben Könige der Alamannen, welche sich verbunden hatten, das eroberte Elsaß zu behaupten, riefen neue Einfälle der Quaden und anderer Sueben in Rätien den Kaiser selbst an die Donau. Auch Jazygen hatten den Strom wieder überschritten und heerten in Mösien und Pannonien. Den deutlichsten Einblick aber, welchen die Geschichtschreibung seit Tacitus in die innere Entwicklung der Westgermanen gewährt, erlaubt uns jener berühmt gewordene und viel umstrittene Bericht des Ammianus Marcellinus über die Schlacht bei Straßburg. (357).

Sieben Könige kämpften auf Seite der Alamannen, unter ihnen Chnodomar und Serapio als Führer des Gesamtheeres. Serapio habe diesen Namen von seinem Vater Mederich erhalten, da dieser als Geisel in Gallien sich in die Mysterien der griechischen Religion habe einweihen lassen. Agenarich aber sei sein früherer Name gewesen. Wie einst bei Marbod und Armin bildete also auch hier wieder der Einblick und die Vertrautheit mit den römischen Verhältnissen eine Waffe in der Hand eines germanischen Führers. Von jeher erzog sich die Macht selbst die Feinde, welchen sie späterhin im Kampfe entgegentreten und unterliegen mußte. Den beiden Königen zur Seite standen

fünf weitere Könige, und nur ein persönlicher Vorrang war es, der jene beiden über alle erhob. Zehn Führer königlichen Geblütes und eine Schar von Adeligen bildeten ihre nächste Umgebung.

Wohl hatte sich die Königsgewalt befestigt und war im Geschlechte erblich geworden; jene Aeltesten oder Fürsten des Tacitus waren zu Königen in ihren Gauen geworden; wohl hatte sich auch der Adel zum Stande ausgebildet, aber ihnen gegenüber stand noch die Macht des freien Volkes. Vor der Schlacht verlangte das alamannische Fußvolk, die Könige sollten von ihren Pferden steigen und mit dem Volke kämpfen, damit sie nicht im Falle eines unglücklichen Ausganges der Schlacht, die Schnelligkeit der Pferde benützend, entfliehen und also das Heer im Stiche lassen könnten. Und Chnodomar willfahrte der Aufforderung, und alle andern folgten seinem Beispiele. — Trotz des Widerstrebens zweier weiteren Könige, der beiden Brüder Gundomad und Vadomar, an dem Kampfe teilzunehmen, waren die Mannen beider dem Heere zugezogen und schlossen sich dem Kriege gegen die Römer an. — Man erkennt aus beiden Thatsachen den freien Willen der Völker.

Doch mit der Befestigung der Königsmacht hatte sich auch im Volke eine Aenderung vollzogen. Der Grundbesitz war an die Stelle der Nutznießung getreten; Seßhaftigkeit auf eigenem und erobertem Lande zu erringen, war das Bestreben des einzelnen wie des Volkes geworden. Die Ausbildung einer Verfassung war in das Bewußtsein des Volkes und damit in das Stadium der Verwirklichung getreten. Viel demokratischer und naiver dagegen waren noch, wie wir sahen, die Verhältnisse bei den Burgundern; weit mehr erinnerte die Absetzbarkeit der „Könige“, wie Ammian sie nennt, der „Aeltesten oder Fürsten“, wie Tacitus sie genannt haben würde, an die Einrichtungen, welche Tacitus am Ende des ersten Jahrhunderts berichtete.

Die Schlacht bei Straßburg ging den Alamannen verloren. Chnodomar und sein Gefolge von 200 Gefolgsleuten wurden nach der Schlacht umzingelt und gefangen. Der Widerstand gegen Julian schien gebrochen, wenn auch die Scharen nichts weniger als entmutigt waren. Doch konnten sie gegen den behenden und tüchtigen Feldherrn fürs erste nichts Wesentliches mehr ausrichten. Im folgenden Jahre zwang der Cäsar die salischen Franken zur Unterwerfung, beließ sie aber in den besetzten Gebieten links des Rheins.

Im Süden der Donau kam es indes, wie wir hörten, zu Kämpfen mit Quaden und Jazygen. Im Sommer 357 waren die Barbaren über die Donau gegangen, und es heerten die Quaden in Valeria (Provinz in Pannonien zwischen Donau und Drau), die Sarmaten (Jazygen) in Mösien und Pannonien. Beständige Botschaft zwang endlich Konstantius II selbst zum Aufbruch. Wie in späterer Zeit und jetzt, so mag auch in früherer Zeit gleiche Kunde oftmals die Römer erschreckt haben, daß Alamannen in Gallien und Rätien zugleich eingebrochen, während Quaden und Sarmaten die illyrischen Provinzen durchzogen. Kann man bei diesen Einfällen von äußerem Zusammenhange nicht reden, so von einem innern ganz gewiß. Daß aber die Markomannen in dieser Zeit nicht unter den Angreifern aufgezählt werden, hat die verschiedenartigste Deutung gefunden. Die einfachste Lösung ist doch wohl die, daß sie eben, wie ihre Nachbarn, die Thüringer, in dem früheren Gegensatz zu den Quaden beharrten und einen Anschluß an die Thüringer suchten, während die Quaden mit den sarmatischen Jazygen paktierten. Die Thüringer aber sind die Nachkommen der alten Hermunduren, und daß sie ihren Namen wechselten, könnte nur dann auffallen, wenn sie diesen Wechsel für sich von heute auf morgen vorgenommen hätten. Allein dem war nicht so. Wir hörten, daß Burgunder im Norden, Vandalen im Süden an der Donau sich Sitze in der Nachbarschaft der Markomannen erkämpft hatten, und dies kann doch nur geschehen sein durch Bekämpfung und Besiegung der dort ansässigen Völker. Diese aber waren Hermunduren und Markomannen. Eine vorübergehende Unterwerfung der ersteren würde uns den Wechsel des Namens erklären, indem die sich wieder befreienden Hermunduren der Stammväter gedachten und sich „Söhne der Duren,“ d. i. „Thüringer“ nannten. Eine vorübergehende Schwächung oder Unterwerfung würde uns ebenso das zeitweise Verschwinden

des Markomannen-Namens erklären, die in der Zeit eben unter anderer Firma auftraten. Wie dem auch sei, die Geschichte gibt uns darüber keine Gewißheit, und alle Vermutungen darüber bleiben eben, was sie sind, Vermutungen. Erkennen läßt sich nur, daß in dem Lande vom Thüringer Walde südwärts bis zur Donau und von den Alamannen östlich bis zu den Karpathen eine gewaltige Veränderung vor sich geht, ein Prozeß geheimnisvoller Gärung, ein Trennen und Verbinden, welches wir als den Todeskampf alter und die Geburtswehen junger Völker anzusehen haben. Auch hier liegt der Schleier über Vergehen und Werden, und erst das Gewordene, das frische Leben tritt in unsern Gesichtskreis ein.

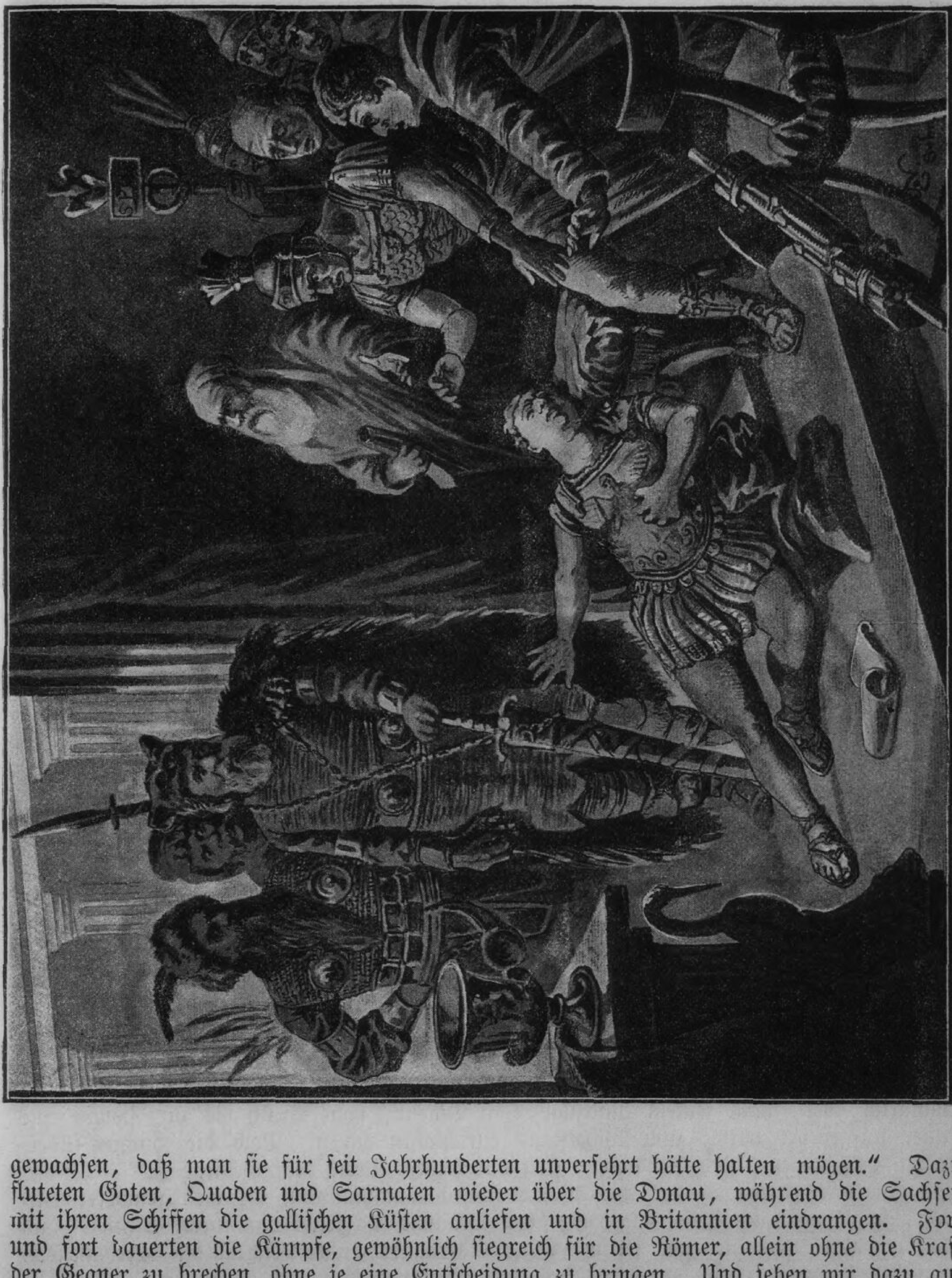
Nur einen Lichtschimmer, welcher unsere Ansicht zu unterstützen scheint, bringt uns die Erzählung Ammians für die innere Entwicklung bei den Quaden. Er berichtet uns von Königen und Unterkönigen, von Richtern und Optimaten (Adeligen), und wir erkennen, daß auch hier beständiger Druck und der nahe Einfluß des fremden Elementes ähnlich wie bei Alamannen und Franken, auf die innere Entwicklung gewirkt haben müssen. Wir ahnen, daß es, wie dort, auch hier zu fortwährenden Kämpfen um die Suprematie kommen wird, bei denen dann die einzelnen Gewalthaber ihre Bündnisse je nach Gunst und Gelegenheit gegeneinander schließen werden. So wird sich auch hier die Bildung und der Zusammenschluß einer neuen Gruppe vollziehen, die ebensowenig wie dort aus nur einheitlichen und stammverwandten Elementen zusammengesetzt ist.

Die Erfolge Julians gegen die Alamannen und Franken lassen sich in ihrer Bedeutung erst recht erkennen, wenn wir die Nachrichten berücksichtigen, daß der Cäsar bereits daran dachte, die alten, zerstörten Kastelle wieder aufzurichten. Die Germanen selbst halfen bei der Wiederherstellung der Zwingburgen. Allein trotzdem hören wir auch im folgenden Jahre (359) von neuen Kämpfen, und endlich im Jahre 360 änderte sich alles wieder, als die kaiserlichen Truppen zu Paris den widerstrebenden Cäsar zum Imperator gegen den eifersüchtigen Konstantius II ausriefen. Es begann nun von neuem das alte Spiel. Konstantius rief die Alamannen zum Aufstande gegen den neuen Usurpator, und schnell brachen alamannische Raubscharen in Rätien ein. Julian dämpfte zwar auch diesen Aufstand rasch. Doch als er nun die Donau hinab gegen Konstantius zog, wich mit seiner Gegenwart die lähmende Furcht. Konstantius starb, noch ehe es zum Zusammenstoße gekommen (361), und Julian fand die allgemeine Anerkennung. Allein auch ihm war kein langes Glück mehr beschieden. Auf einem Zuge gegen die Perser fand er den Tod. (363).

Noch einmal steigt es wie ein Traumbild vor uns auf, wenn wir hören, daß dieser Kaiser, der den Germanen so tapfer den Eintritt in das Reich zu verwehren suchte, sich auch noch einmal bestrebte, das Christentum niederzudrücken und die alten Götter wieder zu Ehren zu bringen. Ein letzter Held des sterbenden Rom erscheint der jugendliche Kaiser als das erste Opfer des herben Geschickes, das nun über die Römerwelt mit aller Macht hereinbrach. „Ist es auch erfreulich, in Julians Schriften einen Mann zu erkennen, der in der Zeit des Eigennutzes, der Schlaffheit und der Schwelgerei von der reinsten Bewunderung des klassischen Altertums durchdrungen war und seinem Wirken ein ideales Ziel steckte; der, ungeblendet von dem übermäßigen Glanze, mit welchem die Erbärmlichkeit der Menschen die Herrscherwürde umgeben hatte, nur nach Auszeichnung in Wissenschaft und Litteratur strebte: so war doch sein Abfall vom Christentum eine unverständige Widersetzung gegen den Zeitgeist, der dem Christentume günstig war, und den er hätte leiten sollen, statt sich ihm entgegenzustemmen.“ Die alte Zeit war tot, und auch er konnte sie nicht wieder auferwecken. Als er die Augen schloß, verschwand das schöne Traumbild für immer.

In gleichen Versuchen, welche auf die Dauer ebenso unfruchtbar waren, verlief die Regierungszeit des neuen Kaisers, Valentinian I (364—375), welcher seinen Bruder Valens zum Mitregenten für den Osten ernannte. (364—378). Zwar wehrte auch er mit heldenhafter Energie der fortwährenden Einfälle der Alamannen, ja er konnte selbst daran denken, die verfallenen Kastelle und Burgen am Rheine wiederherzustellen (367 u. 368); allein auf die Dauer halfen seine Bemühungen zu nichts. In Rätien und

Gallien drangen nach dem Tode Julians die Alamannen wieder ein, und trotz aller Verluste, welche das grausam wütende römische Schwert dem beherzten Volke geschlagen, erholte es sich stets wieder. „Eine immer wieder lebendig werdende Völkerschaft" nennt Ammian die Alamannen. „Diese unbändige Nation, schon seit ihrer ersten Bildung an Zahl durch mannigfache Schläge verringert, war immer wieder zu solcher Volkszahl heran-



Valentinian I bei einer Unterredung mit den barbarischen Gesandten plötzlich vom Schlage getroffen.

gewachsen, daß man sie für seit Jahrhunderten unversehrt hätte halten mögen." Dazu fluteten Goten, Quaden und Sarmaten wieder über die Donau, während die Sachsen mit ihren Schiffen die gallischen Küsten anliefen und in Britannien eindrangen. Fort und fort dauerten die Kämpfe, gewöhnlich siegreich für die Römer, allein ohne die Kraft der Gegner zu brechen, ohne je eine Entscheidung zu bringen. Und sehen wir dazu auf

die Mittel, durch welche den Römern der Sieg ward, so ergreift uns die Ahnung, daß an der inneren Kraftlosigkeit das Volk zu Grunde gehen muß, daß auch die Hilfe der Barbaren auf die Länge der Zeit die Schwäche nicht zu verdecken, das Siechtum nicht aufzuhalten vermag. In allen Stellungen, als Beamte und Feldherren, als Offiziere und Soldaten finden wir Germanen in dieser Zeit, und daß die Zahl der germanischen Ansiedler auf römischem Boden, welche, wie wir früher erfuhren, das Land bebauten, nicht geringer geworden, sondern beständig zunahm, bedarf der Erwähnung nicht. Germanen schlugen die Schlachten des römischen Kaiser, Germanen setzten ihre jugendliche Existenz ein für die traurige Greisenexistenz des römischen Volkes. Nicht bloß die germanischen Truppen in römischem Solde traten gegen die eigene Sippschaft zum Kampfe vor, auch ganze Völkerschaften ließen sich zum Zwecke der gegenseitigen Vernichtung von römischer Perfidie gegen einander hetzen. Und wie einst Cherusker gegen Markomannen, so zogen jetzt die Burgunder, von Valentinian aufgefordert, gegen die Alamannen.

Die Quaden, durch die Anlage neuer Befestigungen aus ihrer langjährigen Ruhe aufgeschreckt, suchten durch eine Gesandtschaft die drohende Gefahr abzuwenden. Allein einer ihrer Könige, Gabinius, wurde hinterlistiger Weise von dem römischen Statthalter ermordet, und diese niedrige That gab das Zeichen zum allgemeinen Aufstand. Mit ihren alten Verbündeten, den Sarmaten, drangen sie in römisches Gebiet, vernichteten zwei der besten Legionen (die mösische und pannonische 374), und als nun der Kaiser im folgenden Jahre selbst erschien, den Aufstand zu unterdrücken, fand er das Land verlassen, die Hütten leer — wieder schützte das waldige Bergland getreu seine Söhne. Bei den Friedensverhandlungen wurde Valentinian I, ergrimmt über die Vorstellungen der barbarischen Gesandten, plötzlich vom Schlage gerührt und fiel tot zur Erde.

Sollte nun diesem fortwährenden Brudermorde Einhalt geschehen; sollte die Kraft der Germanen in diesem unfruchtbaren Gegeneinanderstürmen nicht vollends gebrochen und verbraucht werden, so mußte das Schicksal eingreifen. Eine Macht mußte erscheinen, die nicht wie das Christentum erst um Anerkennung rang, die nicht gleich ihm nach beiden Seiten engagiert war, sondern eine Macht, welche mit ihrem ersten Auftreten sich die Anerkennung erzwang und die Vereinigung der gleichartigen Elemente durch die Not herbeiführte, oder doch die Erkenntnis dieser Notwendigkeit nahe legte. Die Natur selbst mußte mit naiver Gewaltthat die Völker auf den gebotenen, aber verlorenen Standpunkt zurückführen, die einen dem Tode und Untergange weihend, um so den andern das Leben zu ermöglichen. Und daß diesen unnatürlichen Zuständen, die noch Jahrhunderte lang hätten fortdauern können, bis endlich der römische Marasmus die ganze europäische Menschheit ergriffen und zum Sterben fähig gemacht hätte, ein Ende gemacht wurde, das besorgte der Einfall der Hunnen, der im Jahre 375 erfolgte.

Aus den weiten Steppengebieten des inneren Asiens brach dieser wilde mongolische Völkerschwarm über die Wolga und unterwarf hier die Alanen, welche an den Hängen des Kaukasus und in der Ebene des Don ihre Herden weideten. Ihrem Weiterzuge gegen Westen schlossen sich die Unterworfenen an, und beide Völkerstämme stießen auf die Goten, welche die weite Ebene vom Don bis zu den Mündungen der Donau und die südwestlichen Teile der Karpathen besetzt hielten. Unter dem furchtbaren Stoße brach die Herrschaft des Ostgotenkönigs Ermanrich zusammen; er selbst überlebte den Sturz seines Reiches nicht. Hunimund, sein Sohn, aber unterwarf sich den vorwärts stürmenden Völkerhorden. Jetzt versuchten die Westgoten den heranbrausenden Wogen zu widerstehen, aber vergebens. Ein Teil derselben trennte sich bereits vor der Ankunft der Hunnen unter Fridigerns Führung von dem Hauptstamme los, während der andere unter Athanarich, der, nach seinem Rückzuge vom Dniestr, vom Pruth bis zur Donau eine Mauer aufgeführt hatte, zum Widerstand entschlossen schien. Doch die Hunnen überschritten den Dniestr, und Athanarich floh mit seinem Volke dem Gebirge zu.

Wie das Hirtenvolk der Alanen sich schnell zum Anschluß an die Wanderer entschloß, so lösten auch diese ostgermanischen Stämme sich leicht von ihren Sitzen, „und nichts gewahren wir hier von jenem zähen Widerstande, mit welchem die ackerbauenden rheinischen Germanen ihre eroberten Ackerfluren verteidigten.“

Jene südliche Abteilung, welche sich von Athanarich getrennt, hatte Fridiger zur Donau geführt, wo er von dem oströmischen Kaiser Valens Aufnahme auf römischem Gebiete erbat. Der Kaiser willfahrte dem Gesuche und siedelte die Westgoten in Niedermösien und im südistrischen Dacien an, wo ihnen Lebensmittel und Ländereien zugewiesen werden sollten. Doch wie so oftmals ehedem trieben auch diesmal Habsucht und geschäftlicher Unverstand der römischen Beamten die Germanen bald zum Aufstande. (376.) Rom fand drei Jahre lang die Macht nicht, ihren Einfällen und Verheerungen wirksam entgegenzutreten, und erst im Jahre 378 rückte der Kaiser selbst gegen die Aufständischen. Thracien mit allem Vieh und aller Feldfrucht sollte der Friedenspreis sein, den Fridiger verlangte. Valens schlug das Ansuchen aus, verhandelte aber weiter, um die Entscheidung hinauszuziehen, bis sein Mitkaiser Gratian von Westen herangezogen wäre. Allein trotzdem kam es zur Schlacht in der Ebene von Adrianopel. Das römische Heer wurde vollständig vernichtet, der verwundete Kaiser fand auf der Flucht in einer brennenden Hütte den Tod. Rom fand nicht wie früher seine Kraft wieder, die Germanen, welchen dieser Sieg die Mittelmeerländer geöffnet, aus ihrer drohenden Stellung zu vertreiben. Man mußte zu Verhandlungen seine Zuflucht nehmen.



Auf der Wanderung.

Als Gratian das Unglück seines Gefährten vernommen, ernannte er zum Kaiser des Ostens Theodosius, welcher vor fünf Jahren die römischen Provinzen an der Donau tapfer gegen die Quaden und Sarmaten geschützt hatte, (374.) und ihm gelang es, die aufgeregte Völkerschaft der Westgoten durch Ansiedlung auf beiden Seiten des Balkan zur Ruhe zu bringen. Namentlich aber zog er die Heeresmacht der nunmehr föderierten Goten an sich. Ueber 40,000 Mann stellten die Goten zum kaiserlichen Heere; die endgültige Aufnahme dieser jugendlichen Völkerschaft in das staatliche Gefüge des sinkenden Römerreiches gab diesem zwar für den Augenblick einen neuen Kraftzuwachs, mußte aber auf die Dauer für beide Völker — Römer und Goten — gleich verderblich werden, um so mehr, als der Konflikt der Nationalität verschärft wurde durch den Gegensatz der Bekenntnisse. Die Lehre des Arius hatte bei den Westgoten Aufnahme gefunden, und es ist ein merkwürdiger Zufall, daß das älteste Buch in deutscher Sprache, die Bibelübersetzung des gotischen Bischofs Wulfila, uns über alle Stürme der Zeit erhalten blieb. Theodosius, obgleich eifriger Anhänger des orthodoxen Christentums, beließ die Goten in ihrem Glauben, da er sie ja nicht mehr entbehren konnte.

Aehnlich wie hier ging es im Westen unter Gratian. Auch unter ihm hatte die Aufnahme barbarischer Elemente im römischen Heer- und Verwaltungsdienst fortwährend zugenommen, und „man darf die Empörung des Maximus, den die britannischen Legionen zum Kaiser ausriefen, als eine Reaktion gegen das wachsende Uebergewicht der Barbaren bezeichnen". Maximus gewann Britannien und Gallien, und Gratian starb auf der Flucht vor ihm durch Mörderhand. (383.) Allein Gratian war nicht nur Kaiser des Westens gewesen, er war auch Beschützer Valentinians II, des unmündigen Sohnes Valentinians I. Um die Person des jungen Herrschers begann nun der Kampf aufs neue. Denn Theodosius, anfangs genötigt, den Usurpator Maximus anzuerkennen, mußte gegen ihn, als er sich auch Italiens bemächtigen wollte, zu Felde ziehen. Er that dies zu Gunsten Valentinians II, und an der Save kam es zum Zusammentreffen. (388.) Maximus mußte fliehen, und wurde von den Soldaten ermordet.

Im Auftrage Valentinians II, wie es schien, thatsächlich selbstständig, leitete nun Arbogast, der Franke, einer der ersten jener großen germanischen Führer im Dienste Roms, die Angelegenheiten des Westens. Er kann als der Vorläufer jener gewaltigen Hausmeier betrachtet werden, welche nachmals die Herrschaft im Frankenreich erlangten. Aber sein selbständiges und rücksichtsloses Verfahren reizte den jungen Kaiser, und als dieser dem Franken die Entlassungsurkunde überreichte, warf sie Arbogast mit den Worten: „Was du mir nicht gegeben, kannst du mir auch nicht nehmen", seinem Herrn zerrissen vor die Füße. Und in der That, das Verhältnis war, wie es der stolze Franke geschildert. Valentinian war durch Arbogast geworden, was er war, nicht Arbogast durch den Kaiser. Ein Meuchelmord schaffte dem Franken den unbequemen Herrn vom Halse (392), und an Stelle Valentinians II wurde Eugenius, der Rhetor, zum Kaiser des Westreiches erhoben.



Geldmedaille Theodosius des Großen.

Gleiches mit Gleichem zu bekämpfen war schon längst römische Staatsmaxime geworden, und Theodosius schickte den Vandalen Stilicho gegen den Franken Arbogast. Es gelang dem Feldherrn des Ostreichs unweit Aquileja, die Legionen des Westens zu besiegen. (394.) Arbogast und sein Augustus Eugenius fanden den Untergang — die Einheit des Reiches war noch einmal — zum letztenmale — wiederhergestellt.

Im folgenden Jahre starb Theodosius. Noch einmal hatte in seinem persönlichen Ringen sich der Kampf des Reiches gespiegelt; allein auch er konnte sich nur behaupten mit Hilfe seiner germanischen Feldherrn und Truppen. Und selbst das Christentum, welches so hehr und mächtig der Menschheit die Erlösung verkündigt, verlor seinen Pfad in den Wirren dieser furchtbaren Zeit. Wie weit es mit der Erlösung gekommen, wie fern man vom Wege abgeirrt, zeigt am ehesten eine kleine Episode, welche hier Platz finden soll. Der hl. Martinus war in Trier, als Priscillian und seine Genossen vom Kaiser Maximus zum Tode verurteilt worden waren. Das erste Ketzerblut sollte vergossen werden. Da legte sich Martin ins Mittel; „er bat den Kaiser, er wolle sich des Blutes der Unglücklichen enthalten, es genüge, daß sie von den Bischöfen als Ketzer verurteilt und aus den Kirchen verwiesen seien." Der Kaiser gab das Versprechen, kein Ketzerblut zu vergießen, und das richterliche Erkenntnis wurde, so lange Martin in Trier weilte, verschoben. Als Martin abgereist war, erschien Ambrosius, der Bischof von Mailand, in Trier und brach mit allen Bischöfen und dem Kaiser selbst die Gemeinschaft ab, da sie nach dem Tode der im Glauben Irrenden verlangten. Da war es mit der Geduld des Kaisers zu Ende. Nach zweimaligem Verhöre wurde Priscillian verurteilt und hingerichtet. Martin kam zurück. Wieder verwendete er sich, selbst auf die Gefahr hin, selbst für einen Ketzer zu gelten, für die Anhänger Priscillians in Spanien, welche nun gleichfalls durch eigens dazu ernannte Tribunen zur Verantwortung gezogen werden sollten.

Aber ein solcher Abscheu erfaßte ihn vor dem Treiben dieser Bischöfe in Trier, welche den Kaiser zu den Maßregeln gedrängt hatten, daß er die Stadt verließ, „welche er mit dem Frieden Christi betreten hatte“ und während der sechzehn Jahre seines Lebens keine Synode, noch überhaupt eine Zusammenkunft von Bischöfen mehr besuchte.

Es ist dieser Vorfall bezeichnend für die Zeit, wie für die Verkommenheit der christlichen Lehre. Doch wie hoch erhebt sich die Auffassung des mailändischen Bischofs, wie strahlend das liebevolle Bemühen Sankt Martins von dem Getriebe derer ab, die sich Jünger Christi nannten! In einzelnen berufenen Geistern waltete der ewige Lichtstrahl fort, und sie waren es, welche trotz aller Versunkenheit, trotz aller Verblendung und hochmütigen Anmaßung eines fanatischen Klerus den Fortbestand jener ewigen Freiheitslehre retteten. Und doch, wie auch in jenem Ambrosius sich bereits das Licht mit dem Schleier der Mystik umwoben, erkennen wir aus seinem Auftreten gegen Kaiser Theodosius. Bei einem Aufstand in Thessalonich hatte der Kaiser die grausamsten Strafen über die Teilnehmer verhängt. Als er nun nach seinem Siege über Arbogast nach Mailand kam, wehrte ihm Ambrosius den Eintritt in die Kirche, indem er sich der Rechte der Menschheit annahm. „Du hast gesündigt wie David, thue auch Buße wie er.“ Und der Kaiser folgte seinem Gebote. Wie seltsam mischt sich hier die Begeisterung einer herrlichen Ueberzeugung mit priesterlicher Anmaßung und mystischem Versöhnungsglauben! Und wie spricht aus dem Gebahren des christlichen Glaubenshelden jene ungeheure Macht, welche die christliche Idee bereits in dem Gemüte und Herzen der Völker sich errungen haben mußte, daß selbst ein Kaiser wie Theodosius ihren Machtspruch nicht zu verachten wagte! Wir erkennen, wie die Opposition gegen die Despotie der weltlichen Macht sich in die Kirche geflüchtet; allerdings zeigte sich dies nur im alleräußersten Falle und bei Charakteren, wie den beiden genannten; gewöhnlich schritt die Kirche mit der weltlichen Macht Hand in Hand gegen jedes freie Streben im Volke ein. Doch daß zwei verschiedene Interessenkreise geschaffen, daß ein, wenn auch nur hie und da erwachender Gegensatz vorhanden war, bürgte für das Fortschreiten der Entwicklung und somit für das Fortwirken des Befreiungs- und Erlösungswerkes.

So lag gerade hier die Sicherheit, daß jener Kampf der Freiheit mit der Despotie zu Ende geführt werde, hierin auch die Versicherung, daß eine gänzliche Umgestaltung, eine Neuschöpfung der Kirche selbst stattfinden mußte, sollten nicht die jugendlichen Völker, auf welche sie dereinst ihre Hauptmacht zu stützen berufen war, anstatt von ihr zur Fortführung der Menschengeschichte erzogen zu werden, gerade durch die Berührung mit ihrem verlebten, aus dem Heidentum und der Zeit des sinkenden Weltreichs herübergenommenen tötenden Mechanismus zu Grunde gerichtet werden. Denn mit dogmatischen Spitzfindigkeiten und lächerlichen Sophistereien durfte man diesen Völkern nicht nahen. Es mußte dahin kommen, daß ein sächsischer Mönch den Heliand dichten konnte, bevor ein Sachsenvolk dem großen Gefolgsherrn huldigte. Und das ist ja auch das einzige Kriterium der Wahrheit, daß, in welchem Gewande sie auch erscheint, sie wohl verhüllt, wohl bemäntelt, niemals vernichtet werden kann. Dem, der es wagt, den Schleier von ihrem Antlitze zu heben, wird sie in ihrer einfachen, hehren Größe, siegend entgegentreten.

Theodosius hatte seine beiden Söhne zu Erben seiner Macht ernannt. Der ältere, Arkadius, wurde nach dem Tode des Vaters Kaiser des Ostens, der jüngere, Honorius, Kaiser des Westens. Die Erziehungsweise der jungen Prinzen könnte man ein Vorbild jener Methoden nennen, wie man sie in späterer Zeit so vielfach beliebte. Das Prinzip christlicher Passivität war in ihr allzu sehr in den Vordergrund gedrängt worden. Und mit dem Grundsatze des „Sich-Fügens und -Ergebens“ im Herzen blieben die beiden Kaiser Zeit ihres Lebens das Spielzeug in den Händen anderer. So blieb der Vandale Stilicho, der Sieger über Arbogast und Eugenius, Generalissimus des Westens. Er war der einzige, welcher sich den Verhältnissen gewachsen zeigte, während Rufinus, der Minister des Ostens, ein ränkevoller und egoistischer Mann war. Sofort brach der Sturm wieder los. Die Westgoten erhoben den jungen Alarich, aus dem edlen Geschlechte der Balthen zum Könige und heerten unter seiner Führung in Thessalien, Macedonien, Thracien und Illynien. „Lieber wollten die Westgoten mit eigener Anstrengung Königreiche gründen,

als müßig den Fremden gehorchen.“ Doch die Eifersucht der beiden Reichshälften und ihrer Führer ließ diesen Plan nicht zur Ausführung kommen. Man benützte die Macht der Westgoten zu gegenseitiger Bedrängung. Endlich gelang es Stilicho, nachdem er in der unentschiedenen Schlacht bei Pollentia (303) mit dem Westgotenkönig gekämpft, denselben zum Rückzuge nach Illyrien zu bewegen. Dort erhielt das Volksheer Sitze, und Alarich wurde als Statthalter der illyrischen Provinz von Westrom anerkannt. Vom Inn bis zum adriatischen Meere dehnte sich das Machtgebiet des jungen Königs, umworben von beiden Kaisern. Wohin er trat, folgte ihm das Geschick. Und wieder waren so die Westgoten die Westnachbarn der Ostgoten geworden, welche seit dem Hunnensturme in Pannonien sich niedergelassen hatten. Germanen beherrschten also das Thor der zitternden Roma. Die Alpenpässe waren in ihren Händen, und der Zug nach dem Süden war nur mehr eine Frage der Zeit.

Schon hatte Alarich den ersten, kühnen Versuch gemacht, allein Stilicho hatte ihn vereitelt. Dem römischen General aber gelang diese That nur dadurch, daß er alle westlichen Legionen nach Italien abrief. Jetzt wogte es wieder heran. Brausend ergossen sich furchtbare Völkerfluten, gemischt aus Alanen, Vandalen, Sueben, über die Alpen nach Süden (405). Radagais, ein Gote, war der Führer dieser wilden Masse. Aber noch einmal gelang es Stilicho, mit Hilfe der Goten und Hunnen, den Sturm abzulenken; er besiegte den Radagais und nahm ihn gefangen. Zurück über die Alpen wandten sich die Besiegten; furchtbar hatte das Römerschwert in ihren Reihen gewütet, und nur versprengte Haufen sahen die Heimat wieder.

Doch auf die Dauer war Rom nicht zu retten. Das Volk, welches einst die Welt beherrscht, sehnte sich nach Ruhe und Genuß des Erworbenen, vergessend das alte Naturgebot, daß nur der zu genießen berechtigt ist, dem eigene Arbeit den Besitz verschaffte, dem eigene Kraft denselben erhält. An der Verweichlichung der Römer scheiterte jedes Gesetz, jede Politik. Lieber als den Zwang des Kriegsdienstes ertrug man den Schmerz eigener Verstümmelung, und in den Städten rauschte das alte, üppige, erschlaffende Leben fort, während ringsum im Lande germanische Ackerbauer sich niederließen. Und mag auch der Dichter Salvian, jener Sänger des römischen Elendes, den Goten Treulosigkeit, den Gepiden Unmenschlichkeit, den Alamannen Trunkenheit, den Franken Verlogenheit, den Sachsen Grausamkeit und den Vandalen Feigheit vorwerfen, himmelhoch standen doch diese Barbaren über der Verworfenheit des Lebens in den römischen Städten. Immer noch rauschte aus dem heiligen Boden der reinen, germanischen Liebe der Jungbrunnen hervor, der dem Volke stets neue Kraft verlieh, und immer noch war das Weib des Deutschen treue und geachtete Gefährtin, welche Lasten und Freuden des Lebens, im Kriege und im Frieden, an der Seite des Gatten trug und mit ihm teilte. Und jene Spaltung, welche sich unter dem „halbwahnsinnigen“ Karakalla zu vollziehen strebte, war nun in vollstem Maße eingetreten. Das Heer war ein dem nationalen Römertum vollkommen fremdes Institut geworden. Aus den Reihen der Barbaren wurden die Rekruten genommen, aus ihren Reihen die Führer der Truppen. Zu den Germanen strömte das römische und gallische Bauerntum, denn Freiheit und Grundbesitz lohnte den Uebertritt aus der bisherigen Sklaverei. Und wie die fremden Truppen die römische Herrschaft erhielten, so die fremden Bauern die römische Existenz. Italien war unfähig geworden jeder Produktion. Die alte Feindin Karthago hatte sich zu einer letzten Blüte erhoben, und der Tag, den einst Scipio verkündet, da er die stolze Stadt der Elissa in Flammen aufgehen sah, schien nun für die Vaterstadt des Helden selbst zu nahen:

„Kommen wird er, der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des speerwurfkundigen Königs.“

Jetzt versah Karthago das hungernde Italien mit Getreide. Noch immer stand Roms Ansehen so hoch, daß die Provinzen lieferten, was es selbst hervorzubringen nicht mehr vermochte. In Karthago war es, wo ein neuer Geist sich emporschwang über die Menschheit. Der tiefe sittliche Verfall, das ihn so schnöde und ungescheut umwogende niedrige Treiben gab dem Kirchenvater Augustinus die Herrschaft über seinen Geist zurück.

Er emanzipierte sich von seiner Umgebung und mit sich selbst suchte er die Menschheit zu erheben. In seinem Buche vom Staate Gottes entwickelte er die Lehre von der Prädestination weiter und schmiedete die Ketten, an denen die Menschheit Jahrhunderte hindurch geseufzt. Doch Ketten waren zur Notwendigkeit geworden, da die Menschheit vollends zur Bestie zu entarten drohte, und so steht die von Augustinus geschaffene Weltansicht und die aus ihr entsprungene Kunst, Wissenschaft und Litteratur unter der direktesten Einwirkung des Zeitgeistes. Sie wurde dem Lehrer des Mittelalters, der mit erkennendem Auge ins Dasein geschaut, geradezu von diesem Zeitgeiste diktiert.

Und gleichzeitig mit dieser Loslösung der Wissenschaft und Religion vom Volksleben, dem sie von nun an in mehr und mehr abstrakt dominierender Stellung gegenübertritt, löften sich im Norden die Gewalten, welche Italien den Untergang brachten. Es war die Zeit gekommen, da das Barbarentum mit der Kultur der Mittelmeerländer in direkte Berührung trat. Doch nicht mehr nur die wild entfesselte rohe Gewalt, welche einst die Cimbern und Teutonen gegen Süden führte, war in diesem Barbarentum vertreten, sondern die Gewalt suchte nach Legitimation. An Stelle des unbewußten Gegensatzes war der bewußte getreten, und mit dem Bewußtsein paarte sich die Reflexion. Man erkannte nicht bloß die eigene Not, sondern wog auch das Interesse der römischen Welt gegen das eigene ab und suchte in der Vereinigung beider seine Stärke. Das war die Atmosphäre, in welcher jene großen germanischen Helden erwuchsen, die in ihrem eigenen Streben und Können die ungeheure Fülle politischer Kraft offenbarten, welche in diesen Barbaren bis jetzt geschlummert. Im sogenannten Auftrage irgend eines römischen Imperators schritten die germanischen Führer meist zur Aktion. So war schon Arbogast für Eugenius eingetreten, und jetzt brachen die inneren Wirren allenthalben von neuem los. Gewiß waren sie ein Hauptgrund der nun folgenden Verheerungen des Römerreiches. Wir kennen ja die alte Politik und hörten von dem Falle, da ein Kaiser gegen den andern Germanen zu Hilfe rief.

Stilicho hatte die Westgrenze von Truppen entblößt, um Italien schützen zu können. Das benützten die Germanen und drangen in Gallien ein. Wie die Räumung des ersten Hindernisses sofort allgemein entfesselnd auf die östlich des Rheines sich drängenden Völkerstämme wirkte, sagt uns die Thatsache, daß bei diesem Einbruche fast alle Germanenvölker vertreten waren. Quaden werden genannt neben Markomannen und andern Sueben, neben Vandalen, Alanen, Herulern, Sachsen, Burgundern und Franken. Straßburg, Speier, Worms, Mainz und andere Städte fielen in die Hände der Barbaren. Keine Spur von Widerstand — bei Festgelage erwartete man das Schicksal, und weit über Gallien bis nach Spanien hinab ergossen sich die wilden Scharen. Die beiden Provinzen Ober- und Niedergermanien (I und II) wurden von Burgundern und Franken besetzt; über Rhein und Donau gingen die Alamannen und setzten sich im Lande der Helvetier und einem Teile von Rätien fest; Alanen, Vandalen und Sueben überstiegen die Pyrenäen, während die Sachsen an der gallischen und britannischen Küste landeten. An der Grenze Italiens stand der Westgote Alarich. Mit ihm unterhandelte Stilicho, und wohl könnte man dem freundschaftlichen Verhältnisse beider die Schuld geben, daß Italien verschont blieb von Verwüstung und Not. Doch Mißtrauen gegen Stilichos Pläne regte sich in der Seele des Kaisers. Honorius selbst suchte sich des verdienten Mannes, der allein imstande war, Italien zu retten, zu entledigen, und es gelang ihm. Stilicho wurde mit seinem Sohne plötzlich verhaftet und zu Ravenna hingerichtet. (408.)

Da spreizte der Aar die Fänge und sein rauschender Flügelschlag setzte Italiens verkommenes Geschlecht in namenlosen Schrecken. Alarich zog mit seinen Westgoten gegen Rom. (408.) Mit ungeheuren Summen erkaufte die Millionenstadt seinen Abzug. Im folgenden Jahr erschien er wieder und bewog den Attalus, den Präfekten von Rom, zur Annahme der Kaiserwürde aus seiner Hand. Wie einst Arbogast sich den Eugenius zur eigenen Legitimation erkor, so jetzt Alarich den Attalus. Allein die Absetzung des Honorius mißlang, weil sie an die Einnahme Ravennas geknüpft war. Dies zu bezwingen, hatte der Barbar noch nicht gelernt, und so nahm er dem römischen Popanz den Purpur wieder und gab ihn an Honorius zurück. Zum drittenmal rückte Alarich nun vor Rom und

erstürmte die Stadt am 24. August des Jahres 410. Doch in Rom war seines Bleibens nicht. Es zeigte sich hier wieder, daß auch jetzt noch ein Ausgleich zwischen germanischer und römischer Kultur unmöglich war. Wären die Westgoten noch jene Barbaren gewesen, wie einst die Cimbern und Teutonen, vielleicht hätten sie alles zerstört und getötet, was sie vorfanden, um auf dem geebneten Felde eine neue Saat auszustreuen. Nichts von dem! Es wurde ja geplündert, zerstört, gebrannt, aber mehr um zu schrecken, nicht um zu ernichten. In dem Zwiespalt der alten Form mit dem neuaufzunehmenden Inhalte mußte der letzte so lange unterliegen und zu Grunde gehen, bis jene gesprengt war. In dem Kampfe römischer Kultur mit germanischem Sein und Wesen erlag Alarich. In Calabrien, wohin er von Rom aus seine Scharen führte, hat man ihn begraben. Tief im Bette des abgeleiteten Busentoflusses legten ihn seine Getreuen zur Ruhe, und „das tiefe, unheimliche Mißtrauen der Goten gegen diese fremde Welt, die sie als Sieger durchzogen, verrät sich in dieser Thatsache.“

Alarichs Schwager, Ataulf, wurde von den Westgoten zum Könige erhoben, und mehr noch als bei seinem Vorgänger kam der Gegensatz der beiden Welten bei ihm zum Ausdruck. Sein erster Gedanke sei gewesen, so sagte er selbst, „den römischen Namen auszulöschen und den Erdkreis aus einem römischen in ein gotisches Imperium zu verwandeln, selbst aber den Platz des Cäsar Augustus einzunehmen. Dann aber sei es ihm klar geworden, daß die ungebrochene Barbarei seiner Goten nicht an den Gehorsam gegen die Gesetze zu gewöhnen sei, und daß der Staat nur durch Gesetze bestehen könne; in dieser Ueberzeugung habe er sich entschlossen, in die Wiederherstellung und Mehrung des römischen Namens mit den Kräften der Goten seinen Ruhm zu setzen, um von der Nachwelt als der Wiederhersteller des römischen Reiches gepriesen zu werden, da er sein Zerstörer nicht habe sein können.“

Wie offen liegt in diesen Worten der Kampf des eigenen barbarischen Gefühles mit der von römischer Kultur eingeimpften Reflexion! Die Seele des Helden weiß keinen Rat, denn größer als die Idee eines Gotenreiches, größer als der Gedanke an die Zerstörung des Römerreiches war der Gedanke, beide Welten zu vereinigen. Das Größere erscheint dem Könige als das leichter Auszuführende, und gerade in diesem Irrtum zeigt sich die Tiefe des Gegensatzes, in ihm die ganze Machtlosigkeit des Barbarenführers dem kaum erkannten Gegensatze gegenüber.

So führte Ataulf sein Heer zurück über die Alpen, und in seiner Vermählung mit Placidia, der Schwester des Honorius, sollte die Vereinigung beider Welten, die Versöhnung des Gegensatzes gewissermaßen den ersten Ausdruck erhalten. Doch gab es wohl einen größeren Gegensatz, als den dieser naiven That des germanischen Helden mit dem wohlüberlegten Schritte der weströmischen Politik?

Im Auftrage des Honorius besetzte Ataulf mit seinen Westgoten das südliche Gallien. Von hier aus suchte er auch in Spanien einzudringen und die dort ansässigen Stämme der Alanen, Vandalen und Sueben zu unterwerfen. Allein in Barcelona wurde er ermordet. (415.) Sein Bruder Wallia trat an seine Stelle, und nachdem er im Bunde mit dem Hofe zu Ravenna die Vandalen und Alanen in Spanien bekämpft hatte, erhielt er mit den Seinigen Sitze in der westgallischen Provinz Aquitanien. Bald breitete sich die Macht der Westgoten zu beiden Seiten der Pyrenäen aus, und fast drei Jahrhunderte bestand das westgotische Königreich in diesen westlichen Provinzen des alten römischen Imperiums.

Aehnlich wie hier die römische Politik sich der Westgoten bediente, um Westgallien und Spanien als Provinzen des römischen Reiches zu erhalten und die Bevölkerung durch Ansiedlung dieses starken Volkes zu kräftigen, machte sie es am Rhein mit den Burgundern. Denn daß dieses Volk mit Rom in gutem Einvernehmen stand, zeigen uns die verschiedensten Thatsachen. Die Berichte der Geschichtschreiber sind in anderem Tone gehalten, als wenn sie über Franken etwa oder Alamannen handelten. Dann war es Julian, der an der Westgrenze der Burgunder, am Pfahl, sein Lager aufschlug, als er gegen die Alamannen zog. Er schonte nicht nur das Gebiet, sondern wagte es auch, diese starke germanische Völkerschaft im Rücken, sein Unternehmen zu beginnen. Es ist

dies ein offener Beweis des Vertrauens, welches er dem Volke schenkte. Sodann zeigt der Umstand, daß sich die Burgunder gesondert halten, wie ihre Kämpfe mit den Nachbarn, daß sie die Sympathie der Westgermanen nicht besaßen. Valentinian bedient sich ihrer gegen die Alamannen. Ihr erster historisch bekannter König Günther, der Held des Nibelungenliedes, erscheint ebenso mehr als ein einflußreicher römischer Feldherr, denn er nahm teil an der Erhebung des Usurpaters Jovinus in Mainz zum römischen Kaiser (gegen Honorius). Die Burgunder selbst aber gaben sich als Abkömmlinge der Römer aus. Es ist ihnen, die Wohnplätze auf römischem Gebiete suchen und begehren, diese Täuschung wohl nicht zu verargen. Sonderbar ist es aber, daß es Römer gab, welche dieses Märchen glaubten, so auch Ammian und Orosius. Man kann dies nur so erklären, wenn man annimmt, den Römern sei diese Verwandtschaft nicht unangenehm gewesen, wenn man an eine Begünstigung des Volkes durch die Römer denkt. Zuletzt zeigt sich der Einfluß der Römer am deutlichsten in der schnellen Annahme des Christentums. Nicht wie mit Besiegten, sondern wie mit christlichen Brüdern, freundlich und wohlwollend pflegten die Burgunder mit den Römern zu verkehren.

Aus alledem erkennen wir, wie die römische Politik geschickt die natürlichen Gegensätze auszunützen versteht, indem sie sich die neuen Eindringlinge gegen die alte Bevölkerung zu Freunden macht. Natürlich war es dann, daß man diesen Freunden später lieber römisches Gebiet anwies, als dasselbe an die alten Feinde verloren gehen zu lassen. In diesen Freunden besaß Rom nicht nur natürliche Beschützer, sondern auch teilweise Ernährer, denn sie waren stark genug, das abgetretene Land zu bewirtschaften und es zu neuer Blüte zu erheben, was einen augenblicklichen direkten Vorteil für Italien bedeutete. Wir betonen aber diese fortwährenden Wiederholungen in der römischen Politik, weil sie uns zum Verständnis mancher andern Thatsache verhelfen werden.

Alamannen und Franken gehörte damals der Rhein. Die Franken saßen bis zur Schelde, die Alamannen bis zu den Vogesen. Britannien wurde aufgegeben, und die Angeln und Sachsen fanden den Weg zu dem von den Legionen entblößten Lande. Um diese Zeit waren auch die Hunnen donauaufwärts gerückt und standen in der ungarischen Tiefebene. Die Ostgoten in Pannonien hatten sich ihnen unterworfen, ebenso die Gepiden und andere Nachbarvölker. Und mit dieser großen Verschiebung in den Besitzverhältnissen schritt die innere Entwicklung zum Grundbesitz fort. Als Ackerbauer breiteten Franken und Alamannen sich aus, und fern allem Städteleben beharrten die Germanen bei ihrer Neigung, einzeln zu wohnen. Selbst wo sich ein Hof des Königs befand, wie in Worms, Toulouse, Narbonne, blieb die Stadt nicht Stadt, sondern löste sich in eine Reihe einzelner Bauernhöfe auf. Doch wie herrlich hat sich das Andenken an diese Königshöfe in Sage und Liedern erhalten! Dort war es, wohin die Sänger zogen, die wie Frieslands blinder Sänger Bernlef die Geschicklichkeit besaßen, die Geschichte der alten Zeit und die Kämpfe der alten Könige zum Saitenspiel vorzutragen. Dort war es, wo jene wunderbaren Scenen von Kampfesmut und Mannentreue, von königlicher Tugend und Heldentum sich abspielten; dort auch, wo jene furchtbaren Katastrophen hereinbrachen, deren gewaltiger Eindruck Jahrhunderte hindurch in der Erinnerung und Phantasie der Völker haften blieben.

Als Honorius im Jahre 423 starb, schien Gallien für immer verloren. Denn nicht nur, daß die bisherigen Freunde und Gehilfen Roms, die Westgoten, die Bahn selbständiger Eroberung beschritten, auch die Burgunder glaubten die Zeit gekommen, auf eigene Rechnung handeln zu dürfen. Sie drängten gegen Westen vor. So blieb dem Statthalter des Westreiches nichts anderes übrig, als sich nach einer andern Stütze umzusehen, und er glaubte sie in den Hunnen, die ihr Reich an der Donau immer weiter ausdehnten, gefunden zu haben. Zudem drängte auch das neidische Gebahren Ostroms zu diesem Schritte. Ueber den Katastrophen in Ravenna liegt ein dunkler Schleier. Nur eines ist Thatsache: nach der Ermordung des Kaisers Johannes, den Aëtius zu schützen sich bemüht, kam die Versöhnung des Statthalters mit Ataulfs Witwe, Placidia, zustande, und ihr sechsjähriger Sohn, Valentinian III, wurde Beherrscher des Westens. Aëtius behielt seinen Einfluß, und mit dem seinigen war der Einfluß der Hunnen

gesichert, zugleich aber der Gegensatz gegen den mächtigen Statthalter von Afrika', Bonifacius, geschaffen, der dem unbedingten Einfluß des Nebenbuhlers sich nicht unterwerfen wollte.

Dem hunnischen Bündnis Westroms setzte Bonifacius ein germanisches entgegen, indem er die Vandalen aus dem südlichen Spanien herüberrief. Mit 80,000 Vandalen



Attila.

folgte König Geiserich dem Gesuche und setzte 429 nach Afrika über. Doch als er landete, war die Versöhnung der beiden Statthalter bereits erfolgt, und Bonifacius bot nun alles auf, Geiserich zum Rückzuge zu bewegen. Allein der Empfang, welcher den arianischen Vandalen von den Donatisten und Circumcellionen Afrikas bereitet wurde, wie andere Umstände bestärkten den Vandalen in seiner Absicht zu bleiben und selbständig vorzugehen. Ein furchtbares Geschick traf die reichste Provinz des weströmischen Reiches: Italien

selbst erhielt mit ihrem Falle den Todesstoß. Alle Anstrengungen der Römer, Afrika, die Getreidekammer Roms zu retten, blieben erfolglos, und man mußte dem Feinde das Land im Frieden, der im Jahre 435 geschlossen wurde, überlassen. Doch auch der Friede nützte nichts. Im Jahre 439 fiel Karthago den Feinden in die Hände. Nicht im Auftrage Roms ließen sich diese wilden Scharen verwenden, sondern mit kluger Berechnung suchte Geiserich sein Reich *auf nationaler Grundlage* fest zu errichten. Mit der Eroberung Karthagos wurden die Vandalen, was sie sein sollten nach Geiserichs verwegenem Plane, die Beherrscher des Mittelmeeres. Denn für ihn wurden die Schiffe im Hafen beschlagnahmt, für ihn auf den alten Schiffswerften weitergearbeitet.

Indes war der Kampf zwischen Bonifacius und Aëtius bald aufs neue entbrannt. In einer siegreichen Schlacht, welche sich beide Feldherrn lieferten, wurde Bonifacius verwundet und starb (432). Aëtius schwang sich mit Hilfe seiner alten Freunde, der Hunnen, zu seiner früheren Machtstellung wieder empor.

Natürlich hatten diese inneren Wirren, wie stets zuvor, so auch diesmal, wieder alle feindlichen Kräfte von außen herangelockt. Franken, Sachsen, Alamannen, Goten und jetzt auch die Burgunder drangen erobernd vor, und im Hunnenlande an der Donau hatte sich eine Veränderung vollzogen, welche mehr als alles andere dem römischen Reiche gefahrdrohend werden sollte. Attila und sein Bruder Bleda gelangten 433 zur Alleinherrschaft, nachdem sie die Führer der einzelnen Horden unterworfen hatten. Also auch hier äußerte sich der Trieb nach einer selbständigen Macht- und Reichsgründung. Alle Völker vom kaspischen Meere bis zur Westgrenze Ungarns huldigten den neuen Herrschern. Auch der oströmische Hof wurde zur Tributzahlung verpflichtet, und alle ostrheinischen Germanen erkannten in der asiatischen Macht ihren Mittelpunkt. So viel man sehen kann, geschah dies alles noch im Einverständnisse mit Westrom und dessen Minister Aëtius. Selbst der Sturz des Burgunderreiches durch die Hunnen — denn der Abfall alter Freunde kränkt am meisten — im Jahre 436 scheint Folge dieses Einverständnisses gewesen zu sein. Mit Hilfe dieser Macht konnte Rom allerdings noch einmal Herr in Europa werden, aber wer schützte Rom, wenn diese Macht sich von ihm lossagte und nach Selbständigkeit rang? Das erobernde Vordringen der Burgunder war Grund genug, die alte Freundschaft in Feindschaft zu verwandeln. Und doch, gerade die Erfolge, welche die Hunnen im römischen Dienste zu verzeichnen hatten, mußten diesem Volke bald klar machen, wo die Macht und wo die Ohnmacht war. Und wenn es dieses zu begreifen anfing, so war es nur natürlich, daß Rom auf seine alten Freunde zurückgriff. Wir hören deshalb ziemlich zu gleicher Zeit von einer Ansiedlung der Reste des Burgundervolkes auf römischem Boden, wie von Rom feindlichen Unternehmungen der Hunnen. Um 440 erhielten die Burgunder römische Tertien (ein Drittel des Landes) in Savoyen. Um 444 wurde Bleda auf Befehl seines Bruders getötet. Attila war Alleinherrscher in dem großen barbarischen Reiche, und sein hölzerner Palast zwischen Theiß und Donau glich einem großen germanischen Königshofe. Nur Heeresfolge und jährliche Tributzahlungen mußten die Unterworfenen leisten, sonst lebten sie wie vorher. Die Emanzipation der Hunnen von römischer Führung macht Forschritte.

Es war um dieselbe Zeit, da uns diese Maßregeln und Gegenmaßregeln gemeldet werden, daß auch die Feindseligkeiten zwischen Westgoten und Vandalen ernster wurden. Geiserich aber fürchtend, Rom möge auch hier sich der alten Freunde erinnern und den Westgoten Hilfe leisten, suchte eine Verbindung gegen den Westgotenkönig Theodorich I (419—451) und Valentinian III mit Attila anzuknüpfen. Der feste und geistig weit überlegene Charakter des Hunnenkönigs erkannte alsbald die wirkliche Lage und nahm den Vorschlag gemeinsamer Operationen an. Im Jahre 451 brach Attila mit seiner ganzen Macht nach Gallien auf. Die Westgoten zu bekriegen war seine Absicht, allein in diesem Vorgehen lag zugleich der Bruch mit Aëtius und Valentinian III.

Aëtius stellte sich sofort an die Spitze seiner ravennatischen Legionen und zog mit ihnen aus, Gallien zu schützen. Außer den Westgoten gelang es ihm, die alten Freunde Roms, die Burgunder und einen Teil der Franken zum Anschlusse zu bewegen. Bis Orleans drang Attila mit seinen unermeßlichen Kriegerscharen — denn ihm leisteten die

meisten rechtsrheinischen Germanen Heeresfolge — vor, als er den Anmarsch des feindlichen Heeres erfuhr. Sofort wich er dem Zusammenstoße aus und zog in die Ebenen der Champagne, wo ihm die Oertlichkeit die Entfaltung seiner Heeresmacht und seiner massenhaften Reiterscharen erlaubte. Hier griffen die Hunnen das nachfolgende römisch-westgotische Heer an, allein vor ihrem heftigen Anprall teilten sich die Reihen der Feinde nicht mehr, wie ehedem. Aëtius behauptete die geschickt gewählte Defensivstellung. Am Abende fiel der Westgotenkönig Theodorich, und ergrimmt über diesen Verlust, brachen die Westgoten vor und warfen die Hunnen in ihre Wagenburg zurück. Attila gedachte sich hier zu verteidigen und erwartete am andern Tage einen neuen Ansturm. Doch seine Feinde hielten dafür, ihn nicht zum Aeußersten zu reizen, und so zog der Hunnenfürst unverfolgt von dem katalaunischen Felde über den Rhein zurück. Wie sehr aber nur die Not die Feinde Attilas zum Zusammenhalten gezwungen, zeigte sich in dem Umstande, daß das verbündete Heer sich bald darauf wieder auflöste.

Im folgenden Jahre nahm der Mongolenkönig seinen Weg direkt nach Italien. Ungehindert überstieg er die Alpen und zog vom adriatischen Meere die Poebene hinauf. Aquileja, Pavia, Mailand nahm er ein, allein den Apennin überschritt er nicht. Aëtius hatte seine Vorkehrungen getroffen, und der Mangel an Lebensmitteln in der verödeten Lombardei, die ungesunden Ausdünstungen der sumpfigen Gegend, welche Krankheit und Seuchen in seinem Heere weckten, machten ihn, dessen Feldherrnblick die Ungunst der Gebirge Mittelitaliens für die Entfaltung seiner Reitermassen nicht verkannte, zu Verhandlungen geneigt, und so gelang es den Bitten des römischen Bischofs, Leo des Großen, ihn zur Umkehr nach Pannonien zu bewegen.

Mitten unter neuen Vorkehrungen und Plänen wurde Attila im Jahre 453 vom Tode plötzlich hinweggerafft. Mit ihm erlosch die Gefahr vor den Hunnen. „Nur in einer Periode, wo alle inneren Bande und festen Ordnungen der Völker zusammengefallen, erschlafft und gelöst waren, vermochte ein einzelner Mann, dem kaum andere Mittel zu Gebote standen, als ein heller Blick, fester Wille und kühner Mut, eine so einzige Stellung zu gewinnen.“ Herrschertüchtigkeit vererbt sich nicht wie Herrschermacht, und so brach die Macht des Barbaren, „der mit seinem Blick die Welt überschaute,“ zusammen, als der Tod diesem Blicke seine Blitze geraubt. Das Werk des Mannes war ein Werk der Zerstörung und Vernichtung. Wie ein verheerendes Ungewitter hatte der Hunnensturm Europa durchbraust, und wenn er selbst auch Italiens mittlere und südliche Landschaften nicht mehr erreichte, so war er doch die Ursache davon, daß ein anderer jetzt hier das Werk der Zerstörung fortzusetzen vermochte — Geiserich, der Vandalenkönig.

Selbst die große Not, welche dem Reiche drohte, vermochte die Gemüter nicht zu erheben aus ihrer Erschlaffung. Der kleinliche Streit des Egoismus waltete in diesen kleinen Seelen fort. Er lieferte den einzigen Mann, der Roms Schicksal hätte aufhalten können, den Dolchen der Mörder aus, welche Valentinian III selbst gedungen hatte. Das war im Jahre 454. Bald nach dem Tode des Aëtius wurde auch der Kaiser ermordet, und mit der vandalischen Flotte landete Geiserich in der Nähe von Ostia. Rom war ohne Kaiser und Truppen. Vergebens zog Leo der Große auch dem Vandalen entgegen, um ihn zum Rückzuge zu bewegen. Geiserich nahm die Stadt und veranstaltete eine systematische Plünderung, welche vierzehn Tage dauerte. Damit war Italien zu Grunde gerichtet. Es mußte im Stammlande der Römer nunmehr vorgegangen werden, wie man in den Provinzen längst vorgegangen war, sollte auch nur ein letzter Schein von Souveränetät, sollte auch nur die Möglichkeit einer Existenz überhaupt gewahrt werden. Hatte man zuerst versucht, mit Aufnahme einzelner Barbaren den Ackerbau zu heben, das Heer zu verstärken, die Verwaltung zu regeln; hatte man dann ganze Völkerschaften in Dienst genommen, um einerseits bedrohte Provinzen zu schützen, heruntergekommene neu zu beleben und zu erheben, andrerseits durch derartige Schaffung künstlicher Gegensätze die Barbaren selbst zu schwächen, so war jetzt die Zeit gekommen, wo man sich danach umsehen mußte, für Italien selbst, für den öden Boden des verkauften Heimatlandes eine solche Völkerschaft zu finden, und diese verblendete Schlaffheit, diese elende Perfidie rächte sich an ihrem Träger mit dessen eigenem Untergang.

Der Todeskampf des römischen Volkes flößt nicht einmal Mitleid ein, nur Grauen. Denn nicht an irgend einen erhabenen Inhalt, der einzig und allein das Leben teuer und wert macht, knüpfte man sein Sehnen und Streben, sondern nur an das Dasein, an das egoistische Schwelgen in aller Art von Lüsten. Daß darum die harte Wut der Germanen doppelt schrecklich erschien, läßt sich wohl begreifen. Schon zur Zeit Attilas war es mit der „Herrschaft" Westroms zu Ende. Den Vandalen gehörte Afrika; der Hafen Karthagos barg die Schiffe der nordischen Seeräuber, welche das Mittelmeer beherrschten. Von der Rhone und Loire bis zur Westküste Portugals hatten sich die Westgoten ausgedehnt; von Wallis bis Langres und Avignon erstreckten sich die Sitze der Burgunder. Einen Teil der Schweiz und das linke Rheinufer bis hinab in die heutige Rheinpfalz hatten die Alamannen besetzt. Hier grenzten sie an die ripuarischen Franken, deren Reich sich auf beiden Seiten des Rheines ausdehnte, während nordwärts von ihnen, im Gebiete zwischen Maas, Sambre und Somme die Salier das Land besetzt hielten. Nur in der Gegend südwestwärts von der Somme bis hinab zur Loire behauptete der General Aegidius die römische Herrschaft und vererbte dieselbe seinem Sohne Syagrius, dem „Statthalter von Soissons". In Britannien, dessen Volk lange vergeblich die Hilfe des Aëtius angerufen hatte, indem es ihm melden ließ: „die Barbaren treiben uns zum Meere, das Meer zu den Barbaren; wir werden erwürgt oder müssen ertrinken", hatte man sich endlich um Hilfe gegen die schottischen Peiniger an sächsische Häuptlinge gewendet. Jüten, Angeln und Sachsen folgten dem Rufe und verließen das Land nicht wieder. Um 450 ward die Insel der Germanisierung geöffnet.

Nachdem so alle Mittel erschöpft waren, welche den Sturm hätten beschwören sollen, nachdem man vergeblich auf alle möglichen äußeren Kräfte, statt auf die eigene innere Stärke die sinkende Herrschaft zu stützen bestrebt gewesen: brach das Reich zusammen, da die letzte Stütze fiel, auf welche Aëtius gerechnet hatte. Durch und mit dem Sturze des Hunnenreiches erhielt Westrom den Todesstreich. Nach Ellaks Untergang am Flusse Nedad verschwinden die Hunnen aus Europa. Jenseits des Pontus und an der Maeotis nahmen die Zurückweichenden neue Sitze. Vergebens waren nach ihrem Abzuge die Anstrengungen des Sueben Ricimer, der an Aëtius' Stelle getreten war, die Herrschaft Westroms zu retten. Zwar behauptete er sich vom Jahre 456 bis 472, doch auch er, wie einst Arbogast und Stilicho, legitimierte sich in seiner Gewalt durch seine Augusti, welche er ein- und absetzte. Auch das Eingreifen Ostroms nach seinem Tode blieb erfolglos. Sein Abgesandter, Julius Nepos, mußte sich nach Dalmatien zurückziehen, und der Sohn dessen, der ihn vertrieben, Romulus Augustulus, bestieg, von seinem Vater Orestes erhoben, als weströmischer Kaiser den Thron der Cäsaren. (457.)

Allein lange genug hatten die Germanen anderer Leute Feldfluren bewirtschaftet und gehütet. Der Skire Odoaker erkannte mit klarem Blicke die Forderung der Zeit. Mit den Söldnern und gemieteten Beschützern Roms setzte er den letzten Schattenkaiser ab (476), ließ sich von seinen Truppen zum „Könige von Italien" machen und beschenkte sie dafür mit Grundbesitz und Eigentum.

So war gekommen, was unausbleiblich war. Italien, schon lange in Schutz und Fürsorge der Germanen, wurde nun auch von ihnen beherrscht. Zwar suchte Odoaker noch die Anerkennung Ostroms nach, allein der Sturz Westroms war zur Thatsache geworden, da das bisher nur für die Provinzen beliebte System der Landverteilung auch in Italien eingeführt worden war. Odoakers Regierung bildete demnach den naturgemäßen Uebergang aus der Zeit des Untergangs des römischen Weltimperiums zu den Tagen, da Theodorich auf italischem Boden ein deutsches, sein ostgotisches Königtum errichtete.

Wir wenden uns nun zurück nach den Ländern an der Donau, um nach dieser flüchtigen Skizzierung der europäischen Geschichte im allgemeinen zu erfahren, was es im Lande der Bayern, welche erst in ihre spätere Heimat einwandern sollen, besonderes gegeben habe.



Die Verhältnisse an der Donau zur Zeit der sinkenden Römerherrschaft.

Wie die oben geschilderten Ereignisse uns fortwährend an der Spitze der Legionen oder im Gefolge barbarischer Haufen in die Länder an der Donau führten, um sie mit raschem Blicke zu streifen, so wird uns bei der folgenden Darstellung ein fortwährendes Zurückgreifen auf die oben im Zusammenhange gegebenen Hauptdaten nötig sein. Von der Geschichte eines Volkes oder eines Landes kann zu der Zeit überhaupt keine Rede sein, denn alles, was geschieht, was sich einen Augenblick emporhebt über die wogende Flut eines titanischen Chaos, ist das Produkt allgemeiner Thätigkeit der negativen hier, der positiven dort. Die Abklärung beginnt erst dann, wenn die einzelnen verwandten Elemente sich zusammengeschlossen und durch diesen Zusammenschluß gestärkt haben; erst, wenn nach dem Zusammenschließen die gegenseitige Reibung der neu entstandenen Mächte begonnen: nach dem Untergange des römischen Weltimperiums.

So kann es auch uns nicht beikommen, hier eine zusammenhängende Geschichte der westlichen Donauländer geben oder aus mangelhaften Nachrichten konstruieren zu wollen — es gäbe ja nicht einmal ein in sich so fest geschlossenes und konsolidiertes Volk, welches ihr Träger sein könnte — sondern in einzelnen kleineren Bildern wollen wir zusammenfassen, was uns für die Auffassung der Zeit von Nutzen erscheint. In das wogende Halbdunkel bricht dann plötzlich ein heller Strahl, der einen Augenblick über die Länder südlich der Donau hinstreift, dann, nachdem wir durch diese unverhoffte Gunst Einsicht in die Verhältnisse gewannen, von denen wir sonst gar nichts wüßten, ebenso schnell erlischt und vergeht. Nur noch mehr fühlt das geblendete Auge die neu hereinbrechende



Severin predigt im 5. Jahrhundert das Christenthum in Bayern.
Nach dem Gemälde von Frank.

Dunkelheit. Bald aber zeigt sich im Ost ein roter Streif, und langsam, langsam will es Tag werden.

„Germanen beherrschten die Thore der zitternden Roma. Die Alpenpässe waren in ihren Händen, und der Zug nach dem Süden war nur mehr eine Frage der Zeit.“ So betonten wir oben die Bedeutung der Thatsache, daß die Westgoten Illyrien besetzten, während die Ostgoten sich in Pannonien niederließen. Wer hier festen Fuß gefaßt hatte, beherrschte Ost- und Westrom. Die Erhaltung der Provinz Pannonien war nur möglich gewesen, so lange Trajans dacische Provinz unter der Herrschaft der Römer stand. Aurelian gab sie, wie wir hörten, 274 auf, und Pannonien wurde damit den Angriffen von Norden freigegeben. „Noricum mochte sich behaupten lassen, so lange die vindelicische Ebene noch nicht von den Feinden überschwemmt war; dann aber mußte auch diese Provinz verloren gehen, gleichsam nebenher, wie die Römer sie nebenher gewonnen hatten.“

Noch einmal ermannte sich die römische Verwaltung zu einer Kraftanstrengung, nachdem die Westgoten nach Gallien abgezogen waren, die Provinzen an der Donau zu halten. Doch an dem Aufkommen Attilas ging das Werk des Genevidus zu Grunde. Nur Noricum blieb unter römischer Herrschaft. Allein diese Herrschaft war, wie wir sahen, nur eine nominelle. Entblößt jedes Schutzes waren die Bewohner des Landes gezwungen, sich hinter den schützenden Mauern der Städte in Sicherheit zu bringen und von hier aus kümmerlich das umliegende Land zu bebauen; und ebenso wie anderswo basierte die römische Herrschaft auch hier nicht auf eigener Stärke, sondern auf der Zwietracht der Germanen. Waren es einst die Hermunduren, die Quaden des Vannius und andere, auf deren Hilfe sich Roms Macht stützte, waren es nach dem Markomannenkriege die Vandalen, von denen uns, wie nordwärts von den Burgundern freundschaftliche Verhältnisse mit den Römern gemeldet werden, so scheinen es jetzt die schon mit den Streitern Attilas genannten Rugen gewesen zu sein, in welchen der Gegensatz einerseits gegen die Goten, andererseits gegen die Thüringer und Alamannen zum Ausdrucke kam. Die Rugen hatten sich in das alte Quadenland gedrängt, die Markomannen in Böhmen westwärts, die Quaden aus Mähren ostwärts schiebend. Daß sich nun Roms Herrschaft an der Donau auf sie wie auf eine letzte schwache Stütze lehnte, beweist deutlich die Freundschaft des Rugenkönigs Flaccitheus mit dem hl. Severin.

Wie eine Lichtgestalt hebt sich die Persönlichkeit dieses Mannes am dunklen, gewitterschwangeren Horizonte ab. Es ist der zum persönlichen Gotte gewordene Erlösungsgedanke, der aus seinen Worten und Thaten spricht in jener einfachen, menschlich erhabenen Weise, die keiner Erläuterung bedarf. Und wie Severin in jener Zeit mit seinem Wirken das wilde Tosen dunkler Gewalten überstrahlte, so bis heute noch das traurige Gezänke, das sich um ihn erhoben und fortgesetzt. Wer wollte da deuten und modeln? Wer möchte es wagen, einen Schatz für sich zu bergen und eifersüchtig zu bewahren, den die ganze Menschheit als den ihrigen betrachtet und von dem Neider zurückfordern würde? Denn menschlicher Größe die Ehre zu zollen, wird kein Mensch sich von einer Konfession nehmen lassen. Nur dem Kurzsichtigen könnte es einfallen, die berichteten Wunder, die Sehergabe des Mannes erklären zu wollen, nur dem Kurzsichtigen, aus ihnen die Größe dieses Mannes abzuleiten. Genug, daß ein wundergläubiger Biograph in naiver und kunstloser Weise aufschrieb, was er sah und hörte; daß er mit den Mitteln und dem naiven Glauben einer gottbegeisterten Seele zu erklären suchte, was er nicht verstand und so in Wahrheit uns ein ganzes und unverdorbenes Bild jenes seltenen Mannes, wie seiner Zeit und Umgebung mit allem wunderlichen Beiwerke, mit allen Spiegelungen des Gemüts- und Geisteslebens damaliger Zeit erschuf! Wie geradezu jedes tieferen Verständnisses bar müssen da gelehrte Ausführungen erscheinen, in denen um die Frage, ob Severin ein Charlatan, und Eugippius, sein Biograph, ein Lügner gewesen, viele Worte gemacht werden! Wie kann von Charlatanerie und Lüge die Rede sein, wo es sich um eine heiligste Ueberzeugung, wo es sich um einen in Wahrheit reinen Glauben handelt! War die Ueberzeugung jener Männer, der Glaube und die Auffassung jener Zeit in vielen Dingen anders, als es heute der Fall ist, so hat doch niemand das Recht, ihnen

Lüge und Betrug zum Vorwurfe zu machen. Und in der Ueberzeugung, daß wir noch im stande sind, ein Bild aus sich und seiner Zeit heraus zu betrachten, zu verstehen und zu genießen, folgen wir nun den schlichten Angaben Eugipps über das Leben des heiligen Severinus.

Wer er war und woher er stammte, hat Severin nie verraten, und als ihn einst ein aus Italien geflüchteter Priester darum befragte, antwortete er zuerst launig: wenn er ihn für einen Flüchtling halte, möge er sich den Preis nicht entgehen lassen, wenn man komme, ihn zu suchen. Dann aber fuhr er ernst fort: was es dem Diener Gottes nütze, seinen Geburtsort und sein Geschlecht zu bezeichnen? Die Heimat desselben sei der Himmel, und wenn ihn Primenius dessen unwürdig erkenne, brauche er auch sein irdisches Vaterland nicht zu wissen. Gott selbst habe ihm befohlen, die Gefahren der Noriker zu teilen.

Mit dem innigen Glauben an diese göttliche Berufung war er dann an die Donau geeilt. Daß er aus dem fernen Osten komme, entnahm man seinen Reden und an der Sprache erkannte man den geborenen Lateiner. In die Einsamkeit hatte er, der offenbar vornehm Geborene, sich zurückgezogen, um sein Leben zu vervollkommnen, und von da war er nach den Städten von Ufernoricum aufgebrochen, den Bewohnern, die von häufigen Einfällen der Barbaren heimgesucht wurden, Trost und Hilfe zu spenden.

Zur Zeit, da Attila gestorben war, jener Hunnenfürst, der unter seinen gewaltigen Willen halb Europa gebeugt und die vereinten Kräfte gegen Rom geführt, langte Severin in Ufernoricum an. Ringsum durchschweiften Barbaren das Land. Die Städte zu belagern, dazu fehlte ihnen Geduld und Fähigkeit. So lauerten sie denn wie Räuber auf den günstigen Augenblick, in die unbewachten und schlecht verwahrten Plätze einzudringen. Was beweglich war, wurde mitgenommen, die Gefangenen als Sklaven verwertet. In Asturis war es, wo Severins Thätigkeit beginnen sollte. Er kündigte den Bewohnern einen drohenden Ueberfall an und ermahnte sie, mit Gebet, Fasten und Werken der Barmherzigkeit die nahende Gefahr abzuwenden. Allein so schnell konnte man der gewohnten Ueppigkeit nicht entsagen; so rasch vermochte man sich aus dem Frohndienste des herrschenden Egoismus nicht zu erheben zu einer Weltanschauung, gegründet auf das Gefühl der Nächstenliebe, welcher dieser sonderbare Mann huldigte. Obschon die Bevölkerung durchweg der katholischen Kirche angehörte, obschon überall Kirchen und Basiliken zum Gottesdienste einluden und an Priestern kein Mangel war, so bestand das Christentum der Leute doch mehr in Aeußerlichkeiten, als in tieferer, inniger Ueberzeugung. So ließen auch die Asturer die Mahnung ungehört verhallen, und Severin verließ die Stadt, nachdem er dem Custos der Kirche, bei welchem er Wohnung und Aufnahme gefunden, Tag und Stunde des Unterganges vorhergesagt hatte. In Commagenis, der nächsten Stadt, nahm Severin sodann Aufenthalt. Die Stadt selbst ist vollständig verschwunden, lag indes unweit Tuln. Barbaren hatten sich in derselben festgesetzt und hüteten den Platz, so daß der Eintritt nicht leicht zu erlangen war. Severin aber trat unbehindert ein und auch hier begann er alsbald sein Werk. Er wies auf die Waffen der Christen hin und forderte die Verzweifelnden auf, durch Fasten, Beten und Almosengeben sich zu stärken und auf Gottes Beistand zu vertrauen. Da man noch zweifelte, erschien am Thore der Stadt jener Kirchenwächter von Asturis und verkündete, die Stadt sei untergegangen an demselben Tage, für den ein gewisser Mann Gottes es vorhergesagt hätte. Und als der Custos zur Kirche kam, erkannte er Severin wieder, fiel ihm zu Füßen und sagte, ihm habe er seine Rettung vom allgemeinen Verderben zu verdanken. Das wirkte. Schnell bequemte man sich zu den heiligen Uebungen, zu denen Severin aufgefordert, und als man am dritten Tage noch in der Kirche zur Abendfeier versammelt war, wurden die Barbaren in der Stadt durch einen Erdstoß so erschreckt, daß sie die Römer zwangen, ihnen die Thore zu öffnen. Voll Angst eilten sie ins Freie und mordeten sich in der Finsternis gegenseitig, da sie sich für Feinde hielten. So wurde die Stadt von ihren Bedrängern befreit.

Der Ruf des wunderbaren Mannes verbreitete sich schnell. Die Zufuhren auf der Donau waren ausgeblieben, da das Eis den Strom versperrte. Da nun aber nur von

den Städten aus noch das Feld bebaut wurde, die Ernte aber nur zu oft mitsamt den Schnittern den Barbaren in die Hände fiel, so war es leicht möglich, daß es zu Hungersnöten kam. In Favianis war eine solche ausgebrochen, und man rief nach dem Manne Gottes. So wenig Mut man hatte, die Gefahren zu bekämpfen, so wenig von dem altrömischen Gemeinsinne, der einst das Vaterland groß gemacht, war übrig geblieben in diesen in Selbstsucht erstarrten Seelen. Während die Leute der Stadt hungerten, verbarg eine reiche Witwe ihre großen Vorräte. Severin erfuhr es, und es gelang ihm, die Frau zur Verteilung ihrer Schätze an die Armen zu bewegen. — Da war ein Militärtribun, der in der Stadt ruhte, als die Barbaren vor den Thoren erschienen und hinweg-



Märtyrertod der heiligen Afra zu Augsburg (304). Nach dem Gemälde von Frank.

führten, was gerade von Mensch und Vieh außerhalb der Mauern weilte. Aber Severin trieb den Säumigen an und mit dem Hinweis auf die Hilfe Gottes erhob er den gesunkenen Mut des Führers und seiner geringen, schlechtbewaffneten Mannschaft. Man eilte den Barbaren nach und errang den verheißenen Sieg.

Wie durch diese einzelnen Erzählungen uns ein Einblick in die Verhältnisse im Kleinen geöffnet wird, so werden wir durch andere über das Verhältnis der Germanen zu einander wie zu den Römern näher aufgeklärt. Daß dabei der Unterschied des Bekenntnisses eine große Rolle spielte, ist wohl begreiflich. Im Gefolge der Legionen war die christliche Lehre auch in diese Gegenden gedrungen. Sie erhielt eine gewisse Heimat

nicht nur in den römischen Niederlassungen, sondern auch in den Strafanstalten, und namentlich waren es die kaiserlichen Steinbrüche in Sirmium (Mitrowitz), der Hauptstadt von Unterpannonien, wo die religiöse Frage von den hierher verurteilten Arbeitern lebhaft verhandelt wurde. Von manchen christlichen Gemeinden aus früherer Zeit haben wir direkte Zeugnisse in den Heiligenleben; so von Augsburg, das noch heute in der heiligen Afra seine erste Märtyrerin verehrt, und gerade diese Legende gibt uns einen Einblick in das Denken und Handeln der Zeit.

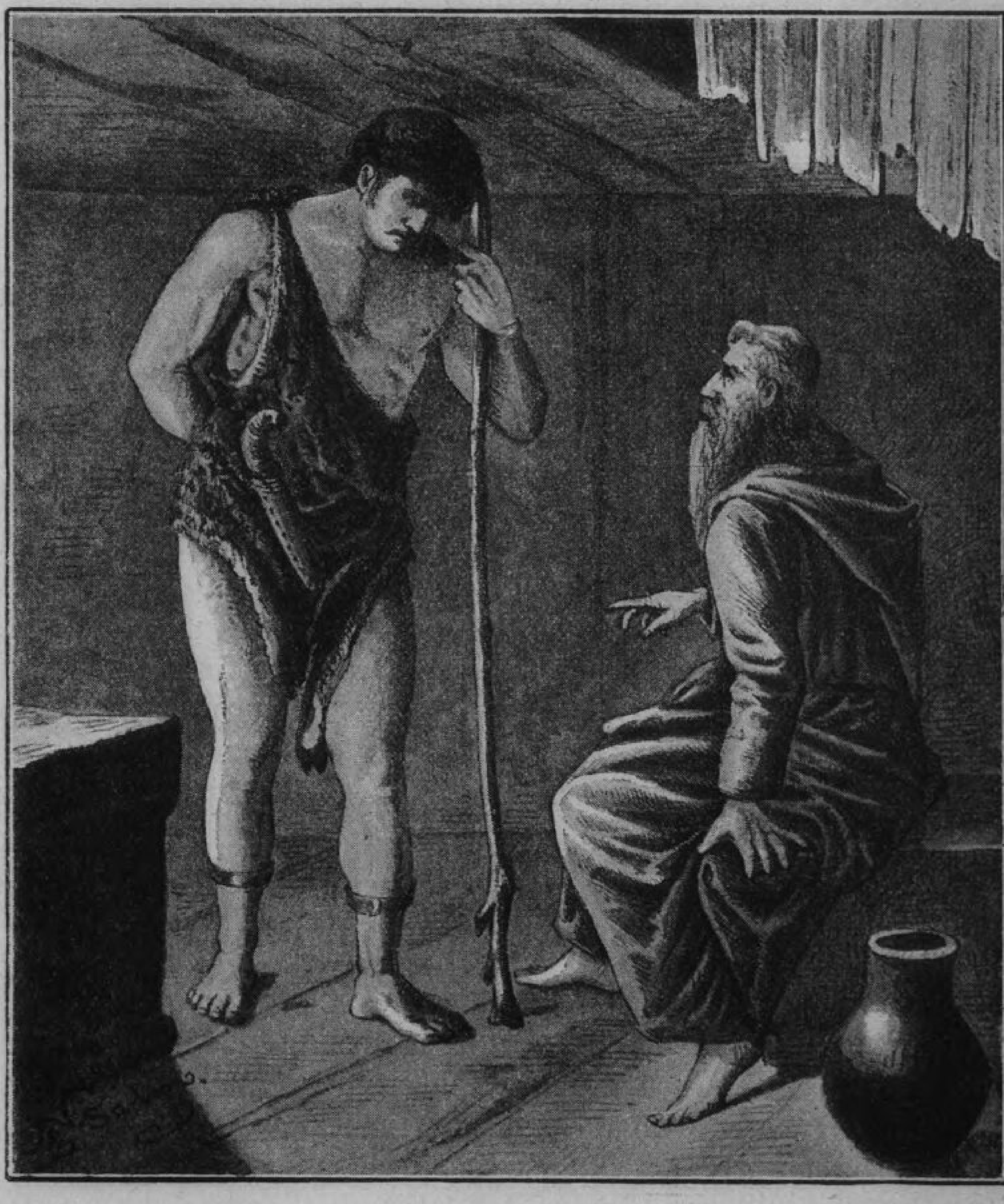
Von ihrer Mutter Hilara dem Dienste der Venus, der cyprischen Göttin, geweiht, hielt sich Afra ein eigenes Haus, in welches sie noch drei Dienerinnen zu gleichem Zwecke aufnahm. Zur Zeit der Diocletianischen Verfolgung kamen der spanische Bischof Narcissus und sein Diakon Felix, Gastfreundschaft heischend in ihr Haus, und Afra, welche sie wohl aus anderem Grunde aufgenommen, ward durch die geistlichen Uebungen ihrer Gäste derart gerührt, daß sie mit ihren Dienerinnen zu dem neuen Glauben übertrat. Bald aber wurde diese That ruchbar, und Afra vor den Richter geführt. Sie beharrte bei ihrem Bekenntnisse trotz aller Ueberredungsversuche und Drohungen und berief sich, als der Richter ihr vorhielt, daß eine Buhlerin nie eine Christin heißen könne, auf das Beispiel der hl. Magdalena, welche eine Buhlerin wie sie von Christus selbst, da sie ihm die Füße mit ihren Thränen gebadet und mit ihren Haaren getrocknet, zu Gnaden aufgenommen worden sei. Der Richter forderte sie auf, den Göttern zu opfern, oder er werde sie töten lassen. Afra blieb bei ihrer Ablehnung und so wurde sie auf eine Insel des Lech geführt, an einen Pfahl gebunden und verbrannt.

Wie jedoch anderswo Märtyrerblut stets neue Anhänger warb, so konnte auch hier auf diese Weise das Christentum nicht ausgerottet werden, und zur Zeit Severins finden wir die ganze römische Bevölkerung im Dienste des neuen Gottes. Mit der Lehre waren natürlich auch jene alten Einrichtungen in diese Gegenden herübergekommen, von denen früher die Rede war. Institute für öffentliche Armenpflege und Loskauf der Gefangenen waren in ganz Noricum eingerichtet worden. Doch wie dies immer ist, die anfängliche Begeisterung war bald erloschen, und mit der Konstituierung des Klerus gegenüber der Laiengemeinde die ursprünglichen Tendenzen der alten Einrichtungen verschoben worden. Die Kirche empfing wohl wie früher noch manche Liebesgaben, doch da sie sich selbst für die Aermste der Armen hielt, blieb sie auch im Besitze dieser Spenden und verteilte nicht mehr sehr viel. Alledem wurde nun durch Severin gründlich abgeholfen. Selbstlos und ohne Bedürfnisse für seine Person war er einer jener hehren Apostel der Menschenliebe, welche die ganze Menschheit als ihre Heiligen verehrt. Gerade in dieser an Unglück und Armut reichen Zeit zeigte er, was die Kraft und der ernste Wille des Einzelnen zu leisten und zu vollbringen vermag. Mit Bitten und Beschwörungen weckte er jenen alten christlichen Geist wieder auf, und in seinen Klöstern wurden Magazine errichtet für die Vorräte der Armen und Gefangenen. Förmliche Zehnten forderte er ein, und höher als die Konfession stand ihm diese allgemeine Idee des Christentums. Wenn er auch selbst zum katholischen Glauben sich bekannte, so war er doch da tolerant, wo er den Willen zum Guten, wenn auch in anderem als orthodoxem Gewande vorfand. Am meisten aber wirkte er durch sein Beispiel. In der grausen Winterkälte, wie sie damals in jenen Gegenden herrschte, welche die Donau so zufrieren ließ, daß man mit Wagen über dieselbe fahren konnte, ging Severin stets mit nackten Füßen; an die strengsten Fasten gewöhnt, schien er Hunger und Entbehrung nur in der Seele der Notleidenden zu empfinden. Was er predigte, that er selbst, und so wirkte sein Wort, weil es aus heiliger Ueberzeugung floß und von dem herrlichen Beispiel begleitet wurde.

Wie wir nun bei den Burgundern bemerkten, daß sie sich den Alamannen und Franken gegenüber gesondert hielten, so war auch hier an der Donau eines jener nordöstlichen Völker eingerückt, welches mit der bisherigen Bevölkerung keine gemeinsame Sache zu machen gesonnen war. Es waren die Rugen. Sueben, Alamannen und Thüringer schickten ihre Raubscharen nach wie vor über die Donau ins römische Land. Es wiederholte sich hier oftmals, wie wir es in Commagenis sahen, jenes alte Spiel, daß man die Leute als Beschützer hereinzog in die Städte, welche dann aber mit ihrer schwächeren

Bevölkerung der Herrschaft jener bald unterlagen. So gingen, wie wir sahen, ganze Provinzen verloren, so wurde Italien selbst der Herrschaft der Germanen gewonnen. Aber ein Gegensatz blieb. Die Vertreter altrömischer Kultur vermochten in diesen Barbaren ihre Herren nicht anzuerkennen. Und eine Verschärfung erfuhren diese Antipathien, als mit den Goten als den Beherrschern Italiens auch das Arianertum wieder in ernstere Rivalität mit der römischen Kirche trat. Der Unterschied der Nationalität verband sich nun auch in Noricum mit demjenigen der Konfession; aber Severin trat auch hier als Vermittler auf.

Da war jener König der Rugen, Flaccitheus, der sich an Severin wandte, da er für seine Herrschaft, wie für sein Leben Gefahr von den Goten fürchtete. Ein alter Gegensatz schien hier obzuwalten, der noch in die Zeiten Attilas zurückdatieren mochte, denn die Goten hatten dem Rugenkönige den Durchzug nach Italien versagt, als er darum bei ihren Fürsten nachgesucht. Doch Severin riet dem Könige zur Milde und Nachgiebigkeit. Merkwürdiger als das Vertrauen des arianischen Königs zu Severin ist die Auffassung, welche Eugipp hier bekundet. Gewiß war in den Zeiten, da Eugippius schrieb, die Frage der beiden Konfessionen wieder in lebhaftere Erörterung getreten, denn damals herrschte Theodorich über Italien. So läßt also Eugipp seinen Helden auch bei der Unterredung mit Flaccitheus diesen Unterschied der Konfession betonen: „wenn uns ein Glaube verbände,“ erwiderte Severin dem Könige, „müßtest du mich mehr über die Fortdauer des ewigen Lebens um Rat fragen, aber weil du nur um augenblickliche Rettung besorgt bist, und dieselbe eine Sache ist, die wie dich auch uns angeht, will ich deinem Verlangen nachkommen.“ Eugipp betont also geradezu den Gegensatz des Bekenntnisses, den Severin jedenfalls niemals in dieser Weise hervorkehrte, denn nicht nur mit dem Könige allein hatte er zu thun. Barbaren und Andersgläubige drängten sich heran, den Mann der Menschenliebe zu sehen. Unter anderen trat einst ein schlankgewachsener Barbarenjüngling in die Zelle Severins. Gebückt mußte er dastehen, damit nicht sein Scheitel die Decke berührte. Severin begrüßte den Fremdling mit den Worten: „Ziehe hin nach Italien, jetzt mit schlechten Fellen bedeckt, wirst du dort bald vielen große Güter verleihen.“ Der Jüngling war Odoaker, der spätere König von Italien.



Odoaker und Severin.

Fava, des Flaccitheus Sohn, war nach des Vaters Tode zur Herrschaft über die Rugen gekommen. Er wäre zur Milde geneigt gewesen, allein seine Gemahlin Gisa, von Eugipp stets mit einem „ehrenden Beinamen“ entweder „die Schlimme“ oder „Verderbenbringerin“ genannt, will von Milde nicht viel wissen. Eugipp nimmt es ihr natürlich sehr übel, daß sie es wagt, für ihren Glauben Propaganda zu machen und einige Katholiken noch einmal zu taufen, und nur Severins Ansehen vermochte diesen ärgerlichen Dingen Einhalt zu thun. Als aber der Mann Gottes auch für die von der Königin schlecht behandelten Romanen Fürsprache erheben wollte und um die Entlassung einiger Gefangenen bat, fuhr Gisa ihn an: „Diener Gottes, geh' heim in deine Zelle und bete für dich, uns aber überlaß es, mit unseren Sklaven nach eigenem Gutdünken zu verfahren!“

Bei Gelegenheit dieser Erzählung erfahren wir dann weiter, daß Gisa einige Goldarbeiter beschäftigte, welche aber nicht Romanen, sondern merkwürdigerweise Barbaren waren. Daß hier von Ausübung einer angelernten Technik die Rede ist, nicht von künstlerischem Schaffen, beweist schon der Umstand, daß man die Arbeiter eingesperrt hielt. Nicht nur daß man so dieselben in angestrengter fortwährender Thätigkeit erhalten konnte, man war auch eifersüchtig, ihr Können nur im eigenen Dienste zu verwerten. Da kam eines Tages der kleine Friedrich, der Königssohn, von Neugierde getrieben, in die Werkstätte. Die Arbeiter ersahen die günstige Gelegenheit frei zu werden, bemächtigten sich des Kindes und drohten zuerst den Knaben, dann sich selbst zu ermorden wenn man sie nicht freiließe. Die Königin, ein Strafgericht Gottes erkennend, den sie in Servin beleidigt hatte, ließ die Goldschmiede frei, ebenso die Römer, für welche Severin gebeten hatte und schickte Reiter zu Severin, seine Verzeihung zu erflehen.

Wie nichts ist für jene Zeit der immer wieder von Eugipp bezeugte Glaube an das unmittelbare Eingreifen Gottes in die Angelegenheit der Menschen bezeichnend. In welcher Verfassung müssen die Gemüter dieser Menschen gewesen sein, daß sie nur von höheren Mächten die Rettung aus der Not, von ihnen nur die Wiedergeburt einer besseren, schöneren Zeit erwarteten! Welch' wunderbare Ideenmischungen entsteigen hier der leicht entzündeten Phantasie dieser jugendlichen Völker und dem Aberglauben einer in ihrer Kultur verkommenen, stagnierenden Welt! Und zwischen und über beiden die belebte und belebende Anschauung der Dinge im Geiste dieses hochherzigen Mannes, der gerade aus seinem Glauben die beste Kraft für seine stets andern zu gute kommenden Thaten schöpft! Es ist wunderbar zu sehen, wie er bestrebt ist, die Gemüter durch den Kampf gegen die eigene Natur zum Kampfe mit der Außenwelt zu stählen; wie er dem vorwärts drängenden Mute der Germanen den Zügel anzulegen sucht, daß sie im Vollbewußtsein ihrer Kraft nicht mit thörichter Ueberhebung die Rechte anderer Menschen verletzen; wie er sich abmüht, die Gegensätze auszugleichen, die einen des Schutzes weniger bedürftig, die anderen der Beschützung mehr zugänglich zu machen! Rührend ist die Verleugnung eigener Größe, die doch immer wieder bei all' dieser Kleinarbeit, welche Severin zu verrichten gezwungen ist, strahlend zum Durchbruche kommt. Die Not seiner Zeit erkennend und den Zwang des Zeitgeistes verstehend, erscheint ihm das Einzelne im Zusammenhange mit dem Allgemeinen, und dadurch wird ihm das Kleinste groß; nichts verachtet er oder scheint ihm der Mühe unwert, sondern wohin und wozu man ihn ruft, dahin eilt er, zu helfen, zu trösten.

Nach Cucullis, wo er einst die heimlichen Götzendiener ausfindig machte dadurch, daß er das Volk mit Kerzen zur Kirche kommen ließ, dann so lange betete, bis sich die Kerzen der Gläubigen von selbst entzündeten, eilte er wieder, um einen Heuschreckenschwarm, der die Saaten zu vernichten drohte, zu beschwören. Von hier begab er sich nach Salzburg, dann weiter besuchte er die Städte des zweiten Rätiens, so namentlich Künzing a. d. Donau und Passau. Ueberallhin drängte ihn die Sorge für die Armen und Gefangenen, und es schien, als ob die Armen aller Städte und Burgen an seinem Tische gespeist würden. Ueberall ermahnte er zur Darbringung des Zehnten, überall errichtete er Zellen, welche ihm als Stationen dienten für die große Organisation der Armenpflege, welche er über das Land ausgedehnt hatte. Doch lange ließen sich diese Zustände nicht



Severin veranlaßt Gibold Passau zu verschonen.

mehr halten. Die Alamannen schweiften schon östlich bis zum Inn und zwar nicht zufällig oder hin und wieder, sondern beständig waren die Einfälle ins Passauer Gebiet. Und doch hatte sich bereits eine verehrungsvolle Scheu vor dem heiligen Manne eines ihrer Führer bemächtigt. Gibold, der Alamannenkönig, ist einer jener naiven Bauernherrscher, dessen treues Herz noch jeder menschlichen Größe und hehren Einwirkung offen liegt. Er ließ sich von Severin bewegen, die Stadt Passau zu verschonen, ja selbst die Freigabe der Gefangenen versprach er dem Manne, dessen Beredsamkeit ihn so erschüttert hatte, wie niemals etwas vordem.

Doch auch Severin sah voraus, daß hier trotz aller Anstrengungen eine Aenderung bald kommen müsse, und als die Passauer ihn angingen, ihnen Handelserlaubnis mit den Rugen zu verschaffen, deutete er selbst auf die Nutzlosigkeit dieser Bestrebungen, da die Zeit nahe, wo man die Stadt verlassen müsse. Trotzdem er auf die Kastelle an der oberen Donau und ihr Schicksal hinwies, welches sich ja doch schon vor ihren Augen erfüllt hatte, so lebte doch jener alte Römlingsgeist noch fort, der sich ärgerte, daß die Barbaren da herrschen sollten, wo er bisher zu herrschen gewohnt war, der von einem Ausgleich mit ihnen, wie ihn Severin vergeblich erstrebte, nichts wissen wollte, und einer jener erbärmlichen Pfaffen fuhr ihn an: „Geh' nur, du Heiliger, geh' nur schnell, daß wir nach deiner Abreise uns etwas von Fasten und Wachen erholen können!" Und Severin ging, die Stadt ihrem Schicksal überlassend.

So wurden die Bewohner von Salzburg von ihm gewarnt und aufgefordert, die Stadt zu verlassen, da das Unheil nahe. Aber auch hier regte sich jene Opposition, der Severin offenbar überall im Lande und namentlich unter den Geistlichen begegnete. Man folgte seinem Ratschlage nicht. Ein Herulerhaufen brach in die Stadt ein, verwüstete dieselbe und machte die meisten Bewohner zn Gefangenen; der Priester der Opposition aber wurde aufgehangen.

Es war um dieselbe Zeit, da auch die Bewohner von Künzing gezwungen wurden, die alte Heimat zu verlassen. Die oberen Kastelle an der Donau waren schon längst geräumt, und mit dem Zurückweichen der Römer vollzog sich das Vordringen der Germanen. Unausstehlich mußte der Zustand werden, wenn bei den fortwährenden Belästigungen durch die Barbaren auch noch die Zufuhren und Soldzahlungen ausblieben. Der Untergang wurde damit unvermeidlich. Weit über den Lech hinaus dehnten die Alamannen, wie wir sahen, bereits ihre Streifzüge in die Hochebene Vindeliciens aus. Mit dem Passauer Gebiete erreichten sie den Inn, die Grenze von Noricum. Kein Wunder, daß bei solchen Verhältnissen Künzing allein sich nicht mehr halten konnte. So wanderte die Besatzung fort nach Passau. Allein das reizte die Barbaren um so mehr, diese Stadt selbst anzugreifen, da sie hofften, die Bevölkerung zweier Städte zu gleicher Zeit ihrer Habe berauben zu können. Auf Severins Zureden rüstete man gegen die Alamannen und errang auch einen Vorteil über dieselben, welcher sie zwang, die Belagerung einstweilen aufzugeben. Daß sie wieder kommen würden, sah Severin nur zu gut. Deshalb forderte er die Bevölkerung jetzt, da die Bahn frei war und man es ohne Gefahr thun konnte, auf, auch Passau aufzugeben und mit ihm nach Lorch zu ziehen. Die Mehrzahl folgte der Aufforderung, der Rest fiel bei der Verteidigung der Stadt gegen die Thüringer, welche bald darauf einen Einfall machten, in die Gewalt derselben.

Es ist diese Stelle für die Geschichte des bayerischen Landes von besonderer Bedeutung. Nehmen wir die Karte zur Hand und schauen uns die Lage Passaus einmal an. An der Mündung des Inn gelegen, beherrschte die Stadt mit dem Kastell Bojodurum (Innstadt) auf dem rechten Innufer den Strom, der von Alters her eine Hauptverkehrsstraße mit Italien gewesen war. Wer Passau besaß, beherrschte den Verkehr auf dem Inn, wie auf der oberen Donau; er besaß aber auch den Inn bis hinauf in die Berge, welche als natürliche Festungen nicht so leicht zu nehmen waren. Mit dem Inn umfaßte er das ganze Land nordwestlich desselben, wie mit einem starken Arme, und löste es vollends von seinem bisherigen Zusammenhange mit dem Süden ab. Wie so der Besitzer von Passau Herr der westlichen Hochebene werden konnte, so mußte er auch Herr der östlichen Berglandschaft werden, wenn anders die Kraft der Eroberung vorhanden

war. Mit Passau gaben also die Römer endgültig das zweite Rätien, das alte Vindelicien, auf, sie eröffneten den Fall Noricums damit. Die Thüringer nun besetzten, wie wir hörten, nach dem Abzuge der bisherigen Herren sofort die Stadt. Die Thüringer hätten also, wenn alles regelmäßig zuginge, die nächste Anwartschaft auf die bayerische Hochebene südlich der Donau. Es mag uns hier genügen, dieses festgestellt zu haben. Ebenso soll hier daran erinnert werden, daß die Interessenkreise der Thüringer sich mit denen der Alamannen, welche ja ihre Streifzüge ebenfalls bis zum Inn ausdehnten, berührten. Es wird also wohl zu einem Kampfe beider Völker kommen, wenn anders nicht eine oder beide Völkerschaften ihre Freiheit verlieren und somit ein anderes Volk für die Unterworfenen die Vormundschaft in diesen Gegenden übernimmt. Nach diesem Fingerzeige in die Zukunft kehren wir zu unserem Thema zurück.


Der Rugenkönig Fava und Severin.

Vor dem Aufbruche aus Passau hatte Severin darauf hingewiesen, daß auch Lorch auf die Dauer nicht zu halten sein werde, daß den Flüchtlingen auch dort nur eine Zufluchtsstätte, keine neue Heimat beschieden sei. Und als nun die Auswanderer sich hier versammelt hatten, nahte der Rugenkönig Fava mit einem Heere, um die Ankömmlinge in benachbarten Städten, welche ihm tributfähig waren, anzusiedeln. Einerseits mochte die Verstärkung der Lorcher Besatzung durch die Auswanderer, andererseits der Gedanke an den eigenen direkten Vorteil, der ihm aus dem Bevölkerungszuwachse in seinen eigenen Städten erblühen mußte, ihn zu dieser Maßregel bewogen haben. Severin war es, der auch in dieser Not die Armen nicht verließ. Als Gesandter Christi erschien er bei dem Könige und bat für seine Schutzbefohlenen um Erbarmen. Fava zog sein Heer zurück und überließ es dem wackeren Manne, dem Wunsche des Königs friedlich nachzukommen. Und so führte Severin selbst die Römer nach Fabianis und den umliegenden Städten, wo sie in friedlichen Beziehungen mit den Rugen lebten. War so einerseits der Schutz der Heimatlosen bewerkstelligt, so gewann doch auch der König an Macht dadurch, daß

er so manche Kraft, welche einst im römischen Staatsdienste erwachsen war, nun im eigenen Dienste verwerten konnte.

Damit war Severins Aufgabe erfüllt. Er zog sich in sein Kloster bei Fabianis zurück und bereitete sich dort auf seinen Heimgang mit aller Inbrunst vor. Vieles Kommende verkündete er noch, so auch den einstigen Abzug der Romanen nach Italien. In seinen geistlichen Uebungen fuhr er nach wie vor fort. Sein Bett war eine auf dem Estrich des Oratoriums ausgebreitete Decke aus Ziegenhaaren, dasselbe einfache Gewand diente ihm bei Tag und Nacht. Niemals außer an bestimmten Festtagen brach er sein Fasten vor Sonnenuntergang. Zu der Zeit der vierzigtägigen Fasten genügte ihm eine



Severins Ende.

Mahlzeit in der Woche, und immer strahlte sein Antlitz in derselben milden Heiterkeit. Noch einmal zeigte sich sein herrliches Gemüt, aus dem die Liebe zu den Menschen so beredsam sprach, als er den König Fava mit der Königin Gisa zu sich bat. Mit ausgestreckter Hand deutete er auf die Brust des Königs, sich also zur Königin wendend: „Liebst du mehr diese Seele, Gisa, oder deine goldenen und silbernen Schätze?“ Als jene bekannte, daß sie ihren Gatten allen Schätzen vorziehe, fuhr der Mann Gottes fort: „Also laß ab von der Unterdrückung der Unschuldigen, damit ihre Bedrängung nicht der Ruin eures Reiches werde; denn du vereitelst oft die Regungen der königlichen Milde.“ Die Königin frug betroffen: „Warum empfängst du uns so, Diener Gottes?“ Severin

verwies auf seinen nahenden Tod und ermahnte die beiden, sich von ungerechten Handlungen zu enthalten. „Bis heute war eure Regierung mit Gottes Hilfe eine gesegnete; von jetzt ab mögt ihr selber zuschauen!“ So entließ er die beiden.

Aber das Wohl seiner Anbefohlenen ließ ihm keine Ruhe. Auch den Bruder Favas, der die Stadt Fabianis als Apanage erhalten hatte, ermahnte er, sich der Unterdrückung der Romanen zu enthalten, und sich an dem Gute der Armen nicht zu vergreifen. Und nachdem er so sein Werk aufs beste bestellt glaubte, schloß er die Augen am 8. Januar 482. Mit seinem Tode brach die letzte Stütze römischer Herrschaft in Noricum zusammen. Friedrich, uneingedenk des gegebenen Versprechens, brach sofort plündernd in das Kloster und raubte außer den kahlen Wänden, die er nicht mit über die Donau nehmen konnte, alles, selbst die für die Armen bestimmten Kleider, selbst den Schmuck des Altars, darunter einen silbernen Altarkelch. Nach Monatsfrist wurde er von seinem Neffen ermordet, und diese That gab Odoaker den Vorwand, in die Geschicke des Rugilandes einzugreifen. Es ist die stets beobachtete Folge, daß fremde Mächte die Zerwürfnisse innerhalb der feindlichen Völkerschaften benützen, um zu ihrem Vorteil zu gelangen. So auch hier.

„Gerufen von einer der Parteien, ersehnt von der romanischen Bevölkerung Ufernorikums, überzog Odoaker, der Regent von Italien, die Rugen zweimal mit Krieg und zerstörte ihren Staat.“ Bei dem ersten Zuge mußte Friedrich fliehen, während seine Eltern gefangen nach Italien abgeführt wurden. Indessen hatte aber bei den Ostgoten die große Bewegung, welche erst in Italien endigen sollte, bereits begonnen. Unter der Herrschaft des jungen Theodorich finden wir einen großen Teil des Volkes in Niedermösien angesiedelt. Die Nachbarschaft des starken Volkes unter diesem Heldenführer mußte dem oströmischen Hofe oftmals unbequem werden, und so sehen wir den jungen König bald mit Milde und Freundschaft behandelt, als Patricius des oströmischen Reiches auftreten, bald wieder als Feind das Land mit seinen Scharen durchziehen. Zu ihm nun floh Friedrich, des Rugenkönigs Sohn, von Odoaker vertrieben. Doch kaum hatte Odoaker das Alpengebiet wieder verlassen, als auch Friedrich zu seinem Volke an der Donau zurückkehrte. Da schickte Odoaker seinen Bruder Aonulf mit einem großen Heere nach dem Rugilande, und wieder floh Friedrich zum Könige Theodorich, Rache gegen den Sieger fordernd.

Odoaker aber wollte an die Behauptung dieses letzten römischen Außenpostens keine weiteren Kräfte verschwenden. Er befahl seinem Bruder, alle Romanen zur Auswanderung nach Italien aufzufordern. Man erinnerte sich der Weissagung Severins, wie Eugipp uns berichtet, und folgte dem Aufgebot. Die Leiche des Propheten wurde exhumiert und in großem Zuge ging es über die Alpen, wo sich die ehemaligen Bewohner der norischen Provinz in den verschiedensten Landstrichen niederließen. Es läßt sich denken, daß die Auswanderung lange nicht eine radikale war, sondern diejenigen Elemente, welche eben nicht zu jener altrömischen Partei gehörten, jene Sklaven und Colonen, welche längst mit den Barbaren und der Freiheit paktiert hatten, werden auch jetzt nicht den Grund erkannt haben, warum sie ihre Heimat, Haus und Gut hätten verlassen sollen.

So kam es, daß in dem Gebirgslande der Alpen eine wenn auch nicht dichte, so doch weit verbreitete Schicht romanischer Ansiedlung zurückblieb. Ob in rätischer, römischer oder germanischer Zeit, der Alpenbauer blieb sich gleich, er feierte dieselben Feste und hielt an seiner altgewohnten Hantierung. Die Veränderungen, welche mit der neu erobernden Nationalität eindrangen, waren äußerst gering, denn das Land behauptete die Herrschaft und nach ihm veränderte sich im Laufe der Zeit der Charakter der Bewohner. Hirt und Bauer, der Viehzucht und dem Körnerbau ergeben, war der Aelpler schon vor vielen hundert Jahren. „Der Ruf der Hirten, der Schall ihrer Hörner wiederhallt von den Bergen. Selbst Jodler scheinen schon vorgekommen zu sein. Kuhschellen und Vieh, ungeheure Felsblöcke, Aexte und anderes bäuerliches Arbeitsgeräte bilden sonst die Staffage; wir befinden uns inmitten einer Alpenlandschaft.“ Daß das Eindringen des romanischen Elementes und mit ihm eines neuen Kulturaufschwunges in die versteckteren Thäler, auf größere Höhen und tiefer in die ungastlichen Forste erst zugleich mit der Völkerwanderung zum Abschlusse kam, wird jedem klar, der sich in die Zeit der

allgemeinen Flucht, des Zurückziehens und Sichverfteckens zurückversetzt. Niemals vorher war diese treibende Kraft eine so große gewesen, und die einst vor den Römern flüchtig gewordenen Etrusker hatten dieser weit entlegenem Verstecke lange nicht so bedurft, wie jetzt die Romanen. „Wenn aber der Mensch einmal getrieben war, sich mit Weib und Kind in solchen unwirtlichen Wildnissen anzusiedeln, so ist wohl sicherlich in milderen Gegenden kein Raum — „für ihn", setzen wir diesen Worten Steubs hinzu — mehr frei gewesen." „Die Romanen sind es also gewesen, welche Rätien bis in die innersten Winkel, bis in die ödesten Schluchten hinein durchdrangen. Sie haben den Anbau so weit getragen, daß er auch seit ihrer Zeit nicht mehr weiter getragen werden konnte."

Gewiß! Allein dann kam die Zeit, wo auch die Germanen in diese Wildnis eindrangen fast gleichzeitig mit den vor ihnen Fliehenden, und auch ihnen fiel ein bedeutendes Stück der Urbarmachung oder der Neubesiedelung zu. Die mannigfachen Ortsnamen auf -reut, -reit, -kreut, -riet und -ried, auf -geschwand, -gschwend und -schwang und viele andere zeigen deutlich die Entstehungsart dieser Ortschaften an. Ebenso sicher deuten sie, wie diejenigen, welchen das Verbum runcare-ausreuten zu Grunde liegt, auf römische Ansiedler verweisen, auf germanische.

„Kerner schildert zuerst den Aufschwung, den die Viehzucht in unseren Alpengegenden nach und nach nahm und welche Rückwirkung dies auf die Kultur des Landes notwendig übte; wie die Bewohner immer mehr Grasboden zu gewinnen strebten, um auch im Winter des Futters nicht zu entbehren. Die einfachste Methode, diesen Zweck zu erreichen, bestand im Niederbrennen der Wälder: „an die weitschattenden Eichen, Linden, Pappeln und anderen Laubhölzer wurde daher Stamm für Stamm Feuer angelegt, und auf dem gerodeten fruchtbaren Boden entwickelte sich jetzt aus der schon vorhandenen Grasnarbe unter dem Einfluß des unbehindert zutretenden Sonnenlichtes ein Graswuchs von der überschwänglichsten Ueppigkeit." In dem Grade als die Viehzucht zunahm, wich der Wald vom Mittelgebirge zurück, erweiterte sich an seiner statt das Gebiet der Weiden und Wiesen mit ihren Hütten, Ställen, Heumagazinen. „Wenn nun im Sommer über den dunklen Hochwäldern der Schnee von den Berghöhen zurückwich und dort oben ausgedehnte Flanken sich in jungem frischen Grün zeigten, wenn herunten der Südwind die Thäler durchfegte und Menschen und Vieh, erschlafft vom Hauche des lauen Scirocco, sich vergeblich um Erfrischung in der Tiefe umsah, da mußte den Besitzer der Herde wohl die Lust anwandeln, hinaufzuziehen zu den kühlen Berghöhen und seinen mitgetriebenen Viehstand durch ein paar Monate auf dem alpinen Graslande, das so üppig zum Thal herab blickte, weiden zu lassen." Man sparte dadurch das Grasland in der nächsten Nähe des eigenen Wohnplatzes für den Winter. So zog man denn hinauf, und da der Versuch gelang und das Vieh auf der alpinen Sommerweide prächtig gedieh, so richtete man sich danach ein, indem in Mitte der saftigen Alpenwiesen Blockhäuser als Speicher für die Milcherzeugnisse und als Zufluchtsstätte für Menschen und Vieh bei schlechtem Wetter angelegt wurden; mit jedem neuen Jahr zog nach dem Ergrünen der alpinen Weide Herr, Gesinde und Viehstand hinauf zur blumigen Alpe und es entwickelte sich auf diese Weise jener eigentümliche Betrieb der Wirtschaft, die als Almwirtschaft hinlänglich bekannt ist."

Steubs weiteren Forschungen verdanken wir es, wenn wir so aus dem Betriebe der Almwirtschaft, wie er noch heute ist, einen Rückblick thun können in eine Zeit, die Jahrtausende zurückliegt. Nach denselben Regeln wirtschafteten schon die Räter und nach ihnen die Römer und Romanen, wie es noch heute die deutschen Alpenbewohner thun.

Derselbe Forscher war es, der darauf aufmerksam machte, wie hoch nach Norden, bis ins Vorgebirge hinab, romanische Siedelung reichte. So steckt namentlich jener hohe, wilde Gebirgsstock hinter Tegernsee, zwischen Achenthal und Scharnitz noch voll romanischer Namen. So erinnern auch an die einstige wälsche Bevölkerung namentlich die Benennungen vieler Seen, Berge, Weiler und Städte, wie der Walchensee, Walchstadt am Wörthsee und bei Wolfratshausen, dann der Wallgau, der Wallberg, Wahl bei Miesbach, Walchsee bei Kufstein und viele andere.

Aus alledem erkennen wir, daß ein kleiner Teil romanischer Ansiedler trotz der

Verfügungen Odoakers und der Weissagungen Severins in diesen Gegenden zurückblieb, und sich als gesondertes Element an vielen Orten noch Jahrhunderte hindurch erhielt, wenn auch der größere Teil langsamer oder schneller der Germanisierung verfiel.

Nachdem die Leiche Severins zuerst auf dem Monte Feltre niedergesetzt worden war, richtete den norischen Mönchen eine vornehme Frau, namens Barbaria ein Kloster ein in dem Castellum Lucullanum bei Neapel, wo einst Lucullus die Freuden der letzten goldenen Zeit altrömischer Republik genossen. Ebendort hatte auch der letzte römische Kaiser Romulus Augustulus ein Asyl gefunden. In dem Kloster hatte Severin bis zu einem Einfalle der Araber, wo sein Leichnam nach Neapel selbst gebracht wurde, seine Ruhestätte. Eugippius wurde Abt des Klosters und hier war es, wo er, der alte Schüler Severins, die Lebensbeschreibung des großen Mannes verfaßte (vor 511).

Die Vertreibung des Rugenfürsten Friedrich fiel, wie wir sahen, in jene Zeit, da Theodorich seine Herrschaft in Mösien begründet hatte. Dem oströmischen Kaiser Zeno, einem Barbaren ohne Geist und Mut, mußte daran gelegen sein, diesen unbequemen Nachbarn zu beschäftigen oder zu entfernen. Da bot sich nun in dem kühnen Aufstreben Odoakers die beste Gelegenheit. Gerade die immer deutlicher zu Tage tretende Rivalität der beiden Fürsten, Theodorich und Odoaker, mag den letztern bewogen haben, Noricum aufzugeben und den Rugen nicht bis zur Vernichtung zuzusetzen. Allein der vertriebene Friedrich schürte den Gegensatz, und als nun Zeno den Gotenkönig aufforderte, für Byzanz auszuziehen gegen den „Tyrannen," der sich die Herrschaft über Italien angemaßt, da waren die Rugen die ersten und natürlichsten Verbündeten der Goten. Mit diesen zogen sie nach Süden, als sich die Goten im Jahre 489 in Bewegung setzten, und so erfüllte sich der Wunsch des Fava, sein Volk nach Italien zu führen, den einst die gotischen Fürsten eifersüchtig hintertrieben hatten.

Am Isonzo war es, wo sich das gotische Volksheer den Eintritt in die Poebene erkämpfte; einen zweiten Sieg über die Macht Italiens erfocht Theodorich bei Verona. Unaufhaltsam rückten die Ostgoten bis Pavia und Mailand. Hier aber mußte Theodorich einen Zuzug des westgotischen Königs erwarten, und fast ein Jahr lang befand er sich durch die Verzögerung der Hilfeleistung in bedrängtester Lage. Nach einer dritten Niederlage an der Adda (490) zog sich Odoaker auf Ravenna zurück, welches Theodorich zu belagern sich anschickte. Im Sommer 492 machte Odoaker einen Ausfall, und es entspann sich jener große Kampf, der im deutschen Epos als „Rabenschlacht" besungen wurde. Erst im Jahre 493 wurden die Ostgoten infolge eines Vertrages Herren der Stadt und damit Italiens. Ein Mord befreite den Gotenkönig von dem Rivalen, und aus dieser Thatsache allein sehen wir, in welcher Schule Theodorich seine Staatswissenschaft gelernt. Barbarische Wildheit und byzantinischer Geschäftsbrauch reichten sich die Hand zu dieser niederträchtigen That, welche einen traurigen Schatten auf das Leben des deutschen Helden und großen Königs für alle Zeiten geworfen.

Als die Rugen ihr Land an der mittleren Donau verlassen hatten und nach Italien gezogen waren, wurde dasselbe frei und der Besitznahme durch andere Völker geöffnet. Da waren es nun zunächst die Langobarden, welche, von Nordosten kommend, sich einige Jahre hier festsetzten, dann aber Rugiland wieder aufgaben und südlich in die Ebenen an der Theiß zogen. Damit traten sie nicht nur wieder in den Gesichtskreis Ostroms, sondern auch als handelnde Faktoren in den Gang der europäischen Geschichte ein. Wir werden ihrer später noch oft zu erwähnen haben.

Noch eine Bewegung aber vollzieht sich in der nächstkommenden Zeit in diesen Gegenden an der mittleren und oberen Donau: die Einwanderung der Bayern in ihre bis heute behaupteten Wohnsitze. Hat auch ein Volk für die Geschichte nicht eher eine Bedeutung, als bis es selbständig handelnd auftritt, bis es seine Mitmenschen zwingt, ihm Beachtung zu schenken, bis es ihnen entgegenruft: „hier bin ich und das will ich!" so werden wir doch den Gang der Geschichte besser verstehen, wenn wir das allmähliche Auftreten und die langsame Einführung des Volkes in die Geschichte später nicht durch die Frage nach seiner Herkunft, seiner Urheimat, seinem Namen und seinen Sitten fortwährend zu unterbrechen haben! Wir erledigen also diese Frage, soweit sie zu erledigen

ist, hier, damit wir später den historischen Verlauf in ungestörtem Fortgange verfolgen können. Eines ist uns klar, daß durch dieses Hinzutreten neuer Machtfaktoren eine Aenderung der Entwicklung, eine Verschiebung der Gegensätze, eine Neugruppierung der Völker sowohl als der Ideen, nach denen sich ihr geschichtliches Werden vollzieht, stattfinden muß. Ebenso ist es klar, daß ein Volk, welchem eine so lange Zeit freier Existenz beschieden war, in der Zeit seines Daseins eine große Rolle spielen mußte. Denn wäre dies nicht, gäbe es kein Bayernvolk mehr, und der Name desselben gehörte längst zu den historischen Antiquitäten. Die Länge dieser Existenzdauer steht in gewissem Verhältnisse zu der inneren Kraft, zu der Widerstandsfähigkeit der Volksnatur gegen äußere und innere Unglücksfälle; sie steht ebenso im Verhältnisse zu dem positiven Fortschritte des Volksentwicklung, und aus dieser einfachen Thatsache sollte dem ruhig urteilenden Geiste schon allein die Sage von einer „negativen Geschichte Bayerns" als eine willkürlicher Anmaßung und Oberflächlichkeit entstammende Unterschiebung erscheinen, deren Unwahrheit und Unmöglichkeit darzuthun nicht Aufgabe des Geschichtschreibers ist, sondern sich aus der Geschichte von selbst ergibt.



Odoakers Ende.

Auch mag bei der folgenden Erörterung manchmal ein Vorgreifen auf spätere Zeiten notwendig werden. Da wir aber dann selbst wieder an diesen Vorerwähnungen anknüpfen und auf sie zurückkommen werden, so wird dadurch die Klarheit hoffentlich nicht allzusehr beeinträchtigt werden. Das aber klar zu machen, was nicht klar zu machen ist, wird uns dabei nicht in den Sinn kommen.

Suchen wir also zuerst betreffs der Herkunft der Bayern zu einem Urteile zu kommen. Wenn wir nach der Herkunft eines Kindes forschen, so sehen wir uns um nach dem Platze, an dem es zuerst gesehen wurde. Vielleicht daß sich dort in den Kirchenbüchern oder Civilregistern etwas über seine Herkunft findet. Erfahren wir aber dort, daß diese Urkunden etwa bei einem großen Brande zerstört wurden, so wenden wir uns an die ältesten Leute des Ortes, um zu forschen, ob sie aus dem Namen und der Familienähnlichkeit, aus gewissen kennzeichnenden Amuletten und Erbstücken, welche man bei dem Kinde fand, einen etwaigen Aufschluß über seine Herkunft geben können. Sind auch die alten Leute tot im Orte, oder ist ihr Aufschluß ungenügend, so durchmustern wir, nach dem Alter des Kindes schätzend, die Zeitberichte, ob vielleicht aus ihnen irgend ein Anhaltspunkt sich finden läßt, um die Verwandtschaft des Kindes festzustellen; und

wenn auch dieses fehlschlägt, so bleibt uns nur eins übrig: der Vergleich der natürlichen Fähigkeiten und Eigenschaften des Kindes mit denjenigen anderer Leute, indem man die aufgefundenen Erbschaftsstücke dabei mit in Betracht zieht. Daß dieses letzte Verfahren ein sehr wenig Aussicht bietendes ist, wird jeder einsehen, und keiner wird sich wundern, wenn der eine das Kind zu dieser, der andere zu jener Sippe zu schieben geneigt ist. Ist man aber in der Uebereinstimmung zuletzt doch soweit gekommen, daß alle angegebenen und vorgeschlagenen Sippen selbst wieder verwandt mit einander sind, so darf man, denken wir, zufrieden sein, denn den Vater des Kindes unumstößlich aufzufinden, kann nur durch einen „deus ex machina“ gelingen, den aber zu verwerten dem Geschichtsschreiber nicht eher ansteht, als bis seine Glaubwürdigkeit von dem Geschichtsforscher für immer dargethan. Dieser „deus ex machina“ hat sich für das bayerische Volk bis heute nicht finden wollen, und so bleibt uns nichts anders übrig, als kurz Kenntnis von dem zu nehmen, was man über das Kind mit mehr oder weniger Berechtigung vermuten zu dürfen geglaubt.

Da liegt nun zunächst vor uns Quitzmanns älteste Geschichte von Bayern. Mit Vergnügen liest nur derjenige das Buch, dem es ein Vergnügen macht zu sehen, was Gelehrsamkeit, ehrlicher Forschungstrieb, begeisterte Liebe zur Sache und männlicher Freimut im Verein zu schaffen vermögen. Natürlich bestrickt uns anfangs diese Demonstration und Argumentation und läßt dem eigenen Urteile sehr wenig Spielraum, da genug zu thun ist, will man den Deduktionen nur aufmerksam folgen. Allein kommt man dann zur Ruhe, überlegt das Einzelne, nimmt diesen oder jenen Punkt noch einmal vor, um ihn losgelöst von der Quitzmannschen Beleuchtung einmal im eigenen Lichte zu betrachten, so erkennt man nur zu bald, daß die ganze Erörterung über die Herkunft der Bayern von den Quaden des Vannius, vielmehr von den Gefolgschaften des Marbod und Katwalda, leider nur eine gelehrte vaterländische Dichtung ist. Es kann uns nicht in den Sinn kommen, diese Abhandlung hier eingehend zu kritisieren oder zu widerlegen, da dies durch Bachmann bereits geschehen, doch glauben wir dem Eifer des Mannes und seiner Gelehrsamkeit so viel Rechnung tragen zu müssen, daß wir seine Ideen nicht einfach mit Stillschweigen übergehen. Jeden Bayern muß es erfreuen, wenn er hört, wie es Männer unter seinen Landsleuten gibt, welche sich so selbstlos und ehrlich der vaterländischen Geschichtsforschung widmen, wie es Herr Quitzmann gethan. Will aber einer sich mit der Frage über die Herkunft der Bayern genauer beschäftigen, so wird ihm die Kenntnisnahme der Quitzmannschen Hypothese nicht geschenkt, da in dem Buche vieles andere Lesenswerte und der Beachtung Würdige zu finden ist. „Doch selten ist gleicher Fleiß, gleiche Gelehrsamkeit an eine gleich undankbare Aufgabe verschwendet worden.“

H. Quitzmann schreibt:

„Die Gefolgschaften von beiden (Marbod und Katwalda) wurden, damit sie nicht die Ruhe friedlicher Provinzen störten, jenseits der Donau zwischen den Flüssen Marus und Cusus angesiedelt und ihnen Vannius vom Volke der Quaden zum Könige gegeben, sagt Tacitus. (A. II. 63.) Das römische Kabinet benützte also die erste sich darbietende Gelegenheit, am linken Donauufer festen Fuß zu fassen, um im Rücken der gefürchteten Markomannen und Quaden einen Vasallenstaat zu gründen, dessen man sich vorkommenden Falles bedienen konnte und dessen fernere Geschichte uns hier beschäftigen wird.

Da obige Stelle des Tacitus die einzige ist, welche die Entstehung des neuen Staates umständlich bespricht, so werden wir uns am verläßigsten bei der Darlegung seiner Gründungsverhältnisse an ihre Zergliederung und die Abschätzung ihrer Ausdrücke halten.

Barbari utrumque comitati, sagt der Römer, indem er sich auf die eben vorausgegangene Erzählung vom Ausgange der beiden Fürsten Marbod und Katwalda bezieht, und bezeugt damit, daß von „ihren beiden Gefolgschaften“ die Rede ist. Dem Volksstamme nach werden diese Gefolgsmänner wohl aus Markomannen bestanden haben, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß namentlich unter dem Komitat des Katwalda sich auch Goten und Parteigänger aus anderen benachbarten Suebenstämmen befunden haben

mögen. Auch die unmittelbare Nachbarschaft der Quaden ist hinsichtlich des Zuzuges in Anschlag zu bringen und wird insbesondere der als König eingesetzte Quade Vannius sein persönliches Gefolge in das neue Reich mitgebracht haben. Die Römer nannten dieses Reich das Vannianische, regnum Vannianum (Plin. IV. 12), das Volk Sueben. (Tac. A. XII. 29). Daß dies auch von Seite der Germanen geschehen, ist nirgends bezeugt. Im Gegenteile ist es sogar sehr natürlich, daß die übrigen umwohnenden Suebenvölker die neuen Ansiedler mit einem unterscheidenden Sondernamen bezeichnet haben werden, der mit ihrer Eigenschaft als Männer von Gefolgschaften zusammenhing. Hier werden wir nun an das althochdeutsche Hauptwort uuara verwiesen, welches allerdings in unseren ältesten Sprachdenkmalen in der Bedeutung von Vertrag, Bund, foedus, vorkommt." H. Quitzmann beweist nun, daß zur Bezeichnung von Heergefährten und Gefolgsmännern in allen germanischen Dialekten Ableitungen von dem Grundworte wâra in Uebung waren. „Wenn also," fährt er fort, „die umwohnenden Sueben die neuen Ansiedler in ihrer Sonderstellung bezeichnen mußten, — und das war doch wohl schon deshalb notwendig, weil sie sonst nicht von den eigentlichen Markomannen und Quaden zu unterscheiden gewesen wären — so ist doch die Annahme am natürlichsten, daß sie dieselben in ihrer althochdeutschen Sprache nach ihrer Eigenschaft die beiden Bünde — bai waras genannt haben werden, nämlich die Gefolgschaften der beiden vertriebenen Fürsten — utrumque comitati."

So weit! Wir erkennen, wo H. Quitzmann hinaus will. Er hat nun zu beweisen, daß diese beiden Gefolgschaften ganze 400 Jahre an dem Platze geblieben sind, daß die wenigen hundert Mann sich längstens in 600 Jahren so vermehrt haben, daß sie ein Land bevölkern konnten, wie es sich ausdehnt südlich der Donau, vom Lech bis zur Enns und darüber hinaus, dann südlich bis tief in die Alpen hinein. Ist das möglich? Vielleicht! Aber dann darf keine Völkerwanderung über die Gegend losbrechen, dann muß eine Ruhe und ein Friede herrschen, wie etwa seiner Zeit in den Urwäldern Amerikas, dann muß alles zusammenhelfen, der Mutter Natur ihr Brutgeschäft zu erleichtern und dasselbe zu einem günstigen Resultate zu führen. War das hier? Nein! Also die zwei Gefolgschaften genügen nicht als Stammväter der Bayern.

Um aber gleich das sprachliche Moment auch zu betonen: H. Quitzmann spricht von drei Gefolgschaften, (des Marbod, des Katwalda und „dem persönlichen Gefolge des Vannius") und doch hätten die Leute diesen offenbaren Dreibund einen „Zweibund" genannt? Merkwürdig! Hatten die Leute denn den Tacitus gelesen und für ihre bai waras die utrumque comitati desselben als Richtschnur genommen?

Und wenn wir nun weiter annehmen, daß der erwähnte Quade Vannius nicht nur ein eigenes Gefolge hatte, sondern auch ein sogenannter quadischer Gaukönig war; wenn wir dann die Politik Roms zur Zeit des Inguiomer, wie zur Zeit der alamannischen Könige Gundomad und Vadomar, welche zur Teilnahme am Kampfe gegen Julian nicht zu bewegen waren, mit der Politik zur Zeit des Vannius vergleichen; wenn wir uns erinnern, wie seit Tiberius das defensive Moment fast immer maßgebend blieb; wie man in der Schwächung des Feindes durch Parteizwistigkeiten und Spaltungen seine eigene Stärke suchte: so kommt zu dem Gefolge des Vannius wie zu den Gefolgschaften der beiden vertriebenen Fürsten mindestens die Bevölkerung eines ganzen Quadengaues, denn nicht Vasallenstaaten zu gründen war die Politik Roms über 400 Jahre lang, sondern innerhalb bestehender Verbände eine Partei für sich zu gewinnen und durch solche eine Handhabe zu erhalten, wenn nötig in die inneren Verhältnisse der Völker eigenmächtig eingreifen zu können, war das fortwährende Bestreben der perfiden römischen Politiker. So auch hier. Und bedenken wir dann immer weiter, daß dieser Riß, wie ihn H. Quitzmann annimmt, innerhalb desselben Volkes sich niemals wieder geschlossen hätte, daß der Zwist lebendig geblieben wäre, so hätte sich davon und von den unbedingten Streitigkeiten und Kämpfen doch während vierhundert Jahren einmal eine Nachricht zu uns verirren können. Aber nichts von dem! Wir hören nur von Quaden, von einem ewigen Gegensatze unter ihnen aber nichts. H. Quitzmann sucht zwar nach Belegen für diesen Gegensatz, allein er wird es uns nicht zu sehr verdenken, wenn wir seiner Meinung

nicht zustimmen. Wie die Bedeutung des Namens, so fällt auch seine Notwendigkeit, denn so lange hier ein Gegensatz bestand, hieß das Reich das Vannianische und sein Volk die vannianischen Sueben, nicht aber bai waras.

Vannius wurde vertrieben, und sein Gefolge, wie wir hörten, in Pannonien angesiedelt. Aber an Stelle des Vannius traten zwei neue Fürsten, Vangio und Sido, jeder wieder mit einem Gefolge. Das wären also vier Gefolgschaften. Es bliebe demnach immer noch bei dem Zweifel an der Bedeutung der Quitzmannschen Benennung. Doch es wird sich im Laufe der weiteren Erörterung noch manchmal die Notwendigkeit ergeben, auf Quitzmanns Hypothese zurückzukommen. Genug, daß wir hier die Vaterschaft der beiden Gefolgschaften abgelehnt!

Wenden wir uns nun zu Zeuß! In zwei Schriften hat der berühmte Gelehrte die Resultate seiner Forschung über die Herkunft der Bayern niedergelegt. Ihm gebührt das Verdienst, die alte Keltenhypothese endgültig beiseite geschafft zu haben; ihm gebührt das Verdienst ebenso, zur Erforschung der ältesten Geschichte Bayerns für immer den Grund gelegt zu haben. Nehmen wir also Einsicht in seine Ideen!

„Auffallend“, sagt Zeuß, „der Name Baier, Baiovarius, allein schon gibt, nach den Gesetzen der deutschen Sprachwissenschaft zergliedert, die Herkunft des Volkes an, das er bezeichnet; und dennoch rät und mutmaßt man über diese noch heute hin und her, als wollte man es recht handgreiflich machen, daß deutsche Altertumsforschung ohne sprachwissenschaftliche Beihilfe nur halbe Arbeit ist. Noch lautet der eine Reihe von Jahrhunderten herablaufende Name Bayer wie Schweizer, Pfälzer, Römer, Mainzer, und er gehört, wie die geschichtliche deutsche Sprachwissenschaft unwiderleglich darthut, zu diesen Namensformen. Unterschied findet nur insofern statt, daß dort die Stammnamen Schweiz, Pfalz, Rom, Mainz, sämtlich noch im Umlaufe, auch dem Laien gegenwärtig sind, hier das Stammwort, längst außer Brauch und verschollen, vom Gelehrten aufgezeichnet werden muß.

Baia ist das Stammwort des Namens Bayer, Baia das Stammland des Volkes der Bayern. Baias nennt der Geograph von Ravenna im 9. Jahrhundert nach älteren gotischen Berichten als einen Teil des Landes Albis, d. i. des Elblandes.“ Es gilt nun für Zeuß, die Identität des Landes Baias mit dem Lande Böhmen nachzuweisen. Und nachdem er dieses versucht, fährt er fort:

„Beheimen, Beheima, vom Landesnamen hergenommene Benennung, ist immer Benennung der Bewohner von Böhmen, mag dieses auch im Laufe der Zeit ganz verschiedene Völker beherbergt haben. In späterer Zeit bezeichnet der Name die slavischen Bewohner, die sich selbst Czechen nennen. Zur Zeit des Ptolemäus saßen noch Deutsche da; welches Volk, ist durch Tacitus und durch Ptolemäus Völkerstellung über jeden Zweifel erhaben, nämlich die Markomannen, die nach des Tacitus sicherem Zeugnisse die Bojen schon früher, da sie die ganze germanische Südgrenze über der Donau bewachten, daraus vertrieben hatten, und seit Marbod nicht bloß Inhaber des Landes, sondern auch einige Zeit hindurch Gebieter über benachbarte Völker geworden waren. Die Bainochaimai (= Baihaima, Beheima) des Ptolemäus können darum unmöglich ein von den Markomannen verschiedenes Volk sein; er hat nur zwei Namen eines und desselben Volkes als Namen verschiedener Völker mitgeteilt; Baiohaimas hieß das Volk nach dem Wohnsitze, den es erobert hatte, Marcomanni in seiner früheren Benennung als Wächter der großen Mark (Marca) am Nordufer der Donau, von der schon Cäsar spricht. Wir stellen nun die Behauptung auf, daß die Baiovarii, Bayern, die später an der Donau auftreten, wieder kein anderes Volk sind, als eben diese Marcomanni und Baiohaemae, welche in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts über den böhmischen Wald herübergegangen sind. Wie sollten sie sich jetzt, diesseits des Waldes nach völliger Räumung ihrer früheren Sitze, nennen? Keiner der früheren Namen paßte mehr; Beheimas konnten sie nur als Bewohner des Landes Beheim selbst heißen, nicht mehr nach ihrem Auszuge, nach welchem der Name auf ihre slavischen Nachfolger in demselben Lande überging; und Marcomanni konnte höchstens noch Bedeutung behalten, so lange sie dem Römerreiche unmittelbar als Grenzvolk gegenüberstanden, nicht mehr, als dasselbe durch Deutsche selbst

gefallen war, und Deutsche schon auf beiden Seiten der Alpen standen. Sie nannten sich und wurden von den Nachbarn genannt Baiovarii, Baiara, Baier (Bayern), Leute aus Baia, Baiheim. Wenn sich nun darthun läßt, daß diese an der Donau neu auftauchende Benennung nichts anders bedeuten könne, als Leute aus Baia, wenn ferner aus den Verhältnissen der Völker in den Umgebungen nicht nur die Wahrscheinlichkeit, sondern auch eine geschichtliche Angabe von früherem Vorhandensein dieses Donauvolkes in Böhmen nachgewiesen werden kann, so wird die Behauptung, die Bayern seien die alten Markomannen, durch zwei Stützen gesichert, eine sprachliche und eine geschichtliche, bewiesen und dadurch alles anderwärts Vorgebrachte, was sich nur als Mutmaßung geltend machen kann, beseitigt sein."

Das klingt sehr entschieden und glückverheißend. Aber abgesehen von den Anfechtungen, welche die Ableitung des Namens selbst erleiden mußte, wovon unten weiter die Rede, ist es eine falsche Logik, die hier zur Verwendung kommt. Es mag Zeuß gelingen, zu beweisen, daß Bayern Leute aus Baia sind; es könnte gelingen, zu zeigen, daß Baia und Böhmen identisch sind; er kann beweisen, daß Markomannen in Böhmen saßen: aber daß Bayern und Markomannen deshalb dasselbe Volk sein sollen, folgt daraus noch lange nicht. Zeuß kann gerade das weder beweisen, noch erklären. Denn wo gäbe es in der Geschichte ein zweites Beispiel dafür, daß ein Volk, nachdem es einmal einen Namen mindestens fünf Jahrhunderte lang ruhmvoll geführt, nachdem die ursprüngliche Bedeutung des Namens längst verwischt und nebensächlich geworden sein mußte, so lange dieses Volk in seiner Größe und Integrität besteht, den Namen aufgegeben und sich, aus welchem Grunde auch immer, anders genannt hätte? Warum hießen denn die Markomannen noch Jahrhunderte hindurch Markomannen, trotzdem sie ihre einstige Mark längst verlassen, trotzdem sie sich längst im Lande Böhmen niedergelassen hatten? Es wäre dies ein Lossagen von aller Geschichte, von allem Herkommen, das nicht nur ohne Beispiel dastünde, sondern auch bei einem so jungen Volke als eine absolute Unmöglichkeit betrachtet werden müßte. Zeuß legt hier ebenso deutlich dar, daß Sprachforschung ohne historische Beihilfe, ohne jenes psychologische Verständnis der Völkergeschichte auch nur halbe Arbeit ist. Es könnte deshalb von einer Abstammung der Bayern von den Markomannen nur insofern die Rede sein, als diese nicht mehr ein Volk waren. Den Markomannen mußte die Integrität eines großen, geeinigten Volkes verloren gegangen sein, aus ihrem Bewußtsein hätte das Andenken an Namen und Geschichte schwinden müssen, bevor sie zu Bayern hätten werden können, d. h. mit anderen Worten, die Markomannen, die selbst keine Markomannen mehr waren, seien die Väter der Bayern. Das aber ist ebenso unmöglich. Denn niemals noch hat ein Volk, das seine Geschichte, selbst seinen Namen verloren, sich aus eigener Kraft zu einem neuen Dasein erhoben, sondern wenn dies gelang, so geschah es stets durch Vermischung mit andern, gesunden Elementen, durch Auffrischung der absterbenden Kräfte. Eine solche Mischung aber, bis sie zu einem einheitlichen Ganzen zusammenwächst und verschmilzt, bedarf einer langen Zeit, und daß dieselbe hier, wie früher oder später bei allen andern deutschen Stämmen, welche in der Geschichte eine dauernde Rolle gespielt haben, vor sich gegangen ist, liegt für uns außer jedem Zweifel. Wir wollen sehen, ob die anzuführenden Thatsachen unserer Meinung zu Hilfe kommen.

Daß Zeuß dies selbst gefühlt, beweist uns außer manchen andern Gründen auch gerade diese unbestimmte Benennung, mit der er den neuen Namen der sogenannten alten Markomannen übersetzt: „Leute aus Baia", also nicht „die Bewohner Baias" oder „das Volk von Baia". Zeuß protestiert zwar sehr gegen die Vermischungstheorie, allein ohne stichhaltige Gründe anzuführen. Es ist mehr der Eifer des Glaubensboten, als die tiefe Ueberzeugung von einer als unfehlbar erkannten und verstandenen Wahrheit, der seiner Darstellung Farbe und Leben verleiht.

Doch wollen wir einem Teile seiner Deduktionen hier noch einen Platz gönnen! „Die Besonderheit der Volkssprachen im deutschen Oberlande," sagt Zeuß weiter, „weist auf die Besonderheit der Völker seit hohem Altertume und auf gemeinsame Abstammung der Volksmasse, durch welche jede herrscht, in deren Umfange, wenn alle ursprünglich wohl

gleich sein mochten, sich jede nach und nach mehr eigentümlich gestaltete. Keine Staatsverhältnisse haben mehr Einfluß auf diese Jahrhunderte herab entwickelte Eigentümlichkeit; so bleiben sich Franken trotz ihrer politischen Zersplitterung gleich und verschieden von andern, unter was immer für einer Verwaltung. Für jede dieser Massen ist also ein einzelnes Volk, oder doch, wenn in einigen Fällen späteres Zusammentreten früher geschiedener Teile angenommen werden muß, die überwiegende gleichartige Hauptmasse im Altertume nachzuweisen. Im Altertume standen im Oberlande als die vordersten Völker von Bedeutung die Markomannen, die Hermunduren und Chatten. Die Thüringer sind ohne Zweifel ein Volk mit den alten Hermunduren, wie durch sprachliche und geschichtliche Gründe erwiesen werden kann; (?) die deutschen Franken eines mit den Chatten, die von Norden her mehr westlich und südlich vorwärts rückten. (?) An ihrer Seite hatten sich die Alamannen aus Völkchen derselben Herkunft vom Niederrhein, welchem sich später noch die Juthungen zugesellten und assimilierten, gebildet, da noch die Markomannen im Osten in ihrer alten Heimat, in Böhmen standen. Die Markomannen sind also weder westlich noch nördlich gezogen, ebensowenig nach Ost und Südost, wo Langobarden und Gepiden, weniger bedeutende Völker sich lange Zeit hindurch bemerklich machten. Ein so zahlreicher Stamm, wie die Markomannen, kann nicht spurlos verschwinden, kann sich nicht einem vorrückenden Slavenvolke unterworfen und in der Nachbarschaft der Deutschen seine deutsche Sprache aufgegeben haben. Die nachher über der Enns auftretenden Bayern sind als Deutsche ein eingewandertes Volk, etwa ein Verein kleinerer Völkchen von Osten her. Rugen, Heruler, Turkilingen, die dort saßen, sind erweislich in andern Richtungen gezogen, und hätten auch einige Haufen den Weg an der Donau hinauf genommen, solche konnten nie die Strecke ausfüllen, welche der bayerische Name einnimmt; weswegen sich immer die Anhänger dieser Meinung genötigt sahen, den nördlichen Teil derselben, den Nordgau auf unstatthafte Weise wegzuleugnen. Es ist also schon aus rein geschichtlichen Gründen, ohne alle anderweitige Beihilfe und ohne urkundlichen Beleg das Wahrscheinlichste, daß die Bayern die alten Markomannen sind, welche wie ringsherum die deutschen Völker gegen Süden zogen."

Um aber zu einem selbständigen Urteile zu gelangen, ist es geboten, die Markomannengeschichte noch einmal kurz zu durchlaufen. Auch hier folgen wir den Angaben, welche Zeuß in seinem herrlichen Buche: Die Deutschen und die Nachbarstämme, über dieselben macht. „Nach dem markomannischen Kriege kennt die Geschichte die Markomannen und Quaden noch durch zwei Jahrhunderte als Geißel der Nachbargegenden, jene im 3. Jahrhundert, und vorzüglich die Quaden, nachdem die Markomannen ruhiger geworden, im darauffolgenden in heftigen Ausfällen das römische Gebiet verheerend. In zusammenhängender Folge setzt die römische Reichskarte (aus der Zeit des Alexander Severus 222 bis 235) noch die Markomanni und Quadi an das Nordufer der Donau bis gegen Vindobona. . . . Nachher erscheinen die Markomannen und Quaden nicht ferner in Verbindung; die Quaden treten weiter östlich an den Karpaten wieder auf in Gesellschaft der Sarmaten." Im 3. Jahrhundert werden Markomannen noch zweimal erwähnt. Im 4. Jahrhundert verliert sich der Name allmählich und wird seltner. Jornandes nennt sie für das 4. Jahrhundert; — dann tritt der Name wieder auf unter den Scharen, welche mit Attila nach Gallien zogen — (451), und von jetzt ab bleibt der Markomanne verschwunden. In den Gegenden, wo sie einst saßen, werden die Thüringer genannt.

Oben erzählte uns Eugipp von einem Einfalle der Thüringer, und machten wir dazu die Bemerkung, daß mit der Besitznahme der Innfestungen Passau und Boiodurum nach dem Abzuge der römischen Bevölkerung für die Eroberung der Landschaft südlich der Donau (Vindelicien und Noricum) der erste Schritt gethan worden sei. „Die Thüringer hätten also, wenn alles regelmäßig zuginge, die nächste Anwartschaft auf die bayerische Hochebene südlich der Donau." Wer aber waren diese Thüringer und wo kamen sie her?

Zeuß sagt oben: „Die Thüringer sind ohne Zweifel ein Volk mit den alten Hermunduren?" So? Warum heißen sie dann nicht mehr Hermunduren? Oben wurde eine Erklärung dieses Namenwechsels versucht. Hier müssen wir den Umstand näher ins Auge fassen. Wir lesen an anderer Stelle bei Zeuß: „Aber gleich bei seinem ersten Auftreten

ist der Name Thuringi nicht bloß als neue Bezeichnung der Hermunduri zu nehmen, er erscheint auch auf einige Zeit in weiterer Ausdehnung südöstlich bis zur Donau verbreitet. Wo früher Narisken und Markomannen, werden nach der Zertrümmerung des hunnischen Reiches Thüringer genannt. Durch diese wurden damals die Donaugegenden verwüstet und Passau geplündert. Diese häufig einfallenden Thüringer konnten nicht aus der Ferne kommen; sie sind in der Nähe zu suchen. . . . Schon früher erscheinen die Hermunduren nie gegen den Rhein hin wirkend, sondern ostwärts im Lande der Markomannen und gegen die Sueben. Dies ist auch hier wieder der Fall. Nachdem fast alle deutschen Völker, welche nicht in die Ferne zogen, in größere Verbindungen sich vereinigt hatten und unter neuen Namen auftraten, am Rhein die Alamannen und Franken, an den Küsten des Nordmeeres die Sachsen, standen isoliert nur noch die Hermunduren und Markomannen in Südost. Bald aber erscheint, diese Völker umfassend, auch hier der neue Name Thuringi. Die fränkische Eroberung des Ostlandes trennte die Verbindung."

Hier giebt uns also Zeuß alles, was wir wünschen. Es existiert weder mehr das alte Volk der Hermunduren, noch dasjenige der Markomannen, sondern eine Neubildung trat an die Stelle beider — das Volk der Thüringer. Wie man aber dazu kommt, nachdem man dies eingesehen, später die Markomannen wieder loszuschälen und nach Süden ziehen zu lassen, ist uns unverständlich. Das heißt doch die Völker im wahren Sinne nicht als lebende Individuen, sondern als theoretische tote Begriffe behandeln. In gleicher Weise hätten sich dann doch im Norden die Hermunduren wieder rehabilitieren müssen. Das aber geschah ebensowenig.

Die alte Rivalität der Hermunduren und Markomannen, welche schon in der Zeit der Fürsten Marbod und Vibillius zu Tage trat, hatte zu Gunsten der Hermunduren einen Ausgleich gefunden und zur Vereinigung beider geführt, und nicht wenig mag dazu der Auszug der Markomannen mit dem Heere Attilas, die dadurch bedingte Schwächung der eigenen Widerstandskraft, nicht weniger der auch schon in frühester Zeit inaugurierte Gegensatz der Markomannen zu den Quaden, wie der der Thüringer zu den Burgundern, welche sich westlich von ihnen niederließen, beigetragen haben. Nachdem den Hermunduren so der Weg zum Rheine versperrt, der Weg nach Norden und Nordosten aber durch Sachsen und Franken verlegt worden war, blieb ihnen, wie wir dies schon früher im allgemeinen betont haben, nur ein Ausweg nach Süden offen. Das Erstarken der umliegenden Völkerschaften aber schuf auch endlich eine Interessengemeinschaft zwischen den früher feindlichen Hermunduren und Markomannen, und so kam es zur Vereinigung beider Völker. Hermunduren wie Markomannen existieren von da ab als Völker nicht mehr.

Sofort nach der Räumung der norischen Provinz sehen wir die Thüringer über die Donau herübergreifen und eine Eroberung beginnen, welche mit der Zeit zur Vollendung kommen konnte.

Indem wir uns jetzt zu den Ausführungen Bachmanns wenden, werden wir im allgemeinen die Anschauungen Zeuß' bestätigt, im einzelnen dieselben weiter ausgeführt finden. Schon früher als Bachmann hat Büdinger in seiner österreichischen Geschichte sich vollkommen mit Zeuß einverstanden erklärt.

Nachdem Bachmann noch einmal auf die Besprechung der älteren Hypothesen über die Abstammung der Bayern zurückgekommen ist, nachdem er dann Quitzmanns Hypothese bekämpft, beginnt er seine Darstellung selbständig mit der Schilderung der Zustände Vindeliciens bis zur Einwanderung der Bayern. Mit Aëtius sank die letzte Stütze der Herrschaft Westroms zusammen; die Provinzen lösten das letzte schwache Band, welches sie an das Reich noch knüpfte, und die Barbaren ergossen sich über die wehrlosen Länder an der Donau. Seit 450 breiteten sich alamannische Ansiedlungen allmählich über das zweite Rätien nach Osten aus. Bis an den Inn erscheinen die Alamannen zur Zeit Severins in festen Sitzen. Alamannen waren die deutschen Bewohner, welche die Bayern bei ihrer Einwanderung antrafen. „Sie waren naturgemäß weniger zahlreich in den östlichen Gegenden und wurden da später von den Bayern überwältigt und verdrängt; dichter angesiedelt in dem der alten Heimat benachbarten Gebiete ostwärts des Lech haben sie sich hier national behauptet, obwohl auch da der Bayer zur Herrschaft kam. Noch heute herrscht

vom Lech gegen Aufgang bis an die Amper und in den westlichen Thälern Tirols der schwäbische Dialekt vor als unverkennbarer Hinweis auf die Stammesangehörigkeit der Bevölkerung."

„Einen ebenso schwerwiegenden als interessanten Beleg für die oben ausgesprochene Behauptung liefern endlich die hochverdienstlichen Arbeiten der unlängst gegründeten Münchener Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, deren Ergebnisse Prof. Joh. Ranke in seinem Aufsatze: „Ueber oberbayerische Plattengräber und die mutmaßliche Stammesangehörigkeit ihrer Erbauer" vorerst zusammengefaßt hat.

Die Vergleichung der in den oberbayerischen Plattengräbern aufgefundenen Schädel und Schädelfragmente ergab, daß deren Form von der moderner Bayernschädel wesentlich verschieden sei. Diese zeigen, von oben gesehen, „eine kürzere ovale Form", während jene eine längliche Ellipse darstellen mit ungleich größerem Schädelinhalte (1654 Cc. gegen 1480) und stark entwickelten Superciliarwülsten, die bei dem heutigen Oberbayer kaum angedeutet sind. Ranke wiederholt daher für bayerische Verhältnisse, was vordem schon Prof. Ecker in Freiburg ausgesprochen, indem er die Bevölkerung Badens im Auge hat: „Von diesem dolichocephalen Volk kann unser heutiges brachycephales unmöglich abstammen." Wer sind nun diese Dolichocephalen?" — Bachmann weist sie, und uns scheint mit Recht, den Alamannen zu, und zwar präzisiert er seinen Ausspruch dahin, daß es für Bayern die niederdeutschen Juthungen-Sueben gewesen seien, die schon ihren Sitzen an der Ostseite der Alamannen entsprechend, den Hauptteil der Bevölkerung Bayerns in unserer Periode geliefert hätten. Wir werden unten eingehender auf die Juthungen zurückkommen müssen.

Indem nun Bachmann gegen die Zeugnisfähigkeit der fränkischen Völkertafel, welche die Bayern um 520 erwähnt, vorgeht, sucht er zu beweisen, daß von Bayern südlich der Donau vor dem Jahre 553 nicht die Rede sein kann. „Kaum ein Jahrzehnt später aber findet Venantius Fortunatus, „einer der letzten Repräsentanten jener römischen verkünstelten Schulgelehrsamkeit", auf seiner Reise von Italien in das Frankenreich die Bayern bereits weit über die Hochebene am Nordfuße der Alpen verbreitet."

Von hier geht der Forscher zur Bekräftigung der Zeußischen Hypothese über, daß die Markomannen mit den Hermunduren zu einem Völkervereine zusammengetreten sind. Eine Stelle, welche sich bei Venantius Fortunatus, dem Hofdichter der fränkischen Könige, findet, scheint ihm der Beachtung besonders wert. „Venantius Fortunatus erhebt König Sigebert, indem er die Thaten seines Vaters Chlotar preist, der im Jahre 531 in einer siegreichen Schlacht an der Nab das thüringische Doppelvolk unterworfen." Schade daß diese Erwähnung in so späte Zeit fällt, denn dieses Zwillingsvolk könnte dann zu einer Variation der Quitzmannschen Zweibundhypothese sehr schön verwendet werden! In dem Doppelvolk erkennt Bachmann den Bund der Markomannen und Hermunduren, das Volk der Thüringer. Zweifel erregt ihm nur, daß in dem Gebiete von der Nab und dem Fichtelgebirge bis zum Mühelviertel in Oberösterreich, in dem neuen Thüringerlande des Geographen von Ravenna, sich später keine Spur thüringischen Volkstums findet. „Ist nicht hier die Sprache der Bewohner ebenso sicher die bayerische Mundart, als dies bei den Anwohnern der Isar der Fall? Warum haben sich nicht thüringische Reste erhalten, wie jenseits der Amper alamannische? Die Antwort ist, daß diese „Thüringer" zwar dem thüringischen Völkervereine angehörten, aber nicht dem Stamme der Thüringer selbst; daß es mit großer Wahrscheinlichkeit im Südwesten des Böhmerwaldes angesiedelte Markomannen waren."

So schiebt sich alles ganz wunderbar zusammen. Allein wenn wir gerade bei der zuletzt gegebenen Antwort von Fentsch hören, daß die oberpfälzische Mundart, d. h. die Mundart jenes Landstriches, der doch noch mit zu dem neuen Thüringerlande des Geographen gehörte, in der Reihe der hochdeutschen Dialekte mit ziemlicher Selbständigkeit seine Stelle zwischen dem Bayerischen und Mitteldeutschen einnehme; wenn Fentsch mit andern die vielgehörte Behauptung zurückweist, daß die oberpfälzische Mundart lediglich ein verdorbenes Altbayerisch sei; daß dieselbe vielmehr ihre präzise Formenregeln habe; daß ihre Lautlehre auf ähnlichen bestimmten Gesetzen wie jene des bayerischen oder

schwäbischen Dialektes beruhe: so scheint uns, daß wir das doch nicht so ganz übersehen dürfen, um so weniger als Bachmann selbst das Nabgebiet „das Zentrum des thüringischen Volksvereins" nennt. Daß das Zentrum des Bayerlandes auch noch lange Zeit hindurch nicht in Altbayern zu suchen ist, erweist schon die spätere Bedeutung von Regensburg. In der Verschiebung dieses Zentrums nach Süden erkennen wir das Produkt einer historischen Umbildung und Entwicklung.

„Die Auflösung des thüringischen Volksvereins hatte aber noch eine weitere Folge: sein Name ward hinfällig; die gesondert stehenden Nachkommen der Markomannen konnten nun nicht mehr den Namen der jetzt fremden, noch dazu geschlagenen und unterthänigen Thüringer führen. Da nannten sie sich und nannte man sie nach ihrer Heimat: Leute aus Böheim, oder, wie es damals hieß, aus Baias, „Bayern".



Schlacht an der Nab.

So kommt auch Bachmann dahin, wo Zeuß schon vor ihm war. Auch er spaltet den Thüringerbund nicht in Hermunduren und Markomannen, sondern in Thüringer und Markomannen; nur merkwürdig, daß für den nördlichen Teil des Volkes nicht gilt, was für den südlichen; im Norden ward der Thüringername nicht hinfällig. Auch Bachmann zerreißt, ohne zu bedenken, daß wenn einmal aus zwei Körpern ein dritter geworden ist, Stücke dieses dritten nicht mehr identisch sind mit einem jener ursprünglichen Körper. Auch er fragt, ob in der Oberpfalz „thüringische Elemente" sitzen, und nicht, ob in Thüringen oberpfälzische. Und doch wäre die Oberpfalz als Anhängsel des alten Markomannenlandes das Stammland der Bayern und als Zentrum des thüringischen Volksvereins das alte Hauptland, aus dem die Völker gezogen. Von hier müßte man ausgehen, um die Abweichungen im Süden und Norden zu erklären. Das altbayerische Volkstum wäre demnach ein durch alamannische Beimischungen verdorbenes oberpfälzisches, wie das heutige thüringische Element eine gleiche Wandlung durch Zersetzung und Vermischung mit Mittel- und Niederdeutschem erfahren hätte. Das wäre der Weg, den die weitere Forschung einzuschlagen hätte, wenn sie, auf die Hypothese von Zeuß und seiner Nachfolger gestützt, konsequent weiterkommen wollte.

Bachmann schließt dann die Resultate seiner Untersuchung folgendermaßen zusammen:

1. Die Bewohner Böhmens bildeten einen Teil des thüringischen Völkervereins und wurden mit diesen von den Franken besiegt, da sich, abgesehen von den andern Beweisen, nur so die späteren Ansprüche König Dagoberts auf Anerkennung seiner Oberhoheit in Böhmen begreifen lassen.

2. Diese Bewohner Böhmens sind die späteren Bayern, da in ihren Beziehungen zum Frankenreiche das eigentümliche Unterthänigkeitsverhältnis der Bajuvaren zum Merovingerreiche allein seine ausreichende Erklärung findet.

3. Nach dem Untergange des Thüringerreiches mußten sich die Bewohner Böhmens, da der Markomannenname längst bedeutungslos geworden und verschollen war, mit neuem Namen benennen und benennen lassen. Dazu wurde behauptet:

4. dieser Name war einfach: Leute aus Böhmen. — Von hier geht Bachmann mit Anlehnung an Zeuß zur Untersuchung des Namens über.

Ein vierter trete in die Reihe: H. Riezler! Auch er lehnt die Quitzmannsche Hypothese ab, aber in Bezug auf die Zeußschen Darlegungen ist Riezler vorsichtiger. Indem er die Ableitung des Namens annimmt, fährt er fort: „Können wir nur in einem germanischen Stamme, der einige Zeit in Böhmen den dauernden Wohnsitz hatte, die Ahnen unserer Bayern suchen, so werden wir schon hiedurch zu dem Schlusse gedrängt, daß die Bayern mit den Markomannen „zusammenhängen". Dieses Ergebnis wird befestigt, wenn wir jenem Führer folgen, an den man sich in ethnologischen Fragen stets zu wenden hat. Die Sprache der Bayern schließt nicht nur die keltische Abkunft des Stammes aus, sondern zeigt auch, welcher Platz denselben innerhalb der germanischen Nation anzuweisen ist. Der bayerische Dialekt ist mit keinem andern näher verwandt, als mit dem schwäbischen. Mit diesem zusammen bildet das Bayerische einen deutschen Hauptdialekt, das sogenannte Oberdeutsche. Die Schwaben oder Alamannen, was gleichbedeutend, gehören zur suebischen Völkergruppe und haben deren Namen in verengertem Sinne bis heute erhalten; ihren Kern bildeten höchst wahrscheinlich die alten Semnonen. (Dahn will von den Semnonen nichts wissen.) Auch die Bayern müssen also der suebisch-erminonischen Gruppe zugewiesen werden. Als Suebenstämme nennt Tacitus, der hier durch alle sonstigen Zeugnisse nur Bestätigung findet, außer den Semnonen die Langobarden, Hermunduren, Narisker, Markomannen, Quaden und die kleineren Völker der Marsinger und Burer. Von diesen sind die Langobarden nach Italien gewandert, die Hermunduren die Ahnen unserer Thüringer. Der kleine Stamm der Narisker saß in der heutigen Oberpfalz, im Westen der Markomannen, von denen er von Anfang an wohl nur einen Ableger bildete; die Quaden, fast stets mit den Markomannen zusammengenannt, wohnten in deren Osten, im heutigen Mähren; die Marsinger und Burer in deren Rücken, etwa um das Riesengebirge.

Nehmen wir also Namen und Sprache des Volkes zusammen, so bleiben für die Frage nach seiner Herkunft nur zwei Antworten offen: die Bayern sind entweder kein anderes Volk als die Markomannen, oder sie sind aus einer Vereinigung suebischer Stämme erwachsen, in der die Markomannen den Kern bildeten, wozu überdies die Quaden, vielleicht auch Narisker und kleinere suebische Stämme stießen." Indem so Riezler nicht nur die Analogie der allgemeinen Entwicklung, wie sie bei Franken, Sachsen und Schwaben vor sich gegangen, sehr richtig berücksichtigt, führt ihn ebenso sein Takt als Geschichtsforscher auf die Umstände dieser Entwicklung: die namhafte Schwächung der Markomannen durch die Römer- und Hunnenkriege, das gleichzeitige Verschwinden des Markomannennamens mit demjenigen der Quaden. Die Verwandtschaft des schwäbischen und bayerischen Dialektes wird dann weiter dargethan; es wird auf die mannigfachen Uebereinstimmungen des bayerischen und schwäbischen Volksrechtes hingewiesen; dann wird für die suebische Abkunft des Volkes die Stammsage herangezogen, nach welcher das Volk nicht, wie es in der Sage heißt, aus Armenien, sondern von Ermino abstammt; zuletzt wird darauf hingewiesen, daß noch lange nachher (bis zum Ausgange des 9. Jahrhunderts) bei den Slaven die Bayern als Sueben bezeichnet wurden.

Um nun die vermeintliche Schwierigkeit der Zeußischen Hypothese betreffs des Thüringerbundes beiseite zu schaffen, glaubte Riezler, eine neue Mutmaßung aussprechen

zu dürfen. Er will in den Alamannen Eugipps, welche Passau und Quintana plündern, sowie in den von ihm gemeldeten Thüringern den neuen Bund der Markomannen und Quaden erkennen; Eugipp habe nur die östliche Suebengruppe mit der westlichen verwechselt, da er gewohnt gewesen sei, Sueben als Alamannen bezeichnen zu hören. Dieser Vermutung beizutreten bleibt jedem unbenommen, doch sehen wir nicht ein, warum H. Riezler, um zu der schwäbischen Beimischung zu gelangen, das klare und bündige Zeugnis Eugipps verwerfen mag und warum es ihm lieber ist, eine einfache Vermutung durch eine dreifache zu ersetzen.

Im Anschluß an den Abzug der Rugen und Romanen nach Italien setzt dann Riezler die Einwanderung in die Zeit von 488—520, während Bachmann dieselbe viel weiter hinauszudehnen gesonnen ist. Erst mit der Ueberlassung Böhmens an die Avaren sei das Land von den alten Bewohnern vollkommen geräumt worden. (562 ff.)

Als letzter Zeuge möge H. Sepp angerufen werden. Der streitbare Mann wirft wieder alles über den Haufen. Die Markomannen existieren nicht mehr für ihn als Nation; auch ihr Aufgehen in den thüringischen Völkerverein lehnt er wie Quitzmann und Riezler ab. Dann aber schenkt er auch dem Geographen von Ravenna keinen Glauben, aus dem Zeuß sein Baia=Böhmen für die Erklärung des Bayernnamens hernahm. Er beruft sich dabei auf das Urteil Mommsens über den Geographen. Ebenso knüpft er den Einzug der Bayern an den Abzug der Romanen und will ihn Ende des 5., nicht erst mit Bachmann nach der Mitte des 6. Jahrhunderts vor sich gehen lassen.

Jetzt aber, wer sind denn dieses ungeheure Volk, das so ohne Sang und Klang in sein neues Vaterland einzieht, vor dessen gewaltigem Nahen die Völker alle, wie die Geschichtschreiber in Bewunderung verstummen? H. Sepp nennt versuchsweise die Juthungen. Sie traten einst in der Zeit des Kaisers Aurelian (270—275) mit gewaltiger Streitmacht auf, und der Kaiser mußte Rom vor ihnen mit einer neuen Mauer schützen. Sie hatten die Römer als treue Bundesgenossen in den Kämpfen gegen ihre Feinde sogar durch Heereskontingente unterstützt, freilich nur gegen Jahrgelder, welche die Römer ihnen bezahlen mußten. Solche Leute passen Herrn Sepp, und kraft seiner Vaterlandsliebe ernennt er sie zu Stammvätern seines Volkes.

Und dann war es mit ihrer Größe zu Ende. Wie die Markomannen (nach Zeuß) wahrscheinlich auch infolge eigener Größe zu Thüringern werden, so verbergen sich die Juthungen (nach Sepp) unter der allgemeinen Bezeichnung Alamannen — aus demselben Grunde. Und weil sie dann allein nicht mehr vorwärts können, läßt Sepp sie sich mit den Nori=Nariskern in der Oberpfalz verbinden, eine Verbindung, die dann „Bayern" heißt. Also noch einmal ein Zweibund! Doch auch jetzt noch vermag das gewaltige Volk des H. Sepp nur durch festen Anschluß an die Franken zu bestehen.

So im Texte, doch in den Anmerkungen zu dem Texte ist außer kühnen Ideen manche schöne Perle scharfer wissenschaftlicher Kritik zu finden.

„Sind die Nori die alten Narisker, so bleibt nichts übrig, als in den Juthungen die Nachkommen der alten, Rätien benachbarten Hermunduren zu vermuten, deren Name nach dem Markomannenkrieg nicht mehr vorkommt." Um nun aber ja nicht Zeuß so nahe zu kommen, daß er ihm trotz aller begrifflichen Verschiedenheit innerlich die Hand reichen kann, müssen dann die Thüringer nicht von den alten Hermunduren abstammen. sondern er schiebt ihnen Angeln und Warner, welche nach Arnold den Grundstock der „heutigen" Thüringer bilden, unter, und wir sehen mit Grausen in einen Mischungsprozeß ohne Ende.

Eines aber ist auch hier als positives Resultat festzuhalten: „der Umstand, daß der Name der Bayern vor der Mitte des 6. Jahrhunderts nicht auftaucht, hat nur dann nichts Auffallendes, wenn er nicht ein einzelnes Volk, sondern einen spät entstandenen Völkerverein bezeichnete." Und wir erlauben uns, diese allgemeine Uebereinstimmung der beiden Forscher Riezler und Sepp festzuhalten und zu betonen.

Wir fragen nun, ob sich ein Mann wohl schämt, wenn er sich erinnert, auch einmal Kind gewesen zu sein? Warum muß als Riese geboren sein, was doch nur als hülfloses Zwerglein zur Welt gekommen sein kann? Warum nach großen Anfängen suchen,

wo die Geschichte durch ihr Stillschweigen es so deutlich wie nirgends macht, daß nur kleine Anfänge, daß nur ganz allmähliches Wachstum vorliegen? Seit dem Seltnerwerden und Verschwinden der alten Völkernamen hat in diesen Gegenden, die heute von Thüringern, Czechen, Oberpfälzern und Bayern besetzt sind, ein Naturprozeß begonnen, dessen geheimnisvolles Walten erkennend zu durchdringen wir niemals erreichen werden. Es scheint dies unglaublich, doch wollen wir zu den herrlichen Widersprüchen, die wir bereits anführten, noch einige mehr hinzufügen, damit man recht wohl die Endlosigkeit des Sich-im-Kreise-Drehens erkenne.

Wie Bachmann annahm, daß die Juthungen-Sueben es gewesen seien, welche für Bayern einen Hauptteil jener dolichocephalen Bevölkerung geliefert hätten, so kam auch Sepp auf die Juthungen. Es muß diesen nicht aus gerader Willkür entsprossenen Gedanken doch ein Kern von Wahrheit einwohnen. Und so sehen wir uns denn nach den Juthungen etwas weiter um. Sepp vermutete in ihnen außerdem die Nachkommen der alten Hermunduren. Dagegen nennt Dahn sie eine alamannische Mittelgruppe. Sie seien nicht die alten Markomannen mit neuem Namen, eher könnten, den Wohnsitzen nach, südwestliche Gaue der Semnonen zu den Juthungen getreten sein. „Ihre nordwestlichen Gaue verschmolzen vielleicht mit den Hermunduren, und trugen so dazu bei, daß diese ihre alten Sitze und ihren alten Namen etwas veränderten.“ Wieder eine Vermutung, die statt der Seppschen Abstammung nur eine teilweise Veschmelzung mit den Hermunduren annimmt. Wir fühlen einen gemeinsamen Kern in all' diesen Vermutungen, aber wir erkennen ihn nicht. Es ist die Ahnung da, daß mit all' diesen Völkern etwas vorgeht, aber das Geheimnis des Werdens durchdringen wir nicht, denn „die Geschichte liebt es wie die Natur, die Entstehung und Geburt ihrer Gestalten in ein geheimnisvolles Dunkel zu hüllen.“ (Löbell.)

Und hören wir nun Zeuß, der die Juthungen mit den Jüten, diese mit den Teutonen zusammenbringt; hören wir Müllenhoff, der Juthungen mit „Söhne des Gottes“ übersetzt; sehen wir dann wieder Dahn die Semnonen mit den Juthungen in Verbindung bringen und erinnern wir uns, daß Tacitus die Semnonen das älteste und edelste Volk der Sueben nannte, bei dem diese ihrem gemeinsamen Stammgotte ihre Huldigungen darbrachten, u. s. w. u. s. w.: so erkennen wir deutlich, wie sich durch alle diese Angaben, wie widersprechend sie auch in dieser begrifflichen Fixierung erscheinen, doch ein gemeinsamer, alle verbindender Faden durchzieht. Wer aber wollte das Lichtmaß bestimmen, welches jeder einzelne Stern von den Tausenden in seiner Nachbarschaft empfängt und wieder an sie abgiebt?

Nicht nur der sichern Geschichte der Völkerschaften bedürften wir, um hier zu erkennen, wie aus ewigem Trennen und Verbinden die neuen Völker geworden, sondern dazu hätten wir die sichere Geschichte der einzelnen Geschlechter und Sippen vonnöten, und doch haben wir nicht einmal jene. Nicht um eine Vorstellung von dem Werden zu erlangen, sondern um nur zu einer Ahnung desselben zu kommen, wurde dieser Punkt von uns von Anfang an bei jeder sich bietenden Gelegenheit betont und indirekt auf das Kommende verwiesen. Mikroskopisch müßte hier untersucht werden können, und doch bietet uns die Geschichte nichts, als was zu einer Bewegung im Makrokosmos, im großen Allgemeinen eben noch hinreicht.

Zurück an das ewig zeugende Urmeer drängte uns die Geschichte. Wir sehen den empörten Wellenschlag, die ewig wechselnde Bewegung, und doch auch in ihnen waltet ein ewiges Gesetz. Wer es könnte, er hätte des Rätsels Lösung. War es einst zu jenen festeren Gestaltungen innerhalb der Herminonengruppe nur durch den Druck äußerer Gewalt gekommen, mit dem Nachlassen, mit dem endlichen Aufhören des Druckes versanken auch jene Gestaltungen in das Chaos zurück. Mit der Lossagung des Römervolkes von der Fessel, welche eigene Stärke und innere Organisation ihm angelegt hatten, wurden alle Fesseln gesprengt, welche an diese Ordnung geknüpft waren, und über die Donau in das verlassene, wehrlose Römerland drängten die entfesselten Brüder der herminonisch-suebischen Völkergruppe. Und gerade in den Gegensätzen, die sich innerhalb der Gruppe während einer mehrhundertjährigen Entwicklungsepoche gebildet hatten, lag bei dem Fallen

der Schranken die Möglichkeit, wie die ernste und sichere Verheißung einer neuen lebensfähigen Entwicklung.

Quaden, Markomannen, Semnonen, Juthungen mußten wie der Thüringerbund zu Grunde gehen, ehe ein Neues an ihre Stelle zu treten vermochte. Und wer möchte in dieser ungeheuren, mit Naturkräften durch und durch gesättigten Masse es wagen, jenen kleinen ersten festen Punkt zu suchen und zu bestimmen, an den dann Kristall um Kristall in leuchtenden Fasern anschoß? Nicht nur einen neuen Namen nennt uns die Geschichte, nein, ein neues Wesen ist entstanden, entstanden aus dem reinen Schoße der Mutter Natur, und an seiner traumumwobenen Wiege steht die Göttin Phantasie mit ihren Kindern Sage und Dichtung, die über des neuen Wesens erste Tage den schützenden Schleier decken, die seine ersten Schritte huldvoll und liebreich lenken und fernhalten die stechenden Blicke jenes klaren Verstandes, der des Gemütes Walten aus der Menschengeschichte zu verbannen sich erkühnt. Nicht dem historischen Kritiker wird dieser Schleier sich heben, nicht der forschenden Geschichte jene Göttin ihren Platz einräumen.

Es bliebe uns noch übrig, der Auslegung, welche der Bayernname gefunden, einige Aufmerksamkeit zu widmen. Quitzmanns Uebersetzung mit „Zweibund" haben wir kennen gelernt. Sie wäre keine so unglückliche, hätte der gelehrte Forscher sie nicht an die beiden Gefolgschaften des Marbod und Katwalda anzuknüpfen versucht, und die Bayern allgemeiner als „Heergefährten" bezeichnet. Diese Benennung würde dann dem neuen Zusammenschlusse von Leuten, die ihren alten Namen wie ihre Geschichte vergessen hätten, am ehesten entsprechen. Sie wäre dem faktischen Zustande entsprungen.

„Die Uebersetzung des Landes Böhmen mit Baia, der Bayern mit „Leute aus Böhmen", wie Zeuß sie zuerst vornahm, wie sie dann von Büdinger, Riezler, Bachmann, Müllenhoff, Grimm und andern angenommen wurde, wurde ebenfalls erwähnt. Sie würde einer alten Erinnerung, wie sie ja bei einem Teile der neuen Volksgenossen, die sich aus Böhmen eingefunden, vorhanden gewesen sein mag, entsprechen. Doch bleibt hier immer die Frage: warum können die Bayern nur noch Bayern heißen und nicht auch Böhmen, da ja nach Zeuß Baia und Böhmen dasselbe bedeutet? Sagt Zeuß doch selbst: „Beheimas konnten sie nur als Bewohner des Landes Beheim selbst heißen, nicht mehr nach ihrem Auszuge." „Und doch könnte Baiavarii im besten Falle nur „Männer in (nicht aus) Baia" heißen, wie Sepp richtig bemerkt, geradeso wie Cantvare, Vihtvare, Rumverjar ꝛc. die Einwohner und nicht die Auswandrer von Kent, Wight, Rom bedeuten. Dann aber bliebe es vollends unerklärlich, daß der Name der Bayern nicht schon früher genannt wird."

C. Roth behauptet dagegen: von seinem einstigen Stammhaupte Peigwari, welchen er sich erdichtet, habe das Volk seinen Namen empfangen. Peigwari aber bedeute Armringträger, eine Ableitung, welche mit jener des Wessobrunner Mönches aus dem 8. Jahrhundert, der „Bauc-veri" von baugo = Kranz, Krone und ver = Mann herleitet, der Bedeutung nach ziemlich übereinstimmen würde.

Hofmann aber will die Bayern zu „Streitern" machen, indem er aus dem Keltischen das Wort Bagh = Kampf zur Erklärung verwendet. An Stelle des keltischen bagh schob dann Glück das deutsche bâgan = streiten und brachte damit den alten Streit doch nicht zu Ende.

Und warum sollten wir nicht auch einige ältere Meinungen hören? In D. Nicolai Hieronymi Gundlings Discours über den vormaligen und itzigen Zustand der Teutschen Churfürsten-Staaten lesen wir: „Einige sind daher gar auf den Gedancken gefallen, diese Benennung sey aus dem Wort Boi und Avares zusammengesetzt: weilen die alten Bayern und die Hunnen, welche ehedem in dem heutigen Oesterreich gewohnet, Bluts-Freunde zusammen gewesen wären. Aber wer will wohl eine Genealogie dieser Verwandtschafft herausbringen?" Nun, das würde wohl schwer halten, obgleich die Heranziehung der Nachbarschaft der Avaren für die Erklärung des Bayernnamens gar kein so großes Wunder ist.

Dagegen aber erzählt uns Christian Karl Barth in seiner Urgeschichte Teutschlands: „Boy heißt ein junger Mann, daher Buben; Bub ein Krieger, Boj in der wendischen

Sprache ein Kriegsmann, verwandt mit Bojar. Bajas das Pech, daher vielleicht Bojer Harzwaldbewohner" u. s. w. Hier wäre denn noch einmal das Stammwort, nach welchem Zeuß gesucht, und Barth wird wohl so viel Glauben verdienen, als der Geograph von Ravenna. Doch der möglichen Kombinationen seien genug angeführt!

Und so treten wir denn auch hier zurück, da wir den Wert der einen oder andern Deutung nicht zu erkennen vermögen. Ob aus dem damaligen Zustande die Benennung des Volkes geschöpft, ob aus alter Erinnerung, ob nach einem mythischen Stammesoberhaupte oder einem äußeren Schmuckabzeichen, ob endlich aus einer unzarten Anspielung auf den Volkscharakter oder nach dem Wohnsitze, seiner Umgebung und Natur: die Wahl sei dem Belieben eines jeden überlassen. Die Bedeutung des Namens, welche ihm die Geschichte verlieh, genügt auch ohne jenes antiquarische Beiwerk, denselben mit Stolz zu tragen, denn altgermanischer Satz ist, daß der Adel des Trägers den Namen ziere und erhebe, nicht aber der Name dem, der ihn zufällig führt, den Adel verleihe.



Hagen und Volker.

Fassen wir nun die Thatsache der Geburt des Bayernvolkes im Zusammenhange mit Zeit und Geschichte; sehen wir, wie sich hier ein gewaltiger Naturprozeß in aller Stille und verborgen unter dem Tosen elementarer Gewalten vollzieht, wie aus namenlos gewordenen Völkerresten durch Zusammenschluß und Mischung auf einem Boden, der gleichfalls in die Hand der Natur zurückgefallen war, zu einer Zeit, die durch den Zusammenschluß von Anfang und Ende nicht nach der Uhr gemessen werden kann, sondern uns in Wahrheit wie von der Ewigkeit verdrängt erscheint, ein neues Volk erwächst: so glauben wir, daß ein großartigeres Präludium zu einer Schöpfungssymphonie wohl nicht ersonnen werden kann. Und seine Akkorde rauschen durch noch Jahrhunderte lang. Wir hören das Schwanenlied Volkers die schaurige Nacht durchtönen; es umtost uns der letzte gewaltige Kampf deutscher Heroen; alle, alle erbleichen auf der Wahlstatt, ob an des großen Etzels Hofburg, ob auf den Schlachtfeldern von Ravenna, in der Rabenschlacht,

wie das Epos meldet. Zurück in das Geheimnis des Weltenschöpfers sinkt der Nibelungen Schatz, von Gott verlassen, reitet der letzte Vertreter deutscher Vorgeschichte, der weise Dietrich von Bern, in den Vesuv. Und nun bricht das Volk auf, den verlorenen Schatz zu suchen, nur in ewigem Suchen findet es ihn: seine Zukunft und die Helden seiner Zukunft.

Gerade der Umstand, daß uns die Geschichte den sichern Boden bietet, aus dem die deutsche Heldendichtung erwuchs, eine Thatsache, welche uns bei keinem früheren Kulturvolke in dieser Weise begegnet, läßt die Streiflichter, die aus Sage und Wirklichkeit zu einem wunderbaren Ganzen zusammenschießen, um so bedeutungsvoller erscheinen. Wie eine erste große und erhabene Idee der Erkenntnis treten die Lichtgestalten seiner Heroen vor den Geist des Volkes, und indem es Abschied von ihnen nimmt, sprießen ihm aus treuer Erinnerung Sehnsucht und Hoffnung. Sie verknüpfen ihm Vergangenheit und Zukunft, und so können wir wohl sagen: geführt von den Manen seiner Helden, geleitet von jener großen Lichtidee, welche das Leben des deutschen Volkes mit strahlendem Inhalte zuerst erfüllte, tritt es den Weg in seine große Zukunft an. Jahrhunderte bedarf es, in chaotischem Ringen zwischen Tag und Nacht, zwischen Vergangenheit und Zukunft, in namenloser Zersplitterung und Kleinarbeit durchzudringen zur allmählichen Erkenntnis jener leitenden Idee, zur Erfüllung des ewigen Sehnens, zur Verwirklichung der nie gesunkenen Hoffnung. Immer wieder erhebt sich der Riesengeist aus Schmach und Elend, aus Verkommenheit und öder Verflachung, bis der verlorene Schatz, der Schatz der Verheißung gefunden. Hagen und Volker — der tiefe Denker und Runenwisser, der Rätsellöser, der dem Schicksale in die Karten gesehen, und der Liederheld, des Sanges und der Künste Wärter — wieder halten sie die Wacht an der Thüre des Saales, in dem Deutschlands Helden träumen. Daß nie wieder andere Gesellen ihren Platz einnehmen möchten!

„Die neuere Geschichtsforschung und Darstellung — sagt Nitzsch — erscheint von diesem Zeitpunkt an, man möchte sagen, oft wie ungeduldig dem Gang der deutschen Geschichte gegenüber: immer wieder von neuem wird diese oder jene Epoche als derjenige Moment bezeichnet, in welchem der deutsche Staat sich entweder bilden konnte oder wirklich schon gebildet hatte, um dann durch irgend eine unselige Wendung unserer Geschicke oder unserer Einrichtungen doch wieder gehemmt oder aufgelöst zu werden.

Richtiger scheint es sich zu vergegenwärtigen, daß wir allein bei den deutschen Stämmen diese Schöpfungsperiode staatlichen Lebens historisch überschauen, und daß ihre wunderbaren Bildungen, ihre vulkanischen Ausbrüche, ihre langsam stagnierenden Niederschläge, das oft schwerfällige, oft sturmgleiche Fluten und Gegenfluten ihrer Strömungen, aus denen und durch welche endlich sich das Festland unserer Nationalität bildete, uns weniger trostlos erscheinen würde, könnten wir nur die Analogien hellenischer oder italischer Bildungen mit historischer Sicherheit daneben halten."

Was aber der Grund war, daß sich dieser Uebergang aus alter in neue Zeit bei den Germanen über eine so unverhältnismäßig lange Zeit ausdehnte, das zeigt uns ein Blick auf die Zustände der damaligen Welt. War denn nur Roms politische Machtstellung gesunken? Hatten bloß die Grenzen der Länder ihre alte Bedeutung verloren? Oder wurde durch das Eindringen der Germanen in die römische Welt nicht alles Bestehende verschoben, aufgelöst, vernichtet? Lockerten sich nicht wie die Staatsverbände auch die Verbände der Völker, der Gemeinden und Sippen, ja der einzelnen Individuen, wie der ganzen Gesellschaft? Warfen nicht die neuen unverdauten Begriffe und Ideen, welche die Germanen aus der Römerwelt aufsogen, auch zugleich ein Ferment in ihre eigenen Völkermassen, welches, je nachdem diese Giftdosis mehr oder weniger stark war, je nachdem sie stärkere oder schwächere Naturen traf, die einzelnen Völker mit sich selbst in Kampf bringen oder gar vernichten mußte?

Mit formlosem Eifer drängte sich der Egoismus in das Leben der Menschen ein und schuf einen Zustand, der dem anarchischer Auflösung fast gleichkam. Nur willkürlichstem Despotismus gelang es hin und wieder, dieses Sinken einen Augenblick zu hemmen. Allein den Geist zu beleben, den schaffenden, der einst eine Weltsprache wie

die Lateinische so herrlich durchdrungen und sie selbst in der Zeit des Niederganges noch einmal zur Trägerin einer neuen Kultur und Wissenschaft erhoben; deren sich ein Augustinus und Orosius bedienten, um als Lichter der Welt über ein Jahrtausend dem Abendlande voranzuleuchten: das vermochte auch der Despotismus nicht mehr. Zur Verständigung über die kleinlichen Tagesinteressen waren die Provinzialdialekte hinreichend, und jenes gemeinsame, von allen Bewohnern des Abendlandes verehrte Lebens- und Staatsidol war längst zum toten Götzen geworden, dem ein ebenso toter Kanon genügte, wie ihn etwa ein Cassiodor in jenem Formelbuch verfaßte, dessen Bestimmung er naiv selbst andeutete mit den Worten: „Reden können wir alle ohne Unterschied; nur der Schmuck ist es, welcher den Gelehrten vom Ungelehrten unterscheidet." Die Rechtswissenschaft schlummerte in den großen Codices, welche man anzulegen sich nicht verdrießen ließ, denn sonst wäre sie ganz vergessen worden, da der Verkehr, der sie einst zur Blüte gebracht, ja längst erstorben war. Und wie auf allen Gebieten die alte Form bestehen blieb, ohne von einem neuen, lebendigen Inhalte durchdrungen zu werden, wie der Goldsolidus des konstantinischen Münzfußes derselbe blieb Jahrhunderte lang bei Römern und Deutschen, so standen auch Handwerk, Industrie und Handel vollkommen still, und die bildende Kunst brach zusammen zu einem sinnlosen Aneinanderreihen althergebrachter, unverstandener Formen. Als wenn der Menschengeist erstorben wäre, so drang die ödeste Plattheit ungescheut zu Tage und suchte mit angelernten Formeln den Staatsmann, wie den Gelehrten zum Künstler zu machen, anstatt dem lebendigen, den Verhältnissen entsprungenen Gedanken, der schaffenden Idee selbst Wahl und Schöpfung der Form zu überlassen. Als hätte man auf jede individuelle Aeußerung und Bethätigung des eigenen Daseins in den höheren Kreisen der abendländischen Gesellschaft für immer Verzicht geleistet, hielt man ein halbes Jahrtausend sogar an der Mode fest, wie sie im 5. Jahrhundert üblich war, und doch barg sich unter diesem Allerweltskleide jener gemeine Egoismus, der weder dem Individualismus entstammt, noch sich zu ihm zu erheben vermag.

Mit knabenhaftem Ungestüm stürmten die germanischen Recken dieser sinkenden Zauberwelt entgegen, unbedachtsam zertrümmernd, was ihnen im Wege stand. Ein gewaltiger Schutthaufen türmte sich um sie her, und die Pestdünste einer vermodernden Kulturwelt drangen den gesunden Söhnen des Nordens in das eigene Blut, ihre Lebensnerven und Muskeln zerrüttend und vergiftend. Und mit den erkrankten Kräften mußte man sich nun daran machen, den faulenden Schutt, den man selbst auf den eigenen Weg geworfen, wieder zu entfernen — eine lange, ungeheuer schwere und mühsame Arbeit. Es mußte ausgesucht werden, was man selbst noch verwerten konnte; nachgraben mußte man mit emsigem Suchen, um wiederzufinden, was man einst in kecker Unwissenheit und jugendlichem Kraftbewußtsein verworfen, von dem man aber nun erkannt hatte, daß es zur Weiterführung des eigenen Daseins unbedingt notwendig war. Und dabei war man nun selbst krank; die Gesundheit den künftigen Geschlechtern wiederzugeben, mußten die kranken Geister und Leiber der Väter diese lange Arbeit verrichten. Jahrhunderte dauerte diese Arbeit, und erst in der neuesten Zeit war es uns beschieden, endlich den Trümmerhaufen allmählich abnehmen, seine verpestenden Schlacken langsam beiseite geschafft zu sehen. Mit der Verkleinerung des Hindernisses wuchs die eigene Kraft und Gesundheit des Volkes wieder, und ein neuer Tag der selbsteigenen Arbeit und Weiterbildung leuchtete im Osten auf.

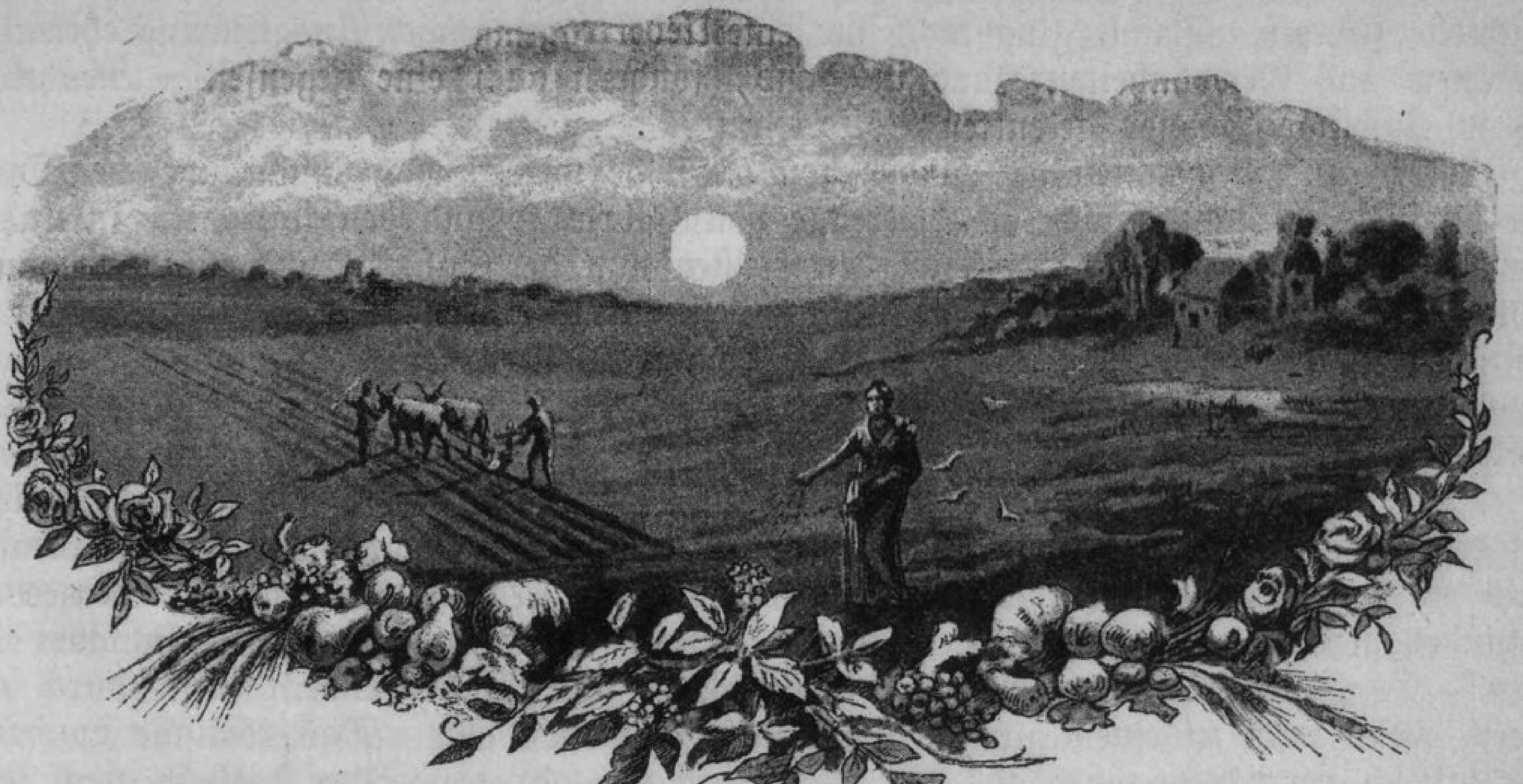
Wo war in der hellenischen, italischen oder israelitischen Welt je von solchen Dingen die Rede? Wie schnell nahte diesen Völkern der Zeitpunkt, da sie mit der Arbeit am eigenen Werke beginnen konnten! Da es ihnen gegönnt war, auf fast jungfräulichem Boden die Saaten ihres Volksgeistes auszustreuen!

Welche Kräfte diese Arbeit, zu der unter allen Völkern bisher allein der Germane verflucht ward, dem Volke entführten und raubten, erkennen wir, wenn wir die Leichenfelder der Welt durchwandern. Und merkwürdig ist es, daß gerade die Völker jener östlichen Germanengruppe, die als die unverdorbensten auf den Kampfplatz traten, alle nach kürzerer oder längerer Zeit ihres Bestehens zu Grunde gehen mußten. Merkwürdig dabei noch mehr der Umstand, daß diejenigen, welche dem Zentrum des *altrömischen*

Lebens am nächsten saßen, zuerst der Vernichtung anheimfielen. Die Ostgoten, die Eroberer Italiens, mußten verbluten, nachdem ihr Reich kaum mehr als ein halbes Jahrhundert bestanden hatte. Der Burgunder Macht sank fortwährend, und das Volk verlor sich unter die Romanen. Der Westgoten Staat, ferner diesem Zentrum im Südwesten Frankreichs und in Spanien, hielt sich etwas länger, dagegen sank um so schneller das Vandalenreich in Trümmer, welches in der von römischem Wesen und Ueberkultur am meisten durchdrungenen Provinz Afrika errichtet worden war. Selbst das starke Volk der Franken mußte einen großen Teil seiner Kräfte dazu hergeben, im Westen des Rheins einer neuen Völkermischung Lebensfähigkeit zu verleihen, während das Volkstum der Langobarden im Süden der Alpen sein Ende fand. Nur was östlich des Rheins und nördlich der Alpen saß, rettete seinen Bestand auf spätere Zeit, rettete ihn und errang selbst in diesem so furchtbar dezimierten Zustande die Herrschaft über Europa.

„Und sieht man weiter, so bildet das Auftreten des austrasischen Volkes und der Pippiniden nicht, wie man gewöhnlich annimmt, den Endpunkt, sondern nur eine Pause in dieser ganzen furchtbaren Entwicklung. Die Merovinger alle stehen tief unter den großen Gestalten der vorhergehenden Jahrhunderte, und die ersten Pippiniden bis auf Karl Martell haben doch keineswegs den zunehmenden Verfall der fränkischen Dynastie und des fränkischen Reiches aufgehalten, bis beim Tode Pippins des Mittleren alles in Verwirrung und Verwüstung lag. Allerdings zeigt das Jahrhundert seit dem Auftreten jenes großen Sarazenensiegers eine ruhigere und gemessenere Bewegung, aber wie man auch die Stellung Karl Martells, seiner Söhne und seines Enkels auffassen mag, darüber stimmen alle überein, daß die innere Auflösung der alten Verfassung unaufhaltsam fortschritt, und daß die Neugründung einer litterarischen und künstlerischen Kultur, wie sie Karl der Große versuchte, keineswegs in dem weiten Umfang seines Reiches überall durchdrang. Am deutlichsten zeigt sich das in den bildenden Künsten, deren Verfall nach dem Tode des großen Kaisers so unaufhaltsam fortschreitet, als wären alle seine Anstrengungen und Schöpfungen gar nicht vorhanden gewesen, ebenso unaufhaltsam wie der Verfall der militärischen Kraft des Reichs und der durch Karls hochgespannte Thätigkeit zeitweilig neugeordneten Verfassung. Das fränkische Reich zerbricht in verschiedene Teile, und jeder derselben wird durch Parteiung tief erschüttert, das Vasallentum fördert den Verfall des Reichsdienstes im Westen noch geschwinder und gefährlicher denn im Osten, und hier fallen die einzelnen Stämme ganz in ihre frühere Selbständigkeit zurück. Obgleich die ganze occidentale Geschichtschreibung fast bis zum Aussterben der deutschen Karolinger im mittelbaren und unmittelbaren Dienste dieses Hauses steht, tritt die Wucht dieser Thatsachen auch neben den panegyristischen Darstellungen zu Tage. Das Zeitalter Karls des Großen ist nur eine Periode glücklichen Stillstandes für den zunehmenden Verfall der occidentalen Kultur; die des Orients dagegen entwickelt sich trotz aller Kämpfe und Spaltungen mit strahlender stetiger Energie . . . . . Erst das Auftreten der Ottonen bezeichnet den großen Wendepunkt der occidentalen Entwicklung, die erste dauernde und erfolgreiche Reaktion gegen die Resultate der Völkerwanderung."

So zeichnet Nitzsch mit genialem Griffel die Umrisse der abschließenden wie der folgenden Periode, und mit seinen Worten, da wir bessere und treffendere nicht zu finden wüßten, wollen wir ebenfalls die ablaufende Epoche beschließen, und die Antwort auf die oben gestellte Frage geben, warum die Bildung eines neuen Staatslebens, dessen Fundamente zu begründen den Kulturvölkern des Altertums nach der Auflösung ihrer heroischen Verfassungen unter dem Einfluß einer freien nationalen Entwicklung verhältnismäßig so viel früher beschieden war, bei den Germanen so furchtbar gehemmt und schließlich vollständig vereitelt wurde. „Deshalb, sagt Nitzsch, weil der Schwerpunkt ihres damaligen politischen Lebens auf einem fremden Boden lag, dessen in Fäulnis geratene Kultur die gesunde Entwicklung ihrer eigenen nationalen Grundkräfte von Anfang an umstrickte und zerrüttete."



Die Neugestaltung der europäischen Verhältnisse seit der Völkerwanderung.

Es mag in einer Spezialgeschichte sonderbar erscheinen, wenn immer wieder von der Allgemeinheit ausgegangen und an derselben angeknüpft wird, doch handelt es sich bei der Kenntnisnahme irgend eines Stückes älterer Geschichte zuerst um die Erfassung der allgemeinen Bewegung, aus welcher das einzelne herauswächst. Während wir hier also gezwungen sind, die allgemeinen Vorgänge zur Erklärung der einzelnen und knapp überlieferten historischen Thatsachen heranzuziehen, werden wir in späterer Zeit, wenn erst die bayerischen Quellen reichlicher fließen, von ihnen aus den Weg zur allgemeinen europäischen Geschichte im Ueberblick zu verfolgen gezwungen sein.

Und gewiß ist es wunderbar, die Arbeit, welche gewissermaßen noch die Natur vollzieht, im großen Bilde zu überschauen. Vergessen und bedeutungslos sind die alten Gruppennamen der Herminonen, Ingaevonen und Istaevonen geworden. Weit in den Hintergrund, in das Dunkel mythischer Erinnerung ist die alte Blutsverwandtschaft getaucht, und Verhältnisse von tief einschneidender realer Wirkung sind an ihre Stelle trennend und bindend getreten. Zu einer Neugestaltung der Dinge, wie wir sie sich vollziehen sehen, bedurfte es einer Umänderung der natürlichen Grundlagen. Im Austausch und in der Vermischung der Kräfte liegt Leben und Wachstum des einzelnen, wie der Völker begründet, und so war es eine natürliche Notwendigkeit, daß jene alten Verbände sich lösten, damit neue lebensfähige Verbindungen zustande kämen. Wie dies geschah, sahen wir, als wir die Verschiebung der einzelnen Völker betrachteten. In die großen Gruppen drängten sich durch die Völkerwanderung fremde Elemente hinein, den Zusammenhang derselben zerreißend. Und dieser anfangs lediglich dynamische Prozeß wurde dann zur Ursache neuer Vereinigungen, denen aus der örtlichen Nachbarschaft die großen

gemeinsamen Interessen erwuchsen, welche bald zu innigerer Verschmelzung der Gruppenbruchteile führten. Damit ging nicht nur eine Uebertragung und Ausgleichung ehemaliger Ansichten und Gewohnheiten Hand in Hand, sondern auch eine gegenseitige Neuhebung des in einseitige Bahnen gelenkten Völkerlebens.

Germanen bewohnten die Länder von der Elbe westlich bis zum atlantischen Ozean, von der Nordsee südlich bis zur Meerenge von Gibraltar und den italischen Inseln, ja über das Mittelmeer hinüber bis an den Wüstensaum der Sahara, und in ihren Händen ruhte die Herrschaft über den europäischen Westen und Süden, wie über die Küsten des westlichen Mittelmeers. Das alte Ziel der Wanderung war erreicht, und im Besitze des Gewonnenen zu bleiben, dazu bedurfte es jetzt der festeren staatlichen Organisation, der politischen Thätigkeit und Energie.

Wie aber damit beginnen? Konnte man noch nach all' den stattgehabten Umwälzungen an eine organische und ruhige Weiterbildung altangebahnter Verfassungen denken? Hatte sich aus der Trümmerwelt, welche man um sich her geschaffen, so viel Ganzes und Gesundes gerettet, daß mit ihm ein neues Dasein in reichen Formen möglich war? — Nein! Es bedurfte einer großartigen Befruchtung der schlummernden Kräfte durch neue Ideen, wenn man zu einem günstigen Resultate kommen wollte. Das römische Imperium war faktisch vernichtet, aber aus der Welt geschafft war diese Idee deshalb noch lange nicht. Je mehr die Germanen gegen die äußeren Ketten, welche dieses Imperium um sie gezogen, anstürmten und sie zu zerreißen strebten, umsomehr zwang dieses großartige Institut die wilden Stürmer unter seine geistige Herrschaft, und alte abgestorbene Formen mit neuem Inhalte zu erfüllen, schien schließlich durch die fortwährende Berührung die einzige Tendenz der neuen germanischen Staatengründer zu werden. Und woher hätten sie auch die Formen anders nehmen sollen, als aus der Arbeit der alten Völker? Formen, ohne welche eine gesicherte staatliche Entwicklung einfach eine platte Unmöglichkeit war? Doch andrerseits war der germanische Volksgeist bereits so fest und eigenartig geworden, daß an ein bloßes Aufnehmen alter und fremder Institutionen wieder nicht gedacht werden konnte. So mußte denn der Kampf beginnen zwischen dieser Eigenart und der gegebenen, sich aufdrängenden Form, bis beide so dehnbar geworden, daß ein Ineinanderwachsen möglich geworden. Ueberraschen wird es uns deshalb nicht, wenn wir die Lösung dieser Aufgabe in allen Tonarten versucht sehen; überraschen wird es uns ebenso wenig, wenn wir das Germanentum noch lange Jahrhunderte hindurch mit diesem geistigen Römertum im Kampfe finden, Jahrhunderte, die wir kurz mit dem Ausdrucke „Mittelalter“ zu bezeichnen pflegen.

Die Idee des Weltimperiums war es, welche in der Form römischer Ueberlieferung, verbündet mit dem idealen Imperium des Erlösungsgedankens, befruchtend auf die Naturkräfte der germanischen Völker wirkte, und die ganze Stufenleiter, welche von einem allgemein aufgefaßten Gedanken bis zu dessen endlicher präziser Durchführung und Bethätigung führt, mit all' ihren phantastischen und andrerseits wieder ihren kältesten vernunftmäßigen Auswüchsen mußten die Germanen durchlaufen, um zu einer selbständigen Erfassung ihres nationalen Daseins zu gelangen. Es war die Schule, in welcher jene Gemüts- und Gedankentiefe sich ausbildete, welche allein zur Erkenntnis der ewigen Wahrheit den Weg bahnt.

Festhalten galt es und behaupten, was gewonnen war. Die Not zwang dazu, unter den Waffen zu bleiben, denn wie im Südost der alte Anspruch Roms auf die Provinzen aufrecht erhalten wurde, so drohten im Osten und Nordosten fremde wilde Völkerschaften mit ihren Massen in die eroberten germanischen Gebiete einzubrechen. War einst die Elbe der Grenzstrom zwischen Kelten und Germanen, jetzt bildete sie die Grenze zwischen Germanen und Slaven. Nur ganz im Norden behaupteten sächsische Völkerschaften das Ostufer der Elbe, wie die Friesen die jütische Halbinsel gegen die von Skandinavien anrückenden Dänen und Jüten verteidigten. Schon drückten slavische Stämme auf Böhmen und bald besetzten sie das abgeschlossene Waldland; schon zogen andere dem obern Main und der Saale zu, und wie mit spitzem Keile versuchten sie hier die Regnitz aufwärts und über sie hinüber bis zur schwäbischen Grenze in germanisches Gebiet

vorzudringen. Es ist der alte Weg, den jüngst noch teilweise die Burgunder gezogen, es ist die alte Völkerstraße, welche wir schon für den Einbruch der Cimbern und Teutonen vermuteten.

So blieb das alte Volksheer erhalten. Aber dadurch, daß der Heergenosse zugleich mit der Entwicklung des Ackerbaues und der intensiveren Bewirtschaftung des heimatlichen Bodens zum Grundbesitzer geworden war; dadurch, daß nunmehr Hof und Haus mit dem Acker, welche ja ehedem getrennt waren, zu einem Besitztum verschmolzen, kam in die Verhältnisse des einzelnen eine Stetigkeit, welche den politischen Strömungen noch lange nicht vergönnt war. Was Wunders also, wenn man die rege Anteilnahme an all' den politischen Bestrebungen und Intriguen bald als eine Last zu empfinden begann, wenn man das, was früher den Stolz und die Ehre des einzelnen ausgemacht, nunmehr sich befehlen ließ? Nicht die Könige haben der Volksversammlung ihre einstige Freiheit und hohe Bedeutung genommen, denn diese Frage stand damals noch ganz außer Diskussion, sondern das Volk, welches den Grundbesitz und die Heimat gewonnen, trat selbst mehr und mehr von der führenden politischen Rolle zurück, welche es ehedem einnahm. Keine von den alten Einrichtungen wurde förmlich abgeschafft; sie gerieten nur langsam außer Gebrauch und in Vergessenheit, und nur so konnte es kommen, daß die Könige, von der Not dem Volke gegeben, zuletzt die Deutung der alten Gewohnheiten und Sitten aus eigener Machtvollkommenheit übernahmen. Keiner war da, der ihnen widersprach.

Ruhte auch die Macht der germanischen Könige zum größten Teile auf dem großen Grundbesitz, den sie erworben, und meist dadurch erworben, daß sie sich als Rechtsnachfolger der römischen Kaiser betrachteten, somit den großen Domänialbesitz derselben an sich nahmen, so ist es doch bezeichnend einerseits für die Zurückhaltung dieser Könige dem Volke gegenüber, wie für die große Macht und Freiheit, welche demselben immer noch verblieb, daß weder das ungerodete Land dem Staat gehörte, noch ihm das Jagdrecht zustand. Frei sind noch immer Licht, Luft, Wasser und Erde, doch letztere nur, soweit sie nicht zur Verteilung kam. Dem einzelnen ist es erlaubt, da niemand es verbietet, in den Wald hineinzuroden und seinen Acker dem Walde abzuringen, ihm auch, in dem unverteilten Walde zu jagen. Während hier also die alte Rechtsidee lebendig blieb, verschob sich dort das Besitzrecht zu Gunsten des Königstums, indem die römische Rechtsanschauung eines königlichen Obereigentums Aufnahme fand. Wir sehen die Umwandlung des Alten nicht in direkt positiver Weise sich vollziehen, sondern langsam und nach und nach verbreiten sich neue Ideen und Gebräuche, die alten in ihrer Bedeutung verändernd oder beiseite schiebend. Ein direkter Angriff auf die Freiheit, die Macht und das Recht des Volkes, der als eine Unterdrückung desselben hätte betrachtet werden können, hat nirgendwo in auffälliger Weise stattgefunden.

Daß aber diese römischen Einflüsse nicht die Oberhand gewannen und die germanische Volkstümlichkeit vernichtend zur Herrschaft kamen, verdanken die Deutschen namentlich jener Offensivstellung, welche sie gegen ihre Ostnachbarn einnehmen mußten. Dadurch wurden sie von der Einlenkung in eine einseitige Entwicklung bewahrt, und während im Westen und Süden die Achtung vor den überlieferten römischen Formen und Gebräuchen ein innigeres Anschmiegen an das fremde Volkstum zur natürlichen Forderung machte, konnte man den Mächten im Osten nur entgegentreten, wenn man das eigene Volkstum hütete und bewahrte. Hier gab es keine überlegene Kultur, welche ihre Forderungen an die jugendlichen Völker stellte, sondern mit ursprünglicher Kraft und Waffengewalt galt es gegen die fremden Eindringlinge die gewonnene Heimat zu verteidigen. Damit im engsten Zusammenhange steht nicht nur die entschiedenere Wahrung des Deutschtums bei Bayern und Sachsen, sondern auch die spätere Regeneration des deutschen Volkselementes, welche durch das lebhaftere Hervortreten dieser beiden Stämme zum Heile des ganzen Volkes herbeigeführt wurde.

Nur der selbständig entwickelte Charakter besitzt Mut und Kraft zur Opposition, und diese letztere läßt wieder auf jenen schließen. Die Opposition gegen das Frankentum aber wird uns bei beiden Stämmen zur Genüge begegnen, so daß wir wohl von einer selbständigen Stammesentwicklung sprechen dürfen. Die Entwicklung der deutschen Geschichte

aber läßt sich nur dann begreifen, wenn dieser Gegensatz der einzelnen Stämme gegen einander im Auge behalten und betont wird.

Mit dem Zurücktreten der Volksmasse von der Leitung der politischen Angelegenheiten wuchsen natürlich die Aufgaben derjenigen, welchen diese Leitung mehr und mehr zufiel. In den vielfachen Wirren der letzten Zeit hatte man nur zu gut erkannt, daß an der augenblicklichen Schlagfertigkeit, an der steten und festen Zusammenfassung aller verfügbaren Kräfte alles, die ganze Volksexistenz hing; man hatte einsehen müssen, daß diese Forderungen nicht erfüllt werden könnten, wenn man von der Zustimmung des Volkswillens die jedesmal erforderlichen Maßregeln abhängig machen wollte, und so trat mehr und mehr die Notwendigkeit hervor, die Macht der Führer zu erweitern. Damit aber stieg auch das Ansehen der leitenden Persönlichkeit. Es wurden darüber keine Beschlüsse gefaßt und lange Diskussionen gepflogen, sondern im festen Vertrauen auf die Redlichkeit seiner Fürsten überließ das Volk den Umständen, das Maß und die Fülle der stillschweigend abgetretenen Gewalt allmählich zu bestimmen. Es wäre dies ja auch bei fehlender äußerer Beeinflussung der natürlichste und gesundeste Weg gewesen, sich langsam in eine angemessene Staatsform und -norm hineinzuleben, allein diese äußere Beeinflussung fehlte nicht, und so wurden Zustände geschaffen, deren gesetzliche Regelung nur zu bald sich als dringende Notwendigkeit erwies.

Es ist nicht mehr das alte Volk, das in stolzer Selbstregierung das Gesetz im eigenen Busen trägt, das in starkem Waffenschmuck in selbsteröffneter Versammlung erscheint und seine Helden zu Führern erkürt, das seine Götter verehrt im Waldesdunkel und auf dem einsamen Gipfel der Berge, das seinem Wodan nachzieht, wohin sein Donnerwort es ruft: zum Kampfe für die Freiheit, die jedes Mannes höchstes Gut: sondern fast unbemerkt vollzog sich die Wandlung, und andere Götter sind es, welche den Gottheiten der Schlacht den Platz streitig machen. Zum Ackerbauer war der Krieger geworden, und seinen Herd schirmten Berchta und Holda, sein häusliches Leben segnete Frigga, die Gattin Ohdins. Gerade Süddeutschland, welches in dieser Periode erst den Germanen eigentlich und für immer zufiel, lehrt diese Wandlung am besten kennen. Hier fehlen die direkten Angaben, welche den Wodankult (bei den Bayern) bestätigen, wie uns Quitzmann mitteilt, aber Berchta und Holda sind hier zu Hause, und bis auf den heutigen Tag fristen diese Göttinnen, wenn auch meist als alte Weiber, in den Sagen der Berge ihr Leben. Eine andere Zeit ist angebrochen, die Zeit, in der fest werden soll, was bisher dehnbar gewesen. Aufgeschrieben wird das Gesetz, und in den Wandel und Verkehr greift das gemünzte Gold. War es einst noch ein Teil der Herde, der als Wergeld, als Sühne für den Mord eines Menschen erlegt wurde, so wurde auch dieses jetzt in Geld abgethan, eine Wandlung, welche das Erstarren des einst lebendigen Rechtsbewußtseins mehr als alles andere klar macht. Wie sehr sich in den neuen Einrichtungen alte Anschauungen mit neuen Ideen vermischten, zeigt daneben deutlich die Anwendung der Todesstrafe. Kam dieselbe bei den Deutschen ehemals nur deshalb so selten vor, weil niemand vorhanden war, welcher das Recht über Leben und Tod eines andern, ihm in allem Gleichen, abzusprechen gehabt hätte; und dachte man sich die Todesstrafe gewissermaßen als eine Blutrache, welche das Gemeinwesen für an ihm selbst begangene Verbrechen zu nehmen habe: so vermischte sich diese Anschauung jetzt sofort mit dem Begriffe der Majestät. Ihr, als dem Vertreter des Gemeinwesens, fällt diese Blutrache zu, und als erstes Verbrechen, das mit dem Tode gesühnt wird, erscheint jede Verletzung der geheiligten Person des Königs selbst. Welche Perspektive eröffnet sich uns mit dieser einen Bestimmung, wenn wir an alle die Möglichkeiten denken, welche als Verletzung der Majestät ausgelegt werden können!

Daß diese Entwicklung zur Monarchie in stetigem Fortschreiten sich vollzogen habe, daran ist dabei doch lange nicht zu denken. Im Gegenteil, die Greuel und Mordthaten der Könige fanden ihr Widerspiel in den Thaten des Volkes. Wie dort im Großen die persönliche Macht oftmals in absoluter Willkür sich äußerte, so hier die alte Freiheit des Volkes in Ausbrüchen absoluter Anarchie. Es ist das Suchen der Dinge nach einer Form, welche sich nicht finden wollte, und gerade bei den Franken zeigte die Auflösung

aller früheren Bande des Familien- und Gesellschaftslebens in einen Zustand chaotischer Verwirrung und Unsicherheit, wie schwer es war, eine solche angemessene Form zu finden. Selbst das bewußte Zurücktreten ganzer Völkerschaften zu alten Gewohnheiten, die folgende Erkenntnis, daß dieselben ebenso unhaltbar geworden waren, wie die neuen Einrichtungen, belehren uns über die massenhaft wechselnden Versuche, aus diesen schwankenden Verhältnissen herauszukommen. Was nützte den Langobarden die Aufgabe des Königtums? Was nützte ihnen die Herstellung der herzoglichen Gewalt? Nichts, als daß man erfuhr, diese passe für die neuen Zustände noch weniger, als die abgeschaffte Königswürde.

Und so beharrte man bei derselben, so schwer es auch wurde, die sonderheitlichen Bestrebungen und Gewohnheiten der Volksmitglieder mit dieser anspruchsvollen, kühn und frei hervortretenden obersten Gewalt in Einklang zu bringen. Man beharrte bei ihr, weil das Königtum zur Notwendigkeit geworden war. Und diese Notwendigkeit war es wieder, welche jene großen Königscharaktere erzog, welche den Beginn einer neuen Zeit heraufführten und den Grund legten für das spätere Verwachsen des germanischen Volkes mit dem Königtum. Männer wie Theoderich und Chlodwig mußten im Andenken des Volkes fortleben, wie sie auf die Menge zu ihren Lebzeiten wirkten, und ihnen ist die so schnelle Gewöhnung an die neu geschaffene Staatsform in erster Linie zu danken. Denn wenn auch später im einzelnen gegen die Könige vorgegangen wurde, so war doch im Prinzipe die königliche Gewalt schon in jener frühen Zeit zugestanden worden, eine Anerkennung, welche ebenso wenig prinzipiell jemals wieder in Frage gestellt wurde.

So kam es allenthalben auf ehemals römischem Boden wie auf germanischem zur Gründung von Königtümern, die allerdings in ihrer innern Beschaffenheit bedeutende Abweichungen von einander zeigten. Die Ursache eines Hauptunterschiedes der späteren Gestaltung ist doch wohl in der Verschiedenheit der anfänglichen Absichten, welche bei der Neugründung obwalteten, zu suchen, und kann man sehr wohl unterscheiden zwischen Staaten, welche unter römischer Oberhoheit gegründet wurden, und Staaten, welche auf dem Rechte der Eroberung beruhten. Zu jenen ersteren gehörte vor allem und unfehlbar der Staat Theoderichs, des Königs der Ostgoten.

Mit Zustimmung Kaiser Zenos und in seinem Auftrage zog Theoderich gegen Odoaker zu Felde und rang ihm Italien ab. Was einst Athaulf gewollt, wurde nun von ihm versucht, wenn auch mit Verschiebung des Schwerpunktes. Doch bestimmter als mit seinen eigenen Worten läßt sich die Stellung, welche Theoderich seinen Goten innerhalb der römischen Verwaltung zu geben beabsichtigte, nicht ausdrücken: „Mögen andere Könige", schrieb er, „ihren Ruhm in dem Untergang eroberter Städte suchen; unser Vorsatz ist es, unsern Sieg so zu benützen, daß die Unterthanen nur beklagen sollen, zu spät unsere Herrschaft erlangt zu haben." Die Idee, daß durch seinen Sieg über Odoaker zunächst nur ein Usurpator gestürzt und eine rechtmäßige Gewalt in Italien wieder hergestellt worden sei, ist nicht nur nicht ein Trugbild, welches der König dem byzantinischen Hofe zur Beruhigung vorhielt, sondern er glaubte selbst daran, und auch dieser große König vermochte sich zu dem freien Gedanken an die Schöpfung eines nationalen Reiches nicht emporzuschwingen. Wie bisher im festen oder gelockerten Dienstverhältnisse zu den Kaisern, so dachte man sich auch die neue Stellung, und daß die Macht des ostgotischen Königs jetzt eine freiere und bedeutendere war, als ehedem, davon ist die Ursache außer in der Wirkung der eigenen großen Persönlichkeit, auch namentlich in der Anerkennung durch die Byzantiner zu suchen. „Wiewohl er weder die Insignien noch den Namen eines Kaisers annehmen wollte, sondern sich stets mit dem eines Königs begnügte, mit welchem die Barbaren ihre höchsten Fürsten zu bezeichnen pflegen, so regierte er doch seine Unterthanen so, daß ihm nichts von dem gebrach, was den Sitten und Gewohnheiten der wirklichen Kaiser entspricht." So charakterisiert Prokop die Stellung Theoderichs, und den Grund der Zurückhaltung erkennen wir sehr wohl nicht nur in dem Zwange, welchen ihm die Rücksicht auf die seiner Herrschaft unterstellten Römer, sondern auch auf seine eigenen Volksgenossen auferlegte. Wie nachteilig aber diese faktische Anerkennung der oströmischen Oberhoheit auf das fernere Schicksal der Ostgoten eingewirkt hat, ist aus der Geschichte dieses unglücklichen Volkes nur zu sehr bekannt.

Der altrömischen Bevölkerung stand somit kein geschlossenes Volkswesen gegenüber, sondern nur ein nationales Heer, und wie sehr auch Theoderich sein Streben dahin richtete, ein Verhältnis des Vertrauens und der gegenseitigen Annäherung zwischen Goten und Römern zu schaffen, wie sicher es auch ist, daß der Zustand der römischen Unterthanen sich fast allenthalben unter germanischer Herrschaft verbesserte, so müssen wir doch im Auge behalten, wie auch Theoderich seine Krieger vor einer allzu innigen Berührung mit römischer Art und Bildung ängstlich zu bewahren suchte. Ja, er verbot den Goten geradezu den Besuch von Schulen, „damit ihnen nicht die Riemen der Schulmeister die Tapferkeit herausschlügen."

Aber schon in diesen Bestrebungen zeigte sich der Widerspruch und das Unhaltbare des geschaffenen Zustandes. So lange der große König selbst die Angelegenheiten in kräftiger Hand behielt, traten die Mängel des Systems hinter den augenblicklichen Erfolgen zurück, und das morsche Gebäude hielt Stand, durch die starken Widerlager gestützt. „Allein der Druck der künstlichen Staatsmaschine der alten Zeit und die Lasten des Zustandes fortgeschrittener Kultur dauerten auf diese Weise fort und raubten dem ostgotischen Reiche alle die Vorteile, welche Naturstaaten bei allen ihren Mängeln eigen sind."

Ein Wille und ein Gedanke sollte im ganzen Römerreiche leben, und wie Theoderich seine eigene Stellung dem Hofe von Byzanz gegenüber eingenommen hatte, so sollten auch alle andern deutschen Könige dort den Mittelpunkt der abendländischen Welt erblicken. Dies zu vermitteln war sein Bestreben, wenn er auch vor den deutschen Fürsten einen Vorrang für sich in Anspruch nahm. Es war, als ob er sich ihnen gegenüber, wenn auch nicht als Kaiser des Abendlandes, so doch als Herrscher von Italien, als König von Rom gefühlt hätte. Aber auch bei der übernommenen Rolle des Vermittlers behauptete seine Politik möglichst den friedfertigen Charakter. Wie er vornehme Römer in seinen Dienst zog, so Liberius und Cassiodor, den er zum ersten Minister machte, so trat er auch den Germanen meist friedlich entgegen und suchte sie durch Freundschaft an sich zu fesseln und für seine Politik zu gewinnen. Eine seiner Töchter verheiratete er mit dem Könige der Burgunder, eine andere mit Alarich II, dem Könige der Westgoten; die Vandaleneinfälle suchte er zu verhindern dadurch, daß er seine Schwester Amalafride dem Könige der Vandalen, Thrasamund, zur Ehe gab, und selbst die noch heidnischen Thüringer verband er sich durch eine anderweitige Verschwägerung des Amalerhauses mit Hermanfried, dem thüringischen Herrscher. Den größten Gegensatz, der zwischen seinem Reiche und der aufblühenden fränkischen Herrschaft bestand, war er dadurch auszugleichen bestrebt, daß er selbst eine fränkische Prinzessin zur Ehe nahm. Aus alledem geht hervor, wie die Politik in diesen jungen Königreichen mehr und mehr zur Politik der Herrscher geworden war, daß rein persönliche Stimmungen und Verhältnisse einen großen Teil der Maßnahmen all dieser Herrscher bestimmten. Daß demnach die Macht und das Ansehen Theoderichs auch außerhalb seines Reiches eine hervorragende war, ist leicht einzusehen.

Schon ehe Theoderich nach Italien gezogen war, hatte sich durch das Vordringen der Franken, denen der letzte römische Statthalter Syagrius nach der unglücklichen Schlacht bei Soissons (486) hatte weichen müssen, eine Veränderung insofern vollzogen, als durch dieses Vorschieben des fränkischen Gebietes in Gallien die Besitzungen der Franken, Alamannen, Burgunder und Westgoten ungetrennt aneinander stießen. Dadurch entwickelte sich hier eine Rivalität, welche früher oder später zur Uebermacht der einen und zur Unterwerfung der andern Völkerschaften führen mußte. Dem Ausbruche dieses Kampfes suchte nun Theoderich mit aller Macht vorzubeugen, doch so wenig er die Unterwerfung der Alamannen (496) durch den Frankenkönig Chlodwig verhindern konnte, so wenig vermochte er auf die Dauer den entbrennenden Hader der Franken mit Burgundern und Westgoten zurückzudämmen.

Trotz aller Staatsklugheit und weisen Mäßigung gelang es dem Könige nicht, jene eine große Kluft zu überbrücken, welche die abendländische Welt für immer und unvereinbar trennte. Hätte er selbst den Gegensatz der beiden Bevölkerungen seines Reiches in Sprache, Sitten und Gewohnheiten zu beseitigen vermocht, jene große Kluft des verschiedenen Bekenntnisses wäre doch bestehen geblieben — ein Abgrund, in den alles Mühen und Streben spurlos versank.

Tief und ernst hatte sich die römische Welt dem Geiste des Christentums in diesen furchtbaren Zeiten ergeben, und Tausende zogen hinaus in die Einsamkeit, ihr Leben in stiller Andacht und Erhebung zu vollenden, denn in der Welt fanden sie des Lebens Bestimmung und Ziel nicht mehr. Zu dieser Scheidung mußte es kommen infolge der Ueberspannung des religiösen Lebens. Denn es war nicht mehr die einfache Religion des Herzens, welche dem Gemüte Friede und Hoffnung erweckte, sondern ein prunkvoller Hofdienst der Gottheit berauschte die Phantasie der Gläubigen. Für jene ewigen Wahrheiten, die einst die christlichen Lehrer verkündigt, fand sich kaum ein Verständnis mehr. Sinn und Geist der Völker war verwirrt, und in dem ewigen Haschen nach neuer Pracht und ungekannten Reizen hatte man die Erkenntnis des wahrhaft Schönen und Erhabenen verloren. Was Wunder also, wenn auch die Kirche mit ihren Festen und Feierlichkeiten auf den herrschenden Geschmack einging; wenn sie selbst, hätte sie es auch nur gewollt, sich ihm nicht zu entziehen vermochte!

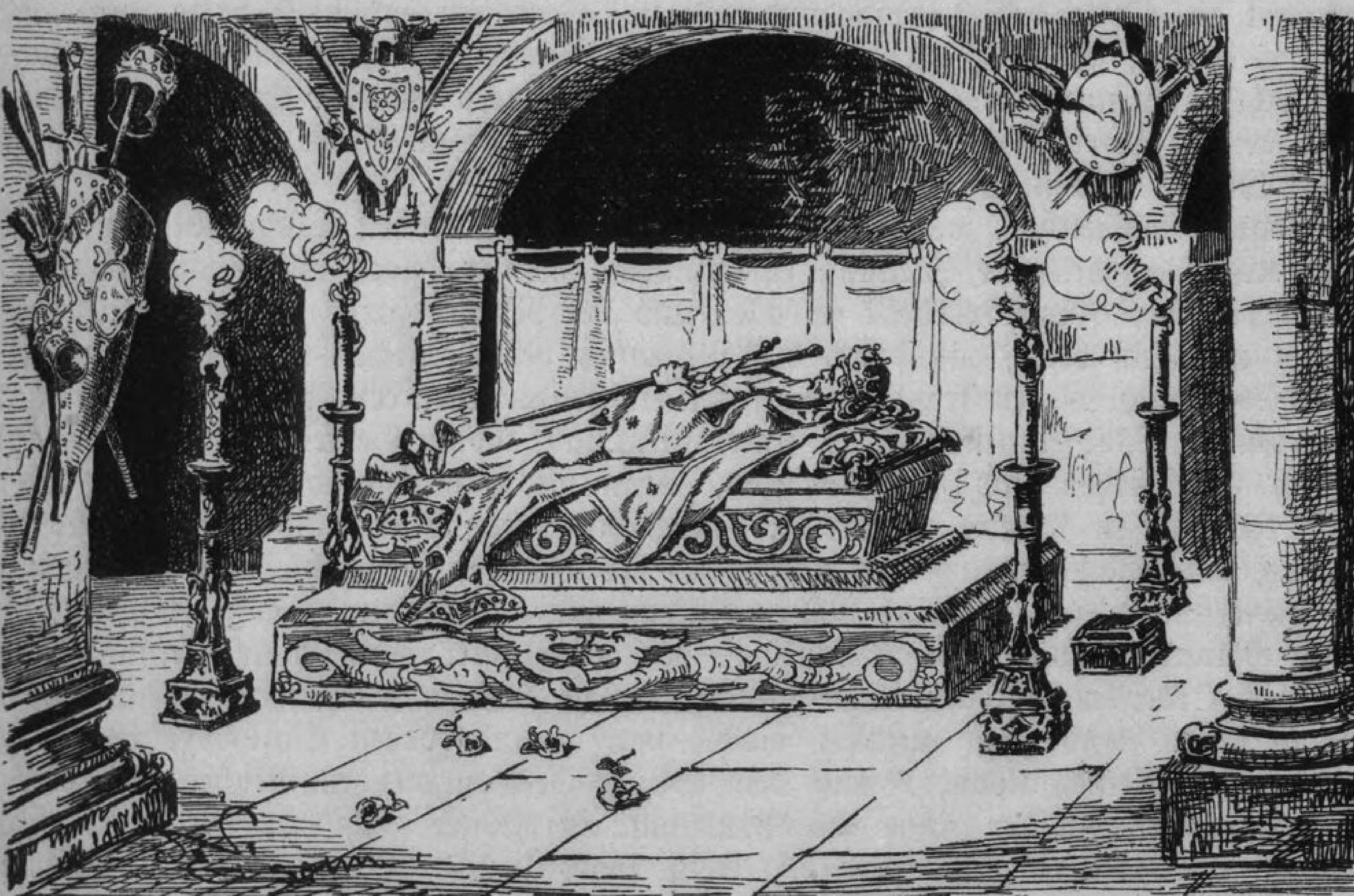
Daß mit dieser Wandlung zugleich auch das Mönchs- und Eremitenleben, wie es bereits um die Mitte des 3. Jahrhunderts im Orient sich entwickelt hatte, eine andere Bedeutung erhielt, ist wohl zu begreifen. Aber gerade in dieser Fähigkeit der jugendlichen Kirche, nicht nur auf den Zeitgeist einzugehen, sondern sich über ihn emporzuschwingen und ihn neu zu befruchten, lag jetzt ihre größte Macht, eine Macht, welche ihr in dieser Zeit der Wirren namentlich zu statten kam.

Mögen die Schäden, welche dem Staatswesen durch die seit Constantin den Bischöfen und der Kirche eingeräumte Stellung entsprangen, noch so groß und nachhaltig gewesen sein: ein positiver Nutzen verdeckt sie alle, und der besteht darin, daß die Weltgeschichte überhaupt im Fluß blieb, daß durch den Gegensatz der weltlichen und geistlichen Gewalt immer wieder auch in den trostlosesten Zeiten ein neues Leben erblühte und die Stagnation gehoben wurde. Der Nutzen, daß es ein Institut gab, wohin Geistesarbeit und Gedankenleben sich zurückziehen und zu jeder Zeit, wenn oft auch noch so kümmerlich, gedeihen und sich fortpflanzen konnte, ist für die Geschichte Europas ein unbestrittener und übertrifft alles, was man im einzelnen gegen das Treiben der Geistlichkeit vorzubringen vermag. Es erscheint uns wie eine Notwendigkeit, wie eine Rettung, daß gerade in dieser Zeit sich Männer fanden, wie Benediktus, der das Kloster von Monte Cassino gründete und in das Ordenswesen eine Regel brachte, welche nachher im ganzen Abendlande Anerkennung fand. Und nicht zufällig möchte man das Vorgehen Cassiodors nennen, der nach dem Tode seines Königs, nach dem Sturze des ostgotischen Reiches sich von der Welt zurückzog und in der Nähe von Bruttium ein Kloster gründete, wo er sich schriftstellerischer Thätigkeit in Ruhe ergab. Sein Beispiel und Wort trieb seine Mönche zu gleichem Thun an, und man beschäftigte sich mit der Vervielfältigung der Bücher durch Abschriften. „Cassiodor hat zuerst die wissenschaftliche Arbeit grundsätzlich in die Klöster eingeführt, und dadurch einen weitreichenden, segensreichen Anstoß gegeben.“

Kam es hier so zu einem Mittelpunkte geistigen Stilllebens, das seine Früchte erst in späteren Zeiten zu reifen bestimmt war, so konzentrierte sich in den bischöflichen Kirchen ein bewegteres Leben. „In den Bischöfen sah die römische Menge ihre natürlichen Vertreter und ihre Führer; dadurch erlangten sie eine Gewalt, die weit über ihre ursprünglichen, geistlichen Befugnisse hinausging.“ Und merkwürdig, wie das geistliche Leben sich nach zwei Richtungen hin entwickelte, so waren es auch zwei Mittelpunkte, die äußerlich ohne Verbindung, innerlich im innigsten Zusammenhange der alten kirchlichen Verfassung eine Stütze gewährten: in Irland und Schottland die klösterlich strenge und einfach organisierte Kirche, wo sich die alten Traditionen des Christentums fortpflanzten, in Gallien die bischöfliche Kirche, welche sich aller der Mittel bediente, welche die altkeltische Priesterkaste der Druiden im gallischen Volkscharakter vorbereitet und ausgebildet hatte. Hier war der Boden geebnet zu einer mächtigen Organisation, und bald stand auch die gallische Kirche als Führerin im Abendlande da, „an Bildung damals der italienischen unzweifelhaft überlegen.“ Durch die Erblichkeit der Bischofswürde in den städtischen Adelsgeschlechtern kam in die Organisation der gallischen Kirche eine Stetigkeit, welche ihren vollkommenen Verfall gerade weit genug hinausschob, bis ihre indes erstarkte nordische Schwester in

England in die Lücke treten und ihre segensreiche, großartige Mission im Abendlande übernehmen konnte.

Es läßt sich nun begreifen, welche Wirkung bei den Verfechtern des reinen Glaubens, der athanasianischen Lehre die Errichtung jenes mächtigen arianischen Königtums der Ostgoten in Italien hervorrufen mußte. Die natürliche Rivalität, in welche zwei zu gleicher Zeit emporstrebende Mächte immer geraten müssen, erhielt durch diesen religiösen Gegensatz nur eine Verschärfung, die zu mildern Theoderich auch mit all' seiner Toleranz nicht gelang. Hatte schon um die Mitte des 5. Jahrhunderts König Childerich, obwohl noch Heide, sich die Freundschaft und das Bündnis der Römer zu erwerben gewußt; war er in ihrem Dienste gegen die ketzerischen Westgoten, die britischen und sächsischen Seeräuber, die plündernden Alamanen zu Felde gezogen und hatte er sich so im Lande das Ansehen eines Retters und Beschützers errungen: so war dadurch ein Verhältnis beider Bevölkerungen in Gallien angebahnt, das in Zukunft vielleicht immer inniger sich gestalten ließ.



Childerichs Bestattung.

„Man freute sich des alten Hünen, wo man ihn sah, hoch zu Roß, in reicher und prächtiger Rüstung: der Königsmantel, in welchem seine Getreuen ihn zu Tournay bestattet haben, bestand aus purpurner, golddurchwirkter Seide, wahrscheinlich besetzt mit den goldenen Bienen, die man in so großer Zahl in jenem Grabe fand und die Napoleon von ihm entlehnt hat. Natürlich war das alles von römischer Arbeit, auch sein Siegelring führte die lateinische Inschrift: „CHILDIRICI REGIS“. An ihm erkannte man, wie uns Chifflet mitteilt, den am 27. Mai 1653 zu Tournay aufgefundenen Schatz, dessen Alter und Herkunft sonst schwer zu bestimmen gewesen wäre.

Wie anders mußte sich all dies jetzt gestalten, nachdem Chlodwig, Childerichs Sohn, mit 15 Jahren die Herrschaft über die salischen Franken übernahm. Nicht nur die niederschmetternde Kraft hatte er von seinem Vater geerbt, sondern er wußte sich ihrer mit Schlauheit zu bedienen, und „die brennende Gier nach Ruhm und Größe, die Biegsamkeit seines Geistes mit welcher er sich einer herrschenden Richtung, deren Gewalt er anerkennt, unterwirft und sich ihrer für seinen Zweck doch wieder zu bemeistern weiß“, weissagen uns eine bewegte von hohen Erfolgen gekrönte Regierungszeit. Ist es doch eine Hauptbedingung wahrer Größe, die Zeit zu erkennen und sich ihren Strömungen nicht

zu verschließen. Zwar wollte auch Chlodwig von dem Uebertritt zum Christentum anfangs nichts wissen, doch aus den Erzählungen Gregors, des Bischofs von Tours, geht zur Genüge hervor, wie man mit Hilfe seiner burgundischen Gemahlin Chrotechilde sich um ihn bemühte. Sie war es, welche ihn bewog, der Taufe seines neugeborenen Sohnes nicht zu widersprechen, und wie tief doch bereits die Lehre des Christentums auch in sein Heidenherz gedrungen, beweist der Umstand, daß er sich an Jesus Christus wandte, als er in jener Schlacht gegen die Alamannen seine Scharen weichen sah (496). Seiner Hilfe schrieb Chlodwig den endlichen Sieg zu, und der Uebertritt zum neuen Glauben bedurfte nur mehr der formalen Sanktion.

Zurück nach Nordwest hatte sich nämlich der Zug der Alamannen gewendet, als in den Alpen das gotische Reich seine festen Grenzen zog. Dort aber wohnten, wie wir wissen, zu beiden Ufern des Rheins die ripuarischen Franken; bei Zülpich ereilte der zur Hilfe herbeieilende Chlodwig die siegenden Alamannen und schlug sie. Sie zogen in ihr früheres Gebiet ab, ja selbst Teile des Elsaß verloren sie an den Frankenkönig und sie vermochten die allmähliche Besiedelung der Mainufer durch die Franken nicht mehr zu verhindern. Wie also schon Childerich im Bündnis mit Rom gegen die Alamannen gezogen, so jetzt um so mehr Chlodwig, dem mit dem Besitze Galliens der Schutz des Landes zufiel. Betrachtete er sich als Erben der römischen Herrschaft, so mußte er auch die Erbschaft der alten Zwietracht mit den Alamannen in Kauf nehmen. Dadurch daß die Franken das Gebiet nördlich des Pfahles besetzten, wo einst Burgunder und Alamannen grenzten, rückten die Sieger in die Nachbarschaft der Thüringer, ein Umstand, der für die spätere Geschichte beider Völkerschaften von Bedeutung ist. Ein Teil der besiegten Alamannen aber floh in die rätischen Berge, wo sich von nun an die Interessensphären der Franken und Ostgoten berührten.

Zum vollen Ausdruck kam der Gegensatz zwischen den beiden Reichen erst durch den Uebertritt Chlodwigs zum katholischen Bekenntnisse. Der Bischof Remigius von Rheims vollzog die Taufe an dem „neuen Constantin“, und jene Kluft, welche zwischen der alten gallischen Bevölkerung und den heidnischen Eroberern klaffte, war überbrückt, denn mit dem Könige trat ein großer Teil des Volkes zum neuen Glauben über. Hier war damit jenes Hemmnis glücklich beseitigt, das im Gotenreiche die beiden Bevölkerungen trennte, und wie sehr die fränkische Geistlichkeit diesen Uebertritt als einen Sieg des orthodoxen Christentums auffaßte, zeigen uns die jubelnden Glückwunschschreiben des Bischofs Avitus von Vienne, wie des Papstes Anastasius an Chlodwig. Der Bischof von Vienne versichert den König, daß die Gesamtheit seine Triumphe mitfeiere und an seinen Siegen wie an seinem Glücke Anteil nehme. Der Papst gesteht ihm, daß der Nachfolger Petri bei solcher Gelegenheit frohlocken müsse, da er die Völkerscharen sich vollständig um den Stuhl des Apostelfürsten versammeln sehe.

Durch den Schutz und die weltliche Hilfe, welche die Kirche also gewann, schob sie sich in den Mittelpunkt, nicht nur des geistigen, sondern auch des politischen Lebens, und mehr als zu irgend einer Zeit bewies sie im Frankenreiche ihre innere Regenerationskraft. „Denn wenn die Bischöfe auch von der immer mehr überhand nehmenden Verwilderung stark ergriffen wurden, so ging der tiefere sittliche Gehalt der Kirche doch niemals völlig verloren, und mitten in dem allgemeinen Verderben erscheinen immer aufs neue einzelne Männer, welche durch Reinheit der Gesinnung und durch rückhaltlose Hingabe ihrer eigenen Person für die Gebote des Evangeliums die Verehrung ihrer Zeitgenossen und die Bewunderung der Nachwelt erzwangen. Zu keiner Zeit nach den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche finden wir eine größere Zahl von Heiligen, als gerade damals, Männer und Frauen, großenteils von hervorragender äußerer Stellung, die durch Entsagungen aller Art, durch aufopfernde Wohlthätigkeit, durch unerschrockenes Auftreten gegen die Verbrechen der Großen und Mächtigen sich die dankbare Verehrung des Volkes erwarben.“ Und dieses Sich-Besinnen, wie wir das Auftreten jener hervorragendsten Kinder der Kirche gleichsam nennen können, machte es derselben möglich, ihre Macht immer aufs neue in jenen Kreisen des Volkes zu befestigen, auf welchen sie zuerst gegründet war — der städtischen Bevölkerung. Für sie blieb die Kirche eine soziale Anstalt, die ihre Not

zu lindern wenigstens versuchte. Gestützt auf diese Macht, welche gehoben wurde durch die Ergebenheit der städtischen Aristokratie, konnte ein Remigius es wohl wagen, Chlodwig darauf aufmerksam zu machen, wie ein gutes Vernehmen mit den Bischöfen ihm sehr förderlich sein würde, und daß Chlodwig das wohl erkannte, bezeugen uns außer Thatsachen auch seine eigenen Worte. Nur der Zuwachs an Macht, welchen Chlodwig im Abendlande durch seinen Uebertritt gewann, konnte ihn verschmerzen lassen, was er bei seinem Volke verlor. Voll Verlangen sahen die Römer, welche unter gotischer und burgundischer Herrschaft standen, nach dem Frankenlande hinüber, und dieses Entgegenkommen, dieses Herbeisehnen kam der Eroberungslust des Königs selbst wieder zu Hilfe. Den Germanen gegenüber bedurfte es des Erfolges, des Sieges, den Chlodwig und das Christentum errangen, sollte ihr Geist und Gemüt zum Empfange der neuen Lehre wie eines solchen Königtums vorbereitet werden. Denn, wie Jakob Grimm sagt: „das Christentum war nicht volksmäßig. Es kam aus der Fremde, und wollte althergebrachte einheimische Götter verdrängen, die das Land ehrle und liebte. Diese Götter und ihr Dienst hingen zusammen mit Ueberlieferungen, Verfassung und Gebräuchen des Volks. Ihre Namen waren in der Landessprache entsprungen und altertümlich geheiligt, Könige und Fürsten führten Stamm und Abkunft auf einzelne Götter zurück; Wälder, Berge Seen hatten durch ihre Nähe lebendige Weihe empfangen. Allem dem sollte das Volk entsagen, und was sonst als Treue und Anhänglichkeit gepriesen wird, wurde von den Verkündigern des neuen Glaubens als Sünde und Verbrechen dargestellt und verfolgt. Ursprung und Sitz der heiligen Lehre war für immer in ferne Gegenden entrückt und nur eine abgeleitete, schwächere Ehre konnte auf heimatliche Stätten übertragen werden. Der neue Glaube erschien im Geleit einer fremden Sprache, welche die Bekehrer ihren Zöglingen überlieferten und dadurch zu einer die herabgewürdigte vaterländische Zunge in den meisten gottesdienstlichen Verrichtungen ausschließenden Priestersprache erhoben."

Dieses Gegenspiel einer altgeliebten und altgewohnten Ueberlieferung mit dem siegenden Geiste der neuen Zeit hat ein Dichter der Jetztzeit zum Ausgangspunkte einer reizenden Erzählung gemacht, und selten ist wohl mit innigerer und tieferer Erkenntnis das Gemütsleben einer Zeit, die uns fern liegt, erfaßt und durchdrungen, selten wohl so psychologisch und doch so einfach dargestellt worden, wie in der Schilderung von Elmars Bekehrung durch den Prior von Dreizehnlinden. Es mag dem Historiker vergönnt sein, den Dichter zu Hilfe zu rufen, wenn er, wie dies bei Weber der Fall, für die Darstellung des inneren Menschenlebens nicht nur die Erfahrungen des Arztes, sondern auch tiefe historische Kenntnisse ins Feld führt. Der Geist jener Zeit rückt unserem Verständnisse dadurch nur um so näher:

„Deiner Worte, greiser Prior,
Auch nicht eines ging verloren,
Klagst du gleich, der träge Schüler
Lausche dir nur mit den Ohren.

Jedes hab' ich wohl verstanden
Und erwogen tief im Herzen:
Greiser Prior, statt des Trostes
Brachtest du mir Not und Schmerzen.

Statt des Glaubens bange Zweifel,
Statt der Ruhe irres Schwanken,
Immer jagend. immer fragend,
Schweifen unstät die Gedanken,

Gleichwie sturmgetriebne Tauben,
Fern den heimatlichen Buchen,
Zwischen See und Himmel flattern
Und umsonst ein Eiland suchen.

Pfadlos sind die blauen Lüfte,
Ratlos bin ich selbst und müde;
Was ich suche, was ich sehne,
Ist nicht. Glück, nur Friede, Friede!"

So klagt Elmar im Klostergarten, und es ist die Klage des ganzen deutschen Volkes, das seinem heimatlichen Denken und Thun entrissen wird, um auf fremdem Boden sein Geistes- und Gemütsleben neu zu beginnen. „Für die gewonnene Ruhe der Seele, für den verheißenen Himmel gab der Mensch seine irdischen Freuden und die Erinnerung an seine Vorfahren.“ Das ist, wie Grimm sagt, die Bedeutung des siegreichen Christentums. Doch wie fern stand man damals noch dieser ersehnten Zeit der Ruhe und des Friedens! Die Geschichte des deutschen Volkes zeigt uns noch lange nach der Bekehrung Chlodwigs ein Bild, das den Beschauer tief erschüttert. Ein Volk, das seine alten Götter verloren hat und mit ihnen seine Geschichte, ringt mit allen Mitteln nach einer Neugestaltung seines Daseins, und tiefer und tiefer sinkt es in seiner Wildheit und Verlassenheit, während die neue Geistessaat nur langsam aufzukommen vermag. Auch hier mußte eine alte Welt zu Grunde gehen, damit eine neue erstehen konnte. Aber dadurch, daß sich das Hinsiechen der einen und das Aufblühen der andern hinzog, kam es nicht zu so gewaltigen Katastrophen, daß dadurch das Wachstum der neuen Geistesrichtung wesentlich gehemmt oder verschoben worden wäre. Fast unmerkbar vollzog sich der Umschwung, und die Lebensfähigkeit der jugendlichen Religion bewies sich namentlich darin, daß sie, wie auch einst in der Römerwelt, die alte Form nicht scheute, um ihren Lehren bei dem Volke Eingang zu verschaffen. So behielt man alte heidnische Tempel und Plätze bei, indem man sie in christliche verwandelte; selbst die heidnischen Götter blieben, wenn auch als machtlose böse Gewalten dem wahren Gotte gegenüber, lebendig und andrerseits wurden heidnische Ueberlieferungen und abergläubische Gebräuche in christliche übersetzt dadurch, daß man einfach den Namen der Gottheit in den des Christengottes oder eines Heiligen verwandelte. Es fehlte demnach neben der energischen Zerstörung nicht an rechtzeitiger Schonung und weiten Zugeständnissen, wodurch dem Volke die Gelegenheit geboten wurde, sich langsam in die neue Lehre einzuleben und sich mit ihr vertraut zu machen.

Und wie auf diesem Gebiete, so glauben wir auch auf dem Gebiete der Politik und des Staatswesens annehmen zu dürfen, daß es die Befruchtung durch den römischen Geist war, welche die neue und weitere Entwicklung ermöglichte, daß aber diese Entwicklung selbst mit tiefen Wurzeln noch in die altgermanische Zeit hinübergriff. So geben wir von Sybel das Wort, wenn er allgemein behauptet: „es ist die Verbindung mit Rom, es ist der Eintritt in die römisch-christliche Kulturwelt, welche für die Germanen der Ausgangspunkt eines neuen politischen Daseins geworden ist“, betonen aber dabei, daß auf dieses neue Werden die altgermanischen Verhältnisse von hoher Bedeutung waren. Mit dem Heraustreten des germanischen Königtums aus dem engen und einengenden Bannkreise einer in sich abgeschlossenen kleinen Welt war erst die Möglichkeit der größeren Machterweiterung geschaffen, damit auch zugleich die Möglichkeit, der römischen Bevölkerung als Herrscher gegenüberzutreten. Dem fränkischen Könige war mit seiner Anerkennung der kosmopolitischen Tendenz des Christentums dieser große Schritt vorbehalten und gelungen, und mit ihm überholte er seine Rivalen und Nebenbuhler in einem Maße, daß selbst die große Persönlichkeit eines Theoderich gezwungen wurde, dem Vorgehen Chlodwigs die ernsteste Aufmerksamkeit zu widmen. Auch er mußte ein Edikt zur Sicherung der römischen Rechte gegen die Germanen erlassen.

Und wie sehr der Zwiespalt der beiden christlichen Bekenntnisse seit Chlodwigs Bekehrung in den Mittelpunkt der Politik trat, erhellt aus den Erzählungen Gregors zur Genüge. Es bedarf keiner Gründe, die zum Kriege der Franken mit Burgundern und Westgoten führen. Ein ewiger Grund ist das Verhältnis dieser Völker zur katholischen Kirche: sie waren Arianer. Einer Kreuzfahrt sind Chlodwigs Züge zu vergleichen, und er ist der Held, „vor dem Gott täglich seine Feinde niederstreckt und dessen Herrschaft er vergrößert, darum, weil er rechten Herzens vor ihm wandelt und thut, was in seinen Augen wohlgefällig ist.“ Trotz aller persönlichen Verbrechen, welche Chlodwig beging, blieb er der Held der Kirche, dem Gott zur Seite stand. Eine für jene Zeit und ihre Anschauungen hochcharakteristische Mitteilung, welche uns der Bischof von Tours macht.

In dem Reiche der Burgunder war auch die Saat der Zwietracht emporgeschossen. Godegisel war zum Katholizismus übergetreten und schloß mit Chlodwig gegen den eigenen

Bruder Gundobald ein Bündnis. In den katholischen Bischöfen des Landes fanden beide, wie in der römischen Bevölkerung Entgegenkommen und Hilfe. So kam es zum Kampfe bei Dijon, in welchem Gundobald besiegt wurde (500), doch trug Chlodwig noch keinerlei Vorteile davon. Erst als Gundobald von dem Arianer Alarich II, dem Westgotenkönige, geschützt und unterstützt wurde, trat Chlodwig von neuem gegen ihn auf, diesmal aber nicht mit den Waffen, sondern klug verhandelnd. Gundobald hatte erkennen müssen, daß er ohne ein milderes, den Römern günstiges Verfahren nicht zur Ruhe kommen werde. Er lenkte ein und ließ seinen Sohn Sigismund katholisch erziehen. Damit verlor Gundobald seinen früheren Rückhalt bei den Westgoten und es gelang Chlodwig, ihn ganz zu sich und in sein Bündnis herüberzuziehen. „Im ganzen Bereich der neugegründeten germanischen Königtümer — sagt Nitzsch — drängten seit Chlodwigs Auftreten die römischen und kirchlichen Interessen nach Anerkennung: die römische Kultur begann zum erstenmal erfolgreich gegen die barbarische zu reagieren.“

Und was im Burgunderreiche gelungen war, hätte es bei den Westgoten nicht gelingen sollen? Wenn es schon bei Disputationen der Geistlichen und Gelehrten zu Scenen kam, wie uns Gregor mitteilt, daß ein westgotischer Priester Agila ihm zum Schlusse einer solchen Unterredung gesagt habe: „Ehe möge meine Seele von den Banden ihres Körpers sich lösen, als daß ich den Segen von einem Priester eurer Religion empfange“; wenn dann Gregor erwiderte: „Und der Herr wird unsere Religion und unsern Glauben nicht so erkalten lassen, daß wir sein Heiliges den Hunden austeilen und seine köstlichen Perlen schmutzigen Säuen vorwerfen“: so ist wohl zu begreifen, daß auch Chlodwig, als er die Zeit gekommen sah, gegen die Westgoten zu Felde zu ziehen, sich gleichsam auf eine göttliche Berufung zu diesem Unternehmen stützt. „Schwer lastet es mir auf der Seele, daß diese Arianer ein Stück von Gallien haben. Gehen wir mit Gottes Hilfe, schlagen wir sie und bringen wir ihr Land in unsere Gewalt!“ So sprach der König zu den versammelten Heergenossen, und diese pflichteten ihm zu. Gegen Poitiers ging der Zug, und dabei konnte es dann natürlich nicht fehlen, daß Gott selbst seinem Streiter den Weg wies. „In der Martinskirche zu Tours erhielt der König die Prophezeiung des Sieges, und als das fränkische Heer an die stark angeschwollene Vienne kam, erschien bei Tagesanbruch eine Hirschkuh von wunderbarer Größe, ging in den Fluß und zeigte hindurchwatend dem Volke den Weg hinüberzukommen. Die Heranziehenden empfing ein wunderbares Leuchten beim Hilariuskloster von Poitiers. Südlich der Stadt entschied dann eine große Schlacht für die Franken, in welcher König Alarich II selbst fiel. Bis zur Garonne und weiter schien das Land der fränkischen Herrschaft und dem Katholizismus gewonnen, allein wie einst für die in die rätischen Berge geflohenen Alamannen, so trat auch jetzt Theoderich, der Ostgote, dem Frankenkönige entgegen. Für seinen Enkel Amalarich handelte Theoderich bei dieser Gelegenheit und rettete den Westgoten das später Septimanien genannte Gebiet von der Garonne bis zu den Pyrenäen. Die altrömische Provincia Narbonensis (die Provence) dagegen nahm Theoderich für die Ostgoten selbst in Besitz.

Immer näher rückte so dem fränkischen das ostgotische Gebiet, und tiefer ward die Kluft zwischen beiden Reichen durch die Manipulationen der byzantinischen Politiker. Als ohnmächtige, doch immer noch durch ihr Ansehen einflußreiche Erben der alten Römer streuten sie Mißtrauen und Zwietracht unter die Germanen, und jetzt nach dem Zuge gegen die Westgoten, zu welchem Chlodwig in Byzanz indirekte Unterstützung gefunden, trat die Begünstigung offen hervor. In Tours erreichte den heimkehrenden König die Verleihung der römischen Konsulwürde durch Kaiser Anastasius. In der Kirche des hl. Martinus legte Chlodwig Purpurgewand und Mantel an und setzte sich ein Diadem auf das Haupt. Man erkennt den geheimen Schachzug der byzantinischen Ränkespinner gegen Chlodwigs Widersacher, Theoderich. Doch in der Hoffnung, Chlodwig werde die also anerkannte Macht nur als kaiserlicher Statthalter ausüben, täuschte man sich, denn dazu besaß der Franke zu viel Erkenntnis, wem er diese Macht eigentlich zu verdanken hatte, und zu wenig guten Willen, noch weniger als der Ostgote. Gewiß ist aber, daß diese kaiserliche Anerkennung die Stellung Chlodwigs den Romanen gegenüber nur befestigte,

wie dieses Eingehen auf den Zeitgeschmack, die Umgebung seines Thrones mit Ehre und Pomp, das Entgegenkommen gegen fremden Einfluß und fremde Lebensgewohnheiten ihn der allzu ängstlichen Rücksichtnahme auf altfränkisches Wesen und hergebrachte Gewohnheiten überhob.

„Von Tours ging Chlodwig nach Paris und verlegte hierher den Sitz seiner Herrschaft: Tournay, Soissons, Paris: drei bedeutsame Marksteine im Vorschritt der Franken zum Ziele der Weltherrschaft.“

Je höher man auch die wirklich staatsmännische Größe Theoderichs gegenüber dem barbarischen Bauernkönigtume Chlodwigs veranschlagen mag, so lag doch in den natürlichen Verhältnissen, wie gerade in diesem Barbarismus ein gesunder Kern, der ein längeres Bestehen und eine bedeutendere Entwicklung gleichsam verbürgte. Ging Theoderichs Streben dahin, sein Volk zu Staatsbewußtsein und Staatsanerkennung zu erziehen, so beging er durch die Unnatur seines Vorgehens, zwei Bevölkerungen durch ein System zu vereinen, nicht zu verschmelzen, einen Fehler, den der Barbar gewiß niemals begangen hätte. Abgetrennt von dem pulsierenden und stets neu sich stärkenden germanischen Leben, abgeschlossen ebenso gegen das römische Mitbürgertum, sank die fortbildende Kraft des Gotenvolkes in sich zusammen, und der künstlich zurückgedämmte und beschränkte Einfluß des römischen Geistes übte seine Macht, ohne bewußten Widerstand im Volke zu finden, in gerade entgegengesetzter Weise, wie bei den Franken, hier aus. Hier lähmte und tötete er, während er dort belebte und befruchtete. Hörte man an Theoderichs Hofe die alten gotischen Heldenlieder erklingen, so fanden sich doch neben den nationalen Dichtern auch die Träger der alten Bildung ein. Der Aristoteliker Boëthius mit seinem Schwiegervater Symmachus lebten hier, wie der Geschichtschreiber und Minister Cassiodor, der am Hofe zu Ravenna seine Varien, d. h. Briefe verfaßte, in welchen er die Kanzleiformen der Zeit und viele, auch durch den Inhalt wichtige Briefe aus der königlichen Kanzlei der Goten aufbewahrt hat. Ebenso waren es römische, d. i. byzantinische Formen, welche bei der Verschönerung Ravennas zu Hilfe genommen wurden. Die Kirche San Apollinaris in Classe (in der Hafenstadt), San Vitale, das Mausoleum Theoderichs, welches er selbst erbauen ließ, weisen byzantinische Formen auf und zeigen, wie auch dieser große König sich der Uebermacht römischer Kultur und Kunst nicht zu entziehen vermochte. Nicht allein das Große und Schöne der alten Welt vermachte Theoderich so seinem Volke, sondern auch das Verwerfliche. Neben der Veranstaltung circensischer Spiele in Rom und Ravenna dauerte der alte Gebrauch der Getreidespenden fort, und damit drang die Lahmheit und Verworfenheit der alten Zeit auch in die neue ein. Darum erscheint das ostgotische Reich seinem innersten Charakter nach mehr wie ein Anhang der antiken Welt, als wie der Beginn einer neuen germanischen Zeit. Mit dem langsamen Sinken der von dieser antiken Welt übrig gebliebenen Trümmerreste sanken zugleich die Stützen des unselbständigen gotischen Staatsbaues, und ein Sturm genügte dann, das Werk Theoderichs zu vernichten.

Ganz anders war die Stellung Chlodwigs und der Franken dem Römertume und der alten Welt gegenüber. Zuerst und vor allem machte sich bei den Franken die bewußte Einführung eines ausgesonnenen Staatssystems viel weniger geltend, wie bei den Ostgoten. Traf man auch Einrichtungen, so gab man sie, als sie sich als unzweckmäßig erwiesen, wieder auf, und so erhielten die Verhältnisse die Möglichkeit, wie die Zeit, sich aus sich selbst zu einem festeren, natürlichen Zustande auszubilden. System wäre es gewesen, hätte Chlodwig mit seinem Regierungsantritt den Uebertritt zum Katholizismus bewerkstelligt, hätte er dann alle jene Maßnahmen für die Römer und Katholiken in konsequenter Weise vollzogen, wie sie die Geschichte von ihm meldet. Dem aber war nicht so. Wir sehen in ihm den kühnen Abenteurer, der, sich auf sein Glück verlassend, die Gunst der augenblicklichen Verhältnisse aufgreift und sie nach seinen egoistischen und ränkevollen Absichten zu wenden weiß. Geistesgegenwart herrscht hier an Stelle des Systems, und sie ist es, die dem König nach der Befestigung seiner Stellung bei seinen römischen Unterthanen den Mordstahl in die Hand drückt, seine germanischen Vettern und Verwandten aus dem Wege zu räumen. So fallen die Könige der ripuarischen Franken,

Sigibert und Chloderich, durch seine Tücke, und das Volk der Ripuarier erhebt ihn auf den Schild und huldigt dem Lügner, der seine Unschuld beteuert, als seinem Könige. So fällt Chararich, ein fränkischer Gaukönig, mit seinem Sohne der Arglist Chlodwigs zum Opfer. So liefern ihm die Vornehmen des Reiches von Cambray ihren König Ragnachar und dessen Bruder Richar aus, nachdem sie von Chlodwig bestochen worden. Und als der König die beiden Verwandten gefesselt vor sich sah, befahl ihm der Teufel jener brutalen Geistesgegenwart in Zorn zu geraten: „Warum," rief er aus, „hast du unser Geschlecht dergestalt erniedrigt, daß du dich fesseln ließest?" Und bei diesen Worten fuhr dem Nebenbuhler die königliche Streitaxt ins Haupt, dann spaltete sie den Schädel Richars, weil er dem Könige, seinem Bruder, nicht gegen die Erniedrigung beigestanden.

Mit solchen Mitteln und auf diese Weise gelang es Chlodwig, seine Herrschaft über gallische und deutsche Länder, rechts und links des Rheines auszudehnen und zu befestigen. Doch merkwürdig ist es, zu sehen, wie wenig staatsmännisch sein Verfahren bei der Gründung seiner Macht war, wie er sich vielmehr von einem „politisch richtigen Instinkte" leiten ließ. Die neuen Zustände verlangten gewiß in mancher Beziehung eine Ergänzung oder eine Aenderung der früheren Rechtsgewohnheiten und Bestimmungen. Jenes größte Hindernis aber seines Strebens, die Königsmacht in der Größe und Gestaltung, wie sie von ihm erschaffen wurde, zu erhalten, wagte er nicht zu beseitigen, oder der Gedanke daran lag ihm fern: das allgemeine Recht des Geschlechtes zur königlichen Würde. Gerade bei den Franken war dieses Recht so weit entwickelt, „daß der ältere Bruder seine Brüder nicht ausschloß, sondern eine Teilung stattfand." Und diese verderbliche Gewohnheit ließ auch Chlodwig bestehen, damit den Keim jener Greuel und Blutscenen, jener furchtbaren Verwandtenmorde großziehend, wie er sie in seinem Geschlechte eingeführt hatte, und wie sie nun von seinen Erben fortgesetzt wurden. Denn Königsmacht und Teilbarkeit sind zwei unvereinbare Begriffe; der Gegensatz beider muß zum offenen Ausbruche kommen, und die unerbittliche Wirklichkeit muß eine Regelung herbeiführen, wenn sich kein Staatsmann fand, der diesen Gegensatz beseitigte. Hält also Waitz jene Teilbarkeit der Königsmacht für das größte Zeugnis von der vollen Erblichkeit der königlichen Gewalt, so möchten wir dieselbe als einen Beweis dafür halten, wie tief und fest die alten demokratischen Anschauungen, wenn auch vollkommen verwischt, doch noch und noch lange im deutschen Volke hafteten. Das aber auch ist uns ein Beweis dafür, wie wenig Beachtung hinsichtlich dieses Punktes das römische Vorbild bei den Franken fand, wie die spätere Geschichte der Merovinger sich gewissermaßen als ein Kampf darstellt, den importierte Anschauungen mit einheimischen Bräuchen und Gewohnheiten führen. Die Systemlosigkeit der fränkischen Neugründung tritt damit offen und deutlich, namentlich dem Ostgotenstaate gegenüber, zu Tage. Von einem vollkommen zielbewußten, selbständigen Vorgehen ist weder in der inneren noch in der äußeren Politik etwas zu merken, so weit nicht die Geistesgegenwart, welche den einzelnen Fall aufgreift und ausbeutet, dafür angesehen und ausgegeben wird.

Als Chlodwig nun im Jahre 511 starb, teilten sich seine vier Söhne, Theoderich, Chlothar I, Childebert I und Chlodomir, in die Herrschaft des Vaters. Theoderich erhielt das Land rechts des Rheins und links des Stromes, soweit sich das Gebiet der Ripuarier erstreckte, das spätere Austrasien oder Ostland mit der Hauptstadt Metz. Chlothar I erbte das altsalische Gebiet (Cambray, Arras, Tournay) bis zur Seine. Die Hauptstadt seines Reiches war Soissons, die ehemalige Residenz des Syagrius. Südwestlich der Seine dehnte sich das Gebiet Childeberts I aus bis zur Loire mit der Hauptstadt Paris, während Chlodomir die den Westgoten abgerungenen Landteile südlich der Loire, das alte Aquitanien, erhielt; er verlegte seine Residenz nach Orleans.

Oestlich grenzte das Reich des Theoderich an das Land der Thüringer, und bald sollte ihm innerer Hader die Gelegenheit bieten, hier einzugreifen und seine Macht nach Osten auszudehnen. Im Südosten Galliens aber lag das Reich der Burgunder, nach zwei Seiten von fränkischem Gebiete umfaßt. 516 war Gundobald von Burgund gestorben, und sein Sohn Sigismund war ihm in der Herrschaft gefolgt. Im Jahre 523 kam es zum ersten Zusammenstoße zwischen der fränkischen und burgundischen Macht.

Sigismund wurde von Chlodomir getötet, doch dieser fiel bald darauf durch Sigismunds Bruder Godomar (524), und in das Reich des Bruders teilten sich Chlothar und Childebert, nachdem sie zwei ihrer Neffen, die beiden unmündigen Söhne Chlodomirs, mit eigener Hand grausam hingeschlachtet. Allein das weitere Ausgreifen der fränkischen Macht verhinderte jetzt noch das Ansehen Theoderichs, des Ostgotenkönigs. Wie wenig indes seine Toleranz und weise Mäßigung seinen politischen Mißgriff auszugleichen vermochte, trat schon in den letzten Jahren seiner Herrschaft zu Tage.

Von Byzanz ging unter der Regierung Justinus I (518—527) eine neue Verfolgung gegen die Arianer aus. Dadurch kam jene Einigung der katholischen Geistlichkeit, wie sie sich in der letzten Zeit zu vollziehen begonnen, zum ersten Ausdrucke, und von Byzanz durch Italien bis tief in das fränkische Reich griff die Bewegung gegen das Arianertum um sich. Selbst im Burgunderreiche kam es auf dem Konzil zu Lyon (517) zur festen Organisation des burgundischen Episkopates. Dieser Bewegung stand die arianische Geistlichkeit vollkommen machtlos gegenüber, und die Ohnmacht des Arianismus trat offenbar in den grausamen Gegenmaßregeln, welche Theoderich nun seinerseits gegen die Römer und die römische Geistlichkeit ergriff, zu Tage. Um den Argwohn, den Theoderich gegen die ganze römische Aristokratie geschöpft, zu beseitigen, schickte der römische Senat den angesehensten Mann aus seiner Mitte, den edlen Philosophen Boëthius, nach Verona, wo Theoderich damals weilte. „Unglücklicherweise vergaß dieser, als er vor dem Könige von der Würde des Senates sprach, ganz und gar, daß seit Brutus die Römer ihren Charakter, die Zeiten ihre Farbe und die Worte ihre Bedeutung geändert hatten." Die Folge davon war, daß Boëthius sowohl wie sein hochangesehener Schwiegervater Symmachus im Jahre 525 hingerichtet wurden. Byzantinische Königseinbildung, vereint mit barbarischer Wildheit, die keiner Autorität, auch der geistigen nicht, sich beugt, lenkten Theoderichs Denken zu dieser Handlung. Auch gegen den Papst selbst ging der König vor und ließ ihn in den Kerker werfen. Gewiß wäre es jetzt schon zu grausamem Kampfe zwischen den beiden Religionen und Bevölkerungen in Italien gekommen, hätte nicht der Tod Theoderichs (526) dem ostgotischen Volke wie dem Arianismus seinen letzten Halt, seine letzte kräftige Stütze entzogen.

Damit aber war auch das Gegengewicht gefallen, welches bisher die fränkische Eroberungslust in der Schwebe gehalten. Theoderich, der Austrasier, unternahm den lange geplanten Feldzug gegen Hermanfried von Thüringen. (531.) Mit den Sachsen im Bunde gelang die Unterwerfung des Landes, und die Franken siedelten sich von der Unstrut südwestlich an, während jenseits des Flusses nach Norden die Sachsen das Gebiet besetzten.

Ebenso endigte nun die lange Rivalität der burgundischen und der westfränkischen Macht mit der Zerstörung der ersteren durch die beiden Könige von Paris und Orleans (534), während Theodebert, Theoderichs Sohn, sich die Alamannen unterwarf, denn die Ostgoten vermochten diese entfernt liegenden Gebiete in den rätischen Alpen nicht mehr wie einst zu schützen. Aus dem gleichen Grunde erfolgte die Abtretung des ostgotischen Gebietes in der Provence an die Franken.

So hatte bis um das Jahr 540 die fränkische Herrschaft sich ausgedehnt über das westliche Europa, begrenzt im Süden durch Alpen und Pyrenäen, im Norden durch das Meer und das sächsische Gebiet, während im Osten die Slaven Nachbarn der Franken geworden waren. Alles Land war in ihrem Besitz, von dem auch die Gründung des deutschen Reiches ausging, doch nicht eher kam es mit dieser Gründung zur bewußten Entwicklung der Nationalität, bis jener Pfeil der deutschen Politik, der Jahrhunderte lang sich spielend im Kreise drehte, jene Stätigkeit erlangte, die seiner Spitze die Richtung nach Osten und Norden, anstatt der früheren nach Süden und Westen, gab.

Es ist nun sehr begreiflich, daß in dieser Zeit, wo die Augen aller auf zwei große Ereignisse gerichtet waren: den Todeskampf des ostgotischen Volkes und das kühne Aufstreben der Frankenkönige, sich da unten an der Donau, geschützt von dem Strome im Norden, wie von dem Walle der Berge im Süden, sich eine Wandlung vollziehen konnte, welche erst, nachdem sie als fertiges Produkt hervortrat, bekannt wurde. Die Geburt und

das erste Wachstum des Bayernvolkes in der Zeit, als Ostgoten und Franken aufeinander, und die übrige Welt auf sie ihre Blicke gerichtet hielten, treten uns als das Produkt dieser Wandlung entgegen. „Ueber die Zeit der Einwanderung wird man weder aus späten Annalen noch aus Kombinationen etwas bestimmen können," und wir fügen dieser Ansicht von Waitz hinzu: ebensowenig wie über die frühere Geschichte des Volkes, über seine Entstehung und Herkunft. Nur eines wollen wir festhalten: die Zeit, da noch Theoderich die nominelle Herrschaft über Rätien beanspruchte, da die Franken noch nicht wagten, diese Gebiete südlich der Donau für sich und ihre Herrschaft in Beschlag zu nehmen, da noch wie ein letzter Schein der Unverletzlichkeit der Name „römische Provinz" über diesen Ländern schwebte, war für das Aufblühen und den schnellen Zusammenschluß eines jungen, neu sich bildenden Volkes, besonders günstig. Die wirkliche Freiheit bestand, wenn sie auch nominell in Frage gestellt wurde, sie bestand allerdings nur solange, als die Rivalität der beiden deutschen Mächte, der Goten und Franken fortdauerte. Mit dem Sinken der gotischen Macht und der Abtretung der nördlichen Gebiete an die Franken, werden auch die Bayern sich dieser Herrschaft haben beugen müssen. Doch lag das Land für immer dem Zentrum des fränkischen Lebens zu fern, um nicht eine Freiheit aufkommen zu lassen, welche nahezu an Unabhängigkeit und Selbständigkeit streifte. Von vollständiger Unterwerfung Bayerns unter das Frankenreich konnte nicht die Rede sein. So blieb dem Volke die Möglichkeit, sich zu voller Eigenart und Selbständigkeit zu entwickeln und seiner Zukunft mit diesem sichersten und reichsten aller Schätze zu harren.

Die Nachrichten, welche wir aus dieser frühen Zeit über Bayern haben, sind nur äußerst knapp und unsicher, und schwerlich werden die Kombinationen, welche mit ihnen angestellt worden sind, alle zutreffend sein. Vielmehr meinen wir, daß auch das einen Grund haben müsse, daß wir von den damaligen Bayern so wenig erfahren, und erblicken den Grund einfach in dem Umstande, daß es eben von ihnen noch nicht viel zu melden gab. Ein Kind, das sein Wollen und Wünschen kaum erst selbst erkannt hat, findet eben jene Beachtung nicht, wie ein Jüngling oder Mann, der seinen Forderungen auch Nachdruck zu geben vermag. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als diese Zeit der beginnenden Reife in Geduld zu erwarten.

Sehr zu bedauern ist aber, daß das Bayernvolk nicht wie die Langobarden einen Paulus Diaconus fand, der, gestützt auf alte im Volke lebendige Ueberlieferung, wie vielleicht auf ältere geschriebene Quellen, die Geschichte derselben verzeichnete. Denn was uns später aus dieser frühesten Zeit berichtet wird, erscheint mehr wie ein Produkt gelehrter Kompilation, der sich dann die Dichtung bemeisterte und ihr ein sagenhaftes Gewand gab, ein Prozeß gegenseitiger Befruchtung, der bis heute nicht zu Ende gekommen ist, dem wir aber keinen neuen Stoff zuzuführen gedenken, indem wir gleichfalls unserer Phantasie die Flügel schießen lassen.

Denn daß man mit Erwähnungen, wie sie die Kaiserchronik, die nach der Mitte des 12. Jahrhunderts beendigt wurde, bringt:

> — Die geslehte der Baiere kômen her von Armênie,
> Da Nôê ûz der arke gie Und daz olezwî von der tûben intphie —

ungeheuer viel und nach Belieben auch sehr wenig machen kann, wird niemand bezweifeln.

Ebenso scheint es uns zu sein mit der Anführung von fabelhaften Herzogen, welche die Bayern in ihr neues Land geführt, wie da genannt werden ein Bavarus, ein Theodo, ein Brüderpaar Boemund und Ingram.

Ein geschichtlicher Kern dagegen muß Sagen zu Grunde liegen, welche Begebenheiten an wirkliche Ortsnamen anknüpfen. Doch auch hier wollen wir nur berichten und nicht deuten, da die Verpflanzung der Sage auf das Gebiet des Begriffes jener nicht nur ihren eigentümlichen Reiz und ihre Schönheit nimmt, sondern dieses Herausklügeln selten etwas zur wirklichen Erkenntnis des Volkes, seines Charakters und seiner Geschichte beiträgt. Die Vorstellungen und Gedanken eines Kindes sind wie seine Thaten nebelhaft, mehr von einem richtigen Instinkte, als von einem wirklichen Bewußtsein geleitet; es schießt zusammen, was weit aus einander liegt und über das ganze Bild webt das

Gewölke des Unbestimmbaren seinen poetischen Schleier. Die Sage aber ist wie kein anderes geistiges Machwerk der einzig richtige und echte Ausdruck für derartige Stoffe, und wir folgen darum der Sage.

Es kam die Klage an den römischen Hof zu Kaiser Severus, daß Adelger, Herzog von Bayern, sich unbotmäßig gebärde. Der Kaiser berief den Herzog und ließ ihm zur Strafe Haar und Gewand kurz schneiden. Zurückgekehrt in sein Herzogtum, folgte das ganze Volk dem Beispiele seines Herrn, denn der Bayern Gewohnheit war dazumal, allesamt zu dulden, was einem zu Leide geschehen. Der Kaiser wollte den Herzog deshalb wieder berufen, aber ein weiser Mann, den Adelger in Rom gelassen hatte, erzählte dem Kaiser in Gegenwart von Adelgers Boten eine Fabel: Ein Hirsch fraß einem Manne sein Kraut im Garten und wurde, als er zum zweitenmale kam, von ihm zerwirkt. Aber des Hirsches Herz fraß unvermutet ein Fuchs. Der Mann vermißte das Herz, aber sein Weib sagte ihm: der Hirsch müsse gar kein Herz gehabt haben, sonst wäre er nicht zum zweitenmale gekommen und hätte sich der Gefahr ausgesetzt. Der Bote eilte zu Adelger und erzählte ihm die gehörte Fabel, und Adelger verstand ihren Sinn, blieb in seiner Heimat und sorgte für die Sicherstellung des Landes, indem er den Markgrafen Gerold aussandte, den Schwaben die Mark zu wehren; Graf Rudolf aber schlug den Böhmenkönig, und der Burggraf Wirnt trieb die Hunnen bis an die Traun zurück. Adelger selbst aber brach mit seinen „snellen jungelingen“ in die Gebirgsthäler; sein Weg führte ihn wahrscheinlich über den Brenner und sein Lager schlug er auf „zuo Brihsen an daz velt.“ Einen sommerlangen Tag währte der Streit gegen die Römer; die Bayern drangen mit ihren scharfen Schwertern ein und sangen das Kriegslied. Die Welschen wurden geschlagen, und Severus selbst warf das Schwert aus der Hand und rief: „Rom, dich hat Bayern in Schmach gebracht, nun acht' ich mein Leben nicht länger!“ Volkwin der Fähnrich erschlug den Kaiser, und Adelger stieß seinen Lanzenschaft bei dem Haselbrunnen in die Erde und rief:

„daz lant hân ich gewunnen
den Beieren ze êren.
die marke diene in immir mêre!“

Was ist da zu deuten? Will man bei der verschwommenen Erinnerung an einstige Kämpfe mit Römern, Hunnen, Schwaben und Böhmen anknüpfen und Schlachtberichte ersinnen? Oder wollen wir lieber den allgemeinen Weisungen, welche die Sage so reizend giebt, folgen und uns mit ihnen begnügen? Wir wissen ja auch von andern Helden des deutschen Volkes nicht mehr, und doch würde sie keiner entbehren wollen, wenn auch ihr Dasein und Thun von der Geschichte nicht legitimiert ist. Also bleibe auch Herzog Adelger dem jungen Volke der Bayern, denn seine Sage bietet, wie jede echte Volkssage viele Punkte, wo sich Vermutungen anknüpfen ließen, und gerade in dieser Verallgemeinerung und Verknüpfung einzelner Umstände und Begebenheiten erkennen wir die Echtheit und Volkstümlichkeit der Sage selbst. Bayern hat Rom besiegt, und wenn es nicht wahr ist, so könnte es doch wahr gewesen sein, und in dieser Möglichkeit liegt die Entschuldigung für die freie Thätigkeit der Volksphantasie, die dem Volke zur Wahrheit macht, was es selbst in seiner Jugend geträumt. Jedenfalls aber können wir der Sage zugestehen, daß die versteckte Wahrheit in ihr liege: auch Bayern hat seinen großen Teil von dem Ruhme zu fordern, den der Sieg des deutschen Volkstums über das römische dem großen deutschen Volke eingebracht.

Denken wir das Volk der Bayern erst im Entstehen und Zusammenschlusse begriffen, so bedarf es keines großen Eroberungszuges in die neue Heimat, und es wird erklärlich, warum zeitgenössische Geschichtschreiber weder von einem solchen, noch von der Einwanderung eines großen Volkes etwas berichten. Im Lande selbst scheint dieser Zusammenschluß stattgefunden zu haben, nachdem einzelne Heerhaufen sich unter ihren Führern in demselben festgesetzt hatten. Daß es keiner allzulangen Zeit bedarf, bis ein Volk aus kleinen Anfängen zu Kraft und Macht heranwächst, erfahren wir aus der Langobardengeschichte des Paulus Diaconus. Zu gering an Zahl, um sich mit den mächtigen Feinden, die sich ihnen in den Weg stellten, stets in Kämpfe einzulassen, mußten die Lango=

barden manchmal zur List greifen, und auch dann noch sehen sie sich genötigt, viele Sklaven ihrem Joche zu entreißen und sie zu Freien zu machen, um also die Zahl ihrer Streiter zu vergrößern. Man braucht nun nicht wörtlich diese Erzählung auf die Bayern zu übertragen, aber es zeigen sich doch nach dieser Erwähnung viele Wege, auf denen das Volk selbst sich schnell zu einer ansehnlichen Größe, etwa durch äußern Zuzug stammverwandter Elemente, durch Nachwanderung aus den alten Sitzen, durch Aufnahme der vorgefundenen, wenn auch nicht allzudichten Landesbevölkerung, hätte emporschwingen können. Dabei ist ja einer Aufnahme alamannischer Elemente, die sich durch die Verwandtschaft in Sprache und Sitten ergiebt, kaum zu widersprechen. Nur in dieser allmählichen Besitzergreifung und Ausbreitung können wir den Grund jener auffälligen Thatsache erblicken, daß der Gegensatz gegen benachbarte Völker, welche aus irgend welchen Rechtsgründen Ansprüche auf die Oberherrschaft in diesen Ländern erhoben, verhältnismäßig erst so spät zum Ausdruck und damit zur Erwähnung kommt. Dazu gab es im Lande nach der teilweise erfolgten Auswanderung der Romanen, wie nach der stillschweigenden Aufgabe der ausgedehnten kaiserlichen Domänen so viel freies und herrenloses Gebiet, daß an eine Landteilung, wie sie bei Ost- und Westgoten und andern deutschen Völkern stattgefunden hat, indem nämlich die alte Bevölkerung ein Drittel ihrer Güter an die Fremdlinge abgeben mußte, nicht gedacht zu werden braucht. Vielmehr stimmen wir Gaupp bei, wenn er sagt, daß unter sich selbst die germanischen Völker in der Germania prima, dem Zehntlande und den Donauprovinzen das Land gewiß regelmäßig verteilt hätten, und daß gerade für eine solche regelmäßige Teilung des eingenommenen norischen Landes unter den Bayern selbst das Wort hluz, hluzzum, luzzum spreche, welches sich in bayerischen Urkunden findet und mit Los (sors, praedium) gleichbedeutend ist.

Einen weiteren Grund für die Jugend des Volkes erkennen wir in der Thatsache, daß die Bayern unter Herzogen auftreten, daß also ihr innerer Zustand noch nicht zu jener politischen Festigung gediehen war, wie bei ihren Nachbarn. Gerade in diesem Umstande erblicken wir die Gewähr, daß hier das Deutschtum einen Rückhalt finden wird, sollte es durch die Entwicklung im Süden und Westen dem Siechtume nahe gebracht werden. Mag auch die politische Freiheit durch diesen noch nicht allzu festen Verband bedroht erscheinen, die innere, persönliche Freiheit wird gerade in der nicht zu schroffen Entwicklung der Herrschermacht dem Volke gegenüber eine Festigung finden, und das Land wird seinem Volke helfen, sich diese Freiheit zu wahren.

Mit diesem allgemeinen Hinweis nehmen wir den Faden der Geschichte wieder auf, um nach dem Ausblick auf das Werden der Dinge außerhalb Bayerns auf die bayerischen Verhältnisse zurückzukommen. Noch mehr als ein Jahrhundert geht ins Land, bis diese Verhältnisse eine für uns greifbare konstante Form annehmen, und um so mehr scheint es uns geboten, die allgemeine Strömung im Auge zu behalten und ihren etwaigen Einfluß auf die Entwicklung südlich der Donau zu erfassen.

Theoderich hinterließ das ostgotische Reich seinem erst 7 Jahre alten Enkel Athalarich. An Stelle des Knaben übernahm seine Mutter Amalasuntha, Theoderichs Tochter, die vormundschaftliche Regierung. „Die Möglichkeit einer weiblichen Herrschaft war eine Errungenschaft der neuen Zeit, welche die individuelle Hoheit des Souveräns so gewaltig gesteigert hatte, daß sein nahes Verhältnis zur Gemahlin oder Tochter diesen den Zugang zum Throne eröffnen konnte.“ Doch Theoderichs Macht war nur durch Theoderich selbst zu halten. Seine römisch gebildete und den Römern wohlgesinnte Tochter mußte bald die Abneigung der Goten erfahren und sah sich gezwungen, in Byzanz einen Rückhalt zu suchen. Sie mochte die Intriguen durchschauen, und als nun gar ihr Sohn im blühenden Alter starb, als die Goten sich ihrer weiteren Regierung widersetzten, machte sie ihnen das scheinbare Zugeständnis, daß sie einen Amaler Theodahad zum Gemahl und Mitregenten erkor. Der aber vergaß die Pflicht der Dankbarkeit und ließ die ehrgeizige Herrscherin aus dem Wege räumen. (535.) Bald fand sich für Byzanz die Handhabe, in die Verhältnisse des Ostgotenreiches einzugreifen und die Wiedereroberung Italiens für Ostrom zu beginnen.

Indes aber hatte sich im Westen die Macht der Franken ausgedehnt und alle

germanischen Stämme, mit Ausnahme der Sachsen und Friesen waren ihnen unterthänig geworden. Es bleibt uns übrig, die inneren Verhältnisse des Frankenreichs, auf denen die äußern Erfolge beruhten, näher ins Auge zu fassen.

Nicht mit plötzlicher Umwandlung, sondern stetig die neue Zeit und ihren Fortschritt erobernd, hatten sich die fränkischen Zustände aus den altgermanischen entwickelt. Obenan stand das Königtum. Es war im Besitze der obersten Heergewalt, und das Recht des Aufgebotes aller freien Franken ruhte bei dem Könige. Zwar wird dieses Recht in Frage gestellt für die Zeit vor Chlodwig, doch es entwickelte sich der fortwährende Brauch zum Rechte, und das Volksrecht trat zurück. Auch die, welche nicht Grundbesitzer waren, wurden aufgeboten, nur mußte für deren volle erforderliche Ausrüstung anderweitig gesorgt werden. Das versammelte Heer war das Volk. „Aber es stand dem Könige nicht mit einem bestimmten Rechte gegenüber. Es kam auf dem Märzfelde zusammen, um sich mustern zu lassen,“ und der König waltete des Heerfriedens, dessen Verletzung mit strengen Strafen gebüßt wurde; das dreifache Wergeld für den Krieger, die dreifache Buße für alles, was im Heere begangen wurde, zeigen die hohe Bedeutung, welche der Heerfriede unter dem Schutze des Königs besaß. Daß die persönliche Bedeutung des Königs bei diesen unbestimmten Verhältnissen eine große Rolle spielte, hebt Waitz mit Recht hervor, und gerade dieser Umstand beweist uns, daß jene oben betonte Geistesgegenwart dazu nötig war, sollte die innere Systemlosigkeit nicht bei allen Gelegenheiten zum Vorschein kommen. Von politischer Bedeutung waren, wie wir bereits erwähnten, jene Volksversammlungen nicht mehr, „und eine Landesvertretung ist mit nichten in ihnen zu sehen.“

Von weittragender Bedeutung war das dem Könige eingeräumte Recht des Bannes. Nicht nur Befehle erlassen durfte er nach ihm, sondern auch seine Macht dahin verwenden, daß man seinen Anordnungen nachkam. Mit der Ausdehnung des Reiches über den einzelnen Gau mußte natürlich hier eine Stellvertretung stattfinden, und so erblicken wir im Grafen das wichtigste Organ der königlichen Gewalt. „Er ist der Träger der königlichen Banngewalt auf allen Gebieten, in allen Hoheitsrechten. Er durchreist den Gau, um an den verschiedenen Gerichtsstätten die Versammlung zu halten.“ Die verlangten Bußen mußten zu zwei Dritteln dem Geschädigten entrichtet werden, zu einem Drittel fielen sie dem Könige, d. i. seinem Stellvertreter, dem Grafen zu. Es war dies der Fredus, das „Friedensgeld.“ Unter dem Grafen steht der Sakebaro oder Schultheiß als Frohnbote und Gehilfe, dem heutigen Gerichtsvollzieher in seiner Bestimmung gleichend.

Demzufolge teilte sich das Reich der Merovinger in Grafschaften, welche sich an die alten germanischen Gaue oder die römischen Stadtbezirke anlehnten. Aus freier Wahl ernannte der König seinen Grafen, und ihm standen in den kleineren Bezirken der Hundertschaften, in welche die Grafschaften zerfielen, die eigenen Beamten wie die von der Gemeinde ernannten Gerichtsbeamten zur Seite. Auch von Herzögen wird uns gemeldet, und scheinen dieselben jene Befugnis des Grafen in einem Gaue, in mehreren Gauen, und darum eine gewisse Oberaufsicht gehabt zu haben. Doch ist unter den Herzögen selbst, wie wir später sehen werden, sehr zu unterscheiden. In dieser einzelnen hervorragenden und bevorzugten Männern eingeräumten Macht liegt ein Keim, welcher der Centralisierung entgegenwächst und den sonderheitlichen Bestrebungen der einzelnen Stämme und Provinzen einen Rückhalt gewährt.

Erhielt sich bei den Sachsen, Friesen, Thüringern und Bayern, bei jenen Stämmen also, welche am weitesten zurücklagen und der alten Heimat am treuesten blieben, ein alter Adel, so war er bei den Franken verschwunden. In den vielfachen Revolutionen und Kämpfen, welche endlich den Merovingern zum Königtum verhalfen, muß dieser Adel hinweggefegt worden sein, und der fränkische Geschichtschreiber Gregor von Tours kennt deshalb keinen andern Geburtsunterschied mehr bei den Franken, als zwischen den Königen und dem gesamten übrigen Volke. Allein ein starkes Königtum wird sich, wie Giesebrecht sagt, immer von einem glänzenden Gefolge umgeben zeigen, und die Glieder desselben müssen von selbst die Bedeutung eines bevorzugten Standes gewinnen. So erhebt sich dann auch in den neuen germanischen Staaten mit dem Könige und durch ihn seine Gefolgschaft zu einer hervorragenden Stellung. „Alle, die im Gefolge des Königs stehen und

zu persönlichem Dienst ihm verpflichtet sind, empfangen einen Abglanz von seinem Glanze und genießen die Vorteile jener erhöhten Stellung mit. . . . Aus seinem Gefolge vorzugsweise wählte der König seine Beamten, welche seine Heere führten und die bürgerliche Verwaltung in seinem Reiche leiteten; Männer aus dem Gefolge waren es auch, die den Dienst am Hofe und um seine Person leisteten." So ist es zu erklären, wie es zu einem Dienstadel kam, wie bald aus dieser Beamtenaristokratie jene Würden hervorgingen, die im späteren Mittelalter noch so große Bedeutung hatten: die Würden des Truchsessen und Schenken, des Marschalls und Kämmerers, welche neben dem Reichskanzler und Pfalzgrafen ihre Stellung erhielten.

Deutlich ist zu erkennen, wie die fremde römische Kultur hier eingewirkt hat. Aemter und Würden werden dem Namen nach herübergenommen, allein im innersten Kerne ist das alte Prinzip der gegenseitigen Treue zwischen Herr und Gefolge noch immer nicht verleugnet. Nicht einmal ein eigentümliches, feststehendes Wort hat der fränkische Geschichtsschreiber für die Leute, welche, sei es durch Reichtum, sei es durch ihr Verhältnis zum Könige, aus der Menge hervorragten, gewiß das beste Zeichen, daß es keinen Stand dieser Leute gab. Daß aber die Könige ein großes Gefolge zu bilden gezwungen waren, hat jetzt seine Ursache namentlich in ihrem Uebertritt zum Christentume. Damit fiel jener Vorzug und der Glaube an denselben, der bisher in allen Zeiten das königliche Geschlecht erhoben hatte über alle anderen: der Glaube an die göttliche Abstammung. Zwar suchte die Kirche diesem Mangel sofort abzuhelfen durch die möglichste Erhöhung der königlichen Person und Macht. Doch immer blieb ein Rest, der zwischen beiden Anschauungen schwankte, und dieser Rest wird bei der damaligen geistigen Entwicklung des Frankenvolkes kein kleiner gewesen sein. Hier lag der Zündstoff verborgen, der bei unvorsichtiger Waltung plötzlich zur Flamme entbrennen konnte, den Mann zu vernichten, der vor allen andern seine Vorfahren und die Götter seiner Vorfahren, die Geschichte seines eigenen Hauses und Volkes verleugnet und Lügen gestraft.

Es müßte seltsam zugehen, sollte auf diese That keine Reaktion erfolgen. Das Ende der Merovinger, innerlich, wenn auch lange verzögert, derselben Ursache entspringend, wie das Ende der Amaler — der Entfremdung zwischen Volk und königlichem Geschlecht — erscheint uns als diese Reaktion. Selbst die Kirche vermochte den Verfall nicht zu verhüten, sondern wurde, je mehr sie sich mit fränkischen Volkselementen vermischte, selbst von ihm ergriffen. Die Konzilien hörten allmählich auf, fränkische Bischöfe traten an die Stelle der romanischen, der Kirche jenes altaristokratische Element entziehend, welches bisher, wenn auch nicht fortbildend, so doch erhaltend gewirkt hatte. Aus sich selbst heraus vermochte sich die fränkische Kirche bald nicht mehr zu erheben.

Ebenso tief fraß sich die Verderbnis in das Volk selbst ein. Als wenn für alle gegenwärtigen und kommenden Bedürfnisse bereits gesorgt wäre, überließ man sich dem eigenen egoistischen Dasein. Nicht an selbstthätige Erforschung des Notwendigen wurde gedacht, sondern nachdem man die Kunst des Lesens und Schreibens von den Romanen gelernt, stand gleichsam das große Formelbuch der sinkenden römischen Zeit nicht dem Verständnisse, wohl aber dem Nachschlagen offen, und so vermischten sich zwei Kulturen, die innerlich fremd und einander absolut entgegengesetzt waren. Wo diese Mischung eintrat, da tötete sie geradezu den Geist des fränkischen Volkstums, so daß wir nach dem Ablaufe dieser Periode des Verfalles im Westen keine deutschen Franken, sondern romanisierte Franken, Franzosen, vorfinden.

Im Osten fanden die Franken einen Rückhalt an jenen germanischen Elementen, welche dem vergiftenden Zauberbann römischer Kultur ferner standen und in denselben einzutreten noch lange nicht zu bewegen waren. Der Gegensatz ist das Leben, und wo dieser befruchtende Gegensatz im Frankenreiche durch Ausgleich verschwand, ward die weitere Entwicklung unmöglich. Zwar sagt Roth zu dieser Verschmelzung der Nationalitäten und Stämme: „in völlig sicherer Progression sehen wir die Stämme zum Volke sich vereinigen, das Volk ein Reich gründen;" er findet in dem Charakter jener Zeit und unserer Vorfahren keine Neigung zur Vereinzelung und Absonderung, sondern der Ausbreitung und festen Vereinigung des Verwandten; er glaubt, die Franken hätten den natürlichen Mittel-

punkt gebildet für alle deutschen Stämme im Westen und Osten des Rheins; die Vereinigung sei wegen des Anrückens der Slaven eine geschichtliche Notwendigkeit gewesen, und die Unterwerfung unter das Frankenreich habe die Bayern, Schwaben und Sachsen bei ihrer Nationalität erhalten. Doch scheint uns, daß hier die mindestens vorhandene Gegenseitigkeit von Roth übersehen wurde. Der Zusammenschluß der deutschen Elemente bewahrte diese vor der Entnationalisierung, und die Franken holten sich bei ihren Ostnachbarn dieselbe, vielleicht eine größere Stärkung zur Behauptung ihres nationalen Lebens gegen die Romanen, wie die Sachsen, Schwaben und Bayern diese Stärkung gegen die Slaven und Ungarn im Westen empfingen, und so behält Nitzsch recht, welcher die Bildung des fränkischen Gesamtreiches mehr als eine „negative Folge nationaler Ermattung" ansieht. Die Not zwang zu diesem Zusammenschlusse, die beiderseitige Not, und in der Macht der Verhältnisse lag die siegende Ursache desselben. In der „völlig sichern Progression" etwa das Resultat einer zweck- und zielbewußten Politik zu sehen, wäre dabei ganz verkehrt.

Sehen wir so das Frankenreich in allmählicher Auflösung begriffen; sehen wir hier selbst alle jene Bande gesprengt, die einst das nationale Leben der Deutschen gekräftigt und erhalten; erkennen wir, wie jene Tugend, welche Tacitus und viele spätere Geschichtschreiber an dem Volke rühmten, den Franken vollständig verloren ging; wie selbst die Kirche dem zuchtlosen Walten geschlechtlicher Ausschweifungen gegenüber zur vollen Ohnmacht verdammt war: so erscheint es nicht mehr wunderbar, wenn wir die Völker, welche diesen fremden Einflüssen noch mehr ausgesetzt waren, wie die Franken, einfach binnen kürzester Zeit dem Untergange entgegeneilen sehen. Mögen persönliche Motive bei dem Entschlusse Justinians, die Vandalen zu bekriegen, mitgewirkt haben, ein Zeichen der veränderten Zeit bleibt es, daß man diesen Entschluß überhaupt faßte.

Im Jahre 533 segelte Belisars Flotte nach Afrika. Drei Monate genügten, das Reich Geiserichs zu zertrümmern und sein Volk zu vernichten. Karthago, die Hauptstadt des Reiches, war bald in den Händen des byzantinischen Feldherrn, und im Jahre 534 kapitulierte der König Gelimer selbst im Atlasgebirge, wohin er mit wenigen seiner Getreuen sich zurückgezogen hatte.

Damit war Italiens Stellung bedroht und infolge der innern Verhältnisse unhaltbar geworden. Theodahads feige Erbärmlichkeit kam den Byzantinern entgegen, und im Jahre 535 war Sicilien, die Brücke zwischen Afrika und der apenninischen Halbinsel, der Macht Belisars verfallen. Im folgenden Jahre eroberte er Neapel und Rom. Vitiges, den die Goten zum Könige erhoben hatten, wußte sich trotz aller Anstrengungen nicht zu raten noch zu helfen. Das eroberte Rom konnte er Belisar nicht entreißen. Mailand fiel von den Goten ab. Das egoistische Eingreifen Theodeberts des Frankenkönigs, der beiden Teilen seine Hilfe versprach und verkaufte und dann gegen beide für sich selbst zu sorgen suchte, verschlimmerte die Lage der norditalischen Bevölkerung in hohem Maße. Erst die Erhebung des Totilas, des edlen und kühnen Mannes, zum Könige der Goten, gab dem Kriege eine andere Wendung. Um diesen „Epigonen der untergegangenen Heldengeneration" sammelte sich noch einmal die kriegerische Macht des Gotenvolkes, und in sieghaftem Zuge ging es durch die italische Halbinsel, so daß nach Verlauf von zehn Jahren die Herrschaft der Goten wiederhergestellt schien. Da nahte Narses mit einem neuen byzantinischen Heere (552), und die entscheidende Schlacht, welche er Totilas am Fuße des Apennin bei Taginae anbot, fiel günstig für die Byzantiner aus. Die Hauptmacht der Goten war vernichtet, und ihr edler Heldenkönig starb bald darauf an einer in der Schlacht erhaltenen Wunde.

Tejas trat an seine Stelle. Doch ihm blieb nur die Erfüllung des Schicksals vorbehalten: er fiel in einer Schlacht in der Nähe des Vesuv. (553). Damit kam Italien an Narses, der es unter dem Namen eines Exarchates als Provinz des oströmischen Reiches eine Zeit lang verwaltete.

So schied sich das Abendland in eine nordwestliche und eine südöstliche Hälfte. Hier fielen Rom und Karthago unter die Herrschaft von Byzanz, dort behauptete sich die germanische Welt, gestützt auf die Franken und die großen Bauernstämme im Osten des

Rheins. Die Völker der östlichen Germanengruppe, welche mit ihrem Kriegsmut und ihrer Kampfeslust eine Zeit lang Europa in Atem gehalten, denen es namentlich vorbehalten blieb, die Helden zur deutschen Nationalsage zu erzeugen, waren verschwunden, und wie eine blasse Erinnerung klang fortan der Name der Vandalen, Burgunder und Ostgoten. Nur im spanischen Süden harrte das Volk der Westgoten noch seines Schicksals, das ihm in der fanatischen Kriegs- und Glaubenswut der Araber dereinst entgegentreten sollte.

In der Vergangenheit ruhen die Keime der Gegenwart. Es ist nun namentlich festzuhalten für diese und die nächstfolgenden Zeiten, „daß wir es nicht nur mit einem Volke zu thun haben, bei welchem Herkommen und Gesetz nicht streng geschieden sind, sondern auch mit einer großen Uebergangszeit, wo das Neue das Alte viel schneller als sonst verdrängte, wo jeder auf seinem Standpunkte so viel zu erringen trachtete, als er konnte, und so weit ging, als er von keinem andern gehindert oder gehemmt wurde, wo daher die förmliche Anerkennung des Errungenen weniger wichtig schien als in ruhigen Zeiten." Hatte einst der Vandalenkönig Geiserich geglaubt, den Kämpfen um die Krone ein Ende dadurch bereiten zu können, daß er verordnete, es solle die königliche Herrschaft jedesmal dem Aeltesten seines Geschlechtes zu teil werden: so trat einer solchen Einrichtung im Frankenreiche das alte Herkommen und das Festhalten an ihm entgegen. Das Königtum gehört dem königlichen Geschlechte; die Nachfolge der Söhne ist unbestritten, und dem Zufall oder der Intrigue bleibt es vorbehalten, das Reich zu einer Monarchie äußerlich zu gestalten, oder dasselbe unter verschiedene Könige zu verteilen. Die Macht aber hat immer etwas Verlockendes, und Hab- und Herrschgier trennt die Verwandten, welcher jeder für sich durch Verheißungen, Lockungen und Geschenke zu werben suchen. Darin liegt ein ewig Schwankendes und Unbestimmtes, darin auch der Keim aller jener Bruderkriege, welche von nun an mit geringen Unterbrechungen im Merovingerreiche fortdauern, bis die Pippiniden Thron und Gewalt an sich nehmen und im eigenen Namen regieren.

Wie kamen aber die Pippiniden dazu? Wir hörten doch nur von einem königlichen Geschlechte und dem übrigen Volke, nichts aber von einem Vorrange anderer Geschlechter, welcher diesen eine solche Macht gegeben hätte. Gerade in den Kämpfen der fränkischen Könige unter sich, in diesem ewigen Familienhader lag ein Motiv der Schwächung des herrschenden Geschlechtes und seines Ansehens, wodurch jenen von den Königen selbst Bevorzugten Gunst und Gelegenheit geboten wurde, die eigene Stellung zu sichern, die eigene Macht zu vergrößern. Daß beides schließlich forterbte, war eine Folge der natürlichen Entwicklung, und so stehen wir im Beginne des Kampfes zwischen Königtum und der sich neu bildenden Aristokratie.

Im Jahre 558 fiel das ganze Frankenreich nach dem Aussterben der übrigen Söhne und Nachkommen Chlodwigs an Chlothar I. Aber schon drei Jahre später (561) starb Chlothar, und das privatrechtliche Prinzip der Erbteilung wurde von seinen Söhnen anerkannt, allerdings erst, nachdem Chilperich, der sich der Hauptstadt Paris und des königlichen Schatzes bemächtigt hatte, von seinen drei Stiefbrüdern Charibert, Sigibert und Gunthram bekriegt und zur Anerkennung gezwungen worden war.

Charibert (561—567) erhielt Aquitanien mit der Hauptstadt Paris; Gunthram (561—593) Burgund mit Orleans, Sigibert (561—575) Austrasien und Ripuarien mit Rheims, Chilperich (561—584) das Reich des Syagrius, das salische Stammland und die nördliche Hälfte von Aremorica, (das nordwestliche Küstengebiet Frankreichs zwischen Loire und Somme.) Schon 567 starb Charibert, und Chilperich versuchte wieder, sich seiner Hinterlassenschaft zu bemächtigen, wurde aber von Sigibert daran gehindert und mußte in die Teilung willigen. Die entstandene Spannung zwischen den drei Reichen vermehrte sich noch, als Sigibert der Austrasier den Gedanken faßte, eine königliche Ehe zu schließen, und dadurch seinen Brüdern, welche in niedriger Gesinnung mit unwürdigen Weibern und unfreien Mägden buhlten, in den Augen des Frankenvolkes gewissermaßen den Rang ablief. Er nahm die Tochter des westgotischen Königs Athanagild (554—567), Brunhilde, zum Weibe. Die Erhöhung seines Ansehens und seiner Macht sah Chilperich

ungern und so bewarb er sich um Brunhildens ältere Schwester Gailaswind. Doch nicht lange dauerte seine Liebe, zu der er sich wegen Gailaswinds großen Schätzen bekehrt hatte, denn Fredegunde, eine seiner ehemaligen Genossinnen, schürte die alte Flamme wieder empor, und die Rivalität beider Weiber endete mit der Erdrosselung Gailaswinds.

Da trat Sigibert als Rächer seiner Schwägerin auf. Er eroberte Paris und errang bis zum Jahre 575 die Anerkennung durch die Franken Chilperichs. So weit aber wollte es „Gott" nicht kommen lassen, denn er bediente sich Fredegundens zu seinem Plane, und Sigibert fiel zu Vitry, von den Dolchen ihrer Meuchelmörder zu Tode getroffen. Es ist die Berufung des Venantius Fortunatus auf diesen Eingriff Gottes, die darin gewissermaßen verhüllt liegende Entschuldigung des Mordes durch „die herrliche Fredegundis, welche durch alle Tugenden ausgezeichnet gewesen sein soll", ein sprechendes Zeichen für die Verkommenheit der religiösen Anschauungen und den herrschenden Aberglauben.


Belisar.

Sigiberts unmündiger Sohn Childerich II wurde von den austrasischen Großen nach Metz gerettet, wo er zum Könige erhoben wurde. Um die Vertretung des Kindes in der Herrschaft kam es zu Auseinandersetzungen zwischen Brunhilde und den Großen. Einstweilen aber behielten diese die Oberhand und fanden also Gelegenheit, ihre eigene Macht zu erweitern und zu befestigen. Als nach fortwährenden Kämpfen Chilperich 584 in Chelles ermordet wurde, trat Gunthram von Burgund für Fredegunde und Chlothar II, Chilperichs halbjährigen Sohn, ein und rettete ihm die Herrschaft über Neustrien. Auch hier hatten die Großen die Herrschaft an sich zu reißen gesucht. Aber Gunthram trat ihnen entgegen und besetzte Paris vor Childeberts Ankunft. Wie sehr aber die Macht und mit ihr die Kühnheit jener Großen bereits gewachsen war, zeigen deutlich die Worte, welche einer von ihnen dem Könige entgegenzurufen wagte: „noch ist die Streitaxt vorhanden, die deinen Brüdern (Sigibert und Chilperich) die Köpfe spaltete; bald wird sie dir im Schädel stecken und auch dir das Gehirn zerschmettern!" Es handelte sich dabei um die Auslieferung Fredegundens, welche Childebert durch eine Gesandtschaft verlangt hatte. Mit dieser Drohung gegen den weigernden König verließen ihn die Gesandten, aber Gunthram ließ ihnen

im Zorne Pferdemist, faules Heu und stinkenden Straßenkot nachwerfen. — Diese Erzählungen Gregors geben uns ein Bild von der Roheit und Selbstsucht in jener Zeit, und es befremdet uns nicht, wenn wir bei derartigen inneren Händeln den großen Zug schwinden sehen, der im Frankenreiche unter Chlodwig geherrscht. Gerade dieser Zwist im königlichen Hause war es, der nicht nur der emporstrebenden Aristokratie die Grundlage zu ihrem Wachstume bot, sondern er vertiefte auch den Gegensatz, der bei den Reichsteilungen stets zu Tage trat, zwischen Neustrien und Austrasien, und verhalf den Hausmeiern, die ursprünglich nur königliche Hofbeamte waren, zu jener führenden und einflußreichen Stellung an der Spitze der Großen, ja an der Spitze der ganzen Reichsverwaltung.

Aber auch nach auswärts mußte sich die Folge der inneren Uneinigkeit bemerkbar machen. Da war das westgotische Reich in Spanien. Kaiser Justinian hatte nach Vernichtung der Vandalen und Ostgoten auch an Wiedereroberung dieser altrömischen Provinz gedacht und sandte Flotten aus, sein Ziel zu erreichen. Mit den Franken unterhandelte er gleichfalls und suchte sie zum Angriffe auf die Westgoten zu bewegen. Und es kam auch dazu. Die Römer und die spanischen Sueben erhoben sich gegen die Westgoten zu Gunsten der Griechen, aber den beiden Königen Leovigild (572—586) und Rekkard (586 bis 601) gelang es nicht nur, die Macht der innern Feinde zu brechen, die Königswürde den ehrgeizigen Bestrebungen der Großen zu entziehen, das Reich der Sueben zu zerstören und das Ansehen der Regierung zu stärken und zu erhöhen, sondern sie wiesen auch die Bestrebungen der Franken und Oströmer mit Energie zurück und führten das Westgotenreich nochmals zu hoher Blüte. Allerdings gelang dies alles dem Könige Rekkared nur, indem er der Zeitströmung folgte und zum katholischen Bekenntnisse übertrat. Diesem Aufstreben der westgotischen Macht hatten die Franken in ihrer Zerfahrenheit nicht entgegenzutreten vermocht, ja selbst ihr Angriff auf das westgotische Gebiet im Norden der Pyrenäen scheiterte.

Es war um dieselbe Zeit, als die Langobarden aus der pannonischen Ebene nach Italien wanderten. (568.) 42 Jahre hatten sie nach ihrem Auszuge aus Rugiland, das sie kurze Zeit besetzt hielten, an der untern Donau gewohnt. Nur enges Zusammengehen mit den benachbarten Gepiden würde sie auf die Dauer gegen die Intriguen des oströmischen Reiches, wie gegen das Anstürmen der slavischen Völkerschaften, der Avaren und Bulgaren, geschützt haben; statt dessen gerieten sie mit den Gepiden in Kampf und zerstörten ihre Macht, was zur unmittelbaren Folge hatte, daß sie selbst den Avaren weichen mußten. Unter ihrem Könige Alboin stiegen sie denn nach Italien hinab und eroberten das seitdem nach ihnen benannte Land, die Lombardei. In Friaul, Spoleto und Benevent entstanden ihre Herzogtümer, doch die ganze Halbinsel zu erobern ist ihnen nie gelungen. Einen trefflichen Wink aber giebt uns Paul der Diakon in seiner Langobardengeschichte für die Entstehung und das Wachstum eines Volkes, welches zur Eroberung auszieht. „Gewiß ist“, sagt er, „daß Alboin damals Menschen aus allen den verschiedenen Völkerschaften, die er selbst oder frühere Könige unterworfen hatten, nach Italien brachte,“ ja er berichtet, wie man vor dem Auszuge sich der alten Freundschaft der Sachsen erinnert habe, und wie diese mehr als 20 000 sächsische Männer mit Weib und Kind gesandt hätten, um unter der Führung der Langobarden mit nach Italien zu ziehen. Wie aus der Heergenossenschaft ein mächtiges Volk erwächst, das über 200 Jahre sich gegen die allwärts drohenden Feinde in seinen eroberten Ländern zu behaupten weiß, ist hier deutlich und klar gesagt. Und bedeutungsvoll sind dann die weiteren Nachrichten, aus denen wir erkennen, daß die Königsmacht eben noch lange nicht so fest im Langobardenreiche begründet war, wie bei Goten und Franken. Diese Thatsachen mögen Gaupp zu dem Ausspruche veranlaßt haben, die Langobarden seien ein Volk gewesen, welches offenbar von allen germanischen Völkern, die sich in den eigentlichen Westländern niederließen, den Charakter eines frischen Naturvolkes von jugendlicher Kraft und Fülle noch am meisten an sich getragen, von welchem mehr als von jedem andern gesagt werden könne, daß es damals noch mehr Volk als Staat gewesen sei. Sie rückten nun in dieses noch immer von antikem Geiste durchwehte Land, wo in römischer Zeit die Idee des

Staates mächtig geworden war über die Nationalität, wo alle Berechtigung des Volkstums zurückgetreten war vor dem Begriffe des Bürgertums. In der Stellung, welche die Langobarden der alten Bevölkerung gegenüber von Anfang an einnahmen, lag das Schicksal ihrer Zukunft angedeutet. Wir hören, daß die Sieger das Land als ein erobertes behandelten und mit schonungsloser Härte ihre ersten Siege benützten; die römische Bevölkerung verlor ihr Recht, ihre Freiheit, ihr Grundeigentum, und den langobardischen Verhältnissen wurde das Vorgefundene rücksichtslos eingereiht und angepaßt. So konnte von einem Gegensatze, wie einst bei den Ostgoten, keine Rede sein. Es mußte zu einer gewaltsamen Verschmelzung beider Bevölkerungen kommen, und diese wurde erleichtert, als die Langobarden dem Arianismus entsagten und sich dem Glauben der unterworfenen Bevölkerung zuwandten. So kam es mit der Zeit auch hier zur Vereinigung römischer und germanischer Elemente, wie in Spanien und Gallien, und damit ward der Grund gelegt zu jener Entwicklung, welche mit dem Resultate der Neubildung dreier Nationen, der Italiener, Spanier und Franzosen abschloß.

Im Frankenreiche trug, wie wir sahen, jenes Teilungsprinzip, dem man bei Neubesetzung des Thrones folgte, zu der Lostrennung der einzelnen Landesteile unendlich viel bei. Hier schieden sich Neustrien von Austrasien, Burgund von Aquitanien, selbst die keltischen Bewohner der Bretagne erinnerten sich ihres alten Volkstums wieder und strebten nach Autonomie.

Sollte dieser fortschreitenden Entnationalisierung deutscher Elemente ein Ende gemacht werden, so mußte es irgendwo zur Befestigung des Germanentums kommen. Denn nicht nur die Waffenstärke der Franken sank mit dem Falle der alten Heeresverfassung, sondern der Riß, welchen die fortwährenden Bruderkriege hervorgerufen, erweiterte sich. Der freie Mann trat mehr und mehr mit bewußter Abneigung vom Kriegshandwerke zurück, und dieses selbst gelangte in die Hände eines engeren Kreises von Stammgenossen, welche sich um den Führer sammelten. Diese Tisch- und Waffengenossenschaft der fränkischen Könige, die Antrustionen, wie man sie nannte, traten damit aus dem weiteren Kreise der Volksmasse heraus und, ähnlich wie bei der Taciteischen Gefolgschaft, wurde hier der Grund zu einer Emancipation gelegt, die mit der Zeit zur vollen Entwicklung eines separierten Standes auszuwachsen berufen war. Je breiter nun die Kluft zwischen diesen Leuten und dem Volke wurde, um so mehr entrückte das letztere dem augenblicklichen Einflusse, den eine äußere oder innere Angelegenheit in früheren Zeiten geübt hatte. Es mußte dahin kommen, daß solche Bewegungen ohne größeren Eindruck an der Masse des Volkes vorübergingen, welches sich für sich in seiner Eigenart konsolidierte. Daß mit dieser Teilnahmlosigkeit eine gewisse Stagnation Hand in Hand ging, daß es sogar zu großen Rückschritten kam, ist nicht zu verwundern, aber beides bewahrte dem deutschen Elemente seine Art und Weise mehr, als es eine sogenannte nationale Politik in jener Zeit jemals vermocht hätte. Der Gegensatz der bäuerlichen und kriegerischen Kreise im Volke selbst trat infolge dieser Wandlung immer schärfer hervor.

Mit dem Zurücktreten des Volkes von dem politischen Schauplatze geriet natürlich auch jener Freiheitsbegriff, der früher die leitende Ursache bei allen Unternehmungen gebildet, immer mehr in Vergessenheit, und dadurch kam es zu dem Verfalle des alten Volksrechtes, dadurch auch zu jener merkwürdigsten aller Erscheinungen, daß das Königtum, trotz seiner offenkundig vorliegenden sittlichen Versunkenheit, trotz seiner fortschreitenden inneren Auflösung, „doch den Inbegriff seines Rechtes immer siegreicher entwickelte und zur Geltung brachte.“ Der Vorteil, den dieser innere Verfall der Königsmacht für die Freiheit des Volkes hätte haben können, kam nicht diesem, sondern dem einzig aufstrebenden Faktor innerhalb der deutschen Volkskreise zugute, der im Gegensatz zu König und Volk sich neu bildenden Aristokratie. In dem Kampfe des Königsrechtes mit dem Volksrechte erstarkte das erstere so, daß es selbst den Verfall der königlichen Macht überdauerte. „Unabhängig von dem Willen des Volkes — sagt Brunner — setzten die frühzeitige Erstarkung der königlichen Gewalt, das Vorhandensein eines Königsgerichtes, die Handhabung des Friedens, die Ausdehnung der Banngewalt, die Besetzung der höheren Richterstellen mit königlichen Beamten das fränkische Königtum in die Lage, Verordnungen zu erlassen.“

Und wie das Königsrecht den Stammrechten gegenüber als der wichtigste Faktor für die Entstehung eines einheitlichen Rechtes erscheint, so bezeichnet „die Entstehung des Gegensatzes zwischen Volksrecht und Königsrecht, das Eindringen des Königsrechtes in das Volksrecht einen der bedeutsamsten Fortschritte in der Rechtsentwicklung der fränkischen Periode.“ Den verwickelteren Lebensverhältnissen, in welche mit der Seßhaftigkeit von selbst das Volk geriet, vermochte das alte Volksrecht nicht mehr gerecht zu werden, und darum erkennen wir in der Einschiebung des Königsrechtes in das Volksrecht eine treibende Kraft, welche die festgewordene Masse in neue Gärung brachte und damit befruchtend auf das germanische Rechtsleben überhaupt wirkte.

Daß aber mit der Zeit so ein Graf oder Herzog, der alle königlichen Befugnisse in seinem Amtssprengel ausübte, eine gewaltige Macht in seiner Hand sammelte, läßt sich begreifen, und um so mehr scheint uns dies natürlich, als die oberste Regierung, die königliche, immer mehr an Kraft verlor, willkürlichen Ein- und Uebergriffen der Beamten nachdrücklich zu steuern und entgegenzutreten. Es wäre wohl unfehlbar überall in Deutschland zu einem aristokratischen Regimente gekommen, wie dies in einzelnen Teilen und zu gewissen Zeiten ja wirklich der Fall war, wäre diese aristokratische Bildung nicht von Anfang an eine gespaltene, eine zwiefache gewesen: nämlich eine geistliche und eine weltliche. Denn nicht sich auszubreiten und die heidnischen Germanen jenseits des Rheines für sich zu gewinnen, erschien zu jener Zeit als Tendenz der fränkischen Kirche, sondern sich auf dem eingenommenen Terrain zu behaupten und daselbst zur Herrschaft zu kommen, war das Streben der Kirche im 6. Jahrhundert.

Die merovingischen Könige fanden eigentlich eine solche geistliche Aristokratie bereits bei der Eroberung Galliens vor. Denn die Bischöfe der Städte waren regelmäßig aus alten senatorischen Familien hervorgegangen. Stand auch dem Klerus und Volke der Städte nach kanonischem Rechte die Wahl der Bischöfe zu, so mußte doch diese Berechtigung um so mehr eine Aenderung erleiden, je mehr der König an die Stelle des Volkes trat, je mehr das Königsrecht das Volksrecht verdrängte. Darin aber lag ein Motiv, welches trotz des anfänglichen Anschlusses der Bischöfe an das Königtum, trotz ihres Entgegenkommens die spätere Stellung der Bischöfe eigentümlich beeinflußte. Als natürliche Wortführer der Bevölkerung mußten sie nur zu oft in Widerspruch mit den königlichen Beamten, ja mit dem Könige selbst geraten, und das wieder um so mehr, als, auf den Besitz der Macht gestützt, das Vorgehen der weltlichen Obrigkeit ein willkürliches wurde. Dazu kamen oft Fälle, wo dem Bischofe in Ermangelung des Grafen die ganze Botmäßigkeit zufiel; es kam dazu, daß man ihrer nicht entraten konnte, da sie fast allein im Besitze einer wenn auch oft noch so geringen Bildung waren. „So befand sich der Bischof manchmal in einer Stellung, daß man ihm die Regierung oder Herrschaft der Stadt zuschreiben konnte. Es gründete sich auf keinen festen Rechtstitel; aber die Macht der Verhältnisse war damals überall größer, als das positive Recht.“ Und da ist es denn nur zu natürlich, daß wir die Kirche oft in schwankender Haltung sehen. Einerseits verhalf sie dem Königtume zur Befestigung seiner Macht gegenüber dem Volke, und Formen, die mit der alten demokratischen Freiheit zusammenhingen, wurden ausgetilgt, andererseits schützte sie das Volk gegen königliche Willkür oder grausames Verfahren der königlichen Beamten und befestigte dadurch, wie durch die Thatsache, daß sie ihre eigenen Leute und Untergebenen besser hielt, als dies bei den weltlichen Großen der Fall war, ihre eigene Macht. In der Berechtigung zur Teilnahme an den Grafengerichten, wie in dem Einflusse, welchen sie auf die Ernennung der Grafen hatten, bot sich den Bischöfen nicht nur eine Handhabe zur Erweiterung ihrer Macht, sondern es mußte dies auch, wenn solche Fälle sich öfter wiederholten und allmählich stabil wurden, zur Entwicklung eines Gegensatzes zwischen den Interessen der weltlichen und geistlichen Aristokratie führen. Je mehr nun die Kirche durch die fortschreitende Germanisierung von dem inneren Leben sich ab- und dem äußeren politischen Leben zuwandte, um so mehr mußte dieser Gegensatz offenkundig werden, und so war es ganz natürlich, daß das Königtum durch diesen Widerstreit der beiden Aristokratien eine indirekte Stütze erhielt.

Eine andere Folge der Germanisierung der Kirche aber war der Verfall der Kultur,

das Sinken aller geistigen Arbeit und Thätigkeit. Dadurch traten die kirchlichen Würdenträger von selbst den Anschauungen und dem Bildungsgrade des Volkes näher und näher. Und so fand man den Weg auch über den Rhein hinüber, nicht indem man große Missionsanstalten errichtete und den Zauber der kirchlichen Pracht entwickelte und wirken ließ, sondern indem man langsam mit den Anschauungen der ostrheinischen Germanen vertrauter und dadurch fähiger wurde, hier ein ruhiges und vorsichtiges Wirken und Walten zu beginnen. Diesem Vorgehen kam die vorbereitende Thätigkeit irischer Mönche zu Hilfe, welche, unabhängig von fränkischem Einflusse, ihre Missionen in Deutschland begannen. Damals gründete Columban in den Vogesen das Kloster Luxeuil; von Brunhilde vertrieben, überschritt er die Alpen und gründete bei den Langobarden das Kloster Bobbio. Einer seiner Jünger war Gallus, über dessen Grabstätte im alamannischen Lande sich das Kloster St. Gallen erhob.

War es die Stellung der Beamten zum Könige, welche ihnen einen gewissen Vorrang und damit Ansehen und Macht verschaffte, so war es die innere Organisation der Kirche, welche in der Zeit des Schwankens und Wechselns dem Volke Vertrauen einflößte. So kam es, daß der kleine Bauer in jener Zeit, da sein Recht überall in Gefahr stand, sich nach einem Vertreter und Beschützer umsah. Er fand ihn in der Kirche. Denn sie, von Abgaben und Lasten ganz oder teilweise befreit, vermochte nicht nur dem freien Manne, der sich um Schutz an sie wandte, eine bessere und materiell sicherere Existenz zu bieten, sondern ihn auch von jenen drückenden Lasten zu befreien, zu denen man ihn sonst herangezogen hätte. Es ist die Zeit, wo das alte Geschenk, welches dem Könige einst vom Volke dargebracht wurde, sich in eine Abgabe, die freie Gabe sich in eine geforderte regelmäßige Steuer verwandelte, bei deren Eintreibung wohl manche Uebergriffe der Beamten vorfielen. Die kleinen Güter kamen so unter den Schutz der Kirche, welche als Obereigentümer dieselben dem freien Manne zum Nießbrauche zurückgab. Der eigene Grundbesitz der Kirche wurde dadurch vielfach vermehrt, und mit diesem Wachstum mußte eine Aenderung in ihrem inneren Charakter Hand in Hand gehen. Den städtischen Kreisen mehr und mehr entzogen, wandte die Kirche ihre Thätigkeit der Bewirtschaftung ihrer Liegenschaften zu. Sie wurde zum Großbauer und damit zum natürlichen Führer und Sammelpunkte der bäuerlichen Bevölkerung. Diesen Charakter mußte sie annehmen, sollten ihre Bestrebungen östlich des Rheines Erfolg haben.

Als im Jahre 593 der alte König Gunthram starb, vereinte Childibert II Burgund mit Austrasien. Seine Bemühungen, das letzte Drittel des Reiches ebenfalls zu gewinnen und Chlothar II, dem Sohne Fredegundens, zu entreißen, schlugen fehl. Schon 596 starb Childibert II. Ihm folgten seine zwei minderjährigen Söhne, Theudebert II (—612) in Austrasien und Theoderich II (—613) in Burgund. Drei Knaben, denn auch Chlothar II war erst zwölf Jahre alt, beherrschten das Frankenreich. Eine günstigere Gelegenheit hätte die Aristokratie für ihr eigenes Emporkommen nicht einmal ersinnen können. Doch die Großmutter der Söhne Childiberts, Brunhilde, trat ihren Bestrebungen entgegen. Mit größerer Kraft, als irgend ein merovingischer König, widersetzte sich die westgotische Königstochter dem Uebermute der austrasischen Großen und wahrte die Rechte der Krone. Zwar mußte sie (599) von Metz vor den austrasischen Großen fliehen, aber im Burgunderreiche führte sie den Kampf gegen den Dienstadel fort. In der Wahl der Mittel stand sie auf dem gewohnten Standpunkte des merovingischen Hauses, doch kämpfte sie ihren Kampf mit Ziel- und Zweckbewußtsein. Aber auch sie konnte das Geschick nur aufhalten, nicht verhindern. Im Kampfe gegen den Bruder fiel Theudebert, und der siegende Bruder Theoderich starb bald darauf in Metz. (613). Brunhilde sprang sofort wieder in die Lücke und gedachte ihren Urenkeln die Herrschaft zu retten, wie einst ihren Enkeln. Allein durch ihr Auftreten gegen die Großen hatte sie sich deren Haß zugezogen, durch ihr Vorgehen gegen Columban, den Prediger der Sittenzucht, den sie des Landes verwies, hatte sie sich Teile des Volkes und des Klerus entfremdet, und so fand sie jetzt, als sie gegen Chlothar auftreten wollte und mußte, nicht genügenden Anhang. Zwei hervorragende austrasische Große, Arnulf, Bischof von Metz, und Pippin riefen den Neustrier Chlothar II gegen sie herbei. Chlothar nahte und die ganze königliche Familie

fiel in seine Hände. Von den vier Urenkeln Brunhildens rettete sich einer zu Roß durch die Flucht, ein anderer behielt das Leben, weil er Chlothars Patenkind war, starb aber bald, die beiden übrigen wurden ermordet. An Brunhilde selbst wurde grausame Rache geübt. Drei Tage wurde sie gräßlich gefoltert, dann führte man sie auf einem Kamel im ganzen Heere herum, zuletzt ward sie mit einem Fuße und einer Hand an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden und so zu Tode geschleift. Brunhilde ging zu Grunde, weil sie die Einheit der monarchischen Gewalt erhalten wollte, dabei aber der gleichen Uebergriffe früherer Könige sich schuldig machte.

Das Frankenreich stand wieder geeint unter der Herrschaft Chlothars II. Aber neben das Königtum stellte sich nun eine ihrer Kraft und ihres Sieges sich wohl bewußte Aristokratie, die von nun an ihre Ansprüche energisch geltend machte. Der Name der beiden Stammväter des Arnulfingischen Hauses bereitete auf die kommenden Ereignisse und Wandlungen vor.

Verschieden von der Entwicklung der Dinge westlich des Rheins war diejenige im östlichen Frankenreiche. Hier versuchte das Christentum erst schüchtern seine Schritte, und es war, als ob die alten Götter sich tiefer in Germaniens Waldungen, in das von keiner römischen Kultur verpestete Innere des Landes zurückgezogen hätten. Hier lebten sie noch und schirmten ihr Volk, ihm die Sprache der Heimat wahrend, ihm Sitten und Gebräuche der Urväter zu retten bestrebt. Es konnte demnach auch hier nicht von jener Entwicklung und Neubildung einer rivalisierenden doppelköpfigen Aristokratie die Rede sein. Und deshalb hatte östlich des Rheines das Zurücktreten des Volkes von der Leitung und Beeinflussung der Politik, die fortwährend wachsende Abneigung des seßhaft gewordenen Bauern gegen den Waffendienst auch eine andere Wirkung, als im Westen. Es kam dort zur Bildung jener fast selbständigen Gewalten, welche, an die alten Zustände anknüpfend und auf ihnen fußend, eine nahezu souveräne Stellung dem fränkischen Königtume gegenüber einnahmen. Keine Eifersucht, kein berechtigtes Eingreifen störte diese Entwicklung der weltlichen Macht dem Volke gegenüber, und so ist es erklärlich, wenn wir bei Alamannen, Thüringern und Bayern von Herzogen melden hören, deren Unterwerfung unter die fränkische Königshoheit lange nicht zu jener Entmündigung führte, wie etwa bei den Burgundern.

Daß diese Entwicklung bei dem Bayernvolke namentlich scharf hervortritt, hat seinen Grund darin, daß hier ein alter Volksadel erhalten blieb, wenn auch nur in geringer Zahl, so doch hinreichend, gegen fränkischen Einfluß ein Gegengewicht zu bilden. Fünf Geschlechter nennt uns die Geschichte: die Huosi, Drozza, Fagana, Hahilinga und Anniona, neben dem Geschlechte, in welchem die Herzogswürde forterbte. Manche erblicken in diesen Geschlechtern alte Herrscherfamilien der im bayerischen Stamme vereinigten Völkerschaften, ja Dahn präzisiert diese Vermutung dahin, es seien wohl ursprünglich markomannische und quadische gaukönigliche Geschlechter gewesen, Vermutungen, denen wir prinzipiell nichts anders entgegenzusetzen haben, als daß sie eben Vermutungen sind, denen wir aber auch gerne zugestehen, daß sie der Wahrscheinlichkeit am nächsten kommen. Ueber das Herzogsgeschlecht der Agilulfinger ist der Streit auch noch nicht zu Ende und kann, wie jede auf mehr oder minder scharfsinnigen Konjekturen beruhende Kontroverse immer wieder von neuem losbrechen. Doch schließen wir uns dem Urteile Quitzmanns und Riezlers an, welche beide für die Wahrscheinlichkeit eintreten, das Geschlecht sei ein fränkisches, dem Merovingerhause verwandtes gewesen. Der noch weiteren Konjektur Dahns, der über die Frankenverwandtschaft hinüber auf eine langobardische Abstammung hindeutet, wollen wir nicht folgen, da wir zu deren Begründung der Ehestandsregister bedürften. Daß nahe Beziehungen zwischen den fränkischen und langobardischen Königshäusern, wie dem bayerischen Herzogshause der Agilulfinger bestanden haben, scheint schon aus der Wiederkehr gleichnamiger Fürsten in den drei Geschlechtern hervorzugehen, doch besitzen wir hierüber keine gewisse Kunde, so daß auch Quitzmanns weitere Ableitung der Agilulfinger von einem mit den Merovingern verwandten Bischof Agilulf von Metz eine Vermutung bleibt. Der Anfang liegt eben wie immer und überall, so auch hier im Dunkel.

Der Diakon Paul erzählt nun von einem bayerischen Herzog Garibald, der nach der Mitte des 6. Jahrhunderts von Theudebald, dem Könige von Auster, die Waldrada,

eine langobardische Fürstentochter, zur Ehe erhielt. Paul bezeichnet Garibald als einen von den Leuten Theudebalds, und ist dies wohl so zu verstehen, daß Garibald zu den Antrustionen des Frankenkönigs gehörte. „Ein fränkisches Herzogsgeschlecht mag der fränkische König als beste Bürgschaft für die Treue des unterworfenen Volkes betrachtet haben", sagt Riezler, doch hinderte dies nicht, daß dieses Herzogsgeschlecht während der nachfolgenden Wirren im fränkischen Königshause selbst eine fast souveräne Stellung erhielt. Gleichzeitig scheint aber auch das Christentum Garibalds und seiner ebenfalls bei Paul genannten Tochter oder Adoptivtochter Theodelinde auf eine fränkische Abstammung hinzuweisen. Es ist die Politik der Frankenkönige, die wir hier wiederzuerkennen glauben, mit Hilfe der Kirche einen moralischen Einfluß auszuüben, dessen Wirkung das Volk sich auf die Dauer nicht zu entziehen vermochte.



Authari auf der Brautfahrt.

Reizend ist die Erzählung, welche Paul von der Werbung des Langobardenkönigs Authari um Theodelinde, die Tochter Waldradens, gibt; sie möge hier mit des Verfassers eigenen Worten folgen.

Nach der Abweisung eines fränkischen Angriffs auf das Langobardenreich schickte der König Flavius Authari Gesandte nach Bayern und ließ durch sie um die „Tochter König Garibalds" (Paul nennt sie so) für sich werben. Garibald nahm sie freundlich auf und versprach, dem Authari seine Tochter Theodelinde zu geben. Als die Gesandten mit dieser Nachricht zu Authari zurückkamen, so kam ihm das Verlangen an, seine Braut mit eigenen Augen zu sehen; er suchte sich wenige, aber rüstige Leute und darunter einen ihm ganz treu ergebenen Mann, gleichsam ihr Haupt, unter seinen Langobarden aus und zog mit ihnen alsbald gen Bayern. Als sie nach Gesandtenbrauch vor den König Garibald geführt worden waren und jener, der das Haupt der mit Authari gekommenen Gesandten vorstellte, nach der Begrüßung die gebräuchlichen Worte gesprochen hatte, so trat Authari, der von niemand erkannt wurde, näher auf König Garibald zu und sprach:

„Mein Gebieter, der König Authari, hat mich eigens darum gesandt, damit ich eure Tochter, seine Braut, die unsre künftige Herrin ist, sehen soll, auf daß ich meinem Herrn sicherer berichten kann, wie ihre Gestalt ist." Wie das der König hörte, so ließ er seine Tochter holen, und als nun Authari sie schweigend angeschaut hatte, wie schön sie war und sie ihm in allem sehr wohl gefiel, so sprach er zu dem Könige: „Da uns die Gestalt deiner Tochter wohlgefällt und wir sie darum zu unserer Königin wünschen, so möchten wir, falls es eurer Herrlichkeit beliebt, einen Becher Weins aus ihrer Hand entgegennehmen, wie sie ihn uns später reichen wird." Als der König einwilligte, daß es so geschehe, so reichte Theodelinde zuerst jenem den Becher Wein, der das Haupt zu sein schien, und hierauf dem Authari, von dem sie nicht wußte, daß es ihr Bräutigam sei: als dieser getrunken hatte und ihr nun den Becher zurückgab, so berührte er, ohne daß es jemand bemerkte, ihre Hand mit dem Finger und strich ihr mit seiner Rechten von der Stirne über Nase und Wange herab. Ganz schamrot erzählte das Theodelinde ihrer Amme; da sagte diese zu ihr: „Wann dieser Mann nicht selbst der König und dein Bräutigam wäre, so hätte er auf keinen Fall dich zu berühren gewagt. Laß uns aber einstweilen stille sein, damit dein Vater nichts davon erfährt. Denn wahrlich, es ist ein Mann, der es wohl verdiente, König zu sein und mit dir vermählt zu werden." Es blühte aber damals Authari in jugendlichem Mannesalter, war von edler Gestalt, hellgelocktem Haare, rötlichem und schönem Antlitz. Bald nachher machten sie sich mit königlichem Geleite wieder auf den Weg zurück nach ihrer Heimat und zogen eilig durch das Gebiet der Noriker. Die Provinz Norikum, welche von dem Volke der Bayern bewohnt wird, grenzt aber gegen Morgen an Pannonien, gegen Abend an Schwaben, gegen Mittag an Italien, gegen Mitternacht an die Donau. Als nun Authari in die Nähe der Grenze von Italien gekommen war und die Bayern, die ihm das Geleite gaben, noch um sich hatte, so erhob er sich, so sehr er konnte, auf dem Pferde, das ihn trug und stieß mit aller Macht die Streitaxt, die er in der Hand trug, in einen nahestehenden Baum und ließ sie darin stecken und sprach dazu die Worte: „Solche Hiebe führt Authari!" — So erkannten die bayerischen Begleiter den Langobardenkönig. Paul erzählt nun weiter, wie es in Italien zur Hochzeit kam am 15. Mai des Jahres 589, und kommt noch öfters auf die segensreiche Regierung Theodelindens, welche bald darauf Witwe wurde und sich dann einen der Langobardenherzoge, Agilulf mit Namen, zum Manne und Könige erkor, zurück.

Auffallend ist bei der Erzählung Pauls, daß er Garibald „König" nennt, doch ist das damit zu erklären, daß dem Geschichtschreiber die Stellung Garibalds mehr eine königliche zu sein schien, namentlich wenn er die bayerische Herzogswürde mit der langobardischen verglich. Dann ist weiter zu bemerken, daß Paul die Grenzen von Norikum dort angibt, wo noch heute südlich der Donau der Bayernstamm sitzt, woraus zu ersehen, daß zur Zeit Karls des Großen, unter dem der Diakon schrieb, die Bayern bereits vollkommen das Land besetzt hatten, das sie noch heute inne haben.

War es früher der Gegensatz zwischen Franken und Ostgoten, so jetzt derjenige zwischen Franken und Langobarden, welcher dem Auftreten des Bayernvolkes zugute kam. Und aus den Familienverbindungen, welche zwischen den ursprünglich fränkischen Agilulfingern und den Langobarden zustande kamen, scheint fast hervorzugehen, wie man sich schon damals in Bayern jener Vermittlungsaufgabe bewußt wurde, welche in der bayerischen Geschichte eine so große und hervorragende Bedeutung gewann. So hatte schon vor Theodelinde ihre Schwester den Langobardenherzog Ewin von Trient geheiratet. Mit Theodelinde selbst zog Gundwald, ihr Bruder, nach Italien, der dann später Herzog von Asti wurde, und mit seinem Sohne Aribert († 661) kam sogar eine bayerische Dynastie auf den Langobardenthron.

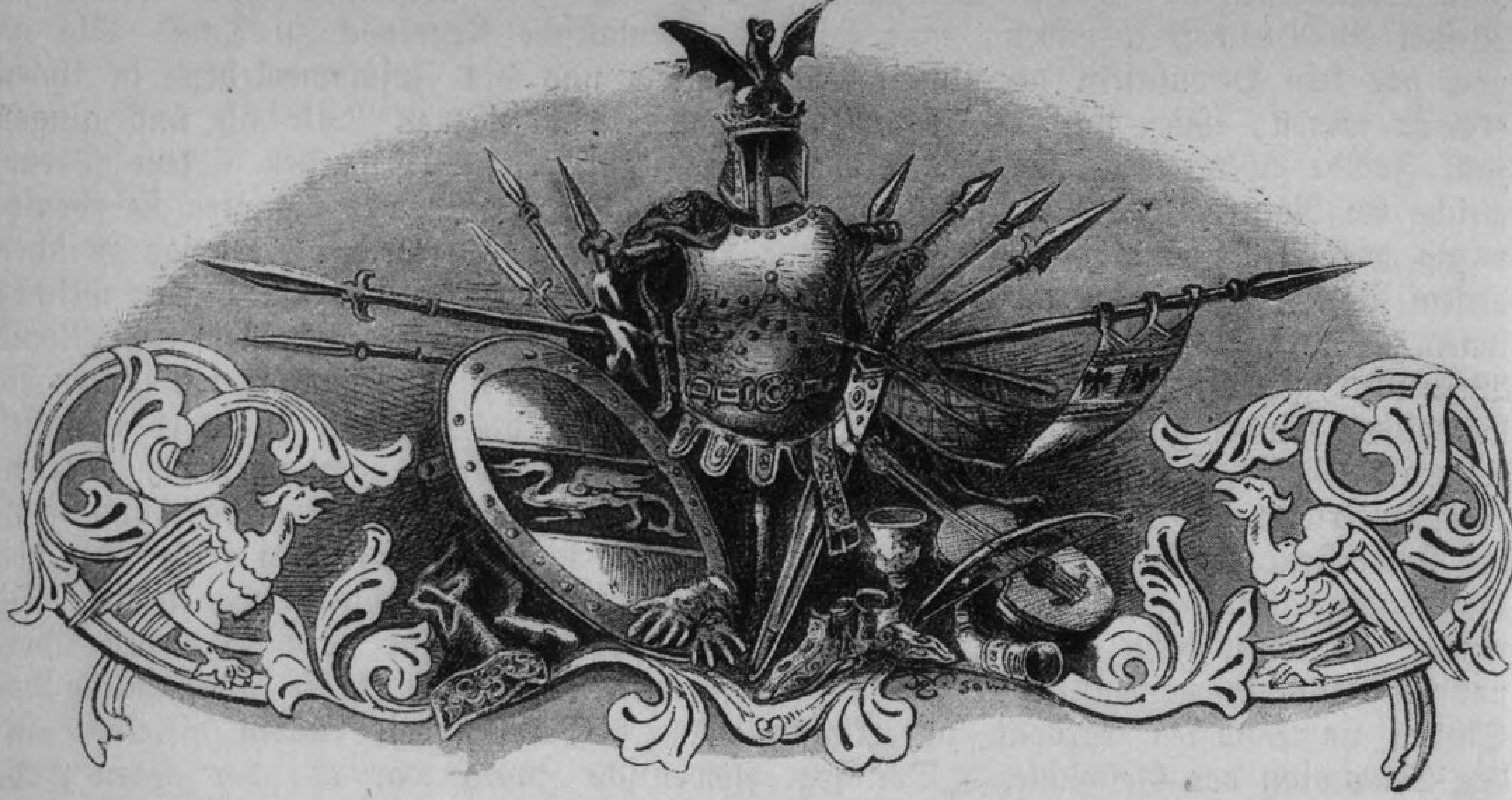
Aber noch eine andere Aufgabe fiel den Bayern zu: die Wahrung der Mark gegen die Avaren, ein Volk finnisch-tartarischen Stammes. Dasselbe war, wie wir hörten, nach Auszug der Langobarden in Pannonien eingedrungen und drängte nun nach Westen und Süden weiter. Hier aber hatten Bayern und Langobarden die Wacht übernommen, und trotz der unzähligen Ein- und Ueberfälle, welche das fremde Volk auf seinen schnellen



Vermählung Teudelindens, der Tochter Garibalds I., mit dem Longobardenkönig Autharis, 589.
Nach dem Gemälde von Köckert.

Rossen bewerkstelligte, waren seine Tage gezählt. An der höheren Kultur, welche im Westen ein Bollwerk gefunden, rang sich das orientalische Reitervolk zu Tode. Als ob noch gar kein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und des Zusammenlebens in ihnen erwacht wären, lösten sich die Avaren scharenweise vom eigenen Volke ab und gingen zum Feinde über, wenn sie Geld erhielten und gut behandelt wurden. Jene Treue, welche bei Naturvölkern einen wesentlich politischen Faktor ausmacht, kannten sie ebensowenig wie die Anhänglichkeit an das eigene Blut. Und dazu welcher Gegensatz zwischen diesem Volke, „das höheren Interessen völlig abgewendet war", und dem Lande, welches ihnen als Heimat zufiel! Nicht alles war zu Grunde gerichtet, was hier einst Roms Weltkultur geschaffen. Städte bestanden noch und mit ihren Annehmlichkeiten lockten sie die wilden Eindringlinge zum Genusse. Ja, die Frauen des Khakans Baian erbaten sich einst als Gnade, man möge der römischen Badeanlagen, welche man vorfand, schonen. Ackerbau trieben die Avaren nicht, sie waren und blieben Reiter und Nomaden, und selbst der Widerstand, den sie im Westen fanden, zwang sie nicht, wie wir dies früher bei den Germanen sahen, zur Ablegung und Umwandlung ihrer gewohnten Lebensweise. Da konnte es ihnen denn nur recht sein, wenn andere Völker für sie diese Arbeit übernahmen, und so namentlich ist das rasche Eindringen und die rapide Ausdehnung der Slaven im Südosten Europas zu erklären. Im 6. Jahrhundert rückten dieselben auf den Schauplatz der Geschichte. „Der sog. slowenische Zweig war es, der gegen Ende des 6. Jahrhunderts sich von der obern Drau an bis nach dem schwarzen Meere in den Ländern südlich von der Donau festzusetzen begann." Es ist dieselbe Zeit, da auch Serben und Chrovaten in ihre heutigen Sitze drangen und Dalmatien besetzten, von wo aus sie mit den Slowenen gemeinsam in Istrien eindrangen; es ist dieselbe Zeit, da auch Böhmen und das Land an der oberen und mittleren Elbe von den Slaven heimgesucht wurde. Franken, Bayern und Alamannen sahen sich genötigt, Front nach Osten zu machen, und den Bayern ist es zu danken, daß die Ennsgrenze behauptet wurde. Die Landschaften Kärnthen und Krain führen bis heute den Namen fort, den ihnen die unter avarischer Oberherrschaft stehenden Slowenen damals gaben.

Und so treten wir denn langsam aus dem Dunkel der Sage und Vermutung auf den Boden der Geschichte. Mit der Erwähnung Garibalds I, dessen Todesjahr nicht bekannt, wohl aber vor 596 fallen muß, mit der Umgrenzung des bayerischen Landes und der Nachricht von den Aufgaben, welche dem jungen Volke zufielen, erfassen wir die einfache Thatsache, daß das Wachstum des Bayernvolkes so weit vorgeschritten, daß seine Macht und Größe sich so sehr entwickelt, um die Aufmerksamkeit der Nachbarn auf sich zu ziehen und damit auch das Interesse des Geschichtschreibers zu erwecken. Die Erstarkung der Aristokratie im Frankenreiche fällt mit der selbständigen Machtentwicklung des Bayernvolkes, bedingt von derselben Ursache, zusammen; dieses doppelte Fortschreiten aber führte natürlich zu dem bald sich bemerkbar machenden Gegensatz der Bayern gegen das Frankentum, vielmehr gegen die wachsende Macht der fränkischen Aristokratie, der Hausmeier. Die Usurpation der Gewalt im Frankenreiche konnte keine andere Wirkung haben, als das Streben nach eigenmächtiger Gestaltung der Dinge in Bayern zu vergrößern und zu vermehren. Es ist die Zeit, wo das Bayernvolk der Welt zuruft: „Hier sind wir und das wollen wir!" Damit ist sein Eintritt in die Geschichte von selbst gegeben.



Bayern unter Volksherzogen.

In diesen Tagen ward Tassilo von dem Frankenkönige Childibert in Bayern als König eingesetzt. Er zog alsbald mit Heeresmacht ins Land der Slaven und kehrte siegreich und mit großer Beute wieder nach Hause zurück." So berichtet unser Gewährsmann Paul der Diakon, nachdem er zuvor erzählt, wie Papst Gregor vier Bücher vom Leben der Heiligen verfaßt, dieselben Dialogus genannt und an Theodelinde, seine Freundin und königliche Missionarin im Langobardenlande, geschickt habe.

Da aber treten sofort wieder verschiedene Fragen auf, auf die sich die Antwort nur vermuten läßt. Wer war Tassilo? Wann wurde er Herzog in Bayern? Wann war dieser Feldzug gegen die Slaven?

Nun, wie Garibald sich mit seiner Würde auf die Franken stützte, wäre es nichts Sonderliches, daß auch Tassilo sich von Childibert einsetzen ließ. Er könnte deshalb wohl ein Sohn Garibalds oder ein naher Verwandter desselben gewesen sein, was wahrscheinlich wird, wenn wir hören, daß er seinen Sohn wieder Garibald benannte. Denn daß eine Familie sich in jenen Zeiten nicht ohne Stütze in ihrem Vorrange behaupten konnte, leuchtet ein, und gerade daß wir so wenig von Garibald I hörten, läßt vermuten, daß sich das Volk der Bayern trotz des geheimen Grollens der alten Adelsfamilien in Bayern, auf seine Seite gestellt hatte. Volksgunst und das Vertrauen des fränkischen Königs hätten demnach auf den Agilulfinger Tassilo die Würde des verstorbenen Garibald übertragen. Bei ihnen hätte er einen Rückhalt gefunden gegen die feindlichen Bemühungen im eigenen Lande. Wann aber hat die Einsetzung Tassilos stattgefunden? Nun, es muß wohl vor Childiberts Tode gewesen sein, den wir oben für das Jahr 596 vermerkten, und so schließen wir uns der Vermutung an, es sei im Jahre 595 gewesen. Jener Angriffskrieg aber, den Tassilo sofort gegen die Slaven unternommen hatte, sollte sich blutig rächen; denn bei einem erneuten Einfalle, den bei 2000 Mann bald darauf unternahmen, trat ihnen der Khakan der Avaren, dem ja auch die Slaven in den Alpen

und an der Donau unterworfen waren, entgegen und brachte ihnen eine vernichtende Niederlage bei. Alle wurden, wie Paul berichtet, von den Slaven getötet.

Auf Tassilo folgte sein Sohn Garibald II. Wann er die Regierung angetreten und niedergelegt hat, ist nicht mitgeteilt. Wir hören nur von einer Niederlage des Herzogs durch die Slaven, welche Paul um das Jahr 610 zu vermerken scheint. Diese Niederlage bei Aguntum (Innichen an der obern Drau oder Lienz im Pusterthal) eröffnete den Slaven die bayerischen Marken, welche sie verheerend durchzogen. Die Bayern rafften jedoch bald ihre Kräfte zusammen, nahmen ihren Feinden die gemachte Beute wieder ab und jagten sie aus dem Lande. — Ob es Garibald war, der eine der keuschen Töchter des Herzogs Gisulf von Friaul heiratete, ist nicht festzusetzen. Wie sich diese Mädchen nach dem schmachvollen Verrat ihrer Mutter, welche die Burg Forojuli dem Avarenkhakan gegen das Versprechen seiner Liebe auslieferte, vor den Begierden der Avaren retteten, davon erzählt der Diakon Paul eine schöne, echt volkstümliche Mär.

In die Zeit Garibalds II mag auch jener Feldzug der Germanen gegen den Slavenkönig Samo fallen. Gegen die drückende Herrschaft der Avaren hatte dieser fränkische Kaufmann den Slaven und Wenden zur Erkämpfung ihrer Selbständigkeit verholfen (um 623), und sein Führertalent errang ihm die Oberherrschaft über ein mächtiges Slavenreich, das erste in Europa, welches in natürlichen Gegensatz zu den westlichen Germanenreichen trat. Es herrschte damals im Frankenreiche Dagobert I (628—638), nachdem sein Vater Chlothar II gestorben war (628). Anfangs bestanden die friedlichen Beziehungen Samos zu seinem Vaterlande fort, bald aber entbrannte der Zwist, und Dagobert bot gegen ihn alle Austrasier, ebenso die Alamannen und verbündeten Langobarden auf. Alamannen und Langobarden erfochten Vorteile, wohingegen das fränkische Heer bei Wogastiburg (?) eine schmähliche Niederlage erlitt und durch seine Flucht den Slaven den Weg nach Thüringen und in die östlichen Frankengaue preisgab. Ob man, wie einige wollen, statt der Langobarden Bayern zu lesen habe, ist eine zweifelhafte Sache, doch muß man annehmen, daß auch die Bayern indirekt von diesen Zügen betroffen wurden. Andrerseits ist die Frage nach der eigentlichen Zentralstelle dieses Slavenreichs ungelöst. Zeuß verlegte dasselbe nach Böhmen, wegen der späteren slavischen Einfälle in Thüringen. Ihm folgte Büdinger, jedoch nicht ohne darauf aufmerksam zu machen, daß in Kärnthen sich Erinnerungen an Samo bis ins 9. Jahrhundert erhalten zu haben scheinen. Nach Kärnthen verlegen ebenso andere Forscher das Reich Samos und betrachten die Donauslaven als den eigentlichen Kern des neuen Slavenreiches. Die Bayern scheinen demnach lediglich als Hüter ihrer Grenze und der östlichen Landesmark in diesen Kämpfen aufgetreten zu sein und zwar mit Erfolg, da von einem Einfalle in ihr Gebiet nichts weiter verlautet.

Die Macht der Avaren, bisher von allen gefürchtet, erlitt durch diese mächtige Erhebung der Slaven, an der sich selbst Bulgaren und Serben beteiligten, einen furchtbaren Stoß. Die Zwistigkeiten, welche infolge davon zwischen Bulgaren und Avaren losbrachen, führten zu einer traurigen Katastrophe, welche dem jungen Bayernvolke, von unserer Zeit aus gesehen, gerade nicht besondere Ehre macht. 9000 bulgarische Männer mit Frauen und Kindern wurden von den Avaren aus Pannonien getrieben und wandten sich gegen Westen, von Dagobert Sitze im Frankenreiche erbittend. Der König kam dem Gesuche insofern nach, als er sie den Winter über im Bayerlande zerstreut unterbrachte. Bald aber überlegte er sich die Sache, ließ Vertrauensmänner aus Bayern kommen und gab ihnen den tückischen Befehl, daß in einer Nacht alle bulgarischen Gäste von den einzelnen Quartiergebern erschlagen werden sollten. Der traurige Befehl wurde von den Bayern pünktlich vollzogen. Nur 700 Männer, Weiber und Kinder entkamen unter Führung eines gewissen Alciocus zu den Wenden.

Ob wir aus dieser That eine „sklavische Unterwürfigkeit" der Bayern oder eine „harte Abhängigkeit" derselben vom Frankenjoche ableiten dürfen, scheint uns jedoch sehr fraglich. Man denke an die fortwährenden Kämpfe mit den Slaven, welche die Bayern zu bestehen hatten; man denke an die Verworrenheit und Unsicherheit der Zustände, an die kurz vorher erlittenen Niederlagen der Franken durch die Wenden, welche mit den

Bulgaren, wie sich schon aus dem Wege ergibt, den die Entkommenen einschlugen, in offenbarem Einverständnis waren, und es wird uns nicht so gar furchtbar erscheinen, wenn man der Gastfreundschaft und ihrer Gebote nicht achtete. Zudem mag die sittliche Größe der Gäste auch nicht so ganz erhaben dastehen, wie man sie mit unsern humanen Gefühlen, die dem Unglücklichen alles verzeihen, indirekt erdichtet. Und nachdem die Bayern die Räuberbande erkannt hatten, denen sie in gutem Vertrauen Haus und Hof geöffnet, so mochte es sehr leicht sein, daß jener fränkische Befehl bei den meisten von ihnen bereitwilligste Zustimmung fand. Wir wüßten diesen sonst geradezu wunderbaren „Gemeinsinn“ nicht zu erklären, da ohne eigene Zustimmung doch von den vielen Tausenden vielleicht mehrere zu finden gewesen wären, welche sich der Ausführung des Befehles entzogen hätten. Dann aber war es mit dem fränkischen Joche und mit der skla-



Die Bayern vernichten die Bulgaren.

vischen Unterwürfigkeit der Bayern nicht allzu weit her, sondern man benützte den Befehl nur dazu, um die Verantwortlichkeit für eine That, welche man im Herzen wünschte, von sich abzuwälzen. Ob also die Bayern für ihre Zeit und nach ihrer Anschauung der Dinge das einfachste und natürlichste Mittel ergriffen, die wilden Gäste nicht nur los zu werden, sondern auch für die Zukunft unschädlich zu machen, mag dahingestellt bleiben. Das aber ist sicher, daß wir die humanen Anschauungen unserer Zeit nicht auf die damalige übertragen und nach ihnen die Thaten der Vorfahren beurteilen dürfen. Die Geschichte würde sonst zu einer Berichterstattung über die an den Mitmenschen begangenen Verbrechen, und Karl der Große müßte, wie manch' andere historische Größe, noch nachträglich zum Galgen verurteilt werden.

Ein halbes Jahrhundert vergeht, ohne daß wir weitere Nachricht von Bayern erhalten. Dieser Zeitraum aber ist wichtig für die Entwicklung der Dinge im Frankenlande, welche die Aufmerksamkeit der urteilsfähigen Männer auf sich zog und voll beanspruchte.

Ebenso wichtig aber erscheint er, wenn wir auch nichts erfahren, für Bayern gewesen zu sein, denn mit Herzog Theodo, dem wir am Ende des 7. Jahrhunderts begegnen, beginnt für Bayern ein neuer Umschwung, der durch die Geschehnisse der vorhergegangenen Zeit heraufgeführt wurde.

Wir verließen die Franken nach der Ermordung Brunhildens. Chlothar II, von den austrasischen Großen herbeigerufen, war Herrscher des Reiches. Sofort nach seinem Siege sah sich der fränkische König genötigt, der in Arnulf und Pippin vereinigt erscheinenden geistlichen und weltlichen Aristokratie seine Konzessionen zu machen. Dies geschah auf einer Versammlung zu Paris im Oktober 614. Zuerst wurde die Sache der Geistlichen beraten. Die niederen Geistlichen werden der Gewalt der Bischöfe wieder übergeben, da es ihnen verboten wird, ohne Erlaubnis des Bischofs den Schutz des Königs oder eines Mächtigen anzurufen; die Gerichtsbarkeit über Personen geistlichen Standes fällt zum größten Teile den Bischöfen zu. Dann sorgte der König für die weltlichen Getreuen, indem er die Erhebung aller seit Sigiberts, Chilperichs und Gunthrams Tode neu eingeführten Abgaben und Zölle verbot, indem er alle gerechten Geschenke früherer Fürsten, wie die seinigen bestätigte und alle Güter zurückgab, welche während der letzten Unruhen den Besitzern verloren gegangen waren. So wurde als Recht anerkannt, was bisher Ausfluß königlicher Gnade gewesen; die Aristokratie gewann damit die erste Anerkennung ihrer Selbständigkeit.

Der Großgrundbesitz, auf dem einst die Könige ihre eigene Macht begründet, wurde zum Fundamente, auf welches nun auch die Aristokratie, deren Macht bisher in ihrer amtlichen Stellung ruhte, ihre eigenen Befugnisse mehr und mehr stützte. Im Dienste der Könige waren den Getreuen die Ländereien verliehen worden, gegen die Uebergriffe der königlichen Gewalt gaben sie nun die Mittel zum Selbstschutze, für den man durch Aufstellung einer Gefolgschaft sorgte. In dieser auf dem Besitze beruhenden äußeren Macht aber fand die Aristokratie zugleich das beste Mittel, ihre Würde zu behaupten und zur erblichen zu gestalten. Denn was hätte wohl ein mittelloser königlicher Beamte gegen sie von nun an vermocht?

So stellte sich denn auch das Majordomat auf eigene Füße. Es war nicht mehr nur ein Amt, sondern eine Macht, welche sich zwischen Königtum und Aristokratie einschob und in seinem eigenen Interesse bald voll und ganz die Vertretung des Königtums übernahm, sich hierbei auf das Volk direkt stützend, bald im Bunde mit der Aristokratie das Königtum beschränkte. Daß sich bald diese, bald jene Rolle als vorteilhafter erwies, läßt sich denken, zumal das Schicksal den nächsten Hausmeiern sehr zu Hilfe kam. Sieben Könige kamen nämlich nach Dagobert als Kinder auf den Thron, und allein dieser Zufall genügte, das Königtum zum bloßen Namen, das Majordomat hingegen zur wirklichen Macht zu stempeln. Es erneuerten sich die alten Auftritte in veränderter Gestalt. Statt der Könige der einzelnen Reiche kämpften nun die Vormünder der Könige miteinander; die Empörungen der Statthalter wurden häufiger und gefährlicher, da ihnen nicht wie einst das königliche Ansehen Ruhe befahl, sondern die usurpierte Macht irgend eines von ihnen nicht anerkannten Gewalthabers. Demzufolge kam es zu einer immer weiter schreitenden Entfremdung der einzelnen Reichsteile, und der Begriff eines Gesamtreiches ging der Bevölkerung mehr und mehr verloren. Austrasien, Neustrien und Burgund begannen ihre besondere Entwicklung, und die Interessenkreise der einzelnen Volksteile lösten sich von einander ab, konsolidierten sich und gerieten damit in natürlichen Gegensatz.

Wie sehr dieser Gegensatz bereits in das Gefühl der einzelnen eingedrungen, beweist deutlich der Umstand, daß die austrasische Aristokratie, unter der Führung Arnulfs und Pippins, im Jahre 623 von Chlothar II, den sie doch selbst einst aus Neustrien herbeigerufen hatte, die Einsetzung eines eigenen Königs verlangte. Chlothars Sohn, Dagobert, erhielt die Herrschaft in Austrasien, und Pippin und Arnulf traten als vornehmste Ratgeber der Krone dem jungen Könige zur Seite. Pippin war Majordomus in Austrasien und seine Machtstellung war natürlich fürs erste nur im engsten Anschlusse an das Königtum zu behaupten. Dadurch erstand auch das letztere noch einmal zu einem neu gestärkten Dasein, obschon sich nur zu bald die Lebensunfähigkeit der Merovinger herausstellen



Pippin von Landen.

sollte. Doch zeigt sich der neue Aufschwung wie der Ernst, mit dem Pippin für Herstellung des königlichen Ansehens zu sorgen sich bemühte, deutlich in dem Vorgehen der beiden Austrasier Arnulf und Pippin gegen Chrodoald, einen Sprossen des agilulfingischen Hauses. Chrodoald entfloh zu Chlothar II, der ihm von seinem Sohne Dagobert Zusicherung der Gnade erwirkte. Trotzdem wurde er bald darauf auf Dagoberts Befehl in Trier niedergehauen. (624.) Dieses unregelmäßige Verfahren zeigt dann wiederum, wie auch der um Recht und Gerechtigkeit wirklich besorgte König, wie sein Majordomus Pippin trotz aller Kraftanstrengungen es noch nicht dahin gebracht hatten, die Großen unter das Gesetz zurück zu zwingen. „Große Verbrecher konnten selbst damals noch nicht durch förmliches Verfahren erreicht werden."

Nach Chlothars II Tode (629) verlegte Dagobert den Sitz seiner Herrschaft nach Neustrien. Pippins Einfluß ward dadurch gebrochen, denn bald brachen in dem leichtlebigen Neustrien die Merovingeranlagen in Dagobert hervor und entfalteten sich zu großer Blüte. Unwillig sah man diese Veränderung zum Schlechteren in Austrasien, und bald sollte sich dasselbe Spiel wiederholen, dessen man sich einst gegen Dagoberts Vater, Chlothar II, bedient. Die Austrasier zwangen den König, ihnen in seinem erst dreijährigen Sohne Sigibert III einen eigenen König zu geben. (633.) Allein die Rückkehr Pippins nach Austrasien ward nicht gestattet. Bischof Kunibert von Köln und Ansegisel, Arnulfs Sohn, der mit Pippins Tochter, Begga, vermählt war, erhielten für den jungen König die Verwaltung in Palast und Reich übertragen. Die Geburt eines zweiten Sohnes, Chlodwig mit Namen, vernichtete die Hoffnung auf dereinstige Wiedervereinigung des Frankenreiches, denn Dagobert ließ ihm von Sigibert III und den austrasischen Großen die westliche Reichshälfte zusichern.

Mit Dagoberts Tode (639) schlug für Pippin die Stunde der Befreiung. Er eilte nach Austrasien zurück und stellte sich wieder an die Spitze der Verwaltung. Gesandte gingen nach Neustrien, für den austrasischen König das Erbteil von Dagoberts

Schatz zu verlangen; Pippin und Kunibert nahmen den dritten Teil desselben für den König in Empfang. Und als nun Pippin starb (640), „da machte sein Hinscheiden nicht geringen Schmerz allen in Auster, weil er seiner Gerechtigkeit und Güte wegen von ihnen geliebt war." So erzählt Fredegar der Scholast in seiner Chronik, der Mann, der es trotz seines bäurischen und ganz beschränkten Sinnes, den er sich selbst in rührender Bescheidenheit beilegte, tief fühlte, „wie die Welt im Greisenalter stehe, wie die Schärfe des Geistes nachgelassen und es niemand vermöge, den früheren Schriftstellern gleich zu kommen."

Sofort nach Pippins Tode brach der Zwist wieder los. Fara, der Sohn des hingemordeten Agilulfingers Chrodoald, war nach Thüringen zu Herzog Radulf geflohen und beteiligte sich an dessen Empörungsversuchen. Das Streben der einzelnen Gewalten nach Lostrennung kam hier zum offenen Ausbruch, und nach den unklaren Nachrichten, welche vorliegen, dürfen wir vermuten, daß Fara einen Anhang in Bayern hatte, der seine Beteiligung an Radulfs Werk begünstigte. Doch Pippins Sohn, Grimoald, kam nach der Ermordung eines Nebenbuhlers zur Herrschaft und befestigte sich in ihr. In Neustrien und Burgund herrschten die Hausmeier ebenso unumschränkt, denn das Kind Chlodwig II vermochte ihnen nicht entgegenzutreten. Bemerkenswert ist die Nachricht, daß Floachat zu Burgund erst dann zum Hausmeier gewählt wurde, nachdem er jedem Bischof und Herzog schriftlich und eidlich versprochen, ihn zeitlebens bei seinem Amte zu lassen und sein Freund zu bleiben.

Im Jahre 656 starb Sigibert III von Auster, und Grimoald glaubte die Zeit gekommen, den eigenen Sohn Childebert anstatt Dagoberts II zum Könige erheben zu können. Er schickte Sigiberts Erben in ein irisches Kloster, allein der austrasische Adel wandte sich gegen Grimoald, nahm ihn gefangen und lieferte ihn dem neustrischen Könige Chlodwig II aus, der ihn mit seinem Sohne hinrichten ließ. Die nur mehr noch nominelle Autorität der Königsgewalt wurzelte in den Anschauungen des Volkes doch so tief, daß sie den Majestätsverbrecher zur Rechenschaft ziehen konnte.

Doch das Ansehen des Arnulfingischen Hauses war damit keineswegs vernichtet. Gegen Ebruin, den gewaltthätigen Majordomus in Austrasien, fand Pippin der Mittlere, der berühmte Sohn Ansegisels und Beggas, bald Anhang im austrasischen Adel. Es kam zwischen Ebruin und den beiden Herzogen Pippin und Martin zu einer blutigen Schlacht (680), in welcher letztere geschlagen wurden. Martin fiel bald darauf durch Meuchelmord, doch Ebruin sollte im folgenden Jahre dasselbe Schicksal treffen (681). Noch schwankte man mit der Verleihung der Hausmeierwürde an Pippin, allein die Verhältnisse drängten von selbst dazu, den mächtigsten, einflußreichsten und dazu durch eigene Größe und Tüchtigkeit hervorragenden Mann zum Lenker der Geschicke in Austrasien zu berufen. Gegen die herausfordernden Gewaltthaten der Neustrier hatte Pippin schon vor der Regierung Ebruins sein Streben gerichtet, jetzt versammelte sich um ihn der austrasische Adel und im Jahre 687 kam es zur Entscheidung bei Tertry an der Somme. Die Neustrier unterlagen und Pipin wurde alleiniger Majordomus im Frankenreiche.

Ohne König hatte er vordem Austrasien beherrscht, ohne König hätte er auch in Neustrien herrschen können, denn Theoderich III von Neustrien war ihm in die Hände gefallen. Doch Pippin ließ dem Herrscher den Namen und begnügte sich selbst mit der Macht. Sah auch die karolingische Zeit in dem Siege und Auftreten Pippins den Beginn einer neuen Zeit, so vermochte doch auch Pippin nicht das zerrissene, alle umschlingende Band wieder neu zu knüpfen. Der Gegensatz war zu tief in die einzelnen Volksteile gedrungen und mit dem Gegensatze zugleich das Streben nach Lostrennung vom Ganzen gewachsen. Das Sorgen des Mächtigen um die Herstellung der alten Ordnung brachte im einzelnen, in kleinem Kreise Früchte, aber im großen schritt der Verfall unaufhaltsam fort, und gerade dieser Verfall machte es Pippin möglich, vermittelst des königlichen Gefolges, das nun zu seinem eigenen Gefolge wurde, seine Herrschaft zu erhalten und zu befestigen, so daß er nach dem Tode seiner eigenen Söhne Drogo und Grimoald sich erkühnen durfte, Grimoalds unmündigen Knaben Theodwald zum Majordomus

des Merovingerreiches zu ernennen. Pippins Gemahlin übernahm nach dem Tode ihres Gatten (714) für den Knaben die Regierung in Austrasien und schickte denselben mit dem Könige Dagobert III nach Neustrien, während sie Karl, den Sohn Pippins von einer zweiten Gemahlin geringeren Standes, in strengem Gewahrsam hielt. Sofort aber brachen die Neustrier wieder los, das aufgedrungene Joch der Arnulfingischen Herrschaft abzuwerfen. Das Regiment zweier Knaben unter der Vormundschaft eines Weibes schien diesem Streben günstig zu sein.

Und halten wir nun Umschau; werfen wir den Blick nach Süden zu den Westgoten und Langobarden; hören wir dort den fanatischen Schlachtruf der Araber bereits über die Meerenge von Gibraltar dringen; sehen wir hier den ungestümen Mut und das wilde Temperament des Langobardenvolkes mehr und mehr gebändigt durch den Uebertritt zum Katholizismus, den einst Gregors berühmte Freundin Theodelinde noch einzuleiten begonnen; erfahren wir, wie der Uebertritt zum Glauben der unterworfenen Bevölkerung diese zur Gleichberechtigung allmählich emporhob, und somit der Mischungsprozeß begann, welcher die nationalen Kräfte des langobardischen Stammes langsam, aber unwiderstehlich untergrub; und wenden wir uns zurück zum Frankenlande, wo fortwährender Kriegslärm der Neustrier gegen die Austrasier die Bevölkerung aus ihrem ruhigen Dasein schreckte: so müssen wir uns gestehen, daß, wäre das germanische Element allein der Obhut der Franken anbefohlen gewesen, dasselbe wohl unwiderstehlich zu Grunde gerichtet worden wäre. Aber im Norden auf Albions meerumrauschten Fluren hütete das Volk der Angelsachsen sein Recht dem Könige und den königlichen Beamten gegenüber; in Sachsens Gauen lebte, wie bei den Friesen, germanische Freiheit fort und stählte sich im Kampfe gegen die wilden Ostnachbarn; an den Sachsen fanden die Thüringer wieder einen Rückhalt, wo die herzogliche Gewalt sich unabhängig vom fränkischen Königtume gestellt hatte, und nach Süden hinab pflanzte sich dasselbe Streben fort zu Alamannen und Bayern, wo die Berge der Freiheit eine nie zu überwindende Zufluchtsstätte boten. Alpen und Meer bewahrten den Deutschen ihre Nationalität, ihre Sprache und Freiheit. Und gerade bei den Bayern hatte sich die herzogliche Gewalt während der Wirren im Frankenlande befestigt und gestärkt. Stets von der Gefahr im Osten bedroht, ließ hier der Bayer die Waffe nicht rosten, da er auf seine eigene Kraft angewiesen war und von den Franken nicht viel Hilfe zu erwarten hatte. In Regensburg saßen die Herzoge der Bayern und regierten ihr Land selbständig und in Einigkeit mit dem Volke. Darum ist es nicht zufällig, wenn wir gegen Ende des 7. Jahrhunderts endlich auch wieder von den Bayern etwas hören, wenn wir Nachricht von einem Herzoge Theodo empfangen, „der unter allen Agilulfingern bedeutend hervortritt.“

Zwei Umstände waren es, welche zu Ende des 7. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Schriftsteller auf Bayern zogen: das schon erwähnte selbständige Auftreten des Herzogs und die in seine Zeit fallende Einführung des Christentums in Bayern. Mit seinen alten Göttern war das Volk der Bayern in seine neue Heimat gekommen, und an ihnen hielt es fest noch Jahrhunderte lang. Daß das herrliche Land selbst mit seinen zum Himmel ragenden Höhen, mit seinen in tiefer Waldeinsamkeit träumenden Seen, mit seinen wilden Klüften und rauschenden Bergwassern auf die Phantasie des Volkes einen mächtigen unzerstörbaren Einfluß ausgeübt, beweisen uns nicht nur der Reichtum an sagengeweihten Orten im Bayernland, sondern auch die Fülle der noch bis heute erhaltenen Sagen, welche jetzt, wie einst, wenn auch in anderer Färbung und Deutung, noch im Volke umgehen; es beweist uns das aber auch namentlich die Befruchtung christlicher Glaubenslehre durch altheidnische Vorstellungen, ein Produkt jener ernsten, tiefgreifenden Umwandlung, welche sich durch das Auftreten christlicher Missionäre im Gemüte des Volkes vollzog. Nur in solchen Formen konnte die christliche Lehre im Volke Eingang und Anhang finden, nur so konnte das unternommene Bekehrungswerk glühender, aber auch mit dem Volke empfindender Glaubenshelden zu einem glücklichen Ende gedeihen. Und merkwürdig ist es, wenn wir erfahren, daß die heidnischen Anschauungen erst selbst eine Wandlung zu durchlaufen hatten, sollte das Volk zum Empfange der Religion der Liebe und des Friedens vorbereitet werden. Quitzmann hat da mit erkennendem Blicke die



Einbringung der Ernte.

Seelenarbeit des Volkes durchdrungen und er erzählt uns, wie Wotan, der wegweisende Götter-Herzog, der einst dem wandernden Krieger vor allen andern heilig war, den ersten Platz seinem Sohne Donar einräumen mußte, als das Volk zur Seßhaftigkeit und zum Ackerbau überging. Nicht mehr wie einst wirken die wilden, ungebändigten Gewalten und Naturerscheinungen auf das Gemüt des seßhaft gewordenen Menschen, sondern er versenkt sich in das Stillleben, das seinen heimatlichen Hof umwaltet, und belebt dasselbe mit den für Menschenwohl und -gedeihen sorgenden Mächten. Donar, der segenbringende Gott des Ackerbaues, wird zum Gegenstand besonderer Verehrung; mit Donars Hammerwurf wurde dem Ackerbauer sein Landlos zugemessen; mit Donars Hammersegen wurde sein Weib zur Erzeugung einer kräftigen Nachkommenschaft geweiht; Donars Hammerstrahl durchzuckte die schwarzen Gewitterwolken mit den roten Flammen seines Bartes und machte sie träufeln von befruchtenden Regenschauern, und in dankbarer Verehrung weihte der Bajuvare bei Einheimsung der Ernte die letzten Garben als bekränzten Answalt, Halmbock, Habergais oder Lous zur Opfergabe den gnädigen Göttern. Diesem Gotte wurde von den Bayern mit den andern Germanen der fünfte Wochentag geweiht, während der dritte Wochentag nach dem Schwertgotte Erchtag benannt wurde; „denn bei den Bayern hieß der nordische Tyr, der germanische Ziu, Ear oder Aer.“ Der Erklawald bei Regensburg, den einst Karl der Große zerstört haben soll, erinnert an einen dem Gotte geweihten Hain, denn Ereslôh ist der eigentliche Namen desselben. Auch in Oesterreich, wo später die Abtei Göttweih gestiftet wurde, lag ein Heiligtum desselben Gottes. Es würde zu weit führen, wollten wir an der Hand kundiger Führer und Runenwisser die bayerischen Lande durchwandern, um den Stätten, die alte Sage und Volksphantasie geweiht, unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Doch soll nicht übergangen werden, daß in Bayern die Erd- und Göttermutter, die große Suebengöttin Nerthus in ihren Personifikationen der Holda, Perchta und Isa, als Brunnen-, Spinn- und Webfrau, als Göttin aller häuslichen Tugenden und Fertigkeiten große Verehrung fand. In diesem Kulte zeigt sich wie in demjenigen Donars jene Wandlung in den Anschauungen des Volkes, das mit seinem Thun und Treiben, mit seinen Sitten und Gewohnheiten auch seine Götter veränderte und sich diejenigen erkor, welche seinem täglichen Leben am

nächsten standen. Einst war dies, wie gesagt, Wotan, jetzt sind es Donar und Perchta. Und dann zwischen den Göttern und Menschen welche Menge von überirdischen Wesen, womit alles belebt war! „Da sah der Bajuvare in den von üppigem Graswuchse wuchernden Ringen die Spuren von den Tänzen gütiger Lichtelfen, während die bösen Gras und selbst den Erdboden wegfegten; da lauert an den Ufern von Seen und Gewässern der schreckliche Wassermann mit grünen Haaren und spitzen Zähnen und zieht die Kinder in die Fluten. Die Wasserfräulein dagegen, nach menschlicher Umarmung lüstern, locken durch ihre nächtlichen Wasserreigen und ihre überirdische Schönheit Jünglinge in ihr kaltes Element. In den Klüften des Unterberges waren damals die Erdmännlein und die Höhlen aller Berge vom Böhmer- und Bayerwald bis ins eisige Hochgebirge waren mit Schrazeln, Nörkeln, Lorggen, Trollen, Gangerln und anderm Gezwerge bevölkert, welche darin übereinstimmen, daß sie sich unsichtbar machen können, weil sie den Tarnhut besitzen, trotz ihrer kleinen Gestalt übermenschliche Kräfte entwickeln und sich auf die Gewinnung und künstliche Bearbeitung der Metalle verstehen, d. h. Meister der Schmiedekunst sind. Andrerseits aber sah die Phantasie des Bajuvaren in den Bergen wieder Riesen, die erschlagen mit ihren versteinerten Gebeinen die Erdrinde bildeten", so der Watzmann, Frau Hütt bei Innsbruck, die drei Brüder nnd der Riese Serles im Wippthal und manche andere.

Wird es uns nun Wunder nehmen, wenn wir ebenso hören, daß jene, alles Menschenleben befruchtende und eigentlich bedingende Frage nach dem, was war, ist und sein wird, auch das Gemüt der alten Bajuvaren ernst und tief bewegte? Da steht der Mensch einsam auf sich angewiesen und die Fähigkeit seiner Erkenntnis, und vor ihm breitet sich jenes ewige Urrätsel, ihn zur Antwort zwingend und doch ewig ein Rätsel bleibend. Rückwärts schaut er in Sinnen vertieft und erkennt, wie alles altert, hinstirbt und vergeht; kein Anhaltspunkt bietet sich da seinem Sehnen und Hoffen und schaudernd wendet er sich ab, der Gegenwart zu. Allein wie lange dauert sie? Unter den Händen rinnt sie ihm dahin, jenem dunklen Verhängnis entgegen, aus dem es keine Wiederkunft gibt; und da blitzt es denn vor ihm auf wie ein Schimmer des kommenden Morgens. Die Zukunft leuchtet herein und spiegelt sich in seiner ahnungsfreudigen Phantasie mit allen farbigen Abstufungen eines ungekannten, kommenden Glückes. Dort alles Finsternis und Schatten, hier alles Licht, ein einziger goldener himmlischer Traum. Er ist es, der dem Menschen durch das Dasein hilft; er ist es, der die Völker am Leben erhält und der Vergangenheit Schatten abschwächt, die Mühen der Gegenwart vergessen macht. Tief in das Menschengemüt dringt die Ahnung eines ewigen Zusammenwaltens dieser ungekannten Dreiheit und wunderbaren Ausdruck hat die Betrachtung dieser Dinge in der germanischen Mythologie gefunden. Da sitzen die drei Schicksalsschwestern, die seelenlosen Nornen unter dem Weltbaume Ygdrasil, drehen die Schicksalsfäden und breiten das goldene Seil am Himmel aus. Von ernster Bedeutung sind die Namen, welche das Volk ihnen gab: Urdr, Verdandi, Skuld, das Gewordene, das Werdende, das Werdensollende. Sie bestimmen das Leben des einzelnen, wie dasjenige der Völker, und selbst die Götter sind ihrem Lose verfallen. Was die Zukunft bringt, wer möchte es sagen? Kein Mensch erkennt das Kommende, und doch sinnt er, was die Zeit im dunklen Schoße bergen mag. Die Antwort bleibt ihm aus, aber Ahnungen befallen ihn, und wie herrlich ist es zu sehen, wie aus diesen Ahnungen Personifikationen werden, wie sich der Träumer die Mächte selber ersinnt, die ihm, dem Ohnmächtigen, Antwort geben sollen. „Kein Geschick aber bewegte den Sinn des Altertums lebhafter, als der Ausgang der Schlachten und Kriege." Fiel der Held, so waren es Odhin und Freya, die ihn an sich zogen, um ihn göttlicher Gemeinschaft teilhaftig zu machen. Dazu sandten die Götter die Walküren aus, die Erschlagenen (wal = Niederlage der Leichen auf dem Schlachtfeld) zu kiesen. Freudig sah der Held zu ihnen auf, „während wohl der Hirte und Fischer im Röhricht des Seeufers lauschte, ob er nicht mit dem Federhemde die badende Schwanjungfrau in seine Gewalt bekäme."

Seltsam berührt es uns, wie wenn uns der Schatten eines längst Verschiedenen umschwebte, wenn man uns nun erzählt, daß bei Nauders in Tirol bis in die jüngste

Zeit ein heilig gehaltener Baum stand, an dem sich die drei Schwestern öfter zeigten; wenn man von der Verehrung hört, welche diesem Baume gezollt ward. Seltsam ebenso, wenn wir Quelle und Baum der drei Schwestern auch an manchen andern Orten wiederfinden, so zwischen Mühlbach und Meransen in Tirol, zu Langenaltheim in Mittelfranken, zu Reichersdorf und Leutstetten in Oberbayern und anderswo.

Dem Anfange und Ende aller Dinge nachzusinnen, dahin ward der Mensch geführt durch die Betrachtung seines eigenen Seins. Und auch auf diese Frage suchte sich der Germane eine Antwort, welche seiner tiefen Gemütsanlage, seinem wirklich großschauenden Blicke entsprach. Daß diese Sagen nun, wie sie uns die Edda verkündet, auch in Bayern bekannt waren, das bezeugt uns der Umstand, daß die altheidnische Anschauung und Vorstellung so mächtig in der Seele des Volkes haftete, daß selbst christliche Priester sich ihrer im 8. Jahrhundert noch nicht zu entschlagen vermochten und die heidnischen Ueberlieferungen in fast wörtlicher Uebereinstimmung mit heidnischen Gesängen zur Ausschmückung ihrer christlichen Dichtungen benützten. Ein herrliches Beispiel hierfür ist das Wessobrunner Gebet, jenes erste Denkmal unserer Sprache und Dichtung, „das offenbar ein niederdeutscher oder angelsächsischer Mönch in dem Kloster Wessobrunn in der alliterierenden Form eines heidnischen Zauberspruches niedergeschrieben hatte.“ Andere meinen, es rühre dieses Denkmal von einem bayerischen Schreiber, doch beruhe es im ersten Teile sicher auf einer altsächsischen Grundlage, in welcher man ein Bruchstück der altsächsischen poetischen Bearbeitung des alten Testamentes zu erblicken glaubte. Der Schreiber beginnt damit, er habe das unter den Menschen als der Wunder größtes vernommen, daß die Erde nicht war, noch das Himmelsgewölbe, noch Baum noch Berg nicht war, noch der Sonne Schein, noch der Mond leuchtete, noch die hehre See. Als da nichts war, der Enden noch der Wenden, (von Raum und Grenze), da war der eine allmächtige Gott, der Männer mildester, und da waren auch manche gute Geister mit ihm. Darauf geht der Dichter zu der Bitte über, daß, wie Gott durch die Schöpfung sich gnädig erwiesen habe, er auch jetzt den Flehenden erhören und stärken möge. Die ungeheure Kluft, die vor allem Anfange bestand, schildert der Dichter fast mit den Worten der Edda, und merkwürdig, im bayerischen Dialekt blieb dieser umschreibende Ausdruck, dessen sich der Dichter für das nordische „ginnungagap“ (Kluft) bediente, bis heute gebräuchlich; denn das „ni wiht ni was enteo ni wenteo“ können wir wörtlich übersetzen: „nichts war enten und wenten“ oder „enten und drenten.“

In gleicher Weise erhielt sich nun aus jener fernen Zeit neben dieser Dichtung vom Anfang der Dinge auch eine solche über das Ende der Welt. Auch hier kleidet sich christliche Anschauung in heidnisches Gewand. Die Erzählung der Apokalypse vom Ende der Welt erscheint uns in dem von Schmeller also genannten „Muspilli“ in den Tönen und Farben altgermanischer Dichtung. „Nach dieser sollte einst beim Nahen der großen Götterdämmerung die Gesamtheit der Götter und Menschen den Untergang finden in einem gewaltigen Kampfe, der zwischen den bis dahin niedergehaltenen bösen Urmächten und den Göttern entbrennt. Muspilli selbst ist das Muspelheim der Edda, das Feuerland, der Antichrist streitet an der Stelle der Riesen mit dem Elias, unter dessen Gestalt der Donnergott geborgen ist, denn auch er, obwohl siegend, wird doch schwer verletzt, von seinem Blute entbrennen die Berge, und der Wächter an der Regenbogenbrücke bläst in sein Horn.“

Das mittlere Lied, welches am meisten den unveränderten mythologischen Charakter trägt, möge hier teilweise folgen:

„Das hörte ich sagen die Weltrechtweiser,
Daß solle der Antichrist streiten mit Elias.
Der Ruchlose ist gewaffnet. Dann wird unter ihnen Streit erhoben.
Die Kämpfer sind so kräftig, die Sache ist so groß.
Elias streitet für das ewige Leben,
Er will den Rechtkürenden das Reich stärken,
Drum wird ihm helfen, der des Himmels waltet
Der Antichrist steht bei dem Altfeinde,
Steht bei dem Satanas, der ihn versenken soll.

Daher auf der Kampfstatt wund wird er fallen
Und auf der Kriegsfahrt sieglos werden.
Doch wähnt mancher der Gottesmänner,
Daß auch Elias in dem Kampfe verletzt werde!
So des Elias Blut auf die Erde träufelt,
So entbrennen die Berge, kein Baum bleibt stehen,
Die Wasser vertrocknen,
Es lechzt das Meer, es verbrennt in Lohe der Himmel,
Es fällt der Mond, Mittelgart brennt,
Kein Stein besteht. Dann fährt der Vergeltung Tag in's Land
Mit Feuer die Menschen heimzusuchen,
Da vermag denn kein Genosse dem andern zu helfen vor dem Muspilli."

So naht dem Menschengeschlechte das jüngste Gericht. Das himmlische Horn erschallt, und der Richter erhebt sich auf den Weg, zu richten Tote und Lebendige. Ist es nicht Götterdämmerung, was wir zu hören glauben?

Um die Mitte des 9. Jahrhunderts, so geht die Annahme, habe der Sohn Ludwigs des Frommen, Ludwig der Deutsche selbst, dieses Fragment einer Dichtung niedergeschrieben, vom Hörensagen oder aus der Erinnerung schöpfend. Daß dieser Umstand von großer Bedeutung ist, lehrt allein die Betrachtung, wie hier christliche Lehre und altheidnische Erinnerung sich zu einem schönen Bilde vereinigen. Es wird dadurch klar, was wir oben bereits erwähnten, daß die Kirche sich selbst zuerst verjüngen mußte, bevor sie ihr Wirken in den germanischen Ländern von nachhaltigem Erfolge gekrönt sah.

Die Bayern brachten also in die Süddonaulande ein unverfälschtes germanisches Heidentum mit, und es läßt sich denken, daß der Glaube des herrschenden Volkes, der sich in allen Teilen des Landes so kräftig äußerte, daß seine Spuren bis auf den heutigen Tag nicht ausgerottet und verwischt werden konnten, jene zur Römerzeit bestehende christliche Kirche teils ganz vernichtete, teils bis zur Verkümmerung zurückdrängte. Erhielt sich auch in Augsburg das Andenken der hl. Afra, wie in Tirol dasjenige Sankt Valentins, so erhielt sich dagegen bis heute auch an jenem kahl gewordenen Birnbaum auf der Walserheide, wie an dem kalten Baum bei Leuchtenberg in der Oberpfalz mit dem Quellenteich an seiner Wurzel das Andenken an den Weltbaum Ygdrasil, und viele andere Erinnerungen machen die Herrschaft des germanischen Götterglaubens in Bayern zur Gewißheit. Es ist damit nicht gesagt, daß es zu einem förmlichen Kampfe zwischen den beiden Weltanschauungen gekommen sei, sondern man mnß sich nur die Zustände zurückrufen, wie sie noch Severin angetroffen, und man wird begreifen, daß der bis zum Aberglauben verkommene Christenglaube auf die gesunde Phantasie des Bayernvolkes keinen Eindruck machen konnte. So blieben die alten Götter siegreich, und es ist selbst zweifelhaft, ob sich im regierenden Hause, daß wir zu Garibalds I Zeit als christlich erkannten, der Christenglaube erhalten hat. Ist dies geschehen, dann aber sicher ohne jede Provokation; ja selbst auf eine nur einigermaßen nachdrückliche Propaganda für das Christentum scheint man verzichtet zu haben, die eigene Ohnmacht erkennend oder fühlend. Erst die beiderseitige innere Umwandlung, das Aufkommen der Verehrung friedlicher Mächte bei den Heiden, bei den Christen die durch Gewohnheit erlernte Fähigkeit, auf die Anschanungen des Volkes einzugehen und, statt dogmatisch und spiritistisch zu verfahren, eine Religion des Herzens und Gemütes zu lehren, brachte die Anschauungen einander näher und bahnte deren innigste Verschmelzung an.

Schon im Anfang des 7. Jahrhunderts soll der hl. Amandus, Bischof von Maestricht, nach Bayern gekommen sein. Dann wird uns aus der Zeit Chlothars II gemeldet, der Abt Eustasius von Luxeuil habe mit einem gewissen Agilus Bekehrungsversuche bei den Bayern angestellt, eine Nachricht indeß, welche zu mannigfachen Vermutungen Anlaß bot. Noch einmal erscheinen da plötzlich die alten Bojen in der Geschichte. Ohne Erfolg, denken wir, bleiben diese gelehrten Streitigkeiten, wie die angebliche Reise der beiden Missionäre ohne Erfolg blieb. Nur die Thatsache scheint festzustehen, daß schon früher christliche Missionäre bei den Bayern anklopften, daß hie und da die Christenlehre auf fruchtbaren Boden fiel, und so allmählich und mit der Zeit das Volk vorbereitet wurde,

seinen eigentlichen Apostel, den hl. Rupert, zu empfangen. Wäre es doch sehr unnatürlich, wollte man annehmen, das Bayernvolk sei vollständig unberührt geblieben in seinem Götterglauben, während im Westen ein Columban und Gallus bei den Alamannen sichere und dauernde Erfolge erzielten.

Großer Streit waltete einst über das Zeitalter des hl. Rupert; und gerade die Zeit, in der wir nichts von Bayern erfahren, hatte man versucht, mit der Thätigkeit des Missionärs und der Regierung einiger erdichteten Theodone auszufüllen. Der blinde Eifer und das Mißverständnis der Geschichtsschreiber, welche die Zeit nicht abwarten können, in der die Dinge zur Reife gedeihen, sondern voll falschen Ehrgeizes ihre Helden, wenn es anginge, überhaupt an den Anfang aller Dinge stellen würden, haben diesen Streit heraufbeschworen. Doch jetzt scheint die Frage stillschweigend insofern geschlichtet zu sein, als man ziemlich einstimmig das Jahr 696 als dasjenige der Ankunft Ruperts in Regensburg annimmt. Nicht ohne Bedeutung ist es, daß diese Einigung auf die letzten Jahre des 7. Jahrhunderts fällt, denn wir erinnern nur an Pippins Sieg bei Tertry (687); wir erinnern daran, wie nach diesem Siege der Einfluß der Austrasier gewaltig wuchs und sich auch wieder über die abhanden gekommenen Länder im Osten des Rheins auszudehnen strebte; daß dieser fränkischen Politik eine energische Förderung der Heidenbekehrung als das beste Hilfsmittel sich darbot; daß diese Begünstigung thatsächlich stattfand; daß in Rupert selbst ein Anverwandter des Merovingerhauses in Bayern erschien; daß uns selbst von nützlichen Ratschlägen gemeldet wird, welche Pippin neben dem Zwang der Waffen bei den widerspenstigen Schwaben und Bayern, Thüringern und Sachsen in Anwendung gebracht habe.

Damals herrschte in Bayern der schon genannte Herzog Theodo. Ob er Vorgänger gleichen Namens in der Herrschaft gehabt hat, ist nicht festzustellen, wie wir ebenso über seine Herkunft und Abstammung nichts wissen. Doch scheint die Annahme gerechtfertigt, daß auch er dem Agilulfingerhause angehörte.

Aus der Zeit Pertharis, des Langobardenkönigs, der 688 starb, erzählt Paul der Diakon, daß der Sohn des Bösen, Alahis, Herzog von Trient, mitten im Frieden in Streit geraten sei mit dem Grafen der Bayern, der in Botzen und andern festen Städten herrschte und einen herrlichen Sieg über denselben erfochten habe. Der Sieg aber scheint weiter keine Folgen gehabt zu haben, da nach wie vor die Grenzen der Lombardei und Bayerns dieselben blieben. Aus dieser Erzählung auf weitere politische Verwicklungen Bayerns mit den Langobarden und Franken schließen zu wollen, überlassen wir der Muße anderer. Die Sache war eine Grenzfehde, welche die beiden Völker weiter nicht berührte.

„Im zweiten Jahre der Regierung Königs Childebert von Franzien erschien nach den Angaben der Vita primigenia Ruperti der Bischof Hroudbert von Worms am Hofe des Herzogs Theodo zu Ratispona." Der Einladung des Herzogs Theodo folgend, der sich, wie aus dieser Meldung hervorgeht, der Zeitströmung unterwarf, sandte der Bischof seine Boten voraus, wahrscheinlich um die Verhältnisse zu erkunden, und folgte dann selbst. König Childebert war der dritte dieses Namens, der 695 die Herrschaft der Merovinger übernommen hatte, so daß also das Jahr 696 als dasjenige der Ankunft Ruperts angesehen werden kann. Mit großem Gefolge zog der Herzog dem Ankommenden entgegen, und Rupert begann darauf sein Bekehrungswerk, indem er den Anfang bei der herzoglichen Familie selbst machte. Denn ob Theodo noch Christ war oder ins Heidentum zurückgefallen, läßt sich nicht feststellen. Wahrscheinlich war sein Christentum kein lauteres, und Rupert unterwarf ihn deshalb der Taufe. Viele aus dem Adel und Volke folgten dem Beispiele, das der Herzog gegeben, ließen sich belehren und taufen.

Daß der Herzog nicht bloß einem persönlichen inneren Drange, sondern einer klaren Erkenntnis folgte, beweist nicht nur die förmliche Einladung, mit welcher er Rupert berief, sondern auch das systematische Verfahren, dem er folgte, als es sich um Ausbreitung und Erhaltung der christlichen Lehre handelte. Er gab dem Bischofe die Erlaubnis, sich zur Erbauung einer Kirche einen geeigneten Platz auszusuchen. Rupert fuhr die Donau hinab bis an die Grenze von Unterpannonien (?) und kehrte dann zurück

nach Lorch. Zuletzt kam er an den Wallersee in der Nähe von Salzburg; dort ließ er sich nieder. Noch heute bewahrt das Kirchlein Zell sein Andenken.*) An dem Ausflusse der Fischach baute er dann die Krypta der Perterskirche von Seekirchen. Da aber hörte er von den prächtigen Ueberresten der alten Römerstadt Juvavum an der Salzach. Zerfallen und waldüberwachsen lagen die Ruinen in der Einsamkeit. „Hier gefiel es dem Bischof, aber noch mehr als die Schönheit der Natur mag ihn zur Wahl des Ortes der Umstand bestimmt haben, daß ringsum eine ziemlich zahlreiche romanische Bevölkerung saß, die wohl dem Christentume treu geblieben war und seinem Vorhaben die beste Förderung versprach.“ Herzog Theodo, dem er von dem Funde Nachricht gegeben, kam herbei und schenkte dem Manne Gottes die Ruinen mit dem oberen Kastell und dem Lande zwei Meilen in der Länge und Breite zu beiden Seiten des Flusses, dazu zwanzig Oefen und Salzpfannen, den dritten Teil der Salzquellen und den zehnten des herzoglichen Salzes und Zolles, dann 80 Römer nebst ihren Knechten und allem ihrem bebauten und unbebauten Lande und noch manches andere.

Das gab der neu gegründeten Kirche den ersten festen Bestand; es machte dem Bischofe eine größere Ansiedlung sowie das Heranziehen junger und frischer Kräfte möglich, und freudig eilte er seiner Heimat zu, aus der er 12 Genossen nach der neuen Stiftung führte, welche mit dem neuen Namen „Salzburg“ aus den Trümmern der alten Römerstadt Juvavum erwuchs. Auch ein Frauenkloster ward errichtet, dem Rupert seine Nichte Arindruda vorsetzte. Nachdem so der erste feste Punkt geschaffen war, zog Rupert wieder wie ehedem predigend und taufend im Lande umher und warb Anhänger für die Sache Christi. Etwa zehn Jahre lang wirkte er also fort, weihte Priester höherer und niederer Grade und kehrte dann, nachdem er in Salzburg einen Nachfolger für sich ernannt, auf seinen früheren Bischofssitz in Worms zurück.

Nicht lange nach der Heimkehr Ruperts erschien abermals ein fränkischer Bischof in Bayern. Emmeram oder Heimrabe war bisher Bischof in Poitiers. Trotz seines deutschen Namens war er von romanischer Abkunft, denn er bedurfte eines Dolmetschers, um sich dem Volke verständlich zu machen. Ein Priester Vitalis fungierte in dieser Stellung bei ihm. Angeblich wollte er durch Bayern nach dem Lande der Avaren ziehen, um den Millionen Menschen, welche die Religion Christi nicht kannten, das Evangelium zu predigen. Im Lande der Bayern kam er an die Donau, und, ihrem Laufe folgend, nach Regensburg. Die Stadt, offenbar noch aus der Römerzeit erhalten, war aus gehauenen Quadersteinen erbaut, voll hoher, emporragender Türme und gesunder Brunnen, die Mauern an der Nordseite von den Wellen der Donau bespült. Hier ward Emmeram zu dem Herzoge geführt. Als der Bischof seinen Plan verraten, zu den Avaren ziehen zu wollen, erhob Theodo Einsprache, da er mit dem Volke eben in einem Kriege begriffen und alles Land an den Ufern der Enns in eine weite unwirtbare Wildnis verwandelt sei, wo keine Menschen zu bekehren wären, sondern nur wilde Tiere dem Reisenden den Durchgang wehrten. So lud er ihn ein, in Bayern seinen Sitz zu nehmen, wo es mehr zu thun gäbe; als Bischof, oder wenn seiner Demut die Würde zu hoch, als Vorsteher eines Klosters könne er seine Stelle einnehmen. Und Emmeram blieb.

---

*) Daß in der Anrufung des Zeller Kirchleins für das Andenken des hl. Rupert, abgesehen von den Gründen, welche dazu berechtigen, nichts Sonderliches liegt, wird jedem klar, der das Hochland kennt und weiß, wie lange sich dort das Andenken an Leute erhält, die sonst längst vergessen und verschollen wären. An der Straße zwischen Urfeld und Sachenbach am Walchen-See sah der Verfasser zufällig ein sogenanntes Marterl mit folgender Inschrift: „Hier in der Nähe wurde im J. 1605 der Hochwürdige H. P. Wolfgang, Benediktiner von Benediktbeuren, auf seiner Seelsorgreise in die Jachenau von ruchloser Hand samt dem Pferde in den See gestürzt. Seit jener Zeit wurde hier zur Erinnerung eine Gedenktafel erhalten. R. I. P.“

Also fast 300 Jahre fesselte dieser Mann das Gedenken der Leute, und er wird es wahrscheinlich noch viel länger fesseln. Fast 300 Jahre wird dort an einfachem Holzpfahl eine bemalte Tafel unterhalten. Es kann somit nicht unglaublich erscheinen, daß ein Kirchlein über 1000 Jahre das Andenken eines Mannes bewahrte, und daß es deshalb nun umgekehrt als Beweis für seine einstige Anwesenheit angeführt werden kann, ist klar.

Finden wir noch heute die meisten Klöster und kirchlichen Stiftungen in den schönsten Gegenden, in den gesegnetsten Thälern, so macht uns der Biograph Emmerams, Bischof Aribo von Freising (764—784) darauf aufmerksam, daß man schon in jener frühen Zeit in der Wahl des Platzes für eine etwaige Niederlassung sehr vorsichtig war. Auch Rupert zog in dem Lande weit umher, bis er den ihm passenden Platz in Salzburg gefunden, und Emmeram ließ sich gleichfalls zum Bleiben bewegen, da ihm das Land und Volk, wie die Umgebung von Regensburg gefiel: „denn der beste Boden ist daselbst, herrlich anzuschauen, die weite unübersehbare Ebene voll schattiger Bäume; viel Wein bringt das Land hervor, Eisen im Ueberfluß, auch Gold, Silber und Purpur. Allenthalben sind Aecker mit Saaten und Wiesen, mit Viehherden aller Art bedeckt. Eine große Menge von Bienen bereitet Honig im Ueberfluß, Seen und Flüsse liefern die schmackhaftesten Fische; überall brechen silberhelle Quellen aus dem Boden, rauschende Bächlein von den Bergen herunter, selbst Salz hat das Land, soviel es bedarf. Um die Stadt herum sind schöne fruchtreiche Anhöhen, welche gesunde Kräuter hervorbringen, wie Futter für das Vieh; Haine und Gesträuche, darin zahme und wilde Tiere aller Art, Hirsche, Rehe, Schnepfen u. s. w. machen die Gegend zu einem angenehmen Aufenthaltsorte. Vorzüglich gefiel dem Diener Gottes der große, robuste Menschenschlag, von Grund aus gut durch Gefühle der Liebe und Humanität.“

Schon Theodos Einladung macht es klar, daß das Christentum, wenn auch nicht überall, doch größtenteils durchgedrungen war, daß es eine wenn auch erst primitiv organisierte Kirche in Bayern gab, deren Bischof Emmeram werden sollte. Aber die starke Eiche fällt nicht auf einen Schlag, und so war auch in Bayern manch' heidnischer Gebrauch bestehen geblieben. Es kam noch vor, daß man aus geweihtem Kelche den alten Göttern den Minnetrank spendete, so daß es wohl erklärlich schien, wenn Theodo den Bischof darauf aufmerksam machte, wie es hier noch genug zu bekehren gäbe.

Drei Jahre lang blieb Emmeram in Bayern und durchzog predigend das Land. Er wird uns geschildert als ein hochgewachsener Mann von schöner Gestalt, offenem Antlitz, beredt, freigebig und eifrig im Fasten. Auch die übermäßige Zutraulichkeit gegen Männer sowohl wie Frauen wird ausdrücklich erwähnt. Demütig gegen Geringere zeigte er hochaufgerichtet Löwenstärke gegen die Mächtigen. Die Sage von seinem Ende ist, wie sie berichtet wird, unwahrscheinlich, denn entweder sind die Zustände an Theodos Hofe ähnlich denen gewesen, wie am Hofe Karls des Großen, so daß man frei liebte, wo eine Ehe nicht stattfinden konnte — eine Anschauung der Dinge, welche den Beteiligten so natürlich ist, daß sie bis auf den heutigen Tag gerade im bayerischen Hochlande durch keine Anstrengung ausgerottet werden konnte — oder die Sache verhielt sich überhaupt vollständig anders.

Uta, die Tochter des Herzogs — so erzählt die Sage — konnte die Folgen eines Vergehens, welches sie und den Geliebten mit dem Untergange bedrohte, nicht mehr verheimlichen. Der Vater brach in fürchterlichen Zorn aus und frug nach dem Urheber der That. Uta nannte den Bischof, der vor drei Tagen den herzoglichen Hof verlassen hatte, um nach Rom zu wandern. Emmeram selbst habe die Schuld freiwillig auf sich genommen, um die beiden Sünder vom Tode zu erretten, berichtet die Legende. Die Tochter wurde nach Italien verbannt. Dem Bischofe aber setzte Lantbert, ein Sohn des Herzogs, nach und ereilte ihn in Grub an der Mangfall. „Heda, Herr Bischof und Schwager“, rief Lantbert in höhnender Wut, und den seine Unschuld Beteuernden warf ein gewaltiger Stockstreich des Prinzen zur Erde. Die Begleiter desselben machten sich an ihn, banden ihn auf eine Leiter und hackten stückweise die Gliedmaßen des Bischofs ab. Den also gräßlich Verstümmelten ließen die Knechte liegen und sprengten mit den Rossen davon. Da nahmen den Todwunden die Gefährten auf und führten ihn auf einem Wagen gegen Aschheim. Doch ehe sie das Ziel erreichten, verschied Emmeram.

Lantberts That aber fand des Vaters Billigung ebensowenig. Der Sohn mußte fliehen, während der Ermordete feierlich nach Regensburg überbracht und beigesetzt wurde, wo das berühmte Kloster, wahrscheinlich noch seine eigene Stiftung, den Namen und das Andenken des Heiligen bis heute erhalten hat.

In der hier beschriebenen Zeit muß es geschehen sein, daß Herzog Theodo seine Söhne zu Mitregenten berief und unter sie das Bayerland verteilte. Vier Söhne außer dem geflohenen Lantbert werden uns genannt, von denen jedoch Theodebald frühzeitig starb. Es bleiben also Theodebert, Grimoald und Tassilo. Man hat die Teilung in das Jahr 702 verlegen zu müssen geglaubt, doch ist eine so genaue Bestimmung unmöglich, während man allgemeiner an den ersten Jahren des 8. Jahrhunderts festhalten darf. Für die Art der Teilung selbst hat Quitzmann die spätere Diözesaneinteilung herangezogen und, wie uns scheint, mit vollem Rechte. Demnach hätte das Alpenland, nämlich das frühere zweite Rätien der Goten und Mittelnorikum, eine Provinz gebildet, in welcher Herzog Theodebert herrschte. Salzburg wäre seine Residenz gewesen. Die bayerische Hochebene zwischen Lech und Inn, das alte Vindelikien, verwaltete Herzog Grimoald von seiner Residenz Freising aus. Eine dritte Provinz bildete der Donau- und Nordgau,



Emmerams Tod.

in welcher die gemeinsame Hauptstadt des Landes Regensburg, der Sitz des Herzogs Theodo, lag. Die vierte Provinz erstreckte sich ostwärts längs der Donau abwärts bis an die Enns, das alte Ufernorikum. Wer hier herrschte, ob Theodebald oder Tassilo, ist nicht zu bestimmen.

Im Jahre 716 finden wir den Herzog Theodo in Rom, um daselbst seine Andacht zu verrichten, wie Paulus Diakonus sagt. Schon Büdinger glaubte einen Zusammenhang dieser Reise mit Emmerams Ermordung zu erkennen. Papst Gregor II saß damals auf dem Stuhle Petri (715—731), den die beiden welthistorischen Thaten: die Losreißung der römischen Kirche vom byzantinischen Hofe und die erste Verbindung des Papsttums mit den Pippiniden zum Urheber haben. Betrachtet man die Verhältnisse der damaligen Kirche im Abendlande, so mußte es klar werden, daß ohne eine gründliche Reformation, ohne eine ordentliche Säuberung keine Hoffnung für die Zukunft zu schöpfen war. Gregor II erkannte dies und handelte danach. Wie die Kirche stets das Prinzip verfolgte, ihre Neuordnungen zuerst bei jugendlichen Völkern durchzusetzen, so auch hier.

Gregor ergriff die günstige Gelegenheit der Anwesenheit des bayerischen Herzogs, um die bayerische Kirche zu reorganisieren, was bei der noch sehr im Argen liegenden geistigen Ausbildung des Volkes nicht gar zu schwer fallen konnte. Er ergriff die Gelegenheit, in Deutschland dem königlichen Stuhle einen festen Punkt und Rückhalt zu verschaffen, da bei den im Frankenreiche herrschenden Wirren nach Pippins Tode, bei den Kämpfen Karl Martells um das Majordomat, die ja anfangs nur sehr geringen Erfolg hatten, bei der Verkommenheit und Verdorbenheit des fränkischen Klerus auf die Kirche in Gallien nicht mehr zu zählen war. Es ist der Kampf der weltlichen und geistlichen Macht, welche wir sich hier in zwei aufeinanderfolgenden Perioden vollziehen sehen. Waren es fränkische Missionäre, mit deren Hilfe Pippin das gelöste Band in Bayern wieder fester zu knüpfen strebte, so ist es jetzt ein direktes Eingreifen von seiten Roms, welches die bayerische Kirche selbständig und im engsten Anschlusse an die römische der fränkischen gegenüber zu errichten strebte. Sofort nach dem Besuche des Herzogs setzte Gregor eine Delegation zusammen aus dem Bischofe Martinian, dem Erzpriester Georg und dem Subdiakon Dorotheus und stellte ein Capitulare aus, welches den Legaten zur Instruktion dienen sollte. Dasselbe ist noch erhalten und trägt das Datum vom 15. März 716.

Das wichtige Dokument gibt uns nicht nur Aufschluß über die Bestrebungen Gregors II, sondern auch über die Zustände der damaligen Kirche. Eine Versammlung der Geistlichkeit, des Adels und des Volkes sollte unter dem Vorsitz des Herzogs berufen werden, um vor ihr die kanonische Einsetzung und Rechtgläubigkeit der Geistlichen zu prüfen. Den Bestandenen sollten die bisherigen Würden nach Ordnung und Gebrauch der römischen Kirche verbleiben, die andern durch neue Priester ersetzt werden. Bei jeder Kirche sollte ein Priester sein, der den täglichen Gottesdienst zu leiten und das Meßopfer zu vollbringen habe. Je nach der staatlichen Einteilung sollten drei oder vier oder mehr Bistümer errichtet werden, mit Rücksicht auf einen erzbischöflichen Sitz. Fände sich an Ort und Stelle ein dazu passender Mann, so sollte er mit ihrer Beglaubigung versehen nach Rom kommen, im andern Falle würde man von Rom aus einen solchen senden. Die Bischöfe sollten sich aller unerlaubten Weihen enthalten und keinen zum Priester machen, der zweimal verheiratet, oder nicht mit einer Jungfrau getraut, ungelehrt, verstümmelt, anrüchig wäre oder sonst in nachteiligen Verhältnissen sich befände. Aus den Einkünften einer Kirche und den Opfern der Gläubigen wären vier Teile zu machen: einer für den Bischof, einer dem betreffenden Priester, einer den Armen und Fremden, einer zur Erhaltung der Kirche. Nur die Ehe mit einer Frau wäre gültig, Verbindungen unter Blutsverwandten unstatthaft. Unrein sei keine Speise, mit Ausnahme dessen, was den Göttern zu Ehren geschlachtet würde. Traumdeuten, Wahrsagen, alle vorgeblichen Wirkungen der Magie wären als heidnische Gebräuche zu bekämpfen und das Volk hierüber zu belehren. Fasten an Sonntagen sollte man verbieten, Gottesdienst vor Ketzern nicht stattfinden und jeder möge überzeugt sein, daß es eine Auferstehung gebe und zwar ohne Aenderung von Natur und Geschlecht in demselben, seiner Gebrechen und sinnlichen Neigungen entbehrenden Körper, in dem man hienieden gewandelt.

Vielfach hat man sich nun den Kopf darüber zerbrochen, warum der Heiligen der bayerischen Kirche in diesem Capitulare keine Erwähnung geschah, und man hat natürlich darauf die verschiedensten Antworten gegeben. Am natürlichsten scheint uns die Annahme Quitzmanns: Rom habe zwar später die durch den Volksglauben vollzogene Kanonisation des Ruppert und Emmeram zugestanden; Gregor II aber hätte alle von ihnen getroffenen Kircheneinrichtungen als ketzerisch verworfen. Nach dem römischen Capitulare galten die bayerischen Priester ganz oder größtenteils für irrgläubig und unkanonisch geweiht, und scheinen bei dieser Beurteilung namentlich die Beziehungen der fränkischen Priester zum weiblichen Geschlechte mit ins Gewicht gefallen zu sein. Denn welche Entartung in Gallien eingerissen, davon erzählt Gregor von Tours gar viele erbauliche Dinge. Daß wir aber nicht den heutigen Maßstab anlegen dürfen, ist ebenso natürlich, denn in der Auffassung der Zeit konnte damals vieles in anderem Lichte erscheinen, als dies heute der Fall sein würde. Der Mysticismus hat sich stets in solchen Rückschlägen, wie sie

Gregor von Tours berichtet, an der Menschheit gerächt, und die Kirche war ehedem tolerant genug, denjenigen Menschen ein ehrendes Denkmal zu setzen, die, wenn auch selbst in ihrer Zeit stehend, doch zeigten, wie man aus ihr und ihren Zuständen herauskommen könne, und nur so ist ihr Verhältnis zu einem Chlodwig, wie selbst zu einem Karl dem Großen richtig zu erfassen und zu beurteilen.

Ob das Unternehmen Gregors II von Erfolg gekrönt war, oder überhaupt nur ausgeführt wurde, wissen wir nicht, denn der Erfolg würde sich unfehlbar mit demjenigen des zwei Jahre später auftretenden Angelsachsen Winfried gedeckt haben, welcher es unternahm, die deutsche Kirche insgesamt der römischen wieder zu unterwerfen und also den Grund legte für die innige Vereinigung beider in den folgenden Jahrhunderten.

Wann Herzog Theodo gestorben ist, wissen wir nicht, doch scheint man das Jahr 717 als sein Todesjahr annehmen zu dürfen. Noch unter seine Regierung, welche er ja nominell bis zu diesem Jahre fortgeführt, während er sie anscheinend seinen Söhnen, namentlich Theodebert, überließ, fallen die Verwicklungen mit den Langobarden, von denen uns der Diakon Paul erzählt. Nach Kuninkperts Tode übernahm Ansprand die vormundschaftliche Regierung im Langobardenreiche für den unmündigen Liutpert. Gegen beide aber erhob sich Herzog Raginpert von Turin, dem dann sein Sohn Aripert auf dem Throne folgte. Vor ihm floh Ansprand über Chiavenna und Chur zu Theodebert von Bayern. Hierhin entkam auch Ansprands Sohn Liutprand. 9 Jahre dauerte die Verbannung, ehe sich Theodebert zum Kriege entschloß. (712.) Mit Heeresmacht rückten die Bayern in Italien ein. Bei Pavia kam es zu einer blutigen Schlacht, in der auf beiden Seiten viel Volk umkam. Paul läßt zwar den Langobarden den Sieg, nachdem die Nacht dem Kampfe ein Ende gemacht hatte, allein der Erfolg wurde durch Ariperts Untergang den Bayern und Ansprand gesichert, indem letzterer die Langobardenkrone gewann. Doch nur drei Monate dauerte Ansprands Regierung. Sterbend ward ihm noch die frohe Kunde, daß die Langobarden seinen Sohn Liutprand auf den Königsthron gesetzt hätten. Die Tochter seines Gastfreundes, Guntrud, wurde später die Gattin Liutprands, dem eine längere Zeit der Regierung beschert war. (—744.)

In der Geschichte der Pippiniden erkennen wir das allmähliche Herauswachsen eines Geschlechtes aus der Adelsreihe und seine Erhebung über dieselbe und damit auch über das ganze Volk. In ihr wiederholt sich die ganze Entwicklung zum Königtum; nur ist der Kreis der gegen einander ringenden Kräfte hier ein größerer; der Kampf, der zum Abschlusse führt, ein härterer und längerer; es beteiligen sich an ihm geschlossenere Völkermassen; er wogt dahin über weitere Länder. Abgesehen außerdem von dem Hauptunterschiede, daß die einzelnen Parteien mit tieferen politischen Absichten ausgerüstet sind, daß ihrem Bewußtsein die Idee eines Zieles und Zweckes vorschwebt, daß wir also einen Fortschritt vom unbewußten politischen Triebe zu größerer politischer Reife zu vermerken haben, läßt sich wohl eine Parallele ziehen zwischen der Zeit, die Tacitus schildert, und derjenigen, in welcher die Pippiniden um Majordomat und Königtum kämpfen. Im einzelnen vollständig verschieden ist der Gang der Entwicklung, im großen derselbe wie einst, und gewiß dürfen wir zum Verständnis der Taciteischen Zeit jetzt von hier aus zurücksehen, während ein Heranziehen der jetzigen Zeit in die damalige unmöglich war, da nur Mißverständnisse, keine Klarheit die Folge davon gewesen wäre.

Wir verfolgten die Ereignisse im Frankenreiche bis zum Tode Pippins des Mittleren; wir erkannten das Aufstreben seiner Familie und ihr Ringen um die Gewalt; daneben sahen wir die fränkische Kirche immer mehr zur bäuerlichen Kultur herabsinken und hörten von den ersten Anstrengungen Gregors II, hier andere Verhältnisse zu schaffen und der römischen Kirche in den deutschen Ländern eine neue und dominierende Stellung zu sichern. Diesen Bestrebungen Gregors II aber hatte Gregor I, der Große, bereits vorgearbeitet, indem er der irisch-schottischen Mönchskirche die angelsächsische Episkopalkirche gegenüberstellte. Dieselbe Politik verfolgte Gregor II bei den Bayern, um von hier aus im Frankenreiche neuen Fuß zu fassen. Zwei aufstrebende Mächte also in demselben Reiche: hier die politischen Bestrebungen der Pippiniden, dort das kirchliche Vorgehen Gregors. Noch haben sich beide Bewegungen nicht gekreuzt, noch sich nicht gefunden.

Ja, es scheint sogar, daß es zu einem unüberwindlichen Gegensatze zwischen beiden Bewegungen kommen soll, und nur große Ereignisse vermögen dem Occidente die Gemeinsamkeit seiner Interessen wieder in Erinnerung zu bringen. Eines dieser Ereignisse, wohl das wichtigste, war der Einbruch des Muhamedanismus in die occidentale Welt. 641 eroberten die Araber Alexandria; 682 waren sie bis Marokko vorgedrungen; 710 überschritt Tarik die Säulen des Herkules; 711 erlag das Heer der Westgoten seinem Angriffe bei Xeres de la Frontera; Spanien gehörte den Kindern des Propheten.

Versuchte es auch Gregor II, zuerst selbständig in den ostrheinischen Ländern vorzugehen, so sah sich das Papsttum doch bald genötigt, sich gegen die Gefahren, welche nicht nur von den Arabern, sondern auch von dem Langobarden Liutprand drohten, nach weltlicher Hilfe umzusehen. Von Byzanz hatte man sich losgesagt; die Herzoge von Spoleto und Benevent waren Liutprand nicht gewachsen; es blieb also nur mehr die Frankenmacht übrig. Hier aber hatte Karl der Hammer sich zum Verfechter des fränkischen Volkstums gegen arabische Ueberschwemmung, zum Kämpfer des Christentums gegen den Muhamedanismus aufgeschwungen. Nun wandte sich das Papsttum an ihn, machte ihn damit also stillschweigend auch zu seinem Vorkämpfer: die Bewegungen rannen zusammen, verschmolzen und stärkten sich zu gewaltigem Strome, der von nun ab siegreich die Länder Europas durchrauschte.

Karl war der Gefangenschaft seiner Stiefmutter Plektrudis entsprungen. In Neustrien hatte man gegen den jungen Theodwald, Pippins Enkel, Raginfried zum Majordomus erhoben und nach Dagoberts III Tode einen Mönch mit Namen Chilperich, den den man für den Sohn Childerichs II ausgab, zum Könige gemacht. Dann verbündete man sich gegen die austrasischen Arnulfinger mit Ratbod, dem Fürsten der Friesen. Diesem eilte nun Karl entgegen (716), um seine Vereinigung mit den Neustriern zu verhindern. Doch mußten die Austrasier weichen, die Neustrier verbanden sich mit dem Friesen und zwangen durch die Belagerung von Köln Plektrudis zur Zahlung eines Lösegeldes. Aber Karl eilte den Neustriern nach und eine kühne Waffenthat bei Malmedy brachte ihm so viel Zulauf, daß er 717 selbst gegen die Neustrier ziehen konnte. Jenseits der Ardennen bei Vincy traf er das feindliche Heer und schlug es. Wohl erhob er anfangs einen andern Merovinger gegen Chilperich, ließ sich dann aber, da jener gestorben war, diesen gefallen, an dessen Stelle später wieder ein anderes Mitglied desselben Geschlechtes trat, ohne daß ihnen mehr, als der bloße Name eines Königs zu teil geworden wäre. So herrschte Karl in Neustrien und Austrasien, und selbst Plektrudis mußte ihn anerkennen und ihm die väterlichen Schätze ausliefern. Dann begann er seine Arbeit im Innern des Reiches, nachdem Raginfried zu Herzog Eudo von Aquitanien, wo sich losgetrennt von Neustrien eine völlig selbständige Gewalt gebildet hatte, geflohen war. In ganz Franzien mußte Karl gegen die Tyrannen kämpfen, welche sich die Herrschaft angemaßt hatten. Ueberall galt es, die eigene Herrschaft zur Anerkennung zu bringen, und dies konnte nur geschehen, wenn der Fürst seine eigenen Leute, welche sein Vertrauen besaßen, als seine Statthalter einsetzte. Dazu aber bedurfte er der Mittel, und da er sie selbst nicht hatte, nahm er sie, wo er sie fand. Ein Griff in das Vermögen der Kirche, vielmehr der einzelnen kirchlichen Machthaber, denn die innere Zusammenhanglosigkeit der fränkischen Kirche war bereits nach Ablauf des 6. Jahrhunderts mit dem Aufhören gemeinsamer Konzilien zu Tage getreten, war aber in jener Zeit sehr lohnend. Und Karl zögerte nicht, diese privaten Anmaßer des kirchlichen Gemeingutes durch seine Leute zu ersetzen. Dadurch wurden allerdings die kirchlichen Verhältnisse nicht gebessert, denn diese Männer gehörten nicht dem geistlichen Stande an und befleißigten sich ebensowenig irgend eines geistlichen Scheins, allein die Macht des Fürsten wuchs, es wuchs damit die Ordnung, der Reichtum des Landes kam so indirekt der Gesamtheit wieder mehr zu statten, und infolgedessen wurde es dann möglich, auch eine Besserung und Neubelebung der kirchlichen Verhältnisse herbeizuführen.

Es nimmt nun nicht Wunder, wenn die Blicke der Gläubigen bei diesen traurigen Zuständen vollster Auflösung sich hinüberrichteten über das Alpengebirge nach dem Sitze des Apostelfürsten, wenn man von dem Nachfolger Petri das Heil der Zukunft erwartete.

Fester und fester hatte sich die angelsächsische Kirche der römischen angeschlossen, und „seitdem S. Augustin, von Gregor dem Großen gesendet, die englische Kirche begründet hatte, war diese in der engsten Verbindung mit Rom geblieben, und von da aus geleitet, wurde die Kirchenverfassung fest und sicher organisiert. Dadurch gewann die angelsächsische Mission einen ganz andern Boden und war nicht der Vereinzelung und der daraus folgenden Verwilderung ausgesetzt, welche den Erfolg der Schottenpredigt auf einzelne Klosterstiftungen beschränkte." Wie nichts ist aber für die Auffassung der Angelsachsen von der Bedeutung Roms der Ausspruch Bedas († 735) bezeichnend, der als der Lehrer des ganzen Mittelalters anzusehen ist: „So lange das Colosseum stehen wird, wird Rom stehen; wann das Colosseum fallen wird, wird Rom fallen; wann Rom fallen wird, wird die Welt fallen."

Die Angelsachsen griffen nun im Einverständnisse mit Rom in die Verhältnisse der ostrheinischen Länder ein, und es sind unter den Missionären in Deutschland namentlich der schon genannte Winfried und der Apostel der Friesen, Willibrord, zu nennen. In die erste Zeit von Winfrieds Thätigkeit, der Bayern und Thüringen durchreiste, um die Verhältnisse dort in Augenschein zu nehmen, fällt die Mission eines fränkischen Priesters, Corbinian, in Bayern. Auch hier begegnen sich die beiden Mächte noch, ohne sich zu vereinigen. Denn was uns Aribo von Freising von zwei Romreisen Corbinians erzählt, dürfte wohl auf Uebertragung eines späteren Brauches auf die frühere Zeit beruhen. „Denn erst die Angelsachsen hielten es für notwendig, sich von dort die Vollmacht zur Missionsthätigkeit zu holen, während vorher den Franken wie den Iren ein solcher Gedanke ganz fern lag; ja selbst Bonifaz noch zu seiner ersten Mission unter den Friesen eine solche Vollmacht nicht eingeholt hat."

Einem fränkischen Vater und einer romanischen Mutter entstammend, änderte Corbinian seinen früheren Namen, den er nach seinem Vater Waldekiso führte, nach demjenigen seiner Mutter Corbiniana um. Ein Mann von großer Beredsamkeit und strengen Anschauungen vom sittlichen und religiösen Leben, erregte er in seiner Heimat Chartrettes bei Melun die Aufmerksamkeit der Leute. In einer Zelle bei der Kirche des hl. Germanus widmete er sich den Werken der Frömmigkeit, und schnell verbreitete sich sein Ruf durch die Lande und drang selbst bis zu Pippin dem Mittleren, dem damaligen Beherrscher der Franken, der sich seinem Gebete empfahl und ihm ein Geschenk von 900 Goldgulden zustellte. Dem allgemeinen Andrange zu entgehen, brach er, wie sein Biograph erzählt, nach Rom auf, um sich vom Papste einen stillen Winkel für seine beschauliche Lebensweise zu erbitten. Der aber habe ihn zum Bischofe und zum Wanderprediger gemacht und ihn also gezwungen, in die Welt zurückzukehren. In einem Teile Bayerns herrschte damals Grimoald, Theodos Sohn, der die Wittwe seines Bruders Theodwald zur Frau genommen hatte. Ganz Bayern in seiner Hand zu vereinigen, und mit Ausschluß seiner Neffen Hugbert und Oatilo, den Söhnen Theodeberts, zu beherrschen, scheint das ehrgeizige Streben dieses Herzogs gewesen zu sein. Er auch scheint an der direkten Verbindung mit Rom, welche noch von seinem Vater Theodo geschaffen worden war, gegen die fränkischen Missionsgelüste festgehalten zu haben und dem Wirken Corbinians entgegengetreten zu sein. Ob Corbinian von ihm nach Rom verwiesen wurde, um sich dort die Legitimation zu seiner Missionsthätigkeit zu holen, ist eine Vermutung, deren Stichhaltigkeit zu prüfen uns die genaueren Mitteilungen fehlen. Doch haben wir Nachricht davon, daß Grimoald und Corbinian sich versöhnten und der letztere nun seine Thätigkeit beginnen konnte. Die Versöhnung zu bewirken aber genügte die drohende Haltung, welche der Langobardenkönig Liutprand, Hugberts Schwager, wie Karl, der fränkische Majordomus, in dieser Zeit annahmen. Corbinian verlangte von Grimoald zuerst die Scheidung seiner Ehe mit Pilitrud. 40 Tage widersetzten sich die Gatten dieser Forderung, ehe sie sich fügten. Darauf beredete der Missionär den Herzog, mit ihm hinauf ins Gebirge zu ziehen, um den Ort Camina (Kains) an der Passer, den er bei früherem Aufenthalte liebgewonnen hatte, für ihn zu erwerben. Zugleich verwendete Corbinian das Geschenk Pippins zum Ankaufe des Gutes Kortsch bei Schlanders im Vinstgau und legte damit den Grund zu einem reichen Tiroler Besitze, der dem Bistume Freising bis in die neuere

Zeit zu eigen blieb. Im Besitze eines so schönen Eigentums baute sich Corbinian eine Wohnung und eine Kirche zu Ehren des hl. Stephan auf dem Freising benachbarten Berge, was als erste Grundlage des Klosters Weihenstephan zu betrachten ist. Auch entstand eine Kirche in der Gegend von Mais, dem Andenken des hl. Valentin, ehemaligen Regionarbischofs in Rätien, gewidmet. Doch immer wieder kam es zu Auftritten zwischen dem Herzog und dem jähzornigen Heiligen. Eines Tages war Corbinian bei dem Herzog zum Mahle, als Grimoald von dem Brote, welches der Bischof geweiht hatte, ein Stück seinem Hunde vorwarf. Da aber sprang der Mann Gottes auf, warf mit einem Fußtritt den Tisch um, daß die silbernen Becher und Schüsseln zur Erde fielen und rief: „Es ist geistlichen Segens nicht wert, wer sich nicht scheut, ihn den Hunden vorzuwerfen!" Darauf verließ er den Saal. Aber der Herzog eilte ihm mit seinen Hofleuten nach, und nach langem Bitten verzieh ihm der Mann Gottes. Ein andermal begegnete ihm ein Bauernweib, deren Künste sich die Herzogin bedient hatte, ihr krankes Knäblein zu heilen. In heiligem Zorn warf sich der Bischof auf die Frau und schlug sie mit seinen Fäusten blutig. Alles dies verletzte fortwährend den Stolz Pilitruds, welche dem Manne in innerster Seele grollte wegen der Zerstörung ihrer Ehe; die wirkliche Trennung scheint nicht stattgefunden zu haben. Sie sann auf Mittel, den Mann aus dem Wege zu räumen, und da bot sich ihr der Geheimschreiber Ninus dar. Corbinian aber, von seinem Bruder Erembert gewarnt, entwich nach Meran, wo er in der Nähe der lombardischen Grenze vor weiteren Nachstellungen sicher war. Die Flucht mag in das Jahr 724 fallen. Im folgenden Jahre aber brach Karl Martell auf, die Bayern seiner Herrschaft wieder zu unterwerfen. Eine doppelte Absicht mag diesem Unternehmen Karls zu Grunde gelegen sein, denn mit dem Siege über die Bayern traf er zugleich die selbständige päpstliche Politik und stärkte die Stellung Liutprands und der Langobarden dem päpstlichen Freunde Grimoald, wie dem Papste selbst gegenüber. Doch lassen sich die einzelnen Motive nicht deutlich erkennen. Nur die Thatsache steht fest, daß Karls Zug in dieselbe Zeit fällt, wie der Zug Liutprands gegen Grimoald. Beide Expeditionen waren von Erfolg gekrönt, denn die Franken schlugen den bayerischen Herzog, und Karl selbst führte die Gemahlin Grimoalds, Pilitrud und deren Nichte Sonichilde als Gefangene nach Frankreich, während die Langobarden von Süden heranzogen und sich mehrerer bayerischen Burgen und Städte, so Botzens, Sebens, Tirols und des Schlosses von Mais bemächtigten. Nicht lange währte indes der Friede, denn drei Jahre später (728) mußte Karl einen neuen Zug nach Bayern unternehmen. Sonichilde war Karls Gemahlin geworden, die ihm den Sohn Grippo gebar, ein Bündnis, welches Karl Martell von selbst die Stellung gegen Grimoald und für Hugbert, den Bruder seiner Gattin, anwies. Bei diesem Zuge nun fand Grimoald seinen Untergang. (729?) Schon war der Knabe, den ihm Pilitrud geboren, vor dem Vater gestorben, und auch seine übrigen Söhne gingen, ohne der Herrschaft teilhaftig geworden zu sein, in Not und Trübsal unter. Das Geschlecht Grimoalds ward durch Hugbert, seines Bruders Theodebert Sohn, in der Herrschaft über Bayern ersetzt, doch stand das Land jetzt infolge der Siege Karls unter fränkischer Oberherrschaft. Corbinian erlebte den Fall Grimoalds und kehrte nach diesen Ereignissen zu Herzog Hugbert zurück. Bald darauf, am 8. September 730, starb auch er in Meran. Sein Andenken ist in hohen Ehren geblieben und seine irdischen Reste wurden später von Aribo von Freising aus Mais in Tirol, wo sie zuerst bestattet waren, nach Freising überbracht, wo sie bis heute ruhen.

Hält man an Corbinians römischen Reisen fest, so müssen dieselben als dem Einflusse Grimoalds entsprungen betrachtet werden. Es würde dies die Zwitterstellung Corbinians zwischen seinem fränkischen Schutzherrn und der päpstlichen Autorität, welche durch Theodo in Bayern Anerkennung gefunden, nur verschlimmert und dadurch die Gründe zu Streitigkeiten zwischen Bischof und Herzog vermehrt haben. Daß sich Corbinian diesem Ansinnen fügte, würde dann zeigen, wie gerade Bayern auf den Empfang des Apostels der Deutschen, Bonifaz, vorbereitet war.

Aus Hugberts Regierungszeit, die bis zum Jahre 737 dauerte, sind uns nur wenige Nachrichten erhalten; doch scheint sich unter ihm der Anschluß Bayerns an Rom noch

inniger vollzogen zu haben. Bonifacius kam damals nach Bayern, etwa 735, predigte mit großem Eifer und besuchte viele Kirchen. Ein Ketzer, mit Namen Eremwulf, hatte dort großen Anhang gefunden, und gegen ihn wirkte Bonifaz mit solcher Nachhaltigkeit, daß viele Edlen ihm ihre Söhne brachten, sie zum Dienste der Kirche zu erziehen. Es war der erste Schritt, die bayerische Kirche von der Vormundschaft fränkischer und britischer Missionäre zu befreien. Der vermittelnden Thätigkeit des Mannes scheint auch die Aussöhnung und das schließliche Bündnis Karl Martells mit Rom zuzuschreiben zu sein. Vielleicht daß er da gerade in Hugbert die geeignete Persönlichkeit fand, da derselbe infolge kirchlicher Traditionen mit Rom, infolge seiner Familienbeziehungen mit Karl in gutem Einvernehmen stand. Denn mit dem Auftreten Gregors III (731—741) gegen die Byzantiner, welche unter Kaiser Leo den Kampf gegen die Bilderverehrung begonnen, fielen die letzten Bande, welche Ostrom bisher mit dem Papsttume verknüpft hatten. Und wenn auch nicht gleich nach dem entstandenen Bruche ein besseres Verhältnis zu Karl sich entwickelte, da dieser auf die Freundschaft des Papstfeindes und Langobardenkönigs Liutprand angewiesen war, so wurde doch allmählich der Weg geebnet, auf dem beide Gewalten sich begegnen mußten.

732 hatte Herzog Eudo von Aquitanien eine furchtbare Niederlage durch den arabischen Statthalter in Spanien, Abderaman, erlitten. Karl sah sich genötigt, dem weiteren Vordringen der Araber entgegenzutreten. Alle verfügbaren Kräfte des Frankenreiches wurden aufgeboten, und gewiß ist anzunehmen, daß auch Hugbert ein bayerisches Heer ins Feld führte. Dem Franken blieb der Sieg auf dem Schlachtfelde bei Poitiers. (732.) Damals war es, da Karl, der mit unermüdeter Faust alles niedergeschlagen, was ihm begegnet war, der ehrende Beiname „der Hammer" oder „Martell" vom Volke verliehen wurde. An diesen Sieg knüpfte sich zunächst die Wiederunterwerfung Aquitaniens, während der Krieg gegen die Araber fortdauerte. Bei Narbonne vernichtete Karl ein zweites Heer der Sarazenen (737), doch gelang ihm die Eroberung Septimaniens, jenes Landstriches, den die Westgoten bis zu ihrem Untergange im Norden der Pyrenäen behauptet hatten, nicht. Bei einem erneuten Einfalle der Araber in die Provence sah sich Karl genötigt, Liutprand um Hilfe anzugehen. (739.) Die Kunde vom Heranzuge der Langobarden bewog die Feinde zu fluchtähnlichem Rückzug. Karls Erfolge sind die Früchte seiner Kühnheit. Als Theoderich, der Merovinger, gestorben war (737), regierte Karl ohne einen König, und immer mehr sah sich die Welt genötigt, die positive Macht des Mannes, die er mit rücksichtsloser Energie geschaffen und mit gewaltiger Faust aufrecht erhielt, anzuerkennen.

Es war um die Zeit, als Gregor III gezwungen war, seine Hilfe gegen die Langobarden anzurufen, aber Karls Bündnis mit Liutprand hinderte ihn an wirklichem Einschreiten. Zu Verimbrea an der Issera erschienen die päpstlichen Gesandten, versprachen Trennung des Papstes vom griechischen Reiche und Erteilung des Konsulates an Karl, wenn er Rom von der Langobardengefahr befreie. Dann überreichten sie ihm, als dem künftigen Schutzherrn, die Schlüssel des hl. Grabes und brachten wunderbare Geschenke dar. Karl nahm zwar die Würde eines Patricius an, erwiderte auch die Gesandtschaft Gregors durch eine eigene Gesandtschaft, aber zum Kampfe gegen die Langobarden konnte er sich nicht verpflichten.

Damals war in Bayern auf Herzog Hugbert Oatilo gefolgt. (737.) Nicht das Recht der Nachfolge, sondern die Gunst Karl Martells scheint ihn zur Herrschaft berufen zu haben, ob wir gleich von Hugberts Söhnen nichts wissen. Man nimmt an, Oatilo sei ein Sohn Herzog Tassilos II gewesen, somit wäre er also als Enkel Theodos, wie Sonichilde, Karl Martells Gemahlin, als Enkelin desselben anzusehen. Bei Oatilo weilte Bonifaz, als jene Gesandtschaft des Papstes zu Karl kam, so daß der Apostel damals seinen vermittelnden Eifer nicht zu entfalten vermochte. Der Plan, den einst noch Gregor II mit Herzog Theodo entworfen hatte, die bayerische Kirche nach römischem Muster zu organisieren, wurde jetzt von Bonifaz aufgenommen und zur Ausführung gebracht. Wohl gab es in Bayern Priester und Bischöfe, doch Bonifaz erkannte viele nicht an, unter letzteren nur den Bischof Vivilo von Lorch, der aber vor einem Einfalle der Avaren

hatte flüchten müssen. So geschah es, daß das Bistum Lorch nach Passau verlegt wurde, wo Vivilo Aufnahme fand. Schweren Kampf sollte nun Bonifaz bestehen, da er der Einladung Oatilos folgte, welche ihn in Pavia am Hofe Liutprands erreichte. Denn großen Anhang hatte die irische Mission gefunden, welche den Cölibat der Priester und den Primat des Papstes nicht anerkannte, dabei nur ein allgemeines Sündenbekenntnis und nicht die Beichte verlangte. Diesen Priestern, durch lange Gewohnheiten versumpft, stand wie dem Volke, auf dessen Anschauungen die Iren einzugehen verstanden, die nordische Kirche natürlich viel näher, als die strenge römische. Aber Bonifaz schritt frisch ans Werk. Er predigte und setzte jene Priester ab, welche seinen Ansprüchen nicht genügten. Dabei stand ihm Oatilo mit Landesverweisung zur Seite. Und nachdem so die Bahn gesäubert war, ging der Apostel an die Ordnung der bayerischen Kirche selbst. Vier Bistümer wurden errichtet: in Regensburg, Freising, Salzburg und Passau. Vivilo, der von Lorch entflohene Bischof, wurde für Passau anerkannt, während Gawipald für Regensburg, Erembrecht, der ältere Bruder Corbinians, für Freising und Johannes für Salzburg neu geweiht wurden. In der Wahl Erembrechts scheint uns eine Bestätigung dafür zu liegen, daß Corbinian, dem Einflusse Herzog Grimoalds folgend, sich Rom genähert hatte. Bei alledem stand Herzog Oatilo dem Erzbischofe in Germanien thätig und helfend zur Seite, und wie tiefgreifend die Umgestaltung war, welche Bonifaz vornahm, erkennt man aus der reichen Dotation der Kirchen, sowie aus der Einrichtung zahlreicher Klöster. Ebenso wird die Einrichtung der kleineren kirchlichen Bezirke und Pfarreien bald darauf erfolgt sein. Von den Klöstern, welche in jener Zeit oder doch infolge dieser durch Bonifaz hervorgerufenen Bewegung entstanden sind, müssen genannt werden: Ober- und Niederaltaich, wobei Pirmin und Bischof Heddo von Straßburg mitwirkten, indem namentlich ersterer 12 Mönche von der Reichenau zur Besiedelung Oberaltaichs aussandte; Pfaffenmünster und Osterhofen wurden von Oatilo gestiftet, und soll in letzterem der Herzog mit seiner Gemahlin sein Grab gefunden haben; Altomünster soll von Bonifaz geweiht worden sein; große Schenkungen hat St. Peter in Salzburg



Bonifaz.

aufzuweisen; desgleichen sind die Klöster Niedernburg in Passau und Mondsee reichlich von Oatilo bedacht worden. Dem herzoglichen Beispiel folgten manche Edlen des Landes. So verdanken acht Klöster, darunter Benediktbeuren, Schlehdorf und Staffelsee den Brüdern Landfried, Waldram und Eliland ihre Entstehung, während die Schwester Gailwinde das Nonnenkloster Kochel gründete. Zwei andere Adelige, Adalbert und Otgar, legten den Grund zu dem Kloster Tegernsee, während Oatilo der Gründung der Klöster Isen und Heidenheim nahestand.

Ein Jahr nach der Gründung der vier Diözesen sah sich Bonifaz veranlaßt, ein fünftes Bistum zu errichten, das Bistum Eichstätt auf dem bayerischen Nordgau. Andere nehmen die Gründung später an, nachdem der westliche Nordgau von Bayern losgerissen und zu fränkischem Gebiete gemacht worden war. Wilibald, der Angelsachse, vom Papste mit Empfehlungsschreiben versehen, wurde hier zum Bischofe ernannt unter dem Metropoliten von Mainz, bei dem Eichstätt auch später nach Errichtung des Erzbistums Salzburg verblieb.

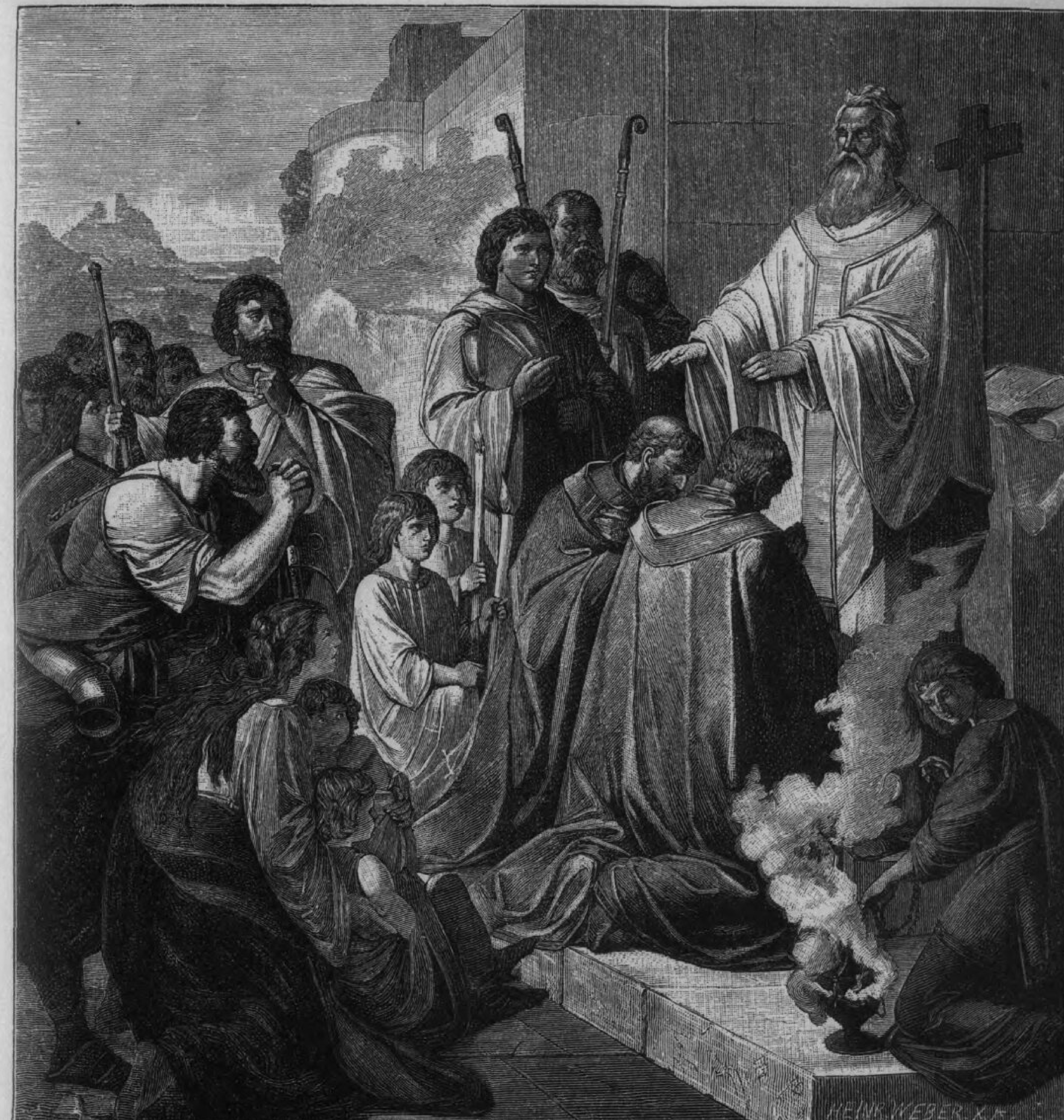
Die bischöfliche Kirche von Seben in Tirol erstreckte sich außerdem von Süden her über einen Teil Bayerns. Sie stand unter der Metropolitankirche von Aquileja, kam aber später an Salzburg. Bonifacius erwähnt derselben nicht, weil Seben, wie wir hörten, von Liutprand den Bayern entrissen worden war.

Ebenso erstreckte sich das alte Bistum Augsburg über den Lech herüber in bayerisches Gebiet, während der Vinstgau bei dem Bistum Chur verblieb.

Gregor III bestätigte die Einrichtungen, welche Bonifaz getroffen hatte und wiederholte die Mahnung, ein Konzil an den Ufern der Donau abzuhalten. Doch wenn auch äußerlich das Gerüste geschaffen war, an dem sich der Bau der jungen Kirche emporarbeiten konnte, so war jene Opposition, die auf der früheren Einrichtung beruhte, noch lange nicht zum Schweigen gebracht, und wir wissen nicht, ob Bonifaz der päpstlichen Aufforderung nachkam, oder in vernünftiger Schätzung der Verhältnisse es vorzog, dem Volke Zeit zu lassen, sich in die neuen Einrichtungen hineinzuleben und durch allzu schroffes Vorgehen die Opposition nicht zu stärken.

Es sind diese Nachrichten, welche uns über Oatilos Kirchenpolitik Aufschluß geben, von großer Bedeutung auch für das Verständnis seiner staatlichen Bestrebungen. Dem Vorgehen seiner Vorfahren folgend hielt er an Rom fest, indem er die Macht wohl erkannte, welche der Papst seinem Schützlinge und Schützer zugleich zu verleihen vermochte. Und präzipieren wir die Stellung des Papsttums dahin, daß wir ihm unbedingt einräumen müssen, daß es damals noch an der Spitze der Civilisation stand und dem menschlichen Fortschritte bedeutungsvoll die Wege wies, so müssen wir auch seine unbedingtesten Anhänger, die Herzoge von Bayern, an einer solchen hervorragenden Stellung teilnehmen lassen. Denn man hat aus jener Zeit die herrlichsten Beispiele, wie die Kirche für die Unterdrückten und Gefangenen, wie für die Notleidenden einsprang, und wie sie zu verhindern suchte, daß ihretwegen Blut vergossen und mit Blut ihr Recht verfochten werde. Erzählt uns noch Paul, wie Zacharias den Venetianern, welche in Rom eine große Anzahl von Sklaven männlichen und weiblichen Geschlechtes aufkauften, um sie nach Afrika zu verkaufen, den Kaufpreis zurückerstattete und den Unglücklichen die Freiheit gab. Solchen Bestrebungen gehörte die Zukunft, und mag man auch im einzelnen an den Motiven der päpstlichen Operationen aussetzen und kritisieren, so gab es doch damals keine Macht, welche sich in der Vertretung des Allgemeininteresses der Menschheit mit dem Papsttume hätte messen können. Daß das später anders wurde, hindert nicht, die Wahrheit für jene Zeit einzusehen und zu gestehen.

Bis zum Tode Karl Martells gingen die Dinge in Bayern ihren ruhigen Gang. In der Teilung aber, welche der Majordomus vor seinem Hinscheiden anordnete, sollte der Keim zu künftigem Unheil liegen. Wie ein rechtmäßig erworbenes Gut erhielt Karls Sohn, Karlmann, das Stammland Austrasien und Deutschland, Pippin Neustrien und Burgund, während Grippo, der Sohn der bayerischen Fürstin Sonichilde, sich mit einer kleinen Apanage begnügen sollte. Kurz darauf starb Karl am 15. Oktober 751 zu Carisiacum (Kiersy), einem königlichen Gute an der Esia (Oise.)



Der heilige Bonifaz gründet auf der Salzburg oberhalb Neustadt an der Saale die Bistümer Würzburg und Eichstädt 741.

(Nach dem Gemälde von Hiltensberger jr.)



Sergius vor Pippin.

Grippo fühlte sich zurückgesetzt und empörte sich gegen seine Stiefbrüder. Es ist bedeutsam, daß seine Mutter Sonichilde sofort an Oatilo einen Verbündeten ihrer Pläne fand. Aber Karlmann und Pippin, jener eine leidenschaftliche, verwegene Natur, welche mit aller Macht der augenblicklichen Eingebung folgte, dieser ein mehr ruhiger und staatsmännisch überlegender Charakter, brachen zugleich gegen Laon auf, wo sich Sonichilde verschanzt hatte. Mutter und Sohn fielen in die Hand der Stiefbrüder, während Sonichildens Tochter Hiltrude zu Oatilo entkommen war, der sich mit ihr vermählte. Erstaunlich ist die Kühnheit, mit welcher der Bayernherzog damals zu Werke ging. Alle oppositionellen Elemente suchte er zum Kampfe gegen die Brüder zu vereinigen. So schloß er ein Schutz- und Trutzbündnis mit Hunold, dem Herzog von Aquitanien, der einst Karl Treue gelobt hatte, mit Theodebald, dem Alamannenherzog und dem Sachsenherzog Theoderich. Es blitzt etwas wie ein genialer Geistesfunke durch diese Pläne, doch versäumte Oatilo die Zeit gemeinsamen Vorgehens. Es gelang den Söhnen Karl Martells, in Aquitanien einzudringen und das Land zu verwüsten; darauf eilten sie gegen die Alamannen, und Karlmann zwang den Herzog zur Unterwerfung. Im folgenden Jahre drangen beide wieder bis an den Lech vor (743), um von dieser Seite den Eingang in das Land ihres Schwagers zu versuchen. Oatilo aber hatte sächsische, alamannische und selbst slavische Hilfsscharen an sich gezogen und erwartete den Feind diesseits des Lech in einem wohlgeschützten Lager. Von hier aus verspotteten die Bayern vierzehn Tage lang das müßig stehende fränkische Heer, und Sergius, ein Gesandter des Papstes Zacharias, der nach Gregor III den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte (741—752), versuchte im Namen und bei dem Zorne des hl. Peter die Frankenfürsten von ihrem Angriffe auf Bayern zurückzuhalten. Deutlich zeigt dieses Eingreifen des Papstes, wie er nach der Abweisung durch Karl Martell nun in Bayern getreue Helfer und Schützer zu gewinnen bestrebt war. Allein in der folgenden Nacht führten die Franken ihre Heere

über den Lech, überfielen die Bayern und schlugen sie vernichtend. Oatilo und der Alamannenherzog Theodebald entkamen, aber Sergius fiel in die Hände der Sieger. Pippin redete ihn höhnend an: „O, Herr Sergius, jetzt haben wir erkannt, daß du in der That nicht der hl. Apostel Petrus bist, noch seine Gesandtschaft in Wahrheit ausrichtest; denn am gestrigen Tage sagtest du uns, der apostolische Herr habe in des hl. Petrus und in seinem Namen unsern Rechtsstreit gegen die Bajoarier untersagt, und wir erwiderten dir, daß weder der hl. Petrus noch der apostolische Herr dich mit solchem Auftrage geschickt habe. Also wisse, wenn der hl. Petrus eingesehen hätte, daß unsre Sache nicht gerecht sei, so würde er uns heute in dieser Schlacht seine Hilfe nicht gewährt haben. Jetzt aber glaube uns, daß durch die Hilfe des hl. Petrus, des Fürsten der Apostel, und durch Gottes Urteil, dem wir uns ohne Bedenken unterzogen haben, das Land und Volk der Bayern zum Reich der Franken gehören."

In den letzten Worten lag das Schicksal Bayerns. Ein schwerer Schlag für seine so tapfer verfochtene Selbständigkeit! Als direkte Folge der Niederlage ist die Loslösung des westlichen Nordgaus zu bezeichnen, der nun mit Ostfranken vereinigt wurde. An diese Lostrennung knüpfen, wie schon bemerkt, andere die Gründung des Bistums Eichstätt, doch ist der Grund, daß sich dem Erfolge der Waffen die kirchlichen Einrichtungen auch hier angeschlossen hätten, kein absolut zwingender, weshalb die Entscheidung der Frage dahingestellt bleiben muß.

Im folgenden Jahre (744) kam der Friede zwischen Oatilo und seinen Schwägern zu stande. Oatilo erhielt sein Herzogtum wieder, jedoch mußte er in Landabtretungen und in die Anerkennung der fränkischen Oberherrschaft willigen. Ein deutlicher Beweis, welch' imponierenden Eindruck das Volk und seine Herzoge auch auf die Sieger gemacht haben muß, ist diese Wiedereinsetzung Oatilos, während doch im benachbarten Schwaben der Herzog nicht nur sein Herzogtum verlor, sondern sogar mit den übrigen Häuptern der Empörung hingerichtet wurde.

Das politische Uebergewicht benützte Pippin sofort, um auch auf kirchlichem Gebiete sich Anhänger und Parteigänger zu schaffen, denn immer noch verfolgte er mit tiefem Mißtrauen die Erfolge des Erzbischofs Bonifaz in den deutschen Ländern. „Eben beherbergte er einen Gast bei sich, von dessen Gelehrsamkeit und Festigkeit er hoffen durfte, daß er sich zu einem, dem steigenden Eiuflusse des römischen Generallegaten gewachsenen Gegner eignen würde." Es war dies der aus dem Kloster Hy auf der kleinen Hebriden-Insel Jona stammende Schotte Virgil. Eine von hohem, religiösem Sinne geläuterte Wanderlust hatte ihn nach Neustrien geführt. Dort fand er freundliche Aufnahme am Hofe Pippins, wo er zwei Jahre lang verweilte. Und jetzt (744) sandte ihn der Frankenherrscher mit einer Empfehlung zu Oatilo in Bayern, der ihn an die Spitze der Salzburger Kirche stellte. Zwar wurde Virgil nicht Bischof, er verweigerte vielmehr zweiundzwanzig Jahre lang die Annahme der Weihe, hielt sich aber für die geistlichen Funktionen einen mit diesen Weihen versehenen Landsmann, mit Namen Dobda, den späteren Abt des Klosters Chiemsee. Erst im Jahre 767 folgte Virgil den Bitten des Volkes und ließ sich von seinen Amtsbrüdern zum Bischofe weihen. In der Eigenschaft als Abt von St. Peter verwaltete er bisher die Salzburger Kirche, der er im ganzen beinahe vierzig Jahre lang vorstand. Er starb 784. In der Ablehnuug der Bischofsweihe erblickte man wohl mit Recht die Folge von Zwistigkeiten mit Bonifaz, „dem gegenüber er als Brite die älteren Formen seiner vaterländischen Kirche durchzuführen suchte." Ein merkwürdiger Mann ist dieser Bischof von Salzburg: Bonifaz beklagt sich beim Papste, derselbe bekenne, daß es eine andere Welt uud andere Menschen unter der Erde gebe. Dem eifrigen Angelsachsen konnte die Wahrheit einer derartigen Meinung nicht einleuchten, da er sie nicht in der Bibel verbrieft fand; die Lehre von der Kugelgestalt der Erde nnd von Antipoden schien ihm deshalb ketzerisch. Der Papst beauftragte seinen Legaten zwar, ein Konzil zu berufen und diese Sache zu untersuchen, im Notfalle sogar von der Exkommunikation Gebrauch zu machen, doch daß es dazu kam, ist nicht wahrscheinlich. Es mochte dem Papste, wie schon so vielen andern, die hohe Gelehrsamkeit des Schotten, wie seine energische Thatkraft doch einige Achtung eingeflößt haben. Doch mußten auf

die Dauer die Bestrebungen des einsamen Mannes gegen die päpstliche Hierarchie erfolglos bleiben, denn noch ehe man zum eigentlichen positiven Bewußtsein des großen Gegensatzes gekommen war, schlugen die beiden Strömungen in der abendländischen Welt zusammen, und das Papsttum schloß sein Bündnis mit dem Frankenreiche. Als erste indirekte Wirkung des Auftretens Bonifaz' ist wohl die Uebergabe der weltlichen Herrschaft an den jüngeren Bruder Pippin zu betrachten, wie sie Karlmann vollzog, nachdem er noch 745 bei Eisleben mit den Sachsen gekämpft und 746 die Alamannen unterworfen hatte. Mit vielen Begleitern zog Karlmann nach Italien, wurde von Papst Zacharias zum Priester geweiht und schwur in die Hand des Abtes von Monte Casino den Eid des Gehorsams gegen die Regel St. Benedikts. Zuerst baute er ein Kloster



Grippo nimmt Hiltrud, Witwe Oatilos, gefangen.

auf dem Berge Sorakte dem hl. Silvester zu Ehren, kehrte dann aber nach Monte Casino zurück, wo er mehr Ruhe und Zeit zu seinen Betrachtungen fand.

Ebenso bedeutungsvoll wie dieser Schritt Karlmanns sind die Nachrichten, welche über kirchliche Synoden im ganzen Frankenreiche auf uns gekommen sind, und nicht nur daß Bonifaz durch Berufung derselben das Gemeingefühl der Gläubigen wieder zu erwecken sich bestrebte, nein, auch Pippin wie Karlmann standen ihm helfend und erhaltend zur Seite, indem sie durch Rückverleihung von Gütern die Kirchen in den Stand setzten, wieder eine gedeihliche Wirksamkeit zu beginnen.

So ebneten sich für Pippin die Pfade von selbst, während die Stellung Bayerns gerade durch die Anlehnung Roms an das Frankenreich eine zweideutige wurde. Zu entschiedener Gegnerschaft gegen das Frankenreich kam es in Bayern nach Oatilos

Tode. (748.) Pippin hatte seinem Halbbruder Grippo die Freiheit und mehrere Grafschaften und königliche Güter geschenkt. Allein der Sohn Karl Martells verlangte mehr, er wollte die Teilung der Herrschaft. Auf einer Reichsversammlung in Düren zog er viele der angesehensten Jünglinge auf seine Seite und floh mit ihnen nach Sachsen. Pippin folgte den Flüchtigen und verwüstete das Sachsenland. Da ergriff Grippo die Gelegenheit, welche ihm durch die Nachricht vom Tode Oatilos geboten wurde, sich in Bayern der Herrschaft zu bemächtigen, denn durch seine Mutter, die Agilulfingerin Sonichilde, stand er dem bayerischen Herzogshause nahe. So nahm er Hiltrud, die Witwe Oatilos, gefangen, welche für ihr unmündiges Söhnchen Tassilo die Regierung führte. Herzog Lantfrid brachte aus Alamannien Hilfe, und Graf Suidger vom Nordgau trat zu Grippo über, doch zeigte sich im Bayernvolke selbst zum erstenmale der Zwiespalt, der infolge der jüngsten Ereignisse auf politischem und kirchlichem Gebiete die Gemüter getrennt hatte. So wurde Pippin die Unterwerfung des Aufstandes leicht. Bis an den Innstrom rückte er mit gewaltigem Heere, ehe man ihm Unterwerfung anbot. Mit den Gefangenen Grippo, Lantfrid und Suidger kehrte Pippin nach Franken zurück, nachdem er Tassilo als Herzog der Bayern eingesetzt hatte. Ob das Herzogtum damals wirklich als fränkisches Lehen im eigentlichen Sinne des Wortes behandelt wurde, wird von mehreren bedeutenden Forschern angenommen, während andere es dahin gestellt lassen. War ersteres der Fall, so hätten wir hier „den ursprünglich privatrechtlichen Begriff des Lehens auf ein staatsrechtliches Verhältnis angewendet, und eine der folgenschwersten Entwicklungen des mittelalterlichen Staatslebens nahm damit ihren Anfang."

Das Herzogtum Alamannien ward dem fränkischen Reiche einverleibt, während Grippo noch einmal des Bruders Gnade erfuhr. Le Mans, die Stadt der Cenomanen und zwölf Grafschaften wurden ihm als Apanage zuerkannt, doch ließ es dem Trotzkopfe keine Ruhe. Noch einmal floh er zu Herzog Waifar von Aquitanien, und als sich der Gegensatz zwischen Franken und Langobarden durch die Erfolge der päpstlichen Politik in Franken immer schroffer gestaltete, wollte auch Grippo im feindlichen Lager seine Rolle weiter spielen. Er begab sich durch Burgund nach Italien, „fand aber nahe den Grenzen des Langobardischen Reiches im Thal von Maurienna (Savoyen) durch fränkische Grafen seinen Tod." (753.) Agilulfingerblut floß in den Adern dieses fränkischen Fürstensohns, und bedeutsam spiegelt sich in seinem, von ewigem Zwiespalt zerrissenen Abenteurerleben die Bewegung der Zeit.



Siegelring Childerichs.

Mit wirklich staatsmännischem Blicke hatte Pippin diese Strömung erkannt und durchschaut. Die römische Kirche drängte nach Zusammenfassung ihrer Kräfte und Aufstellung gemeinsamer Ziele. Doch nicht willenlos gedachte Pippin sich dieser Strömung zu unterwerfen, etwa als ein Werkzeug in der Hand des eiferbeseelten Legaten Bonifaz, sondern er fand selbst den Weg direkt nach Rom, und über Bonifaz hinweg gingen die Verhandlungen des Frankenfürsten mit dem Papste. So kam es, daß Bonifaz, wenn auch seit 748 als Erzbischof von Mainz anerkannt, doch niemals zu einer allgemeinen erzbischöflichen Gewalt in allen deutschen Provinzen gelangte. Namentlich die gallische Geistlichkeit fand in ihrem Auftreten gegen Bonifaz einen Rückhalt an Pippin selbst, der den päpstlichen Generalvikar zwar in allen Dingen möglichst unterstützte, doch sich niemals ganz und willenlos in seine Hände begab.

War jener erste Hilferuf des Papstes einst am Hofe Karl Martells ohne weiteren bedeutenden Erfolg verhallt, so war jetzt die Zeit gekommen, wo die beiden Gewalten zum folgenschwersten Bunde sich die Hände reichten. Im Jahre 751 gingen Bischof Burchard von Würzburg — das Bistum Würzburg entstammt der Missionsthätigkeit Bonifaz bei Ostfranken und Thüringen und wurde ziemlich gleichzeitig mit den Bistümern Büraburg in Hessen, Erfurt in Thüringen, (Eichstätt im Nordgau) in der bereits durch die Missionsthätigkeit des Irenmönchs Kilian vorbereiteten Gegend für die Ostfranken errichtet (741) — und Abt Folrad von St. Denys, Pippins Kaplan, nach Rom, dem Papste Zacharias (741—752) die Frage vorzulegen: „ob es besser sei, daß der König

sei und heiße, welcher alle Macht und Geschäfte, oder welcher den Namen besitze?" Der Papst antwortete: „es scheine ihm besser und nützlicher, daß jener König heiße und sei, der alle Gewalt in der Regierung habe, als welcher mit Unrecht König genannt werde."

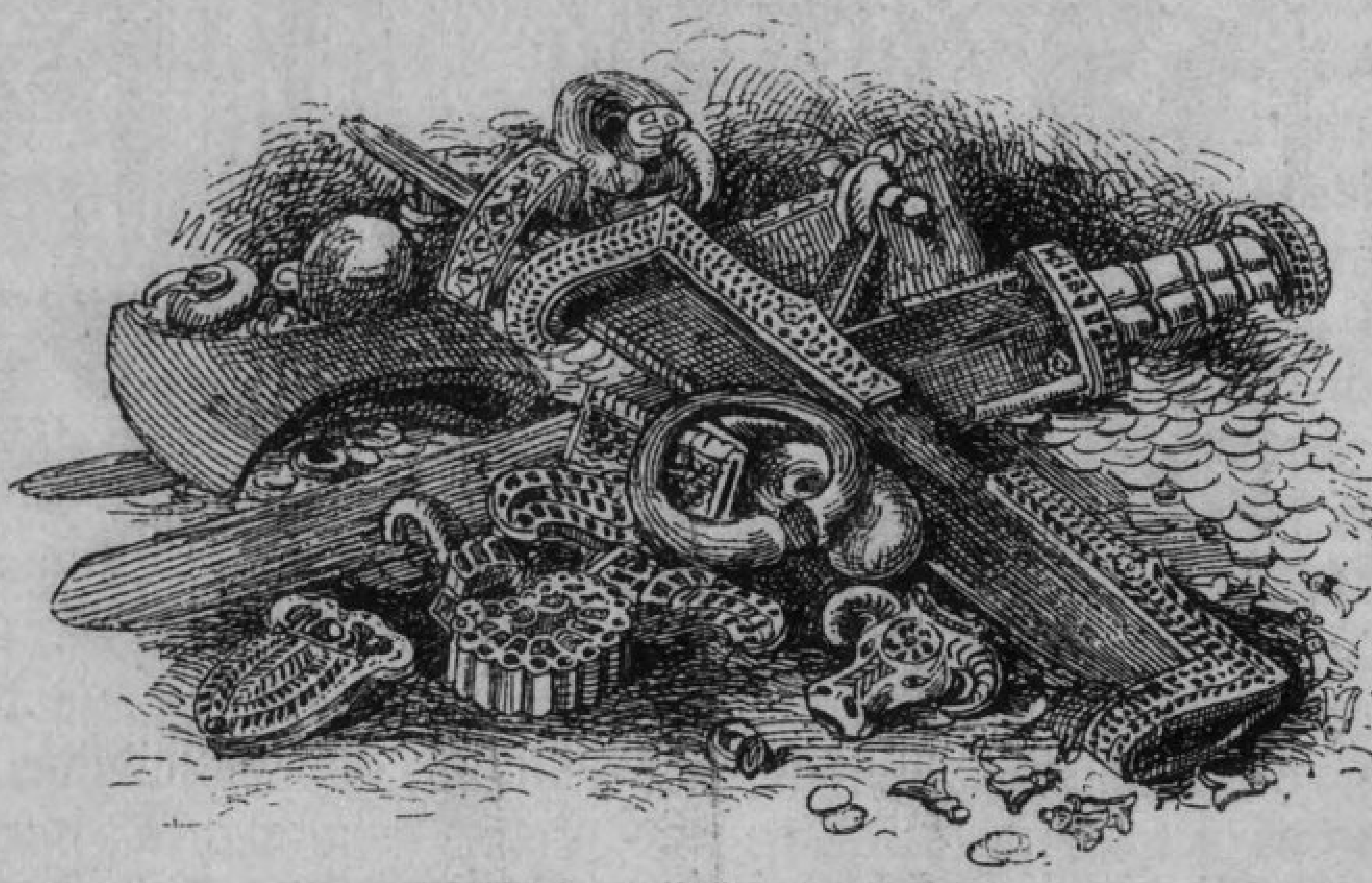


Longobardische Trachten. Nach Hottenroth.

Die Boten brachten im folgenden Jahre die Antwort des Papstes zurück; der letzte Merovingerkönig Childerich wurde in ein Kloster verwiesen und Pippin ließ sich auf einer Versammlung der Franken zu Soissons, wo einst Chlodwig, der Begründer der Merovingischen Dynastie, seinen ersten Sieg erfochten, zum Könige der Franken ausrufen. Nach alter Sitte ward er auf den Schild gehoben und dreimal in der kriegerischen Versammlung herumgetragen. Die Salbung durch die Bischöfe des Reiches mußte die Usurpation heiligen, und mit ihr ward das letzte Band zerrissen, das einst die Völker der Germanen an ihre alten, götterentstammten Königshäuser gefesselt, doch selbst hier kam man alter Gewohnheit nach, indem man den Christengott an Stelle der heidnischen Stammgötter setzte und die Herrscher sich von nun an „von Gottes Gnaden" nannten. Ein Sieg des Christentums liegt in der Erhebung Pippins, und im Rückblick begreifen wir nun erst recht das allmähliche Aufwachsen und Ringen einer abstrakten Staatsidee nach Anerkennung, welche nicht nur mit dem Volke, sondern auch im Gegensatze zu ihm die Möglichkeit einer freien und systematischen Weiterentwicklung für sich beansprucht. Es tritt zu festem Begriffe zusammen, was früher locker und dehnbar war, und jene Poesie im Rechte, von der wir einst hörten, verschwindet mehr und mehr hinter den festen Normen, welche eine zielbewußte Arbeit auf dem Gebiete des Rechts- und Verfassungslebens aufstellt. Die Theorie des Nützlichkeitsprinzipes erringt den ersten gewaltigen Sieg über altes Herkommen und geweihte Praxis.

Die eigentliche Ursache, welche das römisch-fränkische Bündnis, das wir ja als Frucht einer langjährigen Entwicklung erkannten, so schnell zum Abschlusse brachte, waren die Langobarden. Immer mehr machte es sich fühlbar, daß Italien nicht in den Händen dreier Besitzer bleiben konnte, und so drängte es die kriegerischen Scharen Norditaliens zu fortwährendem Kampfe mit den Griechen und dem Papste. Damals war Aistulf König im Langobardenreiche, und wie sehr auch Papst Stephan II (752—757) es sich angelegen sein ließ, den Frieden, sei es durch Vorstellungen und Geschenke, sei es durch Drohungen aufrecht zu erhalten, immer wieder griff Aistulf zu den Waffen und eroberte große Gebietsstrecken, namentlich das byzantinische Exarchat von Ravenna. Selbst Rom ward von ihm bedroht. In dieser unhaltbaren Lage, aus welcher auch Byzanz ihn nicht zu erretten vermochte, wandte sich der Papst heimlich an Pippin. Dieser willfahrte dem päpstlichen Wunsche und Stephan brach nach dem Frankenreiche auf, wo er im Januar 754 anlangte. In Saint Denis war es, wo Pippin und seine Söhne Karl und Karlmann von dem Hilfesuchenden gesalbt wurden. Vergebens gingen Friedensgesandte nach Pavia zu König Aistulf, vergebens zwang dieser Karlmann, Pippins älteren Bruder, noch einmal

seine Zelle zu verlassen, um seinem jüngeren Bruder den Krieg gegen die Langobarden zu widerraten. Karlmann starb auf der Rückkehr nach Italien zu Vienna, südlich von Lyon. Und wenn auch die Mehrzahl der fränkischen Aristokratie das Aufstreben der kirchlichen Macht, wie die plötzliche Schwenknng gegen die Langobarden mit Mißtrauen betrachtete, so gehorchte sie doch dem neuen Könige, an den sie des Papstes Autorität unter Androhung von zeitlichen und ewigen Strafen geknüpft hatte. Pippin zog nach Italien und lagerte mit seinem Heere vor Pavia. Hier kam es zum Frieden, nach welchem Aistulf Ravenna und einige andere Städte herausgeben sollte. Nach dem Abzuge der Franken aber verfiel Aistulf in seine alte Feindschaft und Hartnäckigkeit, ja er drang jetzt sogar wieder gegen Rom vor (755). Da rief Stephan II Pippin abermals zu Hilfe; dieser eilte herbei und schloß wie das erstemal den Langobardenkönig in Pavia ein. Aistulf sah sich genötigt, die bezeichneten Städte herauszugeben und Pippin stellte über die ganze Schenkung eine Urkunde aus. Der Abt Folrad von St. Denys blieb auf des Königs Geheiß zurück, die Uebergabe der Städte zu vollziehen. Was die rechtliche Seite der Sache betrifft, so verschenkte Pippin hier fremdes Gut, denn die Gebiete waren zum großen Teil noch Eigentum des griechischen Kaisers. Doch schon betrachtete sich der Papst auch als Erben der weltlichen Herrschaft in Rom und forderte als solcher die Herausgabe der Städte, „welche immer mit dem römischen Volke unter einer gemeinschaftlichen Herrschaft standen.“ Und so erkennen wir auch hier, wie in der kaum festgewordenen Verbindung bereits die Keime künftiger Zwietracht schlummern, da gerade das weltliche Fürstentum des Papstes, von dem hier eigentlich zum erstenmale die Rede ist, von griechischen und deutschen Kaisern noch Jahrhunderte lang bekämpft werden sollte.



Fundstücke aus Childerichs Grab.

Es bleibt übrig, nachdem wir die äußeren Schicksale des Volkes kennen gelernt, kurze Notiz von seinem inneren Leben zu nehmen. Da hat sich uns denn als erstes und wichtigstes Zeugnis das Gesetzbuch der Bayern erhalten. Gerade in ihm finden wir den Ausdruck jener inneren Entwicklung, jener Uebergangszeit, welche wir kennen lernten, da das alte Stammrecht zurücktritt und zum Landrechte wird, wo Land und Volk immer inniger zusammenwachsen, bis an die Stelle des Volkes der Staat tritt. Gerade hier begegnet uns deutlich der Einfluß fränkischer Herrschaft, der umgestaltend und weiterbildend die alten demokratischen Grundlagen verschiebt und der Aristokratie das Uebergewicht gibt, denn das Allode oder Eigengut, an das Uebergewicht des Landrechtes und der Demokratie gebunden, verschwindet mehr und mehr, indem die Zahl der Benefizien oder Lehen und mit ihr die Entwicklung des Dienstrechtes neben dem Landrechte steigt und der Aristokratie zur Herrschaft verhilft. Daß es zunächst die geistliche Aristokratie ist, welche den bedeutenderen Aufschwung nimmt, ist dem fränkischen Einflusse und jener unter Pippin herrschenden Strömung zu verdanken.

Man hat nun, da das bayerische Gesetzbuch nicht Ausdruck eines festen, in sich abgeschlossenen Zustandes ist, sondern gerade das Werden und Wachsen in ihm so deutlich hervortritt, angenommen, dasselbe sei, wie es uns vorliegt, das Resultat mehrerer Redaktionen. In welche Zeit und unter welche fränkischen oder bayerischen Herrscher die

einzelnen Redaktionen zurückzuführen seien, darüber ist man bis heute ebenfalls verschiedener Meinung. Dagegen betrachten andere das Gesetzbuch als ein einheitliches Ganze und als das Ergebnis einer einmaligen Satzung. Daß alamannisches und westgotisches Volksrecht bei der Abfassung des Gesetzbuches verwertet worden ist, unterliegt keinem Zweifel. Darin aber ein Produkt der Erinnerung an alten Zusammenhang der Bayern mit dem gotischen Stamme und einer darauf beruhenden Verwandtschaft auch des Rechtes erkennen zu wollen, geht nicht an, denn wenn auch einzelne Trümmer des gotischen im bayerischen Volke Aufnahme fanden, so wäre es doch verkehrt, annehmen zu wollen, diese kleinen Teile hätten das Ganze so durchdrungen, daß sie einen derartig entscheidenden Einfluß auf das ganze innere Volksleben gewonnen hätten. Es scheint uns vielmehr viel richtiger und natürlicher, an eine systematische Abfassung zu denken und aus ihr die Herübernahme fremder Elemente zu erklären. Denn während bei Westgoten und Alamannen ein einheitlicher Volksstamm sich ruhig fortentwickelte, aus Zuständen, ähnlich denen, wie sie Tacitus schilderte, ohne sonderliche Vermischung mit fremden Elementen herauswuchs, war dies den Bayern nicht vergönnt. Dort konnten sich alte Rechtsanschauungen erhalten und mit dem Volke wachsen, hier mußten sich die Gegensätze älterer Anschauungen allmählich abschleifen und zu einem Ganzen vermischen, welches, wohl auf älteren Traditionen beruhend, doch nicht den einheitlichen Anblick gewährte, wie er das Resultat einer von fremden Einflüssen unberührten Entwicklung gewesen wäre. Daß aber selbst diese Vermischung nicht vollkommen stattfand, daß es an der Zeit fehlte, dieselbe zum Abschluß zu bringen, beweisen die fast wörtlichen Anlehnungen an alamannisches und westgotisches Recht. Der Zwang, ein staatliches Ganze zu bilden, trat an das bayerische Volk zu früh heran; ihm mußte es sich unterwerfen, bevor das innere Verwachsen der Leute unter sich, wie mit dem Lande vollendet war, bevor es für seine Rechtsanschauungen einen einheitlichen Gesichtspunkt und demgemäß einen eigenen allgemeinen Ausdruck gefunden hatte, und gerade um diese Vereinigung zu beschleunigen, könnte man auf die politische Initiative der Franken hin an die Abfassung eines Gesetzbuches gegangen sein. Und so müssen wir uns zu der Ansicht Brunners bekennen, welcher eine gleichzeitige Redaktion annehmen zu müssen glaubt. Gerade die Einheitlichkeit der äußeren Form und der in ihr scheinbar ausgesprochenen Absicht, gerade die vermeintlichen Widersprüche des Inhaltes scheinen uns der allerbezeichnendste Ausdruck zu sein für eine Zeit, in der auf die eben fest werdenden Anschauungen eines Volkes ein anderes seinen politischen Einfluß geltend macht. Gerade in diesem doppelten Gesichtspunkte, von welchem man an die Abfassung schritt, scheint sich uns das Ringen des Volkes nach eigenem Recht im eigenen Lande, wie das Hinneigen und Anlehnen gewisser Volkskreise an fremde Grundsätze abzuspiegeln. „Bei der Abfassung der kirchlichen Kapitel war die Geistlichkeit thätig, bei der Redaktion der staatsrechtlichen Vorschriften dürften Organe der fränkischen Regierung beteiligt gewesen sein. Titel III, welcher das Wergeld des Herzogs und des Adels normiert, ist sogar im Namen des fränkischen Königs abgefaßt. Dagegen wurde das Strafrecht, das Privatrecht und der Rechtsgang als interne bayerische Angelegenheiten ausschließlich von einheimischen Kräften redigirt und zwar mit Hilfe der bayerischen Richter, deren Zuziehung in Fragen des Rechtsganges eine Stelle des Gesetzbuches ausdrücklich bezeugt."

Und fragen wir nun nach der Zeit, in welcher dieses geschehen, so erscheint die letzte Regierungszeit Herzog Oatilos hierfür die wahrscheinlichste. Nach seiner Niederlage am Lech (743) durch die Söhne Karl Martells wuchs der mächtige Einfluß der fränkischen Staatsgewalt auf Bayern derart, daß auch nach Oatilos Tode die Empörung Grippos an dem Widerstreben größerer Volkskreise ihr Ende fand, so daß wir in der vorangehenden Zeit, da noch Oatilo nominell an der Spitze des Bayernvolkes stand, auf eine erhöhte fränkische Propaganda in Bayern schließen müssen, und als Ausfluß derselben könnte dann sehr gut die Abfassung des bayerischen Gesetzbuches betrachtet werden. Doch wie dem auch sei, eines steht fest, daß die Lex in einzelnen Teilen alte und älteste Zeiten zur Anschauung bringt, während in andern Teilen sich fränkischer Einfluß bemerkbar macht.

Bestimmungen über die Kirche eröffnen das Gesetzbuch. Dieselbe erscheint unter dem besonderen Schutze des fränkischen Königs, selbst die Gerichtsbarkeit über Personen

geistlichen Standes ist dem weltlichen Richter entzogen und darf von ihm nur mit Bewilligung des Bischofs ausgeübt werden. Die Kirche bietet allen Verfolgten sicheres Asyl und darf an einen Flüchtling innerhalb des Gotteshauses nicht Hand angelegt werden. Auf die Stockschläge, welche dem Störer der Sonntagsfeier versprochen werden, ist unten einzugehen. Die Kirchendiener sind durch doppeltes, ja dreifaches Wergeld geschützt, und der Mord eines Bischofs ist unsühnbar, da die Aufwiegung eines bleiernen, dem Leichname angepaßten Gewandes mit Gold zu den Unmöglichkeiten gerechnet werden muß. Leibeigenschaft des Thäters wie seiner Familie war die Folge solchen Unvermögens. Entwendetes Kirchengut ist neunfach zu ersetzen. Die Anteilnahme Bonifaz' oder seiner Anhänger und Jünger an der Redaktion des Gesetzbuches spricht sich deutlich in den verschärften Bestimmungen über das Cölibat für Priester und Diakonen aus, während das Eindringen des Herrscherrechtes in das Volksrecht sich namentlich in jenen Verordnungen offenbart, wo gewissermaßen eine Parallele beider Gewalten festgesetzt erscheint. So sollte der Bischof entweder vom Volke gewählt oder vom Könige eingesetzt werden; die letzte Bestimmung scheint fast allein zur Ausführung gelangt zu sein. Daß es ebenso der Bischof war, zu dessen Gunsten zuerst ein doppeltes Recht eingeführt wurde, ist nicht minder bedeutsam, denn nur er konnte von dem gewöhnlichen Gerichte nicht verurteilt, sondern die Anklage gegen ihn mußte vor dem Könige, dem Herzoge oder allem Volke eingebracht werden. Indem in dieser Weise die Kirche für ihren eigenen Schutz und Vorrang gesorgt hatte und sorgen ließ, konnte sie dann ihre alte Aufgabe, sich der unterdrückten Teile der Bevölkerung anzunehmen, wieder erfüllen. So begünstigte sie die Freilassung der Sklaven, nahm sich der Verfolgten an, sorgte für Arme und Notleidende und beschützte namentlich Witwen und Waisen. Es ist die alte Politik, die in den untersten Klassen der Bevölkerung, in den Massen, eine Stütze sucht gegen die Ansprüche und Freiheiten der besser Gestellten, und so ist es nur natürlich, daß die untern Stände durch Gewährung von Rechten einerseits, andrerseits durch Entziehung derselben immer mehr zu einer einheitlichen Masse verschmolzen und die Unterschiede sich verwischten, eine Nivellierung, welcher erst das Aufstreben des Bürgertums in späteren Jahrhunderten, wie die Aufnahme der demokratischen Grundsätze durch dasselbe ein Ende machten.

In der Stellung des Herzogs, wie sie das bayerische Gesetzbuch bestimmt, erkennen wir ebenso deutlich den fränkischen Einfluß. Zwar klingt es immer noch wie Erinnerung an einstige Souveränität durch, so daß dabei die fränkischen Einschiebsel um so wunderbarer erscheinen. Das Recht der Herzogswahl ist dem Volke nominell geblieben, doch schon hat ein Geschlecht und dazu, wie wir annahmen, ein fränkisches, die Erbfolge für sich errungen, und statt der Wahl des Volkes wurde die Einsetzung durch den Frankenkönig mehr und mehr der Brauch. Der König trat an die Stelle des Volkes und sein Recht an die Stelle des Volksrechtes. Da war es nur natürlich, daß man die Stellung des Bayernherzogs von fränkischer Seite auffaßte, wie sie im Frankenreiche aufgefaßt wurde, als die Stellung eines königlichen Beamten, der, da ihn weder Taubheit noch Blindheit hindert, darum in allen Dingen die königlichen Befehle erfüllen kann. Spricht sich fränkisch-monarchischer Einfluß darin aus, daß man die Verleihung der Herzogswürde an die Treue gegen den fränkischen König knüpfte, so zeigt sich die Erinnerung an die altdemokratischen Grundsätze darin, daß man an die Person des Herzogs die Forderung stellte, daß er Gericht halten könne und ins Feld zu ziehen vermöge, daß er imstande sei, dem Volke Recht zu sprechen, das Roß männlich zu besteigen und seine Waffen lebhaft zu führen. Es ist, als ob wir von den persönlichen Vorzügen, von denen einst Tacitus berichtete, einen schwachen, doch nicht mehr verstandenen Nachklang vernähmen. Wenn wir aber dann hören, daß auf der Ermordung des Herzogs die Todesstrafe steht, so müssen wir gestehen, daß in sehr sonderbarer Weise hier das rein staatsrechtliche Element mit dem volkstümlichen vermischt ist. Das Volksrecht kennt als solche die Todesstrafe nicht, sondern es hat noch das alte Wergeld, welches allerdings in diesem Falle ein kaum zu erschwingendes genannt werden muß. (900 Sol. etwa 11 250 Mk.) Durch diese ungeheure Erhöhung des Wergeldes wurde das Verbrechen eigentlich als unsühnbar gestempelt, so also der Verbrecher für friedlos erklärt und der Rache des Königs und der

Verwandten des Herzogs preisgegeben. Daß man beide Strafen neben einander bestehen ließ, mag mehr dem Festhalten an alter Gewohnheit, als der Berücksichtigung der betreffenden Verhältnisse entstammen, und zeigen sich in diesen beiden Paragraphen eben nur die verschiedenen Auffassungen der gesetzgebenden Faktoren. Doch halten wir aus diesem Grunde die Annahme verschiedener Redaktionen, welche das Gesetzbuch erfahren haben soll, noch nicht für geboten, da wir den Charakter der Zeit, welche sich nur zu deutlich und in allem als eine Uebergangsepoche kennzeichnet, mit in Betracht ziehen. Dieses Zugeständnis der Machthaber dem Volkswillen gegenüber mochte ersteren um so unverfänglicher erscheinen, als sie von vorneherein die Unmöglichkeit der Bußzahlung erkannten. Ebenso waren der Hof, der wohl nach dem Muster der fränkischen Königshöfe errichtet war, wie das Eigentum des Herzogs mit großen Strafen geschützt. Bloße Anschläge gegen das Leben des Herzogs wurden mit Konfiskation der Güter bestraft, die Person des Verbrechers aber wurde wie sein Leben der Gewalt des Herzogs überliefert. Darin liegt ebenso das Recht der Begnadigung ausgesprochen.

Bei der Gesetzgebung blieb jedoch auch dem Volke noch eine teilweise Anteilnahme gewahrt. Die bayerischen Landtage oder Synoden waren noch keineswegs bloße Hoftage, an denen nur die Großen des Landes mitrieten und -sprachen, sondern die Gesamtheit der Freien war noch in ihnen vertreten. Dagegen waren Gerichtsbann und Heerbann ganz in den Händen des Herzogs. Vertrat er auch in dieser Beziehung das Hoheitsrecht des fränkischen Königs, so hinderte dies doch nicht, daß die Herzogsgewalt gerade in Bayern während der fränkischen Wirren eine zu Zeiten fast unabhängige werden konnte und wurde. Grafen versahen den Dienst in den einzelnen Gauen und ihnen zur Seite standen Vikare, welche sich wieder in die Verwaltung der einzelnen Gaudistrikte teilten. Daneben werden noch Richter, Centenare, Dekane, Schuldheiße und Sendboten genannt. Die letzten waren mehr außerordentliche Bevollmächtigte, deren Wirkungskreis unter Karl dem Großen ein sehr bedeutender wurde. Wurde nun das Heer in des Königs Namen oder im eigenen vom Herzoge aufgeboten, so traten diese bürgerlichen Gewalten an die Spitze der Aufgebote ihrer Distrikte und bildeten also zugleich die militärischen Führer. Der Richter hingegen war der eigentliche Rechtsfinder; seinen Ausspruch erhob die umstehende Volksgemeinde zum Rechtssatze oder verwarf ihn.

Auf seinen Einkünften beruhte zum großen Teile die wirkliche Macht des Herzogs. Steuern gab es bei dem freien Manne noch nicht, wohl aber mag die Grund- und Kopfsteuer, welche die Unterworfenen (Römer, Slaven) zu entrichten hatten, einen nicht unbeträchtlichen Teil der herzoglichen Einkünfte, deren Hauptmasse aus dem Privatbesitze des Herzogs floß, ausgemacht haben. Dazu kamen die Strafgelder, deren Bedeutung wuchs, je mehr für die einzelnen Verbrechen (früher nur Herzogsmord und Landesverrat) die Güterkonfiskation eingeführt wurde. Denn wie im Eigenbesitze des Herzogs Macht begründet lag, so traf man auch den Verbrecher am empfindlichsten und machte ihn nahezu macht- und wehrlos, wenn man ihm sein Hab und Gut entzog.

Wenn nun auf diese Weise, wie auch durch die sogenannte Commendation, d. h. Uebertritt eines Freien in die anfangs begrenzte Dienstbarkeit eines Mächtigern, der Stand der Gemeinfreien manchen Verlust erlitt, so bildete er doch immer noch den Kern des ganzen Volkes, denn nicht so schnell konnte der Adel vergessen, daß die Dienste der Freien an Gegendienste geknüpft waren, daß das beiderseitige Verhältnis aus freien Stücken und nach freier Uebereinkunft geschlossen worden war. Erst als man die Art und Weise zu vergessen anfing, wie dieses Verhältnis zu stande gekommen, als auf der einen Seite mit der Macht die Anforderungen wuchsen, während auf der andern Seite mit der Gewohnheit die Willenskraft und somit Freiheit und Ehre verloren gingen, wurde aus dem einst freien Manne ein Abhängiger, ein Leibeigener. Der Barschalk ist zwar dem Namen nach noch ein freier Mann, und es ist ihm der Weg und die Rückkehr zur vollen Freiheit nicht verschlossen, doch mochte es sich viel öfter ereignen, daß der bereits Gesunkene weiter sank, als daß er sich wieder emporarbeitete, um so mehr, als sich die Abstufungen nach unten mit der Zeit sehr vielfältig gestalteten, während die Schranken nach oben sich enger und fester zusammenschlossen. Schon die wiederholt notwendig

gewordene Erhöhung des Wergeldes für den Freien, das ursprünglich 40 Sol. betrug, giebt uns dafür einen deutlichen Beleg. Die humane Anschauungsweise der Jetztzeit mag das bedauern, aber die Natur kennt kein Mitleid; ihr entspricht vielmehr jene Anschauung der Karolingerzeit, „daß nur derjenige frei ist, der selbmündig ist, d. h. der seinen Stand in der Gewalt hat, ihn verschlechtern, aber auch verbessern kann.“ Auf Grund dieser Anschauung konnte sich aus der Zahl der Freien und Gleichgestellten der Adel erheben, ebenso wurde aber auch die Klasse der Unfreien vermehrt, denn ein Machtzuwachs auf der einen Seite bedingt einen Verlust an Macht und Freiheit auf der andern. Es ist der ewige Kampf um diese realen und idealen Güter, der sich in der Menschengeschichte im großen wie im kleinen abspiegelt. Nur der von freien Eltern Geborene war frei und sein Leben war mit einem Wergelde von 160 Sol. geschützt.

Bewunderungswürdig ist die Rücksichtnahme des Gesetzes auf das schwächere Geschlecht, denn doppelt war die Summe von dem Mörder eines freien Weibes zu erlegen, und nur, wenn sie den Mut der Selbstverteidigung besessen und dem Manne gleich zu den Waffen gegriffen, war für sie die einfache Buße, wie für den erschlagenen Mann zu erlegen. Wohl stand das Gesetz dem Freien bei Verteidigung seiner Freiheit zur Seite, allein jene bereits erwähnten Gebräuche schlichen sich mit andern ein und lähmten die Wirkung des Gesetzes. So trug auch die Einführung des Kirchenzehnten, welcher von dem Freien zu entrichten war, namentlich aber die Einführung entehrender Strafen viel dazu bei, die Achtung des freigeborenen Mannes zu schmälern. Immer und zu allen Zeiten sind die wirklichen Verhältnisse schließlich doch Sieger geblieben über geschriebene Sätze und Paragraphen, deren Bedeutung man vergessen, die man aber formell noch aufrecht zu halten sich bemühte. Und so war es auch hier. Was einst der Römer an dem germanischen Strafsystem bewundert, daß der Freie weder gefesselt noch geschlagen werden durfte, war nun außer Brauch gekommen. Schon hörten wir von der Prügelstrafe, welche dem Störer der Sonntagsfeier angedroht wurde, und wir haben hinzuzufügen, daß gleiche Strafe dem drohte, welcher sich Unbotmäßigkeit im Heere zu Schulden kommen ließ. Aus alledem merkt man, daß anstatt der früheren Freiheit eine Macht über dem Volke waltete, welche ihre Fesseln immer stärker anzog, daß die Volksfreiheit in Kampf getreten war mit einer großen kriegerischen, sich ihrer Aufgaben und Ziele wohl bewußten Monarchie, die im engsten Bunde stand mit einer wohlorganisierten Kirche, und die Erfolge, welche wir seit Tacitus' Zeiten für das Wachstum der Königsmacht zu verzeichnen hatten, lassen uns um diese Volksfreiheit für die Zukunft in Sorge geraten. Es muß dahin kommen, daß Gemeinfreier und Unterthan identische Begriffe werden, daß als Unterthan jeder betrachtet wird, dem die Macht und der Wille verloren ging, selbständig und selbstthätig an der Arbeit für das Wohl seines Volkes und Vaterlandes teilzunehmen. So gehen auch Aufschwung des Staates und Niedergang des Volkes Hand in Hand, und erst der neuesten Zeit blieb die Erkenntnis vorbehalten, daß ein Staat ohne Volk nichts ist, daß vielmehr beide Begriffe sich zu ergänzen, nicht aber auszuschließen haben.

Außer dem Stande der Freien gab es noch den bereits öfter erwähnten Adelsstand, dann Freigelassene und Unfreie. Die Entwicklung des Adels aus jenen Anfängen, welche wir bei Tacitus kennen lernten, ist unserer Kenntnisnahme verschlossen, doch liegt wie überall bei einem errungenen Uebergewichte wohl die erste Ursache desselben in der persönlichen Fähigkeit. Sie verschafft den größeren Besitz, dieser wieder verleiht die Kraft, sich in dem gewonnenen Besitze zu behaupten. Die Vererbung von Vater auf Sohn hat ja, so lange ein Geschlecht sich seiner Aufgaben bewußt und seinen Anschauungen getreu bleibt, eine große natürliche Berechtigung, und in der Forterbung des väterlichen Gutes, mit ihm der Macht und mit dieser des Amtes ist die Grundlage zu sehen, auf welcher der Adel erwuchs. Der fünf altadeligen bayerischen Geschlechter neben dem Herzogsgeschlechte der Agilulfinger geschah bereits Erwähnung. Außer dem erhöhten Wergelde stand aber diesem Adel keine weitere Rechtsbevorzugung zu, und daß jene Schranke noch nicht geschlossen war, die dem freien Manne die Aufnahme in den Adel, welche zu bewirken er selbst in der Hand hatte, später verwehrte, zeigt deutlich den demokratischen Ursprung, aus dem dieser Adel entstammte. Ebenso waren Ehen unter Freien

und Adeligen noch nicht verboten, was wiederum auf eine noch nicht zum Abschluß gekommene Kaste schließen läßt. Unter Tassilo geschah in dieser Richtung bereits ein bedeutender Schritt vorwärts. In dieser Entwicklung lag ein durchaus gesundes Prinzip. Bald aber wurde dieselbe von der einreißenden Günstlings- und Beamtenwirtschaft gänzlich verschoben, gehemmt, ja vernichtet, und mit ihrem Untergang trat der alte Volksadel zurück hinter dem immer kecker und kühner aufstrebenden Dienstadel, welcher, gestützt auf die Gunst der Könige und Herzoge, seine Macht zu begründen begann. Das rücksichtslose Gebahren dieser Emporkömmlinge aber verschob die ganze Grundlage des germanischen Volkslebens, verschob ebenso die Begriffe von Freiheit und Adel, wie diejenigen von Recht und Ehre. Für sie gab es natürlich bald nur mehr Menschen ihres Standes und solche, die es nicht waren, und so ist die Prügelstrafe auch für die störrischen Freien eingeführt worden, deren Ehre und Recht ja nach den neueren Anschauungen zu den Antiquitäten gerechnet werden mußten. Während also nach dieser Seite eine Befestigung der Standesschranken vor sich ging, lockerten sich diese Schranken nach der andern Seite. Hier kam der Barschalk dem Stande der Freigelassenen näher, und da es mehrere Grade der Freigelassenen gab, konnte man eine aufsteigende Stufenreihe vom Unfreien zum Freien verfolgen. Diese Schranken immer mehr zu lockern und zu dehnen, war die Bemühung der Kirche; es wurde damit einerseits ja viel Gutes und Schönes erzielt, allein auf der anderen Seite verwischten sich die Unterschiede zwischen den Volksklassen vom Freien abwärts immer mehr, und der Stand der Freien mußte dadurch notwendig eine rückgängige Bewegung durchmachen. Der Freigelassene stand in seinem Wergelde auf dem vierten Teile des Wergeldes für den Freien, auf 40 Sol., doch war seine soziale Stellung eine höhere, als diese Summe etwa anzeigen würde.

Die Unfreien dagegen waren Besitzgegenstände ihres gesetzlichen Herrn, der selbst über das Leben des Leibeigenen verfügen konnte. Unter der Vormundschaft seines Herrn stehend empfing dieser auch das Wergeld von 20 Sol., wenn ihm sein Knecht von andern erschlagen wurde. Rutenstreiche, Geißelhiebe, öfter Verstümmelung, selten der Tod waren die Strafen für Vergehen, von Leibeigenen begangen.

Im Privatrechte machte sich natürlich der fränkische Einfluß weit weniger bemerkbar, da hier das direkte Interesse des einzelnen mit dem Staatsinteresse in Gegensatz trat, der freie Mann also auch viel eher zu einem Widerspruch gegen willkürliche Eingriffe Veranlassung gefunden hätte. So behielt die Familie ihren Charakter als Rechts- und Racheverband. Die Sippe blieb als Grundlage des privaten Rechtes bestehen. Keiner war vollberechtigt, der sein Eigen und Recht nicht selbst zu schützen vermochte, und diese Selbsthilfe, wie sie hier gesetzlich sanktioniert ist, erscheint als ein Hauptfaktor germanischer Rechtsanschauung. Der einzelne mußte nicht nur im stande sein, im Notfalle sein Recht mit der Waffe zu verteidigen, sondern er mußte ebenso die vom Staate gebotenen Hilfsmittel zur Erlangung seines Rechtes zu handhaben verstehen. So trat natürlich jeder Wehrlose, jeder nicht des Waffendienstes Befähigte oder Berechtigte unter die Vormundschaft eines andern, so daß auch die Geistlichkeit zu ihrer Vertretung eines Vogtes oder Anwaltes bedurfte. Das Weib, gesetzlich mehrfach und hervorragend geschützt, stand unter der Mundschaft ihres Mannes oder Vaters. Selbst der Sohn konnte als Muntwalt der Mutter auftreten. Vormundschaft des Weibes für ihre unmündigen Söhne entstammt späterer Zeit, doch sahen wir den Anfang dieser Umkehrung bereits in der Geschichte der einzelnen Königsgeschlechter. Wunderschön ist die Beschützung des Weibes durch das bayerische Recht: Ehebruch steht dem Morde gleich; der Frau wird, wie wir hörten, doppeltes Wergeld gezahlt; „wer nur den Haarbund des Weibes gewaltsam löst, büßt es, als ob er einen Freien mit vergiftetem Pfeil verwundet, zwei Freigelassene oder drei Sklaven lahm geschlagen hätte;“ nur die Liebe zu einer andern entschuldigt den Bruch eines geschlossenen Verlöbnisses, doch muß der Ungetreue den Verwandten der Braut 24 Sol. zahlen und mit 12 Eideshelfern aus seiner Sippschaft schwören, daß er den Bruch nicht aus Abneigung gegen die Anverwandten, noch wegen eines Mangels der Braut begangen. Raub oder Verführung einer fremden Braut kostete 80 Sol.; der einer Witwe ebenso viel, einer unverlobten Jungfrau aber nur 40 Sol. Nur in Bezug auf die Hindernisse,

welche einer Ehe entgegenstanden, machte sich der Einfluß des Christentums bemerkbar; verbotene Verwandtschaftsgrade wurden als solche betrachtet, während die natürlichste aller Anschauungen trotz der Bemühungen der Kirche in gewissen Gegenden von Bayern bis auf den heutigen Tag nicht ganz ausgerottet werden konnte: daß die Ehe zu allererst Sache der beiden Beteiligten, nicht aber des Staates oder der Kirche sei. Hatte sich das junge Paar vereinigt und erkannt, ließ man ein amtliches Einschreiten zu, vorher aber nicht. Der Raub einer Nonne wurde gleich dem einer andern Braut gesühnt.

Nicht mehr, wie früher mitgeteilt, wurde das Land an die einzelnen nur zur Nutznießung verteilt, sondern es hatte sich ein fester Besitzstand entwickelt, der in den einzelnen Familien forterbte. Doch blieb daneben eine Erinnerung an alte Zeit bestehen in dem Gemeindeland, welches unverteilt den Mitgliedern der Gemeinde zur Nutznießung vorbehalten wurde. Noch bis auf den heutigen Tag gibt es solche Gemeindeländereien, namentlich Waldungen und Weiden im südlichen Bayern, doch auch in den nördlichen Teilen lehnt mancher Brauch sich an diese älteste Weise an. Das unverteilte Gebiet hieß die Mark und berechtigte Nutznießer derselben die Markgenossen. Wie sich diese Markgenossenschaft im Volksganzen darstellt, wissen wir nicht.

Daß Jagd und Fischerei ursprünglich im Besitze des Volkes waren, ist nach allem Gesagten natürlich. Denn auch hier trat der Wechsel erst mit der Zeit und mit dem Anwachsen der Masse der Großgrundbesitzer ein, indem einerseits die Privatjagden, andrerseits die Gemeindejagden aufkamen. Den Vorteil der Gemeindejagd allen gleichmäßig zuzuführen, wurde dieselbe dann meist in Pacht gegeben, und so ging dem einzelnen das Recht zu jagen und zu fischen verloren. Doch hat es bis ins tiefe Mittelalter hinein, ja selbst bis heute ist der Gebrauch nicht ganz verschwunden, Gemeinden gegeben, welche sich dieses Recht zu wahren wußten und ihren Genossen erlaubten, die Jagd auf dem Gemeindegrund selbst auszuüben.

Wie jedes Glied des menschlichen Körpers mit einer bestimmten Strafe geschützt war, so auch jeder Teil des hölzernen Hauses. „Jeder Pfosten und Balken des Hauses hatte sein Wergeld, das seiner architektonischen Bedeutung entsprach", und von großer Wichtigkeit sind die Bestimmungen, welche den einzelnen in seinem Besitze, und damit zugleich in seiner Macht und Freiheit schützten und ihm die Möglichkeit, sein Dasein und dasjenige seiner Angehörigen selbständig und selbstthätig zu gestalten, gewährten. So waren die Bienenzucht, die Wald- und Obstkultur, namentlich aber die Haustiere durch bestimmte Gesetze geschützt, und als Störenfried wurde gestraft, wer des andern Schweineherde zersprengte.

Merkwürdig ist, wie selbst bei der ursprünglichen Besitznahme und Landanweisung die persönliche Kraft und Fähigkeit, als von den Göttern verliehene Gaben, in Anschlag gebracht wurden. Denn wenn wir den Anzeichen glauben dürfen, war das Landlos, welches dem einzelnen zufiel, an die Fähigkeit geknüpft, die Streitaxt werfen zu können. Nach der Strecke, welche der von dem späteren Besitzer geschleuderte Hammer zurücklegte, wurde ihm sein Landteil zugemessen. Es liegt in diesem Verfahren eine tiefe Bedeutung, denn so blieb von Anfang an das Recht, welches der natürlichen Stärke und der persönlichen Fähigkeit nach dem Urteile der Götter gebührte, gewahrt, und dem einzelnen wurde der ihm zukommende Spielraum und freie Tummelplatz für die Entfaltung seiner Kraft nach dem Maße derselben durch Gesetz und Herkommen bestimmt. Hatte die Besitznahme also stattgefunden, so konnte nur durch Erbgang oder feierliche Uebertragung das Los selbst in andere Hände übergehen.

Es wären damit die Grundlagen geschaffen gewesen, auf denen sich ein allgemeines freies und friedliches Zusammenleben hätte entwickeln, auf denen der einzelne für sein Recht und seine Freiheit hätte sorgen können. Jedoch fehlte es, wie in jedem Systeme, auch hier an dem durchweg idealen Inhalte. Wer bürgte z. B. dafür, daß jener eine, der schon bei der Landverteilung seine Kraft und Fähigkeit vor den andern erprobt und bewiesen, diese Eigenschaften nicht später in egoistischem, dem Gemeinwesen geradezu schädlichem Sinne verwendete? Die Thatsache, daß dieses geschah, daß es stolze und trotzige Individuen gab, welche an Stelle des Gemeinrechtes ihre Willkür walten ließen,

mußte den Gedanken nahe legen, dem Gemeinwesen selbst eine Macht zu verschaffen, mit welcher es den Kampf gegen derartige Uebelthäter aufzunehmen und zu führen vermochte. Aus der Familie und Sippe erwachsen, machte die Gemeinde deshalb das natürlichste Mittel der Hilfeleistung und des Rachekampfes zu dem ihrigen. So vermochte man den Verletzten zu schützen, den zum Wohle des Ganzen gebotenen Frieden zu wahren und wiederherzustellen. Nicht ungemessene Rache zu üben und damit den allgemeinen Frieden aufzuheben und fortdauernd zu stören, war dem einzelnen gestattet, sondern genau waren die Bestimmungen der Blutrache geregelt. „Wenn das Recht als die Form, in welcher die Idee der Freiheit in praktischer Wirkung hervortritt, nach zwei Richtungen hin aufgefaßt werden kann, nämlich einerseits in subjektiver Beziehung als Befugnis oder Freiheit des einzelnen, andrerseits aber in objektiver Beziehung als Regel oder bindendes, zwingendes Gesetz für alle: so erhellt aus der Betrachtung der germanischen Urzustände sogleich, daß bei unsern Stammvätern zwar fast nur der subjektive Rechtsbegriff der selbstherrlichen Befugnis sich entwickelt hatte, daß dieser an Willkür grenzenden Freiheit aber die viel mächtigere Befugnis der übrigen Volksgenossen mit zwingender Notwendigkeit gegenüberstand." So Quitzmann, dessen klarer und schöner Darstellung wir überhaupt in vielen Punkten folgen. Doch nicht sofort trat die Gesamtheit für das verletzte Recht des einzelnen ein, sondern von der natürlichen Anschauung ausgehend, daß eine selbstgeschaffene Genugthuung eigentlich die einzig versöhnende ist und sein kann, ließ man der Selbsthilfe einen weiten Spielraum und regelte nur die Art, in welcher sich dieselbe bethätigen sollte. Der Gekränkte oder dessen Familie erhoben sich zuerst, ihr Recht zu wahren und ihre Rache für die erlittene Unbill zu nehmen. Oeffentlich mußte die Rache geübt werden und für den also Gerichteten eine neue Familienfehde zu beginnen, war verboten. Friedlos und rechtlos war der Störer des allgemeinen Friedens, und Rache zu nehmen war nicht nur erlaubt, sondern den Verwandten geradezu geboten. Jede Form indes trat zurück, wo der Verbrecher auf frischer That ertappt wurde. Der Dieb und Ehebrecher durften in diesem Falle sofort und ohne Zurredestellung erschlagen werden.

Sahen wir schon zur Zeit des Tacitus den Anfang gemacht von jener Wandlung, nach welcher der natürliche und volksrechtliche Begriff der Vergeltung in Frage gestellt wurde durch den Begriff der Sühne und Buße, so werden wir uns jetzt nicht wundern, wenn mit der Entwicklung des Königtums und der Einführung des Christentums und seiner Priesterherrschaft diese Wandlung bedeutend fortgeschritten ist. Die Inanspruchnahme der Rechtsgewährung und damit auch der Entschädigung von seiten einer Gesamtheit mußte die Rechtsbefugnisse des einzelnen mehr und mehr zurückdrängen und verschwinden machen. An die Stelle des Volkes und seiner einzelnen Angehörigen trat der Staat, an die Stelle der natürlichen Macht und der Kraft des einzelnen die Staatsgewalt, repräsentiert durch den Monarchen und seine Beamten. Die persönliche Rachenahme wurde in vielen Fällen verdrängt durch das System der Sühne und Buße, über welches die Gesamtheit wachte, und gerade daß diese beiden Systeme, welche sich im Prinzipe ausschließen, im bayerischen Gesetze noch nebeneinander fortbestehen, liefert uns einen neuen Beweis dafür, daß hier nicht bloß zwei Gewalten um die schließliche alleinige Anerkennung rangen, sondern daß wir auch darauf verzichten können, mehrere Redaktionen des Gesetzbuches anzunehmen. Denn nichts zeigt gerade mehr den zwiegespaltenen Charakter jener Zeit und ihrer Anschauungen, als solche Widersprüche und Gegensätze in der Auffassung des Rechtes. So nehmen wir das bayerische Gesetzbuch für ein durchaus einheitliches Denkmal, welches uns jene Zeit mit ihrem inneren Zwiespalte in reinster und schönster Weise zum Ausdrucke bringt und veranschaulicht. Noch war es dem einzelnen in vielen Fällen freigestellt, ob er sich auf Selbstgewalt einlassen oder die angewiesene Buße fordern wollte. Das Volksrecht kannte demnach weder die Drohung noch die Abschreckungstheorie. Daß sich Anklänge von beiden im bayerischen Gesetzbuche finden, zeigt den Anbruch einer neuen Zeit und neuer Anschauungen. „Die Kraft roher Freiheit sittigte das Volksrecht und wollte nichts anders als Aussöhnung der geschehenen That. Weil aber die verletzende Handlung zugleich den gemeinen Frieden brach, eignete das Volk sich einen Teil der Buße zu, der anfänglich in der Vergeltung mitbegriffen, hernach

von ihr gesondert, endlich die Natur einer öffentlichen Strafe annahm. — Der Gang der Geschichte ist nun, daß stufenweise die Idee von Bußen schwächer, die von Strafen schärfer wird, daß auch Verbrechen, die früher nicht öffentlich waren, ihren Privatcharakter aufgeben und daß manche Bußen, an deren Stelle Strafen treten, gänzlich verschwinden." Bis das Gesetzbuch jenen Wortlaut annahm, der es mehr als direkt an eine Verbrecherversammlung, nicht aber an ein ehr- und wehrhaftes Volk gerichtet erscheinen läßt, bedurfte es einer langen Zeit des Ueberganges, der mit dem Werden des Volkes zum Staate zusammenfällt. Und hoch bedeutsam für die Charakteristik dieser beiden so verschiedenen und fast entgegengesetzten Epochen und ihrer Anschauungen ist die Nachricht, daß das alte Gesetz von einem Verbrechen nichts weiß, sondern nur von einer Uebel- oder Meinthat. Je mehr diese letztere im ersteren Sinne als Verbrechen aufgefaßt wurde, um so mehr bürgerte sich natürlich auch der Strafbegriff ein, und so erkennen wir auch hier wieder, wie in der Entwicklung eines Volkes nichts zufällig ist, sondern alles von der zwingenden Autorität der realen Zustände abhängt. Daß damit dem menschlichen Willen und dem thatkräftigen Eingreifen großer Persönlichkeiten der Boden nicht entzogen wird, zeigt allein der Umstand, daß die Entwicklung selbst von ihnen beeinflußt und auf andere Bahnen gelenkt werden kann. Die Wandlung aus dem Guten ins Schlechte, aus dem Natürlichen ins Unnatürliche und Ungesunde hat oftmals stattgefunden und langer Zeit bedurfte es, die Entwicklung in die einzig richtige Bahn wieder zurückzuleiten. Daß aber die Altvorderen sich mit den später so beliebten abstrakten Theorien der Weltverbesserung nicht beschäftigten, zeigt jede kleinste Nachricht, welche wir von ihnen besitzen. So liegt auch in dem Begriffe der Buße derjenige der Besserung, des Wiedergutmachens. „Den erlittenen Schaden, insoweit er ersetzbar ist", sagt Jakob Grimm, „ersetzt die Buße völlig und nicht selten gewährt sie überhin." Doch fühlte man auch damals schon, daß die Ausgleichung in besondern Fällen etwas Unedles und Widerstrebendes an sich trug, und die Antwort jenes Vaters, der seinen toten Sohn nicht im Geldbeutel tragen wollte, das Wergeld verschmähte und Rache forderte, gibt uns hierfür ein wunderschönes Zeugnis.

Wie in den Anschauungen eine Wandlung vor sich ging, haben wir erkannt, und es wäre sonderbar, wäre es in irgend einem Punkte ganz beim Alten geblieben. Doch nicht so schnell wie ein neuer Gedanke ist die Form gefunden, in welcher er zum Ausdrucke gelangen soll. Ja, da die Form gewöhnlich das einzige ist, über welches der Allgemeinheit noch ein Urteil möglich, so wäre man fast geneigt, dieselbe für die Hauptsache zu erklären, denn daß ein neuer Gedanke, der in nicht volkstümlicher Weise zum Ausdrucke kommt, stets den erbittertsten Widerstand der Allgemeinheit zu erfahren hat, ist jedem hinlänglich bekannt. Um so mehr scheint es uns berechtigt, wieder darauf hinzuweisen, daß auch bei der Entwicklung, deren Fortschreiten wir eben verfolgen, die Thatsache eine große Rolle spielte, daß man sich des eigentlichen Zieles nicht vollkommen klar bewußt wurde. Das Einschmuggeln, wie wir es nennen möchten, neuer Begriffe in alten Formen und Benennungen scheint uns den besten Beweis dafür zu geben, wie diese Wandlung dem Volke in ihrem eigentlichen Wesen verborgen und unklar blieb. So denken wir uns heutzutage unter „Gericht" vorzugsweise Entscheidung der Rechtsstreite oder Bestrafung der Verbrechen, während, wie Grimm dies bewiesen, ursprünglich die Vorstellung von Volksversammlung, in welcher alle öffentlichen Angelegenheiten der Mark, des Gaues und der Landschaft zur Sprache kamen, überwog, in welcher alle Feierlichkeiten des unstreitigen Rechts vorgenommen, endlich auch Zwistigkeiten beurteilt und Bußen erkannt wurden. Heute bilden die Richter, damals bildeten die zusammenkommenden freien Männer den Kern des Gerichtes. Die Verschiebung des Schwerpunktes kann nun natürlich nicht von heute auf morgen stattgefunden haben. Wie es aber zu derselben kam, dafür gibt uns gerade das bayerische Gesetzbuch einige sehr deutliche Fingerzeige.

Die freien Leute bildeten zwar noch immer den Umstand des Gerichtes, doch war dessen Gang insofern ihrem Einflusse entzogen, als sie nur durch Annahme oder Verweigerung des Urteils eine beschränkte Thätigkeit bei demselben ausübten. Zu den ungebotenen großen Volksgerichten erschienen stets der Urteiler genug, da die öffentlichen

Angelegenheiten noch ein allgemeines Interesse erweckten. Es konnte demnach nicht schwer sein, den Spruch der Richter zum Urteil zu erheben. Dagegen trat von der Beteiligung an den gebotenen Dingen, wo oft nur Privathändel geschlichtet wurden, die Allgemeinheit mehr und mehr zurück, so daß es vorkommen konnte, daß man zu einem Urteile nicht gelangte aus Mangel an solchen, welche dem Urteile Rechtskraft verliehen. Darum mußte man sich vorsehen, und es kam zu einer Einrichtung, durch welche dafür gesorgt wurde, daß diese genügende Anzahl der Urteiler stets bei der Hand war. Anfangs waren dies natürlich zu jedem Gerichte besonders Erwählte, die also keinen eigenen Stand bildeten; doch mit der Befestigung der monarchischen Gewalt konnte es nicht ausbleiben, daß sich auch hier ein besonderer Stand mit der Zeit bildete, daß aus den jedesmal Erwählten Beamten wurden. Es kam zu der Ernennung von Schöffen, auf welche nicht die Befugnis des Umstandes überging, denn diesem ward sie nicht entzogen, wohl aber konnten dieselben diese Befugnisse für den fehlenden Umstand ausüben. Aus der Zahl der Freien erwählt, blieb jedem schöffenbaren, d. i. freien Manne das Einspruchsrecht gegen das Urteil der Schöffen gewahrt. Bedeutungsvoll für die Stellung der Bayern im Frankenreiche ist der Umstand, daß eben diese fränkische Einrichtung hier keinen besondern Anklang fand.

Der Richter nun war der eigentliche Rechtsfinder. Mochte auch in der Mehrzahl der Fälle die Möglichkeit geboten sein, daß das Urteil von den angesehensten und erfahrensten Leuten der Gemeinde gefunden wurde, so konnten doch auch Fälle vorkommen, wo dies eben nicht der Fall war, und hierfür einen gesetzeskundigen Mann bei der Hand zu haben, erheischte schon die Bestimmung der Rechtspflege an sich. Den Germanen war eine solche Einrichtung von Alters her bekannt und besaß der Richter von jeher eine hervorragende Macht und eine besonders geachtete Stellung. Allein das alles mußte sich verändern, als die Frage zuerst aufgeworfen wurde: in wessen Name fungiert der Richter? Im Namen des Volkes oder in demjenigen des Königs? Gewiß ist ja, daß die richterlichen Vorstände vom Volke gewählt wurden, und daß sie für gewöhnlich nicht mit den Stammesältesten identisch waren. Nirgendwo aber findet sich die Nachricht, daß sie dies nicht hätten sein können. Ja, es scheint uns nur natürlich, daß das Volk demjenigen, dem es für gewisse Zeit, ja auf Lebensdauer sein Vertrauen schenkte, ein Vertrauen, welches später sogar auf die Nachkommen des Erwählten überging und hiermit den ersten Grund zur erblichen Befestigung der übertragenen Würde legte, auch in gewissen Streitfällen sein Urteil von dem Ausspruche seines Vertrauensmannes abhängig machte. Wenn aber im Laufe der Zeit ein so bevorzugtes Geschlecht sich in der Grafenwürde unter königlichem oder herzoglichem Beistande befestigte, so konnte es wiederum der Fall sein, daß dieselbe Persönlichkeit nicht bloß Graf, sondern auch Richter war, ein Vorkommnis, welches der politischen Bestimmung des Grafen, wie wir sie kennen gelernt, durchaus nicht widersprochen hätte. In Bayern scheint in jener Zeit das Volk und seine Wünsche noch von dem Herzoge besonders berücksichtigt worden zu sein. Geschah dies bei der Wahl der Richter, warum nicht auch bei derjenigen des Grafen? Wenn dies aber der Fall war, so trat der Zwiespalt einer solchen Stellung nur um so deutlicher hervor. Einerseits Vertrauensmann des Volkes, anderseits Beamter des Herzogs, konnte der Betreffende in ruhigen Zeiten gewiß eine große und bedeutsame Macht und Stellung erringen, und daß es hierzu kam, scheinen uns die vielfach gedeuteten und ausgelegten Stellen des bayerischen Gesetzbuches, welche von der richterlichen Gewalt handeln, geradezu zu beweisen. Indem der Beamte des Herzogs die Gewalt des Vertrauensmannes des Volkes an sich nahm, indem hier also jene oben angedeutete Verschiebung stattfand, ohne daß das Volk eigentlich erkannte, wie dies so kommen konnte, erhalten wir wiederum einen Beweis dafür, wie in der großen Uebergangszeit die thatsächlichen Verhältnisse immer und überall stärker waren, als altüberkommene Rechte und Gebräuche, wie sich mit der alten Form ein neuer Begriff verband, und diese Verbindung dann erst auch die allmähliche Umwandlung der Form bewirkte. Der Richter blieb zwar Richter, allein seine Gewalt und seine Befugnisse sproßen aus anderm Boden, als dies ehemals der Fall war, und hatten demgemäß auch einen andern Charakter.

Wie in ältester Zeit wurde das Gericht im Freien abgehalten. Der Ort des Gerichtes war dem Volke geheiligt, denn tief im Volksgemüte ruhte die Auffassung des Gerichtes und seiner heiligen, dem Frieden geweihten Bedeutung, so daß Gericht- und Opferstätte den alten Germanen ein Begriff war. Unter offenem Himmel, im Walde, unter breitschattenden Bäumen, auf einer Anhöhe, neben einer Quelle wählte man den Platz der Zusammenkunft, und noch erinnern manche alte Namen an die ehemalige Bedeutung des Ortes: so in Bayern namentlich der sagenhafte Erklawald und Heselohe, welch' letzterer Name an den Gebrauch erinnert, mit dünnen Haselstäben eine Waldesau einzuzäunen und um dieselbe eine Schnüre zu ziehen. (Hesilinloh.) Die Heiligkeit des Ortes gab dieser einfachen, eigentlich nur bildlichen Schranke eine eiserne Festigkeit, und als Frevler wurde behandelt, wer die Schnur zerschnitt und die Stäbe brach, um das



Zweikampf zwischen Mann und Weib als Gottesgericht.

Gericht zu stören. Von den Bäumen waren Eiche und Linde, die noch heute in den deutschen Dörfern vielfach den Kirchplatz oder Friedhof ziert, die beliebtesten. Später traten an Stelle dieser einfachen Umfriedung hölzerne Schranken und schirmende Geländer. Wohl liefen längs derselben Bänke hin, so daß noch heute eine Fleischschranne oder Brotschranne die Bank der Fleischer oder Bäcker auf den oberdeutschen Märkten bezeichnet.

Die Zeit der Gerichtssitzung war durch den Aufgang und Untergang der Sonne bestimmt, daher die Benennung tagadinc. Noch vor Sonnenuntergang mußte die Strafe vollzogen werden, wie auch zum gerichtlichen Zweikampf Sonnenschein erforderlich war. Ja, die Heimkehr der Urteiler und Richter sollte noch bei Tage möglich sein, und vor Sonnenaufgang sollte das Tageding nicht eröffnet werden. Der Dienstag scheint dann wieder unter den Wochentagen der beliebteste gewesen zu sein. Für die gebotenen Gerichte gab es keine bestimmte Jahreszeit, nur für die regelmäßig gebotenen und die ungebotenen Volksversammlungen, für die Land-, Gau- und Markgerichte hielt man an bestimmten



Der heilige Magnoald stiftet die Abtei St. Mang zu Füßen und eröffnet die Eisenwerke am Säuling Anfang des VII. Jahrhunderts.

(Nach dem Gemälde von Jul. Frank.)

Jahreszeiten fest. Der Neu- und Vollmond galten für günstige Zeit. Die großen Volksversammlungen fanden natürlich entsprechend seltener statt, gewöhnlich dreimal im Jahre, aber auch zwei- und viermal, am seltensten nur einmal. Die Wiederkehr des Frühlings scheint vor allem die geeignetste Zeit hierfür gewesen zu sein, und wie das christliche Osterfest seinen Namen herleitet von dem Feste der Ostara, der Göttin des strahlenden Morgens und wiederkehrenden Himmelslichtes, wie sich die altheidnische Feier vielfach mit dem Maifest und Frühlingsanfang berührt, so erinnert das merovingische Märzfeld und das karolingische Maifeld an die altgewohnten Frühjahrsversammlungen des germanischen Volkes. Die zweite Versammlung fand im Herbste, die dritte im Winter statt, doch wechseln alle Versammlungen mit Ausnahme von November und Dezember, wo keine Versammlung stattfand, in den entsprechenden Monaten des Jahres.

Der Prozeß war durch besondere Vorschriften geregelt. Die Vorladung war Sache des Beschädigten, nicht des Richters, denn ohne Kläger gab es auch keinen Richter. Blieb der dreimal Geladene aus, so konnte der Richter eine Pfändung verhängen. Oeffentlich und mündlich war die ganze Verhandlung und war der Beweis durch Urkunden oder Zeugen zu führen. Der Reinigungseid wurde dem Angeklagten zugestanden, wenn anders keine Möglichkeit vorhanden war, über die schwebende Angelegenheit ein Urteil zu fällen. Doch fiel der Eid für den fort, gegen den andere überzeugende Gründe sprachen; der Dieb, auf der That ertappt, konnte sich nicht reinigen, so wenig wie wer mit blutigem Schwert bei dem Ermordeten gesehen wurde. Zeugen können auf beiden Seiten stehen. Die Eideshelfer hingegen hatten nicht die Thatsache, wie sie der Hauptschwörer beschwur, zu bekräftigen, sondern nur dessen Glaubwürdigkeit. Konnte ein Beweis nicht erbracht werden, so schritt man zu dem altheidnischen Beweismittel des Gottesurteils, welches auch der Uebertritt zum Christentum nicht außer Anwendung zu setzen vermochte. Gott werde der Unschuld helfen, war der naive Glaube der Altvorderen. Die beliebteste Art, Gottes Beistand zu versuchen, war der Zweikampf. Selbst Weiber nahmen die Waffe zur Hand, ihr Recht zu beweisen, doch konnten auch Vertreter gewählt werden. So bildete sich mit der Zeit eine Art Lohnkämpfer aus, deren Verteilung jedoch nicht in der freien Wahl der Parteien lag, sondern das Los bestimmte der Partei ihre Kämpfer. Der Kampfrichter überwachte den Kampf und er gab das Zeichen zum Anfang und zur Beendigung desselben. Außer dieser gab es manche andere Arten des Gottesurteils, so die Feuer- und Wasserprobe, und ist es bei letzterer merkwürdig, daß die Unschuld bewiesen wurde, wenn der an einem Seile Befestigte unterging, statt, wie man erwarten sollte, sich über Wasser zu halten vermochte. — War der Beweis erbracht und das Urteil gesprochen, so konnte wohl noch Einsprache erhoben werden, und muß es dafür schon in früheren Zeiten eine Berufungsinstanz gegeben haben. Wurde das Urteil aber nicht angefochten, so erfolgte die Exekution oder das Gelöbnis zur Erfüllung des Urteils auf der Stelle, und da der Zweck der Gerichtsverhandlung war, Befriedigung dem Verletzten zu gewähren, so trat die Gewalt des Reiches ein, wenn der Verurteilte nicht gutwillig zur Erfüllung des Urteils zu bewegen war. Erst in späterer Zeit mag der Scharfrichter eingetreten sein zur Vollziehung der Lebensstrafe, während früher, als es sich nicht um Strafe, sondern um Vergeltung handelte, Leben und Gut des Verurteilten in die Hand der verletzten Partei gelegt wurde, denn immer wieder muß daran erinnert werden, daß das Gesetz, welches einem Menschen das Leben abspricht, aus dem Begriffe der Rache erwachsen ist, dasselbe also rechtlich mit der Zeit außer Gebrauch hätte kommen müssen, in der man von der alten natürlichen Anschauung, daß die Rache süß ist, abkam und sie als nicht human verwarf.

Zum Schlusse dieser gedrängten Uebersicht sei noch einer wirklich treffenden und charakteristischen Bestimmung erwähnt, welche beweist, wie man nicht von abstrakten Ideen zu Rechtsbestimmungen vorging, sondern nur die Thatsachen und wirklichen Verhältnisse in Betracht zog. Kirche, Herzogshof, Schmiede und Mühle waren allgemeine und immer offen stehende Gebäude. Deshalb mußte 27fachen Ersatz leisten, wer aus ihnen etwas stahl.

Wohl wurde der Bergbau betrieben, so namentlich auf Salz (Reichenhall, Sulzbach im Traungau) und Eisen (Säuling bei Kempten und im Pongau), wie auch Gold aus

der Salzach gewonnen wurde, doch scheinen die bayerischen Herzoge auf die Ausübung des Münzrechtes, welches ihnen unfehlbar zustand, verzichtet zu haben, denn namentlich fränkische und langobardische Münzen, aber auch byzantinische und altrömische waren im Umlauf. Der fränkische Goldschilling (Solidus) bildete die oberste Rechnungseinheit. Derselbe war gleich 40 Silberdenaren und 72 Goldschillinge kamen auf ein Pfund Gold (später 84.) Der Solidus war gedrittelt und diese Münze „triens", „tremissis" genannt. Im alamannischen und bayerischen Gesetze kommt die „Saiga" vor, von denen 12 auf einen Goldsolidus gehen. Der Goldsolidus war nach heutigem Gelde etwa 12 M. 50 Pfg., die Tremisse also = 4 M. 10 Pfg., die Saiga etwa = 1 M.

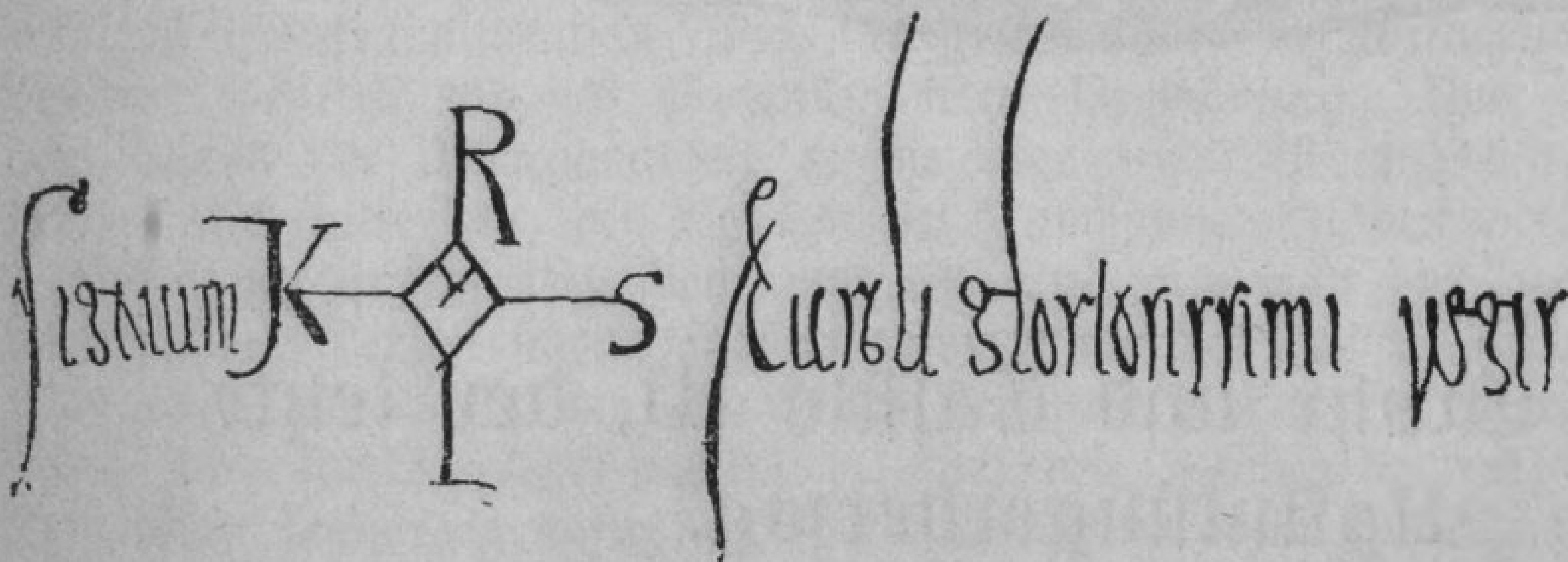
Ueber den Bildungsgrad der alten Bayern haben wir wenige Nachrichten, doch werden die Bemühungen eines Virgil von Salzburg und anderer nicht erfolglos geblieben sein, denn schon 744 begründete der in Bayern von adeligen Eltern geborene Abt Sturm die Klosterschule zu Fulda, während an der Schwelle der karolingischen Zeit der Bischof Arbeo oder Aribo von Freising (764—784) zu nennen ist, welcher sich die Pflege der Wissenschaft angelegen sein ließ. In ungelenker und schwulstiger Schreibart verfaßte er die Lebensbeschreibung der alten Glaubensboten Emmeram und Corbinian, letztere auf Ansuchen des Bischofs Virgil von Salzburg, die jedoch von geringem Werte sind. Aber ein Anfang ist gemacht und wir werden von Fortsetzungen hören. Leider ist von den Liedern und Dichtungen, von denen wir annehmen dürfen, daß sie im sangeslustigen Bayernvolke umgingen und gepflegt wurden, uns nichts erhalten geblieben, und der wenigen Spuren altdeutscher Dichtung geschah oben bei Anführung des berühmten Wessobrunner Gebetes und des Muspilli bereits Erwähnung. Und so treten wir denn aus dem Chaos der Uebergangszeit in diejenige fester Bildungen. Nach Karl dem Großen benennt sich diese Zeit, den Besieger der Opposition. In diesem einen Worte liegt Bayerns Schicksal mit angedeutet, doch nur ein Stillstand war es, den Karl zu erringen vermochte; der Verfall schritt nach ihm fort, bis aus den niedergeworfenen, nicht vernichteten oppositionellen Teilen des Volkes sich jene großen Herrschergestalten erhoben, welche, wenn auch Karls Wege wandelnd, doch erst befähigt waren, weil sie eben aus der Opposition hervorgegangen, die Entwicklung aus dem einseitig fränkischen Geleise in ein allgemein deutsches herüberzuleiten und also die Versöhnung und damit den ersten kulturellen Fortschritt des deutschen Volkes anzubahnen und zu bewirken.



Karl der Große und Tassilo III, der letzte Agilulfingerherzog.

Wenn der Deutsche den Namen Karls hört, so tritt ihm ein Bild vor die Seele, dessen Größe und Erhabenheit sich von vorneherein jeder Kritik zu entziehen scheint. „Ein blendender Schein gleichsam höheren Lichtes umspielt seine hohe und würdevolle Gestalt. Jene langen weißen Locken, die ihm im Alter sein Haupt zierten, die großen lebhaften Augen, die stets heitere und ruhige Stirn, die mächtige Greisengestalt, der es doch nicht an Anmut fehlte: dieses ganze Bild hat sich tief nicht nur den Zeitgenossen eingeprägt, sondern Geschichte und Sage haben es für alle Zeiten festgehalten, und noch wächst niemand zum Jüngling heran, der es nicht in sich aufnähme.“ Und gewiß ist es ein gerechtes und billiges Verfahren, wenn die Geschichte ihr endgültiges Urteil erst dann abgibt, wenn sie dem fertigen Produkte, wie es Zeit und Leben gereift haben, gegenübersteht, denn wollte man den einzelnen nach den einzelnen Umständen seines Lebens richten, wir kämen aus der Negation aller Größe wohl schwerlich heraus. Verhältnisse, in welche der Mensch hineingeboren, sind bestimmend für sein Dasein und von fortwährendem Einflusse auf die Bildung seines Charakters, und nur das kann uns einen Maßstab für die Größe eines Mannes geben, wenn wir sehen, wie er sich mit diesen nicht von ihm erschaffenen Verhältnissen abgefunden, die widrigen besiegt und die Siege benützt hat. Gestalten, wie diejenige Karls, erscheinen uns wie die eiserne Faust des Geschickes, welche in die Menschenmassen hineingreift und gewaltsam Ordnung schafft. Fehlt solchen Charakteren daneben nicht jener schöne, menschliche Zug der

Versöhnung, so findet das Gemüt sich von ihnen angezogen, und das Volk setzt seinen großen Söhnen in seiner Erinnerung den ewigen Denkstein. Obgleich sich nun die Weltgeschichte einheitlich nur aus den jeweilig bestehenden Gegensätzen heraus entwickelt und zu entwickeln vermag, ward doch der Opposition zu keiner Zeit das Recht der Existenz zugestanden. Mit Gewalt unterdrückt, mußte sie im Verborgenen die Stunde abwarten, in der ihr der Sieg zufiel, und in gleichem Verfahren ging sie alsdann gewaltsam gegen den früheren Sieger, der nun zum prinzipiellen Gegner geworden, vor. Dieses ewige Spiel und Widerspiel ist der Ausdruck, in dem die zwingende Notwendigkeit der fortschreitenden Entwicklung für uns faßlich erscheint, und so kommt es, daß, je nachdem der Standpunkt des Beschauers verschieden ist, die einzelnen Persönlichkeiten, welche diese oder jene Idee zum endlichen Siege führten, auch verschiedene und natürlich sehr entgegengesetzte Beurteilung erfahren. Einem Herrscher wie Karl gegenüber hat nun die Opposition von vorneherein einen sehr schweren Standpunkt, denn anstatt die Größe der Kraft, an welcher sie sich gemessen, als Maßstab für ihre Größe anzulegen, ist es vielmehr das Schicksal der Opposition, daß sie, je größer der Sieger, um so geringschätziger und wegwerfender eben als die unterlegene Partei beurteilt wird. Und doch mit vollem Unrecht. Denn so gewiß das Verfahren billig ist, daß die Geschichte erst ein abschließendes Urteil fällt, wenn sie dem fertig Gewordenen gegenübersteht, so unbillig ist es, führt man alle diese Verdienste, wie sie ein solcher Mann im Laufe seines ganzen Lebens erworben, als Waffe gegen seine Feinde ins Feld. Prinzip gegen Prinzip gestellt ist eines so groß und so berechtigt, wie das andere, und fragt es sich nur, welches zeitgemäßer ist. Dazu aber bedarf es des Kampfes, und aus dem Kampfe selbst geht erst der Held des Zeitalters hervor. Nicht Karl der Große ist es darum, den wir als Gegner Tassilos vor uns haben, sondern der Frankenherrscher, welcher mit allen Mitteln und jeder ihm verfügbaren Kraft nach seiner eigenen Vollendung und damit derjenigen seiner Aufgabe ringt. Und je menschlicher er uns in seinen Thaten entgegentritt, um so mehr wollen wir uns erinnern, daß über ihm ein Schicksal waltet, dem er nicht zu entgehen, gegen welches er ebenso wenig anzukämpfen vermag, wie seine Feinde gegen das ihrige. Nicht in der einzelnen That wollen wir darum seine Berufung erkennen, sondern in der Summe seiner Thaten, und so wird die Erinnerung an die Berufung Karls den Hintergrund bilden, vor dem sich die Ereignisse abspielen.



Unterschrift Karls des Großen.

Jene eine große Idee der Zusammengehörigkeit aller Menschen rang zum erstenmale nach universalem Ausdrucke, und alles, was diesem Streben nach einer umfassenden Allgemeinheit seine Besonderheit entgegensetzte, mußte sich vor der innern Macht, mit welcher uns diese Idee in Karl verkörpert entgegentritt, beugen. Es mußte die Entwicklung, welche das Abendland seit mehr denn hundert Jahren durchlaufen, notwendig in dieser Zusammenfassung oder in einer vollkommenen Zerstückelung enden, und daß es zu der letzten nicht kam, daß das Abendland sich eines gemeinsamen Lebensinteresses erinnerte, verdanken wir, wie wir sahen, in erster Linie jenem gewaltigen Vorstoße des Muhamedanismus. Zwei Weltengegensätze stießen hier aufeinander, und die gemeinsame Not und Gefahr brachte die gemeinsamen Interessen den abendländischen Völkern wieder zum Bewußtsein. Das konnte natürlich nur geschehen, nachdem die occidentale Menschheit sich vor der einfachen Hoheit des Erlösungsgedankens, wenn auch zunächst nur äußerlich, gebeugt. Verloren waren die alten Götter, der neue wohl genannt, aber von dem Gemüte des Volkes noch nicht für immer gefunden. Ja, noch schien es, als sollte es ihn niemals

finden; noch in den letzten Jahren Pippins konnte man glauben, es sollte alles Mühen, das Ziel zu erreichen, vergebens sein. Da trat Karl auf und er wagte den übermenschlichen Versuch, seinem Volke diesen Gott zu erwecken, ihm eine Geschichte zu geben und den Geist der Zukunft vor den erstaunten Blicken heraufzuführen. Und gelang auch diese systematische That nicht vollkommen, so schuf sie doch einen Stillstand in der fortdauernden Zersetzung, und diese kurze Spanne Zeit genügte, daß sein Wollen und Wirken das Völkerleben des Abendlandes neu befruchtete und ein neues Leben schuf, von dem man einst als einem für immer verlorenen und nie mehr erreichbaren Schatze geträumt. Daß die Welt im Greisenalter stehe, Karl strafte diesen Ausspruch Fredegars Lügen, er brachte zuerst dem deutschen Volke seine Jugend und die Fülle seiner gesunden Kraft wieder zum Bewußtsein, und seine Ideen waren es, an welchen später die großen Sachsenkaiser anknüpften.

Hatte auch Pippin in der Zeit seiner Regierung unablässig danach gestrebt, der fränkischen Kirche gegen die fränkische Laienaristokratie ein Hort und Schutz zu sein, hatte er durch die Verbindung mit Rom einerseits der fränkischen Kirche einen neuen Rückhalt geschaffen, während er andrerseits die von Bonifaz angestrebte hierarchische Gewalt vor allzu kühnem Emporschwunge zu bewahren wußte, so mußte er doch den Bestrebungen der Laienaristokratie soweit Rechnung tragen, daß er nicht bis zur Zerstörung des Langobardenreiches vorging, daß er nach den beiden italischen Zügen, welche ja unbedingt als ein Sieg der römischen Politik und der von Bonifaz vertretenen Tendenz betrachtet werden müssen, dem Papste selbst die Ordnung der eigenen Verhältnisse überließ. Zudem stellten sich ihm im Norden der Alpen neue Aufgaben, deren Lösung den Thatendrang der fränkischen Aristokratie weit eher zu befriedigen bestimmt war, als Pippins unpopuläre Züge gegen die einst verbündeten und befreundeten Langobarden. Im Jahre 759 gelang es ihm, Narbonne den Arabern wieder zu entreißen, und im folgenden Jahre begannen jene Kämpfe mit Herzog Waifar von Aquitanien, welche Pippin bis an sein Lebensende beschäftigten.

Diese Kämpfe mit Waifar sind für Bayern von Wichtigkeit. Im Jahre 754 war Hiltrud, Tassilos Mutter gestorben, und Pippin berief seinen zwölfjährigen Neffen an den fränkischen Hof. Tassilo begleitete den Frankenkönig auf seinem Zuge gegen die Langobarden (756) und war also Zeuge der Demütigung, welcher Aistulf sich unterwerfen mußte. Im Jahre 757 wurde Tassilo der Vormundschaft entlassen, aber Pippin benutzte diese Gelegenheit, sich von dem zwar selbständigen, doch vollständig unter seinem Einflusse stehenden Herrscher die Rechtlichkeit des Zustandes beschwören zu lassen, der einst gerade durch Tassilos Minderjährigkeit geschaffen worden war. Auf der Reichsversammlung zu Compiègne (757) wurde Tassilo aufgefordert, durch „viele und unzählige" Eide seine Treue gegen König Pippin und dessen Söhne Karl und Karlmann zu beschwören. Es war ein Eid, wie ihn die Vasallen ihrem Herrn schwuren, und das Herzogtum Bayern erhielt dadurch den Charakter eines fränkischen Lehens. Zum erstenmale treten wir hier Verhältnissen auf staatlichem Gebiete entgegen, welche bisher nur im Privatleben obwalteten, und es ist dies ein bedeutsamer Fingerzeig für die Entwicklung des altgermanischen Staatslebens überhaupt. Denn noch immer haben trotz so mannigfacher Aufnahme äußerer fremder Formen die wirklichen Verhältnisse eine so große Kraft, daß sie für Jahrhunderte der staatlichen Entwicklung aller Theorie entgegen ihre Bahn anzuweisen vermögen. Mit dem Herzoge schwur seine ganze adelige Begleitung denselben Eid.

Bald genug aber mochte man erfahren, wozu man sich verpflichtet. Denn die fortwährenden Kriegszüge Pippins gegen Sachsen und Aquitanien erschöpften die Kräfte des bayerischen Volkes und Landes, ohne ihm einen Vorteil dafür zu bringen. Zudem mußte die Analogie der Verhältnisse in Bayern wie in Aquitanien und dem gedemütigten Langobardenreiche jedem Beobachtenden in die Augen fallen; es mußte ihm klar werden, daß eigentlich alle Gegner der Franken dieselbe Sache verband, nämlich die Verteidigung der



Monogramm von Pippin und Karlmann.

eigenen Freiheit gegen die fränkische Herrschaft. War man erst zu dieser Ansicht der Dinge gekommen, so genügte der kleinste Umstand, das Wagnis einer Lostrennung und Befreiung zu versuchen. Eine solche Ursache, vielleicht nur eine persönliche Mißstimmung zwischen Pippin und Tassilo mag man auch dafür annehmen, daß Tassilo im Jahre 763, wieder auf dem Reichstag zu Nevers entboten, wo der vierte Feldzug gegen Aquitanien beschlossen wurde, plötzlich aus dem fränkischen Lager entwich. Er schützte Krankheit vor, und die fränkischen Annalisten verschweigen die wahre Ursache, doch läßt sich aus dem Schwure, den Tassilo that, das Angesicht des Königs nie wieder sehen zu wollen, sehr deutlich auf einen Vorfall schließen, der sich zwischen beiden ereignet. Tassilo kehrte nach Bayern zurück, und Pippin, durch die Angelegenheiten in Gallien festgehalten, vermochte das frühere Verhältnis nicht wiederherzustellen, so daß noch einmal das bayerische Herzogtum die Segnungen der Freiheit, der Selbständigkeit wie des Friedens zu kosten bekam. Doch merkwürdig, wo einst der Papst und die päpstliche Politik den ersten Rückhalt gefunden, mußte es nun durch die neue Wendung zu einer vollkommenen inneren Gegnerschaft kommen. Denn seitdem der Papst den Bund mit den Franken geschlossen, bedurfte er der Bayern nicht mehr, und wenn man sich auch anfangs noch des früheren herzlichen Verhältnisses erinnerte, so trieb doch die immer entschiedener auftretende fränkisch-päpstliche Politik die Bayern von dem Bunde mit Rom ab und dem Bündnisse mit den Feinden Roms, den Langobarden, unaufhaltsam entgegen. Dieses Bündnis wäre unfehlbar im stande gewesen, ein Gegengewicht gegen das fränkisch-römische zu bilden, wäre nur Tassilo entschiedener aufgetreten, hätte nicht seine eigene schwankende Haltung das Urteil seiner Bayern selbst ins Schwanken gebracht. Fränkische Abstammung und Erziehung, bayerischer Freiheitsdrang und Vaterlandsliebe und langobardische Verwandtschaft begannen in seiner Natur den trostlosen Kampf, dessen Herr zu werden er nicht vermochte. Ein Kind seiner Zeit, welche die im heimatlichen Boden wurzelnden Triebe benagte und den also seinem Lande und Volke halb Entfremdeten zu Grunde richtete! Ein fernerer Unstern, der über Tassilos Schicksal leuchtete, war der Umstand, daß jene Idee einer umfassenden Allgemeinheit in dem Bunde der Franken und Römer einen wahrhaft großartigen Ausdruck fand, während die Opposition nicht im stande war, ihr gemeinsames Interesse zu erkennen und demgemäß ihre Kräfte zu vereinen. Da war das herrliche Volk der Sachsen. Wie kämpfte und blutete es für seine Freiheit! Aber ein Bündnis der Bayern mit ihm wäre unmöglich gewesen, denn noch rauchten die Opferstätten der alten Götter in Sachsens Gauen, während Bayern es war, welches zuerst von allen deutschen Ländern den römischen Ideen Eingang und Schutz gewährte. Und gerade in der Nachwirkung dieser alten Erinnerung erblicken wir außerdem die lähmende Ursache, warum auch das Verhältnis der Bayern zu den Langobarden nicht jene Festigkeit und rücksichtslose Ausdehnung gewann, welche es allein zum erfolgreichen Widerstande geschickt gemacht hätten. Der Langobarde blieb der Todfeind des Papstes und sich gleichfalls als solchen zu bekennen, dazu fand Tassilo, der alten Beziehungen eingedenk, den Mut nicht. Zuletzt möchte ihn gerade die scheinbare Zurückhaltung der Frankenkönige, welche ihm eine achtzehnjährige selbständige Regierung ermöglichte, in eine Sicherheit gewiegt haben, welche ihn für die eigene Freiheit einstweilen keine sonderliche Gefahr fürchten ließ.

So war es gekommen, daß Tassilo bei dem Tode Pippins (768) als vollkommen selbständiger Fürst und Herrscher sein Herzogtum regierte. Seine Stellung aber war von Desiderius, dem letzten Langobardenkönige, klug erkannt, und diese Erkenntnis führte dazu, daß Desiderius die Gesandten, welche Papst Paul I zur Vermittlung zwischen Tassilo und Pippin nach dem Frankenreiche sandte, anhielt und an der Weiterreise verhinderte. Dadurch mußte Tassilo in seiner vereinsamten Stellung immer mehr gezwungen werden, die Langobarden zu Freunden zu gewinnen, und seine Vermählung mit Liutbirga, der Tochter des Desiderius, welche in den Jahren zwischen 765 und 769 erfolgt sein mag, gab diesem Bündnis den ersten festen Ausdruck. Gerade daß Pippin dies alles geschehen ließ, ist ein Beweis dafür, daß er selbst durch irgend etwas an der freien Aktion gehindert war. Und dies Hindernis war die Freundschaft gewisser Kreise der fränkischen Laienaristokratie mit den Langobarden. Ihr eigenes Interesse führte die fränkische Aristo-

kratie zu einer energischen Gegnerschaft gegen die durch Pippin auf ihre Kosten wieder gehobene fränkische Kirche, und so erblickte man im Frankenreiche vielfach gerade in den Langobarden die natürlichen Freunde und Verbündeten, nicht aber im Papsttum. Pippin hatte diese Strömungen im eigenen Lande und Volke wohl zu berücksichtigen.

Eine andere Wendung erhielten diese Angelegenheiten, als nach Pippin seine Söhne Karl und Karlmann die gemeinsame Herrschaft übernahmen. Schon dieses unselige Teilungsprinzip, welches man von den Merovingern übernommen hatte, läßt uns auch für die nächste Zukunft schwere Ungelegenheiten vermuten. Zwar hatte Pippin nicht an der früher beliebten Teilungsmethode, welche das Reich in eine westliche und östliche Hälfte schied, festgehalten, sondern er teilte dasselbe in klarer Absicht in eine nördliche und südliche Hälfte, von denen die erstere Karl, die andere Karlmann zufiel, doch daß er überhaupt teilte, war ein Unglück. Karl war, als er zur Regierung kam, 26 Jahre alt, Karlmann jedoch erst 17. Persönliche Zerwürfnisse zwischen beiden Brüdern wuchsen sich mit der Zeit zu voller politischen Gegnerschaft aus und gaben den Feinden des Reiches die Hoffnung wieder, ihrer eigenen Sache zum Siege zu verhelfen. Wurde Bayerns, als einer dem Reiche abhanden gekommenen Provinz, bei der Teilung nicht erwähnt, so verfügte Pippin um so freier über Aquitanien. Er zerriß die Provinz in zwei Teile, um ihre Widerstandskraft vollends zu brechen, und teilte sie in zwei Hälften seinen Söhnen zu. Hier war es denn auch, wo sofort nach seinem Tode neue Unruhen ausbrachen. War auch Waifar ermordet worden, die alte Antipathie gegen die Frankenherrschaft erbte fort, und Hunald, vielleicht Waifars Vater, war es, der die Opposition wieder belebte. Zu gemeinsamen Maßregeln der beiden fränkischen Könige kam es nicht, denn Karlmann leistete dem Bruder die versprochene Hilfe nicht. Aber es gelang Karl auch so, der Unruhen binnen kurzem Herr zu werden, und Aquitanien war seitdem fränkische Provinz.

Daß sich die Augen Karls nach diesem ersten glücklichen Erfolge nun anderwärts hinrichteten, wo ähnliche Verhältnisse obwalteten, ist nicht zu verwundern. Bayern konnte er nicht wort- und thatlos verloren geben, zumal Tassilo seine freie Herrscherthätigkeit immer großartiger entfaltete. Er hielt Synoden ab, kämpfte gegen Avaren und Slaven, und außerdem hatte ihm seine Vermählung mit Liuthirg die einstmals verlorenen südlichen Gaue Noritale und Vinstgau wieder eingebracht. Gerade das politische Eingreifen der Franken in die bayerischen Verhältnisse, welches der Herrschermacht hier zum entschiedenen Uebergewichte verholfen hatte, machte nun Tassilo eine solche Machtentfaltung möglich, und mit Recht vergleicht Büdinger diese Nachwirkung der fränkischen Herrschaft mit derjenigen der Herrschaft Napoleons I, welcher die Fürsten der Rheinbundstaaten mit einer in Deutschland beispiellosen despotischen Gewalt ausgestattet hatte. Nur eine Macht gab es in Bayern, welche dem Herzoge ernstliche Schwierigkeiten bereiten konnte — die durch ihn und seine Vorfahren so hoch begünstigte Kirche. Allein Tassilo wußte in dieser ersten Zeit eine prinzipielle Fragestellung noch geschickt zu umgehen. Einen tiefen Einblick in die damaligen inneren politischen Verhältnisse Bayerns gewähren uns die Beschlüsse und Vorschläge der verschiedenen Synoden.

Keine Provinz des fränkischen Reiches hatte damals ihre eigenen Synoden; es gab bloß allgemeine Reichsversammlungen. Nur Bayern machte eine Ausnahme, und gerade darin liegt ein Beweis für seine Selbständigkeit. Wann die erste dieser bekannten Synoden stattgefunden, wissen wir nicht, doch schloß man aus dem Inhalte der erhaltenen Urkunden, daß sie den andern voraufging, wie man aus dem Umstande, daß sie abgehalten wurde, urteilen zu dürfen glaubte, daß ihre Zeit nach der Lossagung Tassilos von Pippin anzusetzen sei. So einigte man sich nach Rettbergs Vorschlag auf die erste Zeit nach dem Jahre 763. Der geistliche Charakter der Synode herrscht entschieden vor, und es mutet uns an, als ob die Geistlichkeit, nachdem sie ihren direkten Rückhalt an den Franken verloren, nun ihre Fühler ausstreckte, wie weit sie auf Tassilos Gunst rechnen könne. Bedingungen sind es, welche dem Herzoge in Form einer Petition gestellt werden, denn die Geistlichkeit infolge ihres großen Grundbesitzes von bedeutender Macht, infolge ihrer Bildung von großem Einflusse, kannte diese ihre Stärke sehr wohl und wußte, daß der



Karl der Große.

junge Herzog alle Kräfte seines Landes zusammenhalten mußte, sollte seine Stellung von Dauer sein. Im Eingange wird der Herzog freudig begrüßt, und die ganze Geistlichkeit verpflichtet sich, täglich bei der Messe und bei den Tageszeiten öffentliche Gebete für ihn zum Himmel zu senden. Dann aber wird der Herzog ermahnt, die von seinen Vorfahren gestifteten Kirchen zu schützen, sich in die Verwaltung der Kirchengüter nicht zu mischen und die der Geistlichkeit gebührenden Zehenten im Notfalle mit Gewalt einzutreiben. Strenges Regiment über die Priesterschaft wird den Bischöfen zugestanden, Aebte und Aebtissinnen unter ihre Aufsicht gestellt, der Aufenthalt der Mönche und Nonnen außerhalb ihrer Klöster an die Erlaubnis des Bischofs geknüpft; Witwen, Waisen und Arme werden dem besonderen Schutz des Herzogs empfohlen, und sollte namentlich niemand außer wegen eines Kapitalverbrechens seines Erbes beraubt werden können; das Verbot unerlaubter Ehen wird wiederholt, zuletzt aber verlangt, daß den Boten, welche der Herzog durch die Provinzen sendet, das Walten der Beamten zu untersuchen, ein Geistlicher begleite, und selbst der Herzog soll, wenn er allwöchentlich oder monatlich zu Gericht sitzt oder eine Volksversammlung beruft, von einem Geistlichen begleitet sein, damit sein Urteil mit dem Salze des Evangeliums gewürzt werde.

Hat man nun vermutet, daß einem Teile der Forderungen, welche die Bischöfe auf der Synode zu Aschheim an den Herzog gelangen ließen, die Beschlüsse der fränkischen Synode, welche Pippin 755 nach Verne berief, zu Grunde lagen, so sieht man deutlich, daß die bayerische Geistlichkeit vor allen Dingen darauf bedacht war, ihre Macht durch die Lossagung des Herzogs vom Frankenreiche nicht eingeschränkt zu sehen. Einstweilen blieb es bei diesen Vorschlägen. Aber auf der Synode zu Dingolfing (769 oder 770) kam man über bloße Vorschläge hinaus zu festen Bestimmungen. Auch hier sprach die Geistlichkeit ein bedeutendes Wort mit; aber die veränderte Zeit und die Ahnung der

Zukunft sprechen sich besonders in der Berücksichtigung aus, welche der Adel und die herzogliche Ministerialität fanden. Es klingt wie ein schwacher Versuch der Opposition gegen die Bestrebungen Pippins für die Kirche und ihre weltliche Macht. Die Sonntagsfeier wird von neuem eingeschärft, die Heirat einer Nonne mit den betreffenden Strafen belegt, den Bischöfen und der ihr untergeordneten Geistlichkeit wird die Seelsorge zugesprochen; die Bischöfe werden ermahnt, nach den kanonischen Gesetzen, die Aebte nach ihrer Regel zu leben. Dann aber folgen weltliche Rechtsbestimmungen. Vor allem bestätigt der Herzog den Edlen, Freien und Knechten das Recht und Gesetz, wie es bei seines Vaters Lebzeiten gegolten. Dem Adel wird das freie Verfügungsrecht über seine Güter zu Gunsten der Kirche anerkannt. Alle Güter, welche der Herzog oder seine Vorfahren dem Adel gegen einen bestimmten Vertrag verliehen, sollen, so lange der Vertrag besteht, an die Nachkommen frei vererben. Das fürstliche Gefolge, die Adelsschalke, den fränkischen Antrustionen und späteren Vasallen in ihrer Stellung entsprechend, behielt das Wergeld seines Standes, und die Tötung eines Fürstengünstlings wurde als Hochverrat bestraft. War der Verbrecher von Adel, so blieb der Frau desselben ihr Erbanteil, ebenso wie eine Adelige, welche, ohne es zu wissen, unter ihrem Stande geheiratet hatte, ihre Ehe lösen konnte. Deutlich erkennt man, wie hier der Herzog seinen Schutz dem Adel angedeihen läßt, und wohl mochte er Grund haben, unter den mächtigen und trotzigen Geschlechtern Anhänger zu werben. Die Strömung, welche sich hier offenbart, ist derjenigen unter Pippin im Frankenreiche gerade entgegengesetzt, und wohl konnte Tassilo dies wagen, da, wie wir bereits früher sahen, die Entwicklung der beiden Aristokratien in Bayern nicht zu einem solch schroffen Gegensatze führte, wie dies im Frankenreiche der Fall war. Hörten wir doch noch aus späterer Zeit, wie der bayerische Adel seine Söhne dem hl. Bonifaz zuführte, um sie zum Dienste der Kirche erziehen zu lassen; zugleich haben wir Nachricht davon, daß gerade der Adel sich besonders bei der Ausstattung der jungen Kirche hervorthat. Jetzt aber wollen sich die Schranken dieses Standes gegenüber den untern Ständen schließen. Der Herzog hilft dazu und gibt dadurch seinem Verhältnisse zu der Masse der Freien und des übrigen Volkes den ersten Stoß, dasselbe dem Klerus in die Arme treibend und dadurch dessen Macht und den künstlich geschaffenen Gegensatz zur Laienaristokratie verstärkend. Noch beugt sich alles der Macht des Herrschers. Aber wehe, wenn ihn Unglück trifft! Wie wird er die also gespaltenen Interessen und Sympathien wieder auf seine Person zurücklenken und in ihr vereinen?

Eine dritte Synode berief Tassilo nach Neuching, und es klingt uns aus der Eingangsformel entgegen, als hätte man mit bewußter Absicht die bereits zu Dingolfing begonnene Reform wieder aufgenommen und zum Abschlusse gebracht. Nicht nur, daß hier wieder an die Zustimmung der Menge appelliert wurde, sondern man wollte auch Bestimmungen über die Beobachtung der Klosterregel durch Mönche und Nonnen und des den Bischöfen schuldigen Gehorsams treffen, dann aber namentlich durch die vornehmsten und erfahrensten Männer mit Einwilligung des Volkes aus dem Gesetze alles entfernen, was veraltet und unbrauchbar geworden, und anders neu bestimmen, was einer gesetzlichen Feststellung bedurfte. Als Volksgesetze sind diese Beschlüsse der Neuchinger Synode charakterisiert. Besonders zahlreich sind darin die Bestimmungen gegen Diebstahl; andere regeln den gerichtlichen Zweikampf. Auf Freigelassene und Sklaven wird besondere Rücksicht genommen, und sollen namentlich die Freigelassenen des Herzogs zum Gottesurteil zugelassen werden, bei welchem die altheidnischen Gebräuche und Worte abgeschafft wurden. Die Beachtung der herzoglichen Befehle, welche mit Siegel versehen sind, wird eingeschärft. Die Bestechlichkeit der Richter wird geahndet und dieselben verpflichtet, Ersatz für die von dem Entkommenen gestohlenen Sachen zu leisten. Wer sich wegen Ehebruchs scheiden ließ, stand außer der Verfolgung der Familie, und wer trotzdem Rache an ihm nahm, verlor sein Erbe. Die Tonsur der Mönche, das Ordenskleid der Nonnen sollte für immer die Betreffenden ihrem Stande verbinden, und keiner, der die Tonsur genommen, durfte die Haare wieder wachsen lassen, keine Jungfrau ihr Ordenskleid ablegen. Als Zeit der Synode ist, wie Abel der Meinung anderer gegenüber, welche sie in das Jahr 772 verlegen, nachwies, der 14. Oktober 771 zu betrachten.

Ueberblicken wir Tassilos gesetzgeberische Thätigkeit, so muß uns auffallen, wie er die kühnen Forderungen des Klerus, der seine Absicht, nicht nur als erster Stand zu gelten, sondern auch den jungen Herzog selbst zu beeinflussen und zu beherrschen, so offen auszusprechen wagte, durch die Hebung der weltlichen Aristokratie zu paralysieren suchte, wie er bestrebt war, ein Gleichgewicht herzustellen, sich und seine Person aber von direkter Parteiverbindung fernzuhalten. Die Macht beider Aristokratien aber ins Unendliche wachsen zu lassen, war er nicht gesonnen, und so hören wir namentlich auf den beiden letzten Synoden von energischen Beschlüssen zu Gunsten der Freien und der niederen Volksklassen, welche er gegen die Bedrückungen und Erpressungen der Großen und Mächtigen in Schutz nahm. Eine Absicht, welche der Kirche gegenüber namentlich dadurch erreicht wurde, daß er das Vergabungsrecht jedes Freien an die Kirche, welches durch fränkischen Einfluß im bayerischen Gesetze die erste Stelle erhielt, auf den Adel beschränkte. Daß trotz all' der Begünstigungen der Herzog sich nicht allein auf friedliche und gemäßigte Bestimmungen verließ, geht aus seiner Fürsorge für seine Freunde und Günstlinge hervor, wie auch daß er seine Person dem Streite der Tagesmeinungen zu entziehen versuchte. So wurde die Zahl der Kapitalverbrechen um zwei vermehrt: Totschlag eines herzoglichen Freundes und Schmähung des Herzogs. Die Gründe zu einer Unzufriedenheit schienen trotz der Verschiebung der politischen Kreise gehoben zu sein. Auch war die Geistlichkeit so wohl bedacht worden, und stand Tassilo ihr mit solcher Geneigtheit gegenüber, daß sie sich nicht beklagen durfte. Nicht nur politische Ueberlegung wirkte zu ihren Gunsten im Gemüte des Herzogs, sondern seine geistliche Richtung beruhte auf wahrer Ueberzeugung, und gerade darin erkennen wir das Kind seiner Zeit und den Erben der Agilulfinger. — „So mochte denn Tassilo, verbündet mit diesem reich ausgestatteten, politisch wirksamen, die Gemüter beherrschenden, durch das Landesgesetz in seine Organisation geschützten und abgeschlossenen Klerus seine Unabhängigkeit bewahren, so lange er mit dem langobardischen Reiche alliiert blieb. Auf der Stelle aber mußte das ganze Verhältnis sich ändern, wenn der Frankenherrscher ganz und gar als Vertreter der höchsten geistlichen Interessen erschien und das Langobardenreich unterging. Beides trat in den nächsten Jahren nach Karls des Großen Thronbesteigung ein."



Der sog. Tassilo-Kelch
im Stift zu Kremsmünster.

Mehr noch als in der Ordnung der inneren Verhältnisse Bayerns zeigte sich Tassilos Selbständigkeit in seinem Auftreten gegen fremde Staaten und fremde Völker, namentlich gegen die Langobarden und Slaven. Keine Rücksicht band ihn, im Südosten seines Reiches seine Macht frei und ungehemmt zu entfalten, ja, gerade durch sein Wirken nach dieser Seite hin hat er sich für immer den Dank des deutschen Volkes erworben. Seine Aufgabe fiel hier mit derjenigen der Kirche und indirekt auch mit derjenigen aller andern deutschen Stämme zusammen, so daß ihm in seinem Auftreten gegen die Slaven und Avaren nicht nur kein Hindernis bereitet wurde, sondern geradezu die Sympathien aller seine Schritte hätten begleiten müssen, wäre nicht die Erreichung des Zieles zugleich ihm und der Ausbreitung und Festigung seiner Herrschaft zu gute gekommen. Das persönliche Wachstum eines Menschen erregt aber immer den Neid und die Besorgnis anderer, und so auch hier. Schon in den ersten Jahren seiner Regierung war Tassilo durch die Slaven selbst in die Verhältnisse Karantaniens, des späteren Kärnten, hereingezogen worden. In Karantanien, welches damals ganz Kärnten und Steyermark, sowie den östlichen Teil von Tirol umfaßte, herrschte zur Zeit Oatilos Boruth, der Slavenfürst. Von den Avaren im Rücken hart bedrängt, wandte er sich an die Bayern um Hilfe,

welche ihm gewährt wurde. Doch nicht nur die Befestigung seiner Herrschaft war die Folge dieses Zuges der Bayern nach Südosten, sondern sie verpflichteten die Slaven auch durch Mitnahme von Geiseln zur Anerkennung der fränkischen Oberhoheit. Cacatius, der Sohn des Herzogs und Cheitumar, sein Neffe, waren unter der Zahl der Geiseln, und beide traten zum Christentume über. In die Zeit der Minderjährigkeit Tassilos (748—757) scheinen diese Ereignisse zu fallen. Nach Boruths Tode schickten die Bayern „auf Befehl der Franken“ den Cacatius in seine Heimat zurück, wo er drei Jahre die Regierung führte. Als auch er gestorben war, kehrte auch Cheitumar nach Karantanien heim, um die erledigte Herrschaft zu übernehmen. Derselbe war auf Herrenchiemsee in Dobdas Schule erzogen worden, und ihn begleitete nun ein christlicher Priester und Ratgeber nach dem Lande der Karantanen. Virgil von Salzburg benutzte die also gebotene Gelegenheit und kam den Wünschen Cheitumars um Zusendung von Missionären bereitwilligst nach, doch scheint die Begünstigung des Christentums im Volke selbst viel Unruhe hervorgerufen zu haben, da wegen der Aufstände der Slaven Virgil der wiederholten Einladung Cheitumars, sich selbst zur Visitation in das Karatanenland zu begeben, keine Folge leistete. Nach Cheitumars Tode (769) war der Aufstand so heftig, daß die Priester fliehen mußten und alle Abhängigkeit von Bayern gelöst erschien. Erst im Jahre 772 machte Tassilo dem ein Ende. Er eroberte das Land zurück, wie es scheint, von Waltunc, dem Freunde und Förderer des Christentums, dazu aufgefordert und selbst unterstützt, und so erst wurde mit der Ausbreitung der bayerischen Herrschaft zugleich den christlichen Missionären ein dauernder und bedeutender Erfolg gesichert. Virgil sandte zahlreiche Priester aus, die Bekehrung der Slaven zu fördern und gewann damit seiner Kirche einen neuen Wirkungskreis, wie eine bedeutend erhöhte Machtstellung. Sein Werk wurde später von seinem Nachfolger, Bischof Arn von Salzburg, eifrig fortgesetzt.

Wie sehr Tassilo selbst an diesen Bestrebungen der christlichen Mission bei den Slaven Anteil nahm, wie er erkannte, daß hier das Interesse seiner Herrschaft mit demjenigen der Kirche und der von ihr vertretenen Kulturarbeit Hand in Hand ging, beweist deutlich die Begünstigung, welche der Herzog den Klöstern zu teil werden ließ. Zwei Stiftungen sind es besonders, welche sich an seinen Namen knüpfen und die Absicht ihrer Gründung schon durch ihre Lage verraten. Von der Natur als Trennungsglied zwischen dem Hauptfirste der Alpenkette und den südlichen Kalkalpen eingeschoben, bildete das Pusterthal auch von früh an eine Völkerscheide, um deren Besitz gar mancher blutige Kampf zwischen Slaven und Bayern entbrannt war. Jetzt war die Zeit gekommen, eine Friedensstiftung dort zu errichten, und an der Mündung des Sextenthales entstand das Kloster Innichen auf der Höhe des Thales, dessen Hochebene nach der romanischen Benennung „campus gelatus“ von den Deutschen „Feld Gelau“ genannt wurde. Bei seiner Rückkehr aus Italien (769) stellte Tassilo zu Botzen dem Abte Otto von Scharnitz die Schenkungsurkunde aus mit der Bestimmung, dort ein Kloster zu gründen, um das ungläubige Geschlecht der Slaven auf den Pfad der Wahrheit zu führen. Ein gewisser Reginbert hatte das Kloster Scharnitz im Jahre 763 am Fuße des Karwendelgebirges errichtet und für seine reichen Schenkungen die Zustimmung des Herzogs und seiner Großen eingeholt. Aribo aber, der erste Abt des Klosters, fand die Gegend von Scharnitz zu öde und rauh und verlegte daher den Sitz des Klosters an die westliche Seite des Kochelsees nach Schlehdorf. Der dort bereits vorhandenen Stiftung der drei Brüder Landfried, Waldram und Eliland wurde Scharnitz einverleibt, da Innichen nun seine Aufgabe, die Bekehrung der Slaven, übernahm.

Und Tassilo blieb seiner Gesinnung treu, denn in die spätere Regierungszeit des Herzogs fällt die Gründung des Klosters an der Chremsa. Das 30. Jahr von Tassilos Herrschaft wird als Gründungsjahr angegeben, also wahrscheinlich 777. „Um der ewigen Liebe willen und um des Teufels Wohnung zu entgehen, mir aber die Freude, bei Christo wohnen zu dürfen, zu sichern, habe ich, Tassilo, der erlauchte Mann und Herzog, im 30. Jahre meiner Regierung, und mit mir mein geliebtester Sohn Theodo im ersten Jahre seines Herzogtums, im Geiste erwogen, daß ich von dem, was mir die Gnade des Herrn verliehen, einiges wiederum Gott darbringen sollte. Denn meine Vorfahren seligen

Angedenkens haben, soviel sie konnten, ihre Güter Gott geweiht, sie erbauten Kirchen und bereicherten sie mit ihren Schätzen; auch Klöster zu bauen beeiferten sie sich und versahen sie mit nicht geringem Vermögen. Daher habe auch ich in meinem Geiste beschlossen, unter dem Beistande des Herrn Jesu Christi und in seinem Namen ein Kloster zu bauen, und mit seiner Hilfe ist es nun also geschehen, denn es ist errichtet an den Ufern des Flusses Chremsa zu Ehren des Heilandes, dem es geweiht wurde." So lautet der Eingang der uns erhaltenen Schenkungsurkunde und wir ersehen aus ihr, daß Tassilo in demselben Jahre seinen Sohn Theodo zum Mitregenten ernannt hatte. Dem neuen Kloster wurde der Abt Fater aus Niederaltaich vorgesetzt, und in der Ausstattung des Stiftes bewies Tassilo seine altbewährte Großherzigkeit. Da werden dem Kloster neben bebauten Ländereien, neben Wiesen, Wäldern, Aeckern, Salinen und Weinbergen mit allen Leuten, welche darauf sitzen, auch große Strecken unbebauten Landes angewiesen. „Im Umkreise mögen sie nach Belieben ohne jegliche Einschränkung das Land urbar machen!" Schreckliche Wildnis deckte einst hier das Land, denn von den Slaven und Avaren verwüstet, diente es den wilden Tieren zum Aufenthalte, und dieser Urwald um den Ennsfluß bildete die eigentliche Grenzscheide zwischen den Bayern und ihren östlichen Nachbarn. Jetzt wurde dem ein Ende gemacht. Schon waren Slaven auf das bayerische Ufer herübergedrungen und hatten sich in einzelnen Landschaften angesiedelt. Sie verfielen nun der Herrschaft des Klosters, dem Tassilo Land und Leute schenkte, ein Beweis nicht nur dafür, wie hohe Anerkennung des Herzogs Macht bei den Slaven bereits erworben, sondern auch wie siegreich das Christentum in diese Länder eingedrungen. Auch hier ist es eine Friedensstiftung, welche an blutgetränkter Stätte errichtet wird, und auch hier liegt der Zweck der Stiftung in der Wahl des Ortes angedeutet. Ein so glückliches Gedeihen war dieser herzoglichen Stiftung beschieden, und ihre Stelle in der Diözese Passau wurde mit der Zeit so bedeutend, daß der dortige Abt behauptete, bei Erledigung des Stuhles der geborene Vertreter des Bischofes zu sein. Daß des Herzogs und des Klosters Macht auch über die Enns hinüberreichte, ist wohl anzunehmen, denn als umstrittenes, d. h. eigentlich herrenloses Gut ist es ihrer Macht verfallen, und die Avaren, welche fünf Jahre nach der Erbauung des Klosters an die Enns kamen, zogen wieder ab, ohne Schaden verübt zu haben. Es liegt in dieser kurzen Nachricht eine stillschweigende Bestätigung der Macht des Herzogs, der das Kloster eben zur Miteroberung dieser östlichen Landstriche erbaut und gestiftet hatte.

Noch manche andere Stiftungen führen ihren Ursprung auf Herzog Tassilo zurück, und wäre es seinem Charakter nach anzunehmen, daß er für die Kirche seines Landes überhaupt mit äußerster Freigiebigkeit sorgte. Um von den vielen Klöstern einige anzuführen, seien hier Wessobrunn, Weltenburg, Schäftlarn und Schliersee genannt. Doch lassen uns betreffs ihrer die Nachrichten im Stich.

Nach allem, was wir bisher über Tassilo erfuhren, müssen wir gestehen, daß er ein weiser und thätiger Fürst gewesen, der die wunden Punkte wohl kannte, wo es einer Nachhilfe und eines energischen Eingreifens bedurfte. Wir müssen zugeben, daß seine Regierungszeit allem Anscheine nach eine für Bayern segensreiche war. Keine Ahnung ergriff uns bei diesen Darstellungen, daß er daran gedacht hätte, diese seine Thätigkeit von irgend welcher Rücksicht auf den Frankenherrscher lenken oder beeinflussen zu lassen. Und mochte er auch selbst nicht daran gedacht haben, so konnte er doch nicht hindern, daß man jenseits des Rheines seinen Bestrebungen und Erfolgen mit wachsamem und mißtrauischem Blicke folgte. Es gab in seinem Leben eine dunkle Stelle, und im Frankenreiche hatte man den Bruch des Eides, den der Herzog einst Pippin zu Compiègne geschworen, nicht vergessen. Mit stummer Zurückhaltung ließ man geschehen, was man jetzt noch nicht hindern konnte, aber vergessen hatte man nicht. Auch wirkte am Anfange der Regierungszeit beider Brüder eine Friedenspartei am fränkischen Hofe, der auch Bertha, die Mutter der Könige, angehörte. Mochte es doch nicht so sonderbar erscheinen, daß die Söhne einer Politik entsagen würden, welche erst ihr Vater begonnen, und kann es weder an Aufforderungen dazu von seiten der langobardenfreundlichen Laienaristokratie, noch des Desiderius selbst gefehlt haben. Den Papst für sich selbst sorgen zu lassen,



Herzog Tassilo II. gründet Herrenchiemsee als gelehrte Schule. 782.

konnte wie in früheren Zeiten, so auch jetzt wieder zum bestimmenden Grundsatze werden. Gewiß, wenn die aufsteigende Bewegung des Papsttums zur fallenden geworden wäre. Aber das zu bewirken lag außer der Macht der Fürsten. Im Papsttume selbst ruhte die geistige Initiative, und ihm dieselbe zu entreißen, vermochte man nicht mit weltlichen Machtmitteln. Eine zeitlang scheint selbst Karl geschwankt zu haben, denn er setzte der Reise seiner Mutter Bertha nach Bayern und Italien, zu Desiderius und dem Papste keinerlei Hindernisse entgegen. Die voraufgegangene Verständigung der beiden königlichen Brüder muß auf Karls Politik diese abweichende Wirkung hervorgebracht haben. Der Erfolg dieser Friedensbestrebungen tritt in der Vermählung Karls mit Desiderata vollauf zu Tage. Doch dazu bedurfte man einer Mittelsperson. Uebernahm diese Vermittlung auch später Bertha selbst, so müssen ihrer Reise doch andere einleitende Schritte voraufgegangen sein. Da hören wir denn, daß Abt Sturm von Fulda, ein geborener Bayer, eine Sendung an Tassilo übernommen und zwischen ihm und Karl auf mehrere Jahre ein freundschaftliches Verhältnis hergestellt habe. Diese Vermittlung Sturms muß dem Jahre 769 angehören, denn in demselben Jahre machte Tassilo eine Reise nach Italien, wie wir oben bei der Stiftung des Klosters Innichen bereits hörten, und zwar offenbar in der Absicht, Rücksprache mit Desiderius über die mit Sturm gepflogenen Unterhandlungen zu nehmen. Es mußte also Sturm bei Tassilo Gehör gefunden haben, und wohl mochte der Herzog auch ohne sonderliche Versprechungen die Gelegenheit ergreifen, die Frankenherrscher für sich zu stimmen und sie seine eigene Stellung ihnen gegenüber vergessen zu machen.

Nachdem also die Stimmung vorbereitet war, und nur der Papst noch mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, selbst mit der Androhung des Bannes und ewiger Höllenqualen gegen eine Versöhnung der Franken „mit dem meineidigen und stinkenden Volke der Langobarden“ arbeitete, brach die Königin Bertha selbst auf, ihren Weg nach Italien über Bayern nehmend. Es fand eine Zusammenkunft zwischen ihr und Desiderius statt, und wohl ihrem Einflusse und ihrer friedlichen Vermittlung war es zu danken, daß letztere sehr viele Städte dem hl. Petrus zurückgab. Eine Versöhnung des Papstes scheint ebenfalls auf diese Weise einstweilen erzielt worden zu sein, denn Bertha führte des Königs Desiderius Tochter, Desiderata, nach ihrer Rückkehr von Rom zur Vermählung mit Karl ins fränkische Reich. Daß man den Papst aus den Verhandlungen herausgelassen hatte und ihm selbst von fränkischer Seite erst mit einer vollendeten Thatsache entgegenzutreten gedachte, wie dies deutlich aus den Einleitungsworten des päpstlichen Schreibens an die Frankenkönige hervorgeht, zeigt, mit welchem Erfolge die langobardische Partei ihre Sache im Frankenlande betrieben hatte. „Es ist zu unsrer Kunde gekommen — schreibt Stephan III (768—772) — daß der Langobardenkönig Desiderius seine Tochter mit einem von Euch zu vermählen sucht.“ Also hatte man ihm keine Mitteilung davon gemacht. Alles das ging gegen die Rechnung des Papstes. Auch schon vorher hatte er seine Gesinnung verraten, indem er die Nachricht von der Versöhnung der beiden Brüder, Karl und Karlmann, mit sehr zweideutiger Freude begrüßt hatte. Wie anders war da einst die Stellung Gregors zur Langobardenkönigin Theodelinde, und gewiß wäre es verkehrt, wollte man die Ursache der späteren Feindschaft nur auf einer Seite suchen.

Doch ein Wunder wäre es gewesen, hätte dieser künstliche politische Bau längeren Bestand gehabt. Alles hatte man bedacht, nur die natürlichen Verhältnisse, wie sie nun einmal waren und sich aus einer langen Kette von Ursachen entwickelt hatten, waren vollkommen unberücksichtigt geblieben. Gab der Papst sich auch einstweilen zufrieden, so gibt doch sein lebhafter Verkehr mit Karlmann zu der Vermutung Anlaß, daß er seine Menschenkenntnis nicht am unrechten Platze verwertete. Ein mißtrauischer, selbstsüchtiger Charakter scheint derjenige Karlmanns gewesen zu sein, und darum ruhte das gute Einvernehmen mit Karl, wie die darauf begründete friedfertige Politik der Königin Bertha auf sehr schwachen Füßen. Stephan III spielte nun seine Karte gegen die Frankenkönige aus, indem er sich mit dem so sehr geschmähten Langobardenvolke scheinbar versöhnte und in ein freundschaftliches Verhältnis zu Desiderius trat. Ob dies der Grund war, warum Karl und Karlmann sich von neuem entzweiten, ist nicht festzustellen, doch



Karolingischer Krieger.

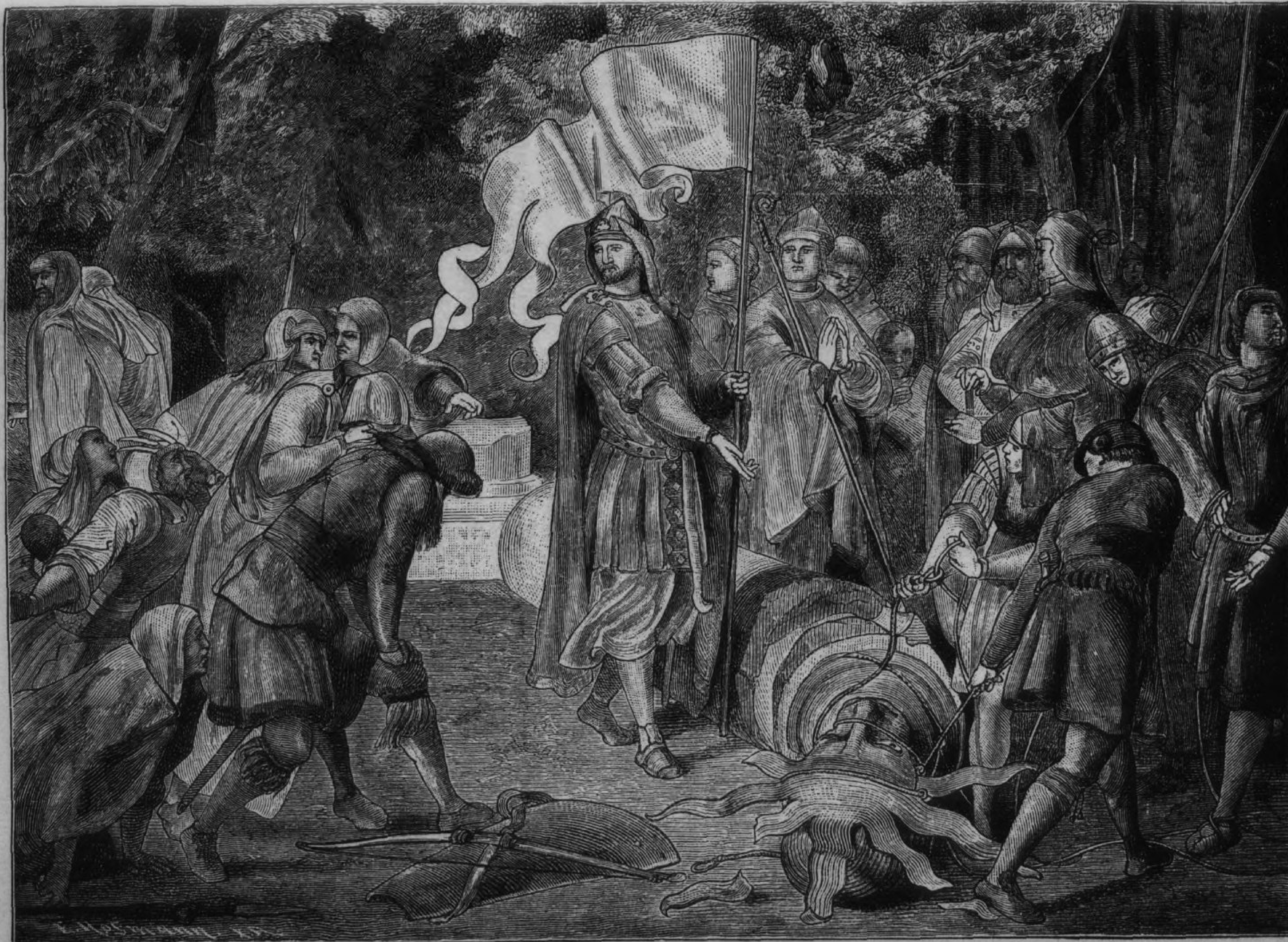
daß Karl in demselben Jahre (771) seine langobardische Gemahlin wieder verstieß, daß damit also die ganzen Hoffnungen der Königin Bertha und der langobardischen Partei zusammenfielen, wissen wir. Einem Kriege beider Brüder mit einander kam nur der Tod Karlmanns zuvor, denn dieser war nun der natürliche Bundesgenosse des gekränkten Desiderius geworden, seitdem ihm der Gedanke kam, der vielleicht Karls geheime Absicht erriet, der Bruder wolle sich des ganzen Reiches bemächtigen und ihn vom Throne stoßen. Karlmanns Tod hatte diese Wendung zur unmittelbaren Folge.

Die Reichseinheit war wieder hergestellt, denn Karl bemächtigte sich ohne Mühe des brüderlichen Erbteiles, und Karlmanns junge Söhne flohen mit ihrer Mutter Gerberga zu Desiderius. Nur eines fehlte noch, und Karls Streben wäre vollkommen erfüllt gewesen: die Unterwerfung Bayerns. Doch noch war der Bruch des Bundes mit den Langobarden, den einst Tassilo vermittelt, zu neu, noch durfte Karl nicht wagen, die nur zurückgetretene Opposition zum Aeußersten zu reizen, und so blieb seine Stellung zu Tassilo, wie sie es im Grunde wohl immer war, eine abwartende. Tassilo aber benützte, wie wir sahen, diese Zeit, seine Herrschaft im Lande zu sichern und zu festigen, indem er die obwaltenden Mängel im Rechts- und Verfassungsleben zu beseitigen suchte.

Indes behielt Karl sein Ziel im Auge. Keine geeinigte Partei im Reiche widerstrebte mehr seinen Plänen, und kein Bruder und Mitregent forderte mehr Berücksichtigung seiner politischen Bestrebungen. Karls Hände waren frei. Er konnte sein Werk beginnen, und wie er es begann, zeigte der Mit- und Nachwelt sofort, wer er war. Wohl gab es keine Angelegenheit, welche die Franken gemeinsamer berührte, welche so sicher auf den Beifall aller ohne Ansehen der politischen Partei rechnen durfte, als die Regelung der Verhältnisse mit den Sachsen. Karl begann mit ihr sein Werk und mit zähester Festigkeit und eiserner Energie arbeitete er hier fort, bis sein Ziel erreicht war. Auf der Unterwerfung der Sachsen beruhte, wie Karls staatsmännischer Blick wohl erkannte, nicht nur der augenblickliche Erfolg, der Erfolg, welcher ihm etwa bei seinen Franken Gehorsam und Willfährigkeit eingebracht hätte, sondern es beruhte auf ihr der Erfolg seiner ganzen Zukunft. Ein Kampf um Krone und Leben von seiten Karls, ein Kampf um die altgeliebte Freiheit von seiten der Sachsen stand bevor. Die eigene Not gab dem jungen Herrscher diesen Rat, und sie, die Fürsorgerin aller hervorragenden Menschen, blieb ihm treu sein Leben lang und entlockte seinem Feuergeiste die Gedankenfunken, welche Jahrhunderte lang die nebeltrübe Atmosphäre durchblitzten.

Die Unterwerfung der Sachsen, nicht mehr die bloße Zurückweisung und Einschüchterung derselben wie früher, war das Ziel Karls. Als Deutscher hatte er erkannt, wie des Reiches Kraft und Bestehen auf den deutschen Elementen der Bevölkerung ruhte, und das lenkte seine Blicke nach Nord- und Südost. Dazu hatte er mit eigenen Augen die Kämpfe Pippins in Aquitanien gesehen, und gerade hier mußte ihm der Gedanke gekommen sein, ob auf die Ruhe und den Frieden eines einmal bekriegten und besiegten Volkes vor seiner völligen Unterwerfung zu rechnen sei? Wohin er sein Auge richtete, ob nach Aquitanien, zu den Schwaben, zu den Bayern oder Sachsen, überall rief ihm die Wirklichkeit ein barsches „Nein" auf seine Frage entgegen, und so ergriff er denn seine Maßregeln, welche ihm durch die Unterwerfung der Sachsen nach dieser Seite Ruhe verschaffen sollten.

Von der Eider bis zum Zusammenfluß der Werra und Fulda, von der Elbe und Saale bis gegen den Rhein saß das große Volk der Sachsen. Ihre Grenzen genau zu bestimmen, ist nicht möglich, da in den Sachsen ein starker Rest jenes altgermanischen, auf Eroberung beruhenden Völkerlebens fortdauerte; noch hatten sie sich nicht bestimmt



Sturz der Irminsäule.

an das einmal eingenommene Gebiet angeschlossen, sondern nach allen Seiten drängte der kräftige Stamm über seine Grenzen in die Gebiete der Nachbarn hinüber. Westfalen, Ostfalen und Engern waren die drei Hauptabteilungen des Volkes südlich der Elbe, zu denen die Nordalbinger, die Bewohner des nördlichen sächsischen Gebietes, als vierte Gruppe hinzutraten. Die Friesen trennten das Volk von der Nordsee, und nur die Ditmarschen berührten das Meer, während Slaven die Küsten der Ostsee besetzt hielten. Die gleiche Art der Kriegführung, wie sie einst die Römer kennen gelernt, traf auch noch Karl in diesen Gebieten an. Nur der gemeinsame Name, der aber mehr den Ausländern, als dem Volke selbst geläufig gewesen zu sein scheint, deutet auf ein erstes Streben nach Zusammenfassung. Aber noch weit war man von dem Ziele entfernt. Kein Königtum, kein Fürstentum, welchem das ganze Volk sich gebeugt hätte, kaum daß einzelne größere Volksteile im Kriege einem erwählten Führer folgten. Gau für Gau, Gemeinde für Gemeinde unter der Vorstandschaft gewählter Fürsten, so tritt uns das trotzige, freiheitliebende Volk entgegen, und keine Gefahr schien groß genug, hier eine weitere umfassende und dauernde Einigung zu bewirken. So mußte es geschehen, daß jeder Waffenerfolg sofort wieder in Frage gestellt wurde, wenn die Sieger abgezogen, denn hinter dem einzelnen unterworfenen Gaue standen viele andere, welche auf ihre Selbständigkeit nicht zu verzichten gedachten. Mehr wie eine Versammlung von Gefolgschaften unter einzelnen hervorragenden Ethelingen erschien das sächsische Aufgebot, als wie ein nationales Heer, und gewiß wäre es in der langen Periode der Sachsenkriege zu größeren Vereinigungen und zu weiterer Ausbildung der Herrschermacht gekommen, wäre es nur das Waffengetöse der fränkischen Scharen gewesen, welches die inneren Gaue aus ihrer Ruhe aufschreckte. Aber vor den Eroberungszügen Karls und namentlich jetzt mit ihnen war die Lehre des Christengottes in das altheidnische Volk eingedrungen und, wie gering auch anfangs ihr Erfolg war, so genügte er doch, die Gemüter zu spalten und die Erkenntnis dessen hintanzuhalten, um was es sich eigentlich handelte. Die Erkenntnis einer gemeinsamen Sache kam dem Sachsenvolke nicht oder erst dann, als es bereits zu spät war, als ein Teil des Volkes seine Freiheit hingegeben und den alten Göttern abgeschworen hatte. Das Hinsiechen dieser inneren Volkskraft, welche der vollen Ueberzeugung von der Wahrheit des Glaubens und der Sitte der Väter entstammt, lähmte die Waffenkraft, und so blieb die Unterwerfung unter die Frankenherrschaft nur eine Frage der Zeit.

Von Worms, wo Karl das Maifeld des Jahres 772 versammelt und den Sachsenkrieg beschlossen hatte, drang er gegen das westfälische Gebiet vor. Die Eresburg an der Diemel (bei Stadtberge) wurde genommen, die Irminsäule, ein Hauptheiligtum des sächsischen Volkes, ein Baumstamm von ungewöhnlicher Größe, der nach sächsischer Annahme das Weltall stützte, wurde vernichtet, das Land weit und breit verwüstet. Bis an die Weser rückte Karl vor. Dort kam es zum Waffenstillstand, und der König zog, nachdem er zwölf Geiseln als Bürgschaft empfangen hatte, nach dem Frankenlande zurück. Während Karl hier für die fränkische Herrschaft und das Christentum seine Siege errang, unterwarf Tassilo, wie wir hörten, Kärnten wieder. Und merkwürdig ist dieser Kriegszug Karls gegen die Sachsen nicht nur deshalb, weil er den Anfang machte in der Unterwerfung Sachsens, sondern weil er auch die Popularität des Königs so weit befestigte, daß er nun, ohne sonderlichen Widerstand zu finden, seine Aufmerksamkeit dem Süden Europas wieder zuwenden konnte. Ueber Sachsen zu den Langobarden, von Pavia nach Rom, vereint mit Rom gegen Bayern, so zieht sich der Kriegspfad des Frankenkönigs in merkwürdigen Schlangenlinien, der Welt das Ziel verhüllend, während Karl selbst das Ziel nie aus den Augen verlor.

Ende Januar 772 war Papst Stephan III gestorben, und wie sehr sich auch die langobardische Partei bemühte, ihren Einfluß auf die Papstwahl geltend zu machen, war doch Hadrian I, der bis zum Jahre 795 den päpstlichen Stuhl besetzt hielt, gewählt. Ebenso blieben die Bemühungen der Langobarden um den neuen Papst selbst erfolglos. Hadrian erkannte das Ende, zu dem ihn eine Verbindung mit Desiderius geführt hätte. Und als nun das Haupt der Langobardenpartei in Rom, Paulus Afiarta, selbst in

Ravenna seinen Tod gefunden hatte, war es mit der Aussicht der Söhne Karlmanns, durch die Hilfe des Langobardenkönigs zu ihrem Erbe zu kommen und von dem Papste zu Königen gesalbt zu werden, für immer zu Ende. Immer mehr ließ sich dagegen Desiderius in seiner Verblendung zu Feindseligkeiten gegen den Papst hinreißen, bis er zuletzt Rom selbst zu belagern beschloß. Da wandte sich Hadrian an Karl um Hilfe. Dieser mußte in Desiderius einen persönlichen Feind erblicken, seit er von seiner Verwendung für die Söhne Karlmanns vernommen. Außerdem führten selbst langobardische Große Klage an Karls Hof gegen ihren König, und alle diese Umstände beeinflußten den Entschluß des Frankenherrschers ebenso, wie sie die Opposition zum Schweigen bringen mußten, so daß Karl nunmehr mit Heeresmacht nach Italien zu ziehen beschloß. Auf dem Maifelde in Genf 773 erhielt der König die Zustimmung seines Volkes und er brach nach dem Süden auf, umging die Alpenklausen, überschritt den Mont Cenis und trieb die Langobarden nach Pavia zurück, zu dessen Belagerung er sich sofort anschickte. Ebenso wurde Verona von ihm belagert, bis sich Gerberga mit ihren Söhnen seiner Gnade überlieferte. Im Frühjahr 774 ergab sich Pavia. Desiderius fiel mit seiner Gemahlin Ansa und einer Tochter in Karls Hände, der sie mit nach dem Frankenreiche nahm. In Corvey scheint der Langobardenkönig als Mönch sein Leben beschlossen zu haben, während der glückliche Sieger sich seine Krone aufsetzte und ihm als König der Langobarden nachfolgte, ohne vorerst an dem Zustande des neu unterworfenen Reiches etwas zu ändern. Mit dem Sturze seines Schwiegervaters war auch Tassilo der letzte Halt entzogen, der ihm eine Verteidigung seiner Freiheit und Selbständigkeit, sobald dieselbe einen Angriff erfuhr, möglich gemacht hätte. In seiner Unthätigkeit bei dieser ihn so nahe berührenden Gelegenheit offenbarte sich zum erstenmale der Zwiespalt seiner Natur, in welchen ihn die altbajuvarische Liebe zur Freiheit und die von den Vorfahren ererbte Neigung für den Papst und die römische Kirche gebracht hatten. Die letztere hielt ihn nun gefesselt und lähmte ihn so, daß er das Schwert nicht zu ziehen vermochte für den Feind der Kirche, daß es ihn wie Scheu vor dem rächenden Frankenkönige befiel, und Mut und Entschlossenheit ihm fehlten, seinem Schwiegervater und politischen Freunde zu Hilfe zu eilen. Ein Funke jenes waghalsigen Abenteurermutes eines Grippo hätte in der Völkergeschichte des Abendlandes damals große Aenderungen hervorrufen können, aber auch das nur, wenn Tassilo wie zu einer thatkräftigen politischen Opposition gegen das Frankenreich, zu einer kirchlichen den Entschluß hätte finden können. Doch gerade eine kirchliche Opposition war längst zur Unmöglichkeit geworden trotz der Selbständigkeit, welche Virgil von Salzburg bis an sein Ende (784) beanspruchte und bewahrte, denn zu früh und zu unbedingt hatte man sich der päpstlichen Autorität gefügt, allzu vertrauensvoll die Wirksamkeit Bonifaz' unterstützt, und hätte Tassilo trotzdem eine Opposition gewagt, er würde den bittern Verlust und den Abfall großer Volksteile schon früher zu beklagen gehabt haben. So blieb ihm nichts übrig, als sein Schicksal zu erwarten. Ueberdies glauben wir, es blieb ihm der Gedanke an eine kirchliche Opposition vollkommen fern. Die eigene Ueberzeugung strebte dagegen und die Erinnerung an das Schicksal seines Vaters mochte jedes derartige Gelüste schon im Keime ersticken.

Karl war nach einer Besprechung mit dem Papste und der folgenden Unterwerfung der Langobarden nach dem Frankenreiche zurückgeeilt, denn die Nachrichten aus Sachsen forderten seine Gegenwart. Das unbändige Volk hatte sich wieder erhoben und war verwüstend in das hessische Gebiet eingefallen. In der Kirche zu Fritzlar, die einst noch von Bonifaz gestiftet worden war, koppelten die Sachsenkrieger ihre Pferde an. Vor der Ankunft Karls flohen sie in ihr Land zurück. Der König ward durch anderweitige Geschäfte abgehalten, den Angriff gegen die Sachsen sofort zu erneuern, doch beschloß er, noch während er in Kiersy überwinterte, „das treulose und bundbrüchige Volk" der Sachsen mit Krieg zu überziehen und nicht eher zu ruhen, bis sie entweder besiegt und zur christlichen Religion bekehrt, oder aber vollständig vertilgt wären. Im folgenden Jahre (775) drang er durch das Gebiet der Engern bis zur Weser und über dieselbe hinüber an die Oker. Die Ostfalen an der Elbe unterwarfen sich zuerst, dann beugten sich auch die Engern und Westfalen, stellten Geiseln und Karl trat den Rückmarsch an. Da erreichte

ihn die Nachricht einer langobardischen Verschwörung. Adelchis, Desiderius' Sohn, beabsichtigte mit griechischen Hilfstruppen in Italien zu landen und mehrere Herzoge, so die von Benevent, Spoleto, Clusium, namentlich aber Hrodgaud von Friaul, der unmittelbare Nachbar Tassilos, hatten ihm ihre Hilfe zugesagt. Karl wartete den Winter ab, eilte dann nach Italien, wo er des Aufstandes bald Herr wurde. Hrodgaud scheint im Kampfe gefallen zu sein. Diesmal aber begann Karl mit der Umgestaltung der alten langobardischen Verfassung, indem er Grafen einsetzte und allen rebellischen Städten eine fränkische Besatzung gab. Das Herzogtum Friaul wurde später zu einer Markgrafschaft umgewandelt. Der Papst, welcher den König all die Zeit her mit seinen Anliegen und Bitten um Erweiterung seiner weltlichen Herrschaft verfolgt hatte, wurde bei diesem Zuge Karls fast wie absichtlich nicht nur nicht berücksichtigt, sondern Karl hatte ihm auch das Herzogtum Spoleto, dessen der Papst sich eigenmächtig bemächtigt hatte, wieder entzogen, wie er auch gegen Hadrians Hauptfeind, den Erzbischof von Ravenna, nicht einschritt. „Alle Schritte zur Herstellung der Ruhe in Italien waren ohne Zuziehung des Papstes erfolgt." Natürlich benutzten die Sachsen die Abwesenheit Karls auch dieses Mal wieder; als aber Karl, den sie noch fern glaubten, mit großem Heere plötzlich in ihr Land einfiel, unterwarfen sie sich bei Lippspring an der Lippe freiwillig.

Im Jahre 777 berief Karl das Maifeld nach Paderborn. Alles deutet darauf hin, daß der Zustand des Sachsenvolkes selbst, als Karl zuerst mit ihm in Berührung kam, schon einen gewissen Grad von Zersetzung und innerer Gärung erreicht hatte. Denn wenn auch bisher keine Gewalt die Stärke des Volkes zusammengefaßt hatte, so machte sich die Notwendigkeit einer solchen Zusammenfassung doch immer fühlbarer, je mehr die Mächte außerhalb Sachsens einer zentralisierenden Richtung folgten. Daß man dies fühlte, beweist der Anhang, den Karl unter den Ethelingen des Volkes alsbald gewann, und dem egoistischen Streben dieser einzelnen Volksführer kamen nun die Fortschritte, welche das Christentum machte, wieder zu gute. Denn die junge Kirche bedurfte des Schutzes dieser Großen, und ihnen ließ wiederum Karl seine Gunst und seinen Schutz angedeihen, so daß ein großer Teil des Volkes, welches im Gefolgschaftsverhältnis zu diesen Führern stand, geradezu seiner feindlichen Kraft gegen die Franken beraubt, und wenn auch nicht herübergezogen, so doch zur Unthätigkeit verdammt wurde. Wie mächtig Karls Einfluß bereits im Sachsenlande geworden, beweist die Flucht Widukinds, des trotzigen Westfalenherzogs, zu den Dänen. An Widerstand gegen Karl war eben damals nicht zu denken.

Immer mehr springt die Parallele der Geschehnisse in Sachsen mit den späteren in Bayern in die Augen. Nur begegnet uns dort mehr der wilde barbarische Trotz, der sich der Gewalt sofort wieder entzieht, nur stellt sich dort ein großer Volksführer, wenn auch erst spät und für kurze Zeit, an die Spitze und sucht mit unbändiger Kraft die Opposition zu vereinen, während in Bayern der Versuch nicht mehr gemacht wurde, die Spaltung innerhalb des Volkes selbst zu beseitigen, sondern die schwankende Haltung des Führers sich mehr und mehr dem Volke mitteilte. Dort ein grimmer Held, hier eine in sich gespaltene Natur, der es dabei doch weder an Erkenntnis der Lage, noch in ruhigen Zeiten sogar an einer gewissen Herrschergröße fehlte. Der tragische Untergang ist beiden gewiß, doch kämpft der eine mit dem Mute der Verzweiflung gegen sein Geschick und das Geschick seines Volkes, während der andere den kaum gewagten Versuch der Auflehnung sofort wieder rückgängig macht und zu Kreuz kriecht, ja er gesteht sogar seine Schuld, eine Schuld, von der er von seinem Standpunkte aus niemals überzeugt sein durfte.

Wir verweilten im Frankenlande und im Lande der Sachsen, wir zogen nach Italien und verfolgten Karls Schritte auf seinen weiten siegreichen Pfaden, und Bayerns ward dabei kaum gedacht. Doch befiel uns ein Gefühl der Besorgnis, je mehr wir von Karls Siegen hörten; wir erinnerten uns still des Landes und Volkes zwischen Alpen und Donau und ahnten sein nahendes Geschick. Wer sollte jetzt noch helfen, wenn der Bayernfürst den Mut nicht fand, „sich zu einem Kampfe bis aufs äußerste und zu einem ehrenvollen Untergange zu rüsten?" Und warum, wenn das unmöglich schien, schloß

Tassilo sich nicht dem weltbeherrschenden Franken an, um unter seiner Führung seines Ruhmes teilhaftig zu werden? Beide Wege zu wandeln sehen wir ihn zaghaft den Anfang machen, aber keinen ging er bis zu Ende fort. Fast wie eine höhnische Extravaganz möchte ein Bayer den Zug Karls nach Spanien betrachten, der, wenn auch keinen Vorteil einbrachte, doch dem Sieger, der seine Waffen bis zum Ebro getragen, den Beifall der ganzen christlichen Welt eroberte. Als ob er dem Bayernfürsten recht nachdrücklich hätte darthun wollen, wie aussichtslos seine starre Opposition fürderhin wäre, schickte sich Karl zu diesem Zuge an, und als ob man so etwas in Bayern gefühlt hätte, möchte es fast scheinen, wenn wir hören, daß bayerische Truppen den Frankenkönig auf seinem Zuge gegen die spanischen Sarazenen begleiteten. Zwar hat man vermutet, es seien dies Mannschaften aus dem von Bayern losgetrennten Teile des Nordgaues gewesen, doch würde der andern Deutung Tassilos Charakter nicht widersprechen. Wohl war er ein friedliebender Fürst, doch auch ein Mann von echt christlicher Gesinnung, so daß er, abgesehen von allen andern Motiven, schon darum diesem Kreuzzuge Karls seine Teilnahme nicht versagen konnte. Nur ist nicht zu entscheiden, ob zu diesem Vorgehen Tassilos die Initiative auf seiner oder auf fränkischer Seite lag. War ersteres der Fall, so würde diese Thatsache dafür sprechen, daß Tassilo schon 778 den Versuch gemacht, seine isolierte Stellung durch scheinbar freiwilligen Anschluß an Karl zu befestigen. Ob aber der Frankenherrscher die Zartheit haben würde, das Motiv zu dieser Handlungsweise nach Tassilos Wunsch auszulegen, mußte die Zukunft zeigen. Ebenso muß es dahingestellt bleiben, ob Karl dem Herzoge bei dieser Gelegenheit, oder früher nach den glücklichen Verhandlungen mit Sturm, oder später bei Tassilos Anwesenheit in Worms (781), die beiden Villen Ingolstadt und Lauterhofen zu Lehen gab. Jedenfalls geschah dies in einem Augenblicke, da man es beiderseits für gut fand, die wirklichen Gefühle für einander zu maskieren. Man muß deshalb Tassilo, weil er sich zu fügen suchte, oder auch aus irgend einem andern Grunde nicht für einen „Schwachkopf" erklären, denn wir gehen bei der Darstellung seiner Thätigkeit und seines Geschickes lediglich von dem Gesichtspunkte aus, daß er mit Verhältnissen zu kämpfen hatte, denen er nicht Herr zu werden vermochte. Daß er sich aber ernstlich bemühte, sich mit diesen widrigen Verhältnissen auf die glimpflichste Art abzufinden, scheint uns die einzig berechtigte Auffassung seiner bisherigen Handlungsweise. Und selbst die Hoffnung auf päpstliche Unterstützung beweist eine gewisse Naivität in politischen Dingen, die ihm am allerletzten von uns zum Vorwurfe gemacht werden soll. Gewiß hatte gerade er ein gutes Recht, auf diese Unterstützung zu hoffen; daß die Hoffnung ihn täuschte, ist sein Unglück, nicht seine Schuld.

Als Karl in Spanien weilte, brachen in Sachsen die Unruhen wieder los, und schon bei diesem Aufstande zeigt sich eine größere Plannäßigkeit, wie eine Entfaltung größerer Streitkräfte. Ob Widukind der Organisator dieses Aufstandes war und schon damals wieder in Sachsen erschien, ist nicht festzustellen, doch muß man an einer einheitlicheren Lenkung festhalten. „Alles Land von Deutz bis zum Einflusse der Mosel in den Rhein verheerten die sächsischen Scharen mit Feuer und Schwert. Heiliges und Gemeines ward in gleicher Weise dem Verderben preisgegeben. Keinen Unterschied des Alters oder des Geschlechtes machte die Erbitterung des Feindes, so daß sich deutlich zeigte, daß er nicht um zu plündern, sondern um Rache zu üben in das fränkische Gebiet eingebrochen war." So furchtbar reagierte das sächsische Volkstum gegen die Strenge, mit der man es im vorigen Jahre zur Franken- und Christenliebe hatte kommandieren wollen. Erst im folgenden Jahre gelang es dem Frankenkönige, des Aufstandes wieder vollkommen Herr zu werden, doch fand er es für gut, auch im Jahre 780 wieder durch Sachsen zu ziehen, und bei diesem Zuge, welcher mehr des moralischen Eindrucks wegen unternommen wurde, erreichte Karl zum erstenmale die Elbe nördlich von Magdeburg. „Die Sachsen ergaben sich ihm alle und stellten Geiseln, Freie und Liten; und er verteilte das Land unter Bischöfe, Presbyter und Aebte, damit sie daselbst tauften und predigten." Bisher hatte der Abt Sturm von Fulda, der geborene Bayer, die Mission in Sachsen größtenteils gelenkt und organisiert; er wurde dabei von dem Utrechter Bistum und dem neu gestifteten Kloster Hersfeld kräftig unterstützt, so daß sich die christliche

Mission auch über Friesland auszudehnen vermochte. 779 aber im Dezember war Sturm, von einer letzten Reise nach Sachsen zurückgekehrt, gestorben. Der Tod dieses vertrauten Freundes war für Karl ein herber Verlust, und auch in Bayern durfte man den Tod des Mannes beklagen, dessen Einfluß auf Karl es nicht am wenigsten zu danken ist, daß ein leidliches Verhältnis zwischen den beiden Herrschern bisher bestehen blieb, denn wohl darf man annehmen, daß der Abt, seines Vaterlandes eingedenk, der Vermittlerrolle, welche er einst übernommen, auch später nicht untreu wurde.

Nach seiner Rückkehr aus Sachsen eilte Karl noch in demselben Jahre nach Italien. Seine Anwesenheit war hier erforderlich, nicht bloß weil er wünschte, seine Söhne Ludwig und Karlmann zu Königen von Aquitanien und Langobardien vom Papste salben zu lassen, sondern das Verhältnis zum Papste selbst bedurfte einer neuen und innigeren Regelung, und außerdem bestand noch in Süditalien das langobardische Herzogtum Benevent unter Arichis, der mit der Tochter des Desiderius Adalperga vermählt war. Dieser „Fürst“ von Benevent hatte Zeit gefunden, hier ein mächtiges selbständiges Reich zu begründen; er stand mit den Griechen in Verbindung, bei denen Adelchis, des Desiderius Sohn, Aufnahme gefunden. Zugleich bildete diese langobardische Macht die einzige und letzte Stütze für Tassilo, welche bei einer Auseinandersetzung mit ihm, wie Karl sie beabsichtigte, wohl mit in Betracht gezogen werden mußte. Daß Tassilo selbst sich von Liutbirg, seiner langobardischen Gemahlin, die ja allerdings den Franken nicht sehr gewogen sein mochte, hätte bereden lassen, des Desiderius Schicksal durch einen Aufstand an Karl zu rächen, ist eine Erfindung späterer Zeit. Thatsache ist, daß Karl selbst die Regelung seines Verhältnisses zu Bayern ins Auge gefaßt hatte. Eine direkte Veranlassung zu solchem Einschreiten außer des wohl niemals in Karl ganz erstorbenen und seit Sturms Tode neu erwachten Gefühles der eigenen Unsicherheit lag nicht vor, denn Tassilo verwendete seine Kräfte gegen die Slaven und Avaren. Gerade die Ausbreitung seines Ansehens und seiner Macht aber war nicht geeignet, dem Frankenherrscher das unbehagliche Gefühl zu nehmen. Was, wenn Tassilo den Weg nach Byzanz ebenfalls wie sein Schwager gefunden hätte? Das Entgegenkommen Karls gegen den Papst hatte diesen, der nur an Erweiterung seiner eigenen Macht und Herrschaft dachte, sofort gewonnen, und wie er die Salbung der königlichen Kinder vollzog, so lieh er auch seinen Beistand dem Könige in der bayerischen Angelegenheit. Nur ein Punkt war da zu berücksichtigen. Tassilo war trotz seiner Verwandtschaft mit den Langobarden niemals feindlich gegen die Kirche aufgetreten, sondern er war ein so ergebener und großherziger Sohn und Beschützer derselben, daß dies vom Papste unmöglich übersehen werden durfte. Der einstweiligen Forderung des Königs, eine gemeinsame Gesandtschaft an Tassilo abzusenden, welche ihn an seinen vor Pippin in Compiegne geleisteten Eid, den Franken unterthan und gehorsam sein zu wollen, erinnern sollte, konnte er ja immerhin seine Zustimmung geben. Und zu dieser Gesandtschaft kam es im Jahre 781, nachdem Karl in die Heimat zurückgekehrt war.

Zwei päpstliche Gesandte, die Bischöfe Formosus und Damasus, waren mit den beiden königlichen Gesandten, dem Diakon Riculf und dem Mundschenken Eberhard, nach Bayern aufgebrochen. Schon diese ernste Erinnerung an den dem Könige schuldigen Gehorsam mußte Tassilo über den Zweck und das Endziel dieses Vorgehens aufklären, wie gerade das Entgegenkommen Tassilos in den letzten Jahren dem Könige jeden Zweifel genommen zu haben schien, daß er die in verhüllter und doch deutlich erkennbarer Absicht dargebotene Hand nicht ausschlagen werde. Der Bayernfürst mochte überrascht von dem so plötzlichen Eingreifen sein, aber gefürchtet hatte er gewiß schon längst etwas derartiges, denn gerade das Schweigen der Geschichtschreiber über etwaige Begebenheiten in vorangegangener Zeit möchten wir dahin auslegen, daß Tassilo ängstlich vermied, durch irgend eine Handlung die verstärkte Aufmerksamkeit der Franken auf sich zu ziehen. Die auffallende Ruhe hat etwas Ueberraschendes, wenn nicht Tassilo selbst in ihr das einzige Mittel erkannt hätte, sich in dem ungestörten Besitze seiner Macht zu behaupten. Daß seine Kalkulation mit derjenigen Karls nicht übereinstimmte, kann ihm nicht zum Vorwurfe gemacht werden, ebenso wenig aber, daß er jetzt, nachdem Karl ihm für seine persönliche

Sicherheit Geiseln gestellt hatte, in Worms vor dem Frankenkönige erschien. Nun melden die fränkischen Quellen, auf welche wir uns allein beziehen können, der Bayernfürst habe alle die Eide wiederholt, die er einst dem Könige Pippin geschworen, und als Unterpfand seiner Treue habe Tassilo 12 Geiseln gestellt. Doch möchten wir diese bestimmte Nachricht, wie sie vorliegt, in Zweifel ziehen. Diese unbedingte Zusage hätte Tassilo bereits der Gesandtschaft geben können, darum brauchte er nicht nach Worms zu gehen. Daß er das letztere that, scheint uns ein Beweis dafür, daß Tassilo gerade einer solch bestimmten und unbedingten Unterwerfung und Anerkennung der fränkischen Oberherrschaft durch eine mündliche Besprechung mit Karl aus dem Wege gehen wollte. Denn daß uns ferner die Nachrichten vorliegen, Tassilo habe später seinen Eid gebrochen, kann uns nicht bestimmen, unsern Zweifel zu unterdrücken. Es ist eben die fränkische Auffassung, welche aus den fränkischen Quellen spricht, und wir besitzen leider keine Nachricht, welche auch der bayerischen Auffassung des Verhältnisses gerecht würde. Hätte Tassilo einen derartigen unbedingten Eid geschworen und gebrochen, läge diese Thatsache unzweifelhaft vor, so würde man nicht seine Verurteilung als Folge seiner Untreue gegen Pippin dargestellt, sondern sich an das näher liegende Faktum gehalten haben. Daß man so weit zurückgriff, um eine thatsächliche Schuld Tassilos zu konstatieren, scheint uns den Beweis zu liefern, daß bei Tassilos Anwesenheit in Worms dem Herzoge auch Zusicherungen von fränkischer Seite gemacht wurden, deren Nichterfüllung ihn später in seinen Augen der eingegangenen Verpflichtungen enthob. Welches diese Zusicherungen von fränkischer Seite waren, wissen wir nicht, da die fränkischen Quellen ihrer wohlweislich nicht erwähnen. Doch werden die später anzuführenden Thatsachen unsere Vermutung als berechtigt erscheinen lassen.

Von Bayern wurde die Aufmerksamkeit Karls in den folgenden Jahren wieder abgelenkt. In allen bisherigen Maßnahmen des Königs gegen die unterworfenen Völker zeigt sich das Bestreben, dieselben mehr durch friedliche Mittel allmählich der Frankenherrschaft zu gewinnen. Die Aenderungen, welche Karl in ihrem innern Leben vornahm, basieren auf der Grundanschauung, daß das Christentum, wie es von der römischen Kirche vertreten wurde, das alle Völker einigende Band bilde und bilden müsse. Und gewiß hat diese Auffassung, welche den gegebenen Zuständen und Verhältnissen entsprang, etwas Großes und Wahres in sich. Gewiß dürfen wir, wie wir es auch betrachten, der Kirche ihre große Kulturmission nicht absprechen. Diese große Aufgabe bildete den eigentlichen Kern ihrer Existenzberechtigung, und alle egoistischen Pläne und Maßnahmen einzelner Päpste und geistlichen Würdenträger konnten, da sie sich selbst wieder, wenn auch von einer falschen oder übertriebenen Auffassung dieser Aufgabe ihre Handlungen leiten ließen, der Kirche und ihrem moralischen Ansehen und Macht nur wenig Eintrag thun. Daß Karl dies erkannte und von dieser Erkenntnis, das Ganze und seinen Zweck statt der Persönlichkeit im Auge behaltend, seine Politik leiten ließ, ist der eigentliche Grund seiner wahrhaft imposanten Größe. Eine einigende Kirche, ein einigendes Reich den Völkern des Abendlandes zu schaffen, war sein ideales Streben, und immer wieder müssen wir daran erinnern, wenn uns im einzelnen die politischen Maßnahmen Karls als barbarisch und grausam erscheinen möchten. Ohne einen gewissen Grad von Brutalität scheint eben in der Menschengeschichte nichts Großes geschaffen werden zu können. Die Opposition hatte auch zu Karls Zeit und gegen die von ihm vertretene Richtung, welche der Zeitströmung entsprach, kein Recht der Existenz. Sie mußte vernichtet oder doch zum Schweigen gebracht werden. Im Jahre 782 schien diese Aufgabe im allgemeinen gelöst und Karls Blicke schweiften weiter. Der mehrfache Aufenthalt in Italien hatte seine Augen geöffnet für die Erhabenheit und Hoheit einer untergegangenen Kultur. Seinen Völkern den Geist der inneren Arbeit wieder zu erwecken, sie zu entflammen für ideales und geistiges Schaffen und sie also mit den Segnungen der Friedensarbeit vertraut und glücklich zu machen, schien seiner Herrschergröße eine würdige Aufgabe. Alkuin, Paulus Diaconus und der Grammatiker Peter von Pisa weilten seit Karls letztem Aufenthalte in Italien an seinem Hofe und legten den ersten festen Grund einer königlichen Akademie der Wissenschaften. Ihnen schlossen sich bald andere an, so der Gote Theodulf, die Bayern Arn

und Leidrad. Ein echter König, verlor Karl seine doppelte Herrscheraufgabe niemals aus den Augen, einerseits das Reich im Innern durch alle Mittel zu heben, Kunst und Wissenschaft, die ersten Arbeiterinnen auf dem Gebiete des kulturellen Fortschrittes, unter seinen besondern Schutz zu nehmen, andrerseits aber auch das Reich und seinen Bestand gegen jede äußere Gefahr zu sichern. Wir können annehmen, daß Karl die Kraft einer inneren Opposition damals für gebrochen hielt, daß er glaubte, auf weitere Gewaltschritte gegen dieselbe verzichten zu können, da mit der Zeit ja die friedliche Arbeit und der Austausch der Meinungen besser als alle Gewaltmittel eine innigere Vereinigung aller Teile herbeiführen mußte. So hielt er einen großen Reichstag an den Quellen der Lippe, auf dem er die politische Organisation Sachsens und seine feste Einverleibung in das Frankenreich ins Auge faßte. Ebenda wurde auch ein Feldzug gegen die Sorben, einen slavischen Stamm zwischen Elbe und Saale, beschlossen, da dieselben verheerend in die sächsischen und thüringischen Gaue eingefallen waren. Karl aber hielt die Gefahr nicht für so groß, um persönlich gegen sie einzuschreiten. Ein fränkisches Aufgebot unter drei fränkischen Großen, zu denen zum erstenmale ein sächsisches Aufgebot stieß, übernahm die Vertreibung der Slaven. Karl blieb im Frankenreiche. In jener Zeit aber war Widukind nach Sachsen zurückgekehrt. Nach den Beschlüssen, welche auf dem Reichstage an der Lippe gefaßt worden waren, durfte er auf eine weit verbreitete Erbitterung im Sachsenlande rechnen, denn die deutsche Freiheit, die Freiheit des Volkes war durch jene Bestimmungen zu Tode getroffen. Und so fand denn sein Aufruf tausendstimmigen Widerhall. Die fränkischen Priester wurden vertrieben oder niedergemacht, die Grafen des Königs verjagt; am Süntelgebirge, unfern der Weser wurde das Heer, welches gegen die Sorben ziehen sollte, vollständig geschlagen und fast vernichtet; die wenigen Ueberreste nahm das Heer Theoderichs auf, der vom Niederrhein sofort zum Kampfe gegen die Sachsen aufgebrochen war. Aber schon rückte Karl selbst heran. Was er in der Eile von Truppen zusammenraffen konnte, führte er herbei, und da räumte Widukind das Feld, wieder zu den Dänen fliehend. Damit war der Mut und die Kraft des Widerstandes gebrochen. Der Aufforderung Karls, der bis zum Einfluß der Aller in die Weser vorgedrungen war, leisteten die Sachsen auch diesmal in großer Anzahl Folge und stellten sich in Verden, wo der König Gericht zu halten beschlossen. Furchtbare Rachegedanken durchwühlten das Herz des Herrschers, der sich in seiner sichern Zuversicht so bitter getäuscht sah. Mit einem Schlage gedachte er die Opposition zu vernichten, und nichts galt ihm mehr der erneute Schwur des Gehorsams und der Unterwerfung, den die Ankommenden ihm demütig leisteten. Ueber Leichen und rauchende Trümmerstätten war er gezogen, und vernichtet lag die Saat, die er so emsig ausgestreut, zerstört sein Werk, dem er so viele Sorgfalt gewidmet, und grausame Erbitterung erfaßte ihn. Die Auslieferung derer forderte er, welche mit den Waffen Widukind gefolgt waren und gegen die Franken gekämpft hatten, und 4500 Sachsen stellten sich ihm. Die Häupter aller fielen an einem Tage auf des Königs Befehl, und keine Schönfärberei hat das Blutmal wegzuwischen vermocht, welches Karls Heldenruhm seitdem verdunkelt. Seiner empörten Leidenschaft



Karls des Großen Justiz.

brachte er dieses furchtbare Opfer, und jeder Sachse mochte ergrimmend es fühlen, daß kein Eidschwur mehr binde an diesen Mörder seines Volkes, daß jedes Kampfmittel gerecht und erlaubt sei, welches Not und Verzweiflung gegen die Franken zur Hand gaben. Widukind erschien wieder im Lande, als Karl in dem Glauben abgezogen war, dieses furchtbare Strafgericht werde die Sachsen zur Ruhe zwingen. Und wie ein Mann erhob sich das ganze Volk. Wohl war es ein Bauernkrieg, der hier geführt wurde, denn kann es dem Bauer auch ziemlich gleich sein, wer das Land beherrscht, wenn nur ihm seine Freiheit bleibt, begreift er bei solchen Gelegenheiten auch nicht sofort, um was es sich handelt, um so erbitterter und unnachgiebiger kämpft er, hat er es begriffen. Ein derartiges Dokument aber, wie Karl es bei Verden ausgestellt, war allen klar, und jeder begriff es, daß hier mit der Sache des Volkes die eigene Freiheit, das eigene Dasein aufs engste verknüpft war. Also auf zum Kampfe! Zum erstenmale war es der sächsische Heerbann, der dem Könige entgegentrat. Schon im Mai 783 war Karl wieder im Sachsenlande. Die Gefahr schien groß. Bei Detmold, im Lande der Engern, wo das Osninggebirge sich gegen Nordosten senkt, traf er auf das sächsische Heer. Ein blutiges Treffen entspann sich. Die fränkischen Annalisten sprechen von einem Siege Karls. Aber es ist gewiß, daß er sich wegen der erlittenen Verluste wieder in die Gegend von Paderborn zurückziehen mußte, wie es ebenso gewiß ist, daß durch diese Schlacht nichts entschieden wurde. Karl vollendete rasch seine Rüstungen und zog dann in das Osnabrückische, wo er die sächsischen Bauern zum zweitenmale an der Hase traf. Dies Mal blieb ihm nach blutigem Kampfe der Sieg. Aber auch der entschied nichts. Karl mußte Sachsen verheerend und verwüstend durchziehen, er mußte, indem er so den einzelnen traf, das ganze Land wieder zu unterwerfen suchen. Widukind wich ihm über die Elbe aus und anfangs Oktober kehrte Karl nach Francien zurück. Aber kaum war der Frühling wieder da, so brach er wieder nach Sachsen auf. Eine Ueberschwemmung der Weser verhinderte ihn, in die nördlichen Teile des Landes vorzudringen. So zog er zu den Ostfalen, während sein Sohn Karl mit einer Heeresabteilung in Westfalen zurückblieb. Systematische Verwüstung des Landes war das einzige Mittel, das Volk zur Botmäßigkeit zu zwingen. Und während sich die Ostfalen wieder unterwarfen, stießen die Westfalen aufs neue mit dem jüngeren Karl zusammen. Auch dies Mal sollen die Franken gesiegt haben, doch folgte wieder keine Entscheidung. Denn Karl sah sich genötigt, den Winter über in Sachsen zu bleiben, um die Rüstungen, welche das Volk bisheran immer in dieser Jahreszeit neu bewerkstelligt hatte, zu hintertreiben. Von der Eresburg aus beunruhigte er fortwährend das todwunde Volk. Im Juni des Jahres 785 zog er wieder tiefer nach Sachsen hinein, nach Paderborn, wo er die große Reichsversammlung abhielt. Sachsen lag ihm halb erwürgt zu Füßen. Kein Widerstand regte sich mehr. So zog er hinauf gen Norden bis in den Bardengau, dies Mal den Zug vollbringend, von dem er im vorigen Jahre hatte abstehen müssen. Nur jenseits der Elbe stand das Volk noch unter den Waffen. Widukind weilte dort. Der König beschloß, ihn zu friedlicher Unterwerfung zu bewegen. Gesandte gingen ab, Widukind und Abbio, den Anführer der Ostfalen, aufzufordern, sich persönlich dem Könige zu stellen. Die beiden Sachsenfürsten forderten Geiseln, welche Karl gewährte, worauf er das Land verließ. Noch vor Ablauf des Jahres stellten sich die beiden Herzöge zu Attigny dem Könige und ließen sich mit zahlreichen Sachsen taufen. Das Schicksal des Volkes war entschieden. „Mit Blutgesetzen wurden das Christentum und das Königtum zugleich den Sachsen aufgedrungen. Mit Todesstrafen wurde die Taufe erzwungen, die heidnischen Gebräuche bedroht; jede Verletzung eines christlichen Priesters wurde, wie der Aufruhr gegen den König und der Ungehorsam gegen seine Befehle zu einem todeswürdigen Verbrechen gestempelt.“

Gibt es eine Entschuldigung für derartige blutige Maßnahmen? Gewiß! Es galt, Karls politische Absichten zu verwirklichen. Diese Verwirklichung erreichte er auf dem angegebenen Wege, nur auf ihm. Daß diese Absichten der klaren Erkenntnis der damaligen Weltlage entsprangen, wird nirgendwo bestritten, und so war ihre Verwirklichung eine Notwendigkeit. Ob dieselben auch auf andere Weise hätten erreicht werden können, darüber steht uns kein Urteil zu, da wir mit der Persönlichkeit Karls und den damaligen

Verhältnissen zu rechnen haben, nicht aber mit Wahngebilden einer abstrakten Theorie. Der Vereinigung aller damaligen Umstände entsprang die Art und Weise, wie das Sachsenvolk unterworfen wurde, und Karl vermochte es nicht, sich der zwingenden Macht der Verhältnisse zu entziehen. Wie aber immer findet auch hier der Dichter das einzig versöhnende Wort, und seiner objektiven Anschauung, welche in Elmars Klage so herrlich zum Ausdrucke kommt, werden wir unsere Zustimmung nicht versagen:

„Wie wenn statt besiegt zu werden,
Wir die Franken übermochten,
Hätten wir nicht unsre Götter
Aufgedrängt den Unterjochten?

Hätten wir die guten Mönche
Nicht verlacht als eitle Schwätzer?
Denn die Wahrheit hat der Sieger,
Der Besiegte ist ein Ketzer. —

Was ist Wahrheit? rief der Römer
Spöttisch in der Christensage;
Ohne Antwort in die Wolken
Schreit der Welt uralte Frage. —"

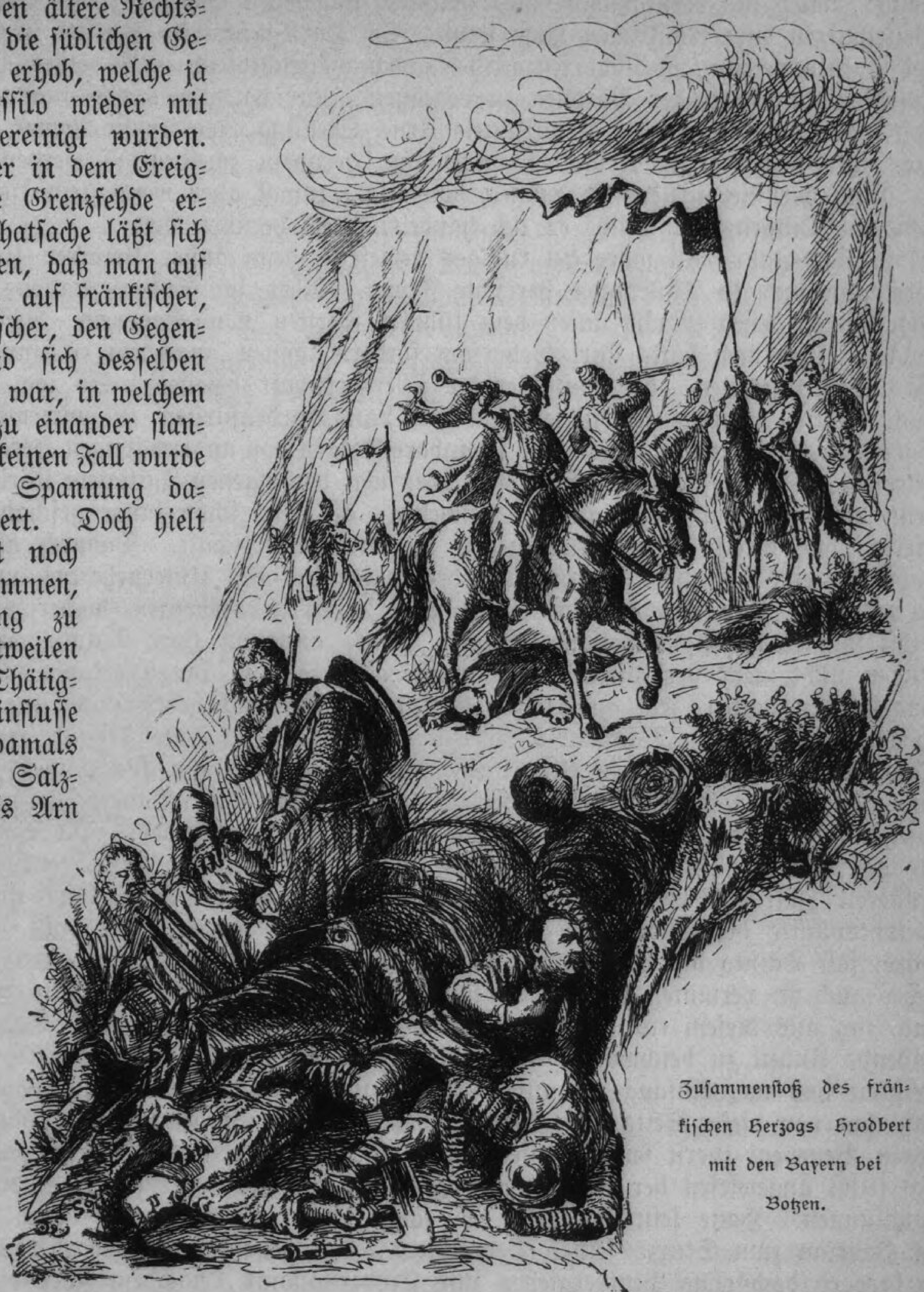
Als ein andrer kehrte Karl aus den Sachsenkriegen zurück, als wie er dazu ausgezogen war. Zum erstenmale hatte er erkannt, was es heißt, einem großen selbständigen und freien Volke Gewalt anthun. In den Erfahrungen, welche er hier gemacht, erkennen wir die psychologische Ursache seiner nun folgenden Thätigkeit, namentlich aber seiner Stellungnahme zu Bayern. Denn nicht ohne Eindruck konnte dieser furchtbare Todeskampf des mutigen Sachsenvolkes an seiner Seele vorübergegangen sein.

Im Jahre 784 war Bischof Virgil von Salzburg, Tassilos treuer Freund und Ratgeber, gestorben. Urteilt schon Aventin, daß Tassilo nicht so tief gefallen wäre, wenn er diesen Virgil länger zur Seite gehabt hätte, und scheint diesem Urteile Rettberg stillschweigend seine Zustimmung zu geben, so möchten auch wir uns demselben anschließen. Denn aus seinem eigenen Leben geht zu deutlich hervor, wie Virgil es verstanden, sich gegen alle Angriffe des Bonifaz sowohl am päpstlichen, wie am fränkischen und bayerischen Hofe zu halten, und nicht zum mindesten möchten wir es seinem Einflusse zuschreiben, daß es auch Tassilo gelang, so lange ohne nennenswerten Konflikt seine Stellung zu behaupten. Und daß Alkuin, Karls Vertrauter und Freund, der erste Gelehrte des Zeitalters, ihm in einer Inschrift, welche für den neuen, von Virgil erbauten Dom von Salzburg bestimmt war, ein so ehrendes Denkmal setzte, möchte diese Annahme nur bestätigen.

Karl versäumte auch dies Mal nicht, sich die offen ausgesprochene Zustimmung des Papstes für sein Vorgehen in Sachsen zu verschaffen. Er teilte Hadrian seine Siege mit und dieser ordnete ein großes Dankfest an; am 23., 26. und 28. Juni 786 sollten im ganzen fränkischen Reiche, wie in allen der römischen Kirche gehörigen Gebieten Litaneien abgehalten werden, während der Papst selbst Gott pries, weil er die heidnischen Völker zum wahren Glauben bekehre und der Herrschaft Karls unterwerfe; darauf, schrieb er dem Könige, magst du sicher vertrauen: Wenn du die dem hl. Petrus und uns gemachten Versprechungen reinen Herzens und willigen Sinnes erfüllst, so wird Gott noch „mächtigere Völker" dir zu Füßen legen. Es wäre interessant zu wissen, wen der Papst und ob er bestimmte Völker mit diesen noch mächtigeren gemeint hat. Unwillkürlich fallen uns da die Worte Einhards, des Biographen Karls, ein, der den im folgenden Jahre drohenden Krieg mit den Bayern „den größten" nennt, den Karl je hätte führen sollen.

Die Annalen melden nun von einem Zusammenstoße eines fränkischen Herzogs Hrodbert mit den Bayern bei Botzen. Derselbe soll im Jahre 785 stattgefunden haben. Der Frankengraf wurde mit vielen der Seinigen erschlagen. Die Ursache des Zusammentreffens mag darin gelegen haben, daß der fränkische Führer infolge der Unterwerfung

der Langobarden ältere Rechtsansprüche auf die südlichen Gebiete Bayerns erhob, welche ja erst durch Tassilo wieder mit dem Lande vereinigt wurden. Mag man aber in dem Ereignisse nur eine Grenzfehde erblicken, die Thatsache läßt sich nicht wegleugnen, daß man auf beiden Seiten, auf fränkischer, wie auf bayerischer, den Gegensatz fühlte und sich desselben vollauf bewußt war, in welchem beide Völker zu einander standen. Und auf keinen Fall wurde die bestehende Spannung dadurch vermindert. Doch hielt Karl die Zeit noch nicht für gekommen, hier Wandlung zu schaffen. Einstweilen scheint er der Thätigkeit und dem Einflusse des gerade damals neu ernannten Salzburger Bischofs Arn erwartungsvoll vertraut zu haben. Gegen diesen Sohn Bayerns, der im Jahre 785 den Salzburger Stuhl bestieg, nachdem man mehr als ein halbes Jahr nach dem Tode Virgils dahingehen ließ, denselben wieder zu besetzen, wendet sich die ganze historische Kritik mehr oder weniger scharf. Büdinger glaubt, er sei dem Herzoge nur halb ergeben gewesen; Riezler zweifelt nicht daran, daß gerade er sich nach seiner Zusammenkunft mit dem Papste von der Sache seines eidbrüchigen Herzogs abgewandt habe; Quitzmann nennt ihn einen ehrgeizigen Emporkömmling, dem nur sein persönlicher Vorteil über den seiner Kirche gegangen wäre, und indem er ihn mit Sturm vergleicht, kommt er zu einem Urteile, das demjenigen Arns über sich selbst, „ein unwürdiger Nachfolger des frommen und berühmten Virgil, ein winziger und gleichsam fehlgeborener Knecht der Knechte Gottes“ zu sein, nicht nachsteht. Arn war ehedem Abt in dem belgischen Kloster von St. Amand zu Elnon; bis 778 fungierte er an der Freisinger Kirche; dann scheint er sich nach Belgien begeben zu haben. Eine innige Freundschaft verband ihn mit Alkuin, dem Freunde und Berater Karls, und ist es nicht unmöglich, daß er dieser Freundschaft die Bischofswürde verdankt. Denn Tassilo, in richtiger Erkenntnis der



Zusammenstoß des fränkischen Herzogs Hrodbert mit den Bayern bei Botzen.

Dinge, wird sich ebenso nach einem Manne umgesehen haben, der in freundschaftlichen Beziehungen zum fränkischen Hofe stand. Ob Karl bestimmte Schritte zu Gunsten Arnos bei Tassilo gethan, ist nicht festzustellen, doch wahrscheinlich. In seiner Person schienen sich die Wünsche beider Parteien zu begegnen, nur hatte dies die unangenehme Folge, daß späterhin auch in der Konfliktszeit Arns Stellung, wie er sie immer auffaßte, eine nicht nur überaus schwierige, sondern eine geradezu zweideutige werden mußte. Die Stellung des Vermittlers ist immer schwierig, zumal aber wenn sein eigenes Interesse von den Dingen, um welche es sich handelt, direkt berührt wird.

Das Jahr 786 wäre ein ruhiges gewesen, denn außer kleineren Unruhen in der Bretagne und in Thüringen herrschte Friede. Aber im Süden Italiens bestand noch das Reich, dessen Macht unter dem kühnen Fürsten von Benevent, Arichis, beständig wuchs. Und doch hätte Karl Gehorsam fordern können, nachdem er einmal an Desiderius Stelle getreten, der einst hier die Oberherrschaft besessen. So zog er denn hinab nach Italien, diesen letzten selbständigen Langobardenfürsten zu unterwerfen. Bisher waren Karls Unternehmungen alle scheinbare Folgen von anderwärtigen Herausforderungen gewesen. Dieser Zug gegen Benevent aber war der eigenen Initiative Karls entsprungen, denn hier war jetzt nichts anderes geschehen, als was schon lange geschah: man protestierte ohne direkte Provokation gegen die Frankenherrschaft. Dadurch aber, daß Karl nicht auf eine besondere Begründung des augenblicklichen Unternehmens wartete, verriet er der Welt klar und deutlich seinen Plan, den zu verbergen bisher die Verhältnisse selbst ihm so günstig geholfen. Länger konnte auch ein Herr Tassilo von Bayern die Augen nicht mehr verschließen. Er mußte, wie alle es längst erkannt und sich mutig eingestanden hatten, jetzt auch seiner Erkenntnis Ausdruck geben und seine Vorkehrungen so oder so treffen. Wie Karls Romzug im Jahre 781, als es sich ebenfalls um die Ordnung der unteritalischen Verhältnisse handelte, an der ihn aber damals die drohenden Unruhen im Sachsenlande verhinderten, eine Reaktion in Bayern hervorrief, so jetzt wieder. Aber die Verhältnisse waren jetzt für Karl günstiger. Die Verlobung seiner Tochter Rotrudis mit Constantin, dem Sohne der Kaiserin Irene, entzog Arichis den früheren Halt. Die Reiche der beiden Schwäger wurden von Karl unter demselben Gesichtspunkte betrachtet, und das fühlte man sehr wohl. Doch als ob er gelähmt wäre, sah Tassilo der Entwicklung der Dinge, dem nahenden Sturme entgegen, und wie sicher auch zu vermuten ist, daß Liutbirg, seine langobardische Gemahlin, sich alle Mühe gab, ihn aus diesem traumhaft lethargischen Zustande herauszureißen, er that nichts, das nahende Unheil zu beschwören, nichts als einen einzigen zaghaften Schritt, dessen Erfolglosigkeit ihm von Anfang an außer Zweifel stehen mußte. Und wie wohl Karl wußte, daß ihm von dieser Seite keine Gefahr drohe, zeigt allein der Umstand, daß er es wagte, gegen Benevent zuerst seine Waffen zu kehren. So stand denn Arichis allein und auf sich selbst angewiesen der Frankenmacht gegenüber, und da verlegte er sich auf Unterhandlungen. Hatte sein Vorgehen, so lange Karl in Rom weilte, auch keinen Erfolg, da Hadrian zum Sturze seines Bedrängers, des gehaßten Langobardenfürsten drängte, so kam es doch ohne Blutvergießen zum Einverständnis, nachdem Karl bis Capua vorgerückt war. Arichis unterwarf sich der fränkischen Oberherrschaft und verzichtete darauf, der Nachfolger des Desiderius sein zu wollen. Karl kehrte nach Rom zurück. Aber nicht lange nach dem trafen hier der Bischof Arn von Salzburg und der Abt Hunrich von Mondsee, gesendet von Tassilo, ein, um den Papst zur Vermittlung zwischen König und Herzog anzurufen. Ja, aber was war denn geschehen? Außer dem allgemeinen Vorgehen Karls lag kein Grund vor zu einer solchen Sendung, und jenes so ohne weiteres auf sich zu beziehen und das noch obendrein Karl kund zu thun, wäre eine politische Unklugheit gewesen, wie wir sie Tassilo trotz seiner Träumerei nicht zumuten möchten. Die Quellen verschweigen hier also etwas, was Tassilo zu diesem direkten Schritte bewogen hatte. Entweder lag eine Aeußerung oder eine Handlung Karls vor, welche Tassilo direkt betraf und ihm als eine Drohung erschien, oder Tassilo hatte sich etwas zu Schulden kommen lassen, wofür er die Rache des Königs fürchten mußte. Letzteres würden die fränkischen Annalisten aber wohl berichtet haben. Irgend etwas muß geschehen

sein, was Tassilo zu diesem Schritte berechtigte. Wir wissen nicht was, und so bleibt der Kombination und der Vermutung ein weites Feld geöffnet. Die einen raten auf ein Einverständnis Tassilos mit Arichis, andere bekämpfen dies, indem sie annehmen, der Papst habe mit Karl eine Intrigue gegen Tassilo ersonnen und denselben ohne Grund dem Könige in die Hände geliefert. Gegen die erste Annahme spricht das gänzliche Fehlen von Beweisen, gegen die zweite die Geschraubtheit der Motive. Wir stehen nicht im 18., sondern im 8. Jahrhundert, und außerdem haben wir es denn doch mit Persönlichkeiten zu thun, welche eher 4500 Köpfe an einem Tage abschlagen lassen, als sich in solch erbärmlichen Kabinettskrieg einzulassen. Neben barbarischer Leidenschaft kann die Größe eines Mannes bestehen, während intriguante Gemeinheit keine Größe aufkommen läßt. Und so wollen wir denn auch viel mehr annehmen, daß eine Aeußerung Karls, welche ihm auf Grund berechtigten oder unberechtigten Verdachtes gegen die Ehrlichkeit und Treue Tassilos entfuhr, das Vorgehen des Bayernherzogs verursacht habe. Daß



Die neustrischen Truppen auf dem Marsch zum Lechfeld.

die Herausforderung an Tassilo von seiten Karls ergangen ist, könnte uns das Schweigen der fränkischen Quellen fast mit Sicherheit beweisen, denn die meisten Forscher haben der Ahnung mehr oder weniger offen Ausdruck gegeben, daß in diesem Verschweigen ein System lag. Nicht leicht war die Stellung Hadrians in dem ihm zugemuteten Geschäfte. Denn auf der einen Seite stand Karl, sein Hort und Beschützer, auf der andern Tassilo, der Kirche ergebenster Sohn, und wohl mochte der Papst Bedenken tragen, diesen durch den Frankenherrscher brutalisieren zu lassen. Er verwandte sich denn auch dringend bei Karl für den Bayernherzog und suchte ihn zu bewegen, sich friedlich mit Tassilo zu vergleichen. Der König soll den Vorstellungen zugänglich gewesen sein, ja es wird erzählt, daß er geäußert habe, schon längst sei es sein Wunsch und Bestreben gewesen, mit Tassilo sich zu verständigen, alle seine Bemühungen seien jedoch fehlgeschlagen. Mag diese Aeußerung Karls gefallen sein oder nicht, sie beweist deutlich, daß man im Frankenreiche wußte, wie hier trotz der persönlichen Zusammenkunft der beiden Herrscher im Jahre 781 ein Mißtrauen und eine Spannung bestehen blieb, die eines Ausgleiches bedurften. Daß es unter solchen Umständen sehr leicht zu einem vollen Zwiste kommen konnte, ist ersichtlich,

und daß Tassilo glaubte, der Zwist sei eben jetzt ausgebrochen und es handle sich darum, ihn zu beseitigen, zeigt seine Gesandtschaft an den Papst. Als nun Karl sofort ein Abkommen treffen wollte, traten die bayerischen Gesandten zurück mit der Entschuldigung, sie besäßen für den Fall keine Vollmacht. Der König mochte jetzt eben die Zeit für gekommen erachten, den Eid Tassilos im Jahre 781 in seiner Weise auszulegen, so daß er Zumutungen an Tassilo stellte, zu denen dieser weder durch Eid noch Versprechungen sich jemals verpflichtet hatte. Daß Karl dabei seiner eigenen Zusicherungen vom Jahre 781, welche wir annehmen zu müssen glaubten, vollkommen vergaß, ist bei der Lage der Dinge nur natürlich. Und als nun die Gesandten die Entscheidung ihrem Herzoge vorbehalten wollten, da brach der Zorn Karls los, und selbst Hadrian ließ Tassilo nun vollständig fallen, indem er sich der Ansicht Karls anschloß, Tassilo wolle den einmal geschworenen Eid nicht anerkennen. Und doch muß es sich um ganz andere Dinge gehandelt haben, als das bei dem Abkommen von 781 der Fall gewesen. Demgemäß berichten denn auch die Lorcher Annalen: „Als der Papst die Unbeständigkeit und die trügerische Absicht der Gesandten erkannt hatte, belegte er sofort den Herzog derselben und seine Anhänger mit dem Banne, wenn er selbst die Eide, welche er dem Herrn Pippin und dem Könige Karl geschworen hatte, nicht erfüllen würde." Darauf machte er den Gesandten noch einmal dringende Vorstellungen, sie möchten Tassilo beschwören, Karl, seinen Söhnen und dem Volke der Franken in allem gehorsam zu sein, damit Blutvergießen und die Beschädigung seines Landes verhindert werde. „Wenn aber der Herzog selbst in seiner Herzensverhärtung beharre und den Worten des Papstes kein Gehör schenken wolle, dann sollten der König Karl und sein Heer von aller Sünde freigesprochen werden, und was immer an Feuersbrünsten, Menschenmord und sonstigen Uebelthaten in jenem Lande sich ereignen sollte, solle über Tassilo und seine Anhänger kommen, König Karl aber und seine Franken von jeglicher Schuld freigesprochen werden." So gab der Papst dem Vorgehen des Königs seine Zustimmung und versprach ihm den Schutz der Kirche; Tassilo ward dem Frankenherrscher geopfert. Mit diesen traurigen Nachrichten kehrten die Gesandten zu ihrem Herzoge zurück.


Theodo, der Sohn Tassilos wird als Geisel fortgeführt.

Karl begab sich bald darauf nach Worms, wohin er die Reichsversammlung berief. Vor allen weltlichen und geistlichen Großen erstattete er Bericht über seinen Zug nach Italien, wie über die Verhandlungen mit Tassilo, und kein Widerspruch erhob sich gegen den Beschluß, den Herzog nötigenfalls mit Waffengewalt zur Anerkennung der Eide zu zwingen. Vorerst jedoch ging noch einmal eine Gesandtschaft nach Bayern, Tassilo aufzufordern, seine Eide zu halten und sich selbst in Worms zu stellen. Doch jetzt, in dieser letzten Stunde verfiel der Unglückliche auf den Gedanken des Widerstandes. Er weigerte

sich, nach Worms zu kommen und Karl rüstete gegen ihn. Wie ernst man von fränkischer Seite einen Krieg mit Bayern nahm, beweisen die Vorkehrungen, welche Karl zu dem Zuge traf. Von drei verschiedenen Seiten wurde der Angriff auf das Land geplant. Von Süden rückte der langobardische König Pippin mit einem Heere heran, welches bis Botzen vordringen sollte. Austrasische Franken, Sachsen und Thüringer zogen von Norden her an die bayerische Grenze und lagerten sich bei Pföring (zwischen Ingolstadt und Regensburg). Von Westen führte Karl selbst seine neustrischen Truppen heran. Auf dem Lechfelde bei Augsburg machte er Halt. „Ein Dichter singt von der Flotte, die Karl auf dem Rheine vereinigt und mit deren Hilfe er die Ueberfahrt des Heeres bewerkstelligte, von den zahllosen Scharen, unter deren Schritt Deutschland gezittert habe.“ Da aber zeigte sich, wie tief die Achtung vor dem Papste in das Bayernvolk eingedrungen, eine wie furchtbare Waffe jener Bannfluch war, deren Karl zur rechten Zeit sich zu bemächtigen wußte. Der Abfall seines Volkes war eine so deutliche Sprache, daß Tassilo es nicht wagte, mit den wenigen Getreuen, die ihm blieben, einen Kampf mit den Franken einzugehen. Und gerade der Geistlichkeit, vor allem Arn, mußte ein Kampf, unter solchen Auspicien begonnen, als der unseligste erscheinen. Allen diesen Bedrängnissen, welche auf den Herzog einstürmten, gab er endlich nach und stellte sich dem Könige am 3. Oktober auf dem Lechfelde. Dort bat er um Verzeihung wegen des Geschehenen, huldigte dem Könige als Vasall und gab in die Hand Karls sein Herzogtum, indem er ihm seinen Herrscherstab überreichte. Karl aber gab ihm das Herzogtum zurück und machte ihm außerdem wertvolle Geschenke. Das ganze Volk mußte den Treueid leisten und Tassilo als Unterpfand seiner Treue zwölf Geiseln und als dreizehnten seinen eigenen Sohn Theodo stellen. Damit war des Herzogs Unabhängigkeit thatsächlich und für immer vernichtet; Bayern wurde als ein abhängiges Glied dem Frankenreiche einverleibt.

Des Königs Ziel war erreicht. Mit Genugthuung konnte er auf das ereignisvolle Jahr zurückschauen. Und wohl hätte es bei diesem Abschlusse bleiben können, hätte Tassilo seine Stellung zu erkennen und zu ertragen vermocht. Aber die lange Zeit der Unabhängigkeit, die Gewohnheit eines selbständigen und selbstherrlichen Auftretens, und jetzt nur mehr ein Vasall des Frankenherrschers, der in Demut der Befehle seines Herrn zu harren bestimmt war, welcher Gegensatz! Welche traurige und tief demütigende Stellung nahm dieser Herrscher in den Augen seines Volkes von nun an ein! Die Ereignisse selbst drängten zu einem weiteren Abschlusse.

In Benevent war Arichis gestorben. Karl zögerte, den als Geisel an seinem Hofe weilenden Sohne desselben auf die Bitte der Beneventaner zu entlassen. Die Gelegenheit schien ihm zu günstig, das Fürstentum enger an das Frankenreich anzuschließen und so behielt er Grimoald bei sich. Das aber gab den Griechen, welche durch Karls Weigerung, seine Tochter Rotrudis mit Constantin zu vermählen, aufs tiefste gekränkt waren, Gelegenheit, gegen die Franken aufzutreten. Den Umtrieben des langobardischen Königssohnes Adelchis und seiner Schwester, der Witwe des Arichis, gelang es, die Bewegung in Gang zu bringen, und Karl sah sich von einem Kampfe mit den Griechen bedroht. Um nichts Geringeres handelte es sich, als um den Besitz von Benevent. Schon weilte Adelchis mit Truppen in Calabrien, und selbst der Papst dachte nicht daran, den König unbedingt und ohne Gegenleistung zu unterstützen, da er auf seine Freundschaft mit den Griechen Rücksicht zu nehmen hatte und außerdem aus Karls bedrängter Lage möglichst viel Nutzen für sich herauszuschlagen suchte. Dies Mal den eben erst gedemütigten Tassilo im Rücken des Heeres zu lassen, ging nicht an. Karl mußte mit ihm ein Ende machen. Daß es dazu der Gerüchte, welche umgiengen, Tassilo habe auf das Betreiben Tassilos mit den Avaren Verbindungen angeknüpft und sie zur Hilfe gegen Karl gerufen, er habe den in Bayern ansässigen Vasallen des Königs nach dem Leben gestrebt, er habe seine Leute zu Meineid verführen wollen, er habe gar geäußert: und wenn er zehn Söhne hätte, wollte er sie lieber alle zu Grunde gehen lassen, als daß er sich an die Verabredungen binde, die er beschworen hatte, besser sei es tot sein, als so zu leben; daß es solcher Gerüchte nicht bedurfte, um den König zu dem Entschlusse zu bringen, Tassilo unschädlich zu machen, wird jeder zugeben. Jedoch griff Karl die Gerüchte auf, eine



Tassilo wird in Worms festgenommen und seiner Waffen beraubt.

Untersuchung gegen den Herzog ins Werk zu setzen. Er sah sich zu derselben die nächste Reichsversammlung in Worms (Anfang des Sommers 788) aus, zu der er auch Tassilo vorladen ließ. Er erschien. Ob ahnungslos, ob mit dem Bewußtsein, seine Unschuld darthun zu können, oder mit dem trotzigen Mute, gegen sein Geschick kämpfen zu wollen, wer könnte das eine oder andere bei der Einseitigkeit der Quellen behaupten? Jedenfalls aber wollte man es von fränkischer Seite zu einer regelrechten Verteidigung gar nicht kommen lassen, denn bei seiner Ankunft wurde der Herzog festgenommen und seiner Waffen beraubt. Dann ging eine Gesandtschaft nach Bayern, um des Herzogs Gemahlin und Kinder, seinen Schatz und sein Gesinde herbeizuholen, und dann erst begann die Untersuchung. Seine eigenen Unterthanen traten mit Anklagen gegen ihn auf, und wahrscheinlich unter ihnen auch jener Bischof Arn von Salzburg; doch scheint bei allen Verbrechen, welche man Tassilo zum Vorwurfe zu machen suchte, seine Verteidigung so bedeutsam gewesen zu sein, daß sich eine wirkliche Schuld nicht darthun ließ. Selbst die Anklage, er habe die Avaren herbeigerufen, so sicher die Thatsache auch behauptet wird, scheint er so entkräftet zu haben, daß der direkte Beweis des Treubruchs nicht gegen ihn erbracht werden konnte. Mit Recht bemerkt Waitz: „man erwehrt sich nicht des Eindrucks, daß es weniger verbrecherische Thatsachen als unzufriedene Aeußerungen und verdächtige Reden waren, welche jetzt vorlagen." Und so erinnerte man sich denn jener einen wirklichen Schuld, die Tassilo durch den Treubruch gegen Pippin vor 25 Jahren auf sich geladen hatte. Damals hatte er das fränkische Heer auf seinem Zuge nach Aquitanien verlassen: um dieser alten Schuld des „herisliz" willen ward jetzt der Herzog von der ganzen Versammlung einmütig zum Tode verurteilt. Nicht nach Gesetz und Gerechtigkeit wurde dieses Urteil gefällt, sondern nach den Eingebungen einer brutalen Politik, deren sich Karl hier, wie einst gegen die Sachsen schuldig machte. Fast kläglich klingt es, wenn die fränkischen Quellen dann die Milde Karls betonen, welcher von der Reichsversammlung erwirkte, „von Mitleid ergriffen und weil Tassilo sein Blutsverwandter war", daß das Urteil nicht vollstreckt wurde. Doch wollen wir zu seiner Ehre, was auch durch spätere Nachrichten bestätigt erscheint, annehmen, daß es der zuletzt doch wieder siegreiche Gerechtigkeitssinn des Königs war, welcher der von ihm erkannten politischen Notwendigkeit die Milderung des Urteils abrang. So wurde Tassilo nach seinem Wunsche gefragt, und er bat, in ein Kloster gehen zu dürfen, doch solle man die Tonsur nicht zu seiner Schmach schon hier vor den Franken vollziehen. Karl gestand dies zu, schickte den Unglücklichen nach St. Goar, wo am 6. Juli die Tonsur an ihm vollzogen wurde. Auch seine Angehörigen, seine Gemahlin und seine Söhne wurden wie seine Töchter in einzelnen Klöstern untergebracht. Das Kloster Lorsch nahm Tassilo später auf, während er früher nach Jumièges an der Seine, unterhalb Rouen, verbannt wurde. Der Form, welche bei diesem Vorgehen so schmählich verletzt wurde, suchte Karl später Genüge zu thun. Noch einmal trat Tassilo sechs Jahre später aus

seiner Einsamkeit heraus, damit er scheinbar freiwillig vor der Versammlung in Frankfurt das Recht seiner Herrschaft in Bayern an Karl übertrage. „Karl empfand das Bedürfnis, durch diese angeblich freiwillige Verzichtleistung des Herzogs die Berechtigung seiner eigenen Herrschaft in Bayern darzuthun: Tassilos frühere Verurteilung, sieht man, ward noch immer nicht als gerechtfertigt angesehen."

Mit Tassilo trat das fränkische Geschlecht der Agilulfinger von der Herrschaft Bayerns zurück. Bayerns Selbständigkeit war dahin, und Tassilo selbst verschwindet vom Schauplatze der Geschichte. Doch sein Geist geht um im Lande, und jene Hoffnung, deren Verwirklichung das Bayernvolk doch im Stillen ersehnt haben mag, es werde der Held sich erheben, angefeuert durch die Vorstellungen seiner mutigen Gemahlin, und in blutiger Schlacht sein angestammtes Recht und die Freiheit seines Volkes verteidigen, schuf nun die Sage zur Wirklichkeit um. Der feindlichen Uebermacht aber und dem Verrat im eigenen Lande muß er fallen und, als Gefangener vor den hartherzigen Sieger geführt, wird er des Augenlichtes beraubt und in ein Kloster gesperrt. Karl aber muß sehen, wie Engel den geblendeten Greis zum Altare geleiten, und also versöhnt die Sage das Volk mit dem traurigen Geschicke seines Herrschers.

Aber auch die Weltgeschichte versöhnt mit dem damaligen Geschicke Bayerns. Zu der Aufgabe, welche des deutschen Volkes in der nächsten Folgezeit harrte, bedurfte es einer Zusammenfassung aller Kräfte. Nur in seiner totalen Vereinigung lag die Stärke des deutschen Elementes, nur so konnte es seiner Aufgabe gerecht werden. Vielleicht möchte man behaupten, daß der Beitritt Bayerns nicht notwendig gewesen wäre, das deutsche Volk hätte auch so sein Ziel erreicht, und Bayern hätte also seinem eigenen Schicksal zu leben vermocht. Aber abgesehen davon, daß wir dieses Schicksal nicht kennen, und die Ausmalung desselben wohl vor der Phantasie, nicht aber vor der Wirklichkeit Bestand hätte, bedeutete eine Lücke im großen Bau dessen stetige Unfertigkeit; derselbe mußte zur Ruine werden, bevor er vollendet war. Die Selbständigkeit und Sonderstellung eines Stammes bedeutete dazu unbedingt diejenige aller andern deutschen Stämme, und das wäre dem Untergang des deutschen Volkes gleich gewesen. So vollzog Karl das Gebot der Notwendigkeit. Daß er das erkannte, ist seine Größe, und mögen immerhin die Wege, welche er einschlug, nicht die geradesten gewesen sein, so hatten sie doch den beabsichtigten Erfolg. Bayern und Sachsen bildeten nicht nur den Kern der deutschen Völkergemeinschaft von nun an, sondern ihnen ist es zu verdanken, daß die Betonung des deutschen Elementes fürderhin immer kräftiger den außerdeutschen Völkern in die Ohren klang, und wie sich oftmals an dem Zusammenfluß zweier Ströme nicht erkennen läßt, welcher von beiden der Hauptstrom ist, wie aber dann jedes Auge erkennt, daß der vereinigte Strom eine ungleich größere Kraft und Wassermasse entwickelt, als vordem jeder einzelne für sich, so auch hier. Um bei dem Bilde zu bleiben;



Tassilo im Kloster Lorsch.

wäre es dem Rheine gelungen, sein Bett durch die schönen Lande zu graben, welche von ihm seinen Namen empfingen, hätte ihn nicht der zufließende Main in die Richtung nach Westen und somit in die allein richtige Bahn geworfen? Und so tritt auch kein Volk mit einem andern zu gemeinschaftlichem Dasein zusammen, ohne nicht in bestimmtester Weise dieses gemeinsamen Lebens Art und Weise, wie Richtung und Verlauf desselben zu beeinflussen. Und mit diesem Ausblicke, der uns die Gewißheit giebt, daß die Charaktereigentümlichkeiten des Bayernvolkes auch in der neuen Verbindung nicht untergehen, sondern erst recht zur Geltung kommen und ihre Berücksichtigung fordern werden, da ihr Einfluß ein allgemeinerer, ihr Wirkungskreis ein größerer geworden ist, nehmen wir den Faden der Geschichte wieder auf.

Bayern und die ersten Karolinger.

Die Bayern selbst hatten zum Sturze ihres Herrschers mitgewirkt, denn wenn sie auch kaum bestimmt erkannten, wo der Grund lag, daß die herzogliche Gewalt also in den Vordergrund treten konnte, so mußten sie doch fühlen, wie der Herrschermacht gegenüber Volkswille und Volksrecht zurücktraten. Vielleicht wäre auch die Stellung des Volkes eine freiere gewesen im großen Frankenreiche, als unter dem auf seine Macht und Herrscherwürde eifersüchtigen Tassilo, wenn anders das Herzogtum, wie man dies glauben mochte, in seiner alten Art und Weise bestehen geblieben wäre. Aber so war es von Karl nicht gemeint. Er machte Bayern zur Provinz des fränkischen Reiches und übergab die Verwaltung desselben an Grafen, nicht aber einem Herzoge. Doch bevor er sich der Ordnung der bayerischen Angelegenheiten widmen konnte, mußte Karl den Eindruck zu benützen suchen, den der Sturz dieses Gegners, den man für den stärksten von allen Feinden Karls gehalten, hervorgerufen hatte. Jetzt konnte er Grimoald die Rückkehr nach Benevent gestatten, denn der Herzog mußte erkennen, daß ohne die Gunst des Frankenherrschers seine Herrschaft nicht möglich war. Und es war hohe Zeit, daß Grimoald in seinem Lande erschien, da die Wühlereien der Griechen beinahe den Anschluß Benevents an Byzanz zu stande gebracht hätten. Das wurde jetzt anders, denn als die Griechen gegen Benevent und Spoleto mit Adelchis, dem langobardischen Königssohne, anrückten, fanden sie statt der Freunde, wie sie gehofft hatten, Feinde vor. Eine schwere Niederlage des griechischen Heeres durch die vereinten Beneventaner und Franken — und Karls Stellung in Italien war gesichert.

Und wie hier unter fränkischer Aufsicht die Beneventaner kämpften, so sollten auch die Bayern noch in demselben Jahre eine Probe ihrer ernsten Willensmeinung ablegen. Die Verbündeten Tassilos, die Avaren, erschienen mit einem großen Heere in Bayern, während ein anderes gegen Friaul zog. Beide Heere wurden geschlagen, hier von den Franken, dort von den Bayern selbst, welche unter dem Oberbefehle zweier fränkischen Großen, Grahamann und Audaker ausgerückt waren. Als Ort der Niederlage der Avaren in Bayern wird das Feld Ibose genannt, welches wohl in der Nähe des Ipsflusses zu suchen ist. Bald darauf erneuerten die Avaren ihren Angriff auf Bayern, wurden aber wie das erstemal in der Nähe der Donau geschlagen, in deren Fluten viele von ihnen den Tod fanden. Noch in demselben Jahre kam Karl selbst nach Regensburg. Die Vorkehrungen, welche er traf, zeigen, welches Ziel ihm vor Augen schwebte. Grafen wurden

eingesetzt; den Oberbefehl über das ganze bayerische Aufgebot überwies er dem Bruder seiner verstorbenen Gemahlin Hildegard, dem schwäbischen Grafen Gerold, der als Vorsteher von Bayern genannt wird; die Anhänger Tassilos, welche dem Könige den Gehorsam versagten, wurden verbannt, und der Friede durch Geiseln gesichert. Andrerseits aber suchte Karl die Verschmelzung Bayerns mit dem Frankenreiche dadurch anzubahnen, daß er seiner großen Gehilfin, der Kirche, und zwar der fränkischen, wie in Sachsen, so auch jetzt in Bayern eine feste Stellung verschaffte. So schenkte er das Kloster Chiemsee dem Erzbischofe Angilram von Metz, wohl ein ungerechter Eingriff in die Rechte der Salzburger Kirche, aber ein Schritt, der das politische Ziel Karls unwiderleglich darthut. Die Opposition sollte verstummen, die Sondergelüste der Bayern ausgerottet werden. Einen ernsten Widerstand fand Karl bei seinem Vorgehen nicht, und das Land konnte als ein unterworfenes betrachtet werden. Noch vor Weihnachten kehrte Karl nach Aachen zurück. Im folgenden Jahre (789) beschäftigte ihn ein Feldzug gegen die Wilzen jenseits der Elbe und damit kam eine lange Arbeit zu ihrem ersten Abschlusse. Die Ruhe des Jahres 790 ward durch keinen Feldzug unterbrochen; Karl feierte sein erstes Friedensjahr. Damals erschien eine avarische Gesandtschaft am Hofe zu Worms, um obwaltende Grenzstreitigkeiten beizulegen. Der Besitz von Karantanien scheint dabei der Hauptstreitpunkt gewesen zu sein, doch kam es zu keiner Verständigung, so daß Karl im folgenden Jahre den Entschluß faßte, mit erdrückender Uebermacht gegen die Feinde vorzugehen. In Regensburg sammelte sich im Frühjahr 791 das Heer. Graf Theoderich und der Kämmerer Meginfried erhielten die Führung der nördlich der Donau durch das südliche Böhmen ziehenden Abteilung. Ein südlich der Donau ziehendes Heer führte Karl selbst, während die Bayern mit einer Flotte den Strom hinabfuhren, die Verbindung zwischen beiden Abteilungen zu erhalten und ihnen Proviant zuzuführen. Den König begleitete sein Sohn Ludwig von Aquitanien, der in Regensburg wehrhaft gemacht worden war, während der ältere Bruder, König Pippin von Italien, selbst ein Heer in Feindesland führte. Dieses italienische Heer stieß zuerst auf die Avaren und brachte ihnen eine große Niederlage bei. Das weite, umwallte Lager, der sogenannte Ring der Avaren wurde von dem Sieger erstürmt, und große Beute fiel in seine Hände. In seinem Zeltlager an der Enns empfing Karl die Siegesbotschaft, welche das ganze Heer auf Anordnung Karls mit dreitägigen Bittgängen und sonstigen kirchlichen Festlichkeiten feierte. Wieder steht Karl vor uns, nicht nur als der große König seines Frankenvolkes, sondern auch als der Held der Kirche. Mit eiserner Konsequenz führt er seine Aufgabe durch, und hoch erhebt ihn gerade diese Konsequenz über einen Karl Martell, der, gezwungen von seinem eigenen Geschick, die Sarazenen besiegte, und damit zum christlichen Vorkämpfer wurde, hoch über Pippin, der gegenüber dem Laienadel und seiner keck aufstrebenden Macht die Kirche neu zu beleben und zu organisieren versuchte. Die Avaren flohen vor dem gewaltigen Aufgebote der Franken, wo immer sie Verschanzungen und Befestigungen angelegt hatten, und ohne großen eigenen Verlust drang Karl über den Wiener Wald bis zur Raabmündung vor. Dann kehrte er zurück, alles Land, durch welches er zog, furchtbar verwüstend. Zweiundfünfzig Tage lang soll das Heer plündernd durch feindliches Land gezogen sein, bis Karl Regensburg wieder erreichte, wo er den Winter über mit seiner Familie blieb und auch noch das Osterfest (792) feierte. Durch den aufgehäuften und seit Jahrhunderten zusammengeplünderten Reichtum verweichlicht, dazu in seiner eigenen innern Verfassung unentwickelt und dem ehrgeizigen Streben einiger Großen preisgegeben, hatte das Avarenvolk die Kraft zu einem ernsten Widerstande nicht finden können, und gewiß wäre schon im folgenden Jahre der selbständigen Existenz dieses Räubervolkes ein Ende gemacht und damit es selbst der Vernichtung überliefert worden, hätten nicht die Sachsen von neuem gegen die Frankenmacht zum Schwerte gegriffen.

Mit den heidnischen Friesen und einem Teile der Wenden verbündet, hatten sie auch die Avaren durch Gesandte beschickt, und noch einmal loderte also die Kraft der Opposition gewaltig empor. Auf die alten Götter vertrauend, zerstörte man die christlichen Kirchen und brannte die Klöster nieder, Bischöfe und Priester wurden vertrieben oder getötet. Zu gleicher Zeit hören wir von rebellischen Handlungen des Herzogs Grimoald

von Benevent, während im Innern des Reiches selbst sich eine Verschwörung unter Karls ältestem Sohne von Himiltrud, der als Bastard bezeichnet wird, gegen das Leben Karls und seiner Söhne bildete. In Regensburg wurde Gericht über die von dem Langobarden Fardulf verratenen Verschworenen gehalten, und dies mag den Anlaß dazu gegeben haben, daß man auch Anhänger Tassilos als Mitverschworene vermutete. Ob mit Recht oder Unrecht ist nicht zu entscheiden. Pippin der Bucklige (zu unterscheiden von Karls anderem Sohne, dem jüngeren Pippin, König von Italien) wurde in das Kloster Prüm verwiesen, während ein Teil seiner Genossen die verhängte Todesstrafe erlitt.

Während so der Widerstand sich von allen Seiten gegen die Frankenherrschaft wieder neu belebte, verlor Karl sein Ziel, die Avaren zu vernichten, nicht aus den Augen. Die Vorkehrungen zu einem neuen Avarenkriege wurden getroffen, und ist namentlich die Herstellung einer beweglichen Donaubrücke zu nennen, welche der König zur Erleichterung der Kriegsoperationen aus einzelnen Schiffen erbauen ließ. Aber die Nachricht von der Niedermetzelung eines fränkischen Truppenkörpers, welchen Graf Theoderich durch Friesland führte, im Westen der Wesermündung, ließ Karl die größere Gefahr von dieser Seite erkennen. Er verschob den Zug nach Pannonien und um zu Schiffe aus seiner bayerischen Residenz nach dem Frankenlande gelangen zu können, ließ er den Versuch machen, eine Verbindung der schwäbischen Rezat mit der Altmühl und somit zwischen den Stromgebieten des Rheines und der Donau herzustellen. Es muß, wie Götz richtig bemerkt, ein weit größerer Wasserreichtum dieser Flüsse für die damalige Zeit angenommen werden, denn andernfalls hätte dieses Projekt von vornherein als ein aussichtsloses erscheinen müssen. Mit gewohnter Energie griff der König den Plan an und versammelte zahlreiche Arbeiter, welche er durch seine Gegenwart anzufeuern suchte. Von Regensburg war er donauaufwärts und dann die Altmühl hinauf bis Sualafeld gefahren, wo er bis kurz vor Weihnachten blieb. Die Erdarbeiten begannen, und ein Graben 300 Fuß breit und 2000 Schritte lang wurde ausgehoben. Doch die Ungunst der Witterung machte die Weiterführung des Werkes unmöglich, und so blieb der „Karlsgraben" eine Ruine, von der sich bis heute noch Spuren vorfinden.

Eine zweite unheilvolle Nachricht rief Karl von seinem begonnenen Unternehmen ab. Die Sarazenen waren in Septimanien eingefallen, und der tapfere Widerstand des Grafen Wilhelm von Toulouse vermochte ihren Plünderungen und Verheerungen keinen Einhalt zu thun. Da eilte Karl zu Schiffe die Rednitz und den Main hinab nach Würzburg und von da nach Frankfurt. Nachdem er hier eine Synode und eine Reichsversammlung abgehalten, auf welcher auch, wie schon oben erzählt, die Angelegenheit Tassilos zu endgiltigem Abschlusse kam, begab er sich im Herbste (794) nach Sachsen, wo der Aufstand ein allgemeiner worden war. Die Sachsen aber, von zwei fränkischen Heeren in die Mitte genommen, lehnten die Schlacht ab und unterwarfen sich wieder, stellten dem Könige Geiseln und leisteten neue Eide, worauf derselbe nach Aachen abzog, wo er den Winter zubrachte. Im nächsten Jahre (795) rief ihn ein bevorstehender Aufstand der Nordalbinger wieder nach Sachsen. Weit und breit verwüsteten die Franken auf ihrem Zuge nach dem Bardengaue, wo sie südlich von Bardowiek an der Ilmenau ein Lager bezogen, das sächsische Land, so daß der König glauben mochte, die Feinde würden von weiteren Aufstandsversuchen abstehen. Hier war es, wo ihn eine Gesandtschaft Tuduns, eines mächtigen Häuptlings der Avaren erreichte, der ihm seine Unterwerfung und den Uebertritt zum Christentume anbieten ließ. Innere Zwistigkeiten spalteten des Volkes letzte Kraft, und im Bürgerkriege wurden der damalige Chakan und Jugur, welche die höchste Gewalt im Avarenlande besaßen, getötet. So gelang es dem Markgrafen Erich von Friaul im Verein mit dem Slavenherzog Woinimir in das Land der Avaren einzudringen und ihren Ring zu erobern. Dieser Ring war das Hauptbollwerk des Reiches und lag zwischen Donau und Theiß. „Es war dies eine kreisförmige, aus Baumstämmen und Mauerwerk äußerst festgefügte Verschanzung, so groß, daß sie viele Ortschaften umfaßte." Der eine Ring reichte im Durchmesser so weit, als die Strecke von Zürich nach Konstanz beträgt, also etwa 8 Meilen, und hier lagen die ungeheuren Gold- und Silberschätze aufgehäuft, welche das Avarenvolk im Laufe der Jahrhunderte erbeutet hatte. Nun

bemächtigte sich Erich derselben und schickte sie nach Aachen an Karl. Dieser, ein echter Frankenherrscher, verteilte die gemachte Beute auf das freigebigste. Bistümer, Abteien und Arme wurden bedacht, wie die Grafen und weltlichen Großen. Auch der Papst sollte seinen Anteil von der Beute erhalten. Doch als der Bote an ihn mit den Geschenken abgehen sollte, traf die Nachricht ein, daß Hadrian I am Weihnachtstage 795 gestorben und aus der einstimmigen Wahl am 26. Dezember Leo III als Papst hervorgegangen sei. Die Trauerbotschaft traf Karl persönlich sehr, denn mögen auch Zwistigkeiten und Meinungsverschiedenheiten den König und Papst oftmals getrennt haben, sie blieben sich persönlich Freunde, und jetzt sah man den König um den Verstorbenen weinen, als hätte er einen Bruder oder geliebten Sohn verloren. Die dem Toten zugedachten Geschenke gingen nun an seinen Nachfolger ab, und Angilbert ward mit der Botschaft an Leo III betraut. Nicht nur aus der Instruktion für ihn, welche uns erhalten ist, geht hervor, wie Karl seine Stellung als Schutzherr der Kirche auffaßte, sondern die ganze Christenheit sollte Anteil an seinen Siegen nehmen und in dem Frankenherrscher den Vorkämpfer des Christentums anerkennen. So wurden auch die Erzbischöfe Englands, wie selbst König Offa von Mercia mit Geschenken aus der avarischen Beute bedacht. Karl mochte es sehr gut fühlen, daß nur von diesem Gesichtspunkte aus sein Eroberungswerk eine moralische Berechtigung hatte, wie auch hierin ein Mittel lag, die Zweifel an seinen Zielen im Auslande zu beseitigen.

Nach jenem großen Siege Erichs erschien der Tudun mit einem großen Gefolge in Aachen, ließ sich mit den anwesenden Begleitern taufen und unterwarf sich und sein Land der Oberherrschaft der Franken. Mit reichen Geschenken wurde der Avarenhäuptling in sein Land entlassen. Indes hatte Pippin von Italien aus die volle Unterwerfung der übrigen Avaren begonnen. Mit langobardischen, bayerischen und schwäbischen Truppen war er nach Pannonien aufgebrochen (Sommer 796), und der neue Chakan unterwarf sich ihm mit allen Tarkanen. Der Rest der avarischen Schätze wurde erbeutet, der Ring zerstört, und nach diesem Erfolge eilte Pippin zu seinem Vater nach Aachen, dem er die gemachte Beute überbrachte. Doch auch dieser Zug brachte nicht den Abschluß der Avarenkriege. Der Chakan und die Häuptlinge des Volkes mochten erkannt haben, daß ihnen, obgleich man sie nur für die Franken verpflichtet, nicht aber abgesetzt hatte, von ihrer Herrschaft und Herrschermacht trotz ihrer Opfer nicht viel übrig blieb, und so empörten sie sich von neuem, unter ihnen auch der Tudun, so daß im Jahre 797 zwei neue Feldzüge unter Erichs und Pippins Führung unternommen werden mußten. Auch dies Mal bildeten Bayern und Langobarden den Kern der fränkischen Heere. Pippins Aufgabe bestand namentlich darin, Unruhen bei den Südslaven zu dämpfen, während Erich in einer Schlacht den Sieg über die Avaren errang. Folge dieses Sieges mag die Gesandtschaft gewesen sein, welche aus dem Avarenlande zu Karl nach Herstelle an der Weser kam. Doch auch dies Mal blieben die Schwüre Worte. Es kam zu neuen Erhebungen in ihrem Lande, und der König mußte es erleben, daß das Schicksal noch zwei seiner wackersten Vorkämpfer als Opfer für die Vernichtung der Avaren forderte. Graf Gerold in der Berchtoltsbaar, der Vorsteher Bayerns, fiel im Avarenlande, von einem Pfeile getroffen, als er eben seine Krieger zum Kampfe aufstellte und anfeuerte, am 1. September 799, während Markgraf Erich von Friaul bei der Seestadt Tersatto am adriatischen Meere in einen Hinterhalt der Chrowaten fiel und von Pfeilschüssen und Steinwürfen seinen Tod fand. Den Verlust dieser beiden Bannerträger mußte Karl schmerzlich empfinden, da sie mit allen Fähigkeiten und Tugenden von Heerführern ausgezeichnet waren. Weitere Nachrichten aus dem Avarenlande zeigen mehr und mehr den Verfall und die Auflösung des Volkes. Zwar wird noch von einer Niederlage und dem Tode der beiden bayerischen Grafen Kadaloh und Gotram bei Güns im Jahre 802 Meldung gethan, doch scheint der Krieg mit dem Jahre 803 zu Ende gewesen zu sein. Das Volk selbst, obschon unter der Schutzherrschaft der Franken stehend, mußte nun von den bisher Unterjochten eine Vergeltung hinnehmen, denn die Slaven erscheinen in den folgenden Jahrzehnten als Bedränger der Avaren. Unter den Slaven und Franken verschwanden die Reste des Volkes als zinspflichtige Bauern, während andere versprengte Teile von



Tod des Grafen Gerold.

den Bulgaren unterjocht wurden. Seine geschichtliche Aufgabe hatte das Volk erfüllt. Es hatte die wankenden Ruinen früherer Staatenbildungen vollends in den eingenommenen Gebieten zu Sturze gebracht und war gleichsam als ein treibendes Element an die Grenzen europäischer Kultur vorgedrungen. Wie in Spanien die Sarazenen, so trugen in Pannonien die Avaren zu der festen und raschen Konsolidierung der abendländischen Christenheit bei, welche dadurch ihrerseits die Kraft fand, den Grund für spätere Schöpfungen zu legen. So begegnet uns hier die merkwürdige Thatsache wieder, daß ein Volk, obgleich unfähig, selbst etwas Positives zu schaffen, doch in seiner Thätigkeit der Zerstörung und Negation zugleich die entfernte und indirekte Ursache positiver Schöpfungen wird. Der Zufall ist aus der Entwicklung der Menschengeschichte gestrichen, und obgleich wir das entfernte Ziel, zu welchem diese Entwicklung führt, nicht zu erkennen vermögen, müssen wir doch zugeben, daß selbst die Werke augenblicklicher Willkür und egoistischer Zerstörung einen positiven schaffenden Kern in sich tragen und in der Hand des Schicksals als von der Notwendigkeit bedingte Faktoren erscheinen.

Während so im Süden und Südosten die Grenzen des Reiches gesichert wurden, war auch fern im Südwesten die spanische Mark gegen die Sarazenen eingerichtet worden, und langsam drang die Herrschaft der Franken bis zum Ebro vor. Alle diese fernen Kämpfe überließ Karl seinen Söhnen und Feldherren, während er selbst die Sachsen wieder zu unterwerfen suchte. In den beiden Jahren 796 und 97 mußte Karl nach dieser Seite seine Heere führen, ja er drang 797 vor bis zur Meeresküste in dem Lande Hadeln zwischen Weser- und Elbemündung. Kein anderes Mittel schien es zu geben, das Volk in Unterwürfigkeit zu halten, als große Teile desselben abzuführen und anderswo anzusiedeln, während Franken die also öde gewordenen Landstriche in Besitz nahmen. Die früher erlassenen Bestimmungen hatten tief in das Leben des sächsischen Volkes eingegriffen, und diese Ausnahmegesetze jetzt zu mildern und teilweise den in Franken üblichen Rechtsbestimmungen näher zu bringen, berief Karl eine Versammlung nach Aachen zum Oktober 797, auf welcher sich auch der sächsische Adel einfand. Die

königliche Bannbuße von 60 Sol. wurde für die acht Fälle: Versäumung des Heerdienstes, Frevel gegen Kirchen, gegen Witwen, gegen Waisen, gegen Hilfsbedürftige, Entführung einer freien Frau, Brandstiftung, gewaltsamer Einbruch, nun auch für Sachsen eingeführt, und damit im Zusammenhange das Wergeld der Priester auf das doppelte, das der Königsboten auf das dreifache erhöht. Dem gegenüber aber tritt die Gnade des Königs in den Vordergrund für Fälle, in welchen der Uebelthäter sein Leben verwirkt hat. Er soll sich an den König wenden, der die Todesstrafe in Verbannung umwandeln kann. Doch auch im folgenden Jahre mußte Karl wieder nach Sachsen ziehen, und erst nach einem mörderischen Siege, welchen die mit Karl verbündeten slavischen Abodriten erfochten, ward die Unterwerfung der Nordalbinger vollendet. Zu einem Frieden kam es nicht mehr. Durch die fortwährenden Kämpfe und die massenhafte Ueberführung der Sachsen auf fränkischen Boden war des Volkes Kraft also geschwächt, daß es eines förmlichen Friedensschlusses nicht mehr bedurfte. Das Sachsenland wurde fränkische Provinz und die Kirche richtete sich in dem neuen Lande zugleich mit dem Staate ein. Damals wurden die sächsischen Bistümer, Halberstadt für Nordthüringen, Paderborn, Minden, Verden und Bremen für das Engernland, Münster und Osnabrück für Westfalen vollends eingerichtet, und immer mehr breitete die Lehre des Christengottes sich aus.

Hatte schon bisher die Entwicklung des Papsttums dasselbe mehr und mehr zum Anschlusse an die Franken und zur Lossagung von Byzanz gedrängt, hatte es dann seit Pippins Zeiten diese Wandlung, wenn auch mit öfteren Rückfällen, langsam vollzogen, so war jetzt die Zeit gekommen, der Welt diesen Bund bekannt zu machen, ihr zu sagen, daß Ostrom für Europa verloren sei. Ein Weib, das sein eigenes Kind blenden ließ, um seine Herrschsucht befriedigen zu können, konnte nicht mehr als Bundesgenossin für den Papst in Betracht kommen. Irene mußte ihrem großen Rivalen im Abendlande den Platz überlassen, und so war es ein entscheidender Schritt, den Leo III unternahm, als er nach seiner Thronbesteigung dem Frankenkönige sofort das Banner der Stadt Rom und die Schlüssel zum Grabe des hl. Petrus übersandte und ihn auffordern ließ, durch einen seiner Großen die Römer für sich in Eid und Pflicht nehmen zu lassen. Was der Papst an weltlicher Macht besaß, verdankte er den Frankenkönigen und nicht zum mindesten hatte ihre Hilfe ihm auch jenen großen geistlichen Einfluß verschafft, den er über die abendländische Christenheit erworben. Doch noch lange nicht war Roms Herrschaft so erstarkt, daß es auf jeden andern Schutz nunmehr hätte verzichten können; es diente vielmehr die halbe weltliche Machtstellung dazu, die Gelüste der Feinde nur noch mehr zu reizen, ihnen dazu einen direkten Angriffspunkt zu bieten, und diesen Gegnern, wenn sie einen geeinigten Angriff wagten, war die weltliche Macht des Papstes nicht im mindesten gewachsen. Es mußte demnach in dem nächsten Falle, wo der Papst der fränkischen Hilfe wirklich bedurfte, hier ein Schritt gethan werden, der Karls Herrschaft nur zu statten kam. In welcher Weise Leo III sich diesen Schritt dachte, zeigte bereits die Anerkennung der königlichen Herrschaft über die Stadt Rom.

Dazu kam nun, daß man durch die innigere Beschäftigung mit den römischen Klassikern und Dichtern, wie sie infolge der Bemühungen des Königs die Gelehrten wieder aufgenommen hatten, einen tieferen Einblick in die Idee des altrömischen Kaisertums gewann, daß man namentlich erkannte, welche Stellung dem Kaisertume durch Constantin den Großen angewiesen worden war. Nicht nur die Erkenntnis wurde also vertieft, sondern auch die alte Erinnerung wurde wieder aufgefrischt, und der Eindruck, den einst dieses Kaisertum auf die germanischen Völker gemacht hatte, wurde neu belebt, sein inniger Zusammenhang mit der Entwicklung des Christentums kam der Welt wieder zum Bewußtsein. „Es gibt — schreibt einmal Alkuin an Karl — drei Personen, welche bis dahin in der Welt die höchsten waren; die erste ist die apostolische Erhabenheit, welche den Sitz des hl. Petrus, des Fürsten der Apostel, stellvertretend verwaltet; die zweite die kaiserliche Würde, die weltliche Gewalt des zweiten Rom; die dritte die königliche Würde, in welche Euch die Fügung unseres Herrn Jesu Christi zum Herrscher des christlichen Volkes eingesetzt hat, an Macht vor den andern hervorragend, an Weisheit ausgezeichneter, an Würde der Herrschaft erhabener. Und siehe, so beruht in Dir allein das ganze Heil der Kirchen Christi."

Es gab keine Macht mehr, welche sich am Ende des 8. Jahrhunderts mit derjenigen Karls auf Erden vergleichen ließ. „Von den Pyrenäen und den friesischen Küsten bis zu den östlichen Ebenen an der Donau, Elbe und Oder, von der Eider bis in die höchsten Teile der Apenninen erstreckte sich die Herrschaft der Franken, zusammengefaßt von der Hand eines einzigen Mannes, dem nicht nur alle weltlichen Gewalten in dem weiten Reiche dienstbar waren, sondern den auch die gesamte Geistlichkeit unweigerlich als ihr Haupt anerkennen mußte.“ Da lag der Gedanke nahe, der sinkenden Gewalt des oströmischen Kaisertums wieder ein weströmisches entgegenzusetzen, und die Ereignisse trugen dazu bei, diesen Gedanken rasch zur Reife und somit zur Verwirklichung zu bringen.

In Byzanz war seit 797 kein Kaiser mehr. Ein Weib stand an der Spitze der Verwaltung. Der Patriarch von Jerusalem entschloß sich, dem Frankenkönige die Schlüssel des hl. Grabes und der Stadt Jerusalem nebst einer Fahne zu übersenden. Er übertrug also symbolisch die heiligen Stätten der Oberhoheit Karls und bezeichnete ihn vor aller Welt als den ersten Vertreter der Christenheit. In Rom selbst aber brach eine Empörung gegen Leo III aus. Der neue Papst war den Römern aufs tiefste verhaßt, und seine Feinde beschuldigten ihn, wohl nicht ohne allen Grund, geradezu schändlicher Verbrechen. Am St. Markustage (25. April 799) kam die Verschwörung zum Ausbruche. Bei einer Prozession wurde Leo III ergriffen, vom Pferde gerissen, zu Boden geworfen, unbarmherzig geschlagen und ausgeplündert. Die Thäter mochten den nackt und halbtot Daliegenden für tot halten und ließen ihn liegen. Allein ohne große Verletzungen davongetragen zu haben, erholte sich der Papst bald wieder, so daß er seiner Haft entfliehen konnte. Herzog Winigis von Spoleto führte den Entflohenen zunächst aus der Stadt in sein Herzogtum, von wo Leo III sich zum Frankenkönige auf die Reise machte. Schon damals mochte der Papst erkennen, daß im deutschen Volke selbst der Grund lag, auf dem Karls Größe stand, denn seine Reise glich einem Triumphzuge. Ueberall drängte sich das Volk heran, den Statthalter Christi zu sehen, und viele Geistliche und Bischöfe gaben ihm das Geleite nach Paderborn, wo der Frankenkönig weilte. Auch Karl bereitete dem Flüchtlinge einen ehrenvollen Empfang und beschloß, einstweilen von der Untersuchung der gegen denselben erhobenen Anklagen abzusehen und ihn in seine Rechte wieder einzusetzen. Königliche Sendboten, darunter auch Erzbischof Arn von Salzburg, begleiteten den reich Beschenkten nach Rom zurück, der nun auch von einem großen Teile der römischen Bevölkerung an der Milvischen Brücke feierlich empfangen wurde. Die fränkischen Sendboten beschäftigten sich eine Woche lang mit der Untersuchung der Anklagen gegen Leo; da dieselben aber nicht erwiesen werden konnten, bemächtigten sie sich der Ankläger und übersandten dieselben an Karl. Bevor dieser selbst die beabsichtigte Romreise antrat, begab er sich an die Nordküste Frankreichs, um dort Vorkehrungen gegen die Seeräubereien der Normannen zu treffen. Erst dann trat er über Tours, Aachen und Mainz den Weg nach dem Süden an.

In Rom wurde der König feierlich empfangen. Sofort aber begannen dann die Beratungen über die Anklage des Papstes, welche sich noch bis nahe gegen Weihnachten (800) hinzogen. Doch es fand sich niemand, der die Anklage erhärten wollte, und so stellte man dem Papste frei, sich durch einen Eid von der ihm zur Last gelegten Schuld zu befreien. Leo leistete den Eid von der Kanzel der Peterskirche herab am 23. Dezember. Zwei Tage darauf, am Weihnachtsfeste, erfolgte die Krönung Karls zum römischen Kaiser durch den Papst. Karl war überrascht durch das Vorgehen des Papstes; denn wenn man



Papst Leo III wird mißhandelt und bleibt für tot liegen.

auch diese Idee erwähnt und in Betracht gezogen hatte, so war sie von seiten des Königs selbst offenbar noch nicht als reif angesehen worden. In freiem Entschlusse hatte der Papst die Handlung vollzogen, indem er den beabsichtigten Auseinandersetzungen mit Byzanz, welche die Angelegenheit wahrscheinlich lange verzögert, wenn nicht hintertrieben hätten, also die Spitze abbrach. Byzanz konnte das Geschehene nur mehr anerkennen, es ungeschehen zu machen, besaß es die Macht nicht.

Damit war die große Wandlung der Dinge vollendet. Sie erhielt ihr äußeres Kennzeichen durch die vollzogene Kaiserkrönung. Die Germanen hatten nach achthundertjährigem Ringen Rom, die greise Weltherrscherin, besiegt. Und als Sieger fiel ihnen das Recht der Herrschaft zu, welches die Herrschaft über die Welt bedeutete. In die fortwährend gerissenen Lücken waren stets neue jugendliche Völker getreten, welche den Erfolg der Blutarbeit ihrer Vorgänger für sich retteten, und wenn nach üblicher Anschauung eine Herrschaft überhaupt jemals berechtigt war, so war es diejenige der deutschen Völker, welche unverzagt ihr Alles und Letztes eingesetzt hatten, für sich diese Stellung zu erkämpfen. Was geschehen, war nicht das Werk eines Augenblicks, nicht das der Laune; der Augenblick nur gab dem Werke die Weihe und Vollendung, und kein deutscher Stamm kann das Gelingen des Werkes vor den andern als seine That rühmen, denn alle Stämme haben direkt und indirekt das Ihrige zu dieser Vollendung beigetragen. Blieb auch einstweilen der Erfolg für die Deutschen noch aus, der Erfolg, ein geeinigtes großes Volk zu werden, so lag doch in diesem Vorgreifen Karls in die Zukunft ein Fingerzeig des Schicksals, der nicht ohne Bedeutung für die Weiterentwicklung der Deutschen war. Wie einst die Helden der deutschen Sage nach ihrem Abgange von der Weltenbühne die geistige Führung des Volkes übernahmen, indem sie ihm Erinnerung und Hoffnung, Vergangenheit und Zukunft innig mit einander verknüpften, so jetzt auch Karl wieder. Zu einer hehren Lichtgestalt schuf ihn die Sage des Volkes um, zu einem Vorkämpfer für Deutschtum und Christentum, welche in der damaligen Auffassung von der Zukunft das Weltbürgertum bedeuteten, und der erste deutsche Kaiser ist der erhabene Führer des Volkes und seiner Ideen noch Jahrhunderte lang geblieben. Wer möchte leugnen, daß die von diesem sagenhaften Lichtgotte ausgehenden Strahlen auch unsere Zeit noch mannigfach berühren und unser Denken traumhaft umweben?

Aber nicht bloß darum handelt es sich. Es ist die Frage, welchen positiven Fortschritt das Volk mit dieser Wendung machte? Nun, es wird uns nicht wundern, daß sich in der Geschichte des deutschen Volkes zunächst nach Karls Ableben ein bedeutender Rückschlag geltend macht. Zu neu und zu groß war die Idee, welcher dieser Schöpfergeist dem Volke zur Verarbeitung übergab. Dann aber, nachdem man in fürchterlichen Stürmen und Kämpfen erkannt hatte, daß in der Schöpfung Karls die Forte\-xistenz des deutschen Elementes allein möglich war, raffte man sich auf und suchte das Versäumte nachzuholen. Zu mächtig jedoch war die anfängliche Entwicklung der deutschen Stämme, als daß sie nicht stets wieder ihre Nachwirkung in welcher Form auch immer geltend gemacht hätte. Trennten sich aber auch einzelne Stämme wieder vom Ganzen los und suchten sie die alte Selbständigkeit wieder zu gewinnen, so hatte dies doch nie längeren Bestand, da es sich dabei ja weniger um die Vereinzelung, als um die Herrschaft des einen Stammes über die andern handelte. Es bleibt also zuletzt doch eine für die Geschichte aller deutschen Stämme geltende Idee übrig, und diese hat der Geschichtschreiber zu berücksichtigen, da er zu zeigen hat, wie im allgemeinen Ringen dieses oder jenes Volk zu seinem heutigen Charakter und seiner von ihm behaupteten Weltstellung gekommen ist. Wir sind daher gezwungen, auch ferner liegendes mit in den Kreis unserer Betrachtungen hereinzuziehen. Die Existenz Karls des Großen und sein Wirken zum Beispiel war nicht nur für diesen oder jenen Kreis deutscher Elemente von Bedeutung, sondern für alle und jeden, und über sein direktes Auftreten in Bayern ließe sich nicht viel sagen, wollte man es für sich und außer Beziehung zu seinem allgemeinen Wirken betrachten, abgesehen davon, daß eine einseitige Auffassung nur allzu schwer bei solchem Vorgehen zu vermeiden wäre. Wie tief aber auch die hehre Gestalt des ersten deutschen Kaisers sich dem Bayernvolke einprägte, davon giebt uns viel mehr die Sage, als die

Geschichte selbst Aufschluß. Aus der Sage spricht des Volkes Meinung und ihr wollen wir einen Augenblick lauschen.

„Eine halbe Stunde nördlich vom Würmsee erhebt sich am rechten Ufer des Würmflüßchens ein in diesem Hügellande namhafter, in den See mit freier Sicht hinauslugender Hügel, welcher der Karlsberg heißt und auf seinem Rücken noch die schwachen Reste früherer Wälle und Mauern trägt. Eine halbe Stunde abwärts, in einem lieblichen idyllischen Thaleinschnitt, steht an dessen linkem Ufer die sogenannte Reismühle in einer mit Erlen umzogenen Einöde. In dieser Mühle soll nun, wie Aventin und nach ihm sogar noch Westenrieder unbedenklich glaubten, am 10. April des Jahres 742 der große Karl geboren sein.“ So erzählt uns Holland und läßt dann die Geschichte, wie dies zugegangen, folgen. Das aber ist Volkspoesie, wie sie schöner nicht zu finden. Unfähig, sich dem großen und nachhaltigen Eindruck, den eine solche Gestalt auch auf den Widerstrebenden machen mußte, zu entziehen, gab man doch dem alten Freiheitsdrange soweit nach, daß man den Besieger und Herrn zum Landsmanne machte und also gewissermaßen eine natürliche Berechtigung zu seinem Vorgehen erdichtete. Doch nicht bloß den Tag der Geburt umspann das Volk mit seinen Zauberphantasien; Karls ganzes Leben ist ein Märchen und noch viele andere Sagen gingen im Volke über ihn um. Alle aber zeugen von so echt volkstümlicher Erfindung, daß wir aus ihnen allein erkennen können, wie Karl wirklich der Bayern Landsmann geworden ist. Darin liegt ein Fingerzeig für den Geschichtschreiber, den dieser nicht außer Acht lassen sollte, denn schließlich kommt es doch darauf einzig und allein an, wie das Volk sebst über dieses oder jenes Ereignis, über diese und jene Person, wie über seine eigene Lage urteilt.

Schon mehrmals wurde betont, daß in jenen frühen Zeiten das künstliche Schaffen, das Regierenwollen außer der Absicht und ebenso außer der Macht der einzelnen Persönlichkeiten lag. Was geschah, geschah weil die Verhältnisse dazu drängten, und gerade bei Karl finden wir diesen natürlichen Weg des allgemeinen Werdens am wenigsten verlassen. Etwas anderes aber ist die Frage, wie, wenn eine Persönlichkeit wie Karl eine Masse von Gewalten in seinen Händen vereint, wenn hinter der Macht des einzelnen der Wille der Gesamtheit vertrauensvoll zurücktritt, diese persönliche Gewalt, welche zum Bestande der Dinge sich einstweilen als unerläßlich erwiesen, später fortgeführt und gesetzlich festgestellt werden soll? Und da sehen wir denn bei Karl, wie bei allen großen Menschen, gerade hierfür am wenigsten Sorge getragen. Ihnen liegt der Gedanke fern, daß alles Bestehen und Werden, welches unter ihrer Leitung sich verhältnismäßig leicht entwickelte, an die eigene Größe, an die Geistesmacht der eigenen Persönlichkeit geknüpft sei. Und so ist es nur zu natürlich, daß nach dem Abgange einer solchen Persönlichkeit die einzelnen Fäden, welche bisher in dem einen Zentrum zusammenliefen und ihre Einigung fanden, von einzelnen aufgegriffen und auseinander gezerrt werden. Der Mangel eines eingeführten persönlichen Regiments macht sich erst fühlbar, wenn dasselbe an eine andere, von fremden Anschauungen geleitete Persönlichkeit übergeht. So geschah es auch damals.

Die Freiheit des Volkes ward von Karl nicht nur nicht zurückgedrängt, sondern er suchte sie geradezu neu zu beleben. Und doch gelang es ihm nicht. Die Schutzgewalt, welche er dem Volke gegenüber geübt, wurde von seinen Nachfolgern nicht mehr als solche begriffen. Die kaiserliche Würde, welche für Karl mehr oder weniger ein Titel blieb, wurde von den Späteren in anderm Sinne aufgefaßt, und so mußte es kommen, daß die Stellung der Herrschermacht dem Volke gegenüber von selbst einen andern Charakter annahm, als sie ehedem besessen. Die nicht zu leugnende Thatsache, daß ein Machtzuwachs auf der einen Seite eine Machtminderung auf der andern zur unmittelbaren Folge hat, wurde von Karl nicht erkannt. Ja, er ahnte nicht einmal, daß sein kühnes Emporstreben nur auf Kosten der Freiheit seiner Völker möglich war, und an diesem Zwiespalte, in welchen er unbewußt gekommen, scheiterte der gute Wille, seinen Völkern die Freiheit zu erhalten und zu mehren. An alte Verhälnisse anknüpfend, suchte er auszugleichen und weiter zu bilden, in die Mannigfaltigkeit und Regellosigkeit der Zustände eine bestimmte Ordnung zu bringen, dem Staate durch festeres Anziehen der zusammenhaltenden Bande eine größere Macht und Lebensfähigkeit zu verleihen, seiner

eigenen Herrschermacht aber in diesem Wachstume selbst neue und sichere Stützen zu verschaffen. Nicht Willkür sollte regieren, sondern das allen zugängliche und von allen anerkannte Recht. Und wohl fühlte der König, daß diese Rechtswaltung nur möglich sei, wenn man den kleinen Mann in seinen Rechten und Freiheiten beschützte. Die Sorge um den kleinen heerpflichtigen Bauern bildete denn auch den Hauptgegenstand seiner inneren lenkenden und ordnenden Thätigkeit. Nur zu wohl erkannte er, daß die Forderungen, welche seine Regierung an die Kraft des einzelnen stellte, oftmals das Maß des Könnens überschritten, daß die Folgen seiner auswärtigen Politik von dem Volke selbst als eine Last empfunden und getrageu wurden, daß hier Hilfe notwendig sei, sollte die Leistungsfähigkeit des Ganzen nicht darunter leiden. Leider hatte sein Vorgehen, wie dies ganz natürlich war, mehr den entgegengesetzten Erfolg, als den beabsichtigten. So schob die Stellvertretung der Gesamtheit durch die Schöffen, welche den Umstand der außerordentlichen Gerichte bildeten und also dem einzelnen Dingpflichtigen seine Pflicht, oftmals zu erscheinen, abnehmen sollten, die Gesamtheit nur immer noch mehr aus der politischen Thätigkeit und Mitarbeit hinaus. Leider hatte das Herabdrücken der Grafen zu königlichen Beamten zur Folge, daß diese mehr nach der Vorschrift, als nach dem früher mit ihrem eigenen Interesse verwachsenen Interesse der Bevölkerung ihr Amt verwalteten, und Klagen über Ungeschick und Ungerechtigkeit wurden laut. Der kleine Grundbesitzer gab mehr denn je seine Freiheit auf und trat unter den Schutz der Kirche. Selbst Verfügungen, welche die Heerespflicht nach dem Maße des Besitztums regelten und bestimmten, kleinere Grundbesitzer sollten nach der Anzahl ihrer Hufen zusammentreten, den geforderten Mann zum Auszuge gemeinsam auszurüsten, vermochten die Mängel der Verhältnisse nicht zu beseitigen. Und am deutlichsten spricht sich das Unzulängliche der Einrichtungen darin aus, daß Karl sich genötigt sah, in seinen Strafen Abstufungen zu machen, so also gewissermaßen rechtlich die Unterschiede in der Bevölkerung festzustellen. So richtig auch der Grundsatz ist, daß der kleine Besitzer, welcher sich der Heeresfolge entzog, durch eine geringere Strafe ebenso hart getroffen werde, als der größere durch den vollen Königsbann von 60 Solidi, so wenig vermochte dies alles dem Rückschritte der Volksfreiheit und dem Verfalle der untern Volksklassen ein Ende zu machen. „Nicht das Uebelwollen oder die Unfähigkeit der Beamten, sondern die Unmöglichkeit, im ganzen Umfang seines Reiches nach seinen Generalien zu handeln, war der Grund, daß die Aufgabe, die Karl sich gestellt, vollkommen scheiterte.“ Und nicht nur das. Kämpfte der Herrscher selbst auch in wahrhaft idealer Weise gegen die obwaltenden Mißverhältnisse, indem er überall mehr auf die Betonung des inneren Sinnes der Gesetze, als auf den Wortlaut Wert legte, indem er die Bischöfe zu gewinnen suchte, mit ihrer Hilfe die Durchführung der allgemeinen Grundsätze einer wohl geordneten, auf Recht und Frieden beruhenden, den Anforderungen christlicher Lehre entsprechenden Herrschaft zu erzielen, so war doch wieder jede Gunst, welche er dem einzelnen weltlichen oder geistlichen Beamten zu teil werden ließ, für andere mehr zur Triebfeder geworden, eine gleiche Gunstbezeugung zu erlangen, als ein gleich guter Beamter zu werden. Suchte der König den Beamten durch Verleihung von königlichem Gute schadlos zu halten, wenn die Anforderungen des Reiches seine Kräfte zu übersteigen drohten, so trug er dadurch zur Befestigung des Lehenswesens und damit zugleich zur Befestigung der Ungleichheit in der Bevölkerung selbst bei, und doch besteht gerade darin die Hauptaufgabe einer guten Regierung, diese Ungleichheit in ihren Aeußerungen zu bekämpfen und durch Versöhnung der vorhandenen Gegensätze weniger fühlbar zu machen. Schritt für Schritt wurde das Volk zurückgedrängt von den sich immer mehr abschließenden Klassen der oberen Gesellschaft, welche statt der früheren demokratischen Gesamtheit mehr und mehr die Rolle des Volkes in der Politik übernahmen. Indem nun in der Verleihung von Lehen kein Unterschied bestand, da auch der freie Mann für geleistete Dienste Lehen empfangen konnte, so schuf sie doch mehr und mehr die Ungleichheit im Volke selbst. Um den Herrscher und seine Großen sammelten sich die von ihnen Belehnten, welche mit dieser Wohlthat nicht nur besondere Rechte erhalten, sondern auch besondere Pflichten übernommen hatten, und bildeten die Lehensgefolgschaften, welche nicht mehr wie einst zu Fuß, sondern zu Pferde den Waffen-

dienst auszuüben hatten. „Je mehr die allgemeinen Aufgebote versagten, desto wichtiger wurde für den König die Heerverfassung seiner Lehensleute und ihrer Mannschaften: diese Reiterscharen verdrängten langsam, aber unwiderstehlich den alten, unbelehnten Fußgänger aus den karolingischen Heeren."

Auch die Rolle, welche Karl der Kirche zugedacht hatte, konnte nur so lange eine der Allgemeinheit nützliche sein, als seine feste Hand jeden Zwist, jedes egoistische Emporstreben sofort unterdrückte. Die Bewachung der Grafen und weltlichen Beamten durch die Bischöfe, wie sie in einzelnen Fällen angeordnet wurde, konnte nur zu Streitigkeiten führen; ebenso mußte die Rivalität der Bischöfe und Aebte bei gelegener Zeit zum Ausbruche kommen und Karl zwingen, gegen die Uebergriffe der Bischöfe in klösterliches Gut die Klöster durch besondere Privilegien zu schützen, wodurch er den Einfluß der Bischöfe nur auf kirchliche Angelegenheiten beschränkte. So mußte es immer mehr und unfehlbar dahin kommen, daß das Gleichgewicht der Kräfte aufgehoben und zu Gunsten der bevorzugten Stände verschoben wurde. Immer mehr geriet der kleine Bauer in Abhängigkeit, je mehr die militärische Bedeutung der Laienaristokratie wuchs, je mehr dem Bestreben der weltlichen Großen, sich in ihren Würden und Aemtern zu erhalten und dieselben zum Besitztum der Familie zu gestalten, die Kirche, welche den Gedanken der Reichseinheit erfaßt und sich als Träger derselben aufgeworfen hatte, allen Sonderbestrebungen, mit Ausschluß ihrer eigenen, entgegentrat. Die Gegensätze waren geschaffen; sie bürgen für eine mannigfaltige Weiterentwicklung, aber ebenso liegt in ihnen das Schicksal des Karolingerreiches angedeutet. Mit dem Erlöschen jener einzig großen, versöhnenden Gewalt, welche in Karl selbst repräsentiert erscheint, mußten die Gegensätze doppelt grell zum Vorschein kommen, und in dem Kampfe derselben sank das Reich, bis nichts mehr seinen Untergang und seine volle Auflösung hemmen zu können schien. Jene wunderbare politische Produktivität des großen Kaisers allein hatte hier stets neue Wege der Vermittlung und Erhaltung zu finden gewußt, mit ihrem Aufhören sprengte der gewaltig angesammelte Zündstoff die hemmenden Bande und machte sich in furchtbaren Katastrophen Luft.

Im Prinzipe waren Karls Anordnungen verfehlt. Nicht die Krankheit selbst, sondern nur ihre Erscheinungsformen bekämpfte er; die Krankheit aber lag darin, daß wie von selbst und ohne es eigentlich so zu wollen, alle Macht der großen Person des Kaisers zufiel, während ihr gegenüber nicht eine selbständige, freie Volkskraft thätig war, sondern mehr und mehr ein stummes Gehorchen Platz griff, welches die Gemüter gegen das fortwährende Sinken der eigenen Freiheit abstumpfte. Nur ein einziges Mal hören wir von einer wirklichen und ernsten Verschwörung. Es war die im Jahre 792 zu Regensburg entdeckte, und merkwürdig sind die Nachrichten Einhards hierüber, Karl habe dem harten Sinne seiner geliebten Gemahlin Fastrada so sehr nachgegeben, daß er die Milde und Freundlichkeit, die sonst in seiner Natur lag, durchaus verleugnete. Nur da also, wo Karl selbst seine eigene Natur verleugnete, kam es zur Reaktion gegen ihn. Und so weist denn alles darauf hin, daß es Karl, dem größten Arnulfinger, trotz seiner staatsmännischen Begabung nur gelang, den unter seinen Vorgängern eingerissenen politischen Verfall mehr zu hemmen, als ihn vollkommen zu beseitigen. Doch wäre es verfehlt, wollten wir dieser positiv schöpferischen Natur nur negative und defensive Handlungen zuschreiben. Karl schuf auch einen positiven Fortschritt, der, wenn er auch einstweilen nur begrenzte Kreise vorwärts drängte, doch mit der Zeit seinen alles bewegenden Einfluß auf das ganze Volk nicht verfehlen konnte. Es war die Wiederbelebung der Wissenschaft, des geistigen Handelns und Schaffens, welche aus all den großen Werken Karls als das größte hervorleuchtet, als das größte deshalb, weil es über den Kampf mit den widrigen Verhältnissen der Gegenwart hinaus die Zukunft ins Auge faßte. Und diese geistige Neubelebung warf ihre Strahlen dann auf alle Werke Karls zurück, so daß sein ganzes Thun von dem Lichte einer hellen Sehergabe umwoben und gelenkt erscheint. Seine weiche und genußliebende Natur öffnete ihm das Verständnis für geistige Freuden und lehrte ihn erkennen, daß sie erst aller und jeder Freude den letzten, durch nichts zu ersetzenden Abschluß geben. Wie dem leisen Raunen seines Zeitalters lauschend erscheint uns dieser einzige Mann auf hoher Warte; das klare Auge schweift über die Länder

und Völker und ihre Leiden erkennend, empfängt er auf seine Bitten von der Zukunft himmlischer Göttin das Geheimnis des Werdens; sie teilt ihm das goldene Samenkorn mit, es dem träumenden Gemüte seines Volkes zu überliefern, daß es emporkeime zu hehrer Stärke und die Völker alle unter seinem weit schimmernden Friedensdache versammle. Jahrhunderte bedurfte es, bis dieses Samenkorn zu keimen und treiben begann, und Jahrhunderte wird es bedürfen, die goldenen Früchte zu voller Reife zu zeitigen.

Wie nichts ist es nun bezeichnend, daß Karls Fürsorge um das Wohl seiner Untergebenen ihm zur Errichtung und weiteren Ausbildung zweier politischen Institute führte, welche ihm persönlich eine letzte und übersichtliche Kontrole möglich machten. Den Schutz gegen äußere Feinde sollten die neu errichteten Markgrafschaften gewähren, den gegen innere Unzulässigkeiten und Ungerechtigkeiten die königlichen Sendboten. Die Markgrafen erhielten von Karl die Aufgaben zugewiesen, des Reiches Grenzen zu bewachen und zu schützen, sowie auch die friedlichen Beziehungen zu den Nachbarn wahrzunehmen. Zu dem Ende machte der Kaiser eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, nur immer eine Grafschaft einem Grafen zu überweisen, da der Markgraf die militärische Gewalt auch über die benachbarten Gaue besaß und im Notfalle ein weiteres Aufgebot veranstalten konnte. So lange nun das politische Leben im Reiche sich nach dem einen, alles beherrschenden Zentrum hin bewegte, kam ja diese höhere Stellung und größere Macht der einzelnen Markgrafen auch dem Ganzen zu gute, wie aber, wenn umgekehrt das alte Streben vom Zentrum hinweg wieder eintrat und sich neu belebte? Dann mußte gerade in diesen entfernten Reichsteilen, die dazu dem einzelnen einen größeren Machtkomplex zur Verfügung stellten, sich die Folge dieses Strebens nach Selbständigkeit am ersten und nachhaltigsten fühlbar machen. Unter den Karolingern werden als solche Markgrafschaften genannt: die von Spanien, Brittanien und Sachsen, letztere auch dänische Mark genannt, die Mark gegen die Avaren oder pannonische Mark und die Mark von Friaul. Unter der avarischen Mark mag man wohl das ganze den Avaren abgenommene Gebiet verstanden haben; nur trennte man den südlichen Teil ab und stellte ihn unter die Verwaltung des Markgrafen von Friaul. Die alten römischen Provinzen Ober- und Niederpannonien bildeten mit der Ostmark zwischen Enns und Wiener Wald ein neues Verwaltungsgebiet, doch trennte man später auch dieses wieder und stellte die beiden Teile unter besondere Grafen. Diese ersten politischen Einrichtungen der südöstlichen Marken scheinen im Jahre 803 getroffen worden zu sein, als Karl in Regensburg und Salzburg weilte. Zu der Markgrafschaft Friaul gehörte außer Istrien, Liburnien und einem Teile von Dalmatien auch Kärnten, welches damals für einige Zeit von Baiern losgerissen wurde.

Das zweite Institut, welches Karl neu belebte, war das der Königsboten. Gewöhnlich einem Grafen oder Bischofe übertragen, sollte dieses Amt dazu dienen, die gesamten staatlichen und kirchlichen Verhältnisse zu beaufsichtigen und eine Garantie zu gewähren für den geordneten Verwaltungsgang innerhalb der den einzelnen Königsboten zugewiesenen Bezirke. Mannigfache Befugnisse waren diesen Vertrauten Karls übertragen; so konnten sie besondere Gerichte abhalten, bei denen es jedem Unterthanen freistand, Beschwerde zu führen gegen etwaige Machtüberschreitungen der Beamten; dann aber wurden hier auch Fälle erledigt, zu denen die Kompetenz der Grafen nicht ausreichte. In Baiern war es namentlich Arn, der Salzburger Erzbischof, welcher öfters in dieser Stellung erschien, doch hatte das Institut hier keine lange Dauer, da mit dem Einzuge eines Königs in Bayern die Machteingriffe von Reichs wegen von selbst aufhörten.

Als Schlußpunkt des ganzen Organismus erscheint nun Karls Hof. Nicht neu ist der persönliche Charakter der Regierung Karls, sondern alt, uralt. Was wir einst im Kleinen gesehen, war jetzt zum Großen gestaltet und dem einen germanischen Könige war das ganze weite Reich gewissermaßen zum Gaue geworden. Die Grundlage der Dinge schien dieselbe geblieben zu sein, und doch war alles so anders, weil das äußere Wachstum selbst so mannigfache innere Aenderungen bedingte. Schon der eine Umstand, daß für die großartige Verwaltung ausgedehnte Einrichtungen nötig waren, machte die frühere Sitte des Herumziehens im Reiche, des Residenzwechsels, indem der König von Pfalz

zu Pfalz zog, auf die Dauer unmöglich, und fesselte den Monarchen mehr oder weniger an eine bestimmte Residenz. In den letzten Jahren seiner Regierung weilte Karl darum mehr in Aachen, und die dortige Kaiserpfalz wurde der Mittelpunkt der Verwaltung sowohl, wie jenes geistigen und geselligen Lebens, das uns Einhard, Karls Biograph, so farbenreich schilderte. Wohl haben die Leute, die da ihres Amtes walten, einen besondern Namen, doch von Aemtern, wie einst dasjenige des Majordomus, ist unter Karl nichts mehr vorhanden. Der Seneschalk war an die Stelle des Hausmeiers getreten und hatte für den Unterhalt des Hofes zu sorgen. Politische Bedeutung lag in diesem wie in den andern Aemtern des Oberschenken, des Kämmerers u. s. w. nicht, es sei denn, daß die Beamten außerdem besondere Vertraute und Freunde des Herrschers waren, daß sie demnach ihre persönliche Bedeutung gewissermaßen auf ihr Amt übertrugen. Und da dies fast durchweg der Fall war, da der König in ihnen nicht nur seine Beamten und Diener, sondern auch seine Vertrauten sah, verwendete er sie eben auch außerhalb ihres Amtes zu den wichtigsten Geschäften. Indem so aber die Stellung des einzelnen wie die Bedeutung des Amtes mehr oder weniger schwankten und von dem persönlichen Belieben des Herrschers abhängig waren, kam es nicht zu dem vollen Ausbau eines in sich fest beruhenden und seiner Kompetenz wohl bewußten Beamtentums, sondern es blieb dem Zufall überlassen, ob der einzelne sich in seiner Stellung so zu befestigen wissen würde, daß gleichsam mit seinem Namen auch das Vertrauen des Herrschers und somit das Amt selbst an seine Nachkommen forterbte. Sehr bald sollten sich die Folgen dieses Vorgehens bemerkbar machen, um so mehr, als man nicht mehr wie einst mit kleinen Verhältnissen und demgemäß auch mit kleineren Folgen zu rechnen hatte, sondern jeder Rückschritt oder Fortschritt sich sofort dem Ganzen mitteilte, da von dem kaiserlichen Hofe ein großer Kreis der Bevölkerung seine Richtung angewiesen erhielt. Ihren Zweck zu erfüllen vermochten diese Einrichtungen nur solange, als wirklich dieses ideale Verhältnis, wie es unter Karl obwaltete, erhalten blieb. Dieses Verhältnis aber, welches die Guten und Besten obenan stellte und ihnen ihre segensreiche Thätigkeit ermöglichte, war selbst wieder nur unter Karl möglich gewesen, der nicht bloß den Namen eines Oberherrn trug, sondern auch selbst sich als das weltliche Haupt des Reiches und der christlichen Kirche fühlte und mit nie ermüdendem Eifer seinen schweren Pflichten oblag. Sobald sich dieses Verhältnis verschob, daß der erste Mann im Reiche auch in Wahrheit der erste und beste war, verschob sich dieser ganze Organismus, und die soziale Revolution mußte zum Ausbruche kommen. Immer mehr drängte sich also der ganzen Entwicklung die Einseitigkeit auf, daß das Volk, anfangs zurücktretend, dann zurückgedrängt von der politischen Thätigkeit mehr und mehr auch die Befähigung zu derselben verlor; daß es dann aber auch zu den Kreisen, welche den Verwaltungsdienst versahen, keine oder doch nur sehr beschränkte Kräfte mehr zu stellen vermochte, und dieser Dienst daher mit der Befestigung der Klassen innerhalb der Bevölkerung den oberen Ständen anheimfiel.

In Bayern machte sich diese letzte Umwandlung bemerkbar durch die Einführung der Schöffen. Die Funktionen des Richters haben wir oben kennen gelernt. Wir sahen, wie sich da langsam eine Aenderung des innern Charakters vollzog, wie sich der ehemalige Volksbeamte zum Königsbeamten umwandelte. Jetzt verdrängten die von den Grafen erwählten sieben Schöffen den Richter vollkommen, doch blieb es teilweise bei der alten Benennung, da ja der Name selbst schon den eigentlichen Wechsel seiner Bedeutung überdauert hatte. Auch die oben allgemein angedeuteten Folgen der Wehrverfassung hatten in Bayern ihre gleiche Wirkung. Die Uebertragung des Kriegsdienstes von der Person auf den Besitz, die Bestimmung, daß vier Hufen, gleichviel wie viele Besitzer sich in dieselben teilten, einen Mann auszurüsten hätten, konnte nur die endliche Wirkung haben, daß solche Besitzer in den Augen der andern nicht mehr für voll galten, daß also ihre Freiheit mehr auf der Gnade der Großen, als auf dem eigenen Rechte begründet zu sein schien. Da mußten denn einerseits die Klagen wegen Bedrückung durch die Großen, namentlich die Grafen, denen sich ja dazu manche Mittel und Handhaben boten, andrerseits aber die Klagen über die Abnahme des Standes der Freien immer mehr zu nehmen. Das Gefolgsschaftswesen, welches einst bei den Kelten zu so manchen staatlichen

Mißbildungen geführt hatte, war auch im Frankenreiche heimisch geworden und hatte namentlich seit Pippins Regierung eine mannigfache Erweiterung erfahren. Der Großgrundbesitz verschlang, wie wir sehen, den kleinen Grundbesitz mehr und mehr, und die ehemals Freien drängten sich in den Dienst der Großen. So wurden diese, wie einst die Gaufürsten, zu Gefolgsherren. Aus ihrem Kreise war das Geschlecht Pippins selbst hervorgegangen; die Macht dieser Aristokratie zu brechen, war nicht mehr möglich. Darum suchte Pippin dieselbe in seinen Dienst zu ziehen, und auch Karl selbst folgte diesem Prinzipe. Die Masse der Vasallen anderer Gefolgsherren sich zu unterwerfen, gab es keinen andern Weg, als die Gefolgsherren selbst wieder zu Vasallen des Königs zu machen, und so vergalt man ihre Dienste mit Benefizien, d. h. man gab Reichsgüter leihweise in den Besitz dieser Großen. Dadurch erlangte Karl die Macht über den besten und schlagfertigsten kriegerischen Teil der Bevölkerung und verpflichtete sich denselben mittelbar oder unmittelbar durch das Gelübde unverbrüchlicher Treue. War einmal das Prinzip vom Herrscher selbst gebilligt und wurde von seiner Seite die Ausbreitung von Vasallen- und Lehensverbänden nicht gehemmt, so konnten jene Ueberschreitungen nicht ausbleiben, welche sich seine Beamten und Grafen zu Schulden kommen ließen. Dem aber trat Karl selbst mit aller Macht und mit seinem ganzen Ansehen entgegen, denn er hatte nicht nur erkannt, daß schließlich doch die Kraft des Reiches mehr als auf den mit einander rivalisierenden und von egoistischen Trieben geleiteten oberen Ständen, auf dem Stande der Gemeinfreien beruhte, sondern er hatte ebenso erkannt, daß diese Freiheit des kleinen Mannes unmöglich zu erhalten sei, wenn sein Besitztum ihm verloren ging. Den Besitzstand zu erhalten, ihn zu heben, dazu sollten seine Musterwirtschaften, welche im ganzen Reiche verstreut lagen, Vorbild und Anregung geben. Sie sollten die Kenntnis der Landwirtschaft erweitern und verbreiten, die allgemeine Ertragsfähigkeit dadurch zu steigern, und gewiß wäre auch hier ein gutes Resultat erzielt worden, hätten sich die von ihm eingeführten Verhältnisse nur zu befestigen vermocht. So aber kam das alles, wie es in der Natur der Weiterentwicklung nun einmal lag, viel mehr den bereits Bevorzugten zugute, als denen, welchen damit geholfen werden sollte.

Nichts ist großartiger, als das fortwährende Streben dieses einen Mannes, zu helfen und zu bessern, wo es not that, und nichts ist trauriger, als alle diese Bestrebungen früher oder später an dem Egoismus der einzelnen Bevölkerungskreise scheitern zu sehen. Denn daß gerade das Lehenswesen seiner innersten Natur nach dem Staate feindlich war, erkannte Karl nicht, da, so lange er die Regierung in festen Händen hielt, diese staatsfeindlichen Kräfte sich nicht zum Schaden der Allgemeinheit zu entfalten vermochten. Wohl aber sah er mit scharfem Auge die Not der Zeit, und wäre es ungerecht, wollte man ihm vorwerfen, er habe die Ursache derselben nicht erkannt. Vor ihm lag das Resultat einer Entwicklung, welche sich Jahrhunderte hindurch geräuschlos, alle möglichen Formen versuchend, vollzogen hatte. Diese Entwicklung aus der Welt zu schaffen mit einem Schlage, ging nicht an; Karl konnte nur der Zeit überlassen, ihr langsam heilend und ausgleichend entgegenzuwirken. Und das zu ermöglichen, trieb es ihn nicht nur, wie wir sahen, zum Schutze der allgemeinen Freiheit, sondern auch zur Förderung der allgemeinen Bildung. Diese sollte der Menge zur Erkenntnis verhelfen, jene sollte als Grundlage erhalten bleiben, von der die neue Entwicklung auszugehen habe. Darum sein stetiges Bemühen, durch Massenverleihung von Reichsgut an kleinere Freie diesen Stand gegenüber den Bestrebungen der Aristokratie zu kräftigen, darum sein fortwährendes Bestreben, den geistigen Gegensatz der beiden oberen Stände auszugleichen, zwischen Klerus und Laienwelt zu vermitteln. Hier aber gab es keine Versöhnung, so lange das geistige Gut fast ausschließlich von der Kirche gehütet wurde, so lange die Kirche es verschmähte, sich mit den Schätzen ihrer Religion zu begnügen. Unter Karl Martell war wie unter Pippin die Nebenbuhlerschaft dieser beiden Stände jedem klar vor Augen getreten; daß sie unter Karl mildere Formen annahm, zeitweise sogar zu verstummen schien, konnte nur ihn täuschen, dessen innigster Wunsch diese Aussöhnung war. Innerlich dauerte der Gegensatz fort, und darum scheiterten Karls Bemühungen, denn seine Ideale waren der damaligen Menschheit noch vollkommen unverständlich. „Die Bischöfe sollen zu den Grafen stehen

und die Grafen zu den Bischöfen, damit jeder Teil sein Amt vollständig erfüllen könne." In diesem Satze spricht sich Karls Auffassung vollkommen aus, doch wo waren die Bischöfe und Grafen, welche vor ihrem eigenen Interesse das allgemeine Interesse an einer gesunden Weiterentwicklung erkannt, ja nur noch gesehen hätten? Wo es an dieser innern Erkenntnis, an dem Bewußtsein fehlt, daß die Sorge für das allgemeine Wohl von jedem einzelnen getragen werden muß, daß man dieselbe nicht ungestraft auf eine Behörde oder eine andere Person abwälzen kann, da bleiben alle Gesetze und Verfügungen Worte, leere Worte, die oft statt zu bessern, die Dinge nur verschlimmern, weil sie auch der Menge des Volkes, das bisher nur stumm und stumpf getragen, nicht aber gegrübelt hat, die Augen aufmachen über den Grund des Uebels. Daß das Volk dann seinerseits seine egoistischen Forderungen ebenso stellt, ist nur zu natürlich. So hätte es eigentlich in der Zeit nach Karl dem Großen auch zu Bauernkriegen, Bagaudenaufständen oder sonstigen



Jüdische Kaufleute zur Zeit Karls des Großen.

sozialen Revolutionen kommen müssen, sollte man denken. Doch war dem nicht so. Die Not trat nicht sofort an den kleinen Mann heran, wenn er seine Freiheit aufgab, ja er rettete sich dadurch sogar vor der Not. Denn indem er in den Dienst der Großen trat, ward er aller der Vorteile teilhaftig, welche der kunstvollere Betrieb der Landwirtschaft, wie er von den Großen ausgeführt wurde und nur von ihnen ausgeführt werden konnte, dem Besitzer und somit auch ihm verschaffte. Andrerseits war der Umstand, daß die Güter der einzelnen Herren nicht beisammen, sondern weit zerstreut lagen, einem weiteren Sinken der Bevölkerung in rechtlose Sklaverei ungünstig, vielmehr blieb dem einzelnen Bauer sein eigener Herd meist erhalten; er bewirtschaftete sein Leihgut selbständig und lieferte nur die bestimmten Abgaben seinem Herrn.

Die Landwirtschaft versagte für den kleinen Mann mehr und mehr trotz der Bemühungen Karls, und da galt es denn, sich nach andern Nahrungsquellen umzusehen. So wandte Karl auch den Gewerben, welche meist nur von Hörigen betrieben wurden, sein Augenmerk zu, und errichtete bei seinen Gütern zugleich Werkstätten, um diese

nützlichen Fertigkeiten zu erhalten und weiter zu entwickeln. Auch dem Handel, der meist noch in den Händen der Juden war, eröffnete er neue Straßen und nahm ihn unter seinen Schutz. Doch blieb es in diesen Dingen noch bei den Anfängen, da eine derartige Umwandlung langer Zeit bedarf zu ihrer Vollendung. Man denke nur, daß Märkte und Städte für Gewerbe und Handel fast unentbehrliche Grundlagen sind, und Städte zu erbauen, konnte man dem Volke nicht befehlen. Namentlich bedurfte es näherer Bestimmungen über den Handel mit den Slaven und Avaren. Eine Linie von der Elbemündung bis zur Mündung der Enns in die Donau bezeichnete die Grenze, bis zu welcher Kaufleute vorgehen durften. Markgrafen und Sendboten führten die Oberaufsicht über den Grenzhandel und hatten namentlich die Waffenausfuhr zu verhüten. Auch die Einführung der Silberwährung als einer allgemeinen Geldeinheit, der Gewicht- und Maßeinheit, welche Karl vornehmen ließ, zeigt, wie er darauf bedacht war, die Grundlagen eines geregelten und belebteren Verkehrs zu schaffen. Doch widerstand ihm auch hier die alte Gewohnheit. So hielt namentlich Bayern noch lange an der alten Doppelwährung fest.

Mit gleichem Eifer verbreitete sich Karls Fürsorge über das ganze Reich, und kein Glied derselben war ausgenommen. Aber auch in den neu hinzugekommenen Gebieten suchte Karl das Altherkömmliche, wenn es sich irgend mit der Einheit des Reiches vertrug, bestehen zu lassen und an ihm anzuknüpfen. Wie er den unterworfenen Stämmen ihr altes Recht ließ und den Grundsatz anerkannte, daß jeder im Reiche nach seinem eigenen Rechte leben und gerichtet werden solle, so hemmte er auch die natürliche Weiterentwicklung der Stämme nicht, soweit dieselbe mit der Entwicklung des Reiches in gleichen Bahnen fortschritt. Unter ihm kam also die Einrichtung der bayerischen Kirche, wie sie einst schon von Herzog Theodo geplant war, zum Abschluß. Salzburg wurde im Jahre 798 von Papst Leo III zum Erzbistum erhoben und ihm die Bistümer von Passau, Regensburg, Neuburg, Freising und Seben untergeordnet. Wohl der Persönlichkeit Arns, Alkuins intimem Freunde, hat Salzburg diese Stellung zu verdanken. Nicht ohne Bedeutung für die Erkenntnis des Vorgehens der Missionäre im Slaven- und Avarenlande ist eine Nachricht, welche zeigt, daß auch hier die Kirche ihres alten Prinzipes, Schützer und Hort der unterdrückten Menge zu sein und diese für sich zu gewinnen, eingedenk blieb. Ein gewisser Ingo (Häuptling oder Priester?) lud Leibeigene, die sich zur Taufe bequemt, an seine Tafel, während ihren Herrn ein dürftiges Mahl vor der Thüre verabreicht wurde. Das habe gewirkt und das Wachstum der christlichen Religion bedeutend gefördert. Mit dem Versprechen, im Paradiese zu wohnen, scheint sich die dortige slavische Bevölkerung eben nicht zufrieden gegeben zu haben, und wie billig gewährte man ihr denn einen Vorgeschmack jener ewigen Freuden, wie sie die Volksphantasie sich naiv ausmalte.

Die Eroberung des Avarenlandes hatte der bayerischen Kirche einen neuen Wirkungskreis eröffnet. Namentlich die Kirchen von Salzburg und Passau teilten sich in die kirchliche Eroberung des weiten Gebietes. Doch sollte es da noch zu heftigen Auseinandersetzungen kommen. Auch damals schon scheint die Einigkeit der Bischöfe Bayerns nicht groß gewesen zu sein, denn der Papst sah sich genötigt, sie deshalb zu ermahnen und sein Recht zu betonen, Metropolen zu errichten und Erzbischöfe zu ernennen, wie auch die Abwesenheit Bischof Adalwins von Regensburg auf der Reisbacher Synode im Jahre 799 auffällt. Die Beschlüsse dieser Synode und mehrerer folgenden geben uns mannigfachen Aufschluß über die Haltung des Volkes selbst. Nachdem die Bestimmungen über die Kirchenzucht erneuert und den Klerikern namentlich eingeschärft worden war, ihre Streitigkeiten nicht vor den weltlichen Richter zu bringen, sich an die Vorschriften des Cölibates und die Fastengebote zu halten, nachdem ihnen dann verboten worden, die Priesterkleider mit der Volkstracht zu vertauschen, wurden für das Volk die alten Eheverbote wiederholt und darauf gedrungen, daß man in würdigem Zustande zum Gottesdienste komme. Namentlich sollten kostbarer Kleiderschmuck, weltlicher Gesang und Spielereien vermieden werden, und das Volk sollte es lernen, das Kyrie eleyson nicht so bäuerisch wie bisher herunterzuplärren. Eine andere Bestimmung richtet sich gegen die Zauberer und Wahrsager, deren Bestrafung die Erzpriester zu verhängen hatten, da die weltlichen Richter die Leute scheuten und öfters freiließen. Doch hätten die späteren Zeiten von diesen früheren noch

sehr viel lernen können, da man sich gegen derartige Personen mit Gefängnisstrafe begnügte. Zwei Bestimmungen, welche am meisten auffallen, sind nicht zu übersehen. Kleriker sollen nicht Wucher treiben, Bischöfe und Aebte nicht aus Habsucht Güter der Freien an sich zu bringen suchen, ja die Habsucht scheint eine so gefährliche gewesen zu sein, daß selbst Aebte und Bischöfe sich nicht scheuten, dem königlichen Fiskus zustehendes Eigentum zu annektieren. Umgekehrt ist die andere Bestimmung gegen die Laien gerichtet, da vollfreie Grundbesitzer und selbst Adelige sich dem Kriegsdienste dadurch zu entziehen suchten, daß sie sich den Klöstern übergaben. Deshalb sollte keiner mehr zum Mönche geschoren werden außer in Gegenwart des Bischofes. War er Mönch geworden, hatte er in dem betreffenden Kloster nach der Regel zu leben, blieb er aber auf seinem Gute, so mußte er Kriegsdienste thun. Man sieht, wie hier mit den Vergünstigungen, welche nur den wirklichen Klerikern von der weltlichen Macht zugestanden wurden, niederer Unfug und gemeiner Schacher getrieben wurde, und es ist zu verwundern, daß schon in so früher Zeit die ersten Akkorde einer späteren, so furchtbar traurigen Entwicklung angeschlagen wurden. Daß unter der Leitung Arns gegen dieses Unwesen eingeschritten wurde, dürfen wir als eine direkte Folge der kirchlichen Politik Kaiser Karls betrachten.

Die Wandlung hat sich in allen Dingen vollzogen. Kein Wahlrecht des Volkes kam mehr zur Geltung. Der König übte dieses Recht, er setzte die Grafen, aber auch die Bischöfe ein, und gern mochte das Volk auf ein Recht verzichten, dessen Bethätigung illusorisch gewesen wäre. Denn glaubt man wohl, der Volkswille wäre den Kreisen gegenüber, welche jetzt das Wort führten, zur Geltung gekommen? Es hätte sich auch nur die Aussicht bieten können, dieses Volk, das kein Volk mehr war und den Begriff des Bürgertums noch lange nicht in sich aufgenommen hatte, zu dem Erfassen einer allgemeinen Idee zu führen und es für dieselbe zu begeistern? Vollkommen umgekehrt schien seine Denkungsart und verwandelt. Suchte man einst den Besitz nicht aufkommen zu lassen, um die Idee des Ganzen zu bewahren, so schien es jetzt, als ob das Ganze nur dafür da sei, dem einzelnen zum Besitze zu verhelfen. Vergessen war alles, was einst die Väter geübt; alte Sitte und altes Recht hatten ihr inneres Leben verloren, und wie dürre Blätter weckten sie mit dem traurigen Bewußtsein, daß es Herbst sei, zugleich die sehnende Erinnerung an den geschwundenen Frühling. Man erkannte den Zweck nicht mehr, um den man seine Freiheit hätte verteidigen sollen, denn diese Freiheit war ja selbst illusorisch, ein idealer Begriff geworden. Es schien, als ob das Volk sich damit hätte begnügen wollen, sich mit dem Leben recht und schlecht, wie es eben ging, abzufinden, da man den Nutzen nicht verstand, den man aus dem Ringen und Streben der Großen hätte ziehen sollen und können. Da brach die Idee des abendländischen Kaisertums wie ein Lichtstrahl hinter Wolken hervor. Doch auch sie schien mehr ein künstliches Werk, ohne großen direkten Vorteil für das Volk, welches von ihr nicht sonderlich berührt wurde. Erst die Not der kommenden Zeiten ließ auch weitere Kreise erkennen, daß diese Idee keine totgeborene war. Die Not zeigte, daß ohne das Bewußtsein einer Zusammengehörigkeit, ohne werkthätiges kräftiges Eintreten des einen für den andern, ohne die Hingabe des eigenen Vorteils und der eigenen Person für das Allgemeine, auch das Dasein des einzelnen fürderhin seine Berechtigung zugleich mit der Möglichkeit verwirkt habe. Da ging die Saat Karls des Großen auf, und aus seiner Idee wuchsen dem deutschen Volke die Kräfte, welche es die Stürme der Jahrhunderte überdauern ließen. Der einzelne hört zu leben und zu streben auf, giebt ihm nicht ein sittlicher Fond den inneren Halt, der ihm das Leben der Mühe wert erscheinen läßt, und nur das Ideal rettet den einzelnen, wie die Völker vor dem Verkommen und verleiht ihnen die Kraft, aus der gegenwärtigen Not vertrauend in die Zukunft zu schauen. Dieses Ideal gab Karl dem deutschen Volke, und immer wieder raffte es sich an ihm empor zu neuer, mutiger Arbeit an seiner Zukunft. Daß diese Ideen dann auch dazu verwendet wurden, den einzelnen für ihre egoistischen Bestrebungen eine gewisse historische Berechtigung zu geben, ist die natürliche Folge nach der andern Seite, und sind derlei Unvollkommenheiten eben aus der Menschengeschichte nicht zu bannen, so lange der einzelne nicht gelernt hat, nicht nur sein Recht selbst zu hüten und zu wahren, sondern auch die Rechte anderer anzuerkennen. Dieser erste christlich=

germanische Grundsatz war dem Verständnisse der damaligen Welt abhanden gekommen, und nur in einzelnen hervorragenden Geistern blitzte er noch manchmal empor. Zu diesen gehörte Karl in seinen letzten Lebensjahren. Eine wahre und tiefe Religiosität hatte sich in seinem Wesen zum Siege emporgerungen, und die Erfüllung seiner Pflichten erschien ihm als das erste Gebot. Wohl wären seine Ideen solche geblieben, hätte er nicht an sich selbst deren innere Wirkung erprobt und bewiesen. Ein solches Beispiel mußte früher oder später seine Wirkung äußern und der Wahrheit zum Siege verhelfen, es mußte selbst die Kämpfe und Widersprüche in dem persönlichen Lebenslaufe des großen Mannes vergessen machen und das Bild des Friedenshelden vor dem des Eroberers im deutschen Gemüte festhalten. Zu beachten ist dabei, daß man westlich des Rheines in der Persönlichkeit Karls vielmehr das Bild des großen ritterlichen Eroberers festhielt, und ist dieser Gegensatz der Auffassung wohl für die beiden Volkscharaktere selbst wieder sehr bezeichnend. —

Eins der merkwürdigsten Kapitularien Karls des Großen ist jenes, in dem er seiner Verwunderung Ausdruck giebt darüber, daß geistliche und weltliche Beamte einander so oft zuwiderhandeln, statt sich gegenseitig zu unterstützen. Namentlich rügt er die Ueberschreitung ihrer Befugnisse durch die Geistlichen. Es klingt wie aus späteren Zeiten, wenn wir da Fragen vernehmen, wie folgende: „Ob es dem Geistlichen zukomme, sich in rein weltliche Angelegenheiten zu mischen? Was es bedeute: die Welt verlassen? Ob man dabei doch noch sich mit zahlreichem Gefolge umgeben, die Unwissenden zur Abtretung ihrer Güter, zur Enterbung ihrer Kinder bereden dürfe? Ob es nicht besser sei, gute Sitten zu pflegen, als schöne Kirchen zu bauen und was dem mehr ist?" — Doch wie wenige verstanden solche Fragen? Wie fern lag dieser Zeit jenes innere Christentum, jener beglückende Gedanke allgemeiner Freiheit und Gleichheit, wie er einst in den ältesten christlichen Gemeinden gehegt und mit dem eigenen Leben verteidigt wurde? Und wie weit sollte die Abirrung noch gehen, bevor man diesen Geist wiederfand? Waren es in der römischen Kaiserzeit nicht nur die unterdrückten Elemente des Volkes, sondern auch die hervorragendsten Geister, welche sich der christlichen Lehre zuwandten, konnte man den Hauptbestandteil der damaligen Kirche mit dem welterfahrenen selbstlosen Alter vergleichen, so waren es jetzt fast alles junge Völker, welche in ihrer Unerfahrenheit und Unwissenheit dem Kinde glichen, und schwerlich hätte das Christentum in jener alten, würdigen und einfachen Form auf diese einen Eindruck gemacht. Die Phantasie des Kindes mußte berücksichtigt, sein eigentümlich starrer Trotz gebrochen werden, und so wurde die kirchliche Praxis von selbst eine andere, als sie ehedem gewesen. Nur hatte dies für die Kirche selbst den Nachteil, daß der Geist hinter dieser Praxis mehr und mehr zurücktrat, daß Mahnungen wie diejenige Karls wie die Stimme des Rufers in der Wüste ungehört verhallten. Im einzelnen konnte er wohl vieles ändern und bessern, im ganzen vermochte er die Richtung, welche die Entwicklung eingeschlagen hatte, nicht zu ändern. Daß sein Streben in Bayern verstanden wurde, zeigten uns die Beschlüsse der von dem neuen Erzbischofe Arn zusammenberufenen Synoden.

Wie ein Fels im Meere steht die hohe Gestalt des Kaisers einsam in dem schwankenden und wankenden Getriebe der Zeit. Hatten einst die deutschen Stämme die Lieder der Helden gesungen und gedichtet, klang es in den einsamen Gehöften wie in den Pfalzen der Könige wieder von den Thaten der Gottessöhne, und blieben so die Ideale wach, welche der Deutsche von schönen und tüchtigen Handlungen und Personen in sich trug, so schien dies alles jetzt dem Volke verloren zu sein, denn die christlichen Priester zeigten sich dieser alten Ueberlieferung nicht hold. Und als ob Karl gefühlt hätte, daß irgend ein Ideal besser sei, wie keines, ließ er die alten Heldenlieder aufzeichnen, damit sie dem Volke nicht verloren gehen sollten. Er erreichte seinen Zweck nicht. Denn wo das innere Leben erloschen, das Weiterdenken und -dichten, da helfen keine Aufzeichnungen mehr, und wie mit der Codifizierung des Rechtes das Rechtsleben des Volkes, so erlischt mit der Aufzeichnung seiner Lieder die Poesie desselben. Der lebendigen Tradition konnte der ihr anvertraute Schatz nicht verloren gehen, ein Pergament aber ist allen Zufällen und Wandlungen preisgegeben. Doch mag Karls Vorgehen der Grund gewesen sein

davon, daß man in den gebildeten Kreisen des Klerus anfing, mit weniger Feindseligkeit und Scheu die alten Dichtungen des Volkes zu betrachten. Dadurch entstand die Möglichkeit, daß einzelne Aufzeichnungen und poetische Arbeiten sich doch in unsere Zeit hinüberretteten.

Die Belebung des geistigen Schaffens und wissenschaftlichen Strebens, wie sie durch Karl in bewußter Absicht hervorgerufen wurde, ist das eine direkte Ergebnis seiner Thätigkeit. Schon begegneten uns im Laufe der Erzählung Männer wie Alkuin, Peter von Pisa, Paulus Diakonus, und nicht übergangen sei in ihrer Reihe der Patriarch Paulinus von Aquileja, der als einer der letzten den verborgenen Schatz römischer Gelehrsamkeit in Italien hütete. Schon bald nach der Eroberung des Langobardenreiches war er mit Karl in Verbindung getreten, und namentlich mit Alkuin schloß er einen innigen Freundschaftsbund, den erst sein Tod im Jahre 802 trennte. Angilbert, der Homer der karolingischen Schule, war ihr gemeinsamer Zögling. Auch mit Erich von Friaul stand Paulinus in freundschaftlichen Beziehungen und an den kühnen ritterlichen Avarensieger richtete er sein „Buch der Ermahnung", in welchem der Weg gewiesen wird, wie der Feldherr und Staatsmann seine weltlichen Pflichten mit den Pflichten gegen Gott in Einklang bringen könne. Als rüstiger Streiter stand er an der Seite Alkuins gegen die Adoptianer und bekämpfte mit ihm gemeinsam den Bischof Felix von Urgel in Spanien, der diese Lehre, Christus sei seiner menschlichen Natur nach, als leiblicher Sohn der Maria, nur der Adoptivsohn, nicht der wahre Sohn Gottes, zugleich mit einem andern spanischen Kirchenfürsten, dem Erzbischof Elipandus von Toledo, vertrat.

Zwischen dem fränkischen Hofe und Aquileja lag eine weite Ländermasse, die von diesem regen geistigen Verkehr, wie er über sie hinwegging, wohl nicht unberührt bleiben konnte. Abgesehen davon, daß Bayern bereits den Beweis geliefert hatte, es sei im stande, mitzugehen und mitzuschaffen, daß ein Aribo von Freising, ein Virgilius von Salzburg schon früh die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatten, standen auch jetzt solche Männer auf, welche, das klare Auge auf die kommenden Zeiten gerichtet, mit rüstiger Energie den Boden bereiteten, in welchem der geistige Same Aufnahme finden sollte. Vor allen ist da der oft genannte Erzbischof Arn von Salzburg zu erwähnen. Alkuin ist sein wärmster Freund am Hofe Karls und in seinen Briefen an den Salzburger Erzbischof ist er seines Lobes voll. Keinen geringen Rang scheint Arn unter den Gelehrten der kaiserlichen Hofschule eingenommen zu haben, in der Karl selbst als David den Vorsitz führte. Nicht nur ein reger Verkehr herrschte zwischen Salzburg und Aachen, sondern Arn selbst war gewissermaßen wieder zum Vermittler zwischen der Kaiserpfalz und Italien geworden. Namentlich seine innige Freundschaft mit Paulinus von Aquileja, mit dem er gleichzeitig die Interessen der Kirche in den neu eroberten östlichen Gebieten zu wahren hatte, hielt einen Streit hintan, der später über die Grenzen der beiden Sprengel von Salzburg und Aquileja ausbrach. Gelehrte kamen und gingen, und unter ihnen ist vor allen Wizo zu nennen, der als Schüler Alkuins diesem einst an den Hof Karls gefolgt war. Oftmals zu litterarischen Reisen verwendet, kam Wizo auch nach Salzburg und blieb dort mehrere Jahre. Ein Hauptzweck solcher Reisen war die Entlehnung und Erwerbung von Büchern zur Abschrift, denn Alkuin, in der berühmten Domschule zu York erzogen, entwickelte einen großen Eifer in dieser Richtung. Er selbst reiste mehrmals nach Rom, um Handschriften zu kaufen; er schickte Wizo, wie nach Salzburg, so auch nach England zurück, damit er dort Bücher hole, die dann in Tours durch zahlreiche und sorgfältige Abschriften vervielfältigt wurden. Und gerade in diesem Streben fand er an Arn einen thätigen und eifrigen Genossen. Selbst nicht litterarisch thätig — denn von der bestechenden scharfsinnigen Vermutung Giesebrechts, Arn sei der Urheber eines Teiles der Lorscher Annalen gewesen, muß man wohl absehen — sorgte der Erzbischof doch dafür, andern eine litterarische Thätigkeit zu ermöglichen und zu erleichtern, indem er eine Bibliothek von über 150 Bänden sammeln und abschreiben ließ. Darunter war denn auch eine Sammlung von Alkuins Werken, durch welche sich Arn namentlich verdient machte. Doch noch in andrer Art bethätigte Arn seinen praktischen Sinn. Er ließ ein Güterverzeichnis der Salzburger Kirche anfertigen, das sog. Congestum oder

Indiculus Arnonis, das für uns heute nicht ohne Wichtigkeit ist. Ein zweites späteres Werk sind die „Breves notitiae“, welche eine kurze Darstellung der Bekehrung der Bayern enthalten, sowie Notizen über die Auffindung des alten Juvavum und seine Neubegründung als „Salzburg“. Zuletzt ist ein Formelbuch zu nennen, welches Muster zur Abfassung von Briefen und Urkunden enthält.

Ein zweiter Bayer, der gleichfalls der Freisinger Schule entstammte, seine späteren Jahre aber mehr auswärts verbrachte, ist Leidrad. Auch ihn zog Karl in seine Nähe. Mehrmals wurde ihm das Amt eines königlichen Sendboten übertragen, bis er dann im Jahre 798 von Karl auf den erzbischöflichen Stuhl von Lyon erhoben wurde. Bis 813 blieb er in dieser Stellung, zog sich dann aber in das Kloster des hl. Medardus zurück, wo er am 16. Dezember 816 gestorben ist. Namentlich gegen die adoptianische Lehre entwickelte Leidrad von Lyon aus eine wirkungsvolle Thätigkeit durch Wort und Schrift. Dann erfahren wir aus einem Berichte an Karl über seine Erfolge in der Domschule zu Lyon; der damit verbundenen Sängerschule scheint der Erzbischof besondere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben.

Schon in frühen Jahren war ein Verwandter Sturms, des Abtes von Fulda, dorthin verbracht worden, der unter den damaligen schriftstellernden Bayern wohl mit Recht die erste Stelle einnimmt. Mehr als 20 Jahre hatte Eigil unter Sturms Zucht gelebt, als er es übernahm, das Leben dieses großen Abtes und Sachsenbekehrers auf die Bitten der Angildruth zu beschreiben. Es ist dies eine ansprechende und ungesuchte Erzählung, und aus ihr tritt uns die liebenswürdige Gestalt des Autors selbst entgegen. Auch Eigil stieg zur Abtswürde des berühmten Klosters empor und verwaltete diese Stelle 8 Jahre lang (von 814 bis 822). Unter ihm war es, daß die Klosterschule von Fulda einen so weit berühmten Namen errang, denn damals schon war Eigils Freund Hrabanus Maurus, Alkuins begabtester Schüler und der berühmteste Gelehrte seiner Zeit, Vorsteher der Klosterschule. Als Eigil am 15. Juni 822 starb, folgte ihm Hrabanus in der Abtswürde nach.

Nennen wir nun noch den Namen Einhard, der zwar kein Bayer, wohl aber durch seine Stellung am Hofe Karls nicht unerwähnt in diesem Kreise von Gelehrten bleiben darf, so sehen wir, wie bereits eine zweite Generation von Männern der Wissenschaft emporwächst, welche ihre Lehrer bald übertreffen sollten. Gab Eigils Schrift über Sturm noch ein Beispiel der voralkuinischen Zeit, so treten wir mit Hraban und Einhard, seinen Freunden, in die Zeit, welche durch Alkuins und seiner Genossen Strebsamkeit heraufgeführt wurde, und es ist erstaunlich, wie diese künstliche Befruchtung so herrliche geistige Blüten und Früchte hervortrieb.

Denken wir uns nun hier gleichfalls den Kaiser, der es nicht verschmähte, noch in seinen alten Tagen das Schreibrohr zur Hand zu nehmen, um die schwierige Kunst des Schreibens zu erlernen, als den lebengebenden Sammel- und Mittelpunkt, sehen wir gerade ihn sich begeistern für eine Wissenschaft, welche weit über die engen Schranken, in welche sie von römischer Gelehrsamkeit eingezwängt war, hinüberstreifte und der innersten Tendenz des Christentums, die Menschheit zu einer universellen Bildung zu führen, nachstrebte, so erfüllt uns eine hohe Achtung vor solch geradezu prophetischem Walten. Doch auch hier folgt wieder jener bittere Nachsatz, der uns schon oben bei Karls politischen Bestrebungen in die Ohren klang. Viel fehlte, daß das Ideal, welches seinem Geiste vorschwebte, sich überall, ja nur in weiteren Kreisen, als in seiner nächsten Nähe verwirklicht hätte. „Wie ein Phänomen in dunkelster Nacht erscheint plötzlich die Litteratur des neunten Jahrhunderts; nicht nur Geistliche, auch Laien schrieben Bücher, was seit Jahrhunderten nicht vorgekommen war und Jahrhunderte lang nicht wieder vorkommt. Denn von Dauer war dieser Glanz nicht, er verschwand fast ebenso plötzlich, wie er gekommen war, aufs neue bedeckte Finsternis das Land, aber gerade in dieser Finsternis bewährte sich die feste Begründung von Karls Schöpfungen.“ Es war doch wieder einmal etwas geschehen; Werke von nachhaltiger Wirkung waren geschaffen worden, man hatte wenigstens versucht, die Geistesarbeit des klassischen Altertums zu verstehen und so für sich nutzbar zu machen. Der ernste Wille war wieder einmal entfacht worden, und ihm



Karl der Große erlernt das Schreiben.

mußten auch früher oder später weitere Thaten entsprießen.

Einen weit größeren Erfolg aber hatte Karls Auftreten da, wo er ihn nicht suchte und nicht beabsichtigte. Das von ihm ausströmende Leben drang unsichtbar in die Kreise des Volkes ein, und indem es hier ebenfalls eine Neubelebung der geistigen Arbeit schuf, wenn auch in ganz anderer Weise, wirkte es fort und fort und machte es erst möglich, daß ein zweites Mal die gelehrten Bestrebungen nicht wie unter Karl selbst, einem Phänomen vergleichbar, kamen und verschwanden. Das ungewollte und unbewußte Wirken von Karls großer Persönlichkeit, welches zwar langsam seine Früchte zeitigte, aber um so nachhaltiger die Weiterentwicklung beeinflußte, steht als treibendes Element in der Geschichte des deutschen Volkes für uns viel bedeutsamer da, und um so mehr, als es sich der Darstellung, welche mehr den augenblicklichen Effekten und den großen leidenschaftlichen Vorgängen ihre Aufmerksamkeit zuwendet, viel mehr entzieht. Das innere natürliche Wachstum schreitet still und ungesehen fort und verbirgt sich der Wahrnehmung; nur das Resultat desselben steht plötzlich vor uns in ungeahnter Schönheit und Größe. Gewiß bleibt das Bild Einhards, das er uns von seinem Herrscherfreunde entworfen, für alle Zeiten ein schönes Denkmal der geistigen und wissenschaftlichen Bestrebungen jener Zeit, doch erkennen wir gerade aus seiner Biographie, wie die Form, das äußere Nachahmenwollen alter Meisterwerke jener frischen Natürlichkeit Abbruch that, wie wir sie in einer so jugendlichen Litteratur wohl vermuten und voraussetzen dürften. „Er schreibt fast wie Sueton, — sagt Wattenbach — aber es war nicht das richtige Ziel des Mittelalters, zu schreiben wie Sueton, sowenig wie am Beginn der neueren Zeit diejenigen das Höchste erreicht haben, welche fast wie Cicero schrieben.“ Der Umstand, „daß ein Schriftsteller, der eine der größten und seltensten Gestalten aller Jahrhunderte darzustellen hat, sich dennoch nach Worten umsieht, wie sie schon einmal von einem oder dem andern Imperator gebraucht worden sind, daß sich Einhard darin gefällt, die individuellsten Eigenheiten der Persönlichkeit seines Helden mit den Redensarten zu schildern, die Sueton von Augustus, von Vespasian, oder Titus, oder auch hie und da von Tiberius gebrauchte“, zeigt doch zu deutlich, daß das Vermögen, die Gegenstände so, wie sie vorlagen, geistig selbständig aufzufassen, daß die Fähigkeit der künstlerischen Konzeption für jene Zeit trotz ihres Lerneifers und Strebens ein noch unerreichbarer Schatz war. Darauf kommt es aber bei allem geistigen Schaffen, welches der inneren Entwicklung weiter zum großen Ziele helfen soll, doch schließlich allein an, denn die Technik ist etwas Erlernbares und fördert allein nicht, während jenes Auffassungsvermögen an das innere Wachstum der Völker unbedingt geknüpft ist. Es läßt sich dies wohl beeinflussen, nicht aber zwingen, und es nützt einem Volke vorderhand wenig, wenn man antike Säulen zu neuen Bauten kommen läßt und Pläne nach alten Vorlagen anfertigt, oder die Muster alter Schriftsteller mit einigen, wenn auch noch so formvollendeten Nachahmungen zu vermehren sucht. Was also der Darstellung Einhards für jene Zeit ihren unvergleichlichen Wert gab, war nicht die schöne Form, sondern die einfache Thatsache, daß er aus dankbarer Erinnerung in kindlicher Verehrung und Anhänglichkeit dem großen Herrscher des deutschen Volkes ein Denkmal setzte, welches trotz der „etwas kalten Eleganz der Form“ durch seinen ansprechenden Inhalt einen großen Leserkreis gewann und fortwährend beeinflußte. So blieb Karl den gebildeten Kreisen eine lebendige Gestalt, und seine Ideen wirkten lebenweckend auf die Jahrhunderte weiter. Für das Volk aber war Einhards Darstellung viel zu hoch, und nie wäre demselben der große Kaiser gegenwärtig

geblieben, hätten nur die Darstellungen der Gelehrten sein Bild erhalten. Diese Arbeit mußte das Volk selbst übernehmen, und das ist die größte That Karls, daß er sein Volk dahin brachte und durch sein bloßes Auftreten dazu zwang, sich dieser Arbeit zu unterziehen. Nach 70 Jahren hören wir bereits, daß da schon etwas gekeimt und still gewachsen ist. Dank dem guten alten Mönche von St. Gallen, der uns das Bild des Kaisers bringt, wie das Volk es bis dahin festgestellt! Auf Karls III, des Dicken, Auffordernng hin sammelte er den reichen Schatz an Sagen und Erzählungen, wie sie über Karl im Volke umgingen. „Die Sage geht mit andern Schritten und sieht mit andern Augen, als die Geschichte“, sagt Jakob Grimm, doch wenn man früher glaubte, sie sei dem Historiker entbehrlich oder gar unnütz, so ist das ein Irrtum, den heute nur wenige mehr teilen werden. Denn wo und wie möchte sich wohl die Auffassung des jungen Volkes schöner und wahrer bekunden, als in der Sage? Indem sie die Thatsachen und Zeiten zusammenschiebt, indem sie die Motive einander nahe bringt und in raschem übersichtlichem Gange entwickelt, so das Hauptsächliche und Charakteristische festhält und hervorhebt, kommt gerade die Sage oft dem psychologischen Vorgange, dem innern Gesamtbilde viel näher, als die Geschichte in so früher Zeit, wo die Quellen so mannigfache Lücken zeigen, je zu kommen vermöchte. Und das hat sich auch hier bewährt. Sind die Thatsachen und Vorfälle, welche der alte Mönch so getreulich berichtet, auch nur mit großer Vorsicht aufzunehmen, so gestehen doch auch die Geschichtsforscher gerne, „daß sich mancher höchst charakteristische Zug nur hier erhalten hat.“ Und dann außerdem glaubt doch wohl keiner, daß das Volksleben sich nach den von seinen Geistesheroen heute aufgestellten Gesetzen morgen sofort weiter entwickle, sondern gerade die Auffassung, zu der ein Volk sich selbst emporgearbeitet, bleibt auch maßgebend für sein weiteres Leben. Dem Gemütsleben des Volkes hätte daher der Geschichtschreiber eine ebenso große Aufmerksamkeit zuzuwenden, als der Verstandesarbeit seiner Denker, denn aus dem Wechselspiel dieser beiden entgegengesetzten Kräfte entsteht erst die eigentliche Weiterentwicklung, die zu verfolgen Aufgabe der Geschichte ist.

Die Auffassung des Volkes von Karl dem Großen aber war die des ersten christlichen Helden, des ersten abendländischen Kaisers. Alle jene Züge, welche sich aus der alten Heldensage im Gedächtnisse des Volkes lebendig erhalten hatten, empfingen durch ihn eine neue umfassende und einheitliche Verbindung, und langsam traten jene großen Heroengestalten, deren strahlendes Licht im Laufe der Jahrhunderte durch die auflösenden und egoistischen inneren Kämpfe wie durch das Aufstreben des Christentums immer mehr getrübt worden war, hinter diesem neuen Volkshelden in das Dunkel der Vergessenheit zurück. So übernahm denn Karl statt ihrer die geistige Führung des deutschen Volkes von nun an, und das ist ein Sieg, dessen Größe sich nicht an einem Tage oder in kurzer Frist zeigte, sondern der langer Zeit bedurfte, bis er sich als solchen nur durch seine Folgen offenbarte.

Es macht einen merkwürdigen Eindruck, wenn man sieht, wie selbst dieser große Herrscher, der doch wohl erkennen mußte, wie des Reiches Kraft und die Möglichkeit seiner Fortdauer in seiner Vereinigung und Einheit lag, nicht wagte, ein uraltes Herkommen, welches mit seiner eigenen Staatsidee im direktesten Widerspruch stehen mußte, zu beseitigen. Auch Karl hielt an dem Prinzipe der Reichsteilung fest. Im Jahre 806 erließ er auf der Reichsversammlung zu Diedenhofen ein diesbezügliches Gesetz, nach welchem sein jüngster Sohn Ludwig Aquitanien und Wasconien, Septimanien und die Provence, sowie den größten Teil von Burgund erhalten sollte; Pippin empfing Italien und Bayern, sowie den südlich der Donau liegenden Teil von Alamannien. Alles andere: Neustrien, Austrasien, Ostfranken, Friesland, Sachsen, Thüringen, den Rest von Burgund und Alamannien mit dem bayerischen Nordgau sollte Karl empfangen. Von der Kaiserwürde ist nicht die Rede, und man erkennt wohl, daß Karl dieselbe wie seine Oberhoheit über den Kirchenstaat als eine mehr persönliche Würde betrachtete. Zwar änderten sich in dieser Beziehung die Ansichten noch vor dem Tode Karls, doch zu festen Bestimmungen über das Nachfolgerecht kam es nicht. Man erkennt auch daraus wieder, daß die Fähigkeit, abstrakt nud nach einem fest entworfenen System vorzugehen, erst erworben und durch

die Erfahrung erlernt werden mußte. Pippins Herrschaft in Bayern hat keine Spuren hinterlassen, und ist dies wohl dadurch zu erklären, daß ihn die Kämpfe mit den Griechen um Dalmatien und Venetien in Italien festhielten. Bei seinem frühen Tode im Jahre 810 waren diese Streitigkeiten noch nicht zu Ende. Erst eine Gesandtschaft aus Konstantinopel, welche zu Pippin kommen sollte, diesen aber nicht mehr am Leben traf und deshalb von Karl empfangen wurde, brachte den Zwist zu einem vorläufigen Abschluß. Karl gab das eben von Pippin wiedergewonnene Venetien nebst den andern Seestädten an der Nordküste des adriatischen Meeres in Liburnien und Dalmatien preis und erhielt dafür die Zusage der Anerkennung seiner Kaiserwürde vom byzantinischen Hofe. Im folgenden Jahre starb auch Karls ältester gleichnamiger Sohn, und neuer Schmerz brach damit über den alten Kaiser herein. Auch jener unglückliche Pippin der Höckrige, Karls Sohn von Himiltrud, starb in dem gleichen Jahre, so daß von des Kaisers Söhnen nur einer übrig blieb: der junge König Ludwig von Aquitanien.

Im Jahre 811 war auch Nicephorus, Kaiser von Konstantinopel gestorben, und nach ihm bestieg sein Schwiegersohn Michael den oströmischen Thron. Eine Gesandtschaft Karls an ihn wurde von einer griechischen Gesandtschaft zurückbegleitet, und diese brachte endlich die langersehnte Anerkennung des fränkischen Kaisertums durch Ostrom. Gewiß mochte diese Bestätigung die Ansichten von der Kaiserwürde verändern, denn als eine göttliche Eingebung wurde es anerkannt und begrüßt, daß Karl am 11. September 813 seinen einzigen Sohn zum Mitregenten krönte und als Erben des Reiches und der Kaiserwürde bezeichnete. Der Zufall hatte also hier wieder einmal nicht nur die alte Idee der Reichsteilung nicht zur Ausführung kommen lassen, sondern es wurde durch ihn auch die Erkenntnis, daß dieselbe im Prinzipe verfehlt sei, um einen Schritt weiter gerückt. Denn von nun an trat die Kirche, welche unter Karl zu einem festen einheitlichen Organismus zusammengewachsen war, als Träger der Reichseinheit auf, ohne welche sie selbst sich in ihrer Existenz bedroht fühlen mußte. Eine Kirche und ein Reich für die Völker des Abendlandes — war die zum Lichte ringende Idee der damaligen Zeit, und ihr im innersten Wesen feindlich stand jene alte Teilungspraxis dieser Idee gegenüber. Da mußte es also zum Kampfe kommen, wenn nicht ein zweiter Karl diese Idee zum Siege und allwärts anerkannten Herrschaft zu führen vermochte, wenn er es nicht dahin brachte, so die innern Gegensätze der die Reichseinheit tragenden Elemente zu versöhnen und ihnen den Boden zu einer gesonderten Weiterentwicklung dieser Gegensätze zu entziehen. Doch diese fast übermenschliche Kraft besaß Karls Nachfolger, der fromme Ludwig nicht. Als der Kaiser am 28. Januar 814 in seiner Hofburg zu Aachen die Augen schloß, nachdem er ein Alter von 72 Jahren erreicht und 46 Jahre regiert hatte, schien es, als ob mit ihm die geniale Kraft des arnulfingischen Hauses erloschen wäre. Keine Macht hemmte mehr die beginnende Gärung, welche bald das ganze Abendland erfaßte.

Sehen wir uns nach den Ursachen um, welche zu diesem traurigen Resultate der Auflösung und Zersetzung führten, so müssen wir wohl die Unfähigkeit Ludwigs mit in Betracht ziehen, die eigentliche Ursache aber des Verfalles kann in ihr nicht erkannt werden. Denn in einem geordneten Staatswesen vermag auch ein halb oder gar nicht begabter Herrscher noch ohne ein solches Fiasko fertig zu werden. Es muß also die Ursache anderswo liegen. Und da fallen unsere Blicke denn auf zwei Umstände, welche wir wohl als solche Ursachen betrachten dürfen. Der erste ist, daß Karl wohl die gesonderte Entwicklung der beiden Aristokratien einen Augenblick zu großem Ziele zu vereinigen wußte, daß er aber die Versöhnung der innern Gegensätze, wie sie in der geistlichen und weltlichen Aristokratie bestanden, nicht zu stande brachte. Der zweite ist das Fehlen eines äußeren Druckes. Denn nehmen wir auch alle dem Reiche feindlichen äußeren Elemente zusammen, denken wir an die Griechen und Sarazenen, an die Slaven, Dänen und Normannen; den Bestand des Reiches wirklich zu gefährden waren diese Mächte nicht mehr im stande. Der Wirkungskreis Ostroms ward mehr und mehr nach dem Osten hinüber- und vom Westen abgedrängt; bei den Arabern trat in den Kämpfen mit den Franken namentlich in Karls letzten Regierungsjahren eine fortdauernde physische Ermattung zu Tage; Slaven, Dänen und Normannen konnten wohl die Grenzgebiete beunruhigen,

aber als Feinde des Reiches aufzutreten, dazu waren sie alle noch lange nicht reif und innerlich stark genug. Erst durch die Schwäche des Reiches wuchsen ihre Kräfte so weit, daß sie sich als solche fühlen konnten, und als dann am Ende des 9. Jahrhunderts noch die Ungarn hinzukamen, trat der äußere Druck wieder mit energischer Aufforderung zum Zusammenhalten an die deutschen Stämme heran.

Hatte einst Pippin versucht, die fränkische Kirche durch Stellungnahme gegen den Laienadel wieder zu heben, hatte dann Karl beide Mächte in den Dienst seiner Verwaltung und seiner Ideen gezogen und „durch eine litterarische Bildung des Laienstandes ihre innere Kultur mit einander auszugleichen und zu versöhnen gestrebt", so war dieses Vorgehen doch mehr ein auf persönlicher Autorität und Erkenntnis beruhendes gewesen, als die Folge einer genauen Berechnung und Anordnung der gegebenen politischen Faktoren. So lange die Persönlichkeit Karls den beherrschenden Mittelpunkt bildete, mußte jede Neigung zu Sonderbestrebungen verstummen. Als aber der große Kaiser die Augen schloß, regten sich die Sonderinteressen der feindlichen Elemente wieder, und diese führten denn auch alsbald, gestärkt durch die unter Karl gewonnene Einsicht und Disziplin, den alten Kampf nur um so mächtiger herauf.

Mit stets wachsendem Erfolge hatten die aristokratischen Bildungen seit Cäsars und Tacitus Zeiten immer wieder von neuem begonnen, und nach jeder Niederlage, die mehrmals zur vollen Auflösung, ja zur Vernichtung der aristokratischen Elemente führte, war diese Tendenz wieder erwacht, bis schließlich jetzt, nachdem der Laienadel gerade durch Karls Begünstigung des Lehenswesens eine innerliche Kräftigung und militärische Organisation erhalten, die Bildung wieder ansetzte und zur Herrschaft emporstrebte. Diesmal blieb ihr der Sieg, denn von nun an war die Laienaristokratie ein politischer Faktor, der nicht mehr aus der Welt zu schaffen war und stets seine Beachtung forderte.

„Will man das Resultat der folgenden Ereignisse zusammenfassen — sagt Nitzsch — so hat es darin bestanden, daß es der Laienaristokratie nach einem langen, schwankenden, sich vielfach mit persönlichen Konflikten kreuzenden Kampfe gelang, nicht nur gegen Kirche und Kaisertum ihre Existenz siegreich zu behaupten, sondern zugleich das große System einer gemeinsamen Verwaltung und einer gemeinsamen Hierarchie, wie es Karl zu begründen gesucht, vollkommen auseinander zu sprengen." Nicht zu einem abendländischen, sondern zu einem deutschen Kaisertume kam es in der Folge, welches von der Idee, welche Karl der Große einst gehabt, bedeutend abwich, und dem diese Idee selbst, so oft es auf dieselbe zurückgreift, viel mehr zum Unglück als zum Glücke gereichte, da seine natürlichen Bedingungen, wie sie Karl zugleich zu schaffen strebte, sich vollkommen verändert und verschoben hatten. Die Aufgabe, welche Karl der Große den abendländischen Völkern gestellt hatte, war viel zu schwer, als daß sie auch nur von einem beschränkten Kreise damals erfaßt worden wäre. Zu ihrer Verwirklichung hätte es einer großen politischen Reife bedurft, unter welcher wir das Zurücktreten der egoistischen Bestrebungen einzelner zu Gunsten der Allgemeinheit verstehen, die damals nirgendwo und am wenigsten in den Volkskreisen selbst zu finden war. Dazu hatte selbst Karl auch nicht eines jener Elemente, welche einst in der Merovingerzeit die Auflösung des politischen Verbandes bewirkt hatten, aus der Welt zu schaffen vermocht, sondern alle bestanden weiter in ihren Gegensätzen zu einander wie zu der idealen abendländischen Union, und so mußten sie von selbst in die alten Bahnen zurückfallen, nachdem der Druck aufhörte, welcher sie eine Zeit lang zusammengehalten hatte. Bevor nicht das ganze Volk das Wollen und Streben Karls begriffen und in sich aufgenommen, war an eine Verwirklichung des Ideals gar nicht zu denken. Und nachdem diese Erkenntnis sich in weitere Kreise verbreitet hatte, war unterdessen die Entwicklung in so andern Bahnen fortgeschritten, daß die Verwirklichung des Ideals zur Unmöglichkeit geworden war. Der große Abstand aber der wirklichen Verhältnisse von jenem Ideale, wie es sich in Karl und durch ihn im deutschen Volke gebildet hatte, ließ immer wieder das Volk auf diese Ideen zurückkommen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme, wie sie von Karl zuerst verwirklicht wurde, drang immer lebhafter empor und blieb trotz aller Fehden und Bruderkriege, trotz aller Bestrebungen der einzelnen Stammesregenten in dem größten Teile des Volkes selbst

wach, so daß trotz öfterer vergeblicher Versuche, diese Einigung zur dauernden zu gestalten, der Versuch doch immer wieder gemacht wurde. Der endliche Sieg aber war erst dann möglich, als die geistige Entwicklung des Volkes selbst das Gefühl der Zusammengehörigkeit zum klaren Bewußtsein ausgebildet hatte, und stehen auch heute noch politische Sonderbildungen diesem Ideale entgegen, so hat sich doch das deutsche Volk geistig zusammengefunden und wird sich immer mehr zusammenfinden, da politische Schranken, welche mit der Zeit kommen und gehen, für dieses innere Volksleben nur ein beschränktes Hemmnis sind. So wirkte das Märchen, welches um Karls Persönlichkeit das Volk gesponnen, so die Sage, an deren Ausbildung alle deutschen Stämme sich beteiligten.

Bei früheren Gelegenheiten versäumten wir nicht, für das Fallen oder Steigen der äußeren Macht eines Volkes oder einer Regentenfamilie auch den sittlichen Zustand in gewisser Beziehung verantwortlich zu machen. Wir wiesen darauf hin, wie Karls Erfolge an seine eigene Persönlichkeit geknüpft waren, wie sie nur durch das erhabene Beispiel, welches er selbst gab, möglich wurden. Aber selbst in diesem Punkte vermochte Karl nicht einmal die ihm zu allernächst Stehenden in gleicher Weise zu beeinflussen. Selbst das gewaltige augenblickliche Hervorbrechen stürmischer Leidenschaft, wie wir es in Karls früheren Jahren zu verzeichnen hatten, zeigt, daß mehr als eine Umwandlung der inneren Natur ein äußerer Zwang erst die Gemüter zu beherrschen begonnen. Ein direkt unnatürliches Verhältnis war das Karlmanns zu seinem Bruder, wie Pippins des Höckrigen zu seinem Vater. Der Verkehr der beiden Geschlechter mit einander entzieht sich unserer näheren Kenntnis; doch muß auch, abgesehen von den schon sehr romantischen Verhältnissen, von denen wir wissen, nicht überall alles in bester Ordnung gewesen sein, da die Schriftsteller diesen Punkt mehrfach streifen. Es ist aber hierbei zu bemerken, daß, was nach kirchlicher und staatlicher Anschauung als unsittlich gilt, deshalb noch lange nicht immer unnatürlich zu sein braucht. Jedenfalls ist sicher, daß durch den Umstand, daß auch Karl an dem bisher beliebten Teilungsprinzip festhielt, der schlummernde Egoismus bald geweckt wurde und die alten Leidenschaften nun auch in seinem Hause erwachten, welche einst das Geschlecht der Merovinger zu Grunde gerichtet haben. Zwar bricht der Kampf nicht wieder los in jener brutalen selbstsüchtigen Weise wie einst. Selbst in der Raffiniertheit zeigt sich der politische und kulturelle Fortschritt, denn man hält an den, wenn auch zerrissenen und verschobenen Idealen, die von Karl aufgestellt worden waren, in primitiver Weise fest, man streitet gewissermaßen unter Einer Fahne, und der Kampf hat einen weiteren als den rein persönlichen Zweck, doch immerhin täuscht uns das nicht über die Thatsache hinweg, daß das alte Germanentum in diesem Kampfe den Todesstoß erhält, daß also in letzter Konsequenz der Verfall, von Pippin und Karl nur gehemmt, unaufhaltsam fortschreitet. Das alte Heldentum fand in Karl seinen letzten, das christlich germanische Rittertum in ihm seinen ersten Vertreter, und so steht er auf der Grenze zweier Zeitalter, hinter welcher alles, was jenem ersten angehört, dem Tode verfallen erscheint. Als hätte dies Ludwig recht deutlich machen wollen, verschmähte er, der Sohn jenes Mannes, der einst die Heldenlieder des deutschen Volkes sammeln ließ, damit sie dem Volke erhalten blieben, den deutschen Volksgesang und hielt ihn von sich entfernt. In seiner Jugend hatte er deutsche Volksgesänge gehört und im Gedächtnis behalten, aber er achtete sie später nicht mehr und wollte sie nicht mehr lesen, noch anhören, noch selbst hersagen. Wohl aber gab er die Veranlassung zu dem schönen altsächsischen Gedichte Heliand. Wie nirgend zeigt sich in dieser Thatsache der Charakter des neuen Kaisers, wie der der kommenden Zeit.

Mit 36 Jahren trat Ludwig der Fromme die Regierung an. Schon der Beiname allein, den er erhielt, zeigt die Auffassung seiner Stellung an. Denn nach einem Manne wie Karl, dessen innerstes Wesen sich zu einer tiefen und ernsten Religiosität erhoben hatte, als „der Fromme" bezeichnet zu werden, ist kein besonderes Lob für einen Herrscher, dessen Beruf es nicht ist, ein Mönch zu sein. Von seinem Herrscherberufe nun hatte Ludwig allerdings eine sehr geringe Vorstellung, da er es vorzog, die Regierung seinen Günstlingen, namentlich dem Klerus zu überlassen, welchem er also den Weg bereitete zu der gewaltigen politisch-einflußreichen Rolle, die er später im deutschen Reiche

zu spielen begann. Ohne Zweifel war dies ein furchtbarer Mißgriff Ludwigs, allein wer hätte wohl regieren sollen, wenn der berufene Herrscher sich als unfähig erwies? Mag man die Zeit überschauen, wie man will, mag man sagen, lieber alles andere, als eine weltliche Herrschaft in geistlichen Händen, für die damalige Zeit gab es gar keinen Ausweg, da der Klerus nicht nur die geistliche, sondern auch die geistige Macht besaß. Letztere aber ist immer und zu allen Zeiten, von wem sie auch vertreten wird, der in Wahrheit allein berufene Herrscher der Völker, und ihre Unterdrückung hat sich an dem Klerus selbst, wie an allen Unterdrückern bitter gerächt. Außerdem ist der Mißbrauch einer errungenen Gewalt nicht vorherzusehen, und kann ein solcher ebensowenig dem Klerus allein zum Vorwurfe gemacht werden. Aus alle dem ergibt sich, daß der Machtaufschwung der Geistlichkeit unter Ludwig dem Frommen infolge seiner eigenen politischen Unfähigkeit eine natürliche Folge der bisherigen Entwicklung war.

Der Geistlichkeit aber mochte vor allem daran gelegen sein, die Reichseinheit zu erhalten, und ihrem direkten Einflusse ist es deshalb zuzuschreiben, daß Ludwig auf der großen Reichsversammlung zu Aachen im Jahre 817 die Erbfolge zu ordnen sich anschickte. Der Zufall, der nun mehrere Male hintereinander das Prinzip der Reichsteilung nicht hatte zur Geltung kommen lassen, indem die Teilung von 741 durch Karlmanns Rücktritt, die von 768 durch des jungen Karlmanns Tod, die von 806 durch den Tod der übrigen Söhne Karls vereitelt wurde, war in diesem Punkte der Lehrer der Geistlichkeit. Und gewiß zeigt sich in ihrem Vorgehen ein politisches Fortschreiten, das durch die Umstände geboten war. Daß der Klerus dabei die Absicht hegte, das lange unterdrückte Wahlrecht des Volkes wieder zur Geltung zu bringen, könnte ihm unsere Bewunderung erwerben, wenn wir nicht Grund hätten, auch hier eine politische Maßregel ergriffen zu sehen, welche nur dem Zwecke der geistlichen Machterweiterung zu dienen berufen war. Denn auf welche Kreise hätte sich der Klerus anders stützen sollen, als auf das Volk? Und wo war sein Einfluß ein mächtigerer, als im Volke? Das Wahlrecht des Volkes neu beleben hieß also in der damaligen Zeit nur, dem Klerus die Bestimmung über die Nachfolge im Reiche übertragen. Doch der erste Schritt gelang; es kam zu der beabsichtigten Ordnung. Aquitanien und Bayern, die beiden Länder, welche am längsten eine selbständige Regierung besessen hatten, wurden von der großen Masse ausgeschieden und mit ihnen die beiden Söhne Ludwigs, Pippin und Ludwig, abgefunden. Doch sollten auch sie unter der Oberhoheit des Kaisers und Reiches verbleiben. Die Kaiserwürde selbst wurde für Lothar, den ältesten der Söhne Ludwigs, bestimmt. Das alte Recht der Nachfolge war damit nicht aus der Welt geschafft, aber es ordnete sich dem Einheitsprinzipe unter, und gewiß war es ein großer Fortschritt, den die fränkische Politik damals unter geistlicher Führung machte.

Doch sofort erhob sich der Widerspruch gegen diese Politik. Bernhard, der Sohn Pippins, dem einst Karl nach dem Tode seines Sohnes das Königreich Italien gelassen hatte, empörte sich, da ihm dieses von Karl dem Großen selbst bestätigte Recht entzogen wurde. Sein Schicksal konnte nicht zweifelhaft sein. Er wurde überwunden, gefangen und geblendet und fand bald darauf seinen Tod. So herrschte denn wieder Ruhe, und es schien, als sollte Ludwigs Maßregel Anerkennung finden, denn die Geistlichkeit wußte es sogar zu verhindern, daß für den im Jahre 823 von Judith, Ludwigs zweiter Gemahlin, geborenen Karl das Prinzip der Nachfolge umgestoßen wurde. Auch für ihn sollte nur ein kleineres Reich abgetrennt werden. Nur eins hatte man zu berücksichtigen vergessen: die Entwicklung der Völker selbst. Hatte denn ein Ausgleich stattgefunden zwischen den Völkern westlich und östlich des Rheins, daß man sie so von einem gemeinschaftlichen Standpunkte behandeln zu können glaubte? War denn die Vereinigung unter Pippin und Karl mehr als eine bloß nominelle gewesen? War nicht die Idee des Kaisertums, wie sie jetzt zum Vorschein kam, eine von derjenigen Karls des Großen selbst vollkommen verschiedene? In Aquitanien hatte Ludwig seine Jugend verlebt; dort hatte er die Anschauungen der römischen Kirche und Priester zu den seinigen gemacht, und vom Westen importierte er nun diese Anschauungen über den Rhein herüber nach Ostfranken. War denn die Kirche hier ihrer westfränkischen Schwester auch nur entfernt gleich? Besaß

sie hier dieselbe Macht wie dort? Und stand ihr hier nicht eine Laienaristokratie ungebrochen und als Rivalin gegenüber, welche nicht unberücksichtigt bleiben konnte? War es nicht eine städtische Bevölkerung, welche der Kirche in Westfranken immer noch als Hauptstütze diente, während östlich des Rheins die freie Bauernschaft noch lange nicht alles von ihrem einstmals aller Centralisation und Gleichmacherei feindlichen Wesen verloren hatte? Alle diese Gegensätze, namentlich aber derjenige in der Auffassung Karls und seines Kaisertums zwischen Ost- und Westfranken, waren und blieben unausgeglichen und mußten, sobald es von irgend einer Seite zu offenem Konflikt kam, die Bedeutung des Konfliktes verschärfen. Und nur zu bald kam es zu diesem Konflikt.



Bernhard, Pippins Sohn, von seinen Gegnern geblendet.

Im Jahre 817 war Bayern an Ludwigs des Frommen Sohn Ludwig gekommen. Doch da er noch in jungen Jahren stand, wurde das Land von königlichen Sendboten, von denen namentlich Audulf zu nennen ist, verwaltet. Gegen eine Empörung der Chrowaten in Unterpannonien unter ihrem Herzoge Liudewit mußten vom Reiche aus Anstalten getroffen werden, da die Heere, welche die beiden Markgrafen von Friaul, Kadolaus und nach ihm Balderich, aus Italien heranführten, unverrichteter Sache heimkehrten, und ein Einfall der Chrowaten in Kärnten die Dinge bedenklich erscheinen ließ. Doch trotzdem in den Jahren 820 und 821 drei fränkische Heere, von denen das eine von Italien herauf, die beiden andern durch Bayern zogen, die Empörung niederzukämpfen suchten, unterwarf sich Herzog Liudewit nicht. Erst als im folgenden Jahre von Italien aus neue Kriegsscharen gegen ihn heranrückten, floh er nach Serbien, von da nach Dalmatien, wo er im Jahre 823 durch Liudesmul, einen Häuptling der dalmatinischen Chrowaten, aus dem Wege geräumt wurde. Seine wahrscheinliche Absicht, an Stelle des untergegangenen Avarenreiches an der Donau ein selbständiges Slavenreich zu gründen, scheiterte an dem festen Zusammenhalten der fränkischen Macht. Noch war die Zeit zu nahe, da der große Kaiser gelebt, noch verspürte man das Wehen seines Geistes, doch bald war die Generation herangewachsen, welche ihn nur mehr vom Hörensagen kannte; mit ihr wuchs die Zwietracht heran und sie stärkte dann die äußeren Feinde. So bewährte sich noch Karls Schöpfung.

Wie einst die Kämpfe mit den Germanen die Römer immer weiter führten: vom Rhein zur Ems, von der Ems zur Weser, von der Weser zur Elbe, bis schließlich alle kampffähigen Elemente dieser Gebiete sich gegen sie erhoben und ihre Bedränger dann vernichteten, so schien es jetzt den erobernden Franken zu ergehen. Denken wir an den kleinen Anfang eines Childerich und Chlodwig, und jetzt diese ungeheure Ländermasse, über welche der fränkische Herrscher gebot. Durch die fortwährende Erweiterung der Grenzen aber schuf man sich immer mehr neue Feinde und entfesselte nach und nach Gewalten, von denen man bisher kaum eine Ahnung gehabt hatte. Karl der Große hatte sich einst hier im Südosten mit der Donaugrenze begnügt. Doch jetzt schon streifte man weiter. Die Timotschaner am Timok, dem Grenzflusse zwischen Serbien und Bulgarien, unterwarfen sich freiwillig der fränkischen Herrschaft; da sie aber einst unter bulgarischer Herrschaft standen, führte diese Unterwerfung zu direktem Gegensatze der Franken mit dem mächtigen bulgarischen Reiche, das sich in dem alten Thracien wie in einem Teile des heutigen Ungarn nördlich der Donau unter Krum, dem zweiten Sanherib, wie ihn die Byzantiner nennen, und seinem Nachfolger, dem wilden Mortago, gebildet hatte. Der letzte schloß bald nach seinem Regierungsantritt einen dreißigjährigen Frieden mit dem byzantinischen Kaiser und wandte dann seine Streitkräfte gegen Westen, von wo ihm die Franken in so bedenkliche Nähe rückten. Gesandtschaften gingen zuerst hin und her, doch wurde die von Mortago verlangte Grenzbestimmung ins weite geschoben. Da brachen die Bulgaren im Jahre 827 auf und fielen in fränkisches Gebiet ein, verheerten die Wohnsitze der Slaven an der Drau und verjagten die Häuptlinge, welche sie durch bulgarische ersetzten. Dem Markgrafen Balderich von Friaul und seiner Unachtsamkeit wurde dieser Unfall zur Last gelegt, weshalb er im folgenden Jahre abgesetzt und der Oberbefehl dem jungen Bayernkönige Ludwig, der im Frühjahr 826 in Bayern eingetroffen und in seine dortige Residenz eingezogen war, übertragen wurde. Der König unternahm noch in demselben Jahre einen Zug gegen den Feind, von dessen Erfolg wir jedoch nichts wissen. Dann aber scheint hier weiter nichts Nachhaltiges mehr unternommen worden zu sein, da die Aufmerksamkeit Ludwigs nach anderer Seite abgelenkt wurde.

Im Frankenreich war der befürchtete Konflikt ausgebrochen. Ludwig der Fromme hatte dem Drängen seiner Gemahlin Judith, ihrem Sohne Karl das zugedachte Reich zu bestimmen, nicht länger widerstehen können. Auf dem Reichstage zu Worms 829 übertrug Ludwig somit seinem jüngsten Sohne die Herrschaft über Alamannien, den Elsaß, Churrätien und einen Teil von Burgund. Hatte auch Lothar schon ehedem das Versprechen geben müssen, von seinem Gebiete dem jungen Stiefbruder eine Ausstattung abtreten zu wollen, so war eine solche Anordnung dem früheren Plane, die Reichseinheit zu erhalten, doch geradezu entgegen. Denn nun lag der breite Streifen des heutigen süddeutschen und schweizerischen Gebietes zwischen Lothars Ländern in Deutschland und Italien; sein Reich war zerrissen und die Anerkennung seiner Oberhoheit und kaiserlichen Würde dem guten Willen der Brüder überlassen. Auf seiner Seite mußte natürlich der Klerus Stellung nehmen, da seine politischen Absichten mit diesem Schritte vollkommen vereitelt wurden. Zwischen Judith und der Geistlichkeit mußte es demnach zum Kampfe kommen, und die stolze Welfin erwartete ihn.

„Die große Bedeutung der Frauen und der weiblichen Leidenschaft für diese Periode, wie sie das deutsche Epos festgehalten hat und wie sie uns in ihrer furchtbarsten Tiefe an den merovingischen Höfen entgegengetreten, bricht nach einer langen Pause in dieser Herrscherin wieder hervor. Sie wird „süß und schmeichlerisch" genannt; sie gilt als die Urheberin aller jener geheimen Intriguen, um für Karl den besten Teil des Erbes zu gewinnen; mit der ganzen Zähigkeit einer leidenschaftlichen Frauennatur sucht sie ihre Pläne dem Haß und der Eifersucht ihrer Stiefsöhne, dem Zorn der Geistlichkeit zum Trotz ins Leben zu führen." So Nitzsch, dessen genialer Führung wir uns hier wiederum anvertrauen.

Der jüngere Ludwig, der sich im Jahre 827 mit Hemma, Tochter des bayerischen Grafen Welf und der edlen Sächsin Eigilwich, der Schwester seiner Stiefmutter Judith, vermählt hatte, scheint der Entwicklung am kaiserlichen Hofe in gespannter Erwartung



Judith drängt ihren Gatten, Ludwig den Frommen, daß er zu Gunsten ihres Sohnes Karl interveniert.

anfangs nur zugesehen zu haben. Graf Bernhard von Septimanien, einer der entschlossensten Laienfürsten des Reiches, ward nämlich von der Kaiserin zum Kämmerer erhoben. Gegen seinen Einfluß erhob sich sofort die hohe Aristokratie. Um König Pippin von Aquitanien scharte sie sich zusammen, der im Jahre 830 den Bürgerkrieg begann. Bernhard mußte nach Septimanien fliehen, Ludwig der Fromme und seine Gemahlin Judith fielen in seine Gewalt. Die beiden Gatten wurden getrennt, Judith in ein Kloster zu Poitiers verbannt, und dem schwachen Ludwig gab man eine Gesellschaft von Mönchen, welche ihn bewegen sollten, abzudanken und in ein Kloster zu gehen. Lothar war indessen auch aus Italien herbeigeeilt und trat als Kaiser auf, da ihm, als dem einzigen Vertreter der Reichseinheit, der ganze Klerus zufiel. Das aber hatte Pippin nicht beabsichtigt.

Da kam Ludwig aus Bayern heran, und mit ihm trat ein neuer gewichtiger Faktor in den Kampf: die ostrheinische Laienwelt gab ihrem innersten Gegensatze gegen die kirchlichen Bestrebungen offenen Ausdruck. Gerade die Deutschen waren es, welche der bisherigen Entwicklung, wie sie mit Ludwig dem Frommen begonnen hatte, sich in den Weg warfen. So wurde der Umschwung schnell herbeigeführt. Unter Ludwigs des Deutschen — ein bedeutsamer Beiname — Leitung gab die Reichsversammlung zu Nimwegen (Ende 830) dem entthronten Kaiser seine Macht und Würde wieder und Judith trat aufs neue als Kaiserin auf. Zugleich aber wurden die Beschlüsse von 817 vernichtet und mit ihr die Reichseinheit: nach des Vaters Tode sollten Ludwig dem Deutschen Bayern und Friesland, wie der gesamte Osten zufallen; Pippin behielt Aquitanien, das Land zwischen Loire und Seine und einen Teil des Landes nördlich dieses Flusses; Karl Alamannien, Burgund, die Provence und die Landschaft westlich des Rheines bis Trier; Lothar blieb mit der Kaiserwürde auf Italien beschränkt.

Doch weit gefehlt, wollte man glauben, daß die Ruhe damit wiederhergestellt worden wäre! Die sich am kaiserlichen Hofe nunmehr kreuzenden Bestrebungen zu vereinen oder nur niederzuhalten, hätte es eines stärkeren Armes bedurft, als Ludwig besaß. Es kam zu neuen Verfügungen zu Aachen im folgenden Jahre, doch der Ton, welcher von der Kirche angeschlagen wurde, war nicht geeignet, die einmal entfesselten Laiengewalten wieder zu besänftigen. Bestärkte doch ein Bischof Agobard von Lyon durch Anführung biblischer Sprüche die Söhne Ludwigs geradezu in ihrer feindlichen Haltung gegen den Vater. Vor allem aber richtete sich die Feindschaft dieses Kirchenfürsten gegen die Kaiserin Judith, der er in einem Manifest die ärgsten Dinge nachsagte, indem er zugleich das Auftreten der Söhne gegen den Kaiser rechtfertigte. Die Religion wird zur politischen Waffe, und die Herrschaft des Klerus ist das offen ausgesprochene Ziel der damaligen kirchlichen Bestrebungen. Es mußte zu neuen Kämpfen kommen, da die Partei-Interessen also die Oberhand gewonnen hatten, und diesmal war es Ludwig der Deutsche selbst, der sich gegen seinen Vater erhob. Er mußte erkennen, wie das Reich in Stücke zu gehen drohte, und sich von der Masse möglichst die deutschen Länder zu sichern, fiel er, statt auf



Kaiser Ludwig in der Gewalt seiner Söhne.

der Reichsversammlung in Orleans zu erscheinen, in Alamannien ein. Dort ließ er sich huldigen und rückte dann gegen den Mittelrhein, die sächsischen und fränkischen Hilfstruppen zu erwarten. Die aber kamen nicht, sondern versammelten sich in Tribur um den bedrohten Kaiser, und Ludwig der Deutsche sah sich deshalb gezwungen, in Eilmärschen in sein Reich zurückzukehren. Der Vater folgte ihm, und in Augsburg erschien der Bayernkönig vor dem Kaiser, der ihm Verzeihung des Vorgefallenen gewährte.

Kaum schien hier die Ordnung wieder hergestellt, als Judith in stolzer Siegeszuversicht auch den andern Stiefsohn, Pippin, zu demütigen strebte. Derselbe wurde verhaftet und sollte sein Königreich Aquitanien zu Gunsten Karls verlieren. Doch er entkam, und nun erhoben sich alle drei Brüder wieder gegen den Vater. (833.) Das Verlorene wiederzugewinnen, glaubte Lothar die Zeit gekommen; mit einem Heere drang er über die Alpen, und selbst der Oberpriester Gregor IV kam in Person von Rom herbei und erklärte sich zu Gunsten der Söhne. Doch seine Vermittlung wurde von dem ostfränkischen Episkopate, der zum Kaiser hielt, zurückgewiesen. Hier zeigte sich also deutlich die Verschiedenheit der beiderseitigen Auffassung von der kaiserlichen Würde. Auf dem Rotfelde bei Kolmar, später vom Volke bezeichnend das Lügenfeld genannt, vereinigten sich die drei Heere der Brüder (833 am Johannistage), und ihnen entgegen rückte der Kaiser mit überlegenen Streitkräften. Während er sich in Unterhandlungen einließ, brachten westfränkische Geistliche den größten Teil des kaiserlichen Heeres zum Abfall, und Ludwig selbst mußte sich der Gewalt seiner Söhne überliefern. Die Kaiserin wurde nach Tortona in ein Kloster gebracht, ihr Sohn Karl in das Kloster Prüm verwiesen, Ludwig der Fromme wurde von Lothar nach Soissons geführt und einem dortigen Kloster übergeben. Der Papst kehrte mißvergnügt nach Hause.

Der Sieg gehörte der weltlichen Aristokratie, denn ob auch Lothar sich als Kaiser benahm, ob er gleich den größten Teil der Länder wieder erhielt, welche er an Karl verloren hatte, die Reichseinheit blieb zerstört. Wohl machte Lothar, nachdem ihn seine Brüder verlassen hatten, Anstrengungen, mit Hilfe des fränkischen Klerus, der ganz auf seine Seite getreten war, die Kaiserwürde neu zu erheben und zu beleben, allein damit

traf er die Interessen seiner bisherigen Verbündeten auf das empfindlichste und verlor ihre Sympathien.

Auf der Reichsversammlung zu Compiègne (833) wurde beschlossen, den Vater zur großen Kirchenbuße zu nötigen. In Soissons waren wieder die Mönche in den unglücklichen Kaiser gedrungen, das Mönchsgelübde abzulegen. Doch hier zeigte sich Ludwig stark, während er dem Ansuchen der unter Lothars Einfluß stehenden Geistlichen nicht widerstand, vor einer bischöflichen Kommission unter dem Vorsitze seines Hauptpeinigers, des Erzbischofs Ebbo von Reims, eine Erklärung abzugeben, daß er sich für schuldig erkenne, in den Fasten Krieg geführt, die Kirche verwüstet, vielfach Meineide geschworen, ungerechte Fehden geführt zu haben. Vor dem Altare im Medardeskloster legte der Kaiser darauf die Waffen nieder und hüllte sich in ein Büßergewand. Für immer, erklärten die Bischöfe, beraube ihn dieses Geständnis der Waffenfähigkeit und der weltlichen Herrschaft. Und alles das dem Manne, den die Geschichte den Frommen genannt hat! In dem Verhalten der Söhne erkennen wir die Unnatur, nach welcher wir oben geforscht, in demjenigen der westfränkischen Geistlichkeit die politische Intrigue, welche das Heiligste zu schmachvoll egoistischer Komödie mißbraucht. Der tief Gedemütigte folgte dem ältesten Sohne als Gefangener nach Aachen.

Allein fragen wir nach der Bedeutung dieses Vorgangs, so erkennen wir, daß nicht nur die Person des Kaisers diese Demütigung erlitt. Die kaiserliche Würde selbst war beschimpft, ihr einstiger sonnenheller Glanz getrübt, die gefürchtete Autorität lag ohnmächtig im Staube darnieder, und diese Erniedrigung des Kaisertums sollte sich an ihrem Urheber nur zu bald rächen. Es nützte nichts, daß die Kirche sich auf Lothars Seite stellte, denn vor dem Usurpator beugten sich die Völker und ihre Herren nicht wieder. Nicht den Kaiser sah man mehr in ihm, der, von einem hohen Ideale geleitet, die feindlichen Interessen auszugleichen bestrebt war und seine Völker zu beglücken trachtete, sondern den von eigenem Egoismus getriebenen Parteiführer. Bald stand das Land in Waffen gegen ihn, und noch einmal sollten Ludwig und Judith die angestammte Herrschermacht zurückerhalten.

Daß man dem Parteiführer Lothar entgegentrat, um das eigene Interesse gegen die Inanspruchnahme der Gesamtherrschaft zu schützen, war die natürliche Reaktion, welche sein Auftreten hervorrief. Nur Ludwig dem Deutschen waren Bedenken über die dem Vater zugefügte Schmach aufgestiegen; er verwendete sich bei Lothar für den Unglücklichen, fand aber mit seinen Vorstellungen keinen Anklang. Da rüstete er denn mit Pippin gleichzeitig gegen Lothar (834) und führte ein Heer gegen Paris. Lothar verzagte, ließ den Vater frei und zog sich nach Burgund zurück. Vergebens suchte er noch einmal nach Norden vorzudringen. Der vereinten feindlichen Macht war er allein nicht gewachsen, und so unterwarf er sich denn bei Blois, wo er des Vaters Verzeihung erbat und erhielt. Doch auch jetzt ward er seiner Macht nicht vollkommen beraubt, sondern Italien verblieb ihm als Unterkönigreich; nur außerhalb Italiens mußte er alles abtreten. Schon in St. Denis hatten einige Bischöfe die Kirchenbuße und Entthronung Ludwigs für ungerecht erklärt und ihm die Königsgewänder wieder angelegt: ein Jahr später (835) wurde der Kaiser auf einer Reichsversammlung zu Metz feierlich in seine Würde wieder eingesetzt, wobei wieder die hohe Geistlichkeit fungierte, ein Zeichen, wie viel man dem Volke schon bieten durfte und wie wenig man bei der Wiederherstellung der Kaiserwürde einem eigentlichen rechtlichen Systeme folgte. Von welchem verfassungsmäßigen und politischen Standpunkt aus die Kaiserwürde zu betrachten war, ergab sich noch lange nicht von selbst, sondern das mußte gewissermaßen erst ausprobiert und gelernt werden. Daß dabei, so lange es hier zu einer festen Anschauung nicht kam, den persönlichen Wünschen und der politischen Intrigue ein weites Feld geöffnet blieb, ist nur zu natürlich.

Wieder hatten die deutschen Stämme einen Sieg über die Bestrebungen der Kirche erfochten. Die Reichseinheit war zur Illusion geworden, denn als selbstständige Gewalten und unbedingte Herrscher waren die einzelnen Mächte und Machthaber in den Kampf getreten und hatten ihn also zu Ende geführt, und Ludwig der Fromme war der Mann nicht, der diesen Sonderbestrebungen ein Ziel hätte setzen können, so daß man ihm eben

nur soviel gewährte, als man wollte und für gut fand. Doch er erkannte seine Lage auch diesmal nicht. Sofort traten die früheren Intriguen für Karl, der Judith Sohn, wieder auf, und es war nur zu natürlich, daß Ludwig der Deutsche dies am tiefsten fühlen mußte, da er nicht nur um seinen eigenen Besitz besorgt sein durfte, sondern gerade er es war, der die Wiedereinsetzung Ludwigs des Frommen bewirkt hatte.

War die Geistlichkeit Ludwig dem Frommen nach der Flucht Lothars von Paris entgegengekommen, so suchte der Kaiser jetzt ihre Gefühle für sich zu befestigen, indem er den Befehl gab, die während der Kämpfe von seinen Söhnen säkularisierten Kirchengüter wieder herauszugeben. Judith hatte erkannt, daß die Geistlichkeit ihre einzige Stütze für die Durchführung ihrer Pläne sein werde. Und es gelang ihr, dieselbe teilweise zu gewinnen. So schritt sie denn dazu, das Reich für ihren Sohn Karl zu bestimmen. Auf Kosten Pippins sollte Karl das mittlere westfränkische Gebiet mit der Hauptstadt Paris bis zur Loire, dazu Friesland erhalten. Das wurde auf einer Reichsversammlung zu Aachen im Jahre 837 beschlossen. Auch Lothar hatte man gegen seine beiden Brüder für den Plan einzunehmen gesucht, doch kamen die Verhandlungen nicht zum Ziele. Ja, es wäre zu einem erneuten Zuge gegen Lothar gekommen, der sich weigerte, die Säkularisationen in Italien rückgängig zu machen, hätte nicht ein Normanneneinfall in Friesland des Kaisers Streitkräfte in Anspruch genommen. Die Macht der auswärtigen Feinde wuchs natürlich um so mehr, als die Heerkraft, wie sie einst Karl der Große im Frankenreiche errichtet hatte, in sich zusammenfiel und durch die fortwährenden inneren Fehden sank. Das Lehenswesen zeigte sich hier zuerst in seiner untergrabenden, staatsfeindlichen Wirkung.

Als die feindliche Stimmung des Vaters gegen Lothar zum Ausdrucke kam, hielt dieser mit seinem Bruder Ludwig eine Zusammenkunft in Trient ab, welche des Kaisers Verdacht so sehr erregte, daß er Ludwig nach Aachen kommen und durch einen Eid seine Unschuld beteuern ließ. Doch auch jetzt traute ihm die Kaiserin noch nicht. Wieder wurde Ludwig, diesmal nach Nimwegen, vorgeladen, und hier erhielt er den schriftlichen Befehl des Kaisers, seine Herrschaft auf Bayern zu beschränken. Das traf den jungen König schwer. Er eilte in sein Reich zurück und, auf die Ergebenheit der deutschen Stämme vertrauend, begann er zu rüsten. Am Main versammelte er sein Heer. Doch der Kaiser war diesmal schneller zur Hand. Er überschritt den Rhein, und da die Thüringer, Alamannen und Ostfranken von dem Bayernkönige abfielen, ward dieser zum Rückzuge gezwungen.

Damals starb Pippin, der König von Aquitanien (Dez. 838), und sofort beschloß man in Aachen, seine hinterlassenen Söhne unberücksichtigt zu lassen und das Reich zwischen Lothar und Karl zu teilen. Lothar selbst erschien in Worms und kam mit dem Vater überein, daß Italien und die Länder östlich der Maas außer Bayern seinen Anteil bilden, das übrige Karl überlassen werden sollte. Als der Kaiser darauf gegen Aquitanien ziehen wollte, wo eine Partei der Großen Pippins ältesten Sohn zum Könige ausgerufen hatte, traf ihn die Nachricht, sein Sohn Ludwig der Deutsche habe sich von neuem empört und sei in Thüringen eingefallen, mit Hilfe der Bayern seine Ansprüche geltend zu machen. Sofort eilte der Kaiser herbei, überschritt den Rhein und suchte seinem Sohne den Rückzug abzuschneiden. Der Bayernkönig aber wich nach Osten über die Reichsgrenze aus, erkaufte sich mit vielen Geschenken die Rückkehr durch das Land der Böhmen und Serben und entkam also glücklich der ihm drohenden Gefahr. Der Kaiser ließ sich damit begnügen, da eine Reichsversammlung in Worms seine Anwesenheit erforderte. In Frankfurt aber erkrankte er und ließ sich zu Schiffe nach Ingelheim bringen, wo er am 20. Juni 840 in den Armen eines Fremden verschied. In der Kirche des hl. Arnulf zu Metz wurde der Verstorbene beigesetzt.

Sofort brach Lothar auf, führte ein Heer über die Alpen, um noch einmal das Glück der Waffen gegen seine Brüder, die Teilkönige und für die Reichseinheit zu versuchen. Noch einmal traten die großen Prinzipien als bewegende Faktoren in den persönlichen Kampf der Brüder. Bei Frankfurt stieß Lothar auf das Heer seines Bruders Ludwig, doch kam es zu keiner Schlacht, da Lothar den Kampf mit dem starken feindlichen

Heere nicht wagte. Es mußte ihm darum zu thun sein, zuerst seine Rüstungen zu vollenden; deßhalb schloß er mit Ludwig einen Waffenstillstand ab. Weiter eilte der Kaiser nach Aquitanien, aber die ritterliche Gefolgschaft, welche Karl in der Eile um sich gesammelt hatte, flößte Lothar soviel Achtung ein, daß er auch hier den Kampf vermied und einen Waffenstillstand abschloß. Einen Teil seiner Truppen ließ er gegen Karl an der Seine zurück, eilte dann über den Rhein, wo Ludwig bemüht war, die deutschen Stämme für sich zu gewinnen, und drängte den Bayernkönig nach Süden zurück. Es war ein augenblicklicher Erfolg, von dem sich der Geschlagene bald erholte. Da aber setzte sich Karl von der Loire aus in Bewegung und zersprengte die Scharen, welche Lothar gegen ihn zurückgelassen hatte. Die Vereinigung Karls mit Ludwig mußte jetzt zu stande kommen, wenn ein Erfolg gegen Lothar erzielt werden sollte. Lothar eilte an den Rhein, aber schon hatte auch Ludwig die Scharen Lothars im Riesgau überwältigt und eilte dem Westen zu. Mitte Juni 841 gelang ihm die Vereinigung mit seinem Stiefbruder bei Châlons. Dieser Uebermacht war Lothar allein nicht gewachsen. Er suchte deshalb mit den Söhnen Pippins ein Bündnis abzuschließen, gegen welche Karls Herrschaft in Aquitanien noch nicht hatte durchdringen können. Alle Verhandlungen blieben ohne Ergebnis, und als dann Lothar sich mit Pippin dem Jüngeren verbunden hatte und die Verhandlungen einfach mit der Forderung abschnitt, daß man seine kaiserliche Würde anerkenne, kam es am 25. Juni 841 zu jener furchtbar blutigen Völkerschlacht bei Fontenoy. Kurz nach Tagesanbruch hatten die beiden Heere ihre Aufstellung vollzogen, und alsbald begann auch der Kampf, der nach dreistündiger erbitterter Gegenwehr mit Lothars voller Niederlage endete. Bis zuletzt hatte er Stand gehalten, aber der Verlust war auf seiner Seite so groß und die Erbitterung hatte während des Kampfes einen so furchtbaren Höhepunkt erreicht, daß nach dem schrecklichen Gemetzel Lothar nichts übrig blieb, als das Schlachtfeld zu räumen. Die Blüte des fränkischen Adels lag dort erschlagen. Auch den Mitkämpfern machte dieser Kampf einen so schrecklichen Eindruck, daß ein Dichter ihn „die bittere Nacht nennt, in der die Tapfersten gefallen, die Kundigen der Schlachten.“ Als ein Gottesurteil hatten die Brüder den Kampf gegen Lothar hingestellt, und dieses hatte nun gegen das Reich Karls des Großen und für die Selbstständigkeit der Nationen entschieden.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß diesmal die deutschen Stämme zu Ludwig hielten, während wir früher hörten, daß sie von ihm abfielen, als er sie gegen den Kaiser führen wollte. Aber damals handelte es sich um die Absetzung eines von ihnen anerkannten Fürsten, dessen Recht zur Herrschaft sie nicht von einem Ausspruche der Geistlichkeit abhängig machen konnten, da ihnen ein derartiges Vorgehen nach ihrem bisherigen Stammesleben einfach als unmöglich und ungerecht erscheinen mußte. Diesmal aber hielten sie zu Ludwig, da er sie gegen Lothar führte, den Anführer jener geistlichen Partei, welche außerdem zugleich in Westfranken ihre Hauptstütze fand.

Die Anhänger des geistlichen Prinzipes — und der größte Teil des Klerus stand zu Lothar — mußten durch diese offenbare Entscheidung Gottes gegen sie in tiefe Verlegenheit geraten, aber Lothar war nicht gesonnen, seine Sache für immer verloren zu geben. Zu den verzweifeltsten Mitteln griff er, um seine Ansprüche zu verwirklichen. Den Aufstand gegen Karl in Aquitanien schürte er, gegen die sächsischen Ethelinge wiegelte er die Masse der sächsischen Bauern, den „Stellingabund“ auf, und versprach ihnen die Herstellung ihrer alten Verfassung, ja selbst dänische und normannische Hilfe suchte er zu gewinnen — doch alles umsonst. Die Brüder Ludwig und Karl, welche sich nach der Schlacht von Fontenoy getrennt hatten, behielten die Waffen in der Hand, und als jetzt Karl bei Zabern in den Elsaß eindrang, eilte auch Ludwig herbei, einen neuen Bund mit ihm zu schließen. Im Februar 842 vereinigten sich ihre Heere bei Straßburg.

Die Eidesformeln, welche bei diesem neuen Vertrage zur Anwendung kamen, hat uns der Geschichtschreiber Nithard, ein Sohn Angilberts und Berthas, der Tochter Karls des Großen, erhalten. Ludwig schwur den Eid in romanischer, Karl in deutscher Sprache. Es sind diese Formeln als Ueberreste der damaligen Sprache in beiden Ländern wichtig: „So weit Gott Wissen und vermögen gebe, schwuren die Brüder einander, den Bruder

zu halten, so wie man mit Recht seinen Bruder halten soll und mit Lothar keinen Vertrag einzugehen, der dem Bruder zum Schaden sei." Die beiden Heere leisteten darauf, jedes in seiner Sprache, den Eid, dem eidbrüchigen Bruder nicht ferner zu Hilfe sein zu wollen. „Der Charakter beider Nationen fand in diesem Brüderpaare seinen Ausdruck: in Ludwig dem Deutschen erkennen wir jene wunderbare Mischung unverwüstlicher kriegerischer Tüchtigkeit und politischer Verschlagenheit, welche das uralte Erbteil des germanischen Adels bildete, so daß ihn die Zeitgenossen zugleich mit Herkules und Odysseus verglichen, während uns in seinem dreizehn Jahre jüngeren Bruder bereits die kühne Verwegenheit und Reiterbravour der romanischen Vasallenschaften des Westens entgegentritt."

Von Straßburg zogen die beiden Könige nach Worms und dann weiter den Rhein hinab. In Mainz führte ihnen Karlmann, Ludwigs ältester Sohn, ein zahlreiches Aufgebot aus Bayern und Schwaben zu. Lothar zog sich nach Aachen zurück, verließ aber auch diese Stadt, als die beiden Brüder heranrückten. Da kam es denn zu Bestimmungen über eine Reichsteilung unter den beiden, doch wurde dieselbe niemals ausgeführt, da Lothar sich endlich gezwungen sah, die Verhandlungen aufzunehmen. Seine eigenen Anhänger mochten zweifelhaft geworden sein, als sie erkannten, welche Folgen die von Lothar ergriffenen Mittel hatten, und außerdem drängten auch die auswärtigen Feinde zur Wiederherstellung des inneren Friedens.

Natürlich, daß die Feinde des Reiches in dem Zwietracht der Brüder ihre Stärke fanden. Normannen und Sarazenen fielen über die Küstenländer her, im Norden Frankreichs empörten sich die Bretagner, und im Innern des Reiches herrschte vielfach Not und Hunger. Da trafen die drei Brüder auf einer Insel der Saone bei Macon zusammen. Eine Teilung des Reiches in drei Gruppen wurde beschlossen (Juni 842); die Waffen sollten ruhen, bis 120 Kommissäre, 40 jeder Partei, sich über die Teilung verständigt hätten. Doch diese Männer kamen zu keiner Einigung. Die Unzufriedenheit des Volkes wie des Adels zwang die Brüder endlich zu einer abermaligen Zusammenkunft in Verdun, und hier kamen die Verhandlungen zum Abschluß. (August 843.) Ludwig war nach der Einnahme Aachens nach Sachsen aufgebrochen, den dortigen Aufstand zu bewältigen. Mit rücksichtsloser Härte verfuhr er gegen die rebellischen Bauern, welche den Lockungen ihres Kaisers so unvorsichtig Gehör geschenkt hatten. Von hier aus begab er sich zu der indessen vorbereiteten Zusammenkunft.

Nach dem Teilungsplan sollte die Linie von der Wesermündung an der friesischen und sächsischen Grenze entlang zum Rheine, den Strom hinauf bis zur Aar und dieser in die Alpen folgend die Grenze zwischen den Reichen Lothars und Ludwigs bilden. Nur die Bistümer Mainz, Speyer und Worms sollten bei dem Reiche Ludwigs bleiben, der den guten Wein, welcher hier wuchs, nicht vermissen mochte. Die westliche Grenze des Lotharingischen Reiches sollte der Linie von der Scheldemündung um den Hennegau zur Maas folgen, von hier der Saone und Rhone entlang zu den Sevennen übergehen, um von hier aus den Anschluß östlich an die Alpen und südlich an Italien zu finden. Alles, was westlich dieser Grenze lag, fiel Karl dem Kahlen zu. So vereinigte Lothar unter seiner Herrschaft Friesland, das alte ripuarische und salische Stammland, den Elsaß, die burgundischen Landschaften zwischen Saone und Alpen, die Provence und Italien, während Ludwig zu seinem Königreiche Bayern den alten Nordgau, Schwaben bis zur Aar und zum Rheine, Ostfranken, Sachsen und Thüringen erhielt, also alle jene Länder, welche die Grundlage des spätern deutschen Reiches bildeten. Ein gesondertes deutsches Reich war entstanden, dessen Kern das Königreich Bayern war, ein Umschwung, dessen Bedeutung für die Zukunft nicht zu hoch angeschlagen werden kann. Zwar bestand ja die Kaiserwürde mit einem gewissen Vorrange fort, allein die Rechte des Kaisers waren nicht bestimmt, die Einfügung des römischen Kaisertums in die fränkische Verfassung, welche schon Karl der Große versäumt hatte, war für immer vereitelt, und von ganz andern Grundlagen hatte dieselbe späterhin auszugehen, ein Umstand, der dann auch den natürlichen Charakter des Kaisertums vollkommen ändern mußte.

Alkuin hatte einst gegen Arn von Salzburg die Aeußerung gethan, daß man die Völker wohl zur Taufe, nicht aber zum Glauben zwingen könne, wie er auch vor allzu

eifriger Eintreibung des Kirchenzehnten warnte. Und gewiß ist es nicht verfehlt, wenn wir den Sieg der ostrheinischen Stämme unter Ludwig auch unter dem Gesichtspunkte betrachten, daß er eine direkte Reaktion des germanischen Heidentums, welches den Völkern noch Jahrhunderte lang im tiefsten Gemüte saß, gegen das äußere Christentum war. Es bedarf der Zeit zu solcher Umwandlung, und wenn auch die Bemühungen Karls des Großen, wie seine Heldenerscheinung ihren Eindruck auf das Volk nicht verfehlten, so war man doch noch sehr weit davon entfernt, diese Umwandlung als vollendet betrachten zu können. Aeußere politische Revolutionen und Kämpfe, der augenblicklichen Lage entsprungen, wurzeln doch stets tiefer, und das Ringen der folgenden Zeit, welches Karls Kulturschöpfung vollends vernichtete und die abendländische Welt an den Rand des Untergangs führte, ist nur der Ausdruck des Kampfes im Volksgemüte selbst, welches nach einer greifbaren Form seiner unbestimmten und schwankenden Ideen sucht.

Schon früher wurde erwähnt, daß die Entwicklung der beiden Aristokratien östlich des Rheins eine andere war, als westlich des Stromes. Der scharfe Gegensatz beider Bildungen trat nicht sofort hervor, und auch in den Kämpfen unter Ludwig dem Frommen schien uns mehrmals eine geeinigte Opposition des ostrheinischen Klerus und Laienadels gegen den westfränkischen Klerus obzuwalten, an welcher sich dann unter Führung Karls des Kahlen ein großer Teil des westfränkischen Laienadels beteiligte. Jetzt nach der Trennung des Reiches trat natürlich in Westfranken der Klerus sofort in offenen Widerstreit gegen die weltliche Aristokratie, und bald bildete der Hof des Erzbischofs Hincmar von Reims, und nicht mehr der königliche den Mittelpunkt des westfränkischen Reiches. Noch immer war das Städtewesen westlich des Rheins die eigentliche Grundlage aller Einrichtungen. Neue Bedeutung erhielt dasselbe in der letzten Zeit durch die Wiederbelebung des Handels, wie sie durch den kulturellen Aufschwung des Islam und die kühnen Raub- und Handelsfahrten der Normannen herbeigeführt wurde. Und in diesem neu aufstrebenden Bürgertum der gallischen Städte fand der Klerus seine Stütze gegen Aristokratie und Königtum, hier fand er die geistig vorbereiteten Elemente, deren er zur Erhaltung und Verteidigung seiner Selbständigkeit bedurfte. Und so war es denn nur zu natürlich, daß gegen die rohe Uebergewalt der Großen, gegen welche der aufstrebende Mittelstand aus eigenen Kräften einstweilen noch nichts auszurichten vermochte, die Kirche als direkte Gegnerin der Aristokratie, darum zugleich auch als die Beschützerin der Menschenrechte betrachtet wurde. Das aber legte dem Klerus die Idee nahe, seine theoretisch erkannte Stellung auch praktisch zur Geltung zu bringen, und so entstanden jene berühmt gewordenen pseudo-isidorischen Dekretalen, welche von der westfränkischen Kirche erfunden und alsbald anerkannt wurden. Aeltere Konzilienbeschlüsse wurden durch etwa hundert untergeschobene päpstliche Schreiben aus früherer und frühester Zeit erläutert, und auf diese Weise die Herrschaft des Klerus als ein alt hergebrachtes Recht bezeichnet. Es galt die Macht des Papstes als höchste Schieds- und Obergewalt hinzustellen und so ein autokratisches Regiment zu schaffen, das den Sonderbestrebungen der einzelnen kirchlichen und weltlichen Gewalten entgegenzutreten bestimmt war. Es galt den einigenden Mittelpunkt wieder zu schaffen, der nach Karl den abendländischen Völkern verloren gegangen war, und wenn wir in der Idee, so hingestellt, eine kulturelle Errungenschaft von höchster Bedeutung erkennen müssen, so war doch die Einseitigkeit ihrer Verwirklichung kein Glück für die abendländische Bevölkerung, wie die Art dieser Verwirklichung als ein trügerisches Machwerk zu verwerfen ist. Tragen wir auch der Zeit gerne Rücksicht, indem wir gestehen, daß eine Verkündigung dieser Idee sich kaum in anderer Weise oder doch nur äußerst schwer hätte durchführen lassen und Anerkennung erringen können, so liegt doch gerade in diesem Umstande, in der Thatsache, daß man die erkannte Wahrheit auf Lügen und Erfindungen stützen mußte, um sie im Volke einzuschmuggeln, ein trauriger Beweis der Verkommenheit der Kirche, wie der Völker. Nur zu deutlich tritt gleich anfangs die Zweideutigkeit dieses Vorgehens hervor, wenn wir die Frage aufstellen: galt es mehr dem persönlichen Interesse und egoistischen Zielen, oder galt es wirklich dem Ideale, dem Abendlande einen einigenden und belebenden Mittelpunkt, den es verloren hatte, wiederzugeben? Daß die Antwort so oder so gegeben werden kann und gegeben worden ist, kann unsre

Vermutung nur bestärken, es müsse hier einmal zum Kampfe kommen, der anknüpfend an die Verwirklichung der Idee dieser schließlich selbst den Untergang bereitet. Der Klerus über jeder weltlichen Macht, über dem Klerus der Papst mit absoluter Gewalt — es war eine Schöpfung, welche alle Kräfte gegen sich in den Kampf rufen mußte. Die Trennung des Reiches Karls des Großen wurde durch diese Entwicklung der Dinge im Westen nur vervollständigt und zur stetigen gemacht.

Eine solche Entwicklung war einstweilen im Osten des Rheines noch unmöglich. Hier gab es keine großen Städte, welche als Sitz des Klerus diesem von vornherein eine Machtfülle spendeten, deren er sich nur geschickt zu bedienen brauchte, um seine Bestrebungen von Erfolg gekrönt zu sehen. Hier gab es keine solchen Centren, welche wie das Erzbistum Reims bestimmend auf einen großen Teil der Bevölkerung gewirkt hätten, sondern mehrere Metropoliten standen rivalisierend nebeneinander. Hier gab es ebensowenig eine Möglichkeit, im Großen vorgehen zu können, denn das individuelle Leben und Treiben der einzelnen Stämme, ihr verschiedener Charakter und kirchlicher Bildungsgrad mußten berücksichtigt werden, und mehr als die bischöflichen Kirchen behaupteten die großen Klöster, von denen namentlich Fulda, Reichenau und St. Gallen als tonangebende in den Vordergrund traten, ihre Macht auf die Gemüter des Volkes, wie auch an diesen Stätten kirchliche Bildung und inneres geistiges Leben namentlich Aufnahme und Pflege fanden. Dieser Kirche trat die Aristokratie noch nicht in so schroffer feindlicher Haltung gegenüber, wie im Westen, und konnte dies auch nicht, da zwischen ihnen sich ein Stand, wenn auch in geminderter Kraft, erhalten hatte, der jenseits des Rheines vollkommen verschwunden war: der Stand der Freien. Außerdem stand hier die Laienaristokratie nicht im Gegensatze zugleich gegen Königtum und Klerus, sondern Ludwig der Deutsche und sein Hof bildeten immer noch den obersten Abschluß dieses Standes und beherrschten ihn also. Sollte demnach hier das fortdauernde äußere Gleichgewicht zu Gunsten einer Gewalt verschoben werden, so mußte die Freiheit des Volkes selbst zuerst vernichtet werden, denn aus dessen Unterdrückung allein resultierte alle Macht und jedes Vorrecht. Das aber war nicht so schnell geschehen.

Zwischen beiden Machtsphären lag nun noch ein drittes Reich, dasjenige Kaiser Lothars. Gemischt aus germanischen und romanischen Elementen bewahrte es mit seinen großen Städten Aachen, Metz, Lyon, Mailand und Rom einerseits und der Beimischung germanischer Bauernschaften andrerseits noch am meisten das äußere Ansehen eines Reiches nach dem Systeme Karls des Großen. Allein sein innerer Charakter war vollkommen ins Gegenteil verwandelt. Hatte dem Reiche Karls des Großen die Tendenz eingewohnt, zu umfassen und durch die Umfassung zu versöhnen, einen friedlichen Ausgleich der innern Gegensätze zu ermöglichen, so umfaßte das Reich Lothars nicht mehr, ja selbst die Aussicht, die augenblickliche Lage einmal ändern und die unnatürlichen Schranken durchbrechen zu können, war ihm durch den waffenstarken Zusammenschluß der ostrheinischen Stämme abgeschnitten. Dadurch aber, daß zwei Bildungen außerhalb dieses Reiches standen, in welchen die innern Gegensätze verstärkten Rückhalt fanden, erhielt dieses politische Produkt von vorneherein die Tendenz auseinanderzubrechen. Der Kampf der romanischen Städte gegen das germanische Land begann im Norden dieses Reiches schon damals, und bis heute ist er nicht zu Ende geführt. Der innere Gegensatz der Bevölkerung wie der politischen Bestrebungen mußte hier zuerst zum Ausbruche kommen, und da eine Versöhnung unmöglich war, konnte das natürliche Resultat des Kampfes nur die Vernichtung dieses Reiches selbst sein. Ob das romanische Frankentum des Westens oder das deutsche Element hier zur Herrschaft kommen werde, war eine Frage der Zeit.

Die Politik Ludwigs des Deutschen wurde also einerseits durch seine Stellung gegen die Reiche seiner Brüder, andrerseits durch diejenige gegen die Ostnachbarn seines Reiches bestimmt. Im Osten aber umspannten in großem Bogen vielköpfige Slavenhorden die Länder des Königs. Hatte die Stärke des Reiches unter Karl dem Großen hier alle Versuche, sich zu größeren Einheiten zusammenzuschließen, von Anfang vereitelt, jetzt half nach dem erfahrenen Drucke gerade der Zwiespalt im Westen diesen Bestrebungen zu den ersten Resultaten. Die Zersetzung der fränkischen Monarchie, welche bis zum Ende des

Jahrhunderts unaufhaltsam fortschritt, gab allen äußeren Feinden eine doppelte Kraft. Und ein Glück ist es zu nennen für Deutschland, daß ein Wiederausbruch jener Teilungswut durch die lange Regierungszeit Ludwigs des Deutschen im Ostreiche so weit hinausgeschoben wurde, ein Glück noch mehr, daß hier trotz der späteren Teilung ein Reich bestehen blieb, dessen Bestand schon einmal den Kern- und Sammelpunkt für die deutschen Stämme gebildet hatte. In der Forteristenz Bayerns, des einzigen nichtzerrissenen deutschen Stammes und Volkes, ausgenommen der immer mehr in den Hintergrund tretenden Sachsen, lag gewissermaßen eine Garantie der Forteristenz des deutschen Elementes überhaupt. Und daß diese Forteristenz dem Lande ermöglicht wurde, verdankt es vor allem dem weisen und kräftigen Regiment Ludwigs des Deutschen, der, gestützt auf die Waffenmacht der ostrheinischen Stämme, die äußeren Feinde in fast jährlichen Feldzügen abwehrte und den innern Hader durch weise Mäßigung beizulegen und zu schlichten fortwährend bemüht war. So stellte sich sein Reich unter seiner Regierung als der einzige feste Bestand in dem allgemeinen Wechsel dar, und daß der dadurch erzielte moralische Eindruck kein geringer war, beweisen uns die mehrfachen Bemühungen der Westfranken um Ludwigs Hülfe gegen ihre eigenen Machthaber. Ein Glück war es ferner, daß durch das thatkräftige Auftreten Karlmanns sich auch nach Ludwigs Abgang der Ruf des bayerischen Volkes und Reiches erhielt, und daß das Vertrauen der deutschen Stämme in ihre eigene Kraft auch trotz alles Mißgeschickes und trotz schwerer Unglücksfälle nicht unterging. War man unter Ludwig dem Frommen, abweichend von Karls weiser Politik, fast mit ausschweifendem Drange der Eroberungslust nach Osten gefolgt, so sollte sich nun in den Kämpfen der nächsten Jahrzehnte allmählich die Grenze befestigen, bis zu welcher das deutsche Element seine Herrschaft auszudehnen vermochte. Es galt die Erfüllung eines Naturgesetzes, welches, Macht gegen Macht abwägend, den leichtsinnigen Thatendrang eroberungslustiger Völker in die Grenzen der Möglichkeit zurückweist und ihm sein kategorisches „Bis hierher und nicht weiter!“ entgegenruft.

Nach dem Teilungsvertrage von Verdun mußte Ludwig sofort im folgenden Jahre gegen die Abodriten, welche an der untern Elbe längs der Ostsee saßen, seine Truppen führen, und es gelang ihm, den rebellischen Slavenstamm wieder zu unterwerfen. Südlich von den Abodriten saßen hinter der Mittelelbe im alten Semnonenlande die Sorben, welche ihre Vorläufer bereits über die Elbe herüber nach Thüringen hereingeschoben hatten. Das Böhmerland war von den Czechen besetzt worden, während die Mähren sich im alten Quadenlande niedergelassen hatten. Südlich der Donau drängten die Bulgaren gegen Westen; das Gebiet zwischen Drau und Sau war von den Slaven besetzt, welche die einstige Avarenherrschaft mit der bayrischen Oberherrschaft vertauscht hatten, während die Chrobaten sich über Istrien und Dalmatien bis zur Meeresküste ausdehnten. Die Böhmen und Mähren aber beschäftigten die Streitkräfte des deutschen Ostreiches zunächst am meisten.

Noch zu Lebzeiten Ludwigs des Frommen war Ludwigs des Deutschen Aufmerksamkeit durch die Kämpfe seiner Brüder gegen den Vater vom Ostlande abgelenkt worden, und durch die darauf folgende Inanspruchnahme seiner Streitkräfte gegen Westen mußte er darauf bedacht sein, im Osten direkten Feindseligkeiten aus dem Wege zu gehen. Da war nun in Mähren ein slavischer Häuptling namens Priwina; in Neitra hatte er seine Residenz, und die Feindseligkeiten anderer Stammeshäupter ließen ihn bei den Franken ein friedliches Verhältnis nachsuchen. So gestattete er dem Erzbischofe von Salzburg Adalram (821—836), dem Nachfolger Arns, in seiner Hauptstadt eine Kirche zu weihen. Jedoch vermochte auch dies nicht, seine Stellung zu festigen. Er mußte vor Moimir fliehen und kam zu Ludwig dem Deutschen, der ihn in Traismauer taufen ließ. (828.) Eine Zeit lang lebte darauf Priwina bei Ratbod, dem Markgrafen in der Ostmark, der nördlichen Hälfte der Grenzlande, entzweite sich jedoch mit ihm und floh mit seinem Sohne Kozel erst nach Bulgarien, dann zu Herzog Ratimar, einem wahrscheinlich unter bulgarischer Oberhoheit stehenden, über das Land zwischen Drau und Sau gebietenden Herrn, der hier als Liudewits Nachfolger erscheint. Im Jahre 838 aber zwang Markgraf Ratbod ihn mit einem großen bayerischen Heere zur Flucht, und bei dieser Gelegenheit floh auch

Priwina zu dem Grafen Salacho in Kärnten, der ihn mit Ratbod wieder aussöhnte. Und bald darauf erinnerte sich denn auch König Ludwig wieder seines alten Verbündeten und stattete ihn mit einem Bezirke in Unterpannonien an dem Flüßchen Szala aus, wo Priwina die Sumpfstadt Mosaburg, jetzt Szalavar am Plattensee, zu bauen begann. Natürlich lockte dieser feste Mittelpunkt bald neue Ansiedler herbei, und so wanderten zahlreiche Bewohner in das entvölkerte Land. Der Erzbischof von Salzburg Liutpram (836 bis 859) nahm sich der neuen Ansiedlung aufs thätigste an, weihte eine Kirche dort und schickte Maurer und Zimmerleute aus Salzburg, welche dem Herzoge bei der Einrichtung von Stadt und Kirche halfen. So wuchs allmählich hier unter königlicher und kirchlicher Oberherrschaft ein slavisches Fürstentum empor, dessen Gründung nicht ohne Einwirkung auch auf die nördlich der Donau gelegenen slavischen Gebiete bleiben konnte.

Herzog Moimir hatte einst Priwina vertrieben. Mit Unruhe mochte er nun dessen eben sich neu gestaltende Machtstellung betrachten, durch welche sein Plan, ein großes Slavenreich zwischen Donau und Karpaten zu gründen, wohl durchkreuzt werden konnte. Aber König Ludwig kannte die hier drohende Gefahr und eilte ihr zuvorzukommen. Ein Fürst und Alleinherrscher in Mähren, zu dem sich Moimir in der Zwischenzeit durch Vertreibung anderer Häuptlinge emporgeschwungen hatte, war auch ohne direkte Pläne und Absichten eine Gefahr für die fränkischen Grenzlande. Im Jahre 846 setzte sich daher Ludwig gegen Mähren in Bewegung; Moimir verlor zu Gunsten seines Neffen Rastislaw die Herzogswürde, und dieser mußte den Franken aufs neue die Treue beschwören. Allein die Mähren waren nicht so leicht zur Ruhe zu bringen, denn schon auf dem Heimwege überfielen sie das deutsche Heer in den böhmischen Wäldern und brachten ihm eine schwere Niederlage bei. Ludwig mußte im folgenden Jahre wieder ein Heer gegen sie entsenden, und ob es auch einen Sieg errang, so fielen doch im Jahre 848 die Slaven von neuem in sein Land ein. Diesmal empfing sie Ludwig der Jüngere, Ludwigs zweiter Sohn, und schlug sie zurück; doch auch das half nicht. Eine abermalige Niederlage, welche die Deutschen unter den beiden Grafen der sorbischen und böhmischen Mark auf dem Nordgau, Thakolf und Ernst, erlitten, entfesselte im Norden der Donau einen großen Slavensturm gegen den fränkischen Westen. Die Sorben waren die ersten, welche sich der Herrschaft der Deutschen wieder unterwarfen (851). Gefährlicher schienen Bewegungen bei den Bulgaren werden zu wollen, aber auch hier bewirkte Ludwigs schnelles Eingreifen bald wieder Ruhe, und nicht allzu schwer wäre es gewesen, in diesen Gegenden auch fürderhin Herr zu bleiben, hätten nicht Ludwigs Interessen seine Thätigkeit auch nach anderer Seite hin in Anspruch genommen.

Da war das westfränkische Reich Karls des Kahlen. Der Bürgerkrieg dauerte dort fort. Nicht nur daß sich Laienadel und Klerus fortwährend bekämpften, und Karl selbst wie das Königtum in dem Zwiespalt dieser Gewalten den nationalen Halt vollkommen verloren, auch die Aquitanier strebten unter Pippin, der sich in einem Teile des alten Herzogtums behauptet hatte, von Karls Herrschaft loszukommen. Sie folgten darin dem Beispiele der Bretonen, welche ihre Selbständigkeit bereits erkämpft hatten. Dazu dann die Normanneneinfälle — man sieht, Karl hatte genug zu thun, das auseinander bröckelnde Reich auch nur äußerlich zusammenzuhalten. Wie groß der Widerwille gegen seine Herrschaft in Aquitanien war, zeigt sich in dem Umstande, daß im Jahre 854 die Aquitanier zuerst Ludwig dem Deutschen die Krone anboten. Unter der Anführung des jüngeren Ludwig drang denn auch ein bayerisches Heer über die Loire bis Limoges an der Vienne vor, allein Lothars Dazwischentreten und, wie es scheint, auch aufrührerische Bewegungen bei den Bulgaren nötigten Ludwig, die Sache bald wieder aufzugeben, so daß das bayerische Heer, von Karls wilden Reiterscharen verfolgt, sich schnell wieder nach Deutschland zurückzog.

Im folgenden Jahre aber starb Lothar I. Kurz vor seinem Tode hatte er sich zum Mönche scheren lassen und im Kloster Prüm seinen Aufenthalt genommen, sein Reich aber unter seine drei Söhne geteilt. Italien und die Kaiserkrone erhielt sein ältester Sohn Ludwig II, Lothar II die Länder nördlich der Alpen mit der Residenz Aachen; der jüngste Sohn Karl bekam die Provence und die burgundischen Länder zwischen Rhone

und Alpen, die späteren Grafschaften Lyon und Savoyen. „Die Zersetzung der fränkischen Monarchie trat in ein neues Stadium, während gleichzeitig der dänisch-normannische Seeadel ohne Unterbrechung die Küsten verwüstete und die arabische Welt ihre Vorläufer bereits bis an die Tiber vorgeschickt hatte." Die Verhältnisse im Westen drängten von selbst Ludwig den Deutschen dazu, sich im Osten energisch Ruhe zu verschaffen, denn mit der Vermehrung der Könige und Königreiche wurde die Erhaltung des Friedens immer zweifelhafter. Schon hatte ein bayerisches Heer unter dem Markgrafen Ernst das Böhmerland im Frühjahr 855 verheerend heimgesucht, und Ludwig selbst führte im Sommer ein neues Heer gegen Rastislaw, den ungetreuen Herzog der Mähren, der einst seinem Oheim Moimir durch Ludwigs Hilfe in der Herrschaft gefolgt war. Aber außer einer Niederlage, welche die Mähren bei einem Angriff auf das königliche Lager erlitten, ward nicht viel ausgerichtet. Rastislaw hatte sich verschanzt und drang nun dem abziehenden deutschen Heere nach, überschritt die Donau und verheerte die Uferdörfer. Auch in den folgenden Jahren wurden Expeditionen unternommen, die Daleminzier an der Elbe wurden besiegt, die Böhmen bekämpft, aber zu einer endgültigen Entscheidung kam es nicht. Da entschloß sich Ludwig zu einem großen Schlage. (858.) Drei Heere wurden ausgerüstet, von denen das eine unter Ludwigs des Jüngern Anführung die Abodriten und Linonen heimsuchte, während von der sorbischen Mark aus Markgraf Thakolf die Sorben angreifen, und Karlmann von der Ostmark aus gegen Rastislaw von Mähren ziehen sollte. Allein eine erneute Einladung der aquitanischen Großen, denen sich diesmal viele Angehörige der westfränkischen Aristokratie anschlossen, verschob die Ausführung der Unternehmung gegen die Slaven. Erbittert über die Ungeschicklichkeit und Feigheit, welche Karl gegen die Normannen bewiesen, rief der westfränkische Laienadel Ludwig den Deutschen herbei und trug ihm die Herrschaft an. Der König erschien im Jahre 858 an der Loire; der Adel trat von Karl vollständig zu ihm über, und Karl mußte nach Burgund entfliehen. Allein die Freundschaft Ludwigs mit der Aristokratie, die Art und Weise, wie er sie durch Vergebung von Kirchengütern zu gewinnen suchte, rief den Klerus gegen ihn auf. Und als nun Karl selbst, durch Lothar II verstärkt, heranrückte, mußte Ludwig, der zum großen Teil sein deutsches Aufgebot entlassen hatte, nur zu bald den Wankelmut der Westfranken erkennen und seine Pläne aufgeben. Im Januar 859 räumte er wieder das Feld. Darauf folgende Verhandlungen und Zusammenkünfte stellten den Frieden vollends wieder her, aber in diesen Verhandlungen kam es zum erstenmale zur Einmischung der von der



Das bayerische Heer zieht sich nach Deutschland zurück.

westfränkischen Kirche bisher nur theoretisch behaupteten kirchlichen Macht. Einen Augenblick ist daher hier zu verweilen, da diese ersten Aeußerungen der geistlichen Gewalt von hoher Bedeutung für die Folgezeit sind.


Theutberga wird ins Kloster gebracht.

Die Einrichtung eines eigenen und selbständigen Königreichs Italien, verbunden mit der Kaiserwürde, bedeutete für das Papsttum und seine weltliche Herrschaft eine direkte Gefahr. Wie einst das langobardische Königreich, so mußte auch das neue italische Reich mit der vom Papsttum erstrebten weltlichen Herrschaft in direkten Gegensatz treten. Von einem abendländischen Herrscher, wie Karl dem Großen, konnte man annehmen, daß es ihm um ein paar Städte und Grafschaften nicht besonders zu thun sein werde, von einem italischen Könige aber ließ sich dies nicht annehmen, da mit dem Verzicht auf Eroberung und Ausdehnung ein junges Königreich sich selbst das Urteil spricht, es sei denn, es gäbe nichts mehr zu ordnen und nichts mehr zu verbinden, was unnatürlicher Weise getrennt wurde. In solchen Verhältnissen wird es aber auch selten oder gar nicht zu einem Königreiche kommen. Einerseits stand also die Existenz des neuen Reiches, andrerseits diejenige der weltlichen Papstherrschaft; der Kampf war auf die Dauer unausbleiblich, und das Papsttum begann ihn. Aber damals gab es kein Frankenreich mehr, dem es sich in die Arme werfen konnte, und so mußte es denn selbständig im Vertrauen auf seine Anhänger in den verschiedenen Reichen vorgehen. Es galt die Einheit des occidentalen Klerus, welche ehedem auf der Reichseinheit begründet war, nun auch ohne diese und gegen die politischen Teilgewalten zu erhalten. Die Bestrebungen der Bischöfe gegen die Metropolitangewalten, wie sie sich zuerst in den pseudo-isidorischen Dekretalen äußerten, indem dieselben dem Papste nicht nur den ersten Rang, sondern auch die Herrschaft über die Bischöfe und Metropoliten zusprachen, kamen dem Papsttum dabei zu Hilfe.

Im Jahre 860 hatte Lothar II seine Gemahlin Theutberga verstoßen und trotz der Bedenklichkeiten der Großen seines Reiches, welche ihn zwangen, seine Gemahlin wieder an den Hof zu nehmen, erlangte er durch die Hilfe der beiden ersten Erzbischöfe seines Reiches, Günther von Köln und Theotgaud von Trier, bis zum Jahre 862 doch, daß seine Ehe für gelöst und Theutberga für schuldig erklärt wurde. In ein Kloster wurde die Königin gesperrt, während auf derselben Synode Walderada, Lothars Geliebte, zu seinem ehelichen Weibe und damit zur Königin erhoben wurde. Wie tief der Klerus in damaliger Zeit bereits gesunken war, beweist dieses traurige Vorgehen der Lotharingischen Bischöfe; durch seine politischen Bestrebungen hatte er seine eigentliche Macht verscherzt

und ward zum Sklaven eines Willkürherrschers erniedrigt. Bald aber sollte sich die Sache wenden. Denn Theutberga war zu Karl dem Kahlen entkommen, und derselbe nahm sich mit dem westfränkischen Klerus ihrer Angelegenheit an. Durch das kraftvolle Auftreten Hincmars von Reims kam die Sache auch an den Papst, und Nikolaus I griff mit gewaltiger Hand in das verderbenbringende Netz, welches elende Intrigue und rohe Gewalt gesponnen, und zerriß es. „Mit der größten Entschiedenheit hatte er, einer der kühnsten und klügsten Priester, die jemals die Welt gesehen hat, die Idee eines päpstlichen Kaisertums ergriffen. Es war der erste Papst, der sich auf die pseudo-isidorischen Dekretalien offen zu berufen wagte und jeden Einspruch gegen das Werk eines bewußt verübten Betrugs zum Schweigen brachte; er sprach es vor aller Welt aus, „daß die höchste richterliche Gewalt auf Erden, von der es keine Berufung gäbe, dem Papste beiwohne, und beeilte sich, diese Gewalt der Welt zu zeigen." Zwei seiner Legaten erschienen in Metz, um dort eine neue Synode abzuhalten. Doch auch diese ließen sich von Lothar bereden, und so fiel das Urteil dieser Synode dem der andern gleichlautend aus. Theutberga blieb verstoßen. Gemeinheit und Niedertracht sind eben tausendmal vertreten, wo sittliche und geistige Größe nur einmal vorkommt. Aber Nikolaus in gerechter Entrüstung setzte die beiden lothringischen Erzbischöfe von Trier und Köln, welche selbst nach Rom gekommen waren, ab, und belegte sie mit dem Banne (864). Die Metzer Beschlüsse wurden für null und nichtig erklärt, und die Bischöfe des Lotharingischen Reiches wandten sich einer nach dem andern an Nikolaus, seine Vergebung zu erflehen, welche sie auch erhielten. Günther versuchte noch Kaiser Ludwig II zu gewinnen, der gerade in Unteritalien Krieg führte; der besetzte auch Rom, wandte sich aber bald in Erinnerung an die Kinderlosigkeit Theutbergas von dem Erzbischofe ab und überließ die Sache seines Bruders andern. Da nun der Papst mit einem allgemeinen Konzil drohte, auf welchem die Ehestreitigkeiten Lothars entschieden werden sollten, fand es Lothar selbst für gut, nachzugeben. Im Jahre 865 vermählte er sich wieder mit Theutberga; Walderada und ihre Anhänger wurden mit dem Banne belegt, und noch war die Angelegenheit nicht geordnet, als Nikolaus im Jahre 867 starb. Ihm folgte Hadrian II, und unter ihm kam der Zwist zum Ende. Zwar nahm Lothar II seine Geliebte wieder zu sich; als aber Hadrian in den Wegen seines Vorgängers weiter wandelte, als dann auch Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle die Sache mit andern Augen anzusehen begannen, begab sich Lothar II nach Rom und erhielt vom Papste die Absolution. Auf der Rückkehr starb der König zu Piacenza. (869.)

Indessen war auch in der Familie Ludwigs des Deutschen jener alte Hang der Karolinger zu Empörungen neu erwacht. Im Jahre 856 hatte Karlmann, wahrscheinlich an Stelle des wegen Treubruchs abgesetzten Grafen Ratbod, die Verwaltung der Ostmark übernommen. Aber nicht lange genügte ihm dieser Wirkungskrieg. Im Einverständnisse mit dem Mährenherzog Rastislaw, gegen welchen er gerade hierher berufen war, vertrieb er im Jahre 861 sämtliche Grafen, denen die Wache an der pannonischen und kärntischen Grenze übertragen war und setzte seine eigenen Leute an ihre Stelle. Auch der getreue Slavenherzog Priwina wurde in dieser Zeit von den Mähren erschlagen, denen Karlmann denselben aufgeopfert hatte. Sein Gebiet kam zum großen Teil unter mährische Herrschaft, und nur die Gegenden um den Plattensee verblieben seinem Sohne Kozel. Im Zusammenhange damit mag es auch stehen, daß der Schwiegervater Karlmanns, Graf Ernst von der böhmischen Mark, der mächtigste der bayerischen Großen, damals aller seiner Aemter und Würden beraubt wurde. Untreue ward auch ihm, wie einst dem Grafen Ratbod zum Vorwurfe gemacht, und in seinen Fall wurden noch manche seiner Verwandten und Anhänger mit hineingezogen. Karlmann indes kam 862 nach Regensburg, wußte sich von allem Verdachte zu reinigen und schwur aufs neue seinem Vater Gehorsam und Treue. Der gab ihm dafür die Bestätigung der getroffenen Maßregeln, und darauf kehrte der Prinz nach der Ostmark zurück. Allein sein fortdauernder freundschaftlicher Verkehr mit Rastislaw erregte des Vaters Argwohn bald wieder, und als die Anschuldigungen sich mehrten, erklärte Ludwig öffentlich, sein Sohn solle, so lange er selbst lebe und regiere, nie wieder zu Ehren und Würden gelangen. Karlmann, bereits auf

dem Wege zu seinem Vater, kehrte darauf erschreckt nach Kärnten zurück. Da zog der König gegen ihn. Die Losung hieß zwar: mit den Bulgaren gegen den feindlichen Mährenherzog Rastislaw, allein der Zug galt dem Sohne. Dieser mußte fliehen, kehrte aber bald freiwillig zurück und erhielt des Vaters Verzeihung, doch verlor er seine frühere Stellung und blieb einstweilen in Regensburg in freier Haft.

Der lange aufgeschobene Kriegszug gegen Rastislaw sollte endlich im Jahre 864 ausgeführt werden. Zuvor aber hatte Ludwig der Deutsche eine Zusammenkunft mit dem Bulgarenchan Bogoris, dem Nachfolger Mortagos. Mit der Versicherung, das Christentum annehmen zu wollen, willigte Bogoris in einen Frieden, der wahrscheinlich das chrobatische Unterpannonien dem ostfränkischen Reiche zurückgab und bis zum Ende des Jahrhunderts in Kraft blieb. Sodann wandte sich Ludwig gegen Rastislaw, belagerte ihn in seiner Festung Dovina, zwang ihn Geiseln zu stellen und den Vasalleneid von neuem zu schwören. Darauf kehrte er nach Regensburg zurück. Karlmann aber benützte die Gelegenheit einer Jagd und entfloh wieder nach Kärnten, wo er die Huldigung seiner Großen, auch Gundakars, der ihn vor zwei Jahren verraten hatte, empfing. Ludwig der Deutsche folgte dem Entflohenen auf dem Fuße, aber bei einer Zusammenkunft gewährte er Karlmann Verzeihung und ließ ihn in seinem Amte. Der König mochte daran denken, diese Empörungsgelüste für immer zu unterdrücken, indem er im folgenden Jahre für den Fall seines Todes die Reichsteilung vornahm. Nach derselben sollte Karlmann Bayern, das Hauptland des ostfränkischen Reiches mit den slavischen Vorländern erhalten, Ludwig der Jüngere mit Franken, Thüringen und Sachsen und Karl mit Alamannien, Rätien und Churwalchen abgefunden werden. Einstweilen sollten die Söhne gewisse näher bezeichnete Reichsgüter und die richterliche Entscheidung in Sachen von geringerem Belange erhalten, während alle andern Gerechtsame dem Könige bis zu seinem Tode vorbehalten blieben. Eine Empörung des jüngeren Ludwig, der sich durch diese Teilung zu Gunsten Karlmanns benachteiligt glaubte, fand ebenso schnell durch die weise Mäßigung des Vaters ihr Ende. Karlmann, dem der Vater die Zurückweisung des von seinem Bruder aufgehetzten Rastislaw übertragen hatte, bewährte sich diesmal und trieb die Mähren zurück, wie er auch einen abgefallenen Vasallen Guntbold wieder unterwarf. Doch alle diese Züge halfen nicht auf die Dauer, und so beschloß denn Ludwig der Deutsche noch einmal einen größeren Schlag gegen die Slaven zu führen. (869.) Wieder rüstete er drei Heere, da die Sorben in Thüringen eingefallen, die Böhmen die bayerischen Grenzlande verheert, Ortschaften verbrannt und die Weiber geraubt hatten, während Karlmann mit den Mähren kämpfte. Der jüngere Ludwig erhielt den Oberbefehl gegen die Sorben, Karlmann gegen Suatopluk oder Zwentibold, den Neffen Rastislaw, während der König selbst gegen Rastislaw ziehen wollte. Doch eine Krankheit nötigte ihn, dieses letzte Heer, aus Schwaben und Franken bestehend, der Führung seines jüngsten Sohnes Karl anzuvertrauen. Das Unternehmen war von Erfolg gekrönt, und alle drei Heere kehrten siegreich und beutebeladen nach Hause. Die Sorben waren wieder unterworfen, die Böhmen schlossen Frieden, während nur ein Abkommen mit den Mähren erzielt wurde. Hier aber kam dem Könige eine innere Revolution zu Hilfe. Zwentibold unterwarf sich und sein Gebiet im folgenden Jahre dem Prinzen Karlmann und schloß ein Bündnis mit ihm, worauf Arnulf, Karlmanns unehelicher Sohn von der edlen Liutswinde, dem Mährenherzog die Patenstelle bei seinem Sohne übertrug. Rastislaw suchte durch Mörder sich des verräterischen Neffen zu entledigen. Es mißlang. Da zog er selbst heran, ihn gefangen zu nehmen, allein Suatopluk wandte das Schicksal gegen ihn und sandte den gefangenen Oheim an Karlmann. Dieser zog nun in Mähren ein und unterwarf das ganze Land. Die Verwaltung desselben übertrug er den Brüdern Wilhelm und Engilschalk, den beiden Grafen der Ostmark. Rastislaw wurde geblendet und in ein Kloster gesperrt.

Mittlerweile hatte das Empörungsfieber wieder einmal die beiden jüngeren Söhne Ludwigs des Deutschen ergriffen. Sie traten gewaffnet ihrem Vater gegenüber (871), dem es jedoch gelang, die Aufrührer zur Ruhe zu bringen und zu versöhnen. Und als der König nun nach Regensburg zurückkehrte, traf ihn eine neue Unglücksbotschaft. Karlmann hatte Suatopluk gefangen genommen, weil er ihn für treubrüchig hielt. Die Mähren, welche

nur überrumpelt, nicht aber bezwungen worden waren, erhoben sich wieder, indem sie Sklagamar, einen Verwandten ihres Herrscherhauses, zum Herzoge ausriefen. Doch der Verdacht Karlmanns erwies sich als ungerechtfertigt, und so wurde Suatopluk seiner Haft entlassen. Mit reichen Geschenken suchte er den Gekränkten zu besänftigen und vertraute ihm ein bayrisches Heer, den Usurpator in Mähren zu stürzen. Bisher hatten die beiden Grafen Wilhelm und Engilschalk sich siegreich behauptet, doch jetzt kehrte Suatopluk, seines Auftrags zornig vergessend, die Waffen gegen sie, machte mit Sklagamar gemeinsame Sache und überfiel das nichtsahnende bayerische Heer, das Karlmann ihm mitgegeben. Eine furchtbare Niederlage der Bayern war die Folge dieses Treubruchs und mit den tapfersten Kriegern fielen auch die beiden ostmärkischen Grafen. Diese Niederlage, infolge deren auch die Böhmen wieder losbrachen, vermochte Ludwig der Deutsche nie wieder ganz auszuwetzen. Zwar wurden die Böhmen noch in demselben Jahre von dem Bischofe Arn von Würzburg und Rudolf, dem Grafen der böhmischen Mark, geschlagen, allein drei Heere, welche im folgenden Jahre (872) gegen die Slaven zu Felde zogen, kehrten mit sehr verschiedenen Erfolgen heim. Die Thüringer und Sachsen wurden von den Mähren geschlagen. Die Franken schlugen zwar die Böhmen an der Moldau, allein Karlmann hatte nach einem unglücklichen Rückzug aus Mähren, bei welchem seine ganze Nachhut zusammengehauen wurde, noch das ganze folgende Jahr zu kämpfen, bis es zu einem Frieden kam, der nach den unglücklichen Kämpfen für die Deutschen nicht sehr rühmlich ausfallen konnte. Zu Forchheim kam derselbe durch die Vermittlung des Priesters Johann von Venedig zu stande, und behielt Suatopluk nach ihm seine Herrschaft gegen das Versprechen der Treue und eines jährlichen Tributes. (874.)

Indessen waren aber im Westen so manche Veränderungen eingetreten, daß Ludwig seine Aufmerksamkeit abermals den dortigen Verhältnissen zuwenden mußte. Der Tod seines Neffen Karl im Jahre 863 hatte ihn weiter nicht berührt, da sich die beiden Brüder Lothar II und Kaiser Ludwig II in das hinterlassene Erbe teilten. Doch Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche hatten sich für den Fall des Todes des ebenfalls kinderlosen Lothar II schon 867 dahin geeinigt, dessen Erbe mit Ausschluß des Kaisers Ludwig II unter sich zu teilen. Als dieser Fall nun im Jahre 869 eintrat, fesselte Krankheit den ostfränkischen König in Regensburg, und Karl der Kahle bemächtigte sich in schnellem Anlauf ganz Lothringens. Ludwig der Deutsche aber drohte dem Bruder mit Krieg, und dieser, die Aussichtslosigkeit eines solchen einsehend, verstand sich nach längeren Unterhandlungen zu dem Vertrage von Meersen an der Maas, am 8. August 870, nach welchem Ludwig das linke Rheinufer von Basel bis jenseits Metz erhielt. Von der Mosel zog sich die Grenze zur Maas bei Lüttich, so daß also Aachen, Trier, Metz und Basel ostfränkische Städte, Friesland und der Elsaß deutsches Gebiet wurden. Durch diesen Vertrag erst wurden das deutsche und französische Reich Nachbarn.

Als nun im Jahre 875 auch Lothars I letzter Sohn, der Kaiser Ludwig II starb, eilte Karl der Kahle wieder, trotzdem auch diesmal die Verabredungen anders lauteten, indem nämlich Kaiser Ludwig II Karlmann, Ludwigs des Deutschen ältesten Sohn zum Nachfolger bestimmt hatte, dem Bruder zuvorzukommen. Noch ehe Karlmann erschien, hatte bereits Karl der Kahle die italische Königskrone errungen, und Papst Johann VIII, der 872 dem Papste Hadrian II gefolgt war, zögerte nicht, ihn auch zum Kaiser zu salben. Ein Einfall Ludwigs des Deutschen in Frankreich, wie ein Heerzug Karlmanns nach Italien konnten das Geschehene nicht mehr verhindern. Ludwig der Deutsche kehrte nach seinem Reiche zurück und starb zu Frankfurt im August 876. Fünfzig Jahre herrschte er über Bayern und „es hängt mit dieser ungewöhnlich langen Regierungsdauer zusammen, wenn seine und seines Hauses Macht in Bayern so feste Wurzeln schlugen.“ In dem berühmten Kloster Lorsch wurde er beigesetzt.

Auch diesen Todesfall suchte Karl der Kahle, der nimmersatte Länderschmuggler, der wie das widrige Schicksal selbst verkörpert vor uns steht, zu seinem Vorteil auszunützen. Mit einem Heere zog er heran, die „Rheingrenze“ — das von ihm angestimmte und seitdem nie wieder verklungene Lied — zu gewinnen. Aber bei Andernach empfing ihn Ludwig des Deutschen gleichnamiger Sohn auf das wärmste und brachte ihm mit

seines Bruders Hilfe eine so vollständige Niederlage bei, daß er nicht nur viele Gefallene, sondern auch sein Lager und seine Schätze hinten ließ. (Oktober 876.) Die Teilung des ostfränkischen Reiches konnte nun ungestört, wie es der Vater einst vor elf Jahren bestimmt hatte, vor sich gehen. Karlmann behielt das Hauptland Bayern, Karl Alamannien und den Elsaß, während Ludwig der Jüngere Sachsen, Thüringen, Friesland und die rheinischen Gebiete bekam.

Schauen wir auf den Verfall des Reiches, so tritt uns die merkwürdige Thatsache vor Augen, daß er an den natürlichen Verfall des karolingischen Geschlechts geknüpft erscheint, gewiß ein nachdrücklicher Beweis, eine wie bedeutende Rolle das persönliche Element im politischen Leben jener Zeit spielte. Die vierte Generation starb in den Nachkommen Lothars I bereits vor der dritten hinweg und nicht bloß das, keiner der drei Söhne Lothars I hinterließ einen Erben seiner Macht. Und blicken wir dann vorwärts auf das traurige Ende der meisten übrigen Karolinger, sehen wir die ganze deutsche Nachkommenschaft Karls des Großen zuletzt mit einem kränklichen Kinde dahinsterben, so schaudern wir vor solch tragischem Geschick. Doch Hand in Hand geht mit dem Verfalle geistiger und sittlicher Größe der Verfall natürlicher Gesundheit und Kraft. Familien und Völker haben wie der einzelne ihre Lebensdauer, sind jung, werden alt und sterben ab, und nur selten ereignet es sich, daß ein Volk sein natürliches Ende erreicht und nicht, gealtert von den Sünden seiner Jugend, frühzeitig in Verkommenheit dahinwelkt, zum Untergange gedrängt von denen, die seiner Hinterlassenschaft harren.

Die letzten Karolinger.

Die Entwicklung der Dinge im Frankenreich drängte ihrem natürlichen Ende entgegen. Römertum und Christentum hatten einst das Ferment in die gleichartigen germanischen Massen geworfen, und nachdem die Reaktion begonnen, strebte die weitere Bildung jenem ersten Abschlusse zu, welche sie unter Karl dem Großen erreichte: dem abendländischen Kaisertum und unter ihm der geeinigten abendländischen Kirche. Alles dieses konnte nur geschehen auf Kosten der eigentümlichen nationalen Entwicklung: das Volk sank tiefer und tiefer und trat fast von jeglicher Beteiligung an der Leitung seiner eigenen politischen Angelegenheiten zurück, die Laienaristokratie geriet in den heftigsten Gegensatz zur Kirche. Es wäre nun merkwürdig, wenn diese Entwicklung so ohne jeglichen Widerstreit des nationalen Elementes fortgeschritten wäre. Dem war nicht so. Auf die extravagante Politik eines Ludwig des Frommen, wie seiner westfränkischen Nachkommen konnte die nationale Reaktion nicht ausbleiben. Doch müssen wir dieselbe einstweilen da suchen, wo sie allein damals möglich war. Das Volk in seiner negativen und rückschreitenden Bewegung war nicht fähig, diese Opposition aus sich heraus zu übernehmen. Nur die positiv eintretende und ihre Freiheit wahrende Laienaristokratie konnte dies. Und so sehen wir denn in ihr die Vertretung des deutschen Elementes gegenüber einer verwälschten Kirche, gegenüber einer fortwährend sinkenden Königsmacht. Der Gang der Geschichte ist nun, daß diese nationale Vertretung einem einseitig gebildeten Stande, dessen egoistische Ziele immer klarer und deutlicher hervortreten, von einem indessen neu aufstrebenden weitern Kreise volkstümlicher Elemente endlich nach langem Kampfe entrissen wird, daß sich das Bürgertum zum eigentlichen Vertreter des nationalen Elementes aufwirft, bis auch hier wieder durch die Einseitigkeit der Weiterentwicklung weitere Kräfte in den Kampf gezogen werden und allmählich das ganze Volk, auch die breiten untern Massen, sich zur Beteiligung an der Leitung und Regelung seines Staatswesens und zu ernster politischer Thätigkeit von neuem aufrafft. So wird dem egoistischen Drange einzelner Standeskreise ein Damm entgegengesetzt, das Gleichgewicht der entgegenstrebenden Kräfte hergestellt, das eigentliche Staatsleben und -wesen erst ermöglicht. Es liegt nun in der natürlichen Weiterentwicklung nach solchem Gange die Tendenz vor, dem Volke immer mehr diese Anteilnahme an der politischen Leitung zu erleichtern, ja ihm die Herrschaft über sich selbst zurückzugewinnen und die einstmals natürliche unbewußte Demokratie zur

bewußten umzugestalten. Dazu aber bedarf es natürlich in allererster Linie der vollkommenen politischen und sittlichen Reife, und diese zu erringen ist die Arbeit der Gegenwart, die hervorragendste Aufgabe der Zukunft. Nur zwei Umstände können diese Entwicklung auf die Dauer verhindern. Der erste ist, daß ein Volk sich diese politische und sittliche Reife erträumt, nicht erringt in ernster und schwerer Selbstarbeit, und dann wird dem Traume ein furchtbares Erwachen folgen. Der zweite ist der, daß das Volk im Kampfe um die eigene Vollendung durch äußere Feinde abgelenkt wird und vielleicht dadurch in eine Bahn gerät, welche es dem Untergange zuführt. Vor dem ersten Uebel findet das Volk allein Rettung in der Wahrung und Pflege seiner idealen Güter, vor dem zweiten bewahrt es die ernste Erhaltung seiner natürlichen Gesundheit und Kraft, welche dem Volke Selbstbewußtsein und Ruhe verleiht und sich so, nicht durch Reklame und nervöses Gepolter, der Außenwelt bemerkbar macht. Der natürliche Gang zur Zukunftsdemokratie in Deutschland wäre demnach ein umgekehrter, wie wir ihn in Frankreich kennen lernten. Dort riß man alles Hohe trotz des energischen Gegenstrebens einzelner idealer Geister herab, um es unterzubringen in den Reihen des Gesindels — ein Beweis, wie sehr die politische und sittliche Reife ein Traum waren —, bei uns müßte die allmählich erweiterte Herrschaft einer wahren Bildung das Volk mehr und mehr emporheben, es zu einer in Wahrheit aristokratischen Gesellschaft umgestalten, so daß Könige und Fürsten auf diese Weise entthront würden. Der Weg dorthin ist weit und schwer, aber wenn die Deutschen, ihrer Vergangenheit getreu, sich weiter entwickeln wollen, so darf sie die Mühe der Fahrt nicht verdrießen. Nur auf diesem Wege sind sie im Rechte; nur er führt zum glücklichen Ziele, während auf jedem andern Schande und Unglück des Volkes harren. Von der Lüge in jeder Hinsicht frei zu werden, ist das einzige erstrebenswerte Ziel des Lebens einzelner, wie ganzer Völker. An die Stelle erträumter Hoheit und äußern Adels diejenigen des eigenen Charakters — das sei Deutschlands Zukunftsideal!

Kaiser Karl der Kahle sollte seines Sieges und seiner Ueberlistung Karlmanns nicht lange froh werden. Er starb kaum zwei Jahre, nachdem er die Kaiserkrone gewonnen. Indessen hatte Karlmann die Regierung in Bayern angetreten (776). Schon unter ihm begann sich jene Stellung Bayerns zu entwickeln, welche seine Front ganz dem Osten zukehrte. Ein hochherziger und wegen seiner körperlichen Schönheit gepriesener Fürst, ein wackerer Kriegsmann und persönlich tapferer Kämpfer erschien er als ein echter Nachkomme jener Männer, welche einst das Frankenreich siegreich zu seiner Macht geführt, und fast wie eine Schicksalsweisung möchte es erscheinen, daß in seinem unehelichen Sohne selbst der Name dessen wiederkehrt, nach dem einst das ganze Geschlecht der Arnulfinger benannt wurde. Doch auch unter Karlmann machte sich bereits die Doppelstellung eines fränkischen Königtums geltend: einerseits gegen die heimische Aristokratie, andrerseits, gestützt auf diese, gegen die auswärtigen Reichsfeinde. Gegen die Slaven mußte der König seinen ersten Zug unternehmen. Es blieb bei einer Grenzfehde, und der Kampf, welcher hier drohte, wurde also verschoben, so daß Karlmann sein Augenmerk auf Italien richten konnte, welches ihm durch die Bestimmung Kaiser Ludwigs II nach dessen Tode zugefallen war. Im Jahre 877 führte er ein starkes, aus Bayern und Slaven bestehendes Heer hinab nach der Lombardei. Karl der Kahle, welcher seine Gemahlin Richilde nach Tortona geführt hatte, um sie durch Papst Johann VIII zur Kaiserin krönen zu lassen, erfuhr mit Schrecken das Anrücken Karlmanns. Unvermögend, mit seinen geringen Streitkräften eine Schlacht zu wagen, wich der Kaiser aus und brach nach Frankreich auf; doch schon auf dem Wege ereilte ihn bei Briançon der Tod. (Oktober 877.) So stand Karlmanns Ansprüchen auf die Kaiserkrone nur mehr der Papst entgegen. Der aber hatte eine Synode in Ravenna abgehalten und durch Berufung auf die pseudo-isidorischen Dekretalen zu erkennen gegeben, welcher Richtung er folgte. Den Deutschen ohnehin abgeneigt, hätte er gerne die Kaiserkrone dem westfränkischen Könige Ludwig dem Stammler, dem Sohne

Karls des Kahlen, zugewendet, doch Karlmanns Partei in Italien war zu groß und zu mächtig, als daß der Papst seine Absicht hätte verwirklichen können. Aber auch Karlmann sah sich durch eine Krankheit, welche ihn und einen großen Teil des Heeres ergriff, genötigt, einstweilen von der weiteren Verfolgung seiner Pläne abzustehen und nach seinem bayerischen Reiche zurückzukehren. In einer Sänfte trug man den Todkranken nach seiner Heimat, und nie wieder verwand Karlmann den tückischen Stoß, den ihm diese Erkrankung in Italien versetzt. Er sah sich genötigt, sich in der Regierung durch seinen einzigen Sohn Arnulf vertreten zu lassen. Dieser hatte schon seit längerer Zeit, wie Dümmler annimmt, bereits seit dem Jahre 866, die Verwaltung der kärntischen und pannonischen Mark übernommen, während Graf Aribo die Ostmark verwaltete. Nachdem nun die Krankheit des Vaters mit einem Schlagflusse, der Karlmann im Winter 878/79 traf und ihn vollends der Sprache beraubte, eine so schlimme Wendung nahm, trat Arnulf vollständig in die Regierung des Königreiches ein. Jeder äußere Anlaß aber genügte damals bereits, die Aristokratie zum Widerstande zu reizen. Arnulf sah sich gezwungen, den Grafen Erambert und andere, welche sich gegen Karlmann aufgelehnt hatten, zu vertreiben, und diese versuchten nun ihr Glück bei Ludwig III, dem Herrscher der nördlichen deutschen Länder, dem Bruder Karlmanns. Schon vorher hatte sich Ludwig der Zustimmung der bayerischen Großen versichert, daß ihm nach dem Ableben Karlmanns die Regierung über Bayern zufallen solle, und jetzt kam er wieder, setzte die von Arnulf Vertriebenen in ihre Aemter wieder ein und machte sich zum Herrn von Bayern. Wohl war dies ein Eingriff in die Rechte Karlmanns, doch dieser selbst mußte den Willen seiner Großen anerkennen und beschied seinen Bruder zu sich, ihm seine Person, seine Gattin und seinen Sohn zu empfehlen und die ganze Regierung zu übertragen. Ludwig überließ dem Kranken die Einkünfte einiger Bistümer, Abteien und Grafschaften, während er Arnulf auf Kärnten und Pannonien wieder beschränkte. So sank der königliche Bastard in die Reihen der Landesaristokratie zurück, und sein späteres Emporkommen war nur mit dem gleichzeitigen Aufschwunge dieser Aristokratie möglich, welche schon einmal die Rolle des Volkes übernommen und bei einem Thronwechsel ihre Stimme, folgend der altgermanischen Anschauung, daß der Herrscher auch körperlich zur Regierung befähigt sein müsse, erhoben hatte. Durch Karlmanns Tod zu Oetting am 22. September 880 wurde die Lage in keiner Weise verändert. Wohl aber war der Tod Ludwigs III, der indessen alle deutschen Länder, mit Ausnahme Schwabens, aber mit Einschluß des westlichen Lothringens, welches ihm die westfränkischen Vettern überlassen mußten, unter seiner Macht vereinigt hatte, von großer Bedeutung für das ostfränkische Reich.

Das Schicksal ist ernst, aber nicht immer ohne Humor. Noch einmal berief es einen Karl zur Regierung; noch einmal vereinigte es in der Hand dieses Mannes, dem die Geschichte wegen seiner übrigen fehlenden Tugenden keinen andern ehrenden Beinamen, als den „des Dicken“ zu geben vermochte, die deutschen Länder, und noch einmal vereinigte auch dieser gesegnete Mensch alle Länder, welche einst sein großer gleichnamiger Urahn beherrscht, unter seinem behäbigen Scepter. Schon 879 hatte er die Herrschaft Italiens zugleich mit der Uebernahme der Herrschaft Bayerns durch Ludwig III angetreten. Im Februar 881 verstand sich der Papst Johann VIII auch trotz seiner Abneigung gegen diese ältere Linie dazu, dem ostfränkischen Karolinger die Kaiserkrone zu überlassen. Indem wir so durch Karl, den dritten Kaiser dieses Namens, wieder hinausgeführt werden in das ganze große Reich, ist es notwendig, die bisherige allgemeine Entwicklung einen Augenblick ins Auge zu fassen.

Karls des Großen Bau war aufgeführt worden mit Rücksicht auf ein alles dominierendes Centrum. Mit seinem Tode trat diese Centralgewalt mehr und mehr in den Hintergrund. Sie verlor ihre einstige Bestimmung, und wenn auch mehrfache Versuche gemacht wurden, sie zu erhalten, die nationale Opposition, welche indessen erstarkt war, ließ dieselben als vergeblich und aussichtslos erscheinen. So kam es von selbst dazu, daß das ostfränkische Königtum in seine altgewohnten Bahnen immer mehr zurücklenkte. Indem der Hof sich wieder auf die Wanderschaft begab und von Pfalz zu Pfalz die Länder durchzog, waren zwei Institute, welche früher eine große Bedeutung besessen hatten,

fast überflüssig geworden: die großen Reichsversammlungen und das Institut der königlichen Sendboten. An die Stelle der ersteren traten wieder die Landesversammlungen, während die Kontrolle der Beamten nun von dem Könige selbst wieder in die Hand genommen wurde.

„Es ist das Hauptverdienst Ludwigs des Deutschen, daß er von Anfang an auf den Versuch verzichtete, im Bereich der ostrheinischen Stämme die von Karl geschaffenen Formen der Centralregierung aufrecht zu erhalten. Indem diese Formen gleichsam von selbst abfielen, trat aus ihnen wieder das alte fränkische Königtum in seiner ursprünglichen Fassung hervor: für die ostrheinischen Stämme zwar noch immer eine von außen kommende, nicht der heimischen Entwicklung erwachsene Gewalt, aber doch eine solche, welche, wenn nicht dem Bedürfnisse, so doch dem Geist dieser durch Recht und Sitte so scharf von einander geschiedenen Stämme vollkommen entsprach."

Diesem Königtum fehlte es nun natürlich von vornherein auch an jener innern Macht, welche einst die fränkischen Könige ausgezeichnet. Wohl übertraf es bei weitem noch an Grundbesitz alle andern Gewalten des Reiches, allein der fränkische Heerbann existierte als solcher nicht mehr. Der König war auf die Hilfe des Laienadels und der Kirche vollkommen angewiesen, und nur die langsam erwachende Rivalität dieser beiden Gewalten, des Laienadels und des Klerus, ermöglichte dem Königtum noch eine Zeit lang die Behauptung seiner wenn auch geminderten Macht. So lange die kräftige Hand Ludwigs des Deutschen das Ruder hielt, so lange die bayerische Kirche ihre Kräfte zum Streit im Osten zusammenhalten mußte und auf die Hilfe des Königtums angewiesen war, konnte von einer erfolgreichen Emanzipierung des Laienadels nicht die Rede sein. Noch war seine Zeit nicht gekommen, obschon auch er sich auf das Kommende vorbereitete. Gewaltigen materiellen Aufschwung hatte indes die Kirche selbst genommen. Immer reicher flossen die Gaben an Land und Gut namentlich den Klöstern zu, und namentlich in Oberdeutschland führten diese Stiftungen der Kirche große Habe zu. Dazu wuchs die staatliche Sonderstellung der Bischöfe durch die Verleihung der Immunität, „des schwerwiegenden Vorrechtes, daß kein Staatsbeamter auf ihrem Grund und Boden Amtspflichten erfüllen durfte, und daß alle öffentliche Gewalt durch die Vögte, die Beamten der Immunitätsherren ausgeübt wurde," fast bis zur vollen Selbständigkeit, ausgenommen daß das Wahlrecht der Bischöfe noch vom Könige selbst gehandhabt wurde. Doch hören wir, daß ein Kloster Tegernsee allein zeitweise fast 12000 Hufen in seinem Besitze vereinigte, daß dem andere große Klöster, wie St. Gallen, nicht viel nachstanden, daß ganze Alpenthäler, wie Uri, Appenzell, Glarus, in den Besitz von Klöstern kamen, daß die Alpenkultur in ihre Hände fiel, daß ein Kloster Kremsmünster späterhin fast den ganzen konfiszierten Landbesitz eines der mächtigsten Grafenhäuser einstreicht, so fragen wir besorgt, wer soll diesem Wachstum Einhalt gebieten, wer die Kirche von etwa beliebten Machtüberschreitungen zurückhalten?

Doch mit dieser wachsenden Macht der Kirche ging diejenige der weltlichen Aristokratie Hand in Hand. Da gab es keine Mahner und Warner mehr, welche mit dem königlichen Zorne drohten, sondern den Grafen, auf sich selbst angewiesen und sich selbst überlassen, fiel das bisherige Amt mit der wachsenden Macht von selbst als erblich zu. Gewalt und Kontrolle derselben gerieten in eine Hand. An das Lehen scheint das Amt geknüpft und mit ihm wird es zum Erbgute der großen Familien. Indem also der Graf wieder in seinem eigenen Interesse mächtig ist und herrschen und erwerben kann, greift er um sich und macht der Kirche den Besitz der Ländereien streitig. Namentlich dringen die mächtigen schwäbischen und bayerischen Grafengeschlechter in die Alpen ein, und an der Stelle der alten Römercastelle erheben sich ihre Burgen, herrschend über die Haupt- und Seitenthäler, also der deutschen Kolonisationsarbeit mächtige Stütze und Rückhalt gewährend. Wir werden von ihnen hören, den bayerischen Liutpoldingern, den schwäbischen Burkharden und Welfen, und neben ihnen von den hessischen Konradinern, den thüringischen Popponen wie den sächsischen Ludolfingern, welche ihre Töchter an Könige vermählen und schließlich selbst nach der Königskrone greifen. Eine Zeit wilden dramatischen Lebens und Ringens. Noch hält das Königtum in Bayern diesen Bestrebungen das Gleichgewicht;

wir hören auch hier schon von kühnen und mächtigen Männern, aber noch vermögen sie nicht ohne Strafe ihre Ziele offen zu verfolgen. Die Centralisation des bayerischen Reiches, wie sie Ludwig der Deutsche vollendete, wirkt hier noch allzu mächtig fort. Doch das Streben vom Centrum hinweg war vorhanden, und nur eine große äußere Not konnte das Auseinanderfallen des Reiches noch aufschieben.

Wie Geier über den todwunden Adler, so fielen jetzt die äußern Feinde über das Frankenreich her. An den Küsten der Nordsee landeten die Normannen und weit nach Westen und Süden dehnten sie ihre verwegenen Streifzüge aus. Als hätten sie das Festland für immer verschließen wollen, setzten sie sich an den Strommündungen fest und kühn und kühner drangen sie, den Stromläufen aufwärts folgend, in das Innere der Länder selbst. Da war keine Gefahr zu groß, keine Heldenthat zu schwer, welche die wagenden Nordlandsöhne nicht unternommen hätten. Ein Schwung und eine Leistungsfähigkeit war diesen heidnischen Nordgermanen eigen, die man in jener Zeit auf dem Festlande vergeblich gesucht hätte. Ihre Lehrzeit war um, und jetzt zeigten sie dem Reiche, was sie gelernt. Nicht nur die Küsten befuhren und plünderten sie, sondern sie bedrohten direkt den Bestand des Reiches selbst. Von der Themsemündung aus stürzten sie sich im Jahre 879 auf die westfränkische Küste. Sie bemächtigten sich der Scheldemündung und setzten sich in Gent fest; an der Sambre aber erreichte sie Ludwig der Jüngere und bereitete ihnen eine schwere Niederlage (880), indessen ein sächsisches Heer unter der Führung Brunos, des Ludolfingers, bei Hamburg von den Normannen vernichtet wurde. Noch einmal traf sie Ludwig der Jüngere bei Nimwegen. Allein nachdem ihnen auch bei Saucourt (881) durch den westfränkischen König Ludwig III, den Sohn Ludwig des Stammlers, jene Niederlage beigebracht wurde, die in dem Ludwigsliede gefeiert wird,



Ermordung Gottfrieds.

kehrten sie an die Maas zurück und befestigten hier ihr Lager. Bis Bonn herauf drangen sie plündernd und kämpfend, und die ganze alte Heimat der Karolinger fiel in ihre Hände; die Städte Köln, Lüttich, Xanten, Aachen, Trier, die Abteien Prüm, Stablo und Malmedy wurden geplündert und verheert. Alles hing davon ab, wie Kaiser Karl der Dicke, der noch in Italien weilte, diesem Unglücke zu begegnen gedachte. Zurückgekehrt, erließ er im Sommer 882 ein allgemeines Aufgebot gegen die Normannen, welche eine Festung in Elsloo bei Mastricht an der Maas erbaut hatten, die ihnen als Stützpunkt und Stapelplatz diente. Die Bayern zogen heran unter Arnulf, den Karl bei seiner Rückkehr aus Italien mit den Bayern in Pflicht genommen hatte, und vereinigten sich mit dem fränkischen Heere bei Andernach. Es gelang die Einschließung der Normannen, aber damit war auch Karls Heldenwerk vollendet. Aus den begonnenen Unterhandlungen kam es zu einem schimpflichen Frieden: einer der Normannenführer ließ sich taufen und erhielt dafür ein kaiserliches Lehen in Friesland, ein anderer der Heerkönige erhielt 2800 Pfd. Goldes und Silber. Wie wenig das alles nützte, zeigen die weiteren Einfälle der Normannen

in Westfrankreich, wie die Unverschämtheit des in Friesland belehnten Gottfried, welcher die Auslieferung der Königshöfe zwischen Sinzig und Koblenz forderte. Ein dieses Kaisers würdiges Mittel wurde angewendet, ihn zum Schweigen zu bringen — er wurde einfach ermordet.

Voll Erbitterung war das ostfränkische Heer von Elsloo heimgekehrt. Es fühlte den Schimpf, den dieser Friede dem deutschen Volke angethan, es fühlte aber auch, wie dieser Kaiser vor allem Volke seine Unfähigkeit bewiesen, und gar manchem mochte es dünken, daß er, der solche Schmach über das Land gebracht, keinen Gehorsam mehr zu fordern habe. Ueberall regte es sich dann auch im weiten Reiche, nur Arnulf nahm das Interesse seines Landes und Volkes wahr und kehrte seine Macht gegen Osten, den alten Kampf gegen die Mähren endlich zu Ende zu bringen.

Hier herrschte, wie wir hörten, Suatopluk, Rastislaws Neffe, an dessen Macht die Eroberungsgelüste Karlmanns gescheitert waren. Er hatte einst das bayerische Heer unter den Brüdern Wilhelm und Engilschalk vernichtet, und Graf Aribo erhielt nach dem Tode der beiden Grafen die Ostmark. Der Krieg hatte damit geendet, daß das slavische Reich faktisch unabhängig unter Suatopluk bestehen blieb. (874.) In jener Zeit aber war auch Kozel gestorben, der Sohn Priwinas, der am Plattensee ein slavisches Reich gegründet hatte. Hier hatte die fränkische Herrschaft stets Anerkennung und einen Stützpunkt gegen die übrigen Slaven gefunden. Doch diese Gründung Priwinas kam nicht nur den Franken zu gute, auch Suatopluk lauschte ihr die Geheimnisse einer höheren staatlichen Einrichtung ab und verwertete sie in seinem eigenen Gebiete. Um derselben eine vollkommene Sicherheit und Festigkeit zu geben, hatte sich schon Rastislaw nach einem Rückhalte umgesehen und denselben in Byzanz gefunden.

Die Einführung des Christentums hatte bei den Slaven längst begonnen und war auch bereits nach Mähren vorgedrungen. Aber ihre eigentliche Herrschaft hier zu begründen, war der fränkischen Kirche nicht geglückt. Sie mußte sich mit griechischen und italienischen Lehrern und Geistlichen in die Erfolge teilen. Da kamen die beiden berühmtesten Slavenapostel Methodius und sein jüngerer Bruder Constantin, später Cyrillus genannt, nach Mähren, von Kaiser Michael III von Byzanz gesendet (um 864). Schon in dem kaiserlichen Auftrage liegt die Andeutung, daß es sich hier nicht nur um kirchliche, sondern auch um politische Absichten handelte, und schnell erkannten die beiden Brüder, daß ein dauernder Erfolg hier nur durch Vermittlung der slavischen Sprache möglich sei. Constantin gab sich darum an die Ausarbeitung eines slavischen Alphabets und gelangte so zu einer slavischen Schrift, welche er zu der berühmten slavischen Bibelübersetzung benutzte. Methodius stand ihm bei diesem mühsamen Werke helfend zu Seite. Doch Papst Nikolaus I (858—867) hatte bereits von ihnen gehört und beschied sie nach Rom. Die beiden Gelehrten folgten dem Rufe, kamen aber erst nach dem Tode des Papstes in der Tiberstadt an. Hadrian II hieß ihre Bestrebungen gut, weihte die beiden Bibelübersetzer zu Bischöfen und gestattete die Abhaltung des Gottesdienstes in slavischer Sprache. Das war ein Schlag nicht nur gegen die fränkische Kirche, sondern auch gegen die griechische. Indem nun Methodius — sein Bruder war 869 in Rom gestorben — im Auftrage des Papstes nach Pannonien und Mähren zog, wurde die mit der früheren Sendung verbundene Absicht des byzantinischen Kaisers vereitelt. Wohl war es ein Zeichen des gewaltigen Machtaufschwungs, den damals das Papsttum nahm, daß es diesen Schritt wagen konnte und an ihm auch gegen den Widerstand des doppelt geweckten Feindes festhielt. Selbst in Rom regte sich der Widerstand gegen die Erlaubnis des Papstes, den ganzen Gottesdienst in einem neuen Idiom abzuhalten. Doch der Papst drohte mit dem Banne dem, der gegen dieses Privilegium rede, das doch nach der Anschauung aller Systematiker unerhört war. So verhütete Hadrian den Anschluß der Donauslaven an die griechische Kirche, der unfehlbar, wie er kurz zuvor bei den Bulgaren unter Bogoris stattgefunden (870), auch hier erfolgt wäre.

Als nun auf Betreiben Kozels Methodius gar zum Erzbischofe für Pannonien ernannt wurde, indem sich der Papst dabei auf die altrömische Provinzeinteilung und den früheren Bestand einer Metropolitankirche zu Sinnium berief, entbrannte der Zorn der

bayerischen Geistlichkeit und trieb sie zu offener Opposition. Zum erstenmale stoßen wir in Bayern auf ein Beispiel jener traurigen dogmatischen Zänke, die niemals zu einem an-



Methodius vor der Synode in Regensburg.

dern Glücke geführt haben, als zu dem negativen der endlichen Erkenntnis, wie unfruchtbar sie seien. Der übertriebene Eifer kleingeistiger Fanatiker hat der Kirche stets und zu allen Zeiten mehr geschadet, als alle und jede Opposition der sogenannten großen Ketzer. Aber die Opposition der bayerischen Bischöfe entstammte, wie dies auch später fast immer der Fall war, zuerst der Furcht, ein, wie man glaubte, rechtmäßig errungenes Gut zu verlieren. Seit der Eroberung des Avarenreiches durch Karl den Großen war hier die Kirche von Salzburg, Passau und Regensburg beständig weiter nach Osten vorgerückt. Damals aber wurden hier auch noch alle Versuche neuer Staatenbildungen niedergehalten. Die Schwäche des Reiches aber ließ später diese stets erneuten Versuche gelingen, und so sehen wir hier nun das Bestreben, eine selbständige Landeskirche zugleich mit der Errichtung eines selbständigen Staatslebens zu begründen, ein Bestreben, das wir seinerzeit bei Franken und Bayern in gleicher Weise verfolgen konnten. Da war es denn namentlich der Metropolit von Salzburg, Adalwin (859—873), der den Kampf sofort mit dem glühendsten Eifer aufnahm. Der von ihm ausgesendete Erzpriester Richpold war nach Salzburg zurückgekehrt, da dort Methodius mit seiner slavischen Liturgie die Herzen gewonnen hatte. Adalwin aber beschied den Eindringling vor eine bayerische Synode nach Regensburg, wo es dann zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen dem Slavenapostel und den bayerischen Kirchenfürsten kam. „Wollt ihr aus Ehrgeiz und Herrschsucht der Ausbreitung göttlicher Lehre Hindernisse bereiten, so sehet zu, ob ihr euch nicht an einer eisernen Mauer die Schädel einstoßen und das Gehirn verspritzen werdet!" So rief Methodius den Bayern entgegen. Allein wie einst Kaiser Michael mit seiner Sendung politische Absichten verbunden, so kamen auch hier politische Fragen ins Spiel. Es konnte Ludwig dem Deutschen nicht einerlei sein, hier der weitern Ausbreitung seiner politischen Macht eine feste Schranke entgegengesetzt zu sehen. Und so gab er denn den Befehl, dem so sehr schwitzenden Manne einige Ruhe zu verschaffen. „Jawohl, Herr," rief Methodius; „einem schwitzenden Philosophen begegneten einst einige Leute und fragten

ihn, warum er so sehr schwitze; der aber sprach: ‚weil ich mich mit Nichtwissern herumgestritten!'" Der slavische Metropolit wurde im Innern Deutschlands zurückgehalten, und die bayerische Kirche glaubte nun ihre Amtsthätigkeit im Osten wieder aufnehmen zu können. Allein Hadrians II Nachfolger, Johann VIII (seit 872) ließ sich auch durch die damals von einem Salzburger Geistlichen verfaßte Schrift „über die Bekehrung der Bayern und Karantanen", welche für uns eine hochwichtige historische Quelle bildet, nicht von seiner Ansicht abbringen, daß sein Vorgänger und Methodius im Rechte seien. Bischof Paulus von Ancona kam, von ihm gesendet, nach Deutschland und Pannonien (872—73), und im Frühjahr 874 fand eine Zusammenkunft Johanns VIII mit Ludwig dem Deutschen zu Verona statt, bei welcher dieser Streitpunkt wohl auch zur Sprache gekommen ist. Ludwig der Deutsche gab endlich nach und erkannte den pannonischen Metropoliten an. Der Papst selbst schrieb an Karlmann, es möge, da ihm das pannonische Erzbistum zurückgegeben und wiederhergestellt worden sei, dem Erzbischofe frei stehen, nach altem Herkommen ungehindert den Pflichten eines Bischofs obzuliegen. Wahrscheinlich hängt diese Nachgiebigkeit von deutscher Seite mit dem ungünstigen Verlaufe des Krieges Karlmanns mit Suatopluk zusammen, der damals durch den Frieden zu Forchheim sein einstweiliges Ende fand. Auch mag die Neubesetzung des Salzburger Erzbistums nach Adalwins Tod (873) durch Theotmar, der dann drei Jahre später vom Papste das Pallium erhielt, zur Lösung des Zwistes beigetragen haben. Kurz, Methodius kehrte ziemlich gleichzeitig mit jenem Friedensschlusse, der Suatopluks faktische Selbständigkeit bestätigte, nach Pannonien zurück, und nach dem Tode Kozels, der in eben diese Zeit fiel, trat der Slavenapostel an die Spitze der mährischen Kirche. Die deutschen Priester wurden aus Mähren ausgewiesen, und da man dem heiligen Manne auf diese Weise nicht hatte beikommen können, so faßte man ihn nun von einer andern Seite an und beschuldigte ihn der Ketzerei. Bis zum Jahre 879 konnte man ungefähr beurteilen, welche Erfolge und Absichten Methodius mit seiner Wirksamkeit verband. Und nicht zufällig mochte die Reise Theotmars nach Rom sein zu der Zeit, als auch Methodius zur Verantwortung nach Rom beschieden wurde. (880.) Methodius und seine Begleiter, namentlich ein in Reichenau gebildeter Priester namens Wiching, müssen dem Papste so Vortreffliches gemeldet haben, daß er nicht nur die Slavenpriester in ihren Aemtern bestätigte, sondern auch Suatopluk darüber in einem Schreiben belobte, daß er „durch Eingebung der göttlichen Gnade mit Verachtung der andern weltlichen Fürsten in treuester Liebe vorgezogen habe, den hl. Petrus, den ersten der Apostel, und seinen Stellvertreter zum Schutzherrn zu haben und zum Beistande in Jeglichem und zum Verteidiger, er mit den edlen Männern, seinen Getreuen und mit allem Volke seines Landes, und daß er wünsche, bis zu seinem Ende unter des Apostelfürsten und seines Stellvertreters Schutz zu verbleiben, als andächtigster Sohn in frommer Zuneigung mit Gottes Hilfe den Nacken beugend". Wohl konnte der Papst den ergebenen Slavenfürsten für diesen hochherzigen Entschluß mit ausgebreiteten Armen wie einen einzigen Sohn umfangen und ihm versprechen, sich zu bemühen, in anhaltenden Gebeten ihn dem allmächtigen Gott zu empfehlen, daß er durch die Verdienste der Apostel in dieser Zeitlichkeit alles zu besiegen und nachher im himmlichen Reiche mit Christus zu triumphieren vermöge. Die Idee, welche Suatopluk zu diesem Schritte leitete, zeugt von seiner politischen Begabung, denn eine Schutzherrschaft des hl. Petrus war jedenfalls sehr viel bequemer zu ertragen, als das Joch der so nahe sitzenden deutschen Fürsten und Priester. Anstandlos weihte der Papst darauf den alamannischen Priester Wiching zum Bischofe von Neitra und pries den Gottesdienst in slowenischer Sprache, der solche Erfolge aufzuweisen hatte. Doch wenn wir auch die politische Begabung Suatopluks zugestanden, immerhin müssen wir uns erinnern, in welcher Zeit wir stehen, wie wir es doch eigentlich mit einem Halbbarbaren zu thun haben. Persönliche Neigungen spielen aber bei einem solchen stets eine große Rolle. Als nun jener Wiching, der bisherige Gehülfe des Methodius, durch seine Erhebung zum Bischofe von Neitra plötzlich dazu gekommen war, auch persönliche Interessen vertreten zu müssen, ließ sich Suatopluk von ihm gegen Methodius gewinnen. Doch ward der Zwist beigelegt und noch vor seinem Tode (886) konnte Methodius einen seiner

Schüler mit Namen Gorazd zu seinem Nachfolger bestimmen. Nicht lange indes sollte sein Werk in Mähren Bestand haben. Suatopluk war es darum zu thun gewesen, seine Selbständigkeit zu schaffen und zu erhalten, und dieses Ziel durfte er bei dem Tode des Slavenapostels als erreicht ansehen. Die weiteren Streitigkeiten zwischen den griechischen und lateinischen Priestern hatten nun für ihn keinen Wert mehr, und so verjagte er die Schüler des Methodius und machte Wiching zum Erzbischofe.

„Von entscheidender Bedeutung war aber ohne Zweifel nicht eine Einzelheit, sondern der Einfluß des dem slowenischen weiter überlegenen politischen und bürgerlichen Lebens im ostfränkischen Reiche. Suatopluk mochte sich den Fürsten desselben oder im besten Falle dem Könige selbst gleichzustellen suchen. Die konsequent durchgeführte Bildung eines nationalen, mit eigentümlichen slavischen Kulturelementen durchdrungenen Reiches lag nicht in seinem Gedankenkreise. Ihm war es genug, eine ergebene Geistlichkeit und geschickte Unterhändler zu haben, vor allem seine Waffen zu verbreiten. Das ist ihm denn auch gelungen.“ So Büdinger, und wir fügen hinzu, daß die nationale Idee überhaupt damals noch nicht erfunden war. Bis es zu einem festen Begriffe auch im Völkerleben kommt, hat das Volk selbst eine lange Zeit der Erfahrung durchzumachen, und die Erfahrungen bei Slaven wie bei Deutschen hinsichtlich dieses Punktes waren noch lange nicht tief und nachhaltig genug, eine solche Idee zu erzeugen. Das natürliche Gefühl und das augenblickliche Interesse sind die bewegenden Faktoren im Leben so jugendlicher Völker, nicht aber abstrakte Ideen. Die Ausdehnung seiner Herrschaft aber führte Suatopluk aufs neue in den Konflikt mit dem Südwesten, wo unter Arnulf alte Bestrebungen neu erwachten, welche denen des Fürsten der Mähren geradezu entgegengesetzt waren.

Arnulf war mit seinem Heere von dem Zuge gegen Elsloo zurückgekehrt. (882.) Daheim aber fand er zwei Parteien in bitterem Kampfe gegen einander. Aribo hatte seit dem Tode der Brüder Wilhelm und Engilschalk die Ostmark verwaltet. Indessen waren aber die Söhne der beiden Grafen herangewachsen und trachteten nun danach, ihr vermeintliches Erbrecht gegen Aribo geltend zu machen. Dieser wendete sich um Hilfe an Suatopluk, doch die jungen Grafen, von ihrer zahlreichen Verwandtschaft unterstützt, vertrieben ihn mit gewaffneter Hand. Zwar bestätigte Karl, als er in Bayern erschien, den Grafen Aribo im Besitze der Ostmark, doch Hilfe konnte er ihm keine gewähren, und so lachten die jungen Grafen des kaiserlichen Willens. Suatopluk aber nahm sich Aribos an. Er brach von Norden her über die Donau (882), fiel über die nichts ahnenden Brüder her und nahm den einen von ihnen, Werinhar, und einen Verwandten desselben, den Grafen Wezilo, gefangen und schickte sie, nachdem er das Land verheert und ausgeplündert, furchtbar verstümmelt wieder zurück. Mit diesem Feinde hatten die Grafensöhne nicht gerechnet, und gegen ihn suchten sie den Schutz Arnulfs von Kärnten nach, indem sie ihm ihre Besitzungen zu Lehen antrugen. Arnulf willfahrte ihrem Gesuche und wurde dadurch zu einem direkten Gegner Suatopluks. Dieser verlangte nun, es solle der Kärntnerherzog vom Schutze der Grafen abstehen, da Aribo sein Verbündeter sei, außerdem solle er beschwören, daß er an jenem Bulgareneinfall vom Jahre 881 keine Schuld trage. Aber Arnulf war aus anderem Stoffe, wie sein kaiserlicher Oheim, er wies beide Forderungen entschieden zurück. Da brach Suatopluk in Pannonien ein und verheerte das Land „wie ein Wolf“, da er keinen Widerstand fand, die Männer verstümmelnd, die Weiber in die Gefangenschaft abschleppend (883). Im folgenden Jahre kehrte er wieder und durchzog das Land vom Wiener Walde bis zur Raab zwölf Tage lang, alles verwüstend und brandschatzend. Als er dann den Rückzug antrat, überfielen ihn die beiden Grafensöhne Megingoz und Papo. Allein Suatopluk vernichtete die Schar und trieb die Führer in die Raab, wo sie ihren Tod fanden. Endlich rückte der Kaiser selbst mit einem großen Heere heran, nachdem die Verwüstung der Grenzlande 2½ Jahre in schauerlicher Weise fortgedauert hatte. In Tuln traf er mit dem mährischen Fürsten zusammen (Sept. 884), und natürlich ließ sich auch hier der Kaiser mit dem Versprechen der Treue und bei seinen Lebzeiten keinen weiteren Angriff auf das Reich unternehmen zu wollen, zufriedenstellen. Aribo wurde wieder in seiner Markgrafschaft bestätigt, doch Arnulf verharrte gegen die Slaven im Kriegszustande, und erst nachdem Karl selbst, der seinen Weg

über Kärnten nach Italien nahm, mit ihm verhandelt hatte, trat auch Arnulf dem geschlossenen Frieden bei.

Bei seiner Rückkehr aus Italien weilte der Kaiser wieder in Bayern. (885.) Von den Söhnen Ludwigs des Stammlers war Ludwig III bereits 882 gestorben; ihm folgte Karlmann 884 im Tode; der übrige Karl der Einfältige — die Beinamen der Karolinger allein zeigen die fortschreitende Degeneration — war noch nicht mündig. Da entschlossen sich die westfränkischen Großen, Karl dem Dicken auch die Königskrone über Westfranken anzutragen. Zu der Last des Kaisertums und zweier Königreiche (Italien und Ostfranken) ward diesem Manne, der sich selbst kaum tragen konnte, auch noch die westfränkische Königswürde aufgebürdet. Und von ihm, der seine Unfähigkeit bereits mehrmals so glänzend bewiesen, erwartete man nun die Abwehr der Normannennot.

Doch nicht nur das! Schon seit Ludwigs des Frommen Zeit hatten die Araber aufs neue ihre Kräfte entfesselt. Ihre Flotten kreuzten im Mittelmeer und landeten an den italischen Küsten; schon schien es, als sollte die apenninische Halbinsel dem gleichen Schicksal verfallen, wie einst die pyrenäische. Sicilien war im Besitze der Sarazenen; im Süden der Halbinsel breiteten sie sich aus und zwangen die langobardischen Fürstentümer Unteritaliens zur Huldigung. Zwar gerieten sie dort in Kampf mit den Griechen, welche sie schließlich auf Calabrien beschränkten, aber die Griechen waren dem Reiche nicht minder gefährliche Nachbarn als die Araber. Dazu dann die Normannen und Dänen, die Mähren und Slaven, Sorben und Böhmen, Wilzen und Abodriten — überall waren die Grenzen durchbrochen und wurden von den heerenden Feinden überschritten. Was wollte Karl gegen alle diese Feinde anfangen? Und als nun die Normannen mit einer zahlreichen Flotte größerer und kleinerer Schiffe die Seine herauffuhren (Okt. 885), als Paris nur durch den tapfern Widerstand des Grafen Odo einen ganzen Winter gehalten wurde, und als dann der Kaiser endlich im folgenden Jahre das Reichsheer heranführte und wieder einen schmählichen Frieden schloß, indem er den Normannen Winteraufenthalt in Burgund bewilligte und ihnen die Zahlung von 700 Pfd. Goldes versprach, da ward man allgemein inne, daß man einen solchen Kaiser wohl entbehren könne. Sein Schicksal konnte Karl ahnen in demjenigen, welches man seinem Kanzler, dem erbärmlichen Bischof Liutward von Vercelli bereitete, den man durch eine Palastrevolution 887 stürzte und zur Flucht zwang. So wenig wie der Kaiser seine Länder und Völker schützte, so wenig schützte er seine Diener. Die Idee des abendländischen Kaisertums ward mit dem Sturze Liutwards endgültig beseitigt.

In Tribur sollte im Herbste 887 eine Reichsversammlung stattfinden. Indessen aber war Luitward, von Karl vertrieben, zu Arnulf gekommen und hatte mit ihm über die Entthronung des Kaisers, der nun völlig blödsinnig zu werden schien, beratschlagt. Schon längst hatten sich die Augen der ostfränkischen Kreise auf Arnulf gerichtet, und schon ein paar Jahre vor der nun einbrechenden Katastrophe schrieb ein schwäbischer Mönch: „Noch lebt Arnulf, und daß er noch länger lebe, damit nicht die Leuchte des großen Ludwig erlösche im Hause des Herrn!“ Leicht verbreitete sich darum die Verschwörung in dieser Zeit über Ostfranken und Sachsen, Thüringen und selbst Schwaben. So rückte denn Arnulf, unterstützt von einem bayerischen und kärntischen Heere und des Beifalles fast aller ostfränkischen Stämme sicher, im Herbste 887 gegen Westen. Ohne Blutvergießen vollzog sich die Umwälzung; Karl, zuerst auf Widerstand sinnend, ließ von dem Gedanken — er war ihm ja so ganz gegen die Natur — ab, als er hörte, daß die Alamannen von Furcht erschüttert seien, und verzichtete zu Gunsten seines Neffen auf die Krone. Bald darauf starb der Verlassene auf einer schwäbischen Pfalz. (Januar 888.)

Der Umschwung war erfolgt auf Betreiben der ostfränkischen Großen. Schon Ranke bezeichnet die Erhebung Arnulfs als die erste selbständige That der deutschen Laienwelt gegen eine imperialistisch-kirchlich gefärbte Regierung. „Sie bezeichnet zugleich den Punkt, wo der Gegensatz zwischen Kirche und Laienadel auch im Osten des Rheines zum erstenmale in seiner vollen Schärfe ans Licht tritt.“ Es war nun natürlich, daß der Sturz des Kaisers auch in den andern Ländern seine Folgen hatte, doch ist es von hoher Bedeutung zu sehen, wie in den außerdeutschen Ländern bei den nun folgenden Bewegungen

nicht die Laienaristokratie, sondern gerade die Geistlichkeit allenthalben den Vortritt hatte, während in Deutschland gerade die Bischöfe zu der Erhebung Arnulfs ein sehr zweifelhaftes Gesicht machten. Noch mußte Arnulf mit ihnen unterhandeln, ehe sie seine Herrschaft anerkannten: „sie hatten ihn nicht gewählt, sie unterwarfen sich ihm."

„Im Frühjahr 888 gediehen in Europa die kleinen Könige." Im Westfrankenreich wurde Odo zum Könige erhoben, der Verteidiger der Stadt Paris gegen die Normannen, doch hielt ein Teil der westfränkischen Großen gegen diesen Wahlkönig an dem Erbkönige, dem letzten Sprossen des karolingischen Hauses, an Karl dem Einfältigen fest. Zwischen Jura und Alpen kam ein welfischer Graf Rudolph zur Königswürde. Sein Reich hieß zum Unterschiede von dem bereits im Jahre 879 durch den Grafen Boso begründeten arelatischen Reiche (Südburgund und Provence), das hochburgundische. In Italien bekämpften sich Berengar von Friaul und Guido von Spoleto. Guido wurde endlich König und Kaiser, doch ohne einen kaiserlichen Einfluß auszuüben.

Arnulf gedachte nun keinesfalls, alle diese Emporkömmlinge von vorneherein anzuerkennen. Jedoch wenn zur Begründung seiner Macht auch seine eigene Tüchtigkeit nicht wenig mitgeholfen hatte, so hatte er anderseits dem Entgegenkommen der ostfränkischen Großen doch auch etwas zu verdanken. Hier war also ein wunder Punkt, der Berücksichtigung verlangte und einstweilen ein weiteres Ausholen unmöglich machte. Es war darum nur zu natürlich, daß Arnulf seine Stellung zuerst in Bayern selbst zu sichern suchte und durch Ordnung der dortigen Verhältnisse nicht nur die alten Gegensätze ausglich, sondern auch zeigte, daß er es mit der Herrschaft ernst nahm und die Aufgabe eines Königs erkannte. Eine Veränderung mußte hier jedoch insofern eintreten, als von nun an die Verwaltung der östlichen Grenzländer nicht mehr an einen Prinzen fiel, wie dies bisher seit Ludwig dem Deutschen der Fall war. Verblieben sie auch unter der direkten Oberaufsicht des Königs selbst, so lockerte sich doch das frühere Verhältnis seitdem mehr und mehr. Graf Aribo behielt die Ostmark, doch wurden auch seine alten Feinde von ihrem bisherigen Schutzherrn nunmehr mit Grafschaften bedacht. Engilschalk, der jüngste Sohn des gleichnamigen Grafen, wurde wahrscheinlich in Oberpannonien ausgestattet, sein Vetter Rudpert erhielt Kärnten, während Brazlawo, der Herzog der pannonischen Slowenen, wie unter Kaiser Karl, auch fürderhin seinem Verhältnisse zum Frankenreiche treu blieb.

In dieser Wirksamkeit zeigt sich, daß Arnulf sich des Herkommens seiner Macht, wie derer, welche ihm dazu verhalfen, erinnerte, und wohl mochte man an frühere Zeiten zurückdenken, wenn man sah, wie der König seine Anhänger belohnte. Wie einst unter Karl Martell, so schienen die Zeiten sich jetzt anzulassen und vor dem kecken Uebergreifen und Aufstreben der weltlichen Aristokratie mochte den Klerus die Furcht ankommen, es würden sich auch neue Säkularisationen vorbereiten. Aus den Beschlüssen der Mainzer Synode vom Jahre 888 klingt diese Furcht heraus, und wie eine Parodie auf vergangene Zeiten hört sich die Betonung der Grundsätze der pseudo-isidorischen Dekretalen an. Die Tage der großen Päpste waren wieder einmal vorüber, und die jetzigen Nachfolger Petri standen unter der Herrschaft des über alle Maßen unbändigen und sittenlosen römischen Adels. Diese Ohnmacht des Papstes mag der westfränkischen Kirche den Gedanken wieder doppelt nahe gelegt haben, es sei nur in einem starken Kaisertum Rettung und Halt zu suchen. Doch Arnulf wies ihre Anerbieten der Huldigung zurück, er entließ die Gesandten „ohne Rat und Trost", und verständigte sich mit Odo, dem westfränkischen Könige, der gleich ihm der Wahl der Großen entsprossen war. Nur die nominelle Oberhoheit nahm Arnulf für sich in Anspruch. Auch Rudolf von Hochburgund blieb nach der Huldigung im Besitze seiner Königswürde. Und als dann Arnulf im Herbste 888 nach Italien zog, kam es auch hier zur Anerkennung Berengars als König von Italien, nachdem er einen Sieg über Guido von Spoleto davongetragen und dem ostfränkischen Könige gehuldigt hatte. Die Blicke auf das Mögliche gerichtet, überließ er die Idee einer abendländischen Union der Zukunft, denn wohl erkannte er, daß aus diesem Chaos von Gegensätzen sich noch kein einheitliches Ganze zusammenschmieden lasse. Und wie hoch die Macht der Aristokratie indessen gewachsen war, zeigte sich, als Arnulf im

Jahre 889 von der Reichsversammlung zu Forchheim die Bestätigung seiner Absicht forderte, seinen beiden unehelichen Söhnen Zwentibold und Ratold die Nachfolge zuzuwenden. In Bayern hatte er diese Bestätigung leicht erlangt, doch hier zeigte sich größerer Widerstand. Indes erlangte er die Zusage der Großen unter der Bedingung, daß seine Gemahlin Outa ihm keinen ehelich geborenen Nachfolger schenke. Die Rolle und das Recht des Volkes, seinen Herrscher zu wählen, ist, wie wir sehen, vollkommen in den Händen des Adels. Doch ist es merkwürdig, daß dieses Recht nicht auf die früheste Zeit zurückgriff, da man den Tüchtigsten zum Anführer wählte, sondern die spätere Zeit, da schon ein gewisses Erbrecht sich festgesetzt hatte, wiederzukehren schien. Der Adel durfte eben durch ein allzuweites Zurückgreifen sein eigenes Vorrecht nicht wieder in Frage stellen. Das fühlte man sehr gut, und so blieb jener Schritt in die früheste Zeit späteren Tagen vorbehalten.

Nach dem Vorleben Arnulfs ist es nicht wunderbar, daß er den Schwerpunkt



Arnulf schlägt im Mai 891 die Normannen.

seiner Macht in Bayern suchte und auch fernerhin seinem Heimatlande und seiner dortigen Residenz treu blieb. Das aber hatte zur Folge, daß bei den andern deutschen Stämmen, namentlich bei den Sachsen, welche am längsten ihr eigenes Dasein gelebt, die alten Neigungen von neuem erwachten, nicht als ob hier besondere Revolutionen vorgefallen wären, nein, man trat einfach in die Bahnen der alten Entwicklung zurück, und da diese Entwicklung im Sachsenvolke sich am entschiedensten und kräftigsten vollzog, wurde die allgemeine Ordnung dabei auch am wenigsten gestört, so daß Arnulf sich während seiner ganzen Regierungszeit nicht genötigt sah, hier einzugreifen. Das aber entfremdete natürlich die Sachsen wieder dem Reiche, und die Folgen dieser Entfremdung traten denn auch später klar zu Tage.

Die Normannen bildeten immer noch die Tagesfrage, und Arnulf hatte hier Antwort zu geben, da das Vertrauen in seine kriegerische Tüchtigkeit ihn zur Herrschaft berufen

hatte. Allein im Osten lauerte auch ein alter gefährlicher Feind, und der mußte zuerst zur Ruhe gebracht werden. Der König traf im Frühjahr 890 in Omuntesberg mit Suatopluk zusammen. Mögen die Verhandlungen auch keinen Abschluß herbeigeführt haben, der Friede blieb einstweilen gewahrt, und auch im folgenden Jahre sandte der König eine Gesandtschaft nach Mähren wegen Fortdauer des Friedens. Dann aber brach er im Mai 891 mit seinen Heerscharen gegen die Normannen auf. Schon wieder hatte ein fränkisches Heer am Geulenbache von dem schrecklichen Feinde eine Niederlage erlitten. Aber Arnulf rächte dieselbe. Er rückte nach Brabant vor, wo die Normannen zu überwintern gedachten und ein festes Lager bezogen hatten. Arnulf stürmte das Lager, und der Sieg war ein vollständiger. Zwei der normannischen Seekönige lagen erschlagen, viele Feinde kamen auf der Flucht in den Wellen der Dyle um, und sechzehn der feindlichen Feldzeichen konnte der Sieger nach seiner Pfalz zu Regensburg senden. Die schwäbischen Aufgebote waren unterwegs umgekehrt, ohne daß Arnulf es hindern konnte; man erkennt die Selbständigkeit dieser adeligen Reiterscharen. Den Bayern hingegen die Teilnahme am Kampfe absprechen zu wollen, scheint ungerechtfertigt, denn ohne eine größere oder geringere Anzahl seiner bayerischen und kärntischen Vasallen wird der König überhaupt nichts ausgeführt haben, und kann das Schweigen der Fuldaer Annalen auch so gedeutet werden, daß sie der bayerischen Kontingente als in diesem Falle ganz selbstverständlicher Teilnehmer nicht erwähnten. Doch wird auch Arnulf andrerseits die Ostgrenze des Reiches nicht ganz ohne Schutz zurückgelassen haben. Noch einmal kehrten die Normannen im folgenden Jahre wieder; dann aber hörten die Züge plötzlich auf, da ein dreijähriger Kampf mit dem Könige Alfred dem Großen von England ihre Kräfte in Anspruch nahm.

So konnte sich denn Arnulf energisch gegen Osten wenden, denn das Anwachsen des mährischen Reiches nach allen Seiten ließ trotz der Zusammenkunft und Friedensgesandtschaft keine wirkliche Versöhnung aufkommen. Der König lud den mährischen Herzog ein, vor ihm zu erscheinen. Suatopluk wies die Aufforderung zurück, da ihn kein Gelübde noch Unterthanenpflicht dazu zwänge. Da hatte denn Arnulf eine Zusammenkunft mit Brazlawo, dem Herzog der pannonischen Slaven, bei der es zum Beschlusse eines gemeinsamen Kampfes gegen Suatopluk kam. Zugleich ging eine Botschaft zu den Bulgaren, eine den Mähren feindliche Verabredung zu treffen. Mit Bayern, Schwaben und Franken brach Arnulf darauf gegen Osten auf, verheerte das mährische Land vier Wochen lang und kehrte dann zurück, da der Feind sich nicht zum Kampfe gestellt, sondern hinter seine Mauern zurückgezogen hatte. Eine Ungarnschar hatte den König bei diesem Zuge unterstützt; daß er sich ihrer bediente, kann man ihm nicht zum Vorwurfe machen. Die spätern Ereignisse aber von diesem Bündnisse abhängig machen zu wollen und zu sagen, der König habe den Ungarn den Weg nach Deutschland gewiesen, ist nur der beschränkten Auffassung des Mittelalters nachzusehn. Oder glaubt man, die Ungarn würden den Weg nach dem Westen nicht gefunden und sich anderswo hingewendet haben? Folgten sie nicht der alten Völkerstraße den Donaustrom hinauf, und wies ihnen den Weg nicht die Sonne? Daß Deutschland ihnen bei dieser längst eingeschlagenen Richtung im Wege lag, ist wohl nicht Arnulfs Schuld.

Mit dem Zuge gegen Suatopluk im Jahre 892 war nicht viel erreicht worden. Des Feindes Kraft war ungebrochen, und außerdem erhielt er jetzt eine indirekte Hilfe im bayerischen Lande selbst. Engilschalk, ein jugendlich kecker Herr, hatte des Königs natürliche Tochter entführt und war dann zu den Mähren geflohen. Doch erlangte er bald die Gnade seines Herrn wieder und kam als sein anerkannter und begünstigter Schwiegersohn zurück. In der ihm zuerkannten Grafschaft aber verfuhr er mit herausfordernder Willkür und erbitterte dadurch seine Standesgenossen so sehr, daß sie ihn bei einem unvorsichtigen Besuche in der Königspfalz zu Regensburg ergriffen, verurteilten und blendeten. Der König war bei diesem Urteil nicht zugezogen worden. Kaum aber hatte Wilhelm die Nachricht von dem Schicksale seines Bruders Engilschalk empfangen, als er eine Gesandtschaft an Suatopluk absendete. Darüber ergriffen, wurde er auf Hochverrat angeklagt und enthauptet. Der letzte der Nachkommen der älteren Grafen, Rudbert, floh



Engilschalk entführt die Königstochter.

darauf zu den Mähren, wurde aber dort auf Suatopluks Befehl mit vielen seiner Begleiter ermordet. So erlosch das mächtige Grafenhaus völlig, und seine Besitzungen fielen dem Kloster Kremsmünster zu. In demselben Jahre aber brach Arnulf wieder gegen Mähren auf, ohne auch diesmal mehr Erfolg zu haben, als im Vorjahre. Auf dem Rückzuge entkam er nur mit Mühe, und, wie er glaubte, durch das direkte Eingreifen des hl. Emmeram, einem Hinterhalte Suatopluks. Uebersehen wir das ganze Benehmen des Mährenherzogs, so drängt sich uns die Ahnung auf, er habe einem Kampfe nicht nur ausweichen, sondern überhaupt denselben vermeiden wollen. Schon bei der Zusammenkunft im Jahre 890 hatte er die Rolle eines päpstlichen Vermittlers übernommen und Arnulf ein Schreiben des Papstes Stephan VI (885—891) überreicht, welches den König aufforderte, nach Italien zu kommen, wo Guido von Spoleto den Anhänger Arnulfs, Berengar I, vollkommen geschlagen hatte und nun nach der Kaiserkrone strebte. Der Papst wich diesem Ansinnen aus, da er die alte Politik verfolgte, kein italisches Königreich durch Uebergabe der Kaiserkrone auch über sich und seine weltliche Herrschaft zu erheben. Arnulf aber mußte damals das Anerbieten des Papstes ablehnen, worauf der Papst sich zur Anerkennung Guidos gezwungen sah. (891.) Die Pläne des letztern werden allein schon klar durch die Aufschrift, welche sein Siegel trug: „renovatio regni Francorum" („Wiederherstellung des Frankenreiches"), doch fehlte es dem italienischen Kaiser nur an der materiellen Macht zur Verwirklichung seiner Phantasiegebilde. — Ebenso scheint uns in der Ermordung Rudberts, des entflohenen Verschwörers, durch Suatopluk ein politisches Motiv zu liegen, und der Mährenfürst nicht nur seiner rachsüchtigen Leidenschaft ein Opfer gebracht zu haben. Wohl bewog ihn der Blick gegen Osten, dem Westen gegenüber wenigstens ein offensives Vorgehen zu vermeiden. — Jetzt endlich kam Arnulf zu dem lange aufgeschobenen Kriegszuge nach Italien, da er nach den Verheerungszügen der beiden letzten Jahre die Ostmarken durch Bayerns Streitkraft hinlänglich gesichert halten konnte. Im Januar 894 brach er mit einem schwäbischen Heere nach Italien gegen Guido auf, erstürmte Bergamo und drang bis Piacenza. Da aber mußte er umkehren, da seine Truppen den Weitermarsch verweigerten, und nur mit Mühe erreichte er über Hochburgund die Heimat.

Erinnerte das Auftreten der Söhne Wilhelms und Engilschalks uns wieder, mit welchen Elementen das ostfränkische Königtum zu kämpfen hatte, so zeigt diese Weigerung des schwäbischen Laienadels, daß diese Macht alles zu vereiteln imstande war. Das Königtum war auf die Willfährigkeit seiner Vasallen angewiesen, und eine solche Stellung, welche das beste Wollen lahm legte, mußte Arnulf auf die Dauer unerträglich werden. Er berief einen Reichstag nach Worms. Aus dem damaligen Vorgehen Arnulfs ergiebt sich, wie er in anderen Kreisen fortan eine Stütze zu gewinnen suchte. Odo von Paris, den er einst anerkannt, der gleich ihm der Wahl der Großen entstammende König, wurde von Arnulf nun beiseite gesetzt, zu gunsten des letzten westfränkischen Karolingers, Karls des Einfältigen, dem der Klerus seine Unterstützung lieh. Der Plan, ein eigenes König=

reich Lothringen zu errichten und dasselbe seinem unehelichen Sohne Zwentibold zu übertragen, da der frühere Nachfolgeplan durch die Geburt Ludwigs, Arnulfs ehelichem Sohne von Outa (893), hinfällig geworden war, fand zwar die Zustimmung der Geistlichkeit, nicht aber des lothringischen Adels. Dieser Widerstand trieb den König weiter, zumal auch in seinem eigenen Reiche, in Bayern, sich ein Teil der Aristokratie gegen ihn erhob.

Indes war Suatopluk, Bayerns alter Feind, gestorben (894). „Sein Ende war auch das Signal zur Auflösung des Reiches: nur eine dunkle Erinnerung an dasselbe ist im heutigen Mähren in der mythischen Vorstellung, daß man Suatopluk suchen könne,



Segensreiches Wirken für Kunst und Wissenschaft in den Klöstern des alten Bayerlandes.
Nach dem Gemälde von Sporer.

geblieben. Nach seinem Tode folgten auf ihn seine beiden Söhne Moimir und Suatopluk. Arnulf hatte keinen Grund, sie zu fürchten und schloß Frieden mit ihnen." Bald fielen auch hier die Kräfte auseinander, welche allein Suatopluks Macht sich gefügt. In den folgenden Jahren unterwarfen sich die Abodriten wie die Czechen wieder der fränkischen Oberhoheit, während der Herzog Brazlawo den Schutz Pannoniens gegen die bereits über die Donau schweifenden, alles verwüstenden Ungarn übernahm.

So konnte sich Arnulf der Ordnung der innern Angelegenheiten wieder widmen. Engildeo, der Graf der böhmischen Mark auf dem Nordgau, geriet in Verdacht, im Verein mit Hildegard, der Tochter König Ludwigs des Jüngern, gegen die Regierung Arnulfs zu intriguieren. Engildeo war wohl der mächtigste Mann in Bayern zunächst Arnulf.

Jetzt wurde er abgesetzt, und Hildegard, seine Mitverschworene, in das Frauenkloster Chiemsee verwiesen. Sie erlangte jedoch bald ihre Freiheit wieder. Immer mächtiger drängte es Arnulf zur Stellungnahme gegen diesen widerspenstigen Adel, und es blieb ihm dabei kein anderer Ausweg, als den Klerus gegen ihn zu begünstigen. Was aber war der ostfränkische Klerus zu jener Zeit?

Wer damals unbefangen in die Welt hätte schauen können, hätte gestehen müssen, daß von der durch Karl heraufgeführten Kulturblüte nicht viel übrig geblieben war. In den Klöstern arbeitete man ja noch und blieb geistig thätig; man schrieb Annalen und beschäftigte sich auch sonst mit Litteratur, allein schon der Umstand, daß eine Litteraturgeschichte, welche diese Bestrebungen nach Ludwig dem Frommen darstellen will, sich gezwungen sieht, nach landschaftlichen Gruppen vorzugehen, zeigt, wie an die Stelle des einen großen Centrums unter Karl dem Großen sich überall im Lande kleinere Mittelpunkte gebildet hatten, was auf die Litteratur den nachteiligen Einfluß übte, daß sie ihren großen Gesichtskreis verlor. Andrerseits muß man diese Bildung vieler kleinerer Mittelpunkte des geistigen Lebens wieder als ein Glück betrachten, da die Bestrebungen Karls also wenigstens teilweise gerettet wurden und bald hier, bald dort, sich unabhängig von dem Gange der Politik zu neuer Blüte entfalten konnten. In dem Klerus des Abendlandes erhielt sich aber doch trotz aller politischen Trennung das Gefühl der Gemeinschaft, welches seine Glieder untereinander viel enger verband, als mit den Laien ihres Volkes. Allein die praktische Richtung, welche man am römischen Hofe verfolgte und von der man sich auch durch ideale Bestrebungen nie ablenken ließ, schien sich auch den nördlich der Alpen gelegenen Ländern mitzuteilen. Die Verwaltung war es, der man neben den theologischen Fragen hier seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, und namentlich der ostfränkischen Geistlichkeit gaben diese wirtschaftlichen Bestrebungen den eigentlichen Halt und die eigentümliche Färbung ihres innern Lebens. Kam es in Rom im Laufe des folgenden Jahrhunderts dahin, daß die gallische Kirche der römischen vorwerfen konnte, niemand habe in Rom eine litterarische Bildung erhalten, und niemand sei deshalb nach den kanonischen Vorschriften auch nur zum Thürhüter befähigt; erwiderte darauf ein päpstlicher Legat, daß diese Ansicht ketzerisch sei, da auch Petrus sich um das Philosophenvieh nicht gekümmert und doch Pförtner des Himmelreiches geworden sei: so erkennt man darin den tiefgehenden Unterschied der beiderseitigen Entwicklung. Ein tiefer sittlicher und geistiger Verfall hatte sich Italiens bemächtigt; Aberglaube und Heidentum feierten hier ihre furchtbarsten Orgien, während in Deutschland das Volk ganz im stillen die Reste des Schatzes behütete, welche Karl der Große ihm einst überliefert. „Es ist eine der eigentümlichsten Erscheinungen der Geschichte, wie diese aus der Städtewelt des Mittelmeeres hervorgegangene Religion gerade in den bäuerlichen Gemeinden des Binnenlandes ihre gläubigsten Verehrer gewinnt, während sie gleichzeitig in ihrer alten Heimat teils durch den Islam überflutet, teils durch eine furchtbare sittliche Entartung innerlich vollkommen zerstört wird. Verglichen mit dem Zustand der italienischen Welt macht diese rohe Konsolidierung des Christentums im Norden den Eindruck einer unendlich gesunden und lebensvollen Entwicklung.“

Eine Synode zu Tribur im Jahre 895, der auch Arnulf und die weltlichen Großen beiwohnten, zeigt deutlich, welche Stellung Arnulf fürderhin einzunehmen beschlossen hatte. „Gegen die Laien, welche das Ansehen der Kirche zu mindern suchten“, sei diese Synode gehalten worden, sagt Regino von Prüm, der es wagte, eine Weltgeschichte in jener traurigen und von Parteizwisten zerrissenen Zeit zu schreiben. Selbst in der Verbannung lebend — im Kloster St. Maximin zu Trier — ist der Mann zu bewundern, der mit freiem Blick den Weltereignissen sich zuwandte und durch den Zank in seiner unmittelbaren Nähe sich die Lust an gelehrter Arbeit nicht verbittern ließ. († 915.) In Tribur wurde den Bischöfen der Vorrang vor den Grafen zuerkannt, wenn beide an demselben Orte ihres Amtes walteten; die Stärke der weltlichen Gewalt sollte den Bischöfen zur Seite stehen bei der Verfolgung hartnäckiger Gebannten, und bei Verletzung kirchlicher Personen sollten beide Gewalten zugleich strafend einschreiten.

Den Lohn für diese Begünstigung erntete Arnulf bald. Als er in demselben Jahre

einen Reichstag zu Worms abhielt, erhielt er die allgemeine Zustimmung seiner Absicht, Zwentibold, seinen natürlichen Sohn, zum Könige von Lothringen und Burgund zu erheben. Die natürliche Folge dieses Friedens mit der Kirche war, daß Arnulf sich noch im Herbste des Jahres (Oktober 895) auf die Bitte des Papstes Formosus entschloß, nach Rom aufzubrechen und die Kaiserkrone zu gewinnen. In Italien hatte indes Guidos Sohn, Lambert, den Papst gezwungen, ihn zum Kaiser zu krönen. Rom selbst befand sich in der Hand der Angeltruda, Guidos Witwe, „der ersten jener intriguanten Frauen, deren Leidenschaften über die verderbte italienische Welt bestimmenden Einfluß gewannen." Doch Arnulfs Zug, den er mit schwäbischen und fränkischen Vasallen unternommen, war nur anfangs vom Glücke begünstigt. Rasch fiel Oberitalien ihm zu, und im Februar 896 ergab sich auch Rom, nachdem der König im Sturme die Thore genommen und eingebrochen und einen Teil der Mauern niedergerissen hatte. So gewann er die Kaiserkrone und schickte die beiden Häupter der römischen Senatorenpartei nach Bayern in die Verbannung. Auf seinem Weiterzuge nach Spoleto aber ereilte auch ihn das tückische Geschick seines Hauses. „Von einem unheilbaren Kopfleiden befallen, welches allmählich in Lähmung überging, mußte er alle ferneren Pläne zur Unterwerfung Italiens aufgeben und langte in großer Eile, fast flüchtig, wieder auf dem deutschen, heimischen Boden an." Nichts war gewonnen, als ein leerer Name und „Säcke voll heiliger Knochen aus den römischen Katakomben". Daß diese Kaiserceremonie für die abendländischen Völker eine solche blieb, läßt sich bei der Ohnmacht der Kirche wohl begreifen, und mit sicherm Schritte eilt die Tragödie der karolingischen Geschichte ihrem Ende zu. Im Westfrankenreich teilten sich Odo und Karl der Einfältige in die Gewalt, in Italien Lambert und Berengar I. Nach dem Tode Odos und Lamberts blieb Karl der Einfältige Herrscher in Westfranken, Berengar gewann das italische Reich. Arnulf sah sich vor wie nach auf die Herrschaft in Deutschland beschränkt. In Rom aber kam es zu den fürchterlichsten Scenen. Formosus starb 896. Stephan VII ließ seine Leiche ausheben und in die Tiber werfen. Bald aber wurde er selbst erdrosselt. Formosus' Leiche wurde wieder aufgefischt und von neuem begraben. Eine furchtbare Sittenlosigkeit hatte die römische Gesellschaft ergriffen. Die Einrichtungen Karls des Großen in Italien waren bis auf die letzte Spur vernichtet.

Das gleiche Streben wie in der Errichtung des Königreichs Lothringen unter seinem Sohne Zwentibold bekundete Arnulf in der Erhebung Liutpolds zum Markgrafen von Kärnten. Derselbe war durch Arnulfs Mutter, Liutswinde, mit dem Könige verwandt und hatte Kunigunde, die Schwester der mächtigen schwäbischen Grafen Erchanger und Berchtold zur Gemahlin. Von welchem einheimischen bayerischen Geschlechte er stammte, ist nicht mit Sicherheit anzugeben, doch glaubt Riezler auf die Huosier, auf welche wir schon unter dem ältesten bayerischen Geschlechtsadel trafen, verweisen zu dürfen. In Liutpold aber haben wir den Mann zu sehen, der das noch heute in Bayern regierende Haus eigentlich begründete. Er wird uns bald öfter begegnen, und war hier nur darauf hinzuweisen, wie die später von Otto I so großartig betriebene Familienpolitik bereits in dieser Zeit als der einzige Ausweg sich dem Kaiser aufdrängte. Er war die Macht seiner Verwandten, über welche Arnulf in seinen letzten Jahren eigentlich nur noch unbedingt verfügte. Denn in Sachsen, dem Arnulf überhaupt wenig Aufmerksamkeit schenkte, waren die Ludolfinger emporgekommen, und Otto, der Bruder Brunos, bildete hier einen nationalen Mittelpunkt. Der schwäbische Adel sympathisierte überhaupt nicht mit Arnulf. Wir erkannten seinen Eigenwillen bei Gelegenheit des Normannenfeldzuges und des Zuges nach Italien. Der fränkische Adel war gespalten. Ein Teil hielt an Zwentibold und Arnulf fest, ein anderer stand gegen sie in Opposition und fand einen Rückhalt an Karl dem Einfältigen. Der bayerische Adel hatte ebenfalls seine besondern Interessen zu vertreten, und an seinen Erfolg knüpfte sich außerdem noch das Interesse der bayerischen Kirche. Als hätte nur seine eigene körperliche Kraft und Gesundheit den Kaiser bisher in seiner Machtstellung erhalten, so schien es jetzt, da sich von dem totkranken Manne die politische Strömung hinweglenkte und dem egoistischen Treiben der Einzelnen folgend, sich ins Unendliche verzweigte. An seinem Geschlechte rächte sich Karls des Großen Eroberungspolitik auf das grausamste, indem alles, was einst dem Zwange

sich gefügt und dem gewaltigen Herrscherwillen sich unterworfen hatte, nun zurückstrebte in die alt verlassenen natürlichen Bahnen. Ein Volk läßt sich vernichten, rasch in blutigem Kampfe oder langsam durch fortdauernden systematischen Druck, halb unterjocht wird es nach seiner Freiheit zurückstreben und das erste Anzeichen von der Schwäche seines Bezwingers benützen, um das altgeliebte Kleinod zurückzugewinnen. Das zeigte sich nun im ganzen deutschen Reiche überall.

Nach Suatopluks Tode hatten sich seine Söhne Moimir und Suatopluk in die Herrschaft des mährischen Reiches geteilt. (894.) Dieser Teilherrschaft gegenüber entwickelte sich in den bayerischen Marken eine Macht, neben welcher bald keine andere in Bayern als Rivalin bestehen konnte. Nach dem Sturze des Hauses der Grafen Wilhelm und Engilschalk hatte Liutpold die kärntische Mark erhalten, wozu dann bald auch Oberpannonien, Engilschalks Grafschaft, kam. Die Absetzung Engildeos (895) hatte Liutpold, dem Verwandten Arnulfs, auch die böhmische Mark auf dem bayerischen Nordgau eingebracht; dazu besaß Liutpold auch noch die Grafschaft im Donaugau. Die Ostmark war vor wie nach im Besitze Aribos, dessen Sohn Isanrich damals eine politische Rolle zu spielen sich anschickte. In Mähren kam es bald zu Parteistreitigkeiten, welche sich zu einem Bruder- und Bürgerkriege auszuwachsen drohten. Schon im Jahre 895 hatte eine czechische Gesandtschaft die Unterwerfung unter fränkische Oberhoheit angetragen. Im Jahre 897 kam wieder eine Gesandtschaft nach Regensburg, welche gegen die Mähren um Hilfe bat, von denen die Böhmen auf das härteste bedrückt wurden. Arnulf entließ sie mit dem Versprechen der Unterstützung im Falle der Not und traf Vorkehrungen, um dieses Versprechen zu erfüllen. Gleichzeitig aber wandten sich auch die Mähren an ihn und baten, ihren Flüchtlingen keine Aufnahme zu gewähren. Doch im folgenden Jahre brach der Krieg zwischen den beiden Brüdern aus, und um Tod und Leben rangen die Söhne Suatopluks mit einander. Der Kaiser beabsichtigte die Aufforderung der Mähren selbst abzuwarten, um hier einzugreifen, allein seine Berechnungen kreuzten sich mit denen des bayerischen Adels, der die Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen wollte, welche sich ihm hier zu einer selbständigen Machterweiterung bot. Vor allem war es Isanrich, der in dieser Richtung arbeitete. Da gab denn Arnulf, als Suatopluk wirklich seine Hilfe gegen Moimir anrief, seinem Verwandten Liutpold den Befehl, zugleich mit Aribo gegen Mähren vorzurücken. Verwüstung des feindlichen Gebietes war der Erfolg dieses und des noch in demselben Winter erfolgenden zweiten Zuges. Markgraf Aribo wurde zwar nach der Rückkehr angeklagt, den Zwist im feindlichen Lande auf Betreiben seines Sohnes entflammt und danach getrachtet zu haben, die Herrschaft der Ostmark über Mähren, wie einst unter Wilhelm und Engilschalk, den älteren Grafen, wieder auszudehnen, worauf er seiner Aemter verlustig erklärt wurde; doch mußte sich bald seine Unschuld an der Empörung Isanrichs, der durch die Teilnahme Liutpolds an dem Feldzuge seine Berechnungen durchkreuzt sah, herausstellen, und so erhielt er die Verwaltung der Ostmark von Arnulf zurück, von welcher Isanrich mit mährischer Hilfe einen großen Teil bereits gewaltsam an sich gerissen hatte. Die Festung Mautern hielt der Empörer besetzt. Doch auch nach Aribos Rückkehr kam der mährische Krieg nicht zum Stehen, und auch Isanrich verharrte in der Empörung. Noch einmal raffte sich da die Energie des vollkommen gelähmten Kaisers auf. Er ließ sich auf ein Schiff bringen und fuhr mit seinen Truppen die Donau hinab, den frechen Aufrührer zu stürzen. Nicht zu lange dauerte die Belagerung der Burg Isanrichs. Bald mußte er sich auf Gnade und Ungnade seinem Herrn ergeben. Auf dem Transport nach Regensburg, wo ihn das Gericht erwartete, gelang es dem Verwegenen indes wieder zu entwischen. Er floh zu Moimir, dem Mährenherzog, gegen den er einstmals gearbeitet. Dieser aber vertraute ihm doch und überließ ihm eine Anzahl Truppen, mit welchen es Isanrich gelang, das verlorene Gebiet in der Ostmark wiederzugewinnen und sich dort zu behaupten.

Umsonst war Arnulfs Mühe. Wie die Kräfte seines Körpers langsam dahinsiechten, und Glied um Glied dem lebenden Manne abstarb, so mußte er mit den eigenen Augen den langsamen Verfall der Reichskräfte und seiner Herrschermacht mit ansehen. Dazu traf den Schwerleidenden häusliches Mißgeschick. Seine Gemahlin, des Ehebruchs angeklagt,

wurde zwar freigesprochen, doch was hilft ein Richterspruch gegen den Flecken solcher Anklage? Und selbst die Geistlichkeit, an welche sich der Kaiser einst hilfesuchend angeklammert, verließ den Ohnmächtigen in seinen letzten Stunden.

Es war einst Arnulf gelungen, jenen Bischof von Neitra, den Alamannen Wiching, den Vertrauten Suatopluks, aus dem Dienste des Mährenfürsten auf seine Seite zu ziehen. Im Jahre 893 wurde Wiching vom Kaiser zum Kanzler ernannt. Als jetzt Bischof Engilmar von Passau starb, wurde Wiching zum Nachfolger desselben ernannt und Arnulf gab dazu seine Bestätigung (Juni 899). Diesem Beschlusse des Königs aber widersetzte sich die bayerische Geistlichkeit unter Anführung des Erzbischofs Theotmar von Salzburg, und sie erhob an Wichings Stelle Richar zum Bischofe von Passau. Noch schwebten die Verhandlungen über diesen Streitpunkt, als Arnulf, an Leib und Seele gebrochen, am 8. Dezember 899 zu Regensburg verschied. In der Klosterkirche von St. Emmeram ward seine Leiche beigesetzt.

Nur mehr auf vier Augen beruhte die ostfränkische Dynastie der Karolinger. Zwentibold, der Bastard, war König von Lothringen; Arnulfs sechsjähriger Knabe Ludwig war Erbe des auseinanderbrechenden, rings von Gefahren umdrohten Reiches. Schon im Jahre 897 hatte Ludwig die Huldigung der Großen empfangen; auf der zum 4. Februar 900 einberufenen Reichsversammlung ward ihm, dem vaterlosen Kinde, die Krone Deutschlands zuerkannt. Doch wie wenig Anteil die weltlichen Großen mehr an dem Bestande des Reiches nahmen, zeigt sich in dem Umstande, daß sie die Verwaltung desselben wie die Vormundschaft über den jungen König dem Episkopate überließen. Hatto von Mainz, schon in den letzten Jahren Arnulfs dessen berufenster Gehilfe, übernahm die Vormundschaft, und neben ihm übten die Bischöfe Adalbero von Augsburg, Waldo von Freising, Salomo III von Konstanz, Theotmar von Salzburg, Rudolf von Würzburg und andere einen großen Einfluß aus. So erhob sich über Deutschland eine bischöfliche Regierung, von der sich die weltlichen Großen in leicht begreiflichem Mißtrauen anfangs vollkommen fern hielten. Immer noch war das Bewußtsein rege, daß nur mit der Reichseinheit die Einheit der Kirche erhalten bleiben könne; doch wenn auch jetzt umgekehrt sich der einheitliche Organismus der Kirche als Schützer der Reichseinheit darstellte, so war eine Einseitigkeit solchen Regiments nicht zu vermeiden und bald mußte die Opposition gegen dasselbe erwachen.

Einstweilen hielten die äußern Gefahren, welche das Reich umdrohten, die Parteigelüste noch zurück und beschäftigten den Laienadel, so daß er der inneren Verwaltung wenig Aufmerksamkeit widmen konnte. Doch immerhin war die Macht der Kirche und des Königtums ihm gegenüber eine geringe, wenn es den beiden nicht gelang, die Häupter dieser weltlichen Aristokratie in ihren Dienst und ihr Interesse hereinzuziehen. Das Streben Hattos von Mainz war darauf gerichtet, nur war der Erfolg, wie wir sehen werden, ein vollkommen anderer, als man erwartet hatte.

Indessen dauerte der Krieg gegen Mähren fort, trotzdem die Ungarn, welche sich bisher mit der Rolle von Hilfsvölkern auf den verschiedenen Seiten begnügt hatten, ihre selbständige Aktion bereits begonnen hatten und auf ihrem Zuge nach Italien erkennen ließen, ein wie furchtbarer Feind in ihnen dem gesamten Westen entstanden war. An der Brenta erlitt Berengar I, welcher nach Lamberts Tod die Herrschaft in Italien gewonnen hatte (898), am 24. September 899 eine furchtbare Niederlage durch die Ungarn, der eine barbarische Verwüstung der ganzen Poebene folgte. Die Mähren beschuldigten nun die Bayern, diesen Zug durch Geschenke bewirkt zu haben, während die Bayern behaupteten, die Ungarn seien die Verbündeten der Mähren gewesen und sie selbst hätten denselben nur eine Anzahl leinener Gewänder gegeben. An diesem gegenseitigen Verdachte scheiterten die Friedensverhandlungen. Noch im Jahre 900 machten die Bayern vereint mit den Böhmen einen Zug in das Mährenland und kehrten beutebeladen heim. Auch der kirchliche Streit begann in diesem Jahre von neuem. Nach Reisbach berief Erzbischof Theotmar eine Synode, von welcher aus ein Schreiben gegen Papst Johann IX (898—900) und dessen letzte Verfügungen für Mähren erging. Der Papst hatte nämlich auf Bitten Herzogs Moimir, der es wohl empfand, wie die Zurücksetzung und Vertreibung der einst von

Methodius eingeführten Priester und die Vereitelung seiner Absicht, in Mähren eine slavisch-nationale Kirche zu errichten, nun seinem Volke und seiner Herrschaft zum Nachteil gereichten, einen Erzbischof und zwei Bischöfe nach Mähren gesandt mit dem Auftrage, dort einen neuen Metropoliten und drei Bischöfe einzusetzen. Die bayerische Kirche aber, welche durch Wichings Bemühungen in den ihr von Methodius entzogenen Wirkungskreis von neuem eingetreten war, sah sich also wieder bedroht, und in Reisbach kam es nun zu jenem Schreiben, das zugleich den Papst wie die Mähren in den heftigsten Redensarten angriff. Die Angelegenheit kam nicht mehr zum Austrage. Der Papst war bereits gestorben, und in dem bald losbrechenden Ungarnsturme verstummte das egoistische Gezänke der Priester. Ungehört verhallten in den furchtbaren Kämpfen der nächsten Jahre die Berufungen auf papierene Rechte, und ein neues Recht trat an die Stelle, welches der Sieger mit bluttriefendem Schwerte diktierte.

„Auf dem Flachlande der Mitteldonau, wo sich die mächtigen Stämme des östlichen und mittleren Europa, Kelten, Germanen, Illyrier, Thraker, Türken, Wenden berührten, und ihre verschiedenen Völker durch mehr als tausend Jahre hindurch in lebhaftem Wechsel sich gedrängt hatten, hat keines aus allen diesen die Herrschaft behauptet; aus dem Finnenstamme, der gleichsam, um nicht ganz leer auszugehen in den Stürmen und Eroberungen seiner Südnachbarn, hier noch seinen Vertreter schickt, ist ein Volk gekommen, um es in Besitz zu nehmen und zu behalten. Magyar heißt dies Volk in der eigenen Sprache, Ugri bei den Slaven, und von diesen aus Ungri, Ungari bei den Abendländern.“ Aus ihren Wohnsitzen am Fuße des Ural durch nachdrängende Völker vertrieben, scheinen die Ungarn schon am Anfang des 9. Jahrhunderts im Westen der Chasaren, die einst ein großes Reich in den Pontusebenen begründet hatten, neue Weideplätze gewonnen und ihre Zelte in der Ebene zwischen dem Dniepr und den Donaumündungen aufgeschlagen zu haben. Von hier aus unternahmen sie ihre Raubzüge, welche sie mit unglaublicher Schnelligkeit auf ihren ausdauernden Steppenpferden ausführten. Die Donau selbst wies ihnen bereits in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts den Weg zu den Grenzen des deutschen Reiches, und nicht lange sollten sie in jenen östlichen Ebenen Stätte haben. In die Kämpfe der Bulgaren, Griechen und Petschenegen verwickelt, gewannen sie immer mehr Fühlung mit dem Westen und beschlossen endlich, von den Petschenegen im Osten hart bedrängt, aufs neue zum Wanderstabe zu greifen. Sie zogen den Strom hinauf in das Land an der Mitteldonau, das von ihnen nun den Namen erhielt. Diese That brachte sie sofort in natürlichen Konflikt mit den hier ansäßigen Völkern, den Mähren, Slaven und jenen verstreuten Avarenresten. Die letzteren vermochten keinen Widerstand zu leisten, und nur die Mähren warfen den ersten Ansturm des wilden Volkes zurück. Als die Magyaren aber dann beutebeladen aus Oberitalien in das Land zwischen Karpaten und Donau heimkehrten, vernahmen sie, daß ein Knabe auf den ostfränkischen Thron erhoben worden sei, und das bestärkte sie in ihrem Entschlusse, weiter nach Westen vorzudringen. Eine ungarische Gesandtschaft, welche in Regensburg erschienen war, konnte sie durch ihre Aussagen nur in dem geplanten Vorhaben bestärken, und mit unerwarteter Schnelligkeit schritten sie zur That. Im Jahre 900 überfluteten ihre Reiterscharen die Ostmark und drangen bis über die Enns. Der erste Einbruch über die bayerische Grenze, den man seit der Avarenzeit erlebte, war ausgeführt und gelungen. „An einem Tage sollen die Unholde einen Landstrich von mehr als zehn Meilen in der Länge und Breite mit Feuer und Schwert verwüstet haben“, und unglaublich klingen die Nachrichten über die grausamen Thaten dieses furchtbaren Feindes. Ausgerüstet mit Schwert und Wurfspieß handhabten sie mit gleicher Fertigkeit den hörnernen Bogen vom Rosse herab, und an ihre schwirrenden Pfeile schienen unheimliche Mächte den Tod geheftet zu haben. Kein Erbarmen kannten sie; was ihnen entgegenstand, wurde niedergemacht, und ein ödes Leichenfeld ließen sie zurück, wohin der windschnelle Huf ihrer Rosse sie getragen. Die Kunde von ihrem Einfall brachte zwar den bayerischen Heerbann sofort auf die Beine, aber schneller als die deutschen Krieger waren die magyarischen Reiterscharen. Nur eine Abteilung, welche sich an dem linken Donauufer zu weit vorgewagt und zu lange verweilt hatte, wurde von dem Rächer ereilt, und Markgraf Liutpold, vereint mit Richar, dem

Bischof von Passau, erschlug ihrer an 1200 an der Mündung der Enns. Doch was bedeutete dieser Verlust für die zahlreichen Schwärme ihrer Volksgenossen? Nur zu ernster Rachenahme konnte diese That die blut- und beutegierigen Söhne der Steppen anstacheln. Auch täuschte man sich in Bayern keineswegs über die verhältnismäßig geringe Bedeutung dieser Waffenthat. In der Nähe der Wahlstatt erbaute Liutpold und sein Heer eine feste Burg, die Ennsburg, und als im Frühjahr 901 eine mährische Gesandtschaft in Regensburg erschien, bewilligte man endlich dem in Trümmer sinkenden Reiche den Frieden. Doch alles das war lange nicht genug. Eine Burg — was bedeutete sie? Und was bedeutete der Friede mit Mähren, wenn man in den folgenden Jahren keinen einzigen Schritt that, dieses Land gegen den wütenden Feind zu verteidigen und den Zusammensturz der Schöpfung Suatopluks zu verhindern? Eine kurzsichtige egoistische Politik, welche sich an Bayern furchtbar rächen sollte! Kaum war dieser Friede geschlossen, als die Ungarn in Kärnten einbrachen, und ob ihnen auch hier Liutpold eine abermalige Niederlage bereitete, so hörten darum die Einfälle und Raubzüge nicht auf. Aber nicht nur daß man keine hinreichende Vorsorge traf, die Feinde abzuhalten und ihre Macht zu brechen, man beging auch die Thorheit, sie herauszufordern. Eine Anzahl bayerischer Großen luden einen Ungarhäuptling heimtückisch zum Mahle und brachten ihn dann mit seinem Gefolge um (904). Damals hatte sich die Hauptkraft der Ungarn gegen das mährische Reich gerichtet, welches unter ihren fortwährenden Ein- und Anfällen in den Jahren 905 und 906 zusammenbrach, um sich niemals wieder aufzurichten. „Nur in der westlichen Hälfte, die ein anderes slavisches Volk in Besitz nahm und völlig mit seiner Art verschmolz, ist der mährische Name geblieben, in der östlichen ist er verschwunden." Nach diesem großen Siege wandten sich die Ungarn wieder entschiedener gegen Bayern. Sie waren jetzt direkte Nachbarn der Deutschen geworden und bedrohten alle gemeinsam. Das Reich stand in Gefahr. Und der ostfränkische Hof? Der König?

Der König war ein Kind. Er folgte seinen bischöflichen Ratgebern. Diese aber waren durch das Streben, den Laienadel an sich heranzuziehen, von ihm in seine Kämpfe mit hineingezogen worden. Das Uebergewicht der Kraft zeigte sich auf der Seite der weltlichen Aristokratie, die es nun offen unternahm, gegen Königtum und Klerus ihre Macht zu behaupten und zu befestigen. Was lag da einstweilen an den Ungarn? Ja, gerade die allgemeine Ratlosigkeit, der überall drohende Schiffbruch waren geeignet, sie anzufeuern, zu retten, was zu retten war, nicht für das Reich, sondern für sich selbst. War man einmal selbst in Sicherheit und hatte die Herrschaft in Händen, würde man dem drohenden Feinde schon die Zähne zeigen. Mit furchtbarer Wut kam die lang zurückgedämmte Revolution jetzt zum Ausbruche. Und als ob das Karolingerreich nur die Bestimmung gehabt hätte, die bis dahin weitauseinanderliegende Entwicklung der deutschen Stämme einander näher zu bringen und auszugleichen, als ob die Deutschen sich auf einmal bewußt geworden wären, daß die westlichen Stämme durch die fortwährende Berührung mit einer vorgeschrittenen Kulturwelt zu weit vorgegangen und die östlichen zu weit zurückgeblieben seien, sah man in Franken und Sachsen, wo dies früher nicht der Fall war, wie in Bayern und Schwaben plötzlich das Streben nach der Errichtung von Stammesherzogtümern erwachen. Zurück über die Zeiten des Königtums hinaus drängte die Entwicklung in längst verlassene Bahnen, und als hätte man sein politisches Dasein noch einmal beginnen wollen, regten sich die entfesselten Gewalten, die nur der Zwang bisher zusammengehalten und in anderer Richtung geführt hatte, plötzlich, und sprengten auseinander, was noch von dem Reiche und Staate Karls des Großen übrig war. Wie die Reaktion einer lang gebändigten Naturkraft gegen den Zwang einer fremden unverstandenen Kultur lohten diese wilden Flammen auf einmal empor, doch den Geist zu vernichten, der sie einst im Zaume hielt, vermochten sie nicht mehr. Die alten Grundanschauungen des germanischen Geistes kamen noch einmal zu gewaltigem Durchbruch, es blieb ihnen der Sieg, aber nach dem Siege erging es den Deutschen insgesamt, wie einst den Langobarden, als sie nach der Eroberung Italiens das Königtum wieder abschafften und zum Herzogtum zurückkehrten: man sah ein, daß dieses allein der neuen Zeit ebenso wenig entsprach, als das abgeschaffte oder zurückgedrängte Königtum. Die

Zeit blieb nicht stehen, und fort drängte sie von selbst zu neuen staatlichen Gebilden und zu politischen Versuchen, die ihrem Bedürfnisse und ihrer Not entsprachen.

Die Revolution war da. Wer das Schwert in der Faust hatte und sein Gut zu verteidigen vermochte, galt etwas, wer die andern niederwarf und allein sich emporschwang, war der Meister. Doch teuer kam dem deutschen Volke seine Begeisterung für seine Stammhelden zu stehen, die es in Sagen und Liedern gegen Könige und Bischöfe feierte. Seine Freiheit ging ihm fast gänzlich verloren, als es erst willig, dann durch die Not gezwungen, sein Hab und Gut den Verteidigern des Landes gegen innere und äußere Feinde zur Verfügung stellte und für sie zum Schwerte griff. Nicht viele blieben übrig, die sagen konnten, „nur von Gott im Himmel und dem Sonnenlicht trügen sie ihr Gut zu Lehen." Zu Hörigen sanken viele Freibauern in dieser Zeit zurück, und nur wo die Natur selbst ihnen half, behauptete sich ein Rest altgermanischer Freiheit: hoch in den Bergen der Alpen und tief im Marschland des Nordens, wie in den weiten Ebenen Westfalens. Denn woher nahmen die Großen ihre Macht? Doch nur vom Volke. Ein selbstsüchtiges Rennen nach diesen im Volke schlummernden Kräften entstand, und rivalisierend belegten Kirche und Laienadel den Besitz, die Freiheit, Leben und Blut des Volkes mit Beschlag. Der Laienadel gewann den Vorsprung, denn was er in der damaligen Not dem Volke für seine ihm anvertrauten Schätze wiederzugeben vermochte, überstieg das Angebot des Klerus. Bitter rächte es sich, daß das Volk einstens teilnahmlos sich von der Führung seiner Angelegenheiten zurückgezogen hatte.

Doch lange nicht auf gleiche Weise bildete sich in den einzelnen Reichsteilen das Herzogtum aus. In den außenliegenden Teilen waren es meist die markgräflichen Familien, welche diese Gewalt erlangten, doch auch hier spielte, wie in Bayern, die Verwandtschaft mit dem Königshause und die Begünstigung durch dasselbe keine kleine Rolle bei dem Emporkommen der spätern Machthaber. Schon unter Arnulf war diese Begünstigung, wie wir sahen, eingetreten. Er versuchte es, die Macht und das Streben der einen Familie durch eine andere von ihm begünstigte einzuschränken und niederzuzwingen. So setzte er in Bayern den Markgrafen Liutpold, den Verwandten seiner Mutter, gegen die Familie Aribos ein; in Lothringen ernannte er seinen Sohn Zwentibold zum Könige; in Franken waren es die Konradiner, welche Arnulf nach dem Tode des Grafen Heinrich, der einst bei Paris im Kampfe mit den Normannen erschlagen wurde, begünstigte und zu hoher Macht erhob. Und als Arnulf dann die Augen schloß, brach zwischen den Nachkommen Heinrichs, die nach einer ihrer Burgen die Babenberger genannt wurden, und den Konradinern der Kampf sofort aus. Schon im Jahre 902 sah sich der junge Ludwig zum Schutze der Konradiner gegen den allein noch übrigen Babenberger Adalbert gezwungen einzugreifen. Dieser hatte die Konradiner aus Ostfranken völlig vertrieben, und als nun der König zur Vollstreckung des Urteils, welches ein Fürstengericht über Adalbert verhängt hatte, selbst heranzog, zeigte es sich, wie schwach das Königtum diesen Herren gegenüber bereits geworden. Die Babenbergische Burg Theres unweit Schweinfurt konnte der König nicht nehmen. Erst bei einer zweiten Belagerung, zu welcher ein furchtbarer Verwüstungszug Adalberts durch Hessen, wo er die Konradiner ebenfalls aus dem Felde schlug, den König veranlaßte, ward die Burg übergeben, und Adalberts Haupt fiel von dem Schwerte des Henkers. Mit Hilfe des Königs und der Bischöfe gewannen die Konradiner, namentlich Konrad und Eberhard, nun alle Gewalt in Hessen, wie in den fränkischen Gegenden an Rhein und Main.

Zwentibold, Kaiser Arnulfs Sohn, hatte in seinem Königreich Lothringen nicht lange die Gunst des Geschickes zu erfahren. Im Kampfe mit dem widerspenstigen Adel wurde er bald erschlagen, und sein früherer Ratgeber und Vertrauter, der aber dann in Ungnade gefallen war, Reginar, aus einem hennegauischen Geschlechte, entfaltete hier bald eine Macht, die der eines Herzogs nicht nachstand, trotzdem die Konradiner auch gegen ihn von dem ostfränkischen Hofe unterstützt und begünstigt wurden. Reginar fand einen Rückhalt an dem Westfranken Karl dem Einfältigen, der das Land im Jahre 911 an sich nahm.

Gegen den Markgrafen Burkhard von Churwalchen strebten die Brüder Erchanger und Berchtold nach einer umfassenden Gewalt, welche sie auch nach dem Tode Burkhards,



Markgraf Liutpold wird von den Ungarn geschlagen.

dessen ganzes Geschlecht der Bischof Salomo von Konstanz, Ludwigs Ratgeber, zu vernichten suchte, bald erhielten. — In Sachsen hielt das Geschlecht der Ludolfinger sich in seiner schon früh begründeten Machtstellung, und da es der Kirche hold war, ließen die Bischöfe es in Ruhe. Otto, der Bruder des in der Normannenschlacht 880 an der Elbe gefallenen Bruno, hatte die ganze Gewalt in Händen und waltete in Sachsen in musterhafter Weise.

Wer unbefangen in diese Zeit hineinschaut, muß gestehen, daß nicht in Rechtstiteln und Verfassung die bisherige Stärke des Reiches lag, daß selbst die staatlichen Einrichtungen Karls des Großen nicht einem von Anfang an durchgebildeten System entsprangen, sondern daß das persönliche Element, wie dies in so früher Zeit staatlichen Lebens bei allen jungen Völkern der Fall ist, fast das allein herrschende war. Wer es verstand, die Zeit zu erkennen und die Forderungen der augenblicklichen Not mit kräftiger Hand zu erfüllen, dem gehörte auch die Herrschaft. Wir betonten dieses persönliche Element, als wir von der Regierung Karls sprachen, die letzten Konsequenzen desselben traten erst jetzt zu Tage. Bis hierher hatte sein gewaltiger Wille, wenn auch immer schwächer werdend, fortgewirkt und die Opposition im Banne gehalten; jetzt erwachte diese, ausgerüstet mit der Macht, welche jede Weiterentwicklung auch dem Widerstrebenden verleiht, aufs neue, und schwang sich zur Herrschaft empor. Und daß man das in jener Zeit wohl fühlte, daß man begriff, wie die persönliche Fähigkeit des Herrschers mehr als Verfassung und Recht im stande war, die Wohlfahrt und Ordnung im Reiche zu erhalten, zeigen uns die Worte Bischof Salomos von Konstanz: „Das Siechtum des Kindes, das den Namen des Königs führt, hat uns schon lange eines Herrschers beraubt. Seine Jugend ist unfähig die Waffen zu führen, wie Recht und Gesetz zu handhaben. Sein schwächlicher Körper und die zu tapfern Thaten spät reifende Kraft machen ihn den Seinen verächtlich und ermutigen die Feinde zu jeglichem Wagnis. Wie sehr haben wir zu fürchten, daß die Worte Salomos: „Wehe dir Land, deß König ein Kind ist!“ sich an uns erfüllen.“ — Nicht wie Rebellen gegen ihren Herren stehn diese Gewalten im Kampfe gegen Königtum und Kirche, sondern wie gleichgestellte Mächte, die um ein herrenlos gewordenes Gut kämpfen. Dies zeigte sich namentlich nach der furchtbaren Katastrophe, zu der es in Bayern in jenen Tagen kam, da Konradiner und Babenberger in Franken die Zeit der Blutrache und Geschlechterfehde in ungebrochener Mächtigkeit wieder heraufführten.

Immer näher wälzte sich die stürmische Woge gegen Bayerns Grenzen. Pannonien war in den Händen der Ungarn; das mährische Reich war ihnen erlegen; schon schweiften sie im Jahre 906 bis nach Sachsen. Die ganze Ostgrenze des Reiches war von ihnen bedroht. Da raffte sich der kühne Bayernführer Liutpold auf, den Ungarn für immer den Weg nach Bayern zu verleiden. In der Ostmark sammelte sich im Juni 907 das bayerische Heer. Diesmal stellten die Bayern ihre ganze Streitmacht ins Feld. Aber eine furchtbare Niederlage vernichtete sie alle. Selbst der Führer, Markgraf Liutpold, fiel in der grausigen Schlacht, und mit ihm die Bischöfe Theotmar von Salzburg, Uto von Freising und Zacharias von Seben, mit ihnen auch der größte Teil des bayerischen Adels. „Diese Katastrophe — sagt Riezler — ein Unglück, wie es sich im ganzen

Verlauf der bayerischen Geschichte nicht wiederholt, gab mit einem Schlage die Errungenschaften vieler Menschenalter der Vernichtung preis, entschied über den Verlust zweier herrlichen Marken, knickte die Blüte, hemmte für lange Zeit die Entwicklung der Hauptlande und drängte Bayern für immer aus der bevorzugten Stellung, welche es zuletzt unter den deutschen Stämmen eingenommen hatte." Als wären unheimliche infernalische Mächte zum Unheil Bayerns plötzlich aus dem Boden aufgestiegen, die Fäden seines Daseins im Verborgenen und heimtückisch zu zerreißen, schien es, denn nicht einmal der Ort dieser fürchterlichen Niederlage wird uns von den Geschichtschreibern genannt. Nur der Tag, der unglückselige 5. Juli, blieb dem Gedächtnisse erhalten. Zurückgeworfen über die Enns ward das bayerische Volk, Pannonien und die Ostmark gingen ihm verloren, und nur Kärnten blieb mit dem Stammlande vereint.

Für ganz Deutschland hätte diese Unglücksnachricht ein Signal zur Einigung abgeben müssen. Aber nichts von dem! Der Egoismus herrschte in seiner rohesten Form. Getrennt stellte man sich dem furchtbaren Feinde entgegen und ließ sich von ihm schlagen. Halb Europa wurde von ihm verheert. An Rhein und Weser wie an der Tiber tränkten die Magyaren ihre magern Rosse und über die Alpenpässe führte sie der Weg ins burgundische Reich bis nach Guyenne. Aber kein Kaiser erschien, der diesen wütenden Unholden den Weg in die asiatischen Steppen zurückgewiesen hätte. Und doch in diesem wogenden Chaos der Verwüstung und Vernichtung zeigte sich trotz alles Verfalles und trotz alles Sinkens eine positiv erhaltende und fördernde Macht. Nicht nur daß das Herzogtum in ganz andern Formen auftrat, als wir es früher kennen lernten, nicht nur daß sich in der Herzogsmacht die königliche Gewalt wirklich erhielt, eine Macht stand über diesen Einzelgewalten, welche sie alle früher oder später wieder unter ihr Scepter zwang: das dunkle Gefühl des Volkes, das eine Sprache und Sitte vereinte und den Gedanken erweckte, es gebe gemeinsame Güter, die man vereint zu verteidigen habe. „Der ganze Verlauf der Ereignisse — sagt Nitzsch — schien darauf zu führen, daß sich im nördlichen und mittleren Europa eine Reihe neuer, auf Stammeseinheit gegründeter germanischer Staaten bildete: neben dem norwegischen und dänischen ein sächsischer, bayerischer und alamannischer." Und doch kam es nicht dazu, trotzdem der äußere Zwang, welcher bisher die Stämme zusammengehalten hatte, vollständig geschwunden war. Wie ist das zu verstehen? Warum kam man nach dem Tode Ludwigs des Kindes doch wieder zusammen, um einen neuen König zu wählen? — Das Gebot der Zeit drängte dazu, und dieses Gebot sprach sich aus in der stillen Macht eines zuerst sich regenden deutschen Volksbewußtseins. „Wie Brüder, wie ein Volk standen sie jetzt zusammen," sagt Widukind von Corvey. Karls des Großen unbewußtes Wirken zeitigte seine erste Frucht, als der letzte deutsche Karolinger, der schwächliche Knabe, der in so trauriger Zeit zur Herrschaft berufen wurde, im Spätsommer des Jahres 911 die Augen schloß.



Tod des Markgrafen Luitpold in der Schlacht gegen die Ungarn 907.

(Nach dem Gemälde von Rögge.)

Bayern unter Stammesherzogen.

Als Markgraf Liutpold in der Ungarnschlacht gefallen war, entstand eine Lücke im bayerischen Lande, welche auszufüllen der junge König Ludwig nicht vermochte. Und so trat denn Liutpolds Sohn Arnulf vor, und nannte sich „divina ordinante providentia dux Bajoariorum et etiam adjacentium regionum," „nach Anordnung der göttlichen Vorsehung Herzog der Bayern und auch der angrenzenden Gebiete." Der König ist beiseite geschoben, der einstens Herzoge und Unterkönige in Bayern einsetzte, und die göttliche Vorsehung ist kraft Arnulfs eigenen Machtspruches an seine Stelle getreten. Fürwahr, ein stolzer Schritt, den da der jugendliche Herzog that! Ein Schritt der gegen alles Recht, gegen alle Gewohnheit und Herkommen anstieß! Ein Schritt, von solchem Selbstbewußtsein getragen, daß wir nicht mehr staunen, wenn Gott selbst und nur er nach damaliger Anschauung der Dinge als Urheber desselben angerufen wird. Die Bedeutung des Schrittes war die Herstellung eines selbständigen Herzogtums Bayern.

Es ist nun die Frage, ob dieser Schritt des Herzogs Arnulf in Wahrheit, weil er gegen bestehendes Recht und Herkommen verstieß, ein unberechtigter war. Diese Frage beantworten wir kurz mit „Nein". Denn es giebt ein Recht, das zum Unrechte werden kann, wenn Zeit und Umstände, die einst dieses Recht geschaffen, ihren Charakter geändert. Das kraftvolle Leben läßt sich nicht unterdrücken durch eine zur toten Formel gewordene Bestimmung, und wenn diese die Herrschaft behauptet, trotzdem die Zeit anderes verlangt, so ist das Volk, welches sie erträgt, reif zum Untergang. Das Schicksal kennt kein Erbarmen. Entweder vorwärts mit energischer Willenskraft gekämpft mit den Gefahren, die uns umdrohen und gearbeitet an dem fortschreitenden Werke der ganzen Menschheit, oder abtreten! So besehen, handelt es sich also nicht um die Frage, ob Arnulf Recht oder Unrecht hatte, sondern darum, ob Bayern — Land und Volk — dem fränkischen Königsregimente treu, zu Grunde gehen, oder, auf seine eigene Kraft vertrauend, weiter existieren sollte? Arnulf entschied sich für das letztere und hatte Recht, sich auf die göttliche Vorsehung zu berufen, da es nach dem Glauben der Zeit ihm sehr nahe liegen mußte, für diesen lebenrettenden Gedanken nicht sich selbst, sondern Gottes Willen verantwortlich zu machen. Damit war Bayern das Recht der Selbstbestimmung zurückgegeben, ein Recht, dessen Anerkennung jedes Volk für sich fordern kann und fordern muß.

Ueber Arnulfs Persönlichkeit wissen wir nicht viel, doch zeigt dieser erste Schritt, den Arnulf that, daß er ein klares Auge für das Bedürfnis der Zeit besaß, wie daß er, auf das Bewußtsein seiner Kraft gestützt, den Kampf mit den Nöten dieser Zeit aufzunehmen entschlossen war. Sehen wir uns nun um, auf welcher Basis Arnulf seine Macht begründete.

Als in Bayern die Zustände immer schwankender wurden und die Gefahr der Ungarn immer näher rückte, verließ der junge König Ludwig IV die bayerische Residenz und nahm seinen Aufenthalt im Westen seines Reiches, Bayern seinem Schicksal überlassend. So wurde es denn auch hier klar, daß man vom Reiche keine Hilfe mehr zu erwarten habe und auf sich selbst angewiesen sei. Der Verfall der centralen Gewalten, wie er sich damals vor dem ganzen Abendlande in erschreckender Weise zeigte, äußerte also auch auf Bayern seinen direkten Einfluß. Das Land war schutzlos den asiatischen



Asiatische Horden.

Horden preisgegeben, die infolge ihres Sieges im Jahre 907 nun immer kühner ihre Raubzüge ausdehnten. Bayern mußte darunter am meisten leiden, denn über Bayern führte der Weg nach dem Westen. Welch' furchtbaren Eindruck man überall von diesem Feinde erhielt, zeigen die Nachrichten jener Zeit. Abscheu und Widerwillen erregte den Franken das Aeußere der Magyaren. Die häßlichen Gesichtszüge, die tief liegenden Augen, das bis auf drei Zöpfe abgeschorene Haupthaar, der niedere Wuchs, die barbarisch klingende, unverständliche Sprache: alles das machte mehr den Eindruck, man habe es mit Wesen niederer Art, als mit Menschen zu thun. Ihre Herkunft kannte man nicht, ihre Sitten waren roh und tierisch; man erzählte von ihnen, sie äßen rohes Fleisch und tränken frisches Blut. Für die Völker Gog und Magog, die vom Ende der Welt herkämen, um Tod und Verderben zu bringen, hielten sie die einen, während andere behaupteten, sie seien der lernäischen Hydra entsprossen, „denn sie sind giftig in der Bosheit ihres Herzens, schlau und voller Arglist; aus den Händen ihrer Verfolger entschlüpfen sie wie eine glatte Schlange, und haben sie einmal eine Niederlage erlitten, so erstehen sie hernach wieder in desto größerer Anzahl, wie Frösche, welche der Sumpf erzeugt.“ Im Tummeln der Rosse waren sie Meister, Meister auch als Bogenschützen. In kleinen gesonderten Haufen rückten sie an den Feind, umschwärmten und beschossen ihn. List und Schnelligkeit waren ihre vornehmsten Waffen. Verstellte Flucht, plötzliche Ueberfälle, Hinterhalte, eine nie fehlende Reserve, dazu Vorsicht im Vorgehen und Auskundschaften, das war ihre Kriegskunst, in denen jeder von ihnen Meister war. Und als

nun nach der Katastrophe vom Jahre 907 die Nachricht kam, die Ungarn seien in Sachsen und Thüringen eingefallen und hätten dort ebenso wie im vorigen Jahre in Bayern ein furchtbares Blutbad angerichtet, als man hörte, daß auch Markgraf Burkhard von Thüringen, wie Bischof Rudolf von Würzburg, der Konradiner, und Graf Egino vom Badanachgau von ihren Waffen den Tod erlitten, daß Thüringen wie Bayern ihren Einfällen offen liege, wenn nicht die Ludolfinger das Land unter ihren starken Schutz genommen hätten; als sich immer mehr zeigte, wie vom Königtum keine Rettung zu hoffen sei, war es da zu verwundern, daß man Arnulf zufiel, der mit starker Hand die Zügel der Regierung ergriff? Und war es nicht wie eine Weisung des Schicksals, daß Arnulf, als die Ungarn im folgenden Jahre von einem Raubzuge aus Alamannien, wo sie das Kloster St. Gallen verheert hatten, durch Bayern zurückkehrten, sie an der Rott traf und ihnen nach langer Zeit die erste Niederlage beibrachte? Auch Freising wurde damals von den Ungarn arg mitgenommen. Schon hatte man Befestigungen anzulegen begonnen, welche der erschreckten Landbevölkerung zum Schutz dienen sollten und die Möglichkeit gewährten, im Rücken des Feindes sich zu sammeln und ihm die Rückzugslinie abzuschneiden. Doch alles das schreckte die Magyaren nicht ab. Im Jahre 910 kamen sie wieder. Diesmal hatte der König die Streitkräfte des Reiches aufgeboten, ihnen zu begegnen. Schwaben, Franken und Bayern zogen heran. Aber noch ehe die Zusammenziehung vollendet war, erschienen die Ungarn und schlugen das schwäbisch-fränkische Heer nach langem tapfern Widerstande unfern der Lechmündung und töteten eine große Menge Volkes. Ludwig selbst mußte fliehen. Auf demselben Zuge aber trafen sie auf ein fränkisch-bayerisches Heer unter den Herzogen Gebhard und Arnulf. Wieder wurden die Franken besiegt und ließen ihren Führer Gebhard wie den Grafen Liutfrid und viele andere auf der Wahlstatt, während die Bayern, welche den Feind und seine Kampfesweise schon besser kannten, siegreich blieben, „ohne jedoch nach der Niederlage der Franken im stande zu sein, den Feind an der Fortsetzung des Marsches und dem Mitschleppen der Beute zu hindern". Auch die Wiederkehr ward nicht gehindert. Einzelne Niederlagen, welche die Ungarn erlitten, machten nichts aus gegen den Erfolg, welchen sie mit ihren Waffenthaten errangen. Doch gelang es Arnulf im Jahre 913, ein ungarisches Heer im Bunde mit seinen schwäbischen Oheimen, Erchanger und Berchtold, am Inn zu vernichten. Nur dreißig Mann sollen sich der Sage nach gerettet haben. Aber schon nahten andere Gefahren für Bayern, und mußte dem Herzoge daran gelegen sein, nach dieser Seite Ruhe zu gewinnen. Die Ungarn scheinen damals in einen Frieden gewilligt zu haben, da bis zum Jahre 937 keine Nachricht von einer weiteren Verwüstung Bayerns vorliegt.

Das bischöfliche Regiment hatte in den Gefahren der letzten Jahre seine vollkommene Unfähigkeit bewiesen, die Regierung zu führen. Doch nicht allein das. Die ganze Kultur, welche einst Karl heraufgeführt, war vernichtet. Nur hier und da werden in den Klöstern noch Aufzeichnungen gemacht, und als ob die Geschichte, wie wir dies bisher immer beobachtet haben, über allen Anfang den Schleier decke, so verstummen die großen Annalenwerke, welche uns bis hieher geleitet. Die Fackel erlischt, und ein traurig trüber Nebel deckt die weiten deutschen Gefilde. Die Sittenlosigkeit hat ihren Höhepunkt erreicht, und Italien steht hierin allen andern Ländern voran. Schon die Reform Bonifaz', ließ die italienische Geistlichkeit im Innern eigentlich unberührt; es entwickelte sich in Westfranken jener Plan, dem Papste die Weltherrschaft zu verschaffen. Von einzelnen Päpsten kraftvoll aufgegriffen, versank man bald wieder in das alte Treiben; die päpstliche Würde, die Herrschaft über Rom wurden zum Spielball der sich in St. Peters Stadt bekämpfenden aristokratischen Parteien. Dazu jetzt in Deutschland die traurige Wahrnehmung, wie das innere religiöse Leben fast erloschen sei, wie nur auf Besitz und äußere, politische Machtstellung das Streben und Sehnen der hohen Geistlichkeit sich richtete, während der niedere Klerus in apathischer Dummheit versank und verkam. Zur innern Not gesellte sich die äußere. Wir hörten von den Ungarn. Doch sie waren es nicht allein, welche das Abendland mit ihrer schrecklichen Plage heimsuchten. Im Norden erhob sich das normannische und dänische Heidentum zu neuem kraftvollern Leben. In Norwegen



Die Ungarn schleppen die Beute fort.

und auf den dänischen Inseln kam es zur Errichtung großer Königtümer. Alfred der Große herrschte in England, Gorm der Alte bei den Dänen; in der Normandie bildeten die ausgewanderten „dänischen Jarle über einer hörigen Bevölkerung das System aus, welches zur Grundlage der englischen Verfassung wurde". Immer kraftvoller schließen sich die feindlichen Gewalten zusammen. Die Araber dringen in Italien und in der Provence vor, und im Osten rücken die Slaven über die Elbe bis in die oberen Maingebiete. Da war es denn an der Zeit, daß man einmal Umschau hielt und zurücksah in eine Vergangenheit, wo das Reich mächtig und groß dastand. Man erinnerte sich der äußern und innern Ursachen, welche einst diese Größe bewirkt, und aus der Vergangenheit suchte man sich den leuchtenden Funken, das Dunkel der Zukunft zu erhellen. Es ist darum nicht zufällig, wenn wir zugleich mit dem kraftvollen Aufstreben der Laiengewalten, mit der Erinnerung an einstige glückliche Zeiten, da das Volk noch mitriet und -redete, die Erinnerung erwachen sehen an jene frühen kirchlichen Einrichtungen, von denen man so weit abgekommen. In Prunk und eitler Machtgier hatte man das alte Werk der Liebe und Entsagung, der Hilfe und Versöhnung fast vollkommen vergessen, und ein Blick auf Sachsen, wo das Haus der Ludolfinger in segensreicher Thätigkeit wirkte, konnte die Einsicht wohl gewähren, wie Staat und Kirche sich glücklich ergänzen. Keine Eifersucht herrschte hier zwischen geistlicher und weltlicher Macht. „Helden und Heilige dieses hochbegnadigten Hauses reichten sich in inniger Liebe die Hände", und neidlos sah der arme und bescheidene Episkopat auf das glückliche Wachstum dieses Geschlechtes, das unbestritten bei dem Tode Ludwigs des Kindes als das mächtigste und beste in ganz Deutschland dastand. Hier war ein Beispiel! Von diesem gesunden Zustande war Rettung und Heil zu erwarten. Aber man sann weiter. In Cluny begründete Berno, der Sohn eines burgundischen Grafen, ein neues Kloster im Jahre 910. Die fast vergessene Regel des hl. Benedikt sollte hier neu belebt und in ihrer ganzen Strenge wieder zur Anwendung gebracht werden. Die Gründung hatte Erfolg, und von ihr nahm später eine Reformation des Klosterwesens nicht nur, nein der ganzen römischen Kirche ihren Ausgang. Die Samenkörner der kommenden Zeit sind gelegt und beginnen zu treiben, doch nur die allgemeine Not führte dazu, daß man sie fand.

Und ist es nicht traurig zu sehen, wie Bayern fast vergessen ist? Als hätte man es den Ungarn preisgegeben und für verloren gehalten, so richteten sich die Augen von Süden gegen Norden. Die Ungarnschlacht von 907 that ihre furchtbarste Wirkung erst jetzt. Hier, wo am längsten die Unabhängigkeit von den Franken gewahrt blieb, wo dann unter den Karolingern sich eine Macht zusammenschloß, getragen von dem Bewußtsein der Stammverwandtschaft, welche dem zerbröckelnden Reiche Karls in schwerer Zeit als einziger Rückhalt, als letzte Stütze diente, wo dann zuletzt noch einmal ein Nachkomme des hl. Arnulf die Traditionen seines Hauses und den Glanz des kaiserlichen Namens zur Geltung zu bringen suchte, lag nun die Macht gebrochen vom Schicksal selbst darnieder. Wohl mochte man einst mit Eifersucht auf Bayern geblickt haben, als es allen andern deutschen Stämmen noch Richtung und Ziel anwies, und diese Eifersucht wirkte wohl nach, als man es allein den Kampf aufnehmen ließ gegen die wilden Horden der asiatischen Steppe. Jetzt war Bayerns Herrlichkeit dahin, und keine Eifersucht regte sich mehr, aber auch kein Mitleid. Der König zog von dannen und schlug seine Residenz im Westen auf, und nach seinem Tode richteten sich die Augen der deutschen Stämme auf Sachsen und Franken.

Otto war es, der in Sachsen die Regierung führte. Er war ein weiser Fürst,

doch hatte er die Kraft seines Lebens bereits verbraucht, und als die Großen des Reiches sich im November 911 zu Forchheim versammelten und sich einigten, ihm die Krone anzubieten, lehnte er ab und richtete die Stimmen selbst auf Konrad, den mächtigsten der Franken, dessen männliches Alter der schweren Aufgabe der Reichsregierung am ehesten gewachsen schien. Nicht ohne Einfluß war die Angehörigkeit Konrads zum fränkischen Stamme, wie seine Verwandtschaft mit den Karolingern auf den Entschluß der Großen, ihn zur Reichsregierung zu berufen, doch alles das gab nicht den Ausschlag. Die Zeiten, von denen einst Tacitus erzählt, schienen, wenn auch in veränderter Fassung — die Großen hatten ja die Rolle des Volkes übernommen — noch einmal aufzuleben. Nicht einen König galt es jetzt zu wählen, es galt die Wahl eines Heerführers, eines Retters aus dringender Not. Als solcher erschien der mächtige Frankenherzog, und deshalb erwählte man ihn. Aber Konrad war noch etwas anders. „Er war auch der weltliche Bundesgenosse und Vertraute Hattos, der Kandidat der Bischöfe, durch dessen Wahl die Kirche und das alte System einen letzten Sieg erfocht.“ Und diese Doppelstellung bildete das Unglück seiner Regierung. Zuerst wendete er seine Waffen nach Lothringen, das Land dem Westfranken wieder abzunehmen und seines Geschlechtes verlorene Güter wiederzugewinnen. Der Zug hatte wenig Erfolg, da Konrad nur den Elsaß gewann und behauptete. Als dann im November 912 Herzog Otto von Sachsen starb, ließ sich der König zu einem Schritte verleiten, der dem Laienadel nur zu sehr die Augen darüber öffnete, wessen man sich von ihm zu versehen hatte. Schnell war das Entgegenkommen der Großen vergessen, und Hattos Einflüsterungen fanden allein Gehör bei dem Könige. Der Erzbischof lag ihm an, die Lehen, welche Otto in Thüringen besessen, seinem Sohne zu versagen. Aber Heinrich war schnell bei der Hand und verteidigte mit seinen tapferen Sachsenscharen das väterliche Erbe.

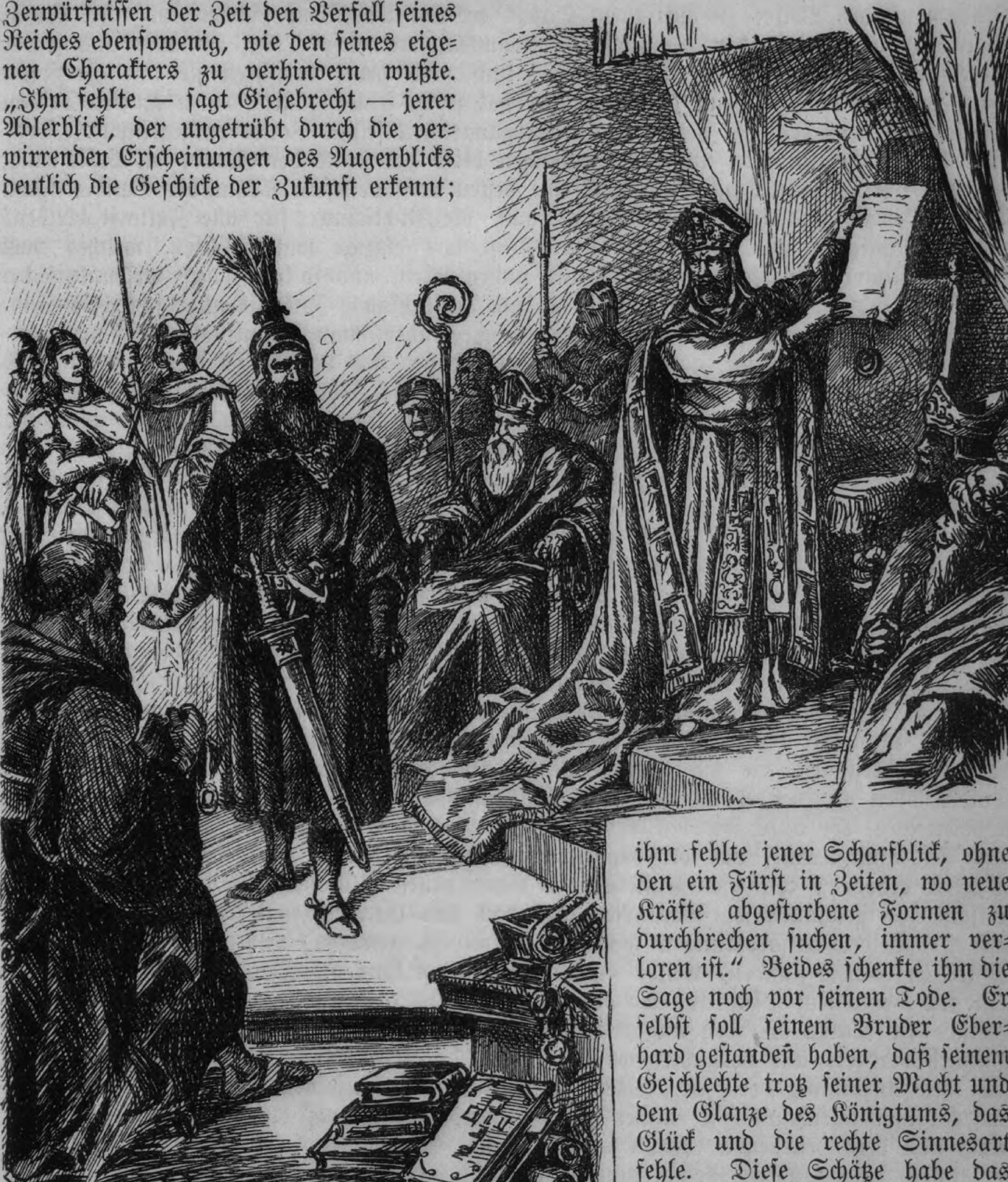
Zu gleicher Zeit kam die Nachricht aus Süddeutschland von dem wehrhaften Streite der schwäbischen und bayerischen Herzoge mit den Ungarn. Die entscheidende Niederlage der Magyaren am Inn (913) machte die Kräfte der Herzogtümer für den Augenblick frei. Wohl hatten sich auch Bayern an der Wahl Konrads beteiligt, allein ob der Herzog zu ihnen gehörte, ist nicht recht glaublich. „Ja, man hat keinen Beweis, daß er den neuen König je anerkannte.“ Doch gab es in Bayern eine Partei, welche fest zu Konrad stand, und zu dieser gehörten vor allem die Bischöfe des Landes. Lothringens beraubt, mit Sachsen verfeindet, mochte Konrad jetzt wohl daran denken, mit den süddeutschen Herzogen ein freundliches Verhältnis anzubahnen, zumal diese ihre Macht soeben gegen die Ungarn bewiesen und mit diesem Siege gewiß die Sympathien eines großen Teiles der Bevölkerung gewonnen hatten. Für den Augenblick mußte daher die Geistlichkeit in den Hintergrund treten. So vermählte sich Konrad mit Kunigunde, der Witwe Liutpolds, der Mutter Arnulfs, der Schwester der schwäbischen Herzoge. Das allein aber genügte nicht. Der Befehl Konrads, daß Erchanger und Berchtold auf eine Burg zu Stammheim im Thurgau zu Gunsten des Klosters St. Gallen, dessen Abt Bischof Salomo von Konstanz war, verzichten sollten, zeigte, daß das Entgegenkommen des Königs bereits am Endpunkte seiner Bahn angekommen war. Doch Erchanger war nicht gesonnen, des Königs erneuten Machtspruch abzuwarten. Er nahm den Bischof gefangen und brachte ihn auf die Feste Dieboldsburg. Da rückte Konrad heran, den Freund zu befreien. Erchanger geriet in des Königs Gefangenschaft und wurde des Landes verwiesen. (914.) Nicht wie in den Zeiten Tassilos geschah es, daß die Opposition sich zersplitterte und ihr gemeinsames Interesse nicht erkannte, nein, man hatte unter der karolingischen Herrschaft politischer denken und ein erreichbares Ziel zu verfolgen gelernt, und so wundern wir uns nicht, daß Arnulf jetzt die Sache seiner Oheime ergriff und gegen den König zu Felde zog. Noch aber war seine Macht der fränkischen nicht gewachsen; er mußte weichen und floh zu den Ungarn, mit denen er eben den Frieden geschlossen zu haben scheint. Geringe Erfolge waren es, welche das Königtum, gestützt auf seine rheinischen und hessischen Vasallen, wie auf die sinkenden Kräfte der Kirche, erkämpfte, denn schon brach in Schwaben der Aufstand aufs neue los. Burkhard, der Sohn des im Jahre 911 ermordeten ältern Burkhard, durchzog verwüstend das Land, zog die Mißvergnügten an

sich und setzte sich, als der König gegen ihn heranrückte, auf dem Hohentwiel fest. Konrad schickte sich an, die Feste zu belagern, allein die Nachricht aus Sachsen, sein Bruder Eberhard sei bei der Eresburg von Herzog Heinrich aufs Haupt geschlagen worden, rief ihn ab. Er zog vor die Burg Grona unweit Göttingen, Heinrich zur Ergebung zu zwingen. Doch nichts vernehmen wir von einer Fortsetzung des Krieges oder einem für den Herzog nachteiligen Vergleich. Das Kampfgeschrei der Ungarn, welche diesmal Thüringen, Sachsen, Franken und Schwaben zugleich verheerten, und sogar in Bremen die Kirchen verbrannten, übertönte den Hader der beiden Fürsten und hieß sie, sich auf die Zeit zu besinnen. Heinrichs Einfall in Franken hatte zur Folge, daß Erchanger nach Schwaben zurückkehrte, alle Königsfeinde, auch Burkhard und Berchtold, unter seine Fahne sammelte und sich Herzog von Schwaben nannte (915). Dieser Machtaufschwung der Oheime lockte auch Arnulf wieder nach Bayern. (916.) In Salzburg setzte er sich fest, während Konrad auf diese Kunde schnell herbeieilte und Regensburg besetzte. Und weiter drängte es den König hinab die abschüssige Bahn, welche er betreten. Als ob er vollständig Herr der deutschen Länder sei, berief er eine Synode nach Hohenaltheim und verhandelte hier mit den Bischöfen gegen die weltlichen Großen. (September 916.)

Ein päpstlicher Legat, der Bischof Petrus von Orta, war erschienen auf Bitten der ostfränkischen Bischöfe, aber es fehlten in ihren Reihen die Amtsbrüder aus Sachsen. Der eine Umstand ist bezeichnend genug; er zeigt, wie die alten Ideen noch die Köpfe verwirrten und keiner begriff, woher das Unheil gekommen. Daß Papst und Kirche ihrer Aufgabe untreu geworden waren mit wenigen Ausnahmen, sahen diese Männer nicht mehr. Der höllische Samen der Zwietracht, der im Lande aufgegangen war, sollte zugleich ausgerottet und die scheußlichen Ränke und Bosheiten nichtswürdiger Menschen zu Schanden gemacht werden. Indem man sich selbst durch die Anklage nur wenig betroffen fühlte, ging man dann ans Werk, doch wußte man nicht, womit beginnen. So bereute und bekannte man denn zuerst die eigenen Sünden, die das Verderben mit verschuldet hätten, und kam überein, daß jeder Bischof ein rechter Bischof sein solle fortan. Dazu aber bedurfte man der Zehnten, sowie des Rechtes, daß die Geistlichen nicht vor den weltlichen Richter gezogen werden dürften. Auch die Berufung eines verurteilten Priester an den Papst wurde von neuem als rechtsgültig anerkannt. So begann die sogenannte Umwandlung, welche man sich in den Einleitungsworten versprochen hatte. Dann ging man mit ewigem Fluch und Androhung der Hölle gegen die Meineidigen vor, welche dem Könige die Treue gebrochen hätten und in dieser Untreue weiter verharrten. „Ihr Teil solle sein mit Judas Ischarioth und dessen Genossen!“ Zuletzt wurde man persönlich. Erchanger und seine Gefährten wurden zum Klosterleben verdammt, Bischof Richwin von Straßburg, der ebenfalls nicht erschienen war, wurde nach Mainz vorgeladen, wohin auch die sächsischen Bischöfe berufen werden sollten. Im Falle des Ausbleibens traf sie die Strafe der Suspension. „Diejenigen aber, die sich in das rasende Unternehmen Erchangers, Berchtolds, Burkhards und Arnulfs eingelassen und trotz ihrer Vorladung auf der Synode nicht erschienen wären, hätten sich sofort zu ihren Bischöfen zu begeben, um dort ihre Strafe entgegenzunehmen, andernfalls sie dem Bannfluch der Kirche verfallen seien.“ Nur 14 Tage Bedenkzeit ließ man Arnulf und Berchtold, welche für den 7. Oktober nach Regensburg vorgeladen wurden. Und Arnulf kam nach Regensburg, aber nicht um sich zu unterwerfen, sondern um sich zu behaupten. Seine Oheime aber ergaben sich dem Könige auf Vertrag, doch er glaubte sich an jene Bestimmungen über Meineid nicht gebunden, denn trotz des Vertrages ließ Konrad die Herzoge Erchanger nnd Berchtold, wie den Grafen Liutfried am 21. Januar 917 bei Adingen enthaupten. So that das Königtum unwiderleglich dar, daß nicht um Recht und Gerechtigkeit der Kampf geführt wurde, sondern um Macht und Existenz, und die unmittelbare Folge dieser Meinthat war die Zertrümmerung der kaum aufs neue befestigten königlichen und kirchlichen Autorität.

Sachsen stand ungebrochen; in Schwaben erlangte Burkhard die herzogliche Macht; in Bayern behauptete sich Arnulf gegen den König. Des Volkes Stimmung war auf ihrer Seite und in Sagen und Liedern feierte es seine Helden. Am 23. Dezember 918

starb König Konrad. Die herzogliche Gewalt blieb in den deutschen Stammländern bestehen. Aber die Sage erbarmte sich auch dieses unglücklichen Regenten, und ein wie hohes und edles Denken damals noch in deutschen Landen möglich war, beweist die Sage über den Tod des Mannes, der in den Zerwürfnissen der Zeit den Verfall seines Reiches ebensowenig, wie den seines eigenen Charakters zu verhindern wußte. „Ihm fehlte — sagt Giesebrecht — jener Adlerblick, der ungetrübt durch die verwirrenden Erscheinungen des Augenblicks deutlich die Geschicke der Zukunft erkennt;



Arnulf unterwirft sich dem Bischof nicht.

ihm fehlte jener Scharfblick, ohne den ein Fürst in Zeiten, wo neue Kräfte abgestorbene Formen zu durchbrechen suchen, immer verloren ist.“ Beides schenkte ihm die Sage noch vor seinem Tode. Er selbst soll seinem Bruder Eberhard gestanden haben, daß seinem Geschlechte trotz seiner Macht und dem Glanze des Königtums, das Glück und die rechte Sinnesart fehle. Diese Schätze habe das Schicksal dem Sachsen Heinrich gegeben und auf ihm stehe die Zukunft des Reiches. Darum solle Eberhard hingehen, mit dem Sachsen Frieden schließen und ihm die Zeichen seiner königlichen Würde überbringen. Und Eberhard versprach dem Sterbenden, sein Gebot zu erfüllen. Es war dies eine Verzichtleistung von höchster Bedeutung, denn mit ihr erklärte sich die fränkische Dynastie für unfähig und unwürdig, die Herrschaft weiter zu führen. „Das fränkische Königtum fühlte, daß seine alten Grundlagen morsch geworden waren.“

„Dem Tüchtigsten und Besten die Krone!“ Immer wieder erklingt das alte Lied. Und wenn je ein Volk an den Träumen seiner Jugend mit zäher Festigkeit gehangen hat, so ist es das deutsche. Selbst in dem egoistischen Getriebe jener traurigen Zeiten konnte man sich zu diesem schönen Gedanken, dem reinsten Ideale, welches einst in der Kinderbrust des Volkes zu duftigstem Dasein erblüht war, emporschwingen. Die Stimmen des Neides und der Mißgunst verstummten, wo diese Töne, die wie aus ferner Märchenzeit herüberklangen, sich erhoben, und noch heute berühren sie das Herz mit warmem Lenzeswehen, denn kein Deutscher hat je in seiner Jugend einen andern Traum gehabt, als den, der ihm hier aus der Vergangenheit seines Volkes entgegentritt. Trotz aller bittern Erfahrungen und Enttäuschungen blieb bis heute der Glaube im Volke wach, daß die Herrscher in Deutschland auch die besten und weisesten Söhne des Landes seien. Dieses Denken und Fühlen des Volkes muß die Richtschnur für alle Zukunft bleiben! „Dem Tüchtigsten und Besten die Krone“ ist das einzige wahre Gesetz, welches vom Volke einstimmig Anerkennung findet und finden wird, und so lange diese Erkenntnis bei Herrscher und Volk lebendig bleibt, ist es um Deutschlands Zukunft nicht schlecht bestellt.

Auch in Bayern folgte man diesem Gesetze, indem man Arnulf als Herrscher anerkannte. Man nimmt an, aus der Wahl der Großen des Landes sei dem tüchtigen und streitbaren Sohne Liutpolds seine Macht erwachsen. Es steht dieser Annahme nichts entgegen. Doch müssen wir hier betonen, daß nicht das ideale Denken, sondern die nüchterne Betrachtung der wirklichen Zustände die Großen zu solchem Entschlusse führte. Wo aber beides zusammengeht, durch die Erfüllung des Notwendigen dem idealen Gedanken genügt wird, da waltet ein gesundes Leben, und dieses bildete die Grundlage der herzoglichen Macht. Fragen wir nun, wie es kommen konnte, daß der Sohn Liutpolds, den wir doch als den Vertrauten Hattos und der Bischöfe kennen lernten, so bald die Zuneigung dieser Männer verlor, so zeigt sich uns nur eine Antwort: das Streben nach Emanzipation von bischöflicher Bevormundung und der imaginären Herrschaft eines Knaben brachte die geistlichen Würdenträger gegen Arnulf auf. Dieses Streben zeigte sich denn auch sofort, nachdem Arnulf sich einigermaßen in seiner neuen Stellung sicher fühlte. Wie einst Karl Martell mußte er die Wünsche derer, welche ihn erhoben hatten, berücksichtigen, er mußte durch Verleihung von Gütern und Lehen eine Macht befestigen, welche den Anforderungen, die man an sie stellte, gewachsen war. Unter diesen Forderungen standen oben an: der Schutz des Landes gegen die Ungarn, die Hebung des allgemeinen Wohlstandes, der durch die barbarischen Horden einen so furchtbaren Stoß erlitten hatte. Und so stand Arnulf vor der doppelten Frage: wie konnte er die Kampffähigkeit der Bayern erhöhen? wie die Grundlage zu einer neuen Blüte des Landes schaffen? Die Vasallen zu gewinnen war das erste, Ackerbau und Gewerbe neu zu beleben das zweite Gebot. Beiden Anforderungen war damals nur zu genügen, wenn Arnulf hinreichende Güter zu Gebote standen, welche er hätte verteilen können. Das war nicht der Fall. Da fiel denn sein Blick auf die öde und unbebaut daliegenden Ländereien der Klöster. Gerade sie waren von den ungarischen Einfällen am meisten mitgenommen und einige gänzlich verheert und vernichtet worden. Und da griff Arnulf zu. Erinnern wir uns nun der Auffassung der Zeit, welche die Heiligen der einzelnen Kirchen als die Besitzer dieser Güter anerkannte, so müssen wir gestehen, daß Arnulf durch diesen Schritt abermals mit dem bestehenden Rechte und mit alter Gewohnheit in Konflikt kam. Aber es giebt noch einen andern Gesichtspunkt, von dem sich die Sache betrachten läßt, und dadurch auch ein ganz anderes Ansehen gewinnt. Erinnern wir uns auch einmal, warum es in der Kirche zu diesen Stiftungen kam! Versetzen wir uns zurück in die alten christlichen Gemeinden und noch später in die Zeit, da Severin im Lande waltete! Damals wurden auch Stiftungen gemacht und Almosen gegeben, aber damals war die Kirche eine große Wohlthätigkeitsanstalt, ein soziales Institut, welches nicht im Ansammeln von Schätzen seine Bestimmung erkannte, sondern gerade in der Ausgleichung der sozialen Verhältnisse einen Hauptkreis seiner auf reale Ziele gerichteten Wirksamkeit suchte. Das Gut der Reichen sollte durch sie den Armen mitgeteilt und so eine darbende Menschenklasse vor der Not bewahrt werden. Dieses alte Prinzip hatte man zu vergessen

angefangen, als man erkannte, welche Macht im Besitze lag und als man schließlich den Besitz fast ausnahmslos dazu verwendete, sich in der errungenen Machtstellung zu erhalten und sie noch weiter zu befestigen. Schon Karl der Große hatte sich gegen dieses Treiben gewendet, doch der Erfolg blieb im ganzen aus. Immer mehr schwollen die Reichtümer und mit ihnen die Macht der Bischöfe und Klöster an, und immer tiefer sank des Volkes Kraft und Freiheit. Und so kam es, daß Arnulfs ehrgeiziges Streben, sich gegenüber dem Königtum als Herzog des Landes zu behaupten, mit dem Interesse des Landes augenblicklich sich verwob. Jede Abirrung eines Volkes aus seiner natürlichen Bahn rächt sich stets selbst, indem sie die durch sie emporgekommenen Machthaber wieder zu Boden wirft. Auch diese mystische Verirrung konnte keine andere Folge haben; der dem Volke entzogene Besitz mußte ihm über kurz oder lang wieder zu eigen werden, denn die Heiligen und Seligen hatten wirklich nichts davon. Die Rolle des Volkes aber hatten, wie wir sahen, die weltlichen Großen übernommen, und daß ihnen nun der Löwenanteil des Kirchengutes zufiel, ist nur zu natürlich. Die Erfahrung ist die Lehrerin der Völker, und durch sie gelangen die Menschen zur Erkenntnis. War es nicht die klare Einsicht, so war es doch das natürlich richtige Gefühl, „daß die Besitzanhäufung in toter Hand ein Nachteil des wirtschaftlichen Lebens sei", welches damals in Bayern zum Durchbruch kam, und dieses Gefühl ließ die Wagschale der Heiligen in die Höhe schnellen. Vieler Erfahrungen bedurfte es noch, bis man endlich zu dieser klaren Erkenntnis kam, aber in der Zeit der Not werden wir noch öfter die Wahrnehmung machen, wie jede künstliche Konstruktion vor dem Anprall natürlicher Forderungen zusammenbricht. Indem Arnulf also das lebendige Recht vertrat, legitimierte er sich als den allein berechtigten Führer des bayerischen Volkes, und so können wir uns jetzt erklären, warum die Zeitgenossen an ihm festhielten und zu ihm standen, warum selbst ein Thietmar von Merseburg im Anfange des folgenden Jahrhunderts ihn als einen Fürsten „gleich ausgezeichnet an Geist und Körper, der nach mannigfachem Tugendruhm dies Leben endete", pries, während er von späteren kirchlichen Berichterstattern den ehrenden Beinamen „des Bösen" erhielt.

Nur sehr geringe Nachrichten sind über die Ausdehnung dieser Einziehung klösterlichen Gutes auf uns gekommen. Doch hören wir aus Benediktbeuren, wie nach der Brandschatzung durch die Ungarn allein zwei geistliche Genossen, davon nur einer Mönch, übrig geblieben sind, die wechselweise den nötigsten Lebensunterhalt von Welsch-Tirol über die Alpen herüberholen, so können wir uns sehr leicht vorstellen, daß es anderswo nicht besser ausgesehen hat. Dadurch aber gewinnt die Einziehung des Klostergutes durch Arnulf auch vom Standpunkte der damaligen Zeit ein anderes Aussehen. Denn nehmen wir auch nur ähnliche Verhältnisse für Tegernsee und blicken dann in die Verlustliste, welche ein Jahrhundert später aufgestellt wurde und nach der Tegernsee einst 11 866 Hufen Landes, dazu 22 Salzpfannen zu Reichenhall und einen Ertrag von 40 Karraden Wein bei Botzen besessen haben soll, so erstaunen wir über diesen Reichtum, denken aber dabei, wie viele einstige Freibauern hier ihre Freiheit mitsamt ihrem Besitze hingegeben haben. Nach der Einziehung soll Tegernsee nur 114 Hufen gerettet haben, und wenn dies auch hinlänglich für seinen damaligen Bedarf ausreichte, so ist doch der andere Umstand, daß es infolge dieser Verluste den Klöstern sehr erschwert, wenn nicht auf die Dauer unmöglich wurde, sich wieder zu jener kulturellen Bedeutung emporzuschwingen, die sie einst besessen, nicht außer acht zu lassen. Ein deutliches Beispiel des Völkerlebens aber, wie alles vernichtet wird, um neuen Schöpfungen Platz zu machen, wie gleichsam die Natur selbst für die Heranbildung jener Kräfte sorgt, deren eine spätere Zeit bedarf, liegt hier vor uns. Denn gerade dieser Revolution im Besitzstande und damit auch in der äußern Macht verdankte manches spätere Haus sein ganzes Emporkommen. Wir wissen nämlich, daß mittelbar und unmittelbar die Aribonen, die Regensburger Burggrafen, die Babenberger wie die Eppensteiner, Andechser und Welfen ihren Teil von der reichen Beute erhaschten. Und hören wir dazu die Klagen von Niederaltaich und Schäftlarn, sehen wir, wie erst in spätern Jahrhunderten alte Klöster wieder aufzuleben beginnen, während andere für immer vernichtet bleiben, so können wir uns eine Vorstellung machen von der Art und Weise, wie die Ungarn gehaust, und welche Masse von Gütern

plötzlich herrenlos und dann von Arnulf an sich genommen wurden. Als dann später in ruhigeren Zeiten unter dem kräftigen Schutze seines Regimentes allmählich neues Leben sich zu entwickeln begann, erfolgten ebenso massenweise die Reklamationen, deren größter Teil dann unberücksichtigt bleiben müßte, da der Besitz bereits in andere Hände übergegangen war. Und erst in dieser ruhigen Zeit scheint es dann auch zu der Erfindung des Beinamens, wie der über Arnulf verbreiteten Sagen gekommen zu sein, die dann schließlich mit der Uebergabe des Herzogs in die Hände des Teufels endeten. Im kleinen Teufelsee, so erzählte man sich später wohl, hätten höllische Geister den aus St. Emmeram entführten Leichnam des Herzogs versenkt.

Mit dem Jahre 919 beginnt für die deutsche Geschichte eine neue Wendung. Der erste Kampf einer unverstandenen fremden Kultur, eines weit hergeholten, alle Zeit und Umstände außer acht lassenden Ideals mit einer derben, vielfach noch vollkommen rohen Volkstümlichkeit hatte ausgetobt. Eine volle Niederlage der ersten bildete das Ende des Kampfes, und an die Stelle dieser Kultur trat der Versuch, an alten Erinnerungen des Volkes selbst, an seinen Sitten und Gewohnheiten von neuem anzuknüpfen. Als ob nun auch des Volkes Götter wieder erwacht wären von langem Schlummer, sahen wir eine unbewußte Gewalt die Schicksale der Deutschen zurücklenken. Diese Gewalt kann nirgendwo anders gesucht werden, als in dem gesunden Fühlen des Volkes selbst. Eine stumme begrifflose Opposition, die doch so urmächtig die Bewegung beherrscht, daß wir staunen! Wie die Volksdichtung sich der höchsten Probleme bemächtigt und spielend an den Anfang und das Ende des Werdens tritt, wie oft gerade in den naiven Antworten, welche sie auf diese ewigen Fragen der Menschheit giebt, eine verblüffende Wahrheit und Einfachheit hervortritt, so lenkt dieses sagenhaft politische Gefühl nun die Reaktion gegen Fremdes und Aufgedrungenes zurück bis zur letzten Grenze der Möglichkeit. Einst waren es die Wälder, in welche der Deutsche sich zurückzog vor der Kultur des Südens und Westens, wo er seine Ursprünglichkeit und Kraft vor Zersetzung und Zerfall sicher fühlte, nun ist es das traumhafte Bewußtsein seiner eigenen Nationalität, geweckt durch das Gefühl des Gegensatzes gegen die romanischen Völker, der in den letzten Jahrzehnten immer deutlicher und schroffer zum Ausdruck gekommen war. Auf dieses nationale Gefühl zieht es den Deutschen nun zurück, und wie die Bewegung sich vorsichtig und doch bestimmt äußert, erkennen wir deutlich, wenn wir hören, daß seit dem Anfang des 9. Jahrhunderts das Wort „Theutisk" (Deutsch) d. h. „Volkstümlich" in Aufnahme kam zur Bezeichnung der ostrheinischen Sprache im Unterschiede von den romanischen Sprachen der Nachbarn. Von der Sprache erst ging diese Benennung dann auf das ganze Volk über; nachdem man sich eines auffallenden Gegensatzes bewußt geworden war, erkannte man allmählich auch die andern. Und wie in der innern Geschichte kaum jemals in jener frühen Zeit bestimmte Ordnungen und Formen festgestellt worden sind, so in der äußern nicht. Das Leben und Werden ist alles, und vor abstrakten Theorien, in denen damals die Kirche, wie wir bei der Erwähnung der pseudo-isidorischen Dekretalen erkannten, Bedeutendes zu leisten anfing, floh der Deutsche entsetzt zurück. Was das Werden formt, findet Anerkennung; die Gestaltungen, welche dem eigenen Dasein entsprießen, sind die allein gesetzmäßigen, und erst dann schreitet man zur Feststellung derselben, wenn sie bereits vor Neugestaltungen zu erliegen drohen. Dann kommt das tote System und wehrt sich gegen das frische Leben, oft mit augenblicklichem Erfolg, niemals mit dauerndem. Ist die Liebe verflogen, die sorgfältig getrockneten und gepreßten Blumen der Liebe bewahrt der Deutsche sein ganzes Leben lang und beweint sie. — Oder hält man es für einen Zufall, daß das deutsche Königtum der Reihe nach die hervorragendsten Stämme abwandelte und bettelnd im Lande umherzog, Aufnahme zu suchen? Hält man es für einen Zufall, daß auf demselben Wege, auf dem einst die Kultur des Westens mit dem Christentum hereinzog, nun das deutsche Königtum nach dem Tode Ludwigs des Deutschen

sich zurückzog von dem Westen? Als ob die Kirche auf der einen Seite, die Götter des deutschen Volkes auf der andern, jene zurückhaltend, diese heranziehend, gestanden hätten, so sieht man das Königtum wandern von den Franken zu den Alamannen. Karl der Dicke erhält die Königs- und Kaiserkrone, und selbst der Westen drängt sich noch einmal unter seinen Schutz. Umsonst! Das alamannische Volkstum besaß die Kraft nicht, den Einfluß der Mönche von St. Gallen zu brechen. Der Mönchskaiser trat zurück, mit ihm das Schwabenvolk vor seinem Nachbarn, dem streitbaren Bayer. Ein letzter Ruhm, eine letzte Glorie umstrahlt das Königtum, als der karolingische Bastard, als Arnulf von Kärnten die Krone trug. Mit verzweifelnder Kraft hängt sich die Kirche an ihn, und noch einmal gelingt es ihr, scheinbare Erfolge zu erzielen. Ludwig das Kind, Konrad von Franken, die Pfaffenkönige — ein letzter schwacher Versuch, das Königtum dem fränkischen Stamm zurückzugeben! Wohl wäre es zu einer Trennung der Deutschen für die nächste Folgezeit gekommen, hätte Bayern nicht jenes fast vernichtende Unglück im Jahre 907 getroffen, welches den Stamm aus der Konkurrenz für einstweilen hinauswarf. Aber auch das scheint uns kein Zufall. Denn mochte auch Bayern von den westlichen und südlichen Stämmen der deutscheste sein, mochte auch infolge seines spätern Eintrittes in den Kreis des von fremder Kultur geleiteten Volkslebens viel mehr echte Volkstümlichkeit sich hier erhalten haben, es genügte dieser Schatz nicht, eine Reformation ins Werk zu setzen, welche ganz Deutschland ergreifen sollte. Das Schwergewicht deutschen Volkstumes lag nicht in Bayern, wo sich Fremdes und Volkstümliches die Wagschale hielten, wo der Gegensatz der Kirche und Laienaristokratie noch am wenigsten fühlbar geworden war; selbst ein Arnulf von Kärnten, der geflissentlich einem engern Anschlusse Sachsens aus dem Wege ging, vermochte der Ueberkraft der Kirche, gerade weil er das that, nicht zu widerstehen; nur im Bunde mit ihr glaubte selbst der kühne Normannensieger die letzte Rettung zu sehen. An die Ohnmächtige klammerte sich dann die Hilflose an, verlassen vom Volke, das sich immer mehr seinen Stammeshelden zuwandte. Also noch weiter zurück! Zurück zu den Sachsen! Zu dem Stamme zurück, der zuletzt eingetreten war in den Kreis der deutschen Völker, wo die Kirche in humanem Streben demütig und vorsichtig waltete, wo noch kein Königtum, auf fremde Machtmittel gestützt, dem Volkstum den Vernichtungskrieg erklärt hatte, wo Heidentum und Volkstum sich hielten in ungebrochener Kraft, und der Christengott selbst sich in einen altsächsischen Etheling umwandeln mußte, um Glauben und Anhang zu finden. Die beiden deutschen Evangelienharmonien, welche uns aus dem 9. Jahrhundert enthalten sind, zeigen in ihrem Gegensatze zu einander, wie nichts anders, das Bild jenes Kampfes zweier Weltprinzipien um die Herrschaft. Während der Heliand, das Werk eines sächsischen, aus dem Volke stammenden Geistlichen aus Ludwigs des Frommen Zeit der Form nach volkstümlich (alliterierend), dem Inhalte nach rein episch ist; während alles Fremdartige ausgeschieden und das Christentum in deutsches Blut und Leben verwandelt ist; während sein Dichter in echt volkstümlicher Weise seinen Namen verschweigt und hinter dem Volke zurücktritt, dessen Stimme er ist: drängt sich in Otfried uns der erste deutsche Dichter auf, den wir dem Namen nach kennen. Otfried war ein Benediktinermönch aus Franken, ein Schüler des berühmten Hrabanus Maurus, später Vorsteher der Klosterschule zu Weißenburg im Elsaß; er widmete sein Werk (um 870 vollendet) Ludwig dem Deutschen. Strophen und Reime des Gedichtes deuten auf den gelehrten Urheber; seine ganze Kunst wurzelt in der geistigen Bildung. Er reflektiert und allegorisiert; er drückt abstrakte und verwickelte Gedanken aus, was etwas ganz Neues und Unerhörtes war und außerdem einen hellen Lichtschimmer auf seine und der damaligen fränkischen Kirche Bestrebungen wirft. So wenig wie Klopstock später, wußte Otfried das zu treffen, was wir epischen Ton nennen. Nehmen wir nun diese beiden Dichtungen als Stimmen ihrer Zeit und fragen, welcher von beiden, der volkstümlichen oder der abstrakt lehrhaften nach dem natürlichen Gesetze der Sieg zufallen mußte, so haben wir uns für den Heliand zu entscheiden. Ein Christentum, eine Religion überhaupt, aufgebaut auf theoretischen Dogmen, ist ein Unding, das in sich selbst zusammenbrechen wird, denn das Gemütsleben des Volkes läßt sich, soll das Volk lebendig bleiben, nie und nimmer nach trocknen Regeln behandeln. Nicht nur

das deutsche Volk mußte christlich werden, sondern auch das Christentum deutsch, wenn es jemals mehr als äußere Form werden sollte. Der lebendige Inhalt des Volkslebens allein konnte die Bande zersprengen, welche eine verknöcherte Religions- und Staatstheorie der damaligen Menschheit anzulegen sich anschickte, und darum ging das Königtum zurück bis zu den Sachsen, wo die natürliche Grundlage für die Weiterentwicklung des kulturellen Lebens geschaffen war, zurück über Schwaben und Bayern, die beide schon größere oder geringere Verluste an dem Schatze ihres Volkstumes erlitten hatten. Es mußte die Bewegung so lange fortgehen, bis sie bei den Sachsen anlangte, denn erst hier war die natürliche Grenze, an welcher sie zum Stehen kommen konnte. Und damit wird der nationalen Opposition der Sieg, eine Errungenschaft, welche schon gegen Karl den Großen mit allen Kräften angestrebt wurde. Damals aber entbehrte die Opposition der innern Berechtigung, weil sie ein allgemeines Gefühl verfocht gegen einen klaren zielbewußten Gedanken. Jetzt war dem anders geworden. Die einst siegreiche Partei hatte die Klarheit ihres Gedankens selbst eingebüßt und mit leeren Formeln, denen einst dieser Gedanke frisches Leben verliehen, suchte sie nun gegen das frische Leben selbst vorzugehen. Aber in diesem Kampfe ward ihr der Herrscherstab aus der Hand geschlagen. Die gewaltige Macht eines erwachenden Volksbewußtseins siegte über die zur Unmöglichkeit gewordene und ins Uebernatürliche geratene Idee einer abendländischen Union. Die sittlichen Kräfte des altgermanischen Heidentums verdrängten noch einmal die zur höchsten Unmoral verkommenen Tendenzen einer ihrem innern Leben entfremdeten christlichen Kirche.

Betrachtet man die Bewegung in diesem Sinne, und befällt uns auch hier wieder die Ahnung, daß das Königtum und mit ihm die politische Weiterentwicklung des deutschen Volkes nicht bei den Sachsen festgelegt wird und für immer festgelegt werden kann, da ja die Kirche und die in ihr vertretene Idee der Weltherrschaft nicht aus der Welt geschafft, sondern nur zurückgedrängt und wieder in den Dienst des Volkslebens gestellt sind, so wissen wir schon jetzt, daß der Kampf beider Faktoren hier nicht abgeschlossen ist, sondern von neuem entbrennen wird. Die Kirche muß es versuchen, will sie dem Gebote der Selbsterhaltung folgen, die politische Entwicklung vom Volksleben wiederum loszureißen und das Volkstum selbst in ihren Dienst, in den Dienst der universalen Idee, zurückzuzwingen. Der Kampf der abstrakten Idee eines allgemeinen Menschtums mit den berechtigten Charaktereigentümlichkeiten der einzelnen Völker ist also nicht zu Ende, und je nach Zeit und Umständen wird bald dieser, bald jener Partei der Sieg zufallen, bis in endlosem Ringen endlich die Erkenntnis durchbricht, daß eine Versöhnung nur möglich ist, wenn die Theorie von ihrer Abstraktion läßt und nicht den Menschen an sich, ein ideales Schattenbild, sondern die Menschen, wie sie sind und sich fortwährend entwickeln, als bewegende Norm hinstellt, und wenn damit die wahre Bildung so weit vorgeschritten ist, daß sie die Berechtigung der Eigentümlichkeiten anderer zugesteht und sich in das Fremdartige hineinzudenken versucht. Sollen zwei rohe Steine auf einander passen, müssen sie geschliffen werden, und dieses Schleifen besorgt im Völkerleben das Leben selbst. Die universale Tendenz der damaligen Kirche aber war in ihrer Art ebenso roh, wie das germanische Volkstum.

Wir geben uns deshalb auch nicht die Mühe, darüber nachzusinnen, wo etwa der Punkt zu finden sei, „von dem ab die Entwicklung unserer nationalen Bildung von der gesunden Entfaltung ihrer natürlichen Anlage abgelenkt wurde", denn dieser Punkt ist da, wo die Deutschen mit andern Völkern in Berührung treten. Und da dies, so lange wir Deutsche kennen, immer der Fall ist, so ist dieser Punkt überall und nirgends. Die gesunde Entwicklung beruht eben darin, daß wir uns mit dieser fortwährenden Berührung und ihren Folgen nach unserer Art abfinden. Hebt deshalb der eine die Zeit Heinrichs I lobend hervor, indem er betont, „daß er der eigentliche Gründer derjenigen deutschen Verfassung gewesen sei, welche dem innern Geiste des Volkes am vollkommensten entsprochen haben würde," und verdammt er darauf das Vorgehen Ottos des Großen, weil seine italienische Politik und kirchlich-imperialistische Richtung das Werk seines Vaters vernichtet habe, so geben wir ihm Recht. Hebt ein anderer dagegen das Wirken Ottos des Großen hervor, indem er behauptet, er habe den damaligen allgemeinen Fragen, dem

äußern Leben des Volkes — denn die Deutschen waren ja nicht nur zu einem innern Leben auf der Welt — viel mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als Heinrich, so geben wir auch ihm Recht. Und so bei jedem folgenden Wechsel der politischen Gestaltungen. Denn wenn die Welle an dem einen Ufer des Sees angelangt ist, wälzt sie sich gegen das andere zurück; die Gesetzmäßigkeit der Bewegung zu verfolgen und zu erkennen, haben wir uns zur Aufgabe gestellt, nicht aber war es unsere Absicht, zu trauern, daß die Welle an dem einen oder andern Ufer nicht einmal hängen blieb. Wir schließen uns deshalb vollkommen der genialen Auffassung Justus Mösers an, indem wir nur seine „gemeinen Landeigentümer“, in denen er die wahren Bestandteile der Nation erblickt, allgemeiner fassen und nicht in der bestimmten Bedeutung, welche Möser ihnen, wenn auch mit Vorbehalt verleiht. Bei ihm aber heißt es: „Die Geschichte von Deutschland hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigentümer, als die wahren Bestandteile der Nation, durch alle ihre Veränderungen verfolgen, aus ihnen den Körper bilden und die großen und kleinen Bedienten dieser Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers betrachten. Wir können sodann dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epopoe geben, worin die Territorialhoheit und der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt, sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältnis des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit mehrer Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir bloß das Leben und die Bemühungen der Aerzte beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken. Der Einfluß, welchen Gesetze und Gewohnheiten, Tugenden und Fehler der Regenten, falsche oder gute Maßregeln, Handel, Geld, Städte, Dienst, Adel, Sprachen, Meinungen, Kriege und Verbindungen auf jenen Körper und auf dessen Ehre und Eigentum gehabt; die Wendungen, welche die gesetzgebende Macht oder die Staatseinrichtung überhaupt bei diesen Einflüssen von Zeit zu Zeit gewann; die Art, wie sich Menschen, Rechte und Begriffe allmählich darnach gebildet; die wunderbaren Engen und Krümmungen, wodurch der menschliche Hang die Territorialität emporgetrieben; und die glückliche Mäßigung, welche das Christentum, das deutsche Herz und eine der Freiheit günstige Sittenlehre gewirket hat, würde sich solchergestalt in ein vollkommenes fortgehendes Gemählde bringen lassen, und diesem eine solche Füllung geben, daß der Historienmahler alle überflüßige Gruppen entbehren könnte.“ — So schrieb Möser bereits in der Vorrede zur Osnabrückischen Geschichte im Jahre 1768. Er war es auch, der es fühlte, „wie unsere Sprache eine Verräterin der edlen Freiheit geworden war und den Ausdruck verloren hatte, welcher zu seinen Begriffen paßte.“ Denn die Begriffe, welche wir heute mit den Worten verbinden, existierten damals noch gar nicht, und die Worte, welche den damaligen Zuständen entsprechen würden, fehlen uns oder sind uns nur wieder dem Begriffe nach verständlich. Das Lateinische war die Sprache der deutschen Schriftsteller, und in abstrakten Wortbegriffen, die man den römischen Vorbildern entnahm, schilderte man das Leben des Volkes, das, wie das Leben eines Kindes noch viel mehr ein Gemütsleben, als ein Gedankenleben war. Die römischen Begriffe aber standen dem Wesen der Dinge noch fremder gegenüber, als unsere heutige Sprache, und so können die Thatsachenberichte noch so korrekt sein, sie sind mangelhaft, weil wir das einzige, was einem Gemälde Leben verleiht, den Wechsel der glühenden, der Natur abgelauschten, damals noch vollkommen ungebrochenen Farben nicht mehr, oder nur sehr verkümmert vor uns haben. Grau in Grau liegen diese Gemälde vor uns, und wenn wir ahnen wollen, welches Leben einst aus ihnen sprühte, so müssen wir nur ein Nibelungenlied oder eine Kudrun zur Hand nehmen. Viel zu sehr betont unsre heutige Geschichtschreibung darum das Thatsächliche. Wir blicken und suchen nach in Erz gegossenen Formen da, wo einstmals ein blühendes Leben stand, welches sich fortentwickelte, bis es abstarb oder vom Sturme geknickt wurde. Alles ist Leben und seine lebendigen Formen, welche stetig wechseln, von denen keine konstant blieb, sind die einzigen, welche wir sehen dürften. Beklagen zu wollen, daß eine Form, welche uns besonders reizend erscheint, in dem fortdrängenden Leben zu Grunde ging und erlosch, ist eine Naivetät, welche, wenn wir sie als Grundlage unserer Handlungen in das Heute versetzen, nur als

traurige Mißgeburt eines fanatisch verschrobenen Gehirns in die Erscheinung treten kann. So wird es denn auch weiter nicht auffallend erscheinen, wenn wir wie bisher dem jeweilig Bestehenden das Recht der Existenz zugestehen, denn es ist dies nur die Konsequenz unserer Auffassung, daß alles, was geschah, unter den obwaltenden Verhältnissen und mit den dabei beteiligten Personen, welche wir nicht aus der Welt schaffen und durch Phantasiegebilde ersetzen können, notwendig geschehen mußte. Ob diese allein objektive Auffassung eine Berechtigung hat, wird wohl auch derjenige, der sonst ohne Tendenz nicht zu denken vermag, zugestehen müssen.

Einen raschen Blick über Deutschlands Gesamtlage! Aeußerlich lag Deutschland nunmehr abgeschlossen da. Ausgeschieden waren die fremden Bestandteile, und fast nur rein deutsches Leben entwickelte sich innerhalb der gewaltigen Naturgrenzen, welche Alpen, Jura und Ardennen, Elbe und Nordsee um Deutschland zogen. Fast abgeschlossen von der Außenwelt hätte ein allmähliches Zurückbleiben und Versumpfen jetzt eintreten können, wäre nicht die Kaiseridee der treibende Keil gewesen, der deutsches Leben immer wieder von neuem befruchtend spaltete und mit andern Völkern in Verkehr und Berührung brachte. „Man hat wohl gesagt, die Deutschen würden besser gethan haben, sich mit dem Kaisertum gar nicht zu befassen, wenigstens erst ihre einheimische politische Ausbildung zu vollziehen, um alsdann mit gereiftem Geist in die allgemeinen Verhältnisse einzugreifen. Allein nicht so methodisch pflegen sich die Dinge der Welt zu entwickeln. Das Innerlich-wachsende wird schon in demselben Augenblick berufen, sich nach außen auszubreiten. Und war es nicht selbst für das innerliche Wachstum von hoher Bedeutung, daß man in ununterbrochener Verbindung mit Italien blieb, welches im Besitz aller Reste der alten Kultur war, von wo man die Formen des Christentums empfangen hatte? An dem antiken und romanischen Element hat sich der deutsche Geist von jeher entwickelt. Eben durch die Gegensätze, welche bei der fortdauernden Verbindung so unaufhörlich hervortraten, lernte man in Deutschland Priesterherrschaft und Christentum unterscheiden." (Ranke.) Die Berührung mit andern Völkern, welche einem Volke, wenn es in ein gewisses Lebensstadium eingetreten ist, zur Lebensbedingung wird, bewirkte anderswo der aufblühende Handel. In Frankreich und England kam es durch das schnelle Aufblühen des Städtewesens und des Bürgertums zur ersten grundlegenden Ausbildung ihrer spätern parlamentarischen Verfassung. Deutschland blieb hier zurück, und ist die Erklärung nur in der natürlichen Beschaffenheit des Landes und der aus ihr erwachsenen Charaktereigentümlichkeit der Deutschen zu suchen. „Von dem Mittelmeer war es geschieden durch die gewaltige Gebirgsmauer der Alpen und ihrer östlichen Fortsetzung; seine Flüsse alle, obwohl sie in die Nordsee mündeten, boten dem Handel eine viel weniger günstige Straße, als die großen Ströme Rußlands und die atlantischen Flüsse Spaniens und Frankreichs. Rhein, Weser und Elbe als Ströme des nordeuropäischen Tieflandes erreichten zwischen weiten Mooren und Waldungen ihre Mündung; der Umstand, daß ihr Oberlauf jedes Frühjahr früher als der untere auftaute und im Andrang gegen die Eisflächen des unteren die Ufer überflutete, und dazu die beständig wechselnde Marschenbildung ihrer Mündungen machten sie zu höchst unsichern und unpraktikabeln Verkehrsstraßen." Mag man dies auch einerseits bedauern, andererseits ist eben doch hervorzuheben, daß die langsame allmähliche Entwicklung des Städtewesens und des Handels, welche in der nächsten Folgezeit fast zaghaft ihre ersten Versuche wagt, für die Ausbildung des innern Charakters des deutschen Volkes nicht nachteilig gewesen ist. Mit dem Handel wächst der Egoismus, nicht nur derjenigen, welche auf raschen und großen Verdienst ausgehen, sondern auch derjenigen, welche als Machthaber des Landes an der Spitze stehen. Nichts entfremdet ein Volk seinem innersten Wesen so, als eine zu frühe übermäßige Hingabe an das äußere Leben. Und es ist darum für das Geistesleben Deutschlands nicht zu beklagen, daß eine von großen Anschauungen getragene Idee dasselbe zuerst in die Welt hinausführte, nicht aber der egoistische Trieb nach materiellem Gewinn und Erwerb. Der spätere Aufschwung des Handels und des Bürgertums sind als Früchte ernster und gediegener Arbeit und Mühe zu betrachten, und in ihrer innern Festigkeit lag das Glück der deutschen Zukunft. Ohne die Hilfe und ohne den Neid der Machthaber aus

sich selbst heraus erwachsen, wurden Städte und Bürgertum zu einem Hort der deutschen Freiheit und des deutschen Wesens. Diese Vertiefung in sich selbst konnte natürlich nicht ohne Nachteil auf das äußere Leben der Deutschen bleiben. So giebt es kein Volk mehr auf dem weiten Erdenrund, welches in seinem Leben so viele ideale Dummheiten gemacht hat, wie das deutsche; aber der Trieb zu denselben lag immer in der Sehnsucht nach Wahrheit, und deshalb erscheinen auch die Fehler in einem viel milderen Lichte.

Einst bei den Galliern erkannten wir, welche furchtbar zersetzende Macht eine hohe Kultur für ein junges Volksleben ist, und jetzt am Ende des neunten und am Anfange des zehnten Jahrhunderts scheint es, als sollten auch die Deutschen das zersetzende Wesen dieser Kultur erfahren. Zwei Vergleiche, welche schon Nitzsch macht, mit andern Völkerentwicklungen, zeigen den entsetzlichen Verfall aller gesunden Kräfte in auffallender Weise. Der eine ist der Vergleich mit dem nordgermanischen Heidentum. Mit welch kraftstrotzender Ueppigkeit wenden sich diese heidnischen Helden ihrem eigenen Leben zu. „Hatte sich unzweifelhaft das nordische Heidentum vollständig bis zu seinen letzten Lebensstadien ausgelebt, so trat inmitten dieser ruhig absterbenden religiösen Kultur eine klare und kräftige Verstandesreife zu Tage, welche mit wunderbarer Sicherheit jede Kraft zu verwerten wußte, auch die ihres absterbenden Kultus, auch die des dafür eintretenden Christenglaubens." Der zweite ist ein Vergleich mit dem Islam. In tropischer Fülle sprießen dort die kulturellen Gebilde empor, und noch nach Jahrhunderten staunt sie die Welt an mit dem Gefühle, als wehe ein göttlicher Märchenzauber um sie seine duftigen Träume. Und Deutschland? Als hätte ein Kind den Aristoteles gelesen und bemühte sich nun, die unverstandenen Begriffe und halbverstandenen Lehren in seinem Dasein zu verwirklichen, so scheint es. Wie oft dieses Kind in die Irre gehen muß, ist nur zu klar; wie oft es in Gefahr kommt, unterzugehen, ist jedem deutlich, der die Wirkung eines abstrakten Satzes auf das kindliche Gemütsleben jemals verfolgt hat. Besitzt dieses Kind so viel Kraft, um wirklich die Lehre endlich nach so und so vielen Irrgängen zu verstehen, und ist ihm dabei so viel Gesundheit und jugendliche Biegsamkeit geblieben, um nicht nur seinen Charakter der Lehre gemäß umzubilden, sondern auch die Lehre seiner eigenen Natur anzupassen, so ist dies nicht ein Beweis für die Güte der Erziehungsmethode, sondern nur für die vorhandene Kraftfülle des Individuums, denn ein solcher Mensch ist wirklich einen Weg gewandelt, den ihm hundert andere nicht nachzugehen vermögen. Es ist ein Experiment der Erziehung, welches in Wahrheit nicht empfohlen werden kann. Und eine solche Folge hatte die Berührung des Germanentums mit römischer Kultur und Christentum. Alle jene Bildungsansätze, von denen uns einst Tacitus berichtet, sind vernichtet: keiner hat sich seiner Natur nach fortentwickelt und nur in den Zeiten furchtbarer Katastrophen bricht die traumhafte Erinnerung an die Vergangenheit wieder durch. Daneben stellen sich dann die Katastrophen auf dem religiösen und sittlichen Gebiete, in denen neben der Erinnerung an die einstige natürliche Entwicklung diejenige an die künstliche Erziehung auflebt, welche das Volk, von verzweifelndem Wahnsinn ergriffen, in die Arme einer zu mystischem Aberglauben gesteigerten Religiosität treibt. Alle diese entgegengesetzten Faktoren erscheinen schon in jener Zeit, in der wir eben stehen, in Thätigkeit, nur daß ihnen jetzt das nationale Element in Sachsen, welches seinen Widerhall findet in den Volksmassen von ganz Deutschland, die Wagschale hält. Denn noch leben überall die alten Götter, noch ist das Heidentum in Sachsen nicht nur im Volke, sondern in allen Kreisen, eine starke Macht. Sanken auch im übrigen Deutschland die alten Göttergestalten aus ihrer einst strahlenden Lichtsphäre durch das Nahen des Christengottes in eine zweideutige Dämmerung, jetzt treten sie hervor, nicht im Kampfe gegen den gekreuzigten Erlöser, sondern im Bunde mit ihm, um die Pharisäer niederzuwerfen, welche heidnische und christliche Ideen zu Gegenständen und Werkzeugen der Parteipolitik und der egoistischen Berechnung in feiler und niederträchtiger Weise mißbrauchen. Die Rolle scheint gewechselt. Nicht die Kirche streitet mehr für die Gleichberechtigung und gegen die Hegemonie, sondern sie trachtet nach der Herrschaft und absoluten Gewalt. Nicht der König wendet sich gegen die Bestrebungen des Adels und tritt auf die Seite der Kirche, um mit ihr zur Hegemonie zu gelangen, sondern er weist die Geistlichkeit zurück und

schließt Frieden mit den Herzogen der verschiedenen Stämme. Die Geschichte steht still und besinnt sich auf ein neues Thema.

„Mit dem Jahre 906 endigt Regino's Chronik, ein Jahr bevor Herzog Liutpold mit der Blüte des bayerischen Volksstammes von den Ungarn erschlagen wurde. Ein schwaches Kind saß auf dem Throne und vermochte nicht das Reich zu schirmen. Es hatte den Anschein, als ob die ganze von Karl dem Großen neu gepflanzte Kultur bereits dahin sinken sollte. Ein Stift nach dem andern wurde den Normannen zur Beute, und was übrig blieb, rissen die räuberischen Großen an sich, die in ihren gegenseitigen Fehden verheerten, was dem äußern Feinde noch entgangen war. Die Sitze der Bildung und Gelehrsamkeit verstummten; auch wenn sie der gänzlichen Verödung entgingen, ließ doch die nagende Sorge um die stets gefährdete Existenz keine wissenschaftliche Thätigkeit aufkommen." So erzählt Wattenbach. Und diesem Verfall der gelehrten Bildung entsprach der Zustand auf allen Gebieten. Furchtbar rächte sich das vergewaltigte Gemüt des Volkes an dem Werke, das öde Theorie vollbracht. Was nützte ihm nun die gelehrte Bildung? Nichts! Was nützte ihm nun die Taufe? Nichts! Zu ihr kann man die Völker zwingen, nicht aber zum Glauben, sagte einst Alkuin, und jetzt zeigte sich, wie recht er hatte, wie tief er in das Volksleben geblickt, wie weit man von der Bahn, die zu Karls des Großen Zeit Kirche und Staat eingeschlagen, abgekommen war. Damals hielt man an dem innern Berufe fest, Sorge zu tragen für das Wohl der Völker und den Egoismus zurückzudrängen, jetzt herrschte der Egoismus und trachtete auf Kosten des Volkes nach Macht und Besitz. Das leitende, alle Gegensätze versöhnende Ideal war dahin und um das nackte Leben rang das Volk, um die Befriedigung raffinierter Herrsch- und Genußsucht rangen kirchliche wie weltliche Machthaber. So sah es in Deutschland aus, als das Königtum zu den Sachsen flüchtete und der Ludolfinger Heinrich im Frühjahr 919 zu Fritzlar von einer Versammlung der Franken und Sachsen zum Könige gewählt wurde.

Vermuteten wir bei der Schilderung der Sachsenkriege gegen Karl den Großen, daß der Zustand des Sachsenvolkes selbst, als Karl zuerst mit ihm in Berührung trat, schon einen gewissen Grad von Zersetzung und innerer Gärung erreicht hatte; zeigte sich uns damals schon das Streben nach einer Zusammenfassung, wie das durch die fortwährenden Kämpfe mit Slaven und Franken auf die Dauer nicht ausbleiben konnte, so schritt dieses Streben fort, nachdem die Sachsen sich der fränkischen Herrschaft unterworfen hatten. Karls Erfolg in Sachsen lag darin, daß der sächsische Adel, der alleinige Blutsadel in Deutschland, auf seine Seite trat. Denn wenn auch in Bayern ein alter Adel fortlebte, er mußte sich vor dem neu emporstrebenden Dienstadel zurückziehen oder in seine Reihen eintreten. In Sachsen aber behielt der Blutsadel seine Macht, und wenn auch das eine Geschlecht vor den andern von den Frankenkönigen begünstigt wurde, im Lande selbst blieb es ein gleichberechtigtes Glied des ganzen Adels. In diesem Gleichgewicht mußte natürlich die gemeine Freiheit der sächsischen Bauern einen viel kräftigeren natürlichen Schutz finden, als in den Verfügungen Karls, welche er gegen Dienstadel und Kirche zu ihren Gunsten traf. Das Volk in seiner gesunden und starken Entwickelung macht einen merkwürdigen Eindruck gegenüber dem hastenden und egoistischen Treiben seiner westlichen und südlichen Nachbarn. Dort die Ruhe des in altem Herkommen festgewurzelten Rechtes, gepaart mit dem Bewußtsein der Kraft und des ehrlichen Besitzes; hier das trübe Hasten nach Gewinn, die ewige Furcht, das heute Errungene morgen zu verlieren. Dort der stolze, seine Freiheit wahrende Bauer im Verkehr mit dem Adel des Landes, geschieden von dem Stande der Hörigen durch feste Schranken; hier das mehr und mehr sinkende Volk auf dem Wege, sich zu einer großen gleichartigen Masse ohne Recht, Freiheit und Ehre zu verschmelzen. Langsam hatte die Entwicklung in Sachsen begonnen — der Anfang ist uns hier verhüllt, wie überall — und durch die fortwährende Berührung mit den Franken, durch die Kämpfe, welche nach Karl dem Großen das Reich erschütterten und die äußeren Feinde immer noch lüsterner machten, in die entzweiten Länder einzufallen, ging die Bewegung ruhig fort. Immer mehr machte sich die Notwendigkeit einer einheitlichen Führung geltend; die Umstände drängten dazu

und so ist es nur zu natürlich, daß es zur Bildung einer herzoglichen Gewalt kam, daß diese Gewalt dem Geschlechte zufiel, welches nicht nur in seinen Vertretern eine wahrhaft imposante Größe zur Schau stellte, sondern auch zu dem fränkischen Reich in gutem Einvernehmen stand. Die „Erkenntnis“ des Notwendigen scheint hier viel mehr und allgemeiner mitgewirkt zu haben bei der Begründung der neuen Macht, als dies bei andern deutschen Stämmen ehedem der Fall war. Wir hören nichts von furchtbaren Katastrophen, welche die Entwicklung zur Monarchie in Sachsen begleitet hätten. Wie der Vollzug eines Naturgesetzes erscheint uns das Emporkommen der Ludolfinger, deren innerer Tüchtigkeit und ruhiger Besonnenheit die Leitung des Sachsenstammes als ein natürliches Recht zufiel. Und als dann dieses Haus trotz der erweiterten Machtfülle seiner innersten Natur getreu blieb; als man es ruhig weiter wirtschaften und sorgen sah, wie ehedem, nur daß der Kreis der Sorgen sich vergrößert hatte, da mußte das innerlich festgegründete Wesen dieses selbstbewußten Geschlechtes, welches zugleich den ganzen Stamm mit sich fortnahm und emporhob zur Entfaltung eines regen politischen Lebens und einer imposanten kriegerischen Macht, dem auf dem Wogenmeere des fränkischen Lebens Umhergeschleuderten wie der sichere Hafen erscheinen, in dem man sein schwankendes Fahrzeug bergen könne. Durch seine Tugenden erschien das Geschlecht der Ludolfinger als der natürliche Erbe Karls des Großen.

Franken und Sachsen wählten den neuen König auf der Grenze ihrer beiden Länder zu Fritzlar in Hessen. Und nach dem, was wir von der Entwicklung in Oberdeutschland sahen, nimmt es uns nicht Wunder, daß Schwaben und Bayern, außer einigen Zweideutigen und Mißvergnügten, welche unter dem Herzogsregimente ihre Rechnung nicht fanden, der Wahl fern blieben. Die vorangegangene Zeit hatte gezeigt, daß man auf eigenen Füßen stehen könne. Wozu also einen König wählen? Heinrich I verstand diese Denkungsart, denn er selbst war aus dem Herzogtum hervorgegangen, und da er sie verstand, kannte er auch das Mittel, ihr entgegenzutreten. Wie die Ludolfinger, als sie Herzoge wurden, nicht anders auftraten, als bisher, so auch Heinrich, als er König wurde. Keine Pläne erfüllten seinen klaren Kopf, deren Verwirklichung einst vielleicht einmal möglich gewesen wäre, sondern das Erreichbare stand ihm vor Augen und lenkte sein Handeln. Das Praktische seines Wesens zeigte sich sogleich bei der Wahl. Als der Erzbischof Heriger von Mainz vortrat, den Gewählten zu salben und zu krönen, dankte Heinrich für die Ehre. Er war Sachsenherzog, und in seinem Herzogtume gab es keine Geistlichkeit, welche sich die „eigentliche“ Weihe des Herrschers als ihr von Gott stammendes Amt angemaßt hätte; nie hätte er als Herzog eine solche Anmaßung geduldet. Auch als König wies er sie zurück, und wenn auch die Geistlichkeit meinte, „ein König ohne Priesterweihe sei ein Schwert ohne Knauf, zu nichts gut und tüchtig“, so bewies eben das Volk, daß es anderer Meinung war, daß es sich der Zeit noch wohl erinnerte, da keine andere Macht als sein Wille und Wort die Könige erschuf. „Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme“: als das Volk ihn gewählt, nannte sich Heinrich „König von Gottes Gnaden“. Das war deutsch. Aber es war auch für die Geistlichkeit eine fatale Sache. In Süddeutschland stand sie in natürlicher Gegnerschaft zu den neuen Herzogsgewalten, und dazu noch dieser König, der sie zurückwies! Wohin sollte sie sich wenden? Doch noch ehe sie zu einem eigentlichen Entschlusse kommen konnte, hatte sich bereits Herzog Burkhard von Schwaben dem neuen Könige unterworfen. Er blieb Herzog der Alamannen, und die Anerkennung des Sachsenkönigs schadete seiner Gewalt nichts. (919.)

In Bayern war das anders. Arnulf, der in so energischer Weise, wie wir sahen, die Herzogsgewalt gegen König und Kirche, wie gegen innere und äußere Feinde behauptet hatte, fühlte sich selbst zum Könige nicht zu schlecht. Vor der Ungarnplage hatte er das Volk kräftig zu schirmen unternommen, und die Säkularisationen halfen dem tief gesunkenen Wohlstande wieder auf. So stand das Volk auf seiner Seite. Die Einnahme



Begegnung Heinrichs I und Arnulfs.

der Hauptstadt Regensburg durch Konrad hatte ihm den wundesten Punkt seiner Stellung entdeckt, und hier heilend einzugreifen war nun seine erste Sorge. Regensburg wurde erweitert, seine Befestigung verstärkt. Die Not drängte zur Anlage von festen Plätzen und die Not war es also, welche den ersten lebens- und fortpflanzungsfähigen Keim von Städten legte. Eichstädt war schon durch seinen Bischof befestigt worden; Graf Sigehard richtete nahe dem Inn die Burg Ebersberg auf, an der sächsisch-slavischen Grenze war Heinrich I in gleicher Weise thätig, und so erkannte auch Arnulf, daß seine Herrschaft sich auf einen festen uneinnehmbaren Punkt stützen müsse, der geeignet war, innern und äußern Feinden imponierend stand zu halten. Mit planmäßiger Verteilung der Baupflicht an die einzelnen Großen wurde das Werk begonnen und rasch vollendet. St. Emmeram mitsamt der Neustadt lagen jetzt innerhalb der Stadtmauer. So erwartete Arnulf die kommende Zeit. Und als nun Schwaben sich bereits dem sächsischen Könige gebeugt, und Heinrich gegen Regensburg heranrückte, da zeigte Arnulfs Werk seine Festigkeit. Nicht nur die Mauern hielten dem Sturme der königlichen Scharen stand, sondern auch die Gesinnung des Volkes bewährte sich für Arnulf gegen Heinrich. „Dieser Sachse", schrieb wenig später ein Bayer, „kam in das Bayernreich, in welchem seine Väter auch nicht einen Fuß breit Landes besessen hatten." Und wieder drängt sich die Sage in das Gebiet der Geschichte hinein und zeigt uns mit farbigen Tönen, wie damals das Volk diese Sache betrachtete und auffaßte. Heinrich konnte es nicht darum zu thun sein, die Streitkräfte der beiden Stämme hier in gegenseitigem Kampfe aufzureiben. Mit der äußersten Vorsicht hatte er, der Sachsenherzog, die ungewohnte Bahn betreten, und mit kluger Berechnung suchten die Sachsen nun sich in der neuerrungenen Stellung zu behaupten. Die Hegemonie des sächsischen Stammes betrachtete man als ein Geschenk des deutschen Volkes, nicht aber als ein Recht, um dessentwillen ein blutiger Krieg gestattet sei. So schlug der König auch jetzt dem Bayernherzog eine Zusammenkunft vor. „Da meinte Arnulf, ein Einzelkampf solle zwischen ihm und dem Könige entscheiden, und tapfer, wie er war, hieß er das Heer in die Stadt zurückziehen und stellte sich in Waffen zur bestimmten Zeit an dem bezeichneten Orte. Hier traf er auf Heinrich, der aber nicht in Waffen, sondern mit versöhnlicher Rede ihm begegnete. „Was widerstrebst du Gottes Gebot?" sprach er. „Sein Wille ist es, daß mich das Volk zum Könige erwählt hat. Hätte das Volk dich auf den Thron erhoben, niemand hätte dies lieber gesehen, als ich. Weshalb willst du um deines Ehrgeizes willen das Blut so vieler Christen vergießen?" Und diese Haltung des Königs wirkte. Ob der Vorgang so war, ist nebensächlich. Die Hauptsache ist, zu erkennen, wie man damals in großen Kreisen über den Streitpunkt dachte. Die Betonung des göttlichen Willens, als der Ursache der Volkswahl, diese unmittelbare Verbindung Gottes mit dem Volke sind für uns viel lehrreicher, als es ein authentischer Bericht des Hergangs jemals sein könnte. Es kam denn auch zur Verständigung zwischen den beiden Fürsten; Arnulf erkannte Heinrich als König und Oberherrn an, und dafür ließ ihm der König die Ausübung der königlichen Rechte in Bayern. Wie weit Heinrichs weise Mäßigung ging, zeigt der Umstand, daß er dem Herzoge und ihm allein in ganz Deutschland, das Recht die Bischöfe in Bayern zu ernennen, zugestand. Damit war das königliche Recht zu Gunsten der herzoglichen Gewalt durchbrochen. Der Sieg der Laiengewalten über die Kirche war in Bayern ein vollständiger, und um so weniger mochte Heinrich anstehen, diesen Sieg des Herzogtums anzuerkennen, als ihm die Bedeutung der Kirche, welche sie hier einst gehabt hatte, fremd war, als er damit in Bayern keinen andern Zustand schuf, als wie er in Sachsen längst und von Anfang an bestand.



Vergleich Herzog Arnulfs mit König Heinrich I. vor Regensburg 920.

(Nach dem Gemälde von W. Rögge.)

So vollzog sich die Umwandlung ganz und radikal, zurück über alle Zwischenstufen drängte die Gesamtheit der deutschen Entwicklung in die Bahnen, welche das gesunde und kräftige Volk der Sachsen bisher eingehalten hatte. Dem Ufer, wo die Götter des deutschen Volkstums harrend und beschwörend standen, wälzte sich die Woge entgegen, und wir erwarten den Rückschlag in kommender Zeit.

Bis zum Jahre 925 gelang es Heinrich in derselben Weise durch kluge und vorsichtige Zurückhaltung, wie durch thatkräftiges energisches Eingreifen zur rechten Zeit auch Lothringen wieder mit dem ostfränkischen Reiche zu vereinen. Durch die Einnahme Zülpichs war Giselbert, Reginars Sohn, in seine Gewalt geraten. Der König ließ ihm die herzogliche Würde, ja er vermählte ihm drei Jahre später seine Tochter Gerberga. Die Anerkennung seiner ostfränkischen Königswürde durch den westfränkischen Karolinger hatte Heinrich bereits im Jahre 921 zu erlangen gewußt bei einer Zusammenkunft beider Herrscher auf einem Schiffe in der Mitte des Rheinstromes. Wo die Wogen des Rheines sich durch die Pforte des Siebengebirges und der gegenüberliegenden Ausläufer sich in breiten Massen der niederrheinischen Tiefebene zuwälzen, fand diese Zusammenkunft statt. Mit Giesebrechts schönen Worten wollen wir die Umschau über Heinrichs inneres Walten beenden. „Im sechsten Jahre seiner Regierung hatte König Heinrich das große Werk der Einigung aller deutschen Stämme und Länder vollendet . . . Fast in der Stille war alles vollbracht; eine neue Ordnung der Dinge war auf Jahrhunderte hin mit Leichtigkeit, wie auf Zauberschlag möchte man sagen, gegründet; endlose Wirren sah man auf das einfachste gelöst. Es war, wie wenn bei nächtlichem Dunkel ein geheimer Schrecken über ein zahlreiches Volk einbricht; da tobt und drängt alles wild durcheinander, und von Minute zu Minute wächst die Verwirrung, bis endlich die Sonne im Morgen aufblitzt und ihre Strahlen die Gefilde vergolden: leicht sondern sich dann die verwirrten Massen, die Ruhe kehrt zurück, und die Welt strahlt wieder in hellem Glanze. Heinrichs klarer Geist war die Sonne, welche das Dunkel über den deutschen Ländern in Licht wandelte."

Mit besonnener Ruhe und weiser Vorsicht hatte Heinrich das Erreichbare verfolgt und erreicht. Mehr wollte er nicht, und auch wir verlangen nicht mehr. Es war der Grund gelegt, aus dem ein schönes und neues Leben zu sprießen vermochte. Und das neue Leben erblühte auch in mannigfach wechselnder Form und Gestalt. Daß dieses Leben nicht so sich gestaltete, wie man es bei dem natürlichen Uebergewicht des sächsischen Stammes voraussetzen sollte, ist nur zu natürlich. Denn nur in der Isolierung hatte Sachsens Macht sich fest und gesund entfaltet. Als es mit Heinrich aus dieser Isolierung heraustrat, war es ebenso natürlich, daß sein Uebergewicht die deutschen Stämme anfangs in seine Bahnen zurücklenkte, dann aber, nachdem das geschehen, begann die Wirkung der allgemeinen Entwicklung sich auch auf die Sachsen zu äußern. Nicht mehr ihrem Dasein allein zu leben war ihnen vergönnt, sie mußten den großen und gewaltigen Zeitströmungen Rechnung tragen, und so konnte es nicht ausbleiben, daß man mehr und mehr in die Bahnen zurücklenkte, welche man ehedem verlassen. Nur gewaltiger und großartiger wird der neue Kampf werden, da frische Kraft den ermatteten Stämmen durch Sachsens Beitritt zugeströmt war.

Durch die Anerkennung Heinrichs erhielt Arnulfs Machtstellung auch die äußere rechtliche Form. Hatten sich schon von der Wahl des sächsischen Herzogs zum Könige die bayerischen Geistlichen mißtrauisch ferngehalten, um so mehr sahen sie sich jetzt genötigt, sich zu entscheiden. Und sie thaten es stumm, da kein anderer Ausweg war. Was hätte ein Protest gegen Arnulf bei Heinrich, was ein solcher gegen Heinrich bei Arnulf genützt? Ohne Widerrede fügte sich der Klerus in die Zeitumstände und suchte sie in seiner Weise zu benützen. Der glimmende Funke liegt unter der Asche dieser Passivität. Er wird zur Flamme erwachen, wenn die Zeitumstände günstiger werden. Einen bestimmten Uebertritt zur heimischen Gewalt aber können wir nicht mit Riezler annehmen, denn wenn auch später einstmals klösterliche Besitzungen in den Händen der Bischöfe sind, so liegt darin kein Beweis für eine positive Erklärung zu Gunsten der heimischen Gewalt. Die Bischöfe griffen zu, und Arnulf ließ es geschehen, weil er so am ehesten, ohne einen neuen

Prinzipienkampf heraufzubeschwören, die Antipathie des Klerus nach und nach zu überwinden gedachte. Eine allzuscharfe Betonung der beiderseitigen Rechte wäre beiden Teilen eher zum Schaden, wie zum Vorteil gewesen, und so kam man stillschweigend überein, sich gegenseitig keine Schwierigkeiten zu machen. So nahm der Bischof Udalarich von Augsburg die Klöster Staffelsee und Ottobeuren; Güter des Klosters Tegernsee finden sich in den Händen der Bischöfe von Regensburg, Trident und Passau; Passau nahm ebenfalls das Kloster Kremsmünster in Besitz, wie die Klöster St. Florian und St. Pölten; Kloster Wörth fiel der Regensburger Kirche zu, Kloster Tegernbach dem Freisinger Bischofe. Drakolf von Freising war der Kühnste im Zugreifen: er beraubte die Klöster Moosburg, Isen und Schäftlarn ihrer Reichtümer. Erzbischof Adalbert von Salzburg (923—935), Pilgrims Nachfolger, war dagegen in anderer Weise bedacht, seinen Besitz zu vermehren und zu arrondieren. Er tauschte Güter mit andern und folgte dabei dem merkwürdigen Prinzipe, daß er gegen die ewige Ueberlassung von kleineren Gütern in den Besitz der Salzburger Kirche größere und bedeutendere Güter auf Zeit zu Lehen gab. So war für den Augenblick beiden Parteien geholfen. Der Bischof hatte das Gut, die belehnte Partei ein reichlicheres Einkommen, aber die Nachkommen dieser letzten Partei hatten nichts mehr, weder Gut noch Einkommen und konnten also nur existieren, wenn sie weitere Opfer brachten. Dieses weitere Opfer aber war dann die persönliche Freiheit. Für ihr Leben gaben sie dieselbe hin; die Leibeigenschaft griff über den Kreis der unterworfenen Römer und Slaven in die deutsche Bevölkerung selbst herein. Adalberts Beispiel mochte dann nach und nach wohl viele Nachahmer finden, wie er auch nicht der erste gewesen sein wird, der dieses System zur Anwendung brachte.

Ohne Zweifel war die Stellung Arnulfs in Bayern eine solche, wie sie vordem kein bayerischer Herzog je besessen. Denn wenn auch Waitz betont, daß Heinrich das Recht eines wahren Königtums, das Wesen eines einheitlichen Staates gewahrt habe, so ist doch festzuhalten, wie auch Waitz selbst zugiebt, daß an allgemein urkundlich festgesetzte Ordnungen dabei nicht zu denken ist. Der Begriffsstreit, in den darauf Waitz namentlich gegen Giesebrecht verfällt, ist deshalb eine Inkonsequenz seiner Anschauung, da uns der Begriff für die Stellung und Gewalt eines solchen Königtums wie solcher Herzogtümer einfach fehlt. Giesebrechts allgemeine Bezeichnung, es sei Heinrichs Schöpfung „fast wie ein loser Staatenbund" anzusehen, nähert sich dem wirklichen Zustande viel mehr, da Heinrichs Königtum von der fortwährenden Rücksichtnahme auf die bestehenden Territorialgewalten keineswegs entbunden war. Hier liegt also ein Punkt vor, der in der Zukunft geregelt werden muß.

Ein zweiter Umstand, welcher unsere Aufmerksamkeit erregt, ist die Stellung, welche Arnulfs Bruder Berchtold in Kärnten einnahm. Gehörte Kärnten auch zu Bayern und herrschte hier Arnulf wie ein souveräner Fürst, ließ er Münzen prägen und sendete seine Gewaltboten aus, kontrollierte er die Grafen und Bischöfe in ihren Amtsbefugnissen, Berchtold stand als „Herzog von Gottes Gnaden" neben Arnulf, nicht daß er diesem mit seinem Herzogtum nicht unterworfen gewesen wäre, wohl aber ist die Betonung einer gewissen Selbständigkeit in dem geführten Titel für die Zukunft nicht ohne Bedeutung: die unausgesprochene Tendenz der Lostrennung zeigt noch überall ihre keimfähigen Wurzeln.

Heinrichs königliche Regierung kommt in Bayern nur äußerst selten zur Anwendung und da in nebensächlichen Fragen. Auch das Schweigen der Quellen über die Einsetzung der Grafen zeigt, wie hier alles einer späteren Regelung vorbehalten blieb. Mag Arnulf auch diese Befugnis ausgeübt haben, so that er es nicht auf Grund eines förmlich abgetretenen und ihm zugestandenen Rechts, sondern weil man es stillschweigend übersah und geschehen ließ. Ob aus der einstweiligen Gewohnheit einmal ein Recht werden sollte, mußte die Zukunft entscheiden. Ebenso ist es wichtig zu betonen, daß Bayern mit dem Verluste im Osten und mit der Einschränkung durch die Ungarn ein Gebiet entzogen wurde, wo es bisher seine Kräfte verwenden und ausdehnen konnte. Es mußte dies eine prinzipielle Aenderung seiner Ausbreitungspolitik hervorrufen. Denn sich auszudehnen ist ein notwendiges Bestreben junger und frisch heranwachsender Völker. Daß es also nicht schon damals zu einem Oesterreich kam, daß Bayern seine Kraft dem

deutschen Reiche wieder mehr zuwandte, ist eine Folge der Eroberung des Donaugebietes durch die Ungarn. Im innersten Zusammenhange steht es damit, daß schon Liutpold seine Aufmerksamkeit gegen Norden richtete. Unbewußt und automatisch streckt er seine Hand aus über die Donau hinüber. Der Nordgau gehörte wieder zu Bayern, und bei dem Sturze des Babenbergers Adalbert (906) fiel ihm wahrscheinlich durch Liutpold ein den Rednitzgau und das Volkfeld in sich schließendes Gebiet zu. Ebenso hören wir von einer Ausbreitung im Westen, wo Herzog Berchtold von Kärnten sich des Unterengadins bemächtigte. Von einer bewußten, ein fernes Ziel verfolgenden Politik kann hier keine Rede sein, aber wie ein Kind durch ewige mechanische Wiederholung lernt und sich endlich des Inhalts des Gelernten auch bemächtigt, so drängt die Natur die Völker ganz von selbst immer wieder in die Wege, welche sie, zum Bewußtsein gelangt, verfolgen werden und verfolgen müssen. Der Verlust des Ostens bedeutet für Bayern den Verlust seiner Selbständigkeit. Wir erkennen zurückschauend das Motiv, um welches die ganze bayerische Geschichte sich naturgemäß drehen wird und drehen muß.

Die Ungarn hatten seit ihrer Niederlage am Inn Bayern in Ruhe gelassen. Aber sie blieben vor wie nach nicht nur Feinde Bayerns, sondern auch des Reiches. Im Jahre 924 waren sie in Sachsen eingefallen. Wie die Wiederherstellung des Reiches noch eine fast nur nominelle Anerkennung fand, zeigt am deutlichsten, daß Heinrich die Hilfe der andern Stämme gegen den mächtigen Feind nicht anrief. Eine furchtbare Verwüstung bezeichnete die Bahn, welche die Ungarn gezogen waren, und ein Glück für Heinrich, daß ihm ein ungarischer Häuptling in die Hände fiel, mit dessen Freigabe es ihm gelang, einen neunjährigen Frieden von den Magyaren zu erkaufen. Gern gestand der König noch oberdrein einen jährlichen Tribut zu. Da ihnen nun hier das Thor verschlossen war, wendeten die Ungarn sich wieder dem südlichen Deutschland zu. Im Jahre 926 fielen sie heerend in Bayern ein, doch gelang es Arnulf ebenso einen Frieden mit ihnen zu schließen, wie es dem Könige in Sachsen gelungen war. Der Grund beider Fürsten, sich gegen diesen Feind Ruhe zu schaffen, mag nicht nur in dem Gefühle gelegen sein, daß man ihm noch nicht gewachsen war, sondern auf anderer Seite erhoben sich nun drohende Stürme, welche die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

In Böhmen war es in der Zeit des vollen Verfalles der deutschen Herrschaft zu der Alleinherrschaft einer Familie, der Premysliden, gekommen. Das Christentum fand im Lande Aufnahme, und namentlich der Regensburger Kirche that sich hier ein neuer Wirkungskreis auf. Hand in Hand mit der Verbreitung des Christentums sahen wir bisher immer die weltliche Macht vorgehen, und so hatte auch Arnulf bereits im Jahre 922 einen Zug gegen Böhmen, welches damals unter der Regierung des minderjährigen Herzogs Wenzel stand, unternommen. Veranlassung mochten zu dem Zuge die Bestrebungen der Großen gegeben haben, die böhmische Kirche von der fränkischen Abhängigkeit zu befreien. Als nun Heinrich nach seinem Frieden mit den Ungarn die alte Grenzpolitik Sachsens wieder mit erneuter Energie aufgriff und sich die Ausbildung des Reiterdienstes wie die Anlage von Burgen namentlich angelegen sein ließ; als er mit nie ermüdendem Eifer in den sächsischen und thüringischen Marken für die Sicherheit des Landes arbeitete und selbst Verbrecher und Räuber heranzog, in der Vorstadt Merseburgs ansiedelte und ihnen als Ziel ihrer Unternehmungen das Wendenland anwies; als er dann endlich selbst sich soweit erstarkt fühlte, den wirklichen Krieg wieder zu beginnen, da konnte ein Zug gegen Böhmen nur mehr eine Frage der Zeit sein. Im Jahre 828 unterwarf der König die Heveller an der Havel und unteren Spree und eroberte ihre Hauptstadt Brennaburg (Brandenburg). Dann zog er südlich gegen die Daleminicier, unterwarf auch sie und legte in ihrem Lande den Grund zu der späteren Stadt Meißen. Von hier ging es gegen die Böhmen im folgenden Jahre, und da war es, daß Arnulf, sein „getreuer und geliebter Herzog", dem Könige Heeresfolge leistete. Allerdings geschah auch dieses, wie wir sicher annehmen können, in der richtigen Erkenntnis Arnulfs, daß hier die Interessensphären beider Herzogtümer, des sächsischen und bayerischen, sich begegneten. Die vereinigten Heere drangen tief in das Böhmerland ein und erschienen vor Prag. Herzog Wenzel verzichtete auf längeren Widerstand, ergab sich und versprach dem Könige Treue.



Arnulf erobert die Burg Verona.

Die Herrschaft in Böhmen führte er von nun an im Namen des Königs. Zu gleicher Zeit hatten die sächsischen Grafen die Redarier (zwischen Havel und Peene) wie die Abodriten und Wilzen (nordwestlich bis zur Ostsee) bezwungen. Doch ein allgemeiner Aufstand der Slaven an der Mittelelbe stellte die Erfolge bald wieder in Frage. Heinrich wurde der Empörung Herr, und in wenigen Jahren konnte er das Land zwischen Elbe und Oder als dem sächsischen Stamm unterworfenes Gebiet betrachten. Den sich in Böhmen kreuzenden Interessen der Bayern und Sachsen aber verdankte das Czechenvolk die Möglichkeit seiner Freiheit.

Wie sehr Bayern aus der bisher eingehaltenen Richtung seiner auswärtigen Politik herausgeworfen worden war, beweist nicht nur sein kriegerischer Versuch gegen Böhmen, sondern namentlich ein Zug Arnulfs nach Italien. Als ob man nach einem Punkte gesucht hätte, wo sich der Spaten hätte einsetzen lassen zur Errichtung eines neuen Werkes, wie das von den Ungarn vernichtete, wandte man sich nach allen Seiten. Durch die Lockungen des Bischofs Rather von Verona wie des Grafen Milo ließ sich Arnulf verleiten, mit einem Heere nach der Lombardei zu ziehen. Aber seine Reiterscharen waren dem Heere König Hugos von Niederburgund nicht gewachsen und erlitten eine Niederlage (934). Wohl gelang es Arnulf, die Burg von Verona zu nehmen, aber dann mußte er den Rückzug antreten. Zu weit sah dieses

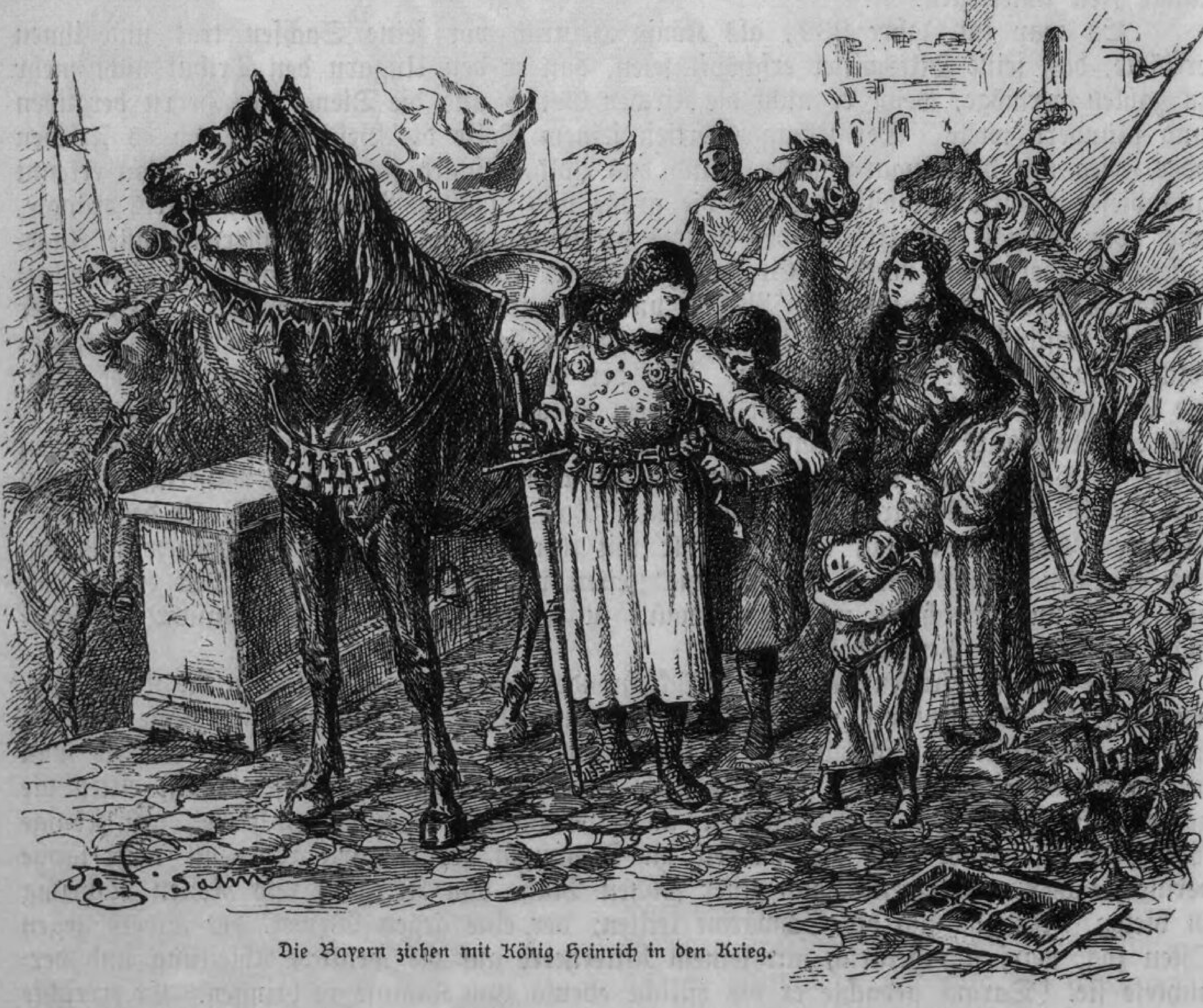
Unternehmen, welches nicht anders hätte enden können, als mit dem Gewinne der Königskrone von Italien, für das damalige Bayern aus, und Arnulf mußte sich bescheiden. Bisher war das Glück ihm hold gewesen, und dieser erste eigentliche Mißerfolg konnte die Stimmung im Lande nicht wesentlich gegen ihn beeinflussen. Aber anstatt dem nächsten und ärgsten Feinde seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und daran zu denken, ihn endlich einmal anders als durch schimpfliche Friedensschlüsse oder höchstens durch in der Defensive gewonnene Siege unschädlich zu machen, ließ Arnulf sich in dieses weit aussehende Unternehmen ein, während Heinrich ihm, wie bei den Böhmen, so auch bei den Ungarn den Rang ablief. Und damit erst wurde Sachsens Uebermacht eigentlich und ohne Widerrede allgemein anerkannt. Bayern war als Rivalin um die Hegemonie in Deutschland für lange Zeit unterlegen.

Es war im Jahre 932, als König Heinrich vor seine Sachsen trat und ihnen erklärte, daß seine Hilfsmittel erschöpft seien, daß er den Ungarn den Tribut nicht mehr zu zahlen vermöge, wenn er nicht die Kirchen Gottes und die Diener des Herrn berauben und plündern wolle. Der König überließ seinem Volke die Bestimmung, ob es Frieden oder Krieg mit den Ungarn wolle. Und das Volk entschied sich für Krieg. Man erkennt aus dieser Nachricht Widukinds, wie die große und mächtige Bewegung rückwärts drängte, wie noch einmal dem Urteile des Volkes die Entscheidung über die allerwichtigste Angelegenheit übertragen wurde. Großartig in ihrer elementaren Konsequenz ist diese allgemeine Rückkehr zu nationalem Wesen und altvolkstümlicher Gewohnheit. Keiner der heutigen Geschichtsschreiber hat wie Giesebrecht den Ton wiederzufinden gewußt, in welchem solche Dinge erzählt werden müssen. Mit der vollen Kürze und Kraft der Ballade fließt die Erzählung dahin, und in farbenreichem Wechsel reiht sich Bild an Bild, jedes für sich ein Kunstwerk, alle zusammen eine Dichtung, in welcher Wahrheit und Schönheit Hand in Hand gehen und sich gegenseitig ergänzen, ohne sich in den wässerigen Wogen des begrifflichen Wortstreites zu verlieren. Das ist es, was seinem Werke den unvertilgbaren Wert giebt, daß er nicht nur mit theoretischer Erkenntnis, sondern auch mit dem warmen Gefühle eines Epikers jene Zeiten und ihr Leben und Treiben erfaßt hat, daß er es uns erleichtert, mit dem Gemüte zu verstehen, was sich der Einsicht des systematisch geschulten Verstandes entzieht.

Die Ungarn hatten von den zurückkehrenden Gesandten nicht sobald die Kunde vernommen, der Sachsenkönig verweigere den Tribut, als sie auch schon ihre Rosse sattelten und in unermeßlichen Schwärmen in Thüringen und Sachsen einbrachen. Als ob man in Deutschland gefühlt hätte, diesmal gelte es einer allgemeinen Entscheidung, eilten die gepanzerten Ritter aus allen Gegenden, auch aus Bayern, kampfesfroh herbei, dem Könige ihre Hilfe anbietend. Heinrich wartete die Trennung der Ungarn ab, denn nicht lange vermochte das ausgesogene Land einer solchen Masse von Kriegern und Rossen Nahrung zu bieten. Und da sich die Schwärme teilten, der eine gegen Westen, der andere gegen Osten zog, warf sich Heinrich mit seinem Ritterheere auf die westliche Abteilung und vernichtete sie. Darauf gedachte er die östliche ebenso zum Kampfe zu bringen. Er erreichte dieselbe bei Riade (Rietheburg in der goldenen Aue, im Thale der Helme). Am 15. März 933 bot ihr Heinrich die Schlacht an. Aber schon hatten die Ungarn das Unglück ihrer Gefährten vernommen, und als nun Heinrich heranrückte, flohen sie in so furchtbarer Schnelligkeit davon, daß eine wirksame Verfolgung unmöglich wurde. Nur das Lager und wenige Gefangene gerieten in des Königs Gewalt, und er konnte die Armen befreien, welche die Ungarn dort zusammengeschleppt hatten. Das war ein Jubel in den weiten deutschen Landen, und wohl mochte Arnulf aus ihm erkennen, was das deutsche Volk von seinen erwählten Herzogen erwartet hatte. Wohl hatte er mit starkem Arme sein Land und Volk beschirmt, doch mehr als jeder Friede mit einem solchen Feinde gewährt ein Sieg über ihn und seine Vertreibung Genugthuung, und der Bayernherzog mochte es wohl bereuen, seiner so schön und mit so vielem Erfolg begonnenen Unternehmungen so bald untreu geworden zu sein. Dieser Erfolg Heinrichs stellte alle früheren Erfolge gegen die Ungarn in Schatten. Die Wenden und Magyaren waren besiegt und von ihren Heimsuchungen die deutschen Länder einstweilen befreit; die Böhmen waren

unterworfen, nur ein Feind blieb übrig — die Dänen. Im Jahre 934 zog Heinrich über die Elbe und zwang Gorm den Alten, den Begründer eines großen Dänenreiches auf Jütland, Schonen und den Inseln, zur Tributzahlung. In dem Gebiete zwischen Eider, Treene und Schlei, der späteren Mark Schleswig, stellte er die Mark gegen die Dänen wieder her, und die vertriebenen Sachsen konnten wieder in ihre alte Heimat nördlich der Elbe zurückkehren.

Das waren Waffenthaten, wie sie, in ihrer Gesamtheit betrachtet und abgesehen von der Bedeutung des einzelnen Erfolges, seit Karl dem Großen kein deutscher König mehr vollbracht. Glänzend hatte Heinrich das Vertrauen gerechtfertigt, das man einst in



Die Bayern ziehen mit König Heinrich in den Krieg.

ihn gesetzt, und auf diesem Vertrauen der deutschen Völker erhob sich sein Haus, das Haus der Ludolfinger, hoch über alle Herzogsgeschlechter in den deutschen Ländern. Durch seine Tüchtigkeit und weise Besonnenheit hatte sich dieses Haus zu königlichem Ansehen emporgeschwungen, und kein Widerspruch regte sich nun, als auch Heinrich daran dachte, die Königswürde seinem Hause zu erhalten. Mit der in sich fest begründeten Königsmacht aber mußte die selbständige Herzogsgewalt früher oder später in Kampf geraten, denn von den Persönlichkeiten eines Heinrich, eines Arnulf und Eberhard und ihrer weisen Mäßigung hing es ab, daß das Nebeneinander selbständiger Gewalten sich so lange ohne Störung des Friedens erhielt, und kaum war anzunehmen, daß auch die Zukunft nur solche Charaktere ans Ruder rufen werde, welche in dem Bewußtsein ihrer Macht auch ohne verfassungsmäßige Uebereinkunft ihr Genüge und ein Ziel ihres Strebens finden würden. Auch hier blieb es dem Leben überlassen, die Grenzen der einzelnen Gewalten gegen einander abwägend zu bestimmen und für die Zukunft festzusetzen.

Als Heinrich am 2. Juli 936 auf seiner Pfalz Memleben die Augen schloß, hatte er bei den Großen die Nachfolge seines Sohnes Otto durchgesetzt. Merkwürdig verschieden sind die Ansichten über die politische Bedeutung Heinrichs. Nitzsch verwirft die Nachrichten über dieselbe als eine Erdichtung der Hofhistoriographie unter Otto I und behauptet, Heinrich sei keineswegs dazu gekommen, für eine deutsche Monarchie haltbare Grundlagen zu schaffen; er sei gestorben, ohne mit einer klaren entschlossenen Politik an die Aufgaben herangetreten zu sein, die seinem Hause gestellt waren, seitdem es die ostfränkische Krone empfangen hatte; erst seinem Sohne sei es gelungen, durch eine große und entschiedene Wendung den Prozeß innerer Auflösung zum Stehen zu bringen. Man kann dies ja, so hingestellt, alles zugeben, auch daß die dürftige Architektonik seiner Grabstätte in der Klosterkirche zu Quedlinburg, verglichen mit der Pracht des Aachener Münsters, die ganze geistige Roheit und Unfruchtbarkeit seines Zeitalters zeige, aber trotz alledem war diese Rückkehr zu dem Versuche, das Mögliche zu erreichen und nicht in der Nachahmung unverstandener Formen sein jugendliches Können und Streben zu ermüden und zu verwirren, wie die weise Selbstbeschränkung Heinrichs eine That welche in ihrer ablehnenden und negativen äußeren Erscheinung den positiv schaffenden Kern in ihrem Innern barg. Nicht nur die Unfruchtbarkeit und Roheit des Zeitalters sprach sich in dieser Politik wie in dieser Architektur aus, sondern auch die Schlichtheit und Natürlichkeit des sächsischen Wesens. Heinrich rodete das Feld von furchtbarem Unkraut, weil er erkannte, daß kein Saatkorn in dieser Wildnis aufzukommen vermöge. Hätte er es versucht, sich der mächtig gegen das Seeufer herandrängenden Woge entgegenzuwerfen, er wäre hinweggeschwemmt worden wie sein Vorgänger Konrad; so folgte er wie ein besonnener Lenker dem Wogendrange der Zeit und ohne Wirbel und Strudel floß die Bewegung ihrem natürlichen Endpunkte zu. Erst von hier aus mußte sie zurückwallen, und mit der zurückwallenden Woge trieb dann Ottos des Großen glänzend geschmücktes Fahrzeug hinaus in die offene wildbewegte See. So standen Vater und Sohn in ihrer Zeit; beide erkannten das Ziel der Zeitströmung, und in dieser Erkenntnis sind beide gleich groß. Daß Heinrich in ablaufender, Otto in aufsteigender Strömung ans Ruder kam, ist nicht ihr Verdienst, sondern ihr Schicksal. Die Größe eines Mannes ist unzerreißbar an seine Zeit geknüpft, und ein Bismarck vor fünfzig Jahren wäre zum Harlekin der Welt geworden. Daß mithin die Ansicht wohl berechtigt ist, auch Heinrich sei ein großer Herrscher gewesen und von der Wiederherstellung des Reiches ein guter Teil des Ruhmes ihm zuzuweisen, wird man wohl zugestehen müssen. Erst mit der Königskrone, die er seinem Sohne gewann, nicht aber mit dem königlichen Namen, welchen ihm, dem Vater, die Großen übertrugen, wurde ein positives Vorgehen möglich. Daß Heinrich sich beschränkte in der Sorge seinem Nachfolger den Weg zu bahnen, daß er durch seine Thaten das Recht zur Nachfolge seinem Sohne gewissermaßen erwarb, daß er sich zu mäßigen und die Zeit zu erwarten verstand, war eine große That, ohne welche Ottos I Größe nicht denkbar wäre.

Erkannten wir schon in der anfänglichen Rivalität der beiden Herzoge Arnulf und Heinrich, wie sich Bayerns Politik nach der Ungarnschlacht von 907 den deutschen Verhältnissen wieder mehr zuzuneigen bestrebte, so ist jetzt erst recht die Entwickelung der Dinge in Bayern nicht zu verstehen, wenn wir nicht fortwährend die Entwicklung der übrigen deutschen Stämme mit im Auge behalten. Für das Land und Volk zwischen Donau und Alpen war Arnulfs starkes inneres Regiment ein Glück; das aber benachteiligte Bayern vor Sachsen, daß auch Arnulf keine feste äußere Politik seinem Lande wiederzugeben vermochte. Nur einmal ging er positiv und offensiv vor — in Italien — und dieses eine Mal mißglückte. Im übrigen beschränkte er sich auf die Defensive; selbst seine Stellung und die seiner Nachfolger zum Reiche suchte er nicht positiv zu regeln.

Als nun der vierundzwanzigjährige Otto in Aachen gekrönt werden sollte, begab sich auch Arnulf nach der alten Kaiserstadt. Noch zu Lebzeiten seines Vaters hatte Otto

auf einer Versammlung der Großen in Erfurt (Anfang 936) die Zusage derselben erhalten, ihn zum Könige zu wählen. Man hielt ihm die Zusage. Franken und Sachsen wählten ihn. Das aber genügte Otto nicht, und mit einer Entschiedenheit ging er den ersten Schritt auf seiner Bahn, die wenige in dem jungen Manne vermuteten. Er verlangte die Huldigung der Großen. Nicht wie sein Vater wollte er im Lande umherziehen, jeden einzelnen zur Anerkennung persönlich zu bereden; die Großen sollten zu ihm kommen und ihm sagen, daß er ihr König sei. Und so geschah es. Im Anfange August erschienen die Herzoge und Grafen und huldigten dem neuen Könige in der alten Kaiserpfalz zu Aachen. Schon in der Wahl des Ortes, in der Bestimmung, daß nach der Huldigung die Krönung und Salbung durch die Geistlichen vollzogen werden sollte, erkennen wir, daß Otto eine Bahn betrat, welche fern ab von den Wegen lag, die einst sein Vater gewandelt. An der Pforte des Aachener Domes nahm den Gewählten Erzbischof Hildebert von Mainz in Empfang. Er führte ihn mitten in das Innere der Kirche und zeigte ihn dem Volke mit den Worten: „Sehet, ich führe euch Otto zu, den Gott zu euerem Könige erwählt, König Heinrich bestimmt und alle Fürsten erhoben haben. Gefällt euch solche Wahl, so erhebet eure Rechte zum Himmel!“ Und das Volk blieb mit seinen Wünschen nicht zurück; tausendfacher Segensruf erschallte durch die geweihte Halle. Dann führte der Erzbischof den König weiter zum Altare und überreichte ihm Schwert und Wehrgehenk, Mantel und Spangen, Scepter und Stab mit Worten der Ermahnung. Zuletzt folgte die Salbung mit dem heiligen Oele und die Krönung mit dem Diadem; bei der Krönung half Erzbischof Wickfried von Köln, denn in seiner Diözese lag die Krönungsstadt. Mit einer Messe endigte die kirchliche Feier. Nach derselben schritt man in der Pfalz zum Mahle, und hier war es, wo die Herzoge des Reiches dem Könige zum erstenmale ihren Dienst erwiesen. Giselbrecht von Lothringen war als Kämmerer thätig, als Truchseß Eberhard von Franken, als Vorsteher des Schenkenamtes Hermann von Schwaben, als des Reiches Marschalk Arnulf von Bayern. Hatte einst Karl der Große Salbung und Krönung der Geistlichkeit zugestanden, weil er ihrer bedurfte, so hatte sich dieses Verhältnis jetzt geändert. Ohne die Zustimmung der Geistlichkeit war Heinrich König gewesen, ohne ihre Zustimmung war Otto gewählt worden; auch er war König gewesen ohne Salbung und Krönung, doch hätte die prinzipielle Zurückweisung der Geistlichkeit jetzt keine Bedeutung gehabt. Sie hätte dem Könige einen Kreis von Männern entfremdet, welchen er im Herzen geneigt war. Und so wich Otto von dem Vorgehen seines Vaters ab, denn die Zeiten waren andere geworden. Diesem ersten Schritte aber mußten andere folgen, und bald wurde es denn auch klar, was der König bezweckte. Nicht als oberster Herzog wollte er dastehen unter seines Gleichen, sondern als König über allen. Diese Entwicklung zur wahren, in sich fest begründeten Monarchie war eine Notwendigkeit, an welcher nun einmal kein junges Volk und Staatswesen vorbeikommen kann, soll nicht im ewigen Widerstreit gleichgestellter Gewalten des Volkes Kraft zersplittert werden und zu Grunde gehen. Anders verhält es sich, wenn im Volke selbst die politische Erziehung so weit vorgeschritten ist, daß sein geeinter Wille mehr und mehr der jeweiligen Regierung Ziel und Richtung bestimmt. Aber diese unerläßliche Grundlage fehlte dem damaligen Staatswesen. Ein Selbstherrscher mußte die Zügel der Regierung erfassen, und Otto erkannte das. Mit ihm aber erkannte sein Walten auch der ganze hohe Adel des Reiches, dessen bisherige Entwicklung den Bestrebungen Ottos schnurstracks entgegenlief. Ja, hätte Otto das Lehenswesen aus der Welt zu schaffen und das ganze deutsche Volk wieder zu einem freiheitlichen, selbstthätigen politischen Leben zu erheben vermocht! Aber zu dem Ziele war ein weiter Weg, und Jahrhunderte bedurfte es, dasselbe zu erreichen.

Unter allen deutschen Stämmen hatte in Bayern die Herzogsmacht sich zur größten Selbständigkeit entfaltet. Wenn irgendwo mußte sich hier zuerst der Wechsel des Systems im Reiche fühlbar machen. Kaum hatte sich die Nachricht von Heinrichs Tode verbreitet, als eine allgemeine Reaktion gegen das sächsische Regiment losbrach. In Böhmen hatte Herzog Boleslav seinen Bruder Wenzel ermordet und die Herrschaft an sich gerissen; ein gegen ihn entsendetes sächsisch-thüringisches Heer ward vernichtet und Boleslav behauptete noch volle zehn Jahre in fortwährenden Kämpfen seine Selbständigkeit. Die Wenden an

der Unterelbe mußte König Otto mit seinem Freunde Hermann Billung selbst bekämpfen, den er als Markgraf dort zurückließ. In Franken gärte es, da man die herausfordernde Haltung der Sachsen unerträglich fand. Die Ungarn fielen 937 wieder in Sachsen ein. Otto wies sie zwar zurück, aber er vermochte sie nicht zu hindern, daß sie anstatt ihrer Heimat sich dem Westen zuwandten. Und da starb denn auch Arnulf von Bayern in unglücklicher Zeit, da Ottos Aufmerksamkeit nach allen Seiten in Anspruch genommen war.

Am 14. Juli 937 war Arnulf gestorben. Sein Grab wurde ihm in der Klosterkirche von St. Emmeram bestellt, wo noch ein Denkstein die Stelle bezeichnet. Mehrere Söhne hinterließ der Herzog, von denen der älteste, Eberhard, ohne weiteres vom Herzogtume Besitz ergriff. Das war gegen Ottos Willen, wenn auch der gleiche Vorgang, der einst Arnulf zur Herzogswürde geführt hatte, ihm eine gewisse Berechtigung verlieh. Eberhard verweigerte dem Könige die Huldigung; er fühlte sich wie sein Vater als Herzog von Gottes, nicht aber von König Ottos Gnaden. Der aber kam nach Bayern Anfang des Jahres 938, um Eberhard zu gütlichem Vergleich zu bringen. Indessen mochte der Bayernherzog von den Unruhen in Franken und Lothringen vernommen haben: er beharrte in seiner Weigerung. Einem Angriffe des Königs wußte er zu widerstehen. Otto rüstete von neuem und drang zu Ende des Jahres noch einmal in Bayern ein. Rasch unterwarf er sich das Land. Eberhard war verloren; er mußte sich unterwerfen und der Herzogswürde entsagen. In der Verbannung ist er verschollen. Hatten wir, als wir die Auseinandersetzung Bayerns mit Sachsen befürchteten, mit einer gewissen Spannung auf den Ausgang geblickt, so enttäuscht uns der jetzige vollkommen, und wohl müssen wir in Eberhards Persönlichkeit die Schuld dieses kläglichen Ausganges suchen. Ein großes Wollen — ein geringes Können waren, wie es scheint, die Charaktereigenschaften des jungen Herzogs, und deshalb findet man auch nirgendwo in der Erzählung dieser Begebenheiten eine Andeutung von Mitleid, wie es ein wirklich tragisches Geschick, wie dasjenige Tassilos war, wachzurufen pflegt.

Otto stand nun der Frage gegenüber, wie er die herzogliche Gewalt fürderhin zu gestalten gedenke. Die Antwort, welche er gab, ging nicht nur Bayern, sondern alle Herzoge des Reiches an. Arnulfs Bruder Berchtold erhielt gegen alles Recht der Erbfolge, allein durch des Königs Machtspruch, die herzogliche Würde. Damit trat der Herzog in den Kreis der königlichen Beamten zurück. Aber auch so schien Otto die Macht des Herzogs noch zu groß. Von seinen Befugnissen trennte er einen Teil ab und namentlich das königliche Recht, die Bischöfe des Landes zu bestimmen, behielt Otto der Krone vor. Neben dem Herzoge wurde dann in Arnulf, dem jüngsten Bruder Eberhards, ein Pfalzgraf für Bayern ernannt. Außer den richterlichen Pflichten erhielt der Pfalzgraf die Aufsicht über die königlichen Burgen, Güter und Lehen, wie über die Einkünfte des Reiches: dem Herzoge stand demnach ein Beamter gegenüber, der direkt das königliche Recht selbst zu vertreten hatte. In dieser Zweiteilung der obersten Gewalt allein erkannte Otto die Gewähr für die Anerkennung und Sicherheit seiner Herrschaft. Und als er dann noch Judith, die schöne Tochter Herzog Arnulfs, seinem Bruder Heinrich vermählt hatte, da schien das Interesse der herzoglichen Familie so weit getrennt und andrerseits mit dem königlichen Hause so eng verknüpft, daß der König der weitern Entwicklung ruhig zusehen konnte. Und er täuschte sich nicht. Das Schweigen der Quellen über Bayern in der nächsten Zeit ist das beste Zeichen, daß die Ruhe des Landes erhalten blieb.

Mit kühnem Segelfluge hatte Ottos Fahrzeug den sichern Hafen verlassen. Mehr und mehr entschwindet die verlassene Küste seinen Augen. Den Reichsangelegenheiten, der Monarchie widmet er seine Aufmerksamkeit. Dem sächsischen Grenzadel, der bisher in unmittelbarer Fühlung mit seinem Herzoge und Könige stand, überläßt er den Kampf gegen die Slaven. An bedrohte Punkte stellt er Markgrafen, wie Hermann Billung und bald darauf Gero, und entfremdet sich dadurch immer mehr den Adel des Heimatlandes. In Bayern gibt er die Erklärung, wie er die Herzogsgewalt aufgefaßt wissen will; die ganze herzogliche Aristokratie gerät gegen ihn in Opposition. Und nicht nur das! Ottos tiefe Ueberzeugung von der Hoheit und Würde seiner königlichen Stellung, die Hervorkehrung der Majestät beleidigt seine Brüder und Verwandten und reizt sie zum Wider=

stande gegen ihn. Ein schwankes, wankendes Fahrzeug auf dem mächtigen Wogenmeere der Zeit, so schießt Ottos Fahrzeug dahin den Stürmen entgegen. Ist es die Fahrt zum Untergang oder zur lachenden sonnigen Küste? Der Steuermann erkennt im Nebelgrau der Ferne das lockende Bild: Monarchie, Kaisertum, Weltherrschaft — immer deutlicher werden die Umrisse. Wird er das Ziel erreichen? Wird die trügerische See ihn und sein Haus verschlingen, wie sie die Häuser Chlodwigs und Karls des Großen verschlang?

Die Bewegung gegen Otto begann in Hessen. Dort hatten Angehörige des sächsischen Adels fränkische Lehen erhalten und verweigerten nun dem Herzoge Eberhard den Lehenseid. Dieser aber, auf sein herzogliches Recht gestützt, griff zu den Waffen, die Unbotmäßigen zu züchtigen. Otto aber hielt durch dieses eigenmächtige Eingreifen die Autorität des Königs für verletzt und verurteilte Eberhard zu einer Geldbuße, einen Teil seiner Gefährten aber zum Hundetragen, einer der schimpflichsten Strafen jener Zeit. Der alte Eberhard, der einst dem Sachsen die Königskrone überbracht hatte und sich jetzt so behandelt sah, wurde aufs äußerste gegen den jungen König erbittert. Er wußte Thankmar, Ottos älteren Stiefbruder, den Sohn Heinrichs aus einer nicht anerkannten Ehe, an sich zu ziehen, da dieser dem Könige grollte wegen der vermeintlichen Vorenthaltung eines Lehens, das ihm, nicht dem Markgrafen Gero, dem es verliehen wurde, gebührte. Und so brach die Empörung offen aus. Zwar versuchte Otto noch Mittel der Versöhnung und Güte, allein sie fruchteten nicht. Bei Lippstadt nahm Thankmar seinen jüngeren Stiefbruder Heinrich gefangen und sendete ihn an Eberhard. Schon wurde es auch in Sachsen unruhig. Da fand Otto unerwartete Freunde. Die Konradiner gerieten in Feindschaft gegen einander, und namentlich Herzog Hermann von Schwaben, Eberhards Vetter, und mit ihm ein anderer Verwandter Eberhards, Graf Konrad, genannt Kurzbold, vom Niederlahngau, wandte sich mit Hermann Billungs Bruder, Wichmann, dem Könige zu. Thankmar hatte die Eresburg besetzt. Otto zog gegen ihn und fand die Thore geöffnet. In einer Kirche, wohin Thankmar geflüchtet, traf ihn die Lanze eines ergrimmten Verfolgers, und so fand der Unglückliche ein frühes Ende. Da war es auch um Eberhards Widerstand bald geschehen. Er ließ Heinrich frei und unterwarf sich dem Könige wieder, der ihm Verzeihung gewährte.

Doch schon war ein neuer ärgerer Sturm im Anzuge. Ottos Bruder Heinrich beneidete den König um seine Würde, weil er glaubte, ein besseres Recht auf die Krone zu haben, da er ein Königssohn sei, während Otto zur Welt kam, als Heinrich noch Herzog von Sachsen war. „Edleres Blut rinnt in meinen Adern", soll Heinrich trotzig ausgerufen haben, als die Entschließung der Großen in Erfurt ihm kund wurde. Wie nichts ist diese Anschauung bezeichnend für die Auffassung der damaligen Zeit. Dazu war Heinrich nicht nur der Liebling seiner edlen Mutter Mathilde, sondern auch aller Sachsen. Sie sahen in ihm das Ebenbild des Vaters und freuten sich des herrlichen Jünglings, wo er immer erschien. Jetzt hatte Eberhard den Ehrgeiz Heinrichs wieder anzustacheln gewußt und mit dem Königssohne den Sturz des Bruders verabredet. Wie immer lockten die Zerwürfnisse im Reiche auch diesmal die äußeren Feinde an. Und auch diesmal ließen die Ungarn es sich nicht nehmen, in Sachsen einzufallen. Doch schon bewährten sich Heinrichs Burgen, und ohne großen Schaden zu thun, mußten die Feinde das Land wieder verlassen. Es war das letztemal, daß sie im nördlichen Deutschland heerten. — Otto entdeckte die gegen ihn geplante Verschwörung erst, als Heinrich das Land bereits verlassen und sich mit seinem Schwager Giselbert von Lothringen verbunden hatte. In den nun folgenden Kämpfen entwickelte die Aristokratie noch einmal ihre ganze Macht gegen das Königtum, welches sie bereits zu Boden gerungen wähnte. Auf ihrer Seite stand Heinrich, der Königssohn, der Freund des sächsischen Adels. Ottos Persönlichkeit tritt uns entgegen nicht mit der Macht und Wucht eines kriegerischen Eroberers, nicht mit dem Adlerblick des Feldherrn, sondern mit der innigsten Ueberzeugung von seiner Würde, mit dem festesten Glauben an sein gutes königliches Recht, und wenn seine Stärke ihn zu verlassen droht und keine Rettung mehr möglich scheint, erhebt sein unauslöschliches Gottvertrauen von neuem seinen Mut und heftet oft wunderbaren Sieg an seine Fahnen.

Bei Xanten erlag das lothringische Heer der Vorhut Ottos. Eine kleine Zahl von ergebenen Streitern warf die große Masse der Feinde in die Flucht. List und Kühnheit paarten sich zu diesem Werke, und die Sage heftete sich an den Sieg Ottos. Aber nicht die Herzoge waren mehr die gefeierten Helden des Volkes, sondern der König, ein Beweis, wie die natürliche Bewegung auch bis in die unteren Schichten des Volkes ihre Wirkung erstreckte. Am ganzen Rheine lohte der Aufruhr, und nachdem Otto die Wenden wieder zur Ruhe gezwungen, eilte er dem Kampfplatze am Rheine wieder zu. Auch Eberhard hatte sich von neuem gegen den König erhoben. Es stand schlimm um den Bestand des Reiches, und in dieser höchsten Not wandte sich Otto an den Erzbischof Friedrich von Mainz um Vermittlung. Der übernahm dieselbe, überschritt aber seine Vollmacht, und als Otto die von Friedrich den Empörern zugesagten Bedingungen verwarf, ging auch der Erzbischof zu den Feinden des Königs über. „Alle Hoffnung war dahin, daß die Herrschaft der Sachsen ferner bestehen könne", sagt Widukind. Wieder ein unerwarteter Umschwung — Ottos Krone war gerettet. Die verbündeten Herzoge wurden bei Andernach von Hermann von Schwaben und Konrad Kurzbold überfallen. Eberhard fällt im Streite, Giselbert findet auf der Flucht in den Fluten des Rheines seinen Tod. (939.) Heinrich floh, als er die Nachricht empfing, nach Frankreich, während der Erzbischof von Mainz in des Königs Gefangenschaft geriet. Mit diesem einen wunderbaren Schlage war der Aufruhr beschwichtigt und Ottos Herrschaft gesichert. Er beruhigte Lothringen und drang dann im Jahre 940 in Frankreich ein, wo er bis in die Nähe von Paris gelangte. König Ludwig von Frankreich hatte inzwischen Gerberga, Giselberts Witwe, die Schwester Ottos geheiratet, und zu ihm standen eine Menge Lothringer, welche von den Sachsen nichts wissen wollten. Ottos Zug nach Frankreich blieb jedoch ohne Resultat. Das Stammesherzogtum in Franken ging mit dem Tode Eberhards unter. Die östlichen Teile um Bamberg mit dem Obermain kamen an Bayern, während die hessischen Gegenden und die Rheinlande in der Obhut des Königs verblieben.

Und Bayern? Es ist merkwürdig, wie richtig Otto gerechnet hatte. Das Land blieb unter Berchtolds Führung ruhig. Selbst emporgekommen durch den Sturz eines Herzogs, hielten der neue Herzog und der Pfalzgraf treu zum Könige. Und auch anderwärts zeigte sich dieser Abfall vom Herzogtum, wie er in Bayern zuerst eintrat, als Otto gegen Eberhard zog. Die Spaltung der Konradiner, ihr Zwist gegen Eberhard entstammte demselben Streben einer gewissen Partei des hohen Adels, im Bunde mit dem Königtum gegen das Stammesherzogtum sich selbst emporzuschwingen. Drei Herzogtümer hatten sich der königlichen Gewalt beugen müssen, Hermann von Schwaben war freiwillig auf des Königs Seite getreten, da ihn der Haß gegen seinen Vetter Eberhard dazu trieb. Noch fehlte die volle Versöhnung Heinrichs, es fehlte die Beschwichtigung des sächsischen Adels, welcher immer mehr auf Heinrichs Seite getreten war. Wohl unterwarf sich Heinrich für den Augenblick, aber in seinem Innern glühten Haß und Ehrgeiz fort. Inniger verband er sich wieder mit dem Adel seiner Heimat, der laut über die Strenge und Kargheit des Markgrafen Gero klagte und ihm zuletzt den Gehorsam verweigerte. Der Erzbischof Friedrich von Mainz war auch wieder in diese neue Verschwörung verwickelt, deren Mitglieder schließlich beschlossen, bei der nächsten Osterfeier zu Quedlinburg den König zu ermorden. Otto erfuhr von dem Plane, aber er ließ sich nichts merken. Das Osterfest wurde in Quedlinburg gefeiert, um den König weilten seine treuesten Diener, der Plan ward vereitelt. Nach dem Feste aber ging Otto streng ins Gericht. Mit Leib und Leben büßten einige ihre Schuld, andere mit Verlust ihrer Güter; Erzbischof Friedrich von Mainz mußte sich durch öffentliche Kommunion von dem Verdachte reinigen; Heinrich entkam, kehrte aber zurück und bat den Bruder um Verzeihung. Den Bitten der königlichen Mutter hatte Otto sein Herz nicht verschließen können, er verwies den Bruder zur Haft nach Ingelheim. Am Weihnachtsfeste 941 warf Heinrich sich in Büßergewand dem Könige zu Füßen, und in der weiten Domhalle zu Frankfurt, in welcher eben der tausendstimmige Ruf „Friede den Menschen auf Erden" erklungen war, schenkte Otto dem Bruder seine Vergebung und Liebe wieder. Ungetrübt blieb von nun an das Verhältnis zwischen beiden, so daß man schließlich sagte, die beiden Brüder hätten das Reich zusammen regiert. —

An dem Stoffe zu herrlichen Königsdramen fehlt es unserer Geschichte, wie wir sehen, nicht, nur an einem Shakespeare hat es uns bisher gefehlt.

Und wenn wir nun zurücksehen, wie nach Heinrichs I Tode die ersten entscheidenden Schritte Ottos alles wieder in Frage stellten, was Heinrich errungen hatte, dürfen wir dann wohl sagen, des Vaters Politik sei eine unfruchtbare gewesen? Wir glauben nicht. Bis auf den Punkt der vollkommenen Ausgleichung hatte er die gespaltene Bewegung auslaufen lassen, und erst hier trat die Frage hervor, was jenseits dieses Punktes kommen solle? Denn daß man nicht stehen bleiben konnte, war ja klar. Otto gab die Antwort, wie wir sahen, nach Zeit und Umständen. Von vaterländischem Ufer hatte er sich angeschickt zu neuer Fahrt, und des Vaterlandes Schätze nahm er nun mit hinaus in die weite Welt, sie dort zu verwerten. Wie gesund und richtig diese Politik war, muß jeder einsehen, der nicht verblendet an einem Punkte hängen bleibt, sondern die Entwicklung des Volkslebens im Leben selbst, in der frischen Bewegung und Regung seiner Kräfte sucht. Eine Fortsetzung der königlichen Politik Heinrichs über den Punkt der Ausgleichung hinüber hätte nicht eine Weiterentwicklung, sondern den Verfall alles Lebens und Strebens zur Folge gehabt. Im Indifferentismus wäre das deutsche Volk zu Grunde gegangen. Doch auf der Seite des klar sehenden Königs stand des Volkes gesundes Fühlen, wie wir sahen. Getragen von dieser Macht konnte Otto den Kampf wagen. Es ist nun nur zu natürlich, daß Otto jenen bisher zurückgedrängten Faktor wieder in den Kreis seiner politischen Bestrebungen zog: die Kirche. Schon Heinrich I hatte in seinen letzten Jahren hieran gedacht, ein Zeichen, wie er die Strömung der Zeit mit klarem Blicke erkannte. Die Kirche mußte in der neuen Organisation unbedingt ihre Stelle finden, und diese Stellung konnte, da sie ihr angewiesen wurde, keine andere sein, als eine dienende. Im Dienste des Königtums sollte die Kirche zu neuer Macht und neuem Ansehen erblühen. Ein allgemeinerer Geist zog wieder ins Land und übernahm die Führung; die Geschichte der Landesteile tritt damit zurück hinter der Geschichte des Reiches, und nur in ihr finden die Begebnisse in den einzelnen Teilen ihre Erklärung. Es wäre darum vollkommen unnatürlich, wollten wir hier die zurücktretende Geschichte Bayerns willkürlich in den Vordergrund drängen, denn ohne einen inneren Zusammenhang zu verfolgen, erzählen zu wollen, was in den einzelnen Jahren in Bayern geschehen ist, erkennen wir nicht als unsere Aufgabe.

Otto konnte nicht hoffen, daß man ihm freiwillig die Macht einräumen werde, welche ihm zum Bestande des Reiches wie zur Erfüllung seiner Aufgabe nötig schien. Er mußte suchen innerhalb des Adels, der sich die Früchte seiner Siege nicht gerne rauben ließ, wie innerhalb der Kirche, welche stets noch mit ihren Träumen nach den Zeiten Ludwigs des Kindes und Konrads I zurückschweifte, sich die ergebenen, dienstfähigen Kräfte heranzubilden, denn das Volk hatte ja aufgehört, jene waffenstarke, kompakte Masse zu sein, als welche wir es einst kennen lernten, es war der Name des Volkes übergegangen auf den waffentragenden Teil der Bevölkerung, auf die Leute des Lehensverbandes. In dem Stande der niederen Freien konnte Otto wohl einen Rückhalt in der Not, aber keine Macht finden, welche gegen die Bestrebungen der oberen Stände ausgereicht hätte. Die Entwicklung der Gesellschaft aus der Welt zu schaffen, wäre gar keine Macht vorhanden gewesen. Die Einsetzung Berchtolds als Herzog in Bayern und neben ihm Arnulfs als Pfalzgrafen, die Vernichtung des fränkischen Herzogtums, die Erhebung der Markgrafen Hermann Billung und Gero zeigten von Anfang, wie Otto gegen die weltliche Aristokratie vorzugehen gedachte. An das Herzogtum schlossen sich alle Bewegungen, welche sich gegen das Reich und Königtum richteten. Die Einsetzung von Pfalzgrafen, denen die Wahrung des königlichen Rechtes gegenüber den provinziellen Interessen der einzelnen Landesteile und ihrer Herzoge oblag, zeigte sich Otto als das erste Mittel, seine Absichten durchzusetzen. Ein zweites Mittel war, die Herzoge selbst aus dem Kreise seiner ergebensten Anhänger zu erwählen. Schon in Bayern sahen wir, daß Otto das Erbrecht nicht über das königliche Recht, die Herzoge zu erwählen, zu erheben gedachte. Zwar hielt er damals noch an der herzoglichen Familie fest. Als aber im Jahre 944 das Herzogtum Lothringen erledigt wurde, sah Otto sich nach einem Getreuen in seiner Umgebung um. Kein



Sieg Herzogs Berthold I. über die Ungarn auf der Walser-Haide 943.

(Nach dem Gemälde von Schwörer.)



Die Bayern schlagen die Ungarn auf der Walser Heide.

Lothringer, sondern ein Franke, Konrad der Rote, jener alte Mitstreiter des Königs, erhielt die herzogliche Gewalt, und vier Jahre später vermählte ihm der König seine Tochter Liutgarde, die Bande noch fester zu knüpfen, welche Konrad an das Königtum fesselten.

Der nächste Umschwung erfolgte in Bayern. Hier hatte Berchtold das Herzogsamt mit Ruhe und Kraft verwaltet. Als die Ungarn im Jahre 943 wieder nach Bayern kamen, rückte ihnen Berchtold entgegen und traf sie zwischen Wels und Vorchdorf an der Traun. Nach der Walser Heide ist die Schlacht benannt, in welcher die Ungarn eine Niederlage erlitten, wie sie bisher ihnen kein deutsches Heer beigebracht hatte. Auch im Jahre 945 scheinen die Ungarn wieder in Bayern eingefallen und geschlagen worden zu sein. Allein diese Siege wetzten das Unglück nicht mehr aus, welches Bayern im Jahre 907 getroffen. Am 23. November (947?) starb Arnulfs wackerer Bruder und wurde in Altaich begraben. Sein unmündiger Sohn Heinrich wurde übergangen, und auf Bitten der Königin Mathilde übergab Otto das bayerische Herzogtum seinem Bruder Heinrich. War doch Arnulfs schöne Tochter Judith mit ihm vermählt, und konnte Otto wohl hoffen, auch die Bayern würden sich mit der getroffenen Wahl zufrieden geben. Bayerns Interesse fiel mit demjenigen des Reiches zusammen, und die Thaten Heinrichs I von Bayern lehnen sich eng an die Vorgänge im deutschen Reiche an, so daß eine gesonderte Betrachtung unmöglich ist.

Im Jahre 948 starb Hermann von Schwaben. Ludolf, Ottos ältester Sohn von seiner angelsächsischen Gemahlin Editha, hatte sich mit Ida, der einzigen Tochter Hermanns, vermählt, und nun fiel ihm auch die herzogliche Würde in Schwaben zu. So lagen alle Herzogtümer in den Händen der Ludolfinger und ihrer nächsten Anverwandten, da Sachsen, Thüringen und Franken vom Könige unmittelbar verwaltet wurden. Schon im Jahre 946 hatte Otto diesem seinem ältesten Sohne die Nachfolge im Reiche von den Großen zusichern lassen, und die königliche Gewalt schien so weit gefestigt, daß Otto nun auch entschiedener den Reichsfragen sich zuwenden konnte.

Eine Frage drängt sich uns hier zunächst auf: wie gestaltete sich Ottos Stellung zur Kirche? Wir erinnern uns, in welchem Zustande Otto die Kirche antraf. Ein tiefer Verfall und ein fast vollkommenes Vergessen ihrer einstigen Aufgabe hatten das innere, wahrhaft geistige Leben der Kirche vernichtet. Von diesen geistlichen Fürsten und Strebern konnte Otto sich nicht angezogen fühlen, und noch stand er selbst in zu unmittelbarer

Berührung mit dem alltäglichen Leben und seinen Sorgen, um sein Wesen so vertiefen zu können, daß ihm die Offenbarung dieser geistigen Macht hätte werden können. Aber Ottos echt deutscher Geist blieb nicht an der Oberfläche haften. Was er erkannt hatte, führte er aus, und von Erkenntnis zu Erkenntnis weiterschreitend, vertiefte sich sein Wesen und rang sich zu jener unbestechlichen Konsequenz durch, welche wir an ihm bewundern. So konnte es nicht ausbleiben, daß Otto, einmal angeregt, das kirchliche Leben in seiner wahren Bedeutung zu erfassen suchte. Für den inneren Beruf und die eigentliche Aufgabe der Kirche gewann so sein Blick an Schärfe und Klarheit. Editha war es, welche mit ihrem tief religiösen Gemüte die ersten Eindrücke in Otto wachrief. Die äußere Macht der Kirche war in den Stürmen der letzten Jahrzehnte nicht gebrochen, nur zurückgedrängt worden. Als weltliche Herrscher hatten die Bischöfe ihre Aufmerksamkeit auf die Erfüllung praktischer Aufgaben gerichtet. Ihre Städte schützten sie mit Mauern und sicherten dadurch Handel und Verkehr. Als Immunitätsherren war ihnen die richterliche Gewalt in ihren Gebieten zugefallen, und das Markt- und Münzrecht ihren Städten zu gewinnen, hatten sie sich seit Kaiser Arnulfs Zeiten angelegen sein lassen. Der Vogt wurde in den Stand gesetzt, auch die Kriminalgerichtsbarkeit zu üben, da die Diener Gottes sich derselben enthalten mußten. War auch die Wahl des Vogtes herkömmliches Recht des Königs, wenigstens in den Bistümern und Reichsabteien, da der König die Stelle des Stifters bei ihnen vertrat, so lag es doch im Interesse der Geistlichkeit, die Verfügung über dieses Amt selbst in die Hand zu bekommen. In früherer Zeit, da Adel und Klerus gemeinsam die Aufgaben der Herrschaft in den einzelnen Gebieten übernommen hatten, und kein egoistischer Zwist sie noch trennte, waren die Grafen auch meist Vögte der benachbarten Kirchen. Später aber ward diese Gewalt des Laienadels zum Ruin der Kirche selbst verwendet, „und die Erweiterung der Vogteilehen war gewissermaßen die Form, in welcher die fränkische Laienaristokratie die Säkularisation über die hilflose Kirche verhängte.“ Wie in Bayern dieser Kampf mit der fast völligen Verteilung der kirchlichen Güter an die Laienaristokratie endete, sahen wir. Die Kirche fühlte sehr wohl, wie mit der Vernichtung ihres freien Besitzes auch die Freiheit ihrer geistlichen Amtswaltung dahinging. Und deshalb scheint auch ihre Politik von einem inneren Rechte getragen, welches leider nur zu oft durch die egoistischen Bestrebungen der einzelnen Kirchenfürsten verdunkelt und scheinbar vollständig aufgegeben wurde. Dieses Recht mußte wieder zum Vorschein kommen, als durch Ottos starkes Walten die äußere Ordnung hergestellt war. Es kam nun darauf an, ob der Herrscher dasselbe erkennen und anerkennen würde; ob seine innere Natur fähig sein würde, die Kirche selbst in ihrem Wollen und Streben zurückzuführen auf das reine und ideale Ziel, welches ihr einstens vorgeschwebt. Und da war es denn wie die Erweckung eines inneren Geistes, welcher Otto zur Erfüllung auch dieser Aufgabe trieb.

Editha, Ottos geliebte Gemahlin, starb für den König zu früh, bereits im Jahre 946. In Magdeburg ward sie beerdigt. Um Trost zu finden in dem Schmerze um das verlorene Kleinod, wandte sich Otto mehr den geistlichen und kirchlichen Dingen zu. Hören wir aus früherer Zeit, wie Otto mit seinem Bruder Heinrich vorging gegen die Freigebigkeit seiner Mutter Mathilde, welche sich ganz dem geistlichen Leben zugewendet hatte, und kam es dadurch zu einer ernsten Verstimmung zwischen der Mutter und ihren Söhnen, welche erst durch das Dazwischentreten Edithas wieder ausgeglichen wurde, so stand Mathilde in späterer Zeit wie die heilige Seherin des Ludolfingischen Hauses da, verehrt von den Söhnen und dem ganzen Volke. „Als ob sie glaubten, daß den Frauen sogar etwas Heiliges und Prophetisches einwohne, verachten sie weder ihre Ratschläge, noch sind sie gleichgültig gegen ihre Antworten.“ So erzählte uns Tacitus von den alten Germanen; und nun zeigt sich uns im Sachsenlande eine solche Frau, an äußerer Stellung alle andern überragend, welche ihr tief germanisches Gemüt mit den Lehren des Christentums erfüllt und in Einklang gebracht hatte. Im ganzen Bereiche der abendländischen Kirche fand sich keine Stätte, welche gleich dem sächsischen Hofe dazu berufen schien, das Leben der Völker mit neuem geistigen und sittlichen Inhalte zu erfüllen, und das war der Schatz, den Otto der europäischen Menschheit mitzuteilen sich anschickte. Es wiederholt sich das Bild, welches wir einst unter Karl dem Großen staunend betrachteten. Otto lernte die

Buchstaben als König, doch war er glücklicher, als Karl, denn bald brachte er es zu völlig sicherem Lesen und Verstehen heiliger Schriften. An seinem Bruder Brun fand er bei diesem Streben eine kräftige Stütze. Brun war der jüngste von Heinrichs I Söhnen. In Utrecht war er unter der Aufsicht des Bischofs Balderich erwachsen. Für den geistlichen Stand bestimmt, wurde er bereits 940 Kanzler und 953, als er das Erzbistum Köln erhielt, Erzkapellan. Schon in früher Jugend zeigte Brun einen unvergleichlichen Eifer, zu lernen und sich zu bilden. Und als ihm auch später die ganze Reichsverwaltung auf den Schultern lastete, fand er immer noch Zeit für seine Bücher und seine gelehrten Freunde. „Die Anwesenheit gelehrter Griechen am Hofe benützte Brun, um von ihnen, deren Sprache ihm schon vertraut war, zu lernen.“ Auch als Lehrer war Brun selbst thätig, und so wurde die königliche Kanzlei allmählich eine Pflanzstätte einer sittlich reinen und litterarisch gebildeten Generation von Bischöfen und Aebten. Nitzsch hat darauf hingewiesen, daß man seine Thätigkeit oft überschätzt habe, das allgemeine Niveau der Bildung sei ein tiefstehendes geblieben. Die Thatsache kann man zugeben, allein als Nachteil oder gar als Vorwurf möchten wir sie nicht aufgefaßt sehen. Jetzt, nachdem das deutsche Volk wieder einmal mit den Füßen die vaterländische Erde berührt hatte und aus ihr ihm neue Kräfte gewachsen waren, fand eine gelehrte Bildung, wie sie einst Karl heraufgeführt, viel weniger den Boden bereitet, als damals. Man hatte eine Ahnung der eigenen Volkseigentümlichkeit erhalten, und diese forderte nun ihre Berücksichtigung. Darum schritt jetzt die Entwicklung langsamer, aber tiefer und allgemeiner fort und zeitigte eine Pflanze, die auf heimischem Boden, nicht im Treibhause gewachsen war. Die Entwicklung, welche jetzt begann, ist eine ungleich gesundere, als diejenige zur Zeit Karls des Großen, und hatte darum auch einen ganz andern Erfolg. Die angelernte Technik verbindet sich zum erstenmale mit dem derben und wahren Sinne des deutschen Volkes, und der letztere ist es, der uns diese Litteratur, trotzdem sie in fremder Sprache vor uns erscheint, als die Anfänge einer nationalen Litteratur begrüßen läßt. Darin aber zeigte sich die Stärke der sächsischen Volkstümlichkeit, daß sie einen solchen Einfluß auszuüben vermochte, daß die Kirchenfürsten, welche aus dieser Schule hervorgingen, jenen überschwänglichen und ungesunden Ideen, welche vor fünfzig Jahren noch den Klerus beherrscht, vollkommen entsagten und, der Reichsgewalt ergeben, ihre Sprengel mit patriarchalischer Macht regierten. Von hier aus mußte die Regeneration nicht nur des Reiches, sondern auch der Kirche beginnen, und zugleich mit dieser Strömung, welche im Volksleben selbst ihre Ursache und Grundlage fand, erhoben sich in den deutschen Ländern hier und dort die Männer, welche aus der lebendigen Glaubensbewegung im Volke ihre Kraft und ihre Größe gewannen und die Leitung derselben übernahmen. Ein Bischof Udalrich von Augsburg ist hierfür ein herrliches Beispiel.

Daß Otto mit dieser Regeneration der Kirche in Sachsen begann, ist nur zu natürlich. Von hier führte ihn die Bewegung von selbst weiter. Wieder ließ er sich von der Welle tragen, welche an dem Stuhle Petri ihr natürliches Ende fand und finden mußte. Es ist ein ganz verkehrtes Bild, wollten wir diese Bewegung von Otto mit sicherem Zielbewußtsein getrieben sehen. Wann ihm das andere Ufer deutlich sichtbar wurde, kann man gar nicht sagen. Und indem die sächsische Kirche sich emporhob, ihr Auge aber nicht nur dem Westen und Süden, sondern auch dem Osten, der Heidenbekehrung zuwandte, blieb ihr die Frische gewahrt, deren sie in der Folgezeit bedurfte. Zugleich aber trat mit der Aufnahme der Mission auch hier jene Rivalität ein, wie wir sie früher schon bei den andern deutschen Stämmen zwischen Klerus und Laienadel bemerkten. Die heidnischen Slavenländer waren bisher das Tummelfeld des sächsischen Grenzadels gewesen. Beute und Tribute flossen ihm von da zu. Die Kirche trat jetzt hier als Nebenbuhler auf, und der Adel fühlte den Schlag, der dadurch seiner Existenz versetzt wurde. In den westlichen Gegenden mußten andere Mittel der Kirche eine neue materielle Kraft geben, und war es da namentlich die Verleihung des Zoll- und Münzrechtes an die Bischöfe, woraus diesen die Aussicht auf selbständige Machtfülle erwuchs. Indem der Bischof nicht dem Vogte, sondern dem königlichen Burggrafen die Ueberwachung des Marktrechtes übertrug, „gewann die bischöfliche Gewalt Fühlung mit den

neu sich bildenden Mächten des Handels und Verkehrs; sie drang in eine Sphäre des öffentlichen Lebens, von welcher aus sich die Möglichkeit eröffnete, das System des geistlichen Rechts allmählich tiefer in die herrschenden Stammesrechte hineinzuschieben."

Gestützt auf die feste Organisation der inneren Gewalten gewannen Königtum und Reich ihre Uebermacht gegen das Ausland wieder. Und nur im Bunde mit der Reichsgewalt und gestützt auf sie, ward auch den einzelnen Landesteilen eine festere und sicherere Stellung wiedergegeben. Das Bestehende zu schützen erkannte Otto als sein Amt, und von der festen Grundlage des Bestehenden führte ihn dann das Leben selbst weiter. Wie sehr sich die königliche Macht auf das feste Gefüge der Volkstümlichkeit lehnte, zeigt sich namentlich darin, daß Otto jede abstrakte Theorie in der Rechtswaltung zurückwies. Nicht Willkür herrschte, sondern altanerkanntes Gesetz und das Recht der Gewohnheit; nicht aus Büchern schöpften die Juristen ihre Weisheit, sondern aus dem Leben selbst, und wo



Herzog Heinrich bringt die von den Ungarn erbeuteten Kostbarkeiten wieder zurück.

ihre Erkenntnis nicht ausreichte, wollte Otto selbst die Berufung von Schiedsrichtern vermieden sehen. Lieber der alt volkstümliche Gebrauch des Gottesurteils, als ein Spruch von Männern, deren Selbstlosigkeit und Unbefangenheit man nicht sicher war. Ja, wenn man ihrer auch sicher gewesen wäre, konnte der Zweifel, ob nicht doch Willkür entschieden hätte, nicht unterdrückt werden. Mit diesem feinen Gefühle für das Denken des Volkes stellte Otto die rechtliche Entscheidung lieber Gott, als den Menschen anheim, und er that wohl daran, denn noch Justus Möser pries dieses Vorgehen des Königs, weil es der deutschen Freiheitsliebe und dem Gefühl der Ehre entsprang.

So konnte es dem Könige gelingen, seine Macht den Slaven und Wenden, den Böhmen und Ungarn, wie den Dänen wieder fühlbar zu machen. Hermann Billung und Markgraf Gero kämpften im Norden und schoben die sächsischen Marken bis zur Odermündung vor. Boleslav von Böhmen unterwarf Otto selbst wieder im Jahre 950. Seinem Bruder Heinrich aber, dem Bayernherzog, übertrug der König die Wacht über die Böhmen. Wir sahen, wie Bayern nach der Ungarnschlacht von 907 die natürliche

Richtung seiner äußeren Politik verlor, wie Arnulf und Berchtold trotz glücklicher Kämpfe gegen die Ungarn dem Lande seine ehemalige Stellung nicht wiederzugeben vermochten. Erst Herzog Heinrich griff die alte Politik wieder auf. Die Stellung des Reiches, wie Heinrichs Stellung zu ihm machten ihm diese Politik erst wieder möglich, welche für Arnulf gerade deshalb zur Unmöglichkeit wurde, weil er seine Augen nach zwei Seiten gerichtet halten mußte. Ein selbständiges Herzogtum Bayern war, so sehr auch Arnulfs kühne Mannesthat dem Augenblicke entsprach, aber auf die Dauer unmöglich, da ihm seine Lebensadern nach allen Seiten unterbunden waren.

Im Jahre 948 griffen die Ungarn bei einem Orte Norrun den Bayernherzog an, wurden aber geschlagen. Als sie im folgenden Jahre wiederkehrten, erlitt Heinrich bei Louva — Riezler vermutet Laufen bei Salzburg — große Verluste. Das genügte, um Heinrich zur Offensive zu bestimmen. Im Jahre 950 rückte er, der erste deutsche Fürst, in das Land der Ungarn ein, schlug sie zweimal und drang selbst bis über die Theiß vor. Große Schätze und Kostbarkeiten, welche die Ungarn aus allen Ländern von ihren Raubzügen heimgeschleppt hatten, erbeutete er, und weithin durch die Lande ertönte Heinrichs Ruhm.

Aber nicht nur nach dieser einen Seite richtete Heinrich seine Blicke. Schon Arnulf hatte den Weg nach Italien gefunden und gewiesen, und Heinrich fand ihn auch. Hier aber traf er mit den Interessen der schwäbischen Aristokratie zusammen, welche schon unter Burkhard nach Italien gezogen war. Eingeklemmt zwischen den Ungarn und dem Königreiche Burgund hatte die Aristokratie der beiden Alpenländer Bayern und Schwaben sich nach einem natürlichen Auswege umgesehen und denselben jenseits der Berge zu finden geglaubt. Es war ein Schritt von großen und schweren Folgen, den Heinrich that, als er im Jahre 950 in Friaul einbrach und sich Aquilejas bemächtigte, da gerade von dieser Seite aus die Ungarn immer wieder den Weg in sein Herzogtum fanden. Heinrich kam in direkten Konflikt mit seinem Neffen Ludolf, und ein trauriger Zwiespalt sollte dem folgen.

Ein furchtbarer Verfall hatte sich der beiden Länder Frankreich und Italien bemächtigt, und nirgendwo zeigte sich ein fester Punkt, von dem aus eine allmähliche Regeneration sich hätte ausbreiten können. Keine Schilderung der Phantasie könnte übertreffen, was dort in Wirklichkeit an schmachvoller Entartung und Niedertracht geleistet wurde. Und kein Stand war dabei ausgenommen. Ob wir die Päpste und Bischöfe mit ihren Weibern ins Auge fassen und ihre Unsittlichkeit an uns vorüberziehen lassen, ob wir uns Frankreich zuwenden und die Aristokratie mustern — das Leben schien sich in dem Heute zu erfüllen, und der elendeste Egoismus zerrte alles Hohe und Erhabene in den Staub. Alle Zucht schien erloschen, alle Ordnung für immer vernichtet. Kein Wunder, daß sich da die Blicke der Lothringer, Bayern und Schwaben über die Grenze richteten! Denn das herrenlos daliegende, bald von dieser, bald von jener Partei umkämpfte Gut schien nur zu sehr die Eroberungslust der waffenmächtigen Deutschen zu reizen. Das Kaisertum war längst erloschen. Ohnmächtige Fürsten und ohnmächtige Päpste buhlten um die Gunst der Parteien und erhöhten die Macht ihrer augenblicklichen Beschützer, die dann nur zu bald wieder ihre Feinde werden sollten. Im Westfrankenreich herrschte König Ludwig IV dem Namen nach, denn zeitweise war kein Fuß breit Landes in seinem Besitz. Als Schwager Ottos des Großen hatte er diesen schon mehrmals um Beistand gegen Hugo von Franzien gebeten, der aber auch ein Schwager Ottos war. Und mehrmals war Otto auch für den König in die Schranken getreten. Ja, auf einer Synode zu Ingelheim im Jahre 948, wo wieder einmal ein päpstlicher Legat zugegen war, hatte er beide Schwäger vor sich beschieden. Ludwig war gekommen, Hugo nicht. Erst 950 gelang es Konrad von Lothringen, dem Schwiegersohne Ottos, das westfränkische Königtum wiederherzustellen.

Auch in Burgund sah sich Otto genötigt, einzugreifen. Der junge König Konrad weilte, von Hugo verdrängt, Jahre lang am Hofe Ottos. Konrads Schwester Adelheid hatte Hugo mit seinem Sohne Lothar verlobt, indem er also Burgund und Italien zu vereinen suchte. Aber das war ein Plan, dem seine Macht nicht entsprach. Weiber führten in Italien das Regiment; wir erinnern nur an Theodora, die Geliebte Papst

Johanns X, deren Tochter Marozia, die Herrscherin von Rom, und Irmingard, die zügellose Witwe des Markgrafen Adalbert von Ivrea. Der Politik dieser Weiber zu folgen, war kein Mann im stande, sie zu durchbrechen noch weniger. Die Hilfe mußte von auswärts kommen. Der Enkel Berengars von Friaul, Berengar von Ivrea, kam als Flüchtling an Ottos Hof. 947 kehrte er mit einem eigenen, in Deutschland geworbenen Heere nach Italien zurück. Hugo mußte weichen und konnte seine italienische Macht nur retten, indem er die Herrschaft an seinen Sohn Lothar abtrat. Er begab sich nach Arles, wo er bald darauf starb. Berengar aber ging weiter; er bemächtigte sich bald der ganzen Herrschaft in Italien. Lothar hatte sich mit Adelheid von Tuscien vermählt, starb aber plötzlich im Jahre 950. Allenthalben glaubte man, Berengar habe ihn vergiften lassen. Denn dieser verfolgte nun in erbärmlicher Weise die Witwe Lothars und ließ die junge Königin in harter Gefangenschaft schmachten. Das bestärkte Otto in dem gefaßten Entschluß, nach Italien zu ziehen, Adelheid zu heiraten und sein damit erlangtes Recht auf die Herrschaft geltend zu machen. So wurden die Verhältnisse Italiens mit Deutschland wieder auf das innigste verknüpft, denn die Kaiserkrone war das letzte Ziel von Ottos Wünschen geworden. Diese Absicht und ihre Verwirklichung aber mußte das deutsche Königtum in direkten Konflikt mit der schwäbischen und bayerischen Aristokratie bringen, da diese ihre bisher freie italienische Politik nun auch unter die Vormundschaft des Königs gestellt sahen.

Otto überschritt im Herbste 951 die Alpen und rückte am 23. September in Pavia ein. Ohne vorherige Wahl nannte er sich „König der Langobarden". Berengar verkroch sich in seine Burgen. Dann wurde in Pavia unter lautem Jubel die Hochzeit des Königs mit Adelheid gefeiert. Deutschland vermählte sich mit Italien, und vom Sachsenlande aus liefen nun die politischen Fäden in alle Welt. In der Geschichte des Ludolfingischen Hauses spiegelt sich nun die ganze Reichsgeschichte. Ja, mehr als das. Die Vermählung Ottos mit Adelheid, der burgundischen Gräfin, der italienischen Königin bedeutet einen Wendepunkt in der Weltgeschichte überhaupt.

Ludolf war schon vordem in Italien eingefallen, hatte aber wenig Glück gehabt. Sein Oheim Heinrich, sagte man, hätte die Gegner Berengars aufgefordert, sich von Ludolf fern zu halten. Und dieser glaubte das. Sein Mißtrauen gegen Heinrich stieg dadurch zur Unversöhnlichkeit. Jetzt stieß Ludolf zu dem Heere des Vaters. Aber auch hier fand er seine Stelle nicht mehr. Heinrich hatte sie besetzt. Er stand dem Könige zunächst, und Adelheid war ihm gewogen. Da verließ Ludolf zornig das Hoflager und eilte nach Sachsen. Friedrich, der ränkevolle Erzbischof von Mainz, der eben von fruchtlosen Unterhandlungen betreffs der Kaiserkrone aus Rom zurückgekehrt war, wo Alberich, der Enkel Theodoras, über Stadt und Papst herrschte, schloß sich dem erzürnten Jünglinge an. Otto mußte an die Heimkehr denken. Er ließ Konrad von Lothringen gegen Berengar zurück. Der aber ließ sich in Unterhandlungen ein, und beide, Konrad und Berengar, machten sich nach Deutschland auf den Weg. Otto aber war unwillig über die Zugeständnisse, welche Konrad Berengar gemacht hatte, und wenn er ihn auch schließlich auf einen Reichstag zu Augsburg, der demnächst abgehalten werden sollte, verwies, so war doch Konrad gekränkt und schloß sich den Unzufriedenen an.

Im August 952 trat der Reichstag in Augsburg zusammen. Berengar wurde mit Italien belehnt, als Vasall Ottos; Heinrich von Bayern erhielt das Herzogtum Friaul, welches die Markgrafschaften Istrien, Aquileja, Verona und Trient umfaßte; die schwäbische Politik Ludolfs war gescheitert, Konrad von Lothringen nicht versöhnt. Die Verschwörung ging weiter und erhielt greifbare Form. Gegen Herzog Heinrich waren die Anschläge gerichtet. Als Otto zum Osterfeste 953 nach Ingelheim kam, sah er aus der Haltung der Verschworenen, daß etwas im Werke war. Er begab sich nach Mainz und damit ging er gerade in die Falle. Erzbischof Friedrich rief die Verschworenen herbei, und diese zwangen den wehrlosen König zu einem Vertrag, dessen Inhalt wir nicht kennen. Sie glaubten sich durch des Königs Versprechen sicher. Otto verließ Mainz und eilte nach Sachsen. „Er fand den König in Sachsen wieder, den er in Franken beinahe verloren hatte," sagt Widukind, und sofort widerrief er jenen Vertrag. Ein Reichstag zu Fritzlar

sollte die Sache entscheiden. Die lothringischen Großen stellten sich auf des Königs Seite, denn die sächsischen Herzoge besaßen die Anhänglichkeit des Volkes nicht; man betrachtete sie als Eindringlinge, und nur in Schwaben hielt der Adel zu Ludolf, weil sein Interesse mit demjenigen des Herzogs verknüpft war. In Fritzlar wurden dem Schwaben und Lothringer ihre Herzogtümer abgesprochen und über sie selbst die Reichsacht verhängt. Damit war nichts geschehen. Es kam darauf an, die Reichsacht zu vollziehen, aber auch die Gegner eilten zu den Waffen. Ludolf blieb in Schwaben Herr. Er eilte nach Mainz und besetzte die Stadt. Konrad schlug sich mit den Lothringern, aber Reginar, Giselberts Neffe, hatte die Ueberzahl, und Lothringen gehorchte seinem Herzoge nicht mehr. So begab auch Konrad sich nach Mainz. Und Mainz hielt sich gegen die sächsischen Scharen Ottos und die bayerischen Heinrichs. Dieser hatte dem Pfalzgrafen Arnulf für die Zeit seiner Abwesenheit die Verwaltung des Landes übertragen. Und als nun vor Mainz die Kraft Ottos einen so unerwarteten Widerstand fand, da wandten sich die Unzufriedenen mehr und mehr von ihm ab. Ludolf gelang es, Arnulf zu gewinnen, und an der Donau in der alten Kaiserstadt Regensburg kam es wie am Rheine zur Empörung. Unterhandlungen, welche die Kaiserlichen mit den in Mainz Belagerten angeknüpft hatten, scheiterten, und sofort verließen darauf die bayerischen Großen ihren Herzog und zogen von Mainz der Heimat zu, um sich dort gleichfalls der Empörung anzuschließen. Auch in Sachsen gärte es, und der junge Wichmann machte seinem Oheim Hermann Billung, der hier die herzogliche Gewalt ausübte, viel zu schaffen. Ludolf und Konrad verließen Mainz, dessen Belagerung Otto im September aufheben mußte. Ludolf eilte nach Schwaben, von da nach Bayern, Konrad nach Lothringen, dessen Verwaltung Otto seinem Bruder Brun, dem Erzbischofe von Köln, übertragen hatte. Der König selbst brach nach Bayern auf. Arnulf hatte dem Schwabenherzoge die Thore der Stadt Regensburg geöffnet, und ganz Bayern war damit in der Gewalt des Königssohns. Heinrichs Gemahlin und Kinder mußten fliehen, und vollends stellten sich die Großen dann auf die Seite Ludolfs gegen den König und den Herzog. Regensburg widerstand der ersten Belagerung, und Otto mußte, da der Winter kam, nach Sachsen abziehen. Allein der Bischof von Würzburg, Udalrich, war dem Könige treu geblieben, denn auch die bayerischen Bischöfe zeigten eine schwankende Haltung. Arnulf aber gedachte es dem Dillinger — Udalrich entstammte diesem Geschlechte — heimzuzahlen und fiel nach Ottos Abzug über ihn her. Doch gelang es dem Pfalzgrafen nicht, seine Burg Mantahinga (Merching an der oberen Paar) zu nehmen. Und so kam denn das Frühjahr und mit ihm der neue Feind.



Otto der Große.

Die Magyaren hatten von dem neuen Streite vernommen und glaubten nun die Zeit gekommen, die durch Heinrich I erlittenen Niederlagen den Bayern heimzuzahlen,

Ludolf und Arnulf, ja selbst Herold, der Erzbischof von Salzburg, suchten, anstatt dem Feinde mannhaft entgegenzutreten, denselben durch Geld zu bewegen, seine Schritte nach anderer Richtung zu lenken. Und als die magyarischen Horden dann durch Franken zogen und vor Worms erschienen, empfing sie dort Konrad und bewirtete sie, beschenkte sie mit Gold und Silber und hetzte sie gegen Bruno und den Grafen Reginar. Otto aber hatte kaum von ihrem Einfall vernommen, als er schon im Februar 954 ein starkes sächsisches Heer sammelte, um es gegen die Räuberschwärme zu führen. War vorher die Stimmung in Süddeutschland ganz für die Empörer, so schlug sie jetzt mehr und mehr um. Denn da man die Herzoge ohnmächtig oder abgeneigt sah, dem Erbfeinde zu wehren, wandte man sich dem Könige wieder zu. Man erinnerte sich der Siege, welche Otto und sein Bruder Heinrich über die Ungarn erfochten. Ein Waffenstillstand wurde von beiden Seiten bis zum 16. Juni geschlossen, und nach demselben sollte die Streitsache bei einer Zusammenkunft in Langen=Zenn beraten werden. Der Tag kam heran, Konrad und der Erzbischof von Mainz unterwarfen sich. In Ludolf aber zeigte sich Ottos eigene unbeugsame Natur. Mit bitterem Groll im Herzen gegen den stolzen Oheim schied er auch unversöhnt von dem Vater. Wieder zog Ludolf nach Regensburg und verschanzte sich dort mit dem Pfalzgrafen. Der König folgte dem Sohne. Auf dem Wege bestürmte er die kleine Feste Roßthal. Doch obgleich der Kampf bis in die Nacht fortdauerte, konnte die Burg nicht bezwungen werden. Drei Tage später lagerte das königliche Heer vor Regensburg. Von allen Seiten wurde die Stadt umschlossen und bald gingen drinnen die Lebensmittel zu Ende. Ein Ausfall sollte der entsetzlichen Lage ein Ende machen. Er mißlang. Ludolf begab sich in das königliche Lager, den Vater um Frieden zu bitten. Otto verlangte unbedingte Unterwerfung. Da wandte sich der Königssohn, um den letzten Kampf zu wagen. Aus dem Osterthore drangen seine Scharen, vereint mit den Mannen Arnulfs. Aber Markgraf Gero stand hier und wehrte den Durchbruch. Bis in die Nacht dauerte das verzweifelte Ringen. Da führte Ludolf die Seinen in die Stadt zurück. Draußen aber, auf blutiger Wahlstatt gebettet, lag sein Genosse, der Pfalzgraf Arnulf, von Pfeilen die Brust durchbohrt, die so kühn für das vermeintliche Erbrecht geschlagen. Ein ehrlicher Kampf hatte gegen ihn entschieden. Ein Weib, das von Hunger getrieben die Stadt verließ, fand die Leiche des bayerischen Herzogssohns nach zwei Tagen unter einem Haufen Erschlagener. Der Mut der Belagerten schien gebrochen. Doch sie ergaben sich nicht. Noch während man verhandelte, verließ Ludolf mit den Seinen Regensburg und begab sich nach Schwaben, noch einmal den Kampf mit frischen Streitkräften zu beginnen. Otto folgte ihm wieder, während Heinrich die Belagerung fortsetzte. Die Neustadt fiel in seine Hände, und in der folgenden Nacht zerstörte eine Feuersbrunst fast die ganze Altstadt.

Bei Illertissen hatte indes Otto sein Lager bezogen. Ludolfs Heer rückte heran. Da aber gelang es den beiden schwäbischen Bischöfen Udalrich von Augsburg und Hartbert von Chur, des Sohnes Herz zu bezwingen. Der König gewährte den Waffenstillstand bis Oktober und zog nach Sachsen ab. Doch ehe der Tag von Fritzlar, wo Ludolfs Sache beglichen werden sollte, heranrückte, begab sich Ludolf nach Thüringen, wo Otto der Jagd oblag. Unvermutet warf er sich dem Vater zu Füßen und beschwor ihn mit den rührendsten Bitten. Und Otto verzieh und schenkte dem einst so heiß geliebten Sohne seine Gnade wieder. Doch sein Herzogtum und die Reichslehen erhielt Ludolf nicht zurück. Auch Konrad nicht. Burkhard II wurde Herzog in Schwaben, Brun behielt Lothringen, während Ottos unehelicher Sohn Wilhelm an Stelle des kürzlich verstorbenen Friedrich das Erzbistum Mainz erhielt. „So endete der Kampf Ottos mit seinem Sohne und dem Manne, der ihm in der ersten Hälfte seiner Regierung am nächsten gestanden und dem er die Hand seiner Tochter geschenkt hatte. Es war für den König, es war für das Vaterherz ein schmerzensreicher Kampf ohne Gleichen. Das alte Lied von Hildebrand und Hadubrand tönt in den mannigfachsten Weisen immer wieder durch die deutsche Geschichte hindurch; wir stoßen immer von neuem, sei es in den höchsten, sei es in niederen Kreisen des Lebens, auf feindliche Gegensätze, die das Band der Familie gewaltsam zerreißen. Diese verderblichen Konflikte wurzeln, wie es scheint, tief in der starren



Pfalzgraf Arnulf fällt vor Ravensburg im Kampfe für sein Recht als Stammherzog in Bayern, 954.

Nach dem Gemälde von Schwörer.



Erzbischof Herold wird auf Befehl Heinrichs geblendet.

Subjektivität deutschen Wesens, die, gereizt und beeinträchtigt, keine äußere Schranke, selbst die heiligste nicht, anerkennen will." (Giesebrecht.) Während des ganzen Kampfes zeigte sich Ludolf als ein echter Sprosse aus sächsischem und angelsächsischem Blute — ein Mann von Stahl und Eisen, und dabei doch so tief gemütvoll, wie er aufbrausend und zornwütend war. In ihm fand eine ganze politische Richtung der damaligen Zeit ihren Vertreter. Diese Richtung war jetzt mit ihm unterlegen. Nicht ihm, Edithas Sohne, sondern dem Sohne der Burgunderin gehörte nach diesem Kampfe die Zukunft.

Nicht so schnell, wie es Otto hier gelang, des Aufstandes Herr zu werden, gelang dies seinem Bruder Heinrich in Bayern. Regensburg ergab sich trotz der Feuersbrunst nicht. Die Liutpoldinger und Erzbischof Herold setzten den Kampf gegen Heinrich fort, denn von ihm hatten die Empörer keine Gnade zu hoffen. Im Frühjahr 955 kam Otto wieder nach Bayern. Schon standen die Ungarn wieder in den Marken, und nur mit Mühe gelang es, sie einstweilen zurückzuhalten. Bayern wurde dann von den beiden ludolfingischen Brüdern wieder unterworfen. Nach einer abermaligen Belagerung ergab sich endlich auch Regensburg, nicht von den Waffen, sondern vom Hunger bezwungen. Noch einmal kam es dann zu einer blutigen Schlacht bei Mühldorf am Inn. Die Aufständischen erlitten eine volle Niederlage. Erzbischof Herold fiel in die Gefangenschaft Heinrichs, der ihn blenden ließ und nach Seben verbannte, während er viele Güter der Salzburger Kirche unter seine Vasallen verteilte. Vier Grafen wurden mit einer großen Zahl von Rittern erschlagen. Von hier wandte sich Heinrich gegen Aquileja. Denn Berengar von Italien hatte sich von der Vasallenpflicht losgerissen und die Marken wieder an sich genommen. Der Patriarch von Aquileja wurde entmannt, und außer Verona erhielt Heinrich seine ganzen italienischen Besitzungen wieder zurück. Milder verfuhr Otto. Er verbannte die Großen und verzieh den Geringeren und kehrte dann nach Sachsen zurück. In einem Briefe Erzbischof Wilhelms von Mainz an Papst Agapet II klagt

der Erzbischof über die traurige Zeit: „den Bischöfen ist das Recht ihres Standes entzogen, sie, die gleichsam Gottes Augäpfel sind, müssen Frohndienste thun, werden verbannt und geblendet; der Herzog und der Graf thun, was des Bischofs ist, der Bischof, was dem Herzoge oder Grafen gebührt; keine Kirche gibt es, die nicht Verluste erlitten hätte. Ich klage niemanden an, aber ich klage über den Stand der Dinge."

Lange sollte Otto nicht in Sachsen weilen, wohin ihn die Aufstände der Wenden gerufen, denn Nachricht kam von Heinrich, die Ungarn seien wieder in Bayern eingefallen und schwärmten weit hinaus bis an den Schwarzwald. Augsburg wurde von unzähligen Streiterscharen belagert, aber Bischof Udalrich verteidigte seine Stadt mit Heldenmut und trieb die Ungarn in ihr Lager in die Lechebene zurück. Man bereitete sich zu neuem Kampfe für den morgigen Tag. Und wieder erschienen dann auch die Ungarn vor den Mauern der Stadt. Aber schon war ihr Mut durch den glücklichen Erfolg der Belagerten im Sinken. Mit Geißelhieben mußten die vordersten Reihen zum Kampfe getrieben werden. Doch noch ehe es zum Sturme kam, rief ein Signal die Magyaren zurück. Kunde war gekommen, Otto rücke mit großem Heere heran. Berchtold, des Pfalzgrafen Arnold Sohn, der auf der Feste Reisensburg bei Günzburg an der Donau in der Verbannung lebte, überbrachte die Nachricht dem Karchan Bultzu, der damals die Ungarn führte. In dem alten Erbfeinde seines Landes erblickte der Herzogssohn den letzten Retter von dem Joche der Sachsen, und sein Unglück mag wohl hinreichend die politisch unkluge und ungetreue That entschuldigen, da der Begriff einer deutsch-nationalen Sache der damaligen Zeit noch nicht aufgegangen war, wir also auch nicht von Landesverrat in unserem Sinne reden können. Bultzu brach auf die Nachricht Berchtolds die Belagerung ab und wandte sich mit seinen Scharen gegen Otto. Auf dem Lechfelde erwartete er den Feind. Noch waren Ottos Truppen nicht alle beisammen. Aber nicht lange ließen sie auf sich warten. Lauter Jubel empfing den alten Kriegsmann Konrad, der seine Franken heranführte. In acht Zügen ordnete sich das Heer, von denen drei allein die Bayern stellten. Doch es fehlte Heinrich, ihr tapferer Herzog; in Regensburg lag er zu Tode krank darnieder. Den vierten Zug führte Konrad; den fünften bildeten Ottos erlesene Scharen, die unter der Fahne des Erzengels Michael stritten; den sechsten und siebenten Zug stellten die Schwaben unter ihrem Herzoge Burkhard II; der achte Zug war der böhmische, von Herzog Boleslav geführt; ihm ward die Wache über Troß und Gepäck übertragen. Anders aber, als man geplant, entwickelte sich die Schlacht. Ein Teil der Ungarn hatte auf weiten Umwegen den Rücken des feindlichen Heeres erreicht und warf sich auf die Böhmen. Die stoben auseinander, dann auf die Schwaben; auch sie hielten nicht stand und Otto hatte bereits auch den Feind in der Front erreicht. Da sandte er Konrad mit den Franken aus, im Rücken Ruhe zu schaffen. Und der besorgte das. Mit wildem Ungestüm warf er sich auf den Feind und trieb seine Scharen auseinander, niedermetzelnd, was ihm unter die Hände kam. Die Böhmen wurden befreit, das Gepäck zurückerobert und mit lautem Jubel kehrten die Sieger zum Könige zurück. Nun schritt auch Otto zum Angriffe. Mit kurzen Worten ermahnte er seine Krieger; dann die heilige Lanze gefällt, sprengte er allen voran in die Reihen der Magyaren. Binnen kurzem wütete allenthalben ein furchtbarer hitziger Kampf. Doch nicht lange, und die Ungarn, erst einzeln, dann in Haufen, dann das ganze Heer, wandten sich zur Flucht. Ihnen nach die Deutschen. An Augsburg wälzte sich eine Schar der Geschlagenen vorüber, die so groß war, daß die auf den Mauern aufgestellten Städter nicht glauben wollten, es es sei ein geschlagenes Heer. Bis zum Abend ward die Verfolgung fortgesetzt und eine Unmasse der Feinde erlag dem würgenden Schwerte des Siegers. Doch als sich am Abend die Verfolger wieder sammelten, fehlte auch mancher Held in ihren Reihen. Graf Dietpold von Dillingen und sein Neffe Reginbald lagen vor der Stadt ihres bischöflichen Verwandten erschlagen. Auch Konrad kam nicht wieder. Ein Pfeil hatte ihm die Gurgel durchbohrt, als er, eben den Helm lüftend, von der Hitze des Streites einen Augenblick zu ruhen gedachte. Dem Tapfersten der Frankensöhne fiel manche Thräne ins Grab, das ihm Otto mit königlicher Pracht in Worms bei seinen Vätern bereitete. Der König übernachtete in Augsburg. Am andern Morgen brach er zu neuer Verfolgung auf.



Niederlage der Ungarn auf dem Lechfeld, 955.
Nach dem Gemälde von Frank.

Nirgends konnten die Flüchtlinge ruhen. Wo sie sich zeigten, wurden sie niedergemacht und vertrieben. Ueberall im Lande fiel man über sie her, und nur wenige des großen Heeres — über 100 000 wird die Zahl der Streiter angegeben — mögen die Heimat wiedergesehen haben. Bultzu selbst, der königliche Führer, und Lehel von herzoglichem Range, den die Böhmen gefangen nahmen, wurden dem kranken Herzog in Regensburg übersendet, der sie sogleich aufknüpfen ließ. Kein ehrlicher Tod ward den Gefangenen gewährt. Wie Räuber wurden sie aufgeknüpft und erdrosselt. Die ganze Roheit der Kriegführung entfaltete sich gegen diesen Feind.

Das war die That vom 10. August 955. Ihre Folgen sind unermeßlich. Nun war Deutschland von der Ungarnnot befreit und Bayern konnte seine alte natürliche Politik wieder aufnehmen. Die Völkerwanderung war zu Ende, denn bald fügten sich auch die Ungarn dem ehernen Gesetze der Civilisation und ließen sich zu friedlichem Werke in ihrer mit so vielem Blute eroberten Heimat nieder. Zwischen den asiatischen Osten und Europa legte sich ihre Macht als sichere Vorhut gegen die Wanderstämme, welche in Zukunft noch die alte Völkerstraße heraufzudringen versuchten. Bald mußten auch die Ungarn erkennen, daß ihr Interesse sie mit dem Westen, nicht mit dem Osten verband, und so traten sie nach und nach ein in die Reihe der abendländischen Völker, welche die Wacht über eine vorgeschrittene Kultur übernommen hatten.

Bis hierher hatten sich Königsmacht und Herzogsgewalt das Gleichgewicht insofern gehalten, als der letzteren eine freie Entfaltung im Anschluß an das Königtum möglich war. Verlangten auch die Herzoge mehr, so mußten sie sich doch schließlich dem Uebergewicht des Königtums beugen. Mit den Siegen des Jahres 955 aber — auch die Wenden unterwarf Otto noch in demselben Jahre wieder — errang der König die unbestrittene Führerschaft in Deutschland, und niemals hätte ein Herzog von Bayern eine solche Macht in seiner Hand zu sammeln vermocht, wie dies Ottos Bruder that, hätte er nicht den engsten Anschluß an das Königtum gesucht und in der Erhöhung der königlichen Macht das Wachstum der eigenen richtig erkannt. Roswitha, die Nonne und Dichterin von Gandersheim, rühmt an Herzog Heinrich eine sklavische Ergebenheit gegen den königlichen Bruder. Doch wir erkannten, wie der Sklave zu herrschen verstand, und wie er es war, der es zuerst wieder ins Auge faßte, Bayern seine natürliche Stellung wiederzugeben. Dieser Herzog aber war kurz nach der Lechfeldschlacht gestorben, und da sein Söhnchen erst vier Jahre zählte, übernahm Judith, seine Mutter, die Vormundschaft für den Knaben. Bischof Abraham von Freising wurde ihr erster Ratgeber. Alles das war ein Unglück für Bayern. Denn als später Heinrich II selbst an die Regierung kam, hatte sich die Weltlage vollkommen verändert. Er kannte die Grundlage nicht, auf der seine Gewalt beruhte. Und leicht war es, in vollkommen falsche Bahnen zu geraten. Das sächsische Königtum stieg zu stolzer Machthöhe empor. Wer Vorteil davon haben wollte, mußte mitgehen, nicht widerstreben. Ein bayerisches Herzogtum wurde in dem Umfange, wie es bestand, zur Unmöglichkeit, sobald der neue Herzog die Politik Heinrichs I wechselte und die Gelüste Arnulfs und seiner Söhne zu neuem Leben erwachten.

Wieder erkennen wir, wie die späteren Ereignisse an die Bewegung im Reiche selbst unmittelbar geknüpft sind. Es ist deshalb hier zunächst unsere Aufgabe, der Wandlung des Ganzen kurz zu folgen.

Die Familienpolitik Ottos war gescheitert, denn die heftigsten Kämpfe entbrannten, wie wir sahen, durch sie. So kehrte der König von selbst langsam zu der Politik seines Vaters zurück. In Schwaben war Burkhard, wahrscheinlich ein Sohn jenes Burkhard I, der 926 in Italien gefallen war, zur herzoglichen Gewalt gekommen. Er heiratete die Tochter Heinrichs I von Bayern, Hedwig, während in Bayern selbst der Sohn Heinrichs folgte. Dieser Heinrich II war aber zugleich ein Enkel Herzog Arnulfs. Nicht überall gelang es, diese scheinbar glückliche Vermittlung wiederherzustellen. Denn ob auch Brun

Herzog von Lothringen blieb, so mußte er doch zwei einheimische Großen mit den weltlichen Geschäften seines Herzogtums betrauen: Gottfried und Friedrich, von denen jener Niederlothringen, dieser Oberlothringen erhielt. Beide führten auch den herzoglichen Titel. Ebenso ist es auffällig, daß Otto selbst in Sachsen jenem Hermann Billung, der wie Friedrich in Lothringen der Gründer eines neuen herzoglichen Geschlechtes in Sachsen wurde, die herzogliche Gewalt übertrug, wenn auch nicht in dem Umfange, wie sie die Ludolfinger einst selbst besessen. Indem aber Otto die Nachfolge seines Neffen Heinrich II in Bayern billigte, machte er den Anfang mit der Anerkennung der Erblichkeit der Reichslehen und Reichsgewalten. Ein wichtiger, folgenschwerer Schritt geschah damit vorwärts, wenn auch Otto sich die Entscheidung in den einzelnen Fällen vorbehielt. Ist aber einmal das Herkommen durch ein Privilegium durchbrochen, folgen bald andere nach und das Privilegium wird dann schließlich zur Regel. Damit aber trieb zugleich der erste Keim jener Gefahren, die später das Königtum umwogten. Otto war sich dessen wohl bewußt. Aber er sah keinen Ausweg für jetzt. Es galt also durch eine andere Gewalt die neu aufkeimenden Provinzialgewalten im Schach zu halten. Und so versuchte denn Otto, die Kirche wieder in den Dienst des Königtums zurückzuzwingen. Erfahrungen, wie er sie mit Erzbischof Friedrich von Mainz gemacht hatten, zeigten ihm den Weg. Und hier stand ihm denn wieder Brun getreu zur Seite. Das Erzbistum Köln war durch ihn unmittelbar und unzertrennlich mit dem Könige verknüpft; Ottos Sohn Wilhelm hatte den erzbischöflichen Stuhl von Mainz bestiegen (954). In Trier gewann 956 Heinrich die erzbischöfliche Würde, der ebenfalls dem Königshause verwandt war. Die Familienpolitik Ottos schien von den Herzogtümern auf die Erzstifte überzugehen. Gegen den geblendeten Arnold von Salzburg wurde Friedrich erhoben aus einem dem Könige ergebenen bayerischen Grafengeschlechte, der nun schon seines abgesetzten Nebenbuhlers wegen an dem Könige festhalten mußte. Von den Erzstiften drang diese Politik zu den Bistümern. Waren es keine Verwandten, die man hier erhob, so doch dem Könige und Reiche ergebene und treue Männer und viele Schüler und Verehrer Brunos unter ihnen. In der Ergebenheit der deutschen Kirche, welche nun ein Jahrhundert lang immer treu den Königen zur Seite blieb, zeigte sich gerade, daß die Neugestaltung und Neubelebung der Dinge in Deutschland nicht von der Kirche, sondern von dem Königtum ausgegangen war, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß das Ausschweifen späterer Zeit auf diese innige Verknüpfung der politischen mit den kirchlichen Interessen zurückzuführen ist, denn die Tendenz der römischen Kirche verträgt sich im innersten Prinzipe nicht mit dem Begriffe der Nationalität. Alle geistigen Bestrebungen sind international, müssen es werden, wenn sie es nicht sind, und mehr als jede Waffenstärke gibt die geistige Verwandtschaft den politischen Grenzen Festigkeit und Bestand. Diese geistige Macht ruhte aber damals, wie tief sie auch gesunken war, bei der abendländischen Kirche. Und Otto bediente sich dieser allgemeinen Natur der Kirche, um seinen allgemeinen politischen Anschauungen Verwirklichung zu geben gegen die Sonderbestrebungen der einzelnen weltlichen Gewalten. Otto erkannte den Zug der Zeit, der ein religiöser war, und folgte ihm. Doch die Gefahr lag nahe, daß eine Kirche, welche so sehr zu weltlichen Dingen herangezogen wurde, selbst wieder verweltlichen würde, und wir sehen diesen Befürchtungen auch in jener Zeit Ausdruck gegeben. Namentlich jener Brief Erzbischof Wilhelms von Mainz, der seinem Vater in dieser Richtung entschieden entgegentrat, ist dafür ein sprechendes Zeugnis. In dem Kloster Reichenau war Wilhelm erzogen worden, und von dort mag er die Ansichten mitgebracht haben, welche sich in diesem Briefe so deutlich aussprachen. Niemanden als dem Papste wollte er Rechenschaft schulden; als Nachfolger des hl. Bonifacius fühlte er sich als des Papstes Stellvertreter in Deutschland, dem es anheimgestellt bleiben müsse, zu bessern, was zu bessern ist. Natürlich war es dann, daß er gegen Ottos Plan, das Bistum Halberstadt nach Magdeburg zu verlegen und es zur Metropole zu erheben, sich in entschiedenstem Tone aussprach, da dadurch nicht nur dem Erzbistum Mainz eine Suffragandiözese entzogen wurde, sondern auch eine gefährliche Rivalin erwuchs. Aber gerade die Macht des Mainzer Erzbischofs hatte Otto ehedem fühlen müssen und darum hielt er an seinem Plane um so zäher fest. Das königliche

und erzbischöfliche Interesse kollidierten hier in der ernstesten Weise. Daß der Konflikt nicht jetzt schon zum Ausbruche kam, verdankte Otto der Entschiedenheit Wilhelms, welcher ebenso sehr für das eigene Recht, wie für die Rechte und die Macht des Königs in den Reichsangelegenheiten in die Schranken trat.

Dieser Gedanke, Magdeburg zum Erzbistum zu erheben, hatte den König wieder mit dem Papste in direkte Verbindung gebracht, was, wie wir ehedem sahen, von den bedenklichsten Folgen für die deutsche Kirche selbst sein konnte. Denn kam wieder ein solcher Bund zu stande, wie wir ihn unter Karl dem Großen kennen gelernt, so wurde die Stellung der kirchlichen Gewalten in Deutschland in die alte Abhängigkeit zurückgedrängt, was viel weniger zu befürchten war, wenn die Bischöfe selbst und aus eigenem Entschlusse sich dem Könige zur Seite stellten. Und doch führt der natürliche Gang jeder Politik stets dazu, eine Macht gegen die andere auszuspielen.

Noch eine andere Macht aber gab es, welche gegen die Bestrebungen und etwaigen Uebergriffe der Bischöfe herangezogen werden konnte: die Klöster. Und Otto wandte auch ihnen seine Aufmerksamkeit zu. Von Cluny ging die innere Reform des Mönchswesens aus, und sie begegnete in Lothringen den Anstrengungen Bruns, die äußere Macht der Klöster wiederherzustellen. Hier rannen beide Bewegungen zusammen und übten dann einen mehr und mehr verstärkten Einfluß auf das Klosterleben überhaupt. Die nagende Sorge um die stets gefährdete Existenz, von der oben erzählt wurde, nahm Otto den Klöstern, indem er sie direkt unter den königlichen Schutz stellte. Weder weltliche noch geistliche Gewalten sollten hier außer den berufenen eingreifen dürfen; dem Adel und den Bischöfen ward der Weg zum Klostergute verlegt. So konnte Otto es wagen, den Bund mit der Kirche zu schließen, indem er ihr nicht nur in der inneren Reform ein neues Tummelfeld erschloß, sondern auch durch seine Erwerbungen im Osten ihr ein neues Gebiet anwies, auf dem sich die überflüssigen Kräfte beschäftigen und wohin sie sich ablenken konnten. Und wo hätte auch die Kirche einen Rückhalt finden sollen, wenn nicht an dem deutschen Königtum? Lag sie doch in Frankreich gekettet der brutalen Gewalt des Laienadels zu Füßen; war doch in Italien das päpstliche Regiment mit der Kaiserwürde zu Grunde gegangen. Denn besser ist es, die Liste der Nachfolger Petri zu unterbrechen, als die Gesellschaft von Päpsten, welche in diesem Jahrhundert als solche auftraten, als Nachfolger des Apostelfürsten gelten zu lassen.

Als Alberich, der Tyrann von Rom, im Jahre 954 starb, glaubte Papst Agapet II endlich sich des lange ertragenen Joches entledigen zu können. Doch auch er starb bereits im folgenden Jahre, und Alberichs Sohn, der achtzehnjährige Oktavian, wurde von den Römern zum Nachfolger beider gewählt. Papst und Tyrann war Oktavian, der sich als Papst Johann XII nannte, zu gleicher Zeit. Doch fühlte sich Johann XII nur als weltlicher Herrscher. Die niedrigste Gemeinheit zog mit ihm in den Lateran. Die Erweiterung seiner Herrschaft über Rom hinaus war das nächste Ziel des neuen Herrn der ewigen Stadt. Aber da stieß seine Absicht zusammen mit derjenigen der unteritalischen Fürsten und im Norden mit derjenigen Berengars, der nach seiner Rückkehr vom Augsburger Reichstage (952) sich wieder zum selbständigen Herrn Oberitaliens gemacht und seinen Treueid längst vergessen hatte. Nachdem aber Ottos Macht in Deutschland so glücklich befestigt war, wandte er dem Süden seine Blicke wieder zu. Ludolf, der allbeliebte Königssohn, erhielt den Auftrag, Italien Berengar wieder zu entreißen, und mit Freuden gab er sich der stolzen Aufgabe hin, die er einst, als er noch Herzog von Schwaben war, schon als die seinige betrachtet hatte. 956 überstieg er die Alpen und glücklich erreichte er das erste Ziel. Berengar wurde von ihm geschlagen und Pavia fiel in seine Hände. Auch Adalbert, Berengars Sohn, erlitt im folgenden Jahre von Ludolf eine Niederlage. Da aber riß ein tödliches Fieber den Sohn Edithas aus seiner so glänzend begonnenen Laufbahn. Am 6. September 957 starb Ludolf zu Pombia. Seine treuen Krieger brachten den teuren Leichnam über die Alpen und setzten ihn in Mainz bei. Nicht war es dem trotzigen deutschen Geschlechte vergönnt, die Herrschaft zu behaupten. Dem Sprößling aus sächsisch-burgundischem Blute, dem erst siebenjährigen Otto, wurde in Worms 961 die Nachfolge im Reiche gesichert. War die Geschichte des Ludolfingischen

Hauses zur Reichsgeschichte geworden, so müssen wir diese Schicksalswendung als von hoher Bedeutung für die Folgezeit betrachten. In kurzer Zeit war Berengar wieder im Besitze seiner Macht. Und jetzt lenkte er ein in die Bahnen, welche die früheren italischen Könige eingehalten hatten; gegen Rom ging sein Streben. Im Jahre 960 war Papst Johann XII in solcher Not, daß er sich entschloß, die Hilfe des deutschen Königs anzurufen. Und Otto folgte dem Rufe. Er rüstete zur Romfahrt und im Herbste 961 überstieg er die Alpen, nachdem er seinem Sohne Wilhelm die Reichsverweserschaft, seinem Bruder Brun die königliche Statthalterschaft in Lothringen übertragen. Berengar suchte an der Etschklause mit einem großen Heere dem Könige den Eintritt in die Lombardei zu wehren. Aber das Heer zerstreute sich, als er sich weigerte, zu Gunsten seines Sohnes Adalbert der Herrschaft zu entsagen. Ungehindert drangen die Deutschen in Italien ein. Im Januar 962 stand Otto vor Rom. In festlichem Zuge wurde er eingeholt, und am 2. Februar erhielt er aus der Hand jenes Mannes, der als der sittenloseste wohl in dem tief gesunkenen Italien die Führerschaft fordern konnte, die Kaiserkrone. Otto stand am Ziele seiner Wünsche, aber nicht am Ende seiner Mühen. Vieles, das meiste blieb zu thun und zu ordnen, und er war sich der schweren Aufgabe, welche seiner nunmehr harrte, wohl bewußt.

Hatte der Kaiser auch dem Papste die alten Rechte und Schenkungen bestätigen müssen, weit entfernt war ihm der Gedanke, der Papst solle souveräner Herr in jenen Gebieten sein. Als Schutzherr der Kirche hatte Otto die Kaiserkrone in Empfang genommen und als solcher verlangte er die höchste weltliche Gewalt als sein Recht, eine Oberherrschaft auch über die Herrschaft des Papstes. Nicht anders als die Stellung der Bischöfe seines Reiches dachte er sich auch die Stellung der päpstlichen Gewalt. Auf einer Synode, welche dann in der zweiten Woche seines Aufenthaltes in der Peterskirche abgehalten wurde, ließ Otto sich die Bestätigung erteilen für das beabsichtigte Erzbistum Magdeburg, dem Merseburg als erstes Suffraganbistum untergeordnet werden sollte. Auch in andern kirchlichen Angelegenheiten erreichte Ottos Wille seine Ziele. Der Papst fügte sich als ein Werkzeug in seiner Hand. Mitte Februar kehrte der Kaiser nach Pavia zurück. Aber Johann XII erkannte jetzt die Folgen seines Schrittes und suchte sie abzuwenden. Als Otto sich gegen Berengar wandte, trat der Papst mit dessen Sohn in Unterhandlung. Zugleich schämte er sich nicht, selbst an die Ungarn und Griechen Gesandte wegen eines Bündnisses abzusenden. Die Gesandten wurden angehalten, und Otto erhielt Nachricht von den Umtrieben Johanns. Er glaubte den Papst auf gütlichem Wege zur Treue zurückführen zu können. Aber Berengars Macht zeigte sich stärker, als man geglaubt hatte. Und das bewog den Papst, bei seiner Untreue zu verharren. Im Juli 963 ließ er Berengars Sohn in die Stadt ein, und Otto wurde gezwungen, gegen Rom selbst zu ziehen. Bei seinem Heranrücken verließen Adalbert und Johann die Stadt, und Otto gewann den Einlaß im November 963. Die Römer mußten den Eid der Treue von neuem leisten und beschwören, niemals ohne des Kaisers Zustimmung fernerhin einen Papst zu wählen. Die Herrschaft über Rom und die Verleihung der päpstlichen Würde ruhten in Ottos Gewalt. Auf einer Synode wurde Johann XII abgesetzt, denn die meisten italienischen Bischöfe hatten sich Otto angeschlossen. Leo VIII ward an der Stelle Johanns zum Papste erhoben. Noch einmal gelang es indes Johann durch die Intriguen römischer Weiber die Bürgerschaft gegen Otto aufzureizen. Aber auch diesmal blieb Otto Sieger. Als dann nach dem Abzuge des Kaisers der Aufstand wieder losbrach, mußte Leo VIII fliehen, und Johann XII erschien wieder in Rom. Aber ein jäher Tod machte seinem Wüstlingsleben ein Ende. Doch auch jetzt wählten die Römer Benedikt V gegen Leo VIII. Da zog der Kaiser noch einmal heran und eroberte die Stadt (964). Benedikt mußte abdanken und Leo blieb in dem Besitze seiner Würde. Auch Berengars Widerstand war in der Zwischenzeit vollkommen gebrochen worden. Er fiel mit seiner Gemahlin Willa den Deutschen in die Hände und über die Alpen zog er, wie der abgesetzte Papst, in die Verbannung. Weder der italienische König noch Benedikt V sahen Italien wieder. In Bamberg starben der König und seine Gemahlin, in Hamburg der Papst. Ottos Kaisertum hatte seine Ueberlegenheit bewiesen, als er anfangs 965 in die Heimat zurückkehrte.

Mag man diese Wendung nun als ein Glück oder ein Unglück für den Gang unserer nationalen Entwicklung betrachten, so steht doch fest, daß es nicht in Ottos Macht lag, diese ihm von der Notwendigkeit gestellte Aufgabe zu umgehen. Er hätte ja dem Rufe Johanns nicht zu folgen brauchen, kann man sagen, allein dann wäre es in Deutschland zur nationalen Kirche gekommen. Rom hätte seinen Einfluß hier für immer verloren. Dieser Gedanke aber konnte dem Kaiser nicht kommen, denn er stand mit seinem ganzen Leben und seinen Anschauungen in seiner Zeit, und die Zeit erkannte im Papste das geistliche Oberhaupt des abendländischen Christentums. Dem Gesetze der Zeit aber hatte auch Otto sich zu fügen. Wie langer und schwerer Kämpfe es noch bedurfte, um den Gedanken an eine Lossagung von Rom nahezulegen und reifen zu lassen, wie selbst dann, als dieser Gedanke erwachte, sich die Träger desselben ihm geradezu widersetzten, werden wir in der Folgezeit sehen. Erfahrung und Zeit bedarf es, soll eine Erkenntnis, welche die ganze Welt bewegt, zum Leben erwachen, und in der Zeit Ottos war eine solche, welche die Trennung der deutschen Kirche von Rom bedeutete, eine absolute Unmöglichkeit. So geben wir Nitzsch recht, wenn er sagt, die deutsche Nation habe der occidentalen Kultur damals ein Opfer gebracht, welches seines Preises nicht ganz unwürdig war. Entsprang dieses Opfer auch nur der Ahnung, dem natürlich richtigen Gefühle, nicht aber dem Bewußtsein, so zeigt es uns doch, mit welch' gesunder Fülle damals das deutsche Leben sich gegen die übrigen Länder Europas abhob. „Was Otto in so kurzer Zeit die Verfügung über den päpstlichen Stuhl verschaffte, — sagt Nitzsch — das war vor allem die sittliche Ueberlegenheit, mit welcher er in die entsetzliche Entartung Italiens eingriff, ohne von ihr angesteckt zu werden. Nicht Macht gegen Macht, sondern Charakter gegen Charakter hat er diesen Kampf geführt; nur seine unerschütterliche sittliche Strenge und seine innerliche Religiösität sicherten den Erfolg des kühnen Schrittes, den er mit dem Blicke des größten Staatsmanns gewagt. Indem er jetzt als Kaiser die Schirmherrschaft über die gesamte christliche Kirche für sich in Anspruch nahm, kann es nicht zweifelhaft sein, daß er wie alle seine Nachfolger, mit einziger Ausnahme vielleicht Konrads II, auf das tiefste, ernsteste, ja man kann sagen, heiligste, von der Größe und Wichtigkeit seiner kirchlichen Aufgabe durchdrungen war." Die ewige Wahrheit eines reinen und natürlichen Denkens und Fühlens siegte über die zu gemeiner Lüge herab- gesunkene äußere Lebensform der abendländischen Gesellschaft, und von diesem Siege Ottos ab treten wir in die Zeit der Erholung und Regeneration des abendländischen Lebens. Der rohen und brutalen Gewalt des niedrigsten Egoismus schlug Otto den Herrscherstab aus den Händen und lenkte den Geist der Menschheit wieder auf würdigere und erhabenere Ziele.



Siegel Kaiser Ottos des Großen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Thätigkeit Ottos, wie wir sie bisher verfolgten, auf allen Gebieten neues Leben erweckte. Aus dem Dunkel, welches die vorottonische Zeit umgab, treten wir plötzlich in ein helles Licht, und wie die verödeten Klöster aus der Asche erstehen, hebt auch die Geschichtschreibung von neuem an. „Im Jahre 967 unternahm es Widukind, ein Mönch im Kloster Corvey, die Geschichte seines Volkes zu schreiben, nachdem er vorher sich mit der Bearbeitung von Heiligenleben beschäftigt hatte. Dadurch, so sagt er, habe er seinem Berufe genug gethan; jetzt erfülle er die Pflicht gegen seinen Stamm und sein Volk, indem er die Thaten ihrer Fürsten niederschreibe." Ihm folgten bald andere, so namentlich Roswitha, die Nonne von Gandersheim, welche ein Heldenlied von den Thaten Ottos dichtete, und Ruotger, der uns das Leben seines Lehrers und Freundes Brun beschrieb. Aber es zeigt sich in den Neubestrebungen, von wo der Anstoß gekommen war. Nicht Reichsannalen, wie sie die Zeit Karls des Großen hervorgebracht, schrieb man, sondern auch jetzt noch blieben lokale Gesichtspunkte vorherrschend, und an selbständigen Mittelpunkten entwickelte sich die neue Geistesthätigkeit.



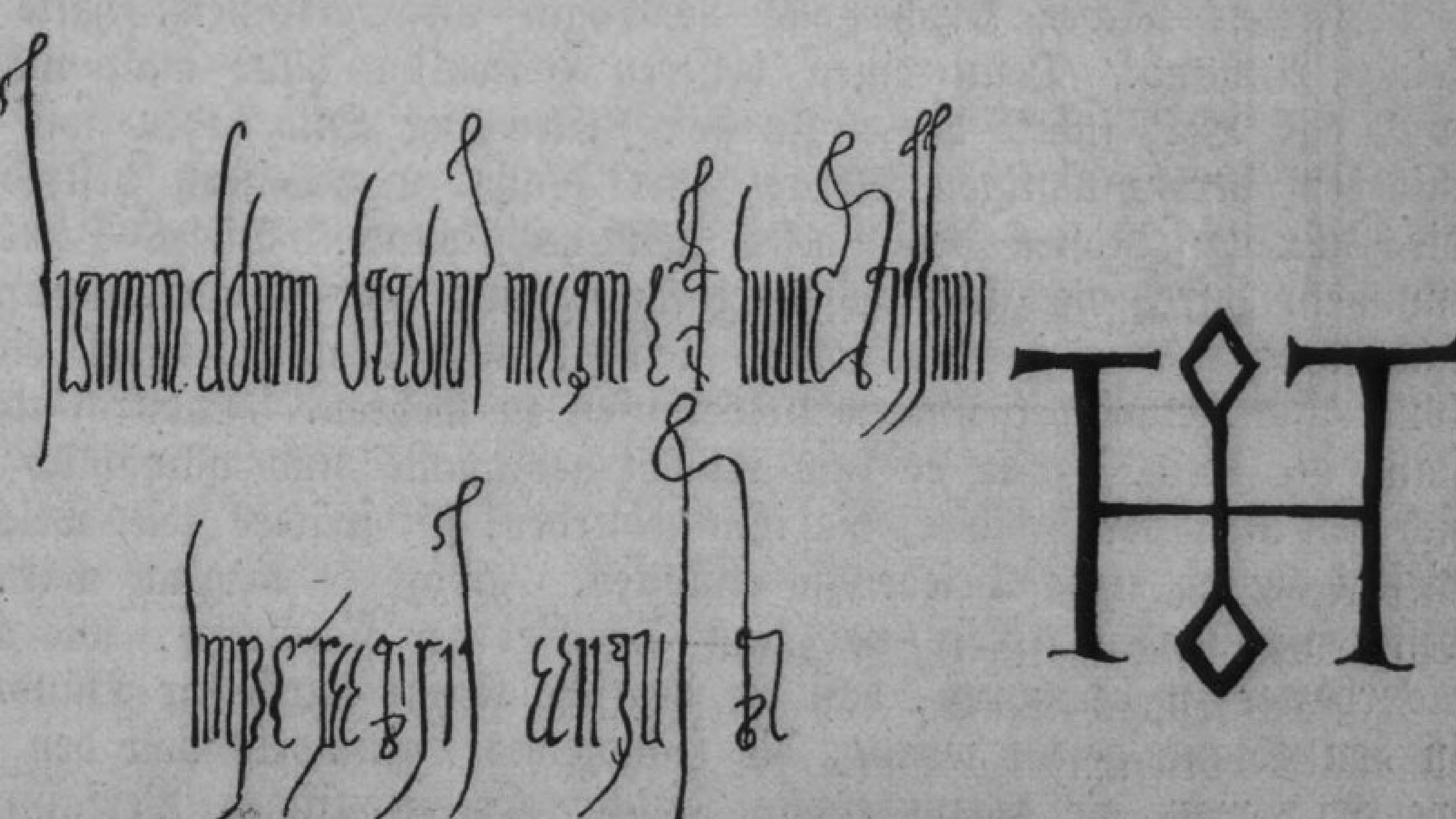
Rhoswitha überreicht Otto dem Großen und dem Erzbischof Wilhelm von Mainz ihre Werke.
Nach dem Dürerschen Holzschnitt aus der ersten gedruckten Ausgabe der Werke Roswithas.

Nur einer, der Fortsetzer der Chronik des Regino, versuchte sich in großer, allgemeiner Darstellung und hatte Glück damit.

War durch Karls des Großen Wirken das Gefühl der Zusammengehörigkeit allmählich erwacht, so hatte man auch in der Zeit nach Karl, namentlich in den Tagen, da die Stammesherzogtümer auftauchten, die Unterschiede der einzelnen deutschen Stämme kennen gelernt. Und diese Erkenntnis war auch durch Ottos Wirken nicht

wieder verwischt, nur für den Augenblick zurückgedrängt worden. Wie die Gewalten fortbestanden, welche dieser Erkenntnis Ausdruck verliehen, so bestanden auch die unausgeglichenen Gegensätze fort, und nur im Anschluß an die Kirche errang Ottos Königtum den einstweiligen Sieg. Als einst Karl der Große die römische Kaiserkrone gewann, war er unumschränkter und absoluter Herr des Frankenreiches. Die weltlichen wie die geistlichen Gewalten standen ihm zu unbedingter Verfügung, und ein großes Verwaltungsnetz dehnte sich über das Ganze aus und hielt es zusammen. Bei Otto war das anders. Alle selbständigen Gewalten der vorangegangenen Zeiten standen unvermittelt neben einander. Hatte Otto sie besiegt, so waren sie doch nicht ausgeglichen. Keine einheitliche Verwaltung regelte das Ganze; was der Augenblick gebot, ward im Augenblick entschieden, nicht nach allgemeinen Gesichtspunkten, sondern nach dem Rechte, das in den einzelnen Landesteilen galt und geltend blieb. So war die Entwicklung allerdings dem natürlichen Werden wieder anheimgestellt, aber keiner wird die Gefahr verkennen, welche einem solchen Staate jeden Augenblick erwachsen kann. Hatte Karl einst dem Stande der Freien durch allgemeine Maßregeln aufzuhelfen gesucht und an ihm auch noch eine hervorragende Stütze gegen die Bestrebungen der oberen Schichten gefunden, so war diese Freiheit jetzt in Trümmer gesunken, und Otto versuchte es nicht, dieselbe durch künstliche Vorkehrungen, was stets ein undankbares Unternehmen ist, wieder neu zu beleben. Angewiesen auf die Lehensverfassung, wie er sie vorfand, mußte er sehen, wie er mit ihr zurechtkam. Nur die Blutsteuer zahlte der Adel; von einer materiellen Vergütung für die errungenen Vorteile keine Spur. Die Strafgelder und Einkünfte der Domänen lieferten dem Könige den Unterhalt. Hier war allerdings alles fest geregelt und die einzelnen Abgaben auf das genaueste bestimmt. Sie bestanden aber auch jetzt noch wie einst in Naturallieferungen, nicht in Geld. Leicht hätten sich so die alten Gegensätze wieder verschärfen und neu beleben können, aber der König hatte seine Pfalzgrafen in den einzelnen Herzogtümern, welche an seiner Stelle Gericht hielten und die Domänen verwalteten. Dazu zog der Hof wieder im Lande umher, und diese fortwährende Berührung mit ihm wirkte dämpfend auf etwaige Gegenbestrebungen. „Die Verwaltung dieser ottonischen Königshöfe war von einer Lauterkeit, einer Einfachheit und einem sauberen Glanz, dessen Eindruck den Italiener Liutprand mit Ekel vor der staubigen, lumpenhaften Pracht des byzantinischen Hofes erfüllte.“ Mehr als Verfassung und Gesetz beherrschte die strenge Solidität damaligen sächsischen Wesens die Gemüter, und da sie im Lande noch vielfache Gesinnungsgenossen fand, war sie stark in ihrer äußeren Anspruchslosigkeit.

Ganz nutzlos wäre es gewesen, das neu gewonnene Italien nach demselben Maße beherrschen zu wollen. Das sah Otto wohl ein. Und deshalb verzichtete er von Anfang an darauf, hier eine Verschmelzung mit dem deutschen Reiche anzubahnen. Italien blieb ein eigenes Reich und hatte seine eigene Verwaltung.



Signum Otto des Großen. Nach Stacke „Deutsche Geschichte“.

Hatte einst Karl der Große den Weg zur Kaiserkrone gefunden, indem er dem Papsttum auf halber Bahn entgegenging, war es die Not auf beiden Seiten, welche Karl nach Rom führte, so hatte Otto das sichere Gefühl seiner königlichen Macht gelenkt. Die Reformation der Kirche mußte damit enden, daß sie den Ideen entsagte, welche seit der Erfindung der



Elfenbeintafel mit dem Bildnis Otto I.
Aus der Geschichte der deutschen Kunst, Berlin Grote.

pseudo-isidorischen Dekretalen in Aufnahme gekommen waren, daß sie sich unterordnete der weltlichen Gewalt oder doch von der angemaßten und erstrebten Herrschaft zurücktrat. Es ist aber dabei zu bemerken, daß Otto selbst die geistliche Gewalt der damaligen Zeit ganz und gar vertrat. Ein Kaiser, der weniger Schirmherr der Kirche war, wie er, trat damit stillschweigend einen Teil des geistlichen Rechtes, welches Otto zugestanden wurde, ab. Wem aber sollte derselbe zufallen? Dem Papste? Den Bischöfen? Sollte er unbenutzt bleiben, bis ein anderer Kaiser kam, der ihn wieder aufnahm? Alle Fälle führen gleicherweise zum Konflikt. So lange also Kirche und Kaisertum in einer Persönlichkeit wie Otto ihren höchsten Vertreter fanden, blieb der Friede gewahrt, sobald diese beiden Gewalten sich wieder trennten, war der Kampf da. „Es leuchtet ein: die Stellung eines deutschen Kaisers war ebenso gefährlich wie großartig."

Und Otto fühlte das auch. Deshalb bemühte er sich, der Kirche den Platz im germanischen Krieger- und Bauernstaate zu geben, den sie so lange vergebens gesucht. So blieb ihm die Kirche dienstbar mit ihrem Gute. Für die Zeit des Aufenthaltes in einer Bischofsstadt oder Reichsabtei flossen dem königlichen Hofe die Einkünfte zu. Wo kein Aufenthalt genommen wurde, mußte die bestimmte Abgabe dennoch entrichtet werden. Ebenso blieben die Vasallen der Bischöfe und Aebte zum Dienste des Königs verfügbar. Die Säkularisationen waren damit zur Unmöglichkeit gemacht, und andrerseits bedurfte es nicht mehr der Maßregel, daß große kirchliche Komplexe für den König zurückgehalten wurden, da die ganze Kirche mit ihrem Gut und ihren Leuten in den Dienst des Schirmherrn trat. Bedurfte die Kirche desselben, so sollte sie auch helfen, ihn unterhalten. Um das aber durchsetzen zu können, mußte der Kaiser die oberste Gewalt der Kirche, den Papst selbst, in seiner Macht haben. Und so schloß sich die Kette von selbst.

Einer solchen Kirche das Reichsgut anzuvertrauen, hatte denn auch weiter gar keinen Anstand. Denn einen besseren Verwalter hätte man nicht finden können. Und auch das Volk fühlte das. In den Zeiten vor Otto sahen wir die Aristokratie vereint mit dem herrschsüchtigen Klerus, ihre Macht zu erweitern bestrebt. Wir betonten, wie dies nur auf Kosten des Volkes geschehen konnte. Dieses Streben war in der Kirche nunmehr durch die glückliche Vereinigung mit dem Kaisertum zum Stillstand gekommen, und so wurde sie in den Stand gesetzt, auch dem Laienadel die Uebergriffe nach dem Gute und Rechte der untern Volksklassen zu wehren. Dadurch aber behielt unser Bauernstand die Luft, deren er zum Atmen gebrauchte und allmählich gesundend bewahrte er sich den Rest der Freiheit, die ihm geblieben, für spätere Zeit, welche sich günstiger zeigten, diesem Keime neue Triebe zu entlocken. „Daß es möglich war, unsere heiligsten und besten nationalen Kräfte vor dem Schicksal der slavischen, wie auch der westfränkischen Ackerbauer zu bewahren, daß die deutsche Kirche durch ihr Bündnis mit dem Kaisertum in den Stand gesetzt wurde, die Hände des Laienadels von den unteren Ständen abzuwehren, war die segensreichste Frucht der ottonischen Verfassung für das bäuerliche Deutschland jener Jahrhunderte." (Nitzsch.) So reiften die Früchte der Ordnung, welche der Kaiser mit nie ermüdendem Eifer, mit einer männlichen Energie, die wohl ohne

Gleichen dasteht, hergestellt, auch für das kleinste Dorf, für den entlegensten Weiler. Nicht ein System zu schaffen, das wohl länger Stand hält, aber ein freies, fröhliches Leben niederzwingt und nicht aufkommen läßt, war Ottos Streben. Auf das zunächst Notwendige richtete er den Blick und überließ es der Zeit, die wachsende Form zu schaffen, in und mit welcher das deutsche Staatsleben fürderhin sich entwickeln sollte. Daß es anders kam, kann man nicht ihm zur Last legen, denn die Verhältnisse der Zukunft zu berechnen, liegt außer der Macht des einzelnen. Die Grundlage einer Regeneration wurde von ihm in Kirche und Staat geschaffen, und durch sein Wirken ward es möglich, daß die Welt aus dem bisherigen Verfalle heraus einen Schritt vorwärts in gesundere Regionen zu thun vermochte.

Als im Jahre 965 Papst Leo VIII starb, blieben die Römer ihres Eides eingedenk und befrugen den Kaiser um seinen Willen bei der Neubesetzung des päpstlichen Stuhles. Johann XIII wurde gewählt. Doch bald brach ein Aufstand gegen ihn aus und nötigte den Kaiser, wieder nach Italien zu ziehen. Rom öffnete die Thore, denn schon war der Papst wieder in die Stadt aufgenommen worden. Ein kaiserlicher Präfekt übernahm die weltliche Gewalt in Rom und trat somit gleichsam an die Stelle der ehemaligen karolingischen Gewaltboten. Anfangs des Jahres 967 begab sich Otto nach Ravenna, wo er mit dem Papste eine große Kirchenversammlung abhielt. Das Erzbistum Magdeburg, des Kaisers steter Gedanke, mit dessen Verwirklichung er einen großen Schritt zur Sicherung des geschaffenen Zustandes vorwärts zu thun glaubte, bildete wieder den Gegenstand der Beratung, und die Errichtung desselben wurde von dem Konzile beschlossen. Die Bistümer Brandenburg und Havelberg sollten ihm untergeordnet werden, ebenso die neu zu errichtenden Bistümer Merseburg, Meißen und Zeitz. Aber noch weiter gingen die Pläne Ottos. Sein Verhältnis zu Byzanz und den Griechen in Unteritalien mußte geregelt werden. Er dachte an eine Vermählung seines Sohnes Otto mit einer griechischen Prinzessin. Gelänge ihm dieser Bund, so sollte Italien zunächst von den Sarazenen wieder befreit werden. Aber die Verhandlungen betreffs der Vermählung des jungen Otto, der bereits zu Weihnachten 967 zum Kaiser in Rom gekrönt worden war, scheiterten, und so brach der Kaiser gegen die Besitzungen der Griechen in Unteritalien auf, um diese unangenehme Nachbarschaft los zu werden. Bis Bari drang er 968 vor. Im nächsten Jahre erreichte das Heer Ottos Cassano in Calabrien. Noch wütete der Kampf, als aus Konstantinopel die Nachricht kam, der Kaiser Nicephorus sei auf einen Anschlag seiner Gemahlin Theophano von Johannes Tzimisces ermordet worden. Dieser habe selbst von der Herrschaft Besitz ergriffen. Jetzt kam der Vertrag zu stande. Ottos Sohn erhielt die griechische Prinzessin zur Braut, wofür der Kaiser den Griechen Apulien und Calabrien ließ. Theophano, die Nichte des Kaisers von Byzanz, landete anfangs 972 an der apulischen Küste; in Rom wurde mit prächtigem Glanze die Hochzeit gefeiert und Theophano zur Kaiserin gekrönt. Darauf kehrte der alternde Kaiser endlich nach fünfjähriger Abwesenheit nach Deutschland zurück.

Ottos Werk war vollendet. Das neue Erzbistum Magdeburg blühte empor, die Nachfolge seines Sohnes war gesichert, sein Kaisertum anerkannt von der Welt und eine griechische Prinzessin dem Sohne zur Gemahlin gewonnen. Und als er nun um sich blickte, fand er die Freunde nicht mehr, welche ihm einst so treu zur Seite gestanden. Sein Bruder Brun war gestorben, Markgraf Gero dahingegangen. Fast gleichzeitig schloß der Tod die Augen der geliebten Mutter Mathilde und ihres Enkels Wilhelm von Mainz; bald nach der Rückkehr des Kaisers legte sich auch Hermann Billung, der Sachsenherzog, zur Ruhe. Da gedachte der Kaiser seines Endes. Auf dem Boden der Heimat, in der Pfalz zu Memleben traf ihn der Tod, sechs Wochen nachdem er seinen letzten Genossen zu Grabe getragen, am 6. Mai 973. „Den Großen" hat ihn die Geschichte genannt, und das mit Recht.

Kaiser Otto II trat, ohne Schwierigkeiten zu begegnen, die Regierung an. Fast zu ruhig scheint uns der Uebergang der Krone vom Vater auf den Sohn erfolgt zu sein, und mißtrauisch horchen wir in diese Stille, und wir erinnern uns, wie neben der Entwicklung des Königtums in den Herzogtümern, Markgrafschaften und Grafschaften, wie in den Gebieten der Bischöfe und Aebte eine selbständige, eigentümliche Entwicklung herging, deren auch Otto I nicht Herr hatte werden können. Wir warten darauf, von dieser Entwicklung und ihrem stillen Fortschreiten ein Lebenszeichen zu empfangen. Und nicht zu lange sollen wir warten.



Judith, die Witwe Heinrichs, als souveräne Herrin Bayerns.

In Lothringen beginnt es mit dem Anfange des Jahres 974. Die Söhne des von Brun vertriebenen Reginar, Reginar und Lambert, dringen in Lothringen ein. Ein schüchterner Versuch! Der Kaiser läßt ihn mißlingen. Aber es ist ein Anstoß. Das Beispiel zündet und Bayern folgt. In der Spaltung der Dynastie in eine königliche und herzogliche Linie, wie sie von den Brüdern Otto I und Heinrich I von Bayern herbeigeführt worden war, zeigt sich jetzt noch einmal die ganze Ungunst einer Familienpolitik, wie sie Otto begründet hatte.

War Heinrich I uns als ein Vertreter der deutschen Reichsgewalt in Bayern erschienen, so hielt auch seine Witwe an dieser Politik fest. Ihre Willfährigkeit gegen das Königtum half ihr das Interesse ihres Hauses vertreten und Ansehen und Macht derselben mehren. Das Vertrauen Ottos I und seiner burgundischen Gemahlin Adelheid ging von dem Bruder auf dessen Witwe über. Und als souveräne Herrin herrschte Judith fortan, gestützt auf dieses Vertrauen, in Bayern. Kein deutsches Herzogtum konnte sich neben das bayerische stellen. Von Bamberg herab bis Verona umfaßte es die Länder und im Osten schob es nach Heinrichs glücklichen Siegen über die Ungarn seine Vorposten langsam wieder vor.

In Untersteiermark, in Krain, in der Ostmark, welche sich wieder bis zur Traisen ausdehnte, begegnen wir in der nächsten Zeit wieder bayerischen Markgrafen. Aber die Familienpolitik Ottos setzte sich nun hier in Bayern fort. Judith vermählte ihre geistreiche Tochter Hedwig dem Herzoge Burkhard von Schwaben und gewann dadurch einen bedeutenden Einfluß über den alternden Schwiegersohn und seine Herrschaft. Für ihren Sohn Heinrich aber suchte Judith die Braut im burgundischen Königshause. Gisela, die Tochter Konrads, die Nichte der Kaiserin Adelheid, gewann sie ihm zur Gemahlin. In Augsburg folgte durch Heinrichs Betreiben ein Verwandter des bayerischen Hauses dem Bischofe Udalrich, der 973 gestorben war. Ganz Süddeutschland schien der Herrschaft der herzoglichen Linie zuzufallen. Aber der junge Kaiser erkannte die Absicht des Vetters, dem das Familieninteresse wieder über alles zu gehen schien. „Unruhigen Geistes beschäftigte ihn der Vorteil seines Hauses spät und früh, jede vermeintliche Kränkung desselben empfand er als schwere persönliche Beleidigung, wie er denn von Natur zu Händeln geneigt war, so daß man ihm den Beinamen des Zänkers gegeben hat." Die Politik dieses Mannes sollte Bayern schweres Unheil bringen, und alle Früchte, welch das Lande durch das thatkräftige und besonnene Walten seines Vaters wieder gewonnen hatte, ihm von neuem rauben. Er war es, der Bayerns Aufschwung zu selbständiger Machtfülle jenen Stoß versetzte, von dem es sich niemals wieder vollkommen erholt hat. Die kaum verharschte Wunde der Ungarnniederlage riß seine unbesonnene Uebereilung von neuem auf.

Ende des Jahres 973 starb Herzog Burkhard von Schwaben. Er hinterließ keine Kinder, und so verlieh der Kaiser das Herzogtum seinem Freunde und Neffen Otto, dem Sohne Ludolfs. Nachdem der unglückliche Sohn Kaiser Ottos I in Italien einen frühen Tod gefunden hatte, nahm sich der Kaiser seines Kindes an und ließ den Enkel mit dem eigenen Sohne erziehen. Eine innige Freundschaft entwickelte sich zwischen beiden und machte den unnatürlichen Streit vergessen, der einst zwischen den Vätern getobt. Der Herzogin Hedwig blieb der Titel Herzogin und die Verwaltung der Familiengüter und Klostervogteien. Auf dem Hohentwiel residierte sie und ergab sich unter der Leitung Ekkehards II von St. Gallen ganz den klassischen Studien. Ihr Bruder Heinrich II von Bayern aber fand sich nicht so schnell in das Geschehene. Er hatte auf Schwaben gehofft, das nun durch Ottos Erhebung ganz seinem Einfluß entzogen wurde, und so kam es bald zu bitterer Feindschaft zwischen ihm und dem schwäbischen Herzog. Der Kaiser fuhr in seiner Politik, die Macht des unruhigen Bayernherzogs zurückzudämmen, fort. Ein Graf Berchtold, der als Nachkomme des einst so mächtigen Hauses der Babenberger in den unter bayerischer Hoheit stehenden Gegenden zwischen Speßhart, Thüringen und Böhmerwald genannt wird, errang sich das Vertrauen des Kaisers und verletzte, auf diesen Rückhalt bauend, die Vasallenpflicht, welche er Herzog Heinrich II schuldete. Da sann dieser auf Rache. Mit dem Herzoge Boleslav von Böhmen und dessen Schwager Mesco von Polen verband er sich im Jahre 974 auf Anraten des Bischofs Abraham von Freising zu einem Unternehmen, dessen Ende die Entthronung des Kaisers sein sollte. Graf Berchtold aber kam hinter den Plan und verriet ihn dem Kaiser. Eine Fürstenversammlung beschied die Verschwörer vor sich; Heinrich und Abraham erschienen, wurden verhaftet und der Herzog nach Ingelheim, der Bischof nach Korvey verbannt. Judith, die Mutter des Herzogs, ging in das Kloster Niedermünster, welches ihr ein neues Aufblühen zu verdanken hatte.

Otto gedachte nun gegen Böhmen zu ziehen. Aber ein Däneneinfall hinderte ihn daran. Siegreich drang er in Jütland ein und nötigte Harald, den Dänenkönig, zum Frieden. Dann wandte er sich 975 gegen Boleslav. Aber er fand ernsten Widerstand und vermochte den Herzog nicht zur Unterwerfung zurückzuzwingen. Dadurch gewannen seine Feinde allwärts wieder Mut. Die Lothringer Reginar und Lambert kehrten mit französischer Unterstützung 976 zurück, und Herzog Heinrich gelang es, aus seiner Haft in Ingelheim zu entrinnen. Er kam nach Bayern und sammelte seine Freunde unter seiner Fahne. Zugleich erhoben sich in Schwaben die Feinde Ottos und allenthalben entbrannte nun wieder der Bürgerkrieg, der Deutschland schon so viel Unheil gebracht hatte. Aber zum erstenmale bewährte sich Ottos des Großen Schöpfung. Die Bischöfe



Kaiser Otto II und Kaiserin Theophano in griechischer Tracht.
10. Jahrhundert. Nach einer Elfenbeintafel.
Aus Falkes Kostümgeschichte, Verlag von W. Spemann, Stuttgart.

hielten standhaft zum Kaiser. Erzbischof Friedrich von Salzburg und Bischof Pilgrim von Passau, selbst der mit dem Herzoge verwandte Bischof Heinrich von Augsburg stellten sich auf Ottos II Seite. Ihnen schlossen sich die Babenberger Berchtold und Liutpold an, und so hatte der Kaiser eine starke Partei im Lande für sich. Auch in der Hauptstadt Regensburg mag der Bischof das Uebergewicht behalten haben, denn als Otto heranrückte, ergab sich die Stadt. Der Sieger ging streng ins Gericht. Dem Herzoge, der zu Boleslav geflohen war, wurde das Herzogtum abgesprochen und dasselbe Otto von Schwaben verliehen, der also zwei Herzogtümer in seiner Hand vereinigte. Achtundzwanzig seiner Anhänger wurden zugleich mit Heinrich II mit dem Banne belegt.

Auf Bayern selbst aber fiel der schwerste Schlag. In den Gegenden am Böhmerwald erhielt der Babenberger Berchtold die Mark auf dem Nordgau zugewiesen, welche sich bis in den Gau Volkfeld streckte. Die Ostmark, welche bisher von Burkhard, einem Verwandten Herzog Heinrichs, verwaltet worden war, erhielt nun Berchtolds Bruder Liutpold zugleich mit dem Traungau. Noch unter ihm erreichte sie eine Ausdehnung bis zum Wiener Walde. Die beiden Burgen Wieselburg und Bechlaren, „welche die Sage von den Nibelungen in ihrer heutigen Gestalt zu dem Sitze von Wuotans treuem Begleiter, des zu einem menschlichen Helden, einem Markgraf Rüdiger, herabgedrückten glänzenden Dämon gemacht hat," wurden hier an der Erlafmündung gegen die Ungarn errichtet. Dann wurde Kärnten samt den italienischen Marken von Bayern losgetrennt und als eigenes Herzogtum hergestellt. Dasselbe wurde dem Sohne jenes ehemaligen Herzogs Berchtold von Kärnten verliehen, der als Bruder Arnulfs hier eine größere Selbständigkeit besessen. Die Mutter des neuen Herzogs Heinrich von Kärnten, Biletrud, war in die Kämpfe Heinrichs und Ottos mit Ludolf verwickelt und hatte alles, selbst ihre Familiengüter verloren. Und so that denn jetzt Otto II den letzten Schritt auf der Bahn, die bereits sein Vater eingeschlagen, er erhob die alte einheimische Familie wieder zu neuer Macht.

Damit aber war zum erstenmale wieder seit Karl dem Großen Bayern in seiner natürlichen Entwicklung gehemmt. Hatten die Ungarn in der Schlacht von 907 auch dem Lande ein furchtbares Unglück beigebracht, Heinrich I hatte im Anschluß an die königliche Macht seines Bruders hier Wandlung zu schaffen begonnen. Judith setzte nach seinem Tode diese Politik fort, aber ihres Sohnes jugendliche Unbesonnenheit zertrümmerte nun mit einem Schlage ein Werk, an dem zwei Generationen sich mit allem Eifer abgemüht. Die traurigen Folgen dieser That werden uns in der weiteren Geschichte Bayerns immer wieder begegnen. Denn wo wie hier ein fortwährendes Ringen nach einem Etwas obwaltet, das man nicht klar zu bezeichnen vermag, wo Gedanke und Gefühl sich nicht entsprechen, sondern stets widersprechen, da muß schon in allerfrühester Zeit etwas versehen worden sein. Und dieses Versehen suchen wir darin, daß die freie Entfaltung nach innen und außen im bayerischen Lande diesen Stoß erhielt, daß nun nur seinen östlichen Stammesbrüdern zu gute kam, was für das ganze Volk natürliche



Der Regensburger Donauhandel in den Orient im XI. und XII. Jahrhundert.

(Nach dem Gemälde von Adamo.)

Bestimmung war. Die Ostmark und Kärnten übernehmen gewissermaßen Bayerns bisherige Rolle; der Kampf ist damit da, und ob er auch für Bayern noch einige Male zum Siege führt, so ist doch eine Gegnerschaft innerhalb des Stammes selbst geschaffen, die dem westlichen Teile desselben, weil er nach keiner Seite mehr einen Ausweg findet, namentlich zu schwerem Schaden gereichen muß. Immer wieder wird ja der Versuch gemacht, nach Osten hin das Verlorene wieder zu gewinnen, sich die frische Luft wieder zu verschaffen, deren man zu glücklicher Entwicklung bedarf, und immer wieder mißlingt der Versuch; es scheitern an ihm die energischsten Naturen und es zeigt sich, daß Bayerns Kraft seitdem gespalten blieb und daß das Uebergewicht derselben nicht mehr in Bayern selbst, sondern in den frei sich entwickelnden östlichen Ablegern des Volkes ruhte. Und wie anders, wenn Bayerns Herzog die Zeit abgewartet, wenn er die Dinge hätte reifen lassen! Die Abrechnung mit Sachsen, die einst König Heinrich und Herzog Arnulf weise verschoben, der Streit um die Hegemonie in Deutschland hätte unbedingt anders ausfallen müssen, als es später geschah. Heinrich II vereinte in seiner Natur durch seine Abstammung das Blut der Ludolfinger mit demjenigen der Liutpoldinger; die Natur selbst also wies ihm seine Stellung an, aber er erkannte ihre Stimme nicht, und das ganze Volk mußte büßen, was sein Herzog verbrach. Das ist es, was der bayerischen Geschichte die Bezeichnung der „Geschichte der versäumten Gelegenheiten" eingetragen hat; aber betrachten wir die sogenannten Versäumnisse von diesem Standpunkte, so wird uns das Ringen und Streben des Volkes und seiner Herrscher groß erscheinen, denn ihm lag das Gefühl zu Grunde, die Entwicklung Bayerns in die Bahnen zurückzulenken, welche ihr von Natur angewiesen waren, Rache zu nehmen für eine That, die, wenn wir sie abstrakt ohne die Gründe, welche zu ihr führten, betrachten, als ein Verbrechen erscheint, welches das ganze übrige Deutschland, indem es der Politik seines Kaisers zustimmte, an seinen bayerischen Brüdern beging. Von hier aus bricht der Faden nicht mehr ab, der uns Bayern in ebenso prinzipieller als natürlicher Gegnerschaft zum Reiche zeigt, und die Opposition, welche hier zur konstanten wird, wenn sie auch öfters wieder aufgehoben erscheint, ist für die Entwicklung des ganzen deutschen Lebens von der weittragendsten Bedeutung. Nicht eher konnte sich Bayern naturgemäß zum Anschlusse an das Reich entscheiden, bevor nicht seine östlichen Brüder sich ebenso prinzipiell von ihm lossagten. Diese Entwicklung beginnt aber erst mit der Errichtung eines österreichischen Kaisertums; sie erreichte ihr erstes Ziel mit dem Kriege von 1866, ihren definitiven Abschluß mit dem Jahre 1871. Und nun wollen wir versuchen, dieser Entwicklung in den einzelnen Stadien weiter zu folgen.

Daß die königliche Macht nun versuchte, in Bayern ihre festen Stützpunkte zu finden und wiederherzustellen, ist nur zu natürlich. Wir sahen dieses Prinzip in der Zerteilung Bayerns bereits verfolgt. Aber man ging weiter. Die Pfalzgrafschaft wurde zu neuer Bedeutung erhoben. Bald finden wir diese Würde in den Händen der Aribonen, den Nachkommen jenes Aribo, der unter Karlmann und Kaiser Arnulf Markgraf in der Ostmark war. Daneben wird das Amt der Burggrafschaft in Regensburg, das früher im Besitze des Herzogs selbst war, einem Burggrafen Babo übergeben, dem späterhin sein Sohn Rupert folgte. Die fünfmalige Belagerung, welche die Stadt in den Kämpfen der letzten Jahrzehnte auszuhalten hatte, zeigte, wie wichtig dieser Platz für die Herrschaft über Bayern war. Keine Stadt Deutschlands konnte sich damals mit dieser alten bayerischen Herzogsstadt messen. Hier schwangen sich zuerst Verkehr und Gewerbsleben zu einer Bedeutung empor, wie wir sie in andern deutschen Städten in jener frühen Zeit nicht finden. In Frankreich pries man die prächtigen Gewandstoffe, die hier gefertigt wurden. Kaufleute schwangen sich zu großen Besitzungen empor; bald hören wir von einem Unterthan von St. Emmeram, der sich zu Kiew mit kaufmännischen Geschäften eine glänzende Existenz begründet hatte. Fremde Ansiedler kamen in die Stadt und ließen sich dort nieder. Diese innere Macht schien selbst zu groß zu sein, um sie, wie dies anderwärts in Bischofsstädten geschah, dem Bischofe allein zu überlassen, und so wirkten Bischof und Burggraf neben einander. Dieser Konkurrenz der Gewalten mag Regensburg nicht zum wenigsten sein glänzendes Aufblühen zu verdanken gehabt haben,

denn für das Aufblühen der jungen Freiheit ist die eifersüchtige gegenseitige Bewachung der Großen stets von Vorteil gewesen. Die Burggrafschaft blieb Reichslehen, und daraus erkennen wir die Absicht, die bei der Einsetzung des Burggrafen gewaltet. Auch die Bischöfe, welche dem Kaiser treu geblieben waren, erhielten ihre Belohnungen, namentlich hatten Pilgrim von Passau und Erzbischof Friedrich von Salzburg des Kaisers Gunst zu erfahren.

Doch nicht überall fand Otto II unbedingte Zustimmung seines Verfahrens. Adelheid, die eigene Mutter, mußte die Zerstörung der Macht, welche sie einst hatte errichten helfen, schmerzlich empfinden. Den Einfluß, welchen sie bisher auf den Sohn geübt, verlor sie mehr und mehr an dessen Gemahlin, die Griechin Theophano. Die



Verurteilung der drei Heinriche.

Mutter zog sich vom Hofe zurück und verließ endlich das Reich, nach ihrer Heimat Burgund zurückkehrend. Diese Entfremdung aber hatte ihre Folgen in Frankreich. König Lothar, der Schwiegersohn Adelheids, wandte sich gegen Otto II und unterstützte die Bestrebungen der Grafen Reginar und Lambert in Lothringen. Otto zog gegen Westen, belehnte Lothars Bruder Karl mit Niederlothringen und gab den Söhnen Reginars des Aelteren ihr natürliches Erbe zurück. Von hier schickte sich der Kaiser dann 977 zum Zuge gegen Boleslav an, der dem entflohenen Heinrich II von Bayern Aufnahme gewährt hatte. Von einem bayerischen Heere unter Herzog Otto unterstützt, fiel der Kaiser in Böhmen ein, verheerte das Land und zwang den Herzog Boleslav wieder zur Unterwerfung, trotzdem das bayerische Heer bei Pilsen durch seine Unvorsichtigkeit eine schwere Niederlage erlitten hatte.

Herzog Heinrich aber war nach Bayern entkommen. Mit ihm verbanden sich nun Herzog Heinrich von Kärnten, Biletruds Sohn, und sein Vetter, Bischof Heinrich von Augsburg, und entfachten den Krieg, der nach ihnen den Namen „des Krieges der drei Heinriche“ erhielt. Bischof Heinrich von Augsburg bemächtigte sich Neuburgs an der Donau, der Kärntner Heinrich Passaus, und zu ihm stieß mit slavischen Truppen Heinrich, der geächtete Herzog. Sofort rückte Herzog Otto aus Böhmen zur Belagerung Passaus heran, und auch der Kaiser kam im September des Jahres selbst nach. Wieder war es eine städtische Partei, und wie wir wohl annehmen dürfen, die bischöfliche, welche die

Uebergabe der Stadt bewirkte und den Belagerern zu Hilfe kam. Kaiser Otto zog ein, und bedauerte er es auch, die Stadt wurde zerstört auf seinen eigenen Befehl, da er einer erneuten Gefahr vorbeugen wollte. Da ergaben sich die drei Heinriche, und eine Fürstenversammlung fällte über sie im März 978 das Urteil. Heinrich der Zänker wurde nach Utrecht verbannt, Bischof Heinrich nach Werden an der Ruhr; der Kärntner Heinrich aber wurde abgesetzt und sein Herzogtum Otto, dem Sohne des in der Lechfeldschlacht gefallenen Konrad von Lothringen, verliehen. Die treuen Bischöfe wurden wieder bedacht, namentlich Pilgrim von Passau, und wahrscheinlich beschenkte sie Otto II mit einem Teile der liutpoldingischen Hausgüter.

Hatte Kaiser Otto II geglaubt, dem Westen die Ruhe wiedergegeben zu haben, so irrte er. Wortbrüchig und hinterlistig brach König Lothar von Frankreich im Sommer 978, als der Kaiser in Aachen weilte, mit einem großen Heere über die Grenze. Fast wäre der Kaiser, der solche Nachricht nicht glauben wollte, da sie doch gegen alles Denken und Herkommen war, dem Feinde selbst in die Hände gefallen. Der Franzosenkönig rückte in Aachen ein und wendete den Adler, der auf der Kaiserpfalz stand, gegen Westen, zum Zeichen, daß hierher jetzt seine Herrschaft reiche. Doch nach kurzem Aufenthalte führte er seine Krieger wieder heim. Als Faschingszug hätte man solches Vorgehen wohl gelten lassen können, nicht aber als Ernst. Und so stand denn auch ganz Deutschland auf, die Schmach zu rächen. Es zeigte sich damals, wie fest die Stimmung des Volkes an dem Kaisertum hielt. Mit einem großen Heere zog Otto vor Paris, und Lothar wagte nicht, sich in einen ehrlichen Kampf einzulassen. Schon damals trat der ganze überschwängliche und für ernste und besonnene That doch so wenig geschaffene Franzosencharakter zum Vorschein. Doch die Welt war noch stark und gesund genug, um vor diesem Wortgedröhn nicht zu erzittern. Sie nahm es nicht so ernst. Als dann der Kaiser wieder nach Deutschland kam, war alles wieder wie vor Lothars Zug, und dieser hatte mit seinen Vettern, den Nachkommen Hugos, genug zu thun, so daß er um Frieden bei Otto II nachsuchte, der 980 zu stande kam.

In ernster Lebensschule war Ottos Charakter zur Reife gediehen und er fühlte sich ganz als der wahre Erbe seines Vaters. Den letzten Gedanken Ottos I auszuführen trieb es ihn nun, da die Nachricht von den Angriffen der Araber auf Sicilien ihn erreichte. Ende 980 ging er über die Alpen. Wenig hatte sich verändert, seitdem sein Vater zuletzt hier geweilt. Nur in Rom war es zu Unruhen gekommen. Der langobardische Herzog Pandulf Eisenkopf von Benevent hielt auf sächsischer Seite gegen die Griechen aus. Gegen Ende 981 zog Otto nach Rom, das ihm freiwillig die Thore öffnete. Benedikt VII, der zum Kaiser geflohen war, zog mit ihm wieder in die Stadt. Den Sommer über bereitete sich der Kaiser zum Kampfe gegen Unteritalien vor. Ein Aufgebot ging nach Deutschland und berief die Vasallen zum Kampfe in Italien. Und die schwergepanzerten Reiter machten sich auf den Weg und zogen heran unter ihren Grafen und Herzogen, unter ihren Bischöfen und Aebten, die seit Ottos des Großen Zeit wieder selbst zu Felde zogen. Im September begann der Feldzug. Salerno wurde erobert und anfangs des folgenden Jahres fiel auch Bari, die Hauptstadt von Apulien. Ende Januar ergab sich ebenso Tarent. Aber Abulkasem, der fatimidische Emir von Sicilien, weilte noch in Calabrien. Gegen ihn wandte sich nun das deutsche Heer. Bei Rossano stieß es auf den Feind. Er zog sich zurück gegen Cotrone. Otto folgte. Und hier kam es denn zur Schlacht. Ein hitziger blutiger Kampf entspann sich und lange schwankte der Sieg. Aber Abulkasem fiel und sein Heer löste sich in wilder Flucht auf. Viele der tapfern Streiter erlagen noch dem deutschen Schwerte. Die Verfolgung wurde fortgesetzt, aber unvorsichtig drang Otto auf Wegen vor, wo auf der einen Seite das Meer, auf der andern steile Berge die Entfaltung seiner Kräfte hinderten. Hier erwarteten ihn unermeßliche Schwärme der Araber im Hinterhalte. Bald waren die nichts ahnenden Deutschen umzingelt; ein wütender Kampf entspann sich und dauerte bis in die Nacht. Aber es gab kein Entrinnen, und nur auf abenteuerlichsten Wegen entkam der Kaiser fast allein dem allgemeinen Blutbade, nachdem er die Tapfersten seiner Streiter auf der Wahlstatt hatte hinsinken sehen. Ein Verhängnis war über Deutschland hereingebrochen,

welches wohl als Prüfstein für die Festigkeit der Schöpfung Ottos I dienen konnte. Und das Werk des großen Kaisers bewährte sich. Wohl kam es hier und da an den Grenzen zu Unruhen, auch im Innern des Reiches erhoben sich einzelne, aber die Männer, auf denen des Reiches Macht beruhte, hielten zum Kaiser trotz des Unglückes, das ihn betroffen. In Verona versammelte sich im Sommer 983 die Aristokratie Deutschlands und Italiens, und gemeinsam wählten die Großen der beiden Länder Ottos gleichnamigen Sohn zum zukünftigen Kaiser. Seiner Mutter Adelheid übertrug Otto die Statthalterschaft in der Lombardei. Dann rüstete er zu neuem Angriffe gegen die Araber. Schon war Otto aufgebrochen, als ihm das bevorstehende Ende Papst Benedikts VII gemeldet wurde. Er eilte nach Rom, beförderte die Wahl des Bischofs Peter von Pavia, der als Papst sich Johann XIV nannte. Aber in Rom trafen den Kaiser böse Nachrichten. Die Dänen und Wenden hatten sich erhoben und waren in die deutschen Länder eingefallen. Hier wurde das Werk zerstört, das Heinrich I und Otto I so mühsam errichtet. Das Heidentum im Norden und Osten, der Muhamedanismus im Süden standen als Feinde dem jungen Kaiser gegenüber. Es war ihm nicht vergönnt, seinen kühnen Mut weiter zu bewähren. Am 7. Dezember 983 raffte ihn eine plötzliche Krankheit in Rom dahin.

Herzog Otto von Bayern und Schwaben, des Kaisers Freund, war schon ein Jahr zuvor in Lucca einer Krankheit erlegen. Auf dem Reichstage zu Verona aber vollzog sich die Neubelehnung ohne Schwierigkeit. Die Herzogtümer wurden wieder getrennt, und Bayern kam an den verbannten ehemaligen Kärntnerherzog, den Liutpoldinger Heinrich, der auch Kärnten mit der Mark Verona zurückerhielt. Schwaben ging auf den Grafen der Wetterau, Konrad, über, der ein Vetter der Herzogin Ida, Ludolfs Gemahlin, war. Es möchte nun scheinen, als wäre damit die Wunde geheilt worden, welche Bayern durch die frühere Zerteilung geschlagen wurde. Dem ist aber nicht so. Hatte schon die mehrfache Trennung der beiden Hauptländer Bayern und Kärnten auf die einheitliche Entwicklung störend gewirkt, so war jetzt durch deren Wiedervereinigung unter Heinrich III eine äußerliche Einheit zwar hergestellt, aber die inneren Gegensätze dauerten fort. Dazu aber war in Bayern selbst eine Bewegung eingetreten, welche der weiteren Ausbildung der herzoglichen Macht geradezu entgegenlief. Die Geistlichkeit strebte nach möglichster Selbständigkeit, diese aber konnte sie einstweilen nur erlangen, wenn sie sich der kaiserlichen Gewalt unterordnete und an ihr eine Stütze gegen die lokalen weltlichen Gewalten suchte. Und dieser Gedanke kommt nun allenthalben zu vollem Durchbruch. Ein Beispiel — wohl das charakteristischste, welches wir in Deutschland für das Vorgehen des hohen Klerus besitzen — sei hier in Pilgrim von Passau angeführt.

Pilgrims Kirche war wie keine andere durch die Ungarneinfälle heimgesucht worden. Es handelte sich darum, ihr die alte Machtstellung wiederzugewinnen. Bereits Herzog Heinrich I hatte wieder die Offensive gegen die Ungarn ergriffen. Und als es ihm damit glückte, mußte der Gedanke von selbst wieder erwachen, auch der Kirche das im Osten verlorene Gebiet wieder zu erobern. Passau aber wäre ohne reichliche Hilfsmittel dazu nicht mehr im stande gewesen. Diese galt es daher zunächst zu beschaffen. Und Pilgrim folgte dabei unbedenklich einer Methode, wie sie ihm eine mehr oder weniger allgemeine Gepflogenheit der Zeit an die Hand gab. Von Urkundenfälschung in unserem Sinne dürfen wir da gar nicht reden. Die Zeit war zu naiv, um dieses Verbrechen in seiner Bedeutung und Tragweite auch nur entfernt zu verstehen, obschon es kein gutes Zeichen ist, wenn man sich solcher Mittel bedienen muß, um das für notwendig Erkannte zu erreichen. Auch glauben wir nicht, daß Kaiser Otto II sich durch die gefälschten Urkunden wirklich täuschen ließ, sondern es lag in der Natur der von Otto I angebahnten und von seinem Sohne verfolgten Politik, die Geistlichkeit zum Verwaltungsdienste im Reiche heranzuziehen. Diesem Prinzipe folgend mag er Pilgrim seine Forderungen unbesehen gewährt haben. Der Bischof hatte erkannt, daß die Kirche ohne einheitliche, strenge Leitung im Osten nicht viel erreichen werde. Salzburg aber verzichtete auf sein Recht, indem es sich desselben nicht oder nur lau bediente. Und so ging Pilgrim vor, dieses Recht für sich zu erwerben. Hatte man früher den umgekehrten natürlichen Weg verfolgt, sich

bestätigen zu lassen, was man mit eigener Arbeit und Mühe bereits errungen, so ging der Bischof nun anders vor, indem er sich bestätigen ließ, was er erst zu erringen gedachte.

Ein Verwandter des Erzbischofs Friedrich von Salzburg hatte Pilgrim durch dessen Verwendung im Jahre 971 die bischöfliche Würde von Passau erlangt. Durch seine unerschütterliche Treue und fortwährende Hilfeleistung in den bayerischen Aufständen der letzten Jahre hatte er sich ein Anrecht auf die kaiserliche Gunst erworben. Dabei hatte er selbst fast alles verloren. Passau war zerstört, die Besitzungen seiner Kirche in Frage gestellt. Als nun die kaiserliche Oberherrschaft wieder zur Anerkennung kam, gedachte Pilgrim sich ihres Schutzes zur Neubefestigung seiner Macht zu bedienen. Er erkannte, daß das Gedeihen seines Bistums mit dem Machtzuwachs des Christentums im Osten in unmittelbarem Zusammenhange stand, und so suchte er sich einen Teil jener Rolle zu sichern, welche die natürliche Rolle ganz Bayerns hätte sein und bleiben müssen. Durch falsche Urkunden erlangte er von Otto II die Bestätigung im Besitze des Klosters Kremsmünster, weiter die Immunität für sein Stift, den Besitz des Frauenklosters Niedernburg in Passau, ja sogar einen Anteil an dem kaiserlichen Zolle der Stadt, der durch die Lage Passaus an dem mächtigen Strome von nicht geringer Bedeutung gewesen sein mag. Einst hatte dieser Zollanteil dem Herzoge gehört. Es zeigt den Gang der ganzen Politik, daß er jetzt dem Sprossen des Liutpoldingischen Hauses genommen und dem Dome von Passau geschenkt wurde. Ferner ließ Pilgrim sich im Besitze der Klöster St. Florian und St. Pölten bestätigen, wie Passau ebenso die Kapelle Oetting und die mit ihr verbundene Abtei Matsee gewann. Auch die Ennsburg übertrug Otto dem Bischofe. Gewiß vertrat das Kaisertum hier die deutschen Interessen zugleich mit den bayerischen; dadurch aber, daß die Besitzfrage hereinspielte, ward dem bayerischen Interesse durch die von nun an konkurrierenden Mächte des Herzogs und Bischofs sein bisheriges natürliches Uebergewicht entzogen. Die Frage, was dem Lande und Volke nützlich sei, trat zurück hinter der Frage, was dem Bischofe oder Herzoge und ihrem persönlichen Interesse Vorteil bringen werde. Nicht Bayerns natürliche Politik stand der Reichspolitik im Wege, sondern die Politik der Machthaber brachte Bayern in die ungünstige und verderbenbringende Zwitterstellung. Und so erkennen wir, daß die Wunde offen blieb und weiter blutete, daß aus ihr das Herzblut des bayerischen Volkes dahinströmte, ohne dem Lande seine einstige Bedeutung wiederzugeben und seine natürliche Weiterentwicklung zu ermöglichen. Das war die traurige Frucht jener trostlosen Kämpfe, daß die Interessen des bayerischen Volkes, welche der Herzog vertrat oder doch vertreten sollte, mit dem Interesse des deutschen Volkes, vom Kaiser und den Bischöfen vertreten, in unaufhörlichen Zwist gerieten und sich ein Gegensatz entwickelte, der infolge seiner Unnatur dem bayerischen Lande nur zu entsetzlichem Schaden gereichen konnte.

Und der ehrgeizige Bischof trachtete weiter. Indem er sich des alten, auf Passau übergegangenen Bistums Lorch erinnerte, kam ihm der Gedanke, sich auch vom Papste seine errungene und noch zu erringende Machtstellung im Osten bestätigen zu lassen. Für Ungarn und Mähren strebte er nach dem christlichen Monopol. Passau sollte die Metropole des Ostens werden. Da aber konkurrierte es mit Salzburg, der bayerischen Metropole. Es mußte demnach einer der ersten Schritte sein, die Salzburger Oberhoheit über Passau zurückzuweisen. Mit fünf päpstlichen Bullen, welche Pilgrim verfertigen und auf frühere Päpste zurückdatieren ließ, glaubte er ans Ziel zu gelangen. Die Bullen gingen nach Rom. In einer derselben fungierte Passau als bayerische Mutterkirche, Salzburg als einfaches Bistum. Aber der Papst ging auf die Forderungen Pilgrims nicht ein. Haben wir auch keine Belege, wie Salzburg die Gefahr abzuwenden suchte, so ist doch anzunehmen, daß es seine Rechte energisch vertrat. Wäre es dem kühnen Manne nur gelungen, seine Absicht mit den Fälschungen durchzusetzen! Denn dieselben, einem wohl gefühlten natürlichen Bedürfnisse entsprungen, hätten ihm unbestritten ein Uebergewicht in Bayern gegeben, welches selbst gegen die herzogliche Politik sich hätte behaupten und so vielleicht dem Lande seine natürliche Stellung zurückgewinnen können. Immerhin wäre es für Bayern besser gewesen, als was später durch Otto III geschah.



Pilgrim von Passau.

Als ein hoch strebender, echt deutscher Mann steht Pilgrim von Passau vor uns, und fast vergessen wir, wenn wir sein Andenken selbst im Nibelungenliede gefeiert sehen, welch' trauriger Kunstgriffe er sich bediente, um sein Ziel zu erreichen. Und doch liegt selbst in der Art und Weise seines Vorgehens so viel Naivetät, daß man ihm nicht ernstlich zürnen kann. Wie er seinen Sänger Konrad bestimmte, die erste Aufzeichnung der „groezisten geschiht, diu zer werlde ie geschach", in lateinischer Sprache zu verfassen, wie Konrad seinem Herrn dann selbst eine Stelle anwies in den Reihen gewaltiger deutscher Recken, so sehen wir ihn beflissen, für sein Bistum eine nie geahnte Größe zu erdichten und sich selbst wieder zum Nachfolger jener erhabenen Erzbischöfe von Lorch zu erheben, die niemals gelebt. Träumte sein Dichter von einem Pilgrim von Passau, der ein Oheim der burgundischen Könige und der schönen Kriemhild war, so durfte sein Herr wohl auch von seinen gepriesenen Vorgängern auf dem erzbischöflichen Stuhle von Passau träumen und kein Wunder, wenn er dann, von diesem Traume gelenkt, die Urkunden selbst verfertigte, welche er nicht mehr auffinden konnte, da sie niemals vorhanden waren. Das ganze Gemütsleben der Zeit tritt uns in den realistischen Bestrebungen Pilgrims vor Augen, und wir erkennen, wie der Gedanke nicht dem Gedanken, sondern wie im Kindergemüte dem Traume entspringt und, sich auf diesen stützend, mit eben solcher Konsequenz nach Verwirklichung ringt, als wäre die strengste Thatsachenlogik seine Erzeugerin. Nur eine Lücke füllte Pilgrim aus, die merkwürdiger, aber ungerechter Weise, wie er meinte, von der Vorzeit offen gelassen wurde. Und darum wollen auch wir dem bischöflichen Fälscher sein Verbrechen nicht zu hoch anrechnen.

Allen diesen ungelösten Fragen, welche uns in dieser Bewegung entgegentreten, setzte der Tod Kaiser Ottos II ein Ziel und verschob ihre Beantwortung auf spätere Zeiten. Andere Fragen drängten sich in den Vordergrund, und es schien das unglückliche Bayerland auch nicht einen Augenblick zur Befestigung seiner inneren und äußeren Zustände erhalten zu sollen. Der letzte mündige Ludolfinger lebte in dem abgesetzten bayerischen Herzoge Heinrich II. Auf ihn richteten sich nun die Augen vieler, als der Festjubel, welcher die Krönung des dreijährigen Otto III zu Aachen am Weihnachtstage 983 begleitet hatte, plötzlich durch die Trauernachricht aus Italien unterbrochen wurde. Ratlos stand man vor den Fragen, ob der dem Knaben geschworene Treueid gültig sei? Ob Theophano, die Griechin, die Vormundschaft übernehmen könne? Ob nicht Heinrich

der Zänker zu wählen sei? Sofort verließ der Herzog seine Haft in Utrecht, begab sich nach Köln und beanspruchte die Vormundschaft über den jungen König, den ihm der Erzbischof von Köln überlieferte. Viele alte Anhänger schlossen sich dem Herzoge aufs neue an, viele Schwankende ließen sich gewinnen, und namentlich erklärten sich die lothringischen Bischöfe sofort für ihn. Die Erzbischöfe von Köln, Trier und Magdeburg standen auf seiner Seite. Ist es auch merkwürdig, daß die Stimmen der Bischöfe wieder eine solche Bedeutung haben, so scheint es uns doch noch merkwürdiger, daß so viele sich von dem eben Gekrönten abwandten. War Egoismus, war Abneigung gegen Theophano, war gegenseitige Eifersucht das Motiv? Und da ist es denn am auffallendsten, daß ein Franzose, der berühmte Gelehrte Gerbert, der Freund und Gehilfe des Erzbischofs Adalbero von Reims, sich in dankbarer Erinnerung an seinen kaiserlichen Gönner Otto II, der ihn einst mit der Abtei Bobbio beschenkt hatte, nun des Kindes annahm und sich bemühte, ihm Lothringen zu erhalten. Heinrich war mit dem Franzosenkönige Lothar in Verbindung getreten. Dem schien die Zeit geeignet, Lothringen wiederzugewinnen, und so trat er mit dem Anspruch auf die Vormundschaft des jungen Königs hervor, der sein Neffe sei. Doch Lothars Bemühungen scheiterten an den Gegenbestrebungen Gerberts und an dem Mißtrauen Herzog Heinrichs. Selbst ein Einfall in Lothringen scheiterte an dem tapferen Widerstande der lothringischen Aristokratie. Heinrich war indessen nach Sachsen aufgebrochen. Auch hier fiel ihm die Geistlichkeit zu. Als er aber den König zu spielen begann und offen seine Absicht bekannte, sich selbst die Krone aufzusetzen, als er sich dann von den Herzogen Boleslav von Böhmen und Mesco von Polen, sowie einem Häuptlinge der Abodriten huldigen ließ, wandten sich die sächsischen Großen von ihm ab. Da verließ er das Land und versuchte sein Heil in Bayern. Hier fiel ihm die alte ludolfingische Partei zu, und ist es deshalb weit weniger auffällig, daß auch die bayerische Geistlichkeit sich auf seine Seite stellte. Als Herr des Landes trat er auf. Dadurch aber wurde die Sache des jungen Königs verbunden mit derjenigen Herzog Heinrichs III, und zwischen den beiden Herzogen mußte es zum Kampfe kommen. Derselbe muß für den älteren Herzog nicht günstig ausgefallen sein, da er nach Franken weiter zog, um dort sein Glück zu versuchen. Aber da waltete Erzbischof Willigis von Mainz, dem in Schwaben Herzog Konrad tapfer zur Seite stand. Gerbert, Adalbero von Reims, Willigis und Konrad hielten vereint den Schild des jungen Königs hoch. Treue und Unbestechlichkeit, vereint mit der Geisteskraft, so erscheint uns der Bund dieser Männer. Hatte einst Otto II trotz des Widerspruchs von allen Seiten den niedrig geborenen, der an unbestechlicher Charakterfestigkeit doch alle andern überragte, zum Erzbischof von Mainz und damit zum Erzkanzler des Reichs erhoben, so dankte Willigis ihm nun mit der festen Treue gegen den königlichen Knaben. Und so wiesen die auf den Burstädter Wiesen bei Worms versammelten fränkischen Großen das Ansinnen Heinrichs einstimmig zurück. Der Herzog mußte eidlich versprechen, auf einem neuen Tage zu Rara (Kloster Rohr bei Meiningen) den jungen König auszuliefern. Doch noch einmal versuchte er das Glück der Waffen. In Sachsen waren seine Anhänger bedroht, und mit böhmischer Hilfe eilte nun der Herzog zu ihrem Schutze herbei. Das war das Ende. Heinrich mußte nach Merseburg ziehen, nachdem er den Königlichen das Versprechen gegeben hatte, der Krone zu entsagen. Indessen kamen die Kaiserinnen Theophano und Adelheid, die kaiserliche Statthalterin in Italien, in Deutschland an. In Rara erfüllte Heinrich sein Versprechen und lieferte den jungen König der Mutter und Großmutter aus. Theophano wurde als Vormünderin und Reichsverweserin allgemein anerkannt, während man Heinrich Aussicht auf Wiedergewinnung seines alten Herzogtums gemacht hatte. Während die Kaiserinnen nach Sachsen aufbrachen, begab sich Heinrich nach Bayern. Noch einmal betrat man den Weg der Verhandlung mit ihm. Doch er verlangte die Herausgabe Bayerns, und da sie nicht so ohne weiteres gewährt wurde, griff er wieder zu den Waffen. Nicht lange stritten sich die beiden Heinriche mehr herum, denn der jüngere Heinrich entschloß sich, Bayern zu entsagen, wenn man ihm Kärnten und die italische Mark lassen würde. Und so geschah es. Im Frühjahr 985 unterwarf sich Heinrich II der Kaiserin in Frankfurt und wurde von neuem mit Bayern belehnt. Bei der Osterfeier dienten dem jungen

Könige zu Quedlinburg die Herzoge von Sachsen, Schwaben, Bayern und Kärnten zu Tische, die Herzoge von Polen und Böhmen erschienen zur Huldigung, und so bewährte sich noch einmal auch in dieser schwierigen Zeit die Schöpfung Ottos des Großen. Aber wir erkennen zugleich, wie tief der Kampf alter mit neuer Zeit die Gemüter immer noch erfaßte. Das altgermanische Prinzip der Wahl rang mit dem neuen staatlichen Prinzip der Erblichkeit fort, und es ist ein gutes Zeichen für die Regierung der Ottonen, daß sie diesen heroischen Geist der Freiheit nicht mit schärferen Maßregeln zu unterdrücken und zu vernichten strebten.

Von Bayern war Kärnten wieder getrennt. Ein unheilbarer fortgesetzter Zustand der Unsicherheit, der dem Lande nur zum Schaden gereichen mußte! Der wieder eingesetzte Herzog Heinrich II harrte nun aus bei seiner Treue, und, die Fehler seiner Jugend vergessend, nannte das Volk ihn den „Friedfertigen". Dem Lande widmete er seine Sorge und strebte nach unverbrüchlicher Wahrung des Landfriedens. Und als am 5. Oktober 989 Heinrich von Kärnten starb, ohne einen Sohn zu hinterlassen, wurde Kärnten und die italienische Mark noch einmal mit Bayern vereinigt. Aber auch dieses letzte Mal war die Vereinigung von keiner langen Dauer. Schon war die Sonderentwicklung beider Länder zu weit vorgeschritten, als daß nicht das Streben nach Trennung sich erhalten hätte. Bayerns einstige Größe war dahin und alle Versuche, sie wieder zu gewinnen, scheiterten daran, daß man nicht klar erkannte, auf welcher Grundlage diese Größe einstens geruht.



Herzog Heinrich IV verspricht dem sterbenden Vater Treue und Ergebenheit gegen den König.

Theophano hatte mit männlicher Energie die Zügel der Regierung ergriffen und hielt sie fest, die Würde des Kaisertums wahrend. Doch konnte sie es nicht verhindern, daß gegen ihren Willen in Frankreich Hugo Capet nach dem Tode Lothars II und seines Sohnes Ludwig (986 und 987) die Krone gewann. Ebensowenig vermochte sie jener letzten gewaltigen Reaktion des nordischen Heidentums gegen das Christentum nachdrücklich zu wehren. Ueberall an den Grenzen gärte es. Selbst Boleslav von Böhmen war seinem Eidschwur untreu geworden, und dem Christentume drohte hier nicht minder Gefahr wie bei den Dänen und Wenden. Bischof Adalbert von Prag verließ seine böhmische Heimat und ging nach Rom. Doch zu schwer lasteten die Sorgen der Regierung auf den zarten Schultern der Griechentochter. Sie starb zu Nimwegen im Juni 991 und

ward im Pantaleonskloster zu Köln, wo auch Erzbischof Brun begraben liegt, zur Ruhe gebettet.

Adelheid, die Großmutter des königlichen Kindes, eilte sofort aus Italien herbei. Daß ihr persönlicher Einfluß auf den elfjährigen Otto ein großer gewesen sein muß, zeigt sich in dessen späterem Charakter. Auf die Reichsgeschäfte einen ebensolchen Einfluß zu üben, war Adelheid nicht vergönnt, denn ihr zur Seite stand der Erzkanzler Willigis von Mainz, wie überhaupt die Stimmen der Geistlichen und weltlichen Großen wieder mehr Bedeutung gewonnen hatten. Die Kräfte des Reiches schienen zu schlummern, und das war die Ursache der augenblicklichen Machtentfaltung der auswärtigen Mächte, mit denen wir im Innern des Reiches die lokalen Gewalten stets gleichzeitig an Macht gewinnen sahen. So hatten sich die Friesen fast ganz vom Reiche getrennt. Die Thüringer wählten sich den Grafen Eckard zum Herzog. Und als Herzog Heinrich II von Bayern im Jahre 995 (28. August) starb, wurde sein gleichnamiger Sohn von den Großen zum Herzog erhoben. Schon einige Jahre hatte er den herzoglichen Namen zugleich mit dem Vater geführt, und der König gab nun der Wahl die Bestätigung. Allein damals wurde von Bayern Kärnten mit der italienischen Mark wieder getrennt und an Otto, den Sohn Herzogs Konrads von Lothringen und der Liutgarde, der Tochter Ottos des Großen, wieder verliehen. Wieder drängte sich eine fremde Gewalt in das Wachstum des bayerischen Stammes, und wieder wurde die nationale Bedeutung des Herzogtums durch persönliche Rücksichten in den Hintergrund geschoben. Behielt auch Herzog Heinrich IV gewissermaßen die oberherrliche leitende Gewalt über das abgetrennte Gebiet, so war doch wieder eine Interessensphäre geschaffen, hinter welcher das Landesinteresse zurückstehen mußte. Zudem war die Kirche in eine so freie Stellung gerückt, daß auch hierdurch die herzoglichen Rechte bedeutend geschmälert wurden. Dem königlichen und kaiserlichen Willen allein blieb die Kirche untergeben, und fast vollständig ward sie dadurch dem Einflusse der herzoglichen Gewalt entzogen. Das Münzrecht wurde zugleich mit dem Marktrechte nun auch den Bischöfen von Freising und Salzburg zugestanden. Das Kaisertum behielt das Uebergewicht über die nationalen Gewalten, doch diese blieben immer noch so stark, um sich als solche zu fühlen. Nicht nur Beamter des Reiches war Heinrich IV von Bayern, sondern auch erwählter Herzog des Landes, eine Doppelstellung, welche ihm sehr erschwert wurde durch die Einschränkungen, welche er sich mußte gefallen lassen. Die alte Stammesgewalt lag noch immer im Hader mit der Gewalt, welche der Herzog vom Reiche zu Lehen besaß, und darum die Begünstigung der Bischöfe gegenüber dem nationalen Herzogtum. Aber Herzog Heinrich IV hielt das dem sterbenden Vater gegebene Versprechen der Treue und Ergebenheit gegen den König, und so kam ihm selbst das Unangenehme seiner Stellung weniger zum Bewußtsein. Indem mit ihm Bayern den engsten Anschluß an das Reich suchte, leitet uns auch die bayerische Geschichte wieder hinüber in die allgemeine deutsche Bahn. Und wie bisher stehen wir nicht an, der natürlichen Weisung zu folgen.

Die letzten Kaiser aus dem sächsischen Hause.

Im Jahre 995 lief die Zeit der vormundschaftlichen Regierung zu Ende, und Otto III übernahm als vierzehnjähriger Jüngling die selbständige Leitung des Reiches. Als hätten sich in ihm die Eigenschaften seiner Eltern und Großeltern gemischt, so schien es. Der große Gedanke der Kaiserwürde schwellte die Brust des jungen Königs, und wohl mag man dies als ein Erbteil seines sächsischen Blutes betrachten. Aber in der Liebe zu Prachtentfaltung zeigte sich die Natur seiner Mutter, der griechischen Prinzessin, während der Hang zum Tiefsinn und ascetischer Uebung wohl dem Einflusse der Großmutter, der burgundischen Freundin der Mönche von Cluny zuzuschreiben ist. So begegneten sich in seiner Natur gleichsam die beiden großen Reformbewegungen des zehnten Jahrhunderts: die sächsisch-kaiserliche und die ascetische Bewegung von Cluny.

Die Kaiserkrönung war der erste Gedanke, dessen Verwirklichung Otto anstrebte. Erzbischof Willigis erwartete von diesem Akte Großes für die Stellung des Reiches. In Regensburg versammelten sich die Vasallen. Viele geistliche Fürsten fanden sich in Person ein, und im Februar 996 schickte sich das Heer zum Zuge über die Alpen an. Ungehindert kam man nach Pavia, wo Otto die Huldigung der italienischen Großen entgegennahm. Hier aber erreichte ihn auch die Nachricht von dem Ableben des Papstes Johann XV, und römische Gesandte baten den König um Einsetzung eines neuen Papstes. Unter seinen nächsten Verwandten hielt nun der junge König Umschau und wählte den jungen Brun, den Sohn Herzogs Otto von Kärnten. Ihn begleiteten Erzbischof Willigis und Bischof Hildebald nach Rom, und Geistlichkeit und Adel stimmten dem Erwählten des deutschen Königs zu. Als Gregor V bestieg der erste Deutsche im Mai 996 den Stuhl Petri. Noch in demselben Monate, am 23., kam es dann zur Kaiserkrönung selbst.

Ein jugendlich frischer Zug wehte um den Bund dieses jungen Kaisers mit dem nur acht Jahre älteren Papste. Gedanken von höchster Tragweite hallten wieder in der neu belebten Zeit, aber zu jung war der Kaiser, als daß er das wirklich Kraftvolle und Lebensfähige von dem Ueberschwänglichen hätte zu scheiden gewußt. Ja, gerade das letztere machte auf den begabten Jüngling den tiefsten Eindruck und verschob das Gleichgewicht seiner reinen Seele zum Unheil des jungen Monarchen. Die cluniacensische Anschauung, verstärkt durch italienische Schwärmerei, nahm Besitz von Ottos Gemüt und ließ ihn die Traditionen seines Hauses, wie des deutschen Reiches vergessen. Schon war

Adalbert, der Bischof von Prag, dieser Richtung verfallen. Er hatte seinen Bischofssitz verlassen und fand in Rom bei den Schwärmern auf dem Aventin Aufnahme. Als aber die heidnische Reaktion im Norden begann und auch Böhmen ergriff, da verlangte man nach dem Bischofe, und der Papst befahl ihm die Rückkehr. Otto III nahm ihn mit sich zurück über die Alpen, und so fand sich die Gelegenheit, den jungen Kaiser von der Hinfälligkeit alles Irdischen zu überzeugen. Von Mainz aus begab sich Adalbert zu Herzog Boleslav von Polen, schickte Gesandte nach Böhmen mit der Anfrage, ob man seine Wiederkunft wünsche. Er wurde abgewiesen, und frohlockend wandte er sich nun der Heidenbekehrung zu. Im Preußenlande fand er den gesuchten Märtyrertod am 23. April 997. Das war ein Ereignis für die abendländische Welt, und am tiefsten traf wohl die Trauerkunde das Herz des jungen Kaisers, der in Adalbert einen heiligen Freund verehrte.



Kaiser Otto III. Aus einem Evangeliarium in München.

Zu derselben Zeit war es, daß der Franzose Gerbert das Ohr des jungen Kaisers gewann. Der Kaiser selbst lud ihn an seinen Hof, und charakteristisch sind die Worte des kaiserlichen Schreibens, der Franzose möge gegen die Roheit der sächsischen Natur schonungslos verfahren und beleben und ausbilden, was dem Kaiser von griechischer Feinheit beiwohnen möchte.

Den Griechengeist wünscht der Kaiser in sich zu kräftigem Leben entfacht zu sehen, und der gewandte Franzose, der sich auf seinem erzbischöflichen Stuhl von Reims nicht zu halten vermochte, kam dem Wunsche des jungen Kaisers nach und pries ihn, daß er als geborener Grieche und als Römer seiner herrschenden Stellung gemäß „die Schätze der griechischen und römischen Weisheit gleichsam wie sein Erbgut wieder in Anspruch nehme". Es wäre dies ja alles auch sehr schön gewesen, hätte ein tief philosophischer Geist Otto zu diesem Schritte bewogen, nicht aber jugendliche Schwärmerei. So kam denn Gerbert nach Magdeburg, und die ganze Stadt hallte wieder von den gelehrten Disputationen, die nun über sie hereinbrachen. Sachsen muß wegen seiner Roheit wirklich ganz zerknirscht gewesen sein. Aber lange duldete es den Griechenjüngling nicht in der rauhen Luft des Nordens. Er sehnte sich nach Italien. Und bald bereitete er den Zug dorthin, nachdem er der Aebtissin Mathilde von Quedlinburg, der Schwester seines Vaters, die Verwaltung des deutschen Reiches übertragen hatte. Die Großen des Reiches wurden zur Heeresfolge entboten, darunter auch der neue Herzog von Bayern, Heinrich IV.



Herzog Heinrich IV.

In Frankreich hatte die Reform von Cluny nach und nach in fast allen Klöstern Aufnahme gefunden, aber das weitere Ziel, auch die Weltgeistlichkeit zu reformieren, wurde nicht erreicht. Und als man dann in immer schärferer Tonart gegen die Bischöfe loszog, als man versuchte, jene Ideen der pseudo-isidorischen Dekretalen wieder zu beleben und zu verwirklichen, da wichen die Bischöfe nur noch weiter zurück, und es drohte eine ernstliche Spaltung innerhalb der französischen Kirche. Hatte man doch auf der Synode von St. Bâle sich geradezu von Rom abgewandt (991), und im Widerspruche mit dem Papste an die Stelle des verurteilten Arnulf Gerbert zum Erzbischofe von Reims erhoben. Die ganze katholische Welt mußte Stellung nehmen in diesem Streite. Die Cluniacenser traten auf die Seite des Papstes gegen die Bischöfe ihres Landes, und die deutschen Bischöfe gaben die Antwort mit der Erhebung Gregors V. „Sie wollten an die Spitze der Kirche einen Mann stellen, der durch Sittenstrenge und wissenschaftliche Bildung nicht zu ähnlichen Ausstellungen Anlaß gäbe, wie sie von den französischen Bischöfen gegen jene Römer erhoben, die zuletzt unter dem Einfluß der Ottonen den Stuhl Petri bestiegen hatten; sie wollten zugleich das Papsttum den kleinlichen Interessen der römischen Adelsparteien entreißen und wieder auf die Höhe seiner wahren Bedeutung erheben; sie wollten ihm endlich alle Hilfsmittel des Kaiserreiches zu Gebote stellen, um heilsame Maßregeln für die Kirche kraftvoll durchzuführen. Deshalb lenkten sie die Wahl anf einen Geistlichen der strengsten Richtung, den aber zugleich eine außergewöhnliche Bildung empfahl, auf einen deutschen Kleriker, der allen Parteien des römischen Adels gleich fern stand, auf einen nahen Verwandten des Kaisers, der durch Freundschaft ihm nicht minder verbunden war als durch Bande des Bluts; man erhob endlich in ihm auf den Stuhl Petri einen thatkräftigen jungen Mann, dem ein langes Leben an der Seite seines kaiserlichen Vetters gegönnt schien, um weitgreifende Reformen durchzuführen.“ (Giesebrecht.) Allenthalben erkannte man die Absicht, welche in dieser Wahl lag. Sowohl die Bischöfe Oberitaliens wie die Cluniacenser begrüßten sie jubelnd. Aber auch Gregor war sich bewußt, was man von ihm erwartete. Indem er seine Macht lediglich auf Gott zurückführte, fand er in seinem jugendlichen Feuergeiste den Halt, dessen er zu rücksichtsloser Führung seines Amtes bedurfte. Absolute Freiheit der päpstlichen Gewalt — so lautete sein Wahlspruch. Das aber war, wie wir wissen, auch eine der Ideen der pseudo-isidorischen Dekretalen, welche nun in Cluny ihre Verfechter gefunden hatten. Und so rann die deutsche Bewegung mit der französischen Reformbewegung zusammen, nicht indem beide sich ausglichen und ihre Schroffheiten gegenseitig abstießen, sondern indem sich der deutsche Papst dem römisch-französischen Geiste vollkommen unterordnete und diesem

nur seine deutsche Rücksichtslosigkeit zur Verfügung stellte. „Die universellen Anschauungen der späteren Römerzeit — sagt Giesebrecht — gewannen gerade jetzt augenblicklich wieder einen vollständigen Sieg über die eigentümlichen Richtungen des deutschen Geistes; die Welt mußte noch einmal den Versuch sehen, Papsttum und Kaisertum ganz in römischem Sinne zu erneuern.“ Die Welle, welche Ottos I Fahrzeug an das römische Ufer getragen, schlug nun zurück, und sonderbare Schätze waren es, die sie dem deutschen Lande zuzuführen sich bemühte. Der Fanatismus mit seinem grausamen, hohlen Wesen bildete die Grundlage des Werkes, das nun aufgeführt werden sollte, und wie weit man von den humanen Bestrebungen Karls des Großen entfernt war, wie sehr man selbst Ottos des Großen innige Herzenseinfalt und gesunde Schlichtheit, wie man seine solide Machtstellung zu verstehen verlernt hatte, das fühlte damals weder Papst noch Kaiser. Aber ohne einen gewissen Grad von Brutalität scheint nun einmal in einer gewissen Periode der Menschengeschichte nichts Großes vollbracht werden zu können. Eine Erhebung des Papsttums und des Klerus in Italien und Frankreich aus der inneren Verkommenheit wäre ohne die Geißel des Fanatismus damals wenigstens ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Mit einer Entschiedenheit, wie sie seit Nikolaus I kein römischer Bischof mehr besessen, trat Gregor auf und schwang sein Richterschwert selbst über den Häuptern der Könige und Kaiser. Das Bistum Merseburg, das einst Otto II aufgehoben hatte, mußte wiederhergestellt werden. Dem Könige Robert von Frankreich (996—1031) befahl der Papst unter Androhung des Bannes seine Ehe mit Bertha, der Tochter Konrads von Burgund und der Nichte der Kaiserin Adelheid, zu lösen und Buße zu thun. Und dies alles geschah, als der Papst selbst schon nicht mehr im Besitze von Rom war. Eine römische Adelspartei unter Führung des Patricius Crescentius hatte sich der Herrschaft in der Stadt bemächtigt und einen Gegenpapst in dem Erzbischof Johannes von Piacenza, dem einstigen Günstling Ottos III, erhoben. Aber schon rückte der Kaiser heran. Im Februar 998 war er wieder im Besitze Roms. Johannes war geflüchtet, wurde aber ergriffen und verstümmelt. Crescentius hatte sich in der Engelsburg festgesetzt. Markgraf Eckard von Meißen bestürmte die Feste. Sie ergab sich, und auf dem Dache der Engelsburg wurde Crescentius enthauptet. Blutige Strafgerichte trafen die Anhänger der beiden, und so behauptete sich die Herrschaft der Deutschen in Rom.

Hatte Gregor bisher Gerbert trotz seiner Freundschaft mit Otto seine offene Abneigung bekundet, so mußte er ihm nun auf den Wunsch des Kaisers das Erzbistum Ravenna verleihen. Unwillig mag er es gethan haben, und wohl wäre schon damals die Rivalität der beiden Gewalten zum offenen Ausdrucke gekommen, hätte sie nicht in der persönlichen Freundschaft des Kaisers mit dem Papste eine Versöhnung gefunden. Doch Gerbert trat nun selbst in die strenge Richtung ein, welche Gregor verfolgte, weniger weil es ihm die Ueberzeugung, als weil es die Klugheit gebot. Der sichere Besitz wandelt ja gewöhnlich solche Charaktere aus Radikalen zu Konservativen um. Und das ist auch der größte Gegensatz zwischen der deutschen und französischen Reformbewegung damaliger Zeit. In Deutschland hatte man sich zu einer ehrlichen und festen Ueberzeugung durchgerungen, in Frankreich verknüpfte man mit der Ueberzeugung sofort die Berechnung, und schließlich gewann diese und mit ihr der Fanatismus vollends die Oberhand. Gerbert hielt eine Synode zu Ravenna ab, welche für die deutsche Auffassung des Lehensrechtes bezeichnend ist. Der Klerus war in Italien die siegende Gewalt. „Der Episkopat verfügte durch die ihm verliehenen gräflichen und missatischen Befugnisse unangefochten über die kirchliche Herrschaft, die königlichen Gefälle in den Städten ruhten in seinen Händen, der hohe und niedere Adel trug seine Besitzungen von ihm zu Lehen. In Italien gab es keine Stammesrivalitäten und Stammesherzoge, das Kaisertum hatte sich offen für die Kirche erklärt, Grafschaft und Bistum in einander verflochten.“ Dadurch aber, daß der Adel an vielen Orten das kirchliche Besitztum in Erbpacht hatte, war der Grund zu fortwährenden Streitigkeiten gegeben. Da beschloß nun die Synode von Ravenna unter dem Vorsitze des Kaisers, daß jeder Pachtvertrag mit dem Tode des Bischofes oder Abtes, der ihn geschlossen hatte, ablaufen sollte. „Denn da selbst den Kaisern und Königen nur für ihre Lebenszeit erlaubt ist, Reichsgut zu vergeben, es sei

denn an Kirchen, wie kann den Bischöfen und Aebten das Recht zustehen, über Kircheneigentum auch für die Zeit ihrer Nachfolger gültig zu verfügen?" Wer erkennt nicht, wie selbst jetzt noch die altdeutsche Anschauung, welche der Festlegung des Besitzes entgegen war, in dieser Bestimmung, wenn auch kaum hörbar, noch einmal durchklingt? Wie ein Hohn tönt aber dagegen, wenn ein Mann mit solchen Anschauungen sich auf das griechische Blut beruft, das in seinen Adern fließt.

Noch einmal berief Gregor nach Rom ein allgemeines Konzil (998). Aber die Früchte der hier gefaßten Beschlüsse erlebte er nicht mehr. Am 18. Februar 999 starb der junge Papst unerwartet, und der Verdacht, er sei vergiftet worden, fand bei manchen Glauben. Wie kaum in einem andern Manne jener Zeit sprach sich in Gregor die Stimmung des Zeitalters selbst aus. Fanden auch seine Bestrebungen nicht alle ihre Verwirklichung, so übten sie doch einen großen Einfluß auf die Allgemeinheit der katholischen Welt. Die sonderbar bunten Lichtstrahlen, welche damals von Rom aus die Welt beleuchteten, müssen von uns berücksichtigt werden, da ohne diese phantastische Beleuchtung die Thatsachen selbst nur einseitig aufgefaßt werden können.

An die Stelle Gregors V wurde von Otto Gerbert zum Papste erhoben, der sich als solcher Silvester II nannte. Nach dem Deutschen ein Franzose! Auch diese Handlung des Kaisers könnte uns als groß erscheinen, wenn nicht persönliche Motive ihre Ursache gewesen wären. Denn mit dem Geiste Gerberts konnte sich keiner der damaligen Christenheit messen. Ihm gebührte also von Natur aus ein hervorragender Platz im Abendlande; aber nicht die Stimme der Natur war es, welche Ottos Schritte lenkte. Gerberts Geist hatte ihn gefangen genommen mit ungeheuerlichen Ideen und Plänen, welche nur zu verführerisch auf das Gemüt des jungen Fürsten wirkten. Trotz seiner Vergangenheit hielt Silvester auf der von Gregor V eingeschlagenen Bahn und in nichts ließ er von der bisherigen Strenge ab. Mit seinem früheren Rivalen auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Reims, mit Arnulf, söhnte er sich nun aus, indem er ihn selbst in seiner Würde bestätigte; König Robert mußte nun seine Ehe mit Bertha wirklich lösen; Erzbischof Gisiler von Magdeburg mußte sich dem päpstlichen Urteile fügen; er wurde seines Amtes enthoben, bis über die Wiederherstellung von Merseburg endgültig entschieden sei. Mit dem Kaiser aber hatte Silvester die Formen beraten, in denen das römische Imperium wiederherzustellen sei. Gewiß konnte der Papst dabei seine Gelehrsamkeit und Kenntnis des klassischen Altertums ausnehmend verwerten, aber in seine Ideen spielten Ottos ascetische Uebungen und Anschauungen, wie die früheren hierarchischen Ideen des verfallenden Karolingerreiches mit herein.

Immer tiefer versank der junge Kaiser in diese alles Menschtum geradezu verhöhnenden Ideen von Selbstentsagung und Tötung des Fleisches. Barfuß wanderte er von Kloster zu Kloster, und der hl. Romuald auf dem Pereum zu Ravenna, wie der hl. Nilus in Gaeta waren die Geister, welche mit den Manen Adalberts von Prag das kaiserliche Gemüt beherrschten. Nannte er sich nach Gerbert „Kaiser aller Kaiser", führte er den alten Titel wieder „caesar imperator augustus", und sprach sein Siegel mit den Worten „Wiederherstellung des Kaiserreiches" seine Pläne aus, so legte er sich andrerseits, von den genannten Heiligen beeinflußt, die Titel „Knecht der Apostel", „Knecht Jesu Christi" bei. Nur deutsche Innerlichkeit vermochte das phantastische Treiben dieser Männer zu überbieten, und so zeigte sich in den geistigen Ausschweifungen Ottos erst recht, wie viel er gerade als Deutscher den Cluniacensern, wie den italienischen Heiligen voraus war. Alles, was die Welt an inneren und äußeren Dekorationen diesem Kaiser zu bieten vermochte, vereinigte er zu einem Kolossalgemälde, das in der Ueberschwänglichkeit seiner Auffassung erst recht, den deutschen Künstler verriet, wenn auch seine deutschen Zeitgenossen sich von ihm abwandten. Schon bei der Hinrichtung des Crescentius erscholl das Motto: „Wiederherstellung des Römerreiches." „Der Senat des alten Roms mit seiner Weisheit, die Triumphe und das Siegesgepränge eines Trajan und Mark Aurel, der Hof von Konstantinopel mit seinem halb antiken, halb orientalischen Prunk — das waren die Zauberkreise, in welche die Gedanken des schwärmenden Jünglings gebannt waren und aus denen er wohl selbst inmitten seiner Bußübungen kaum einen

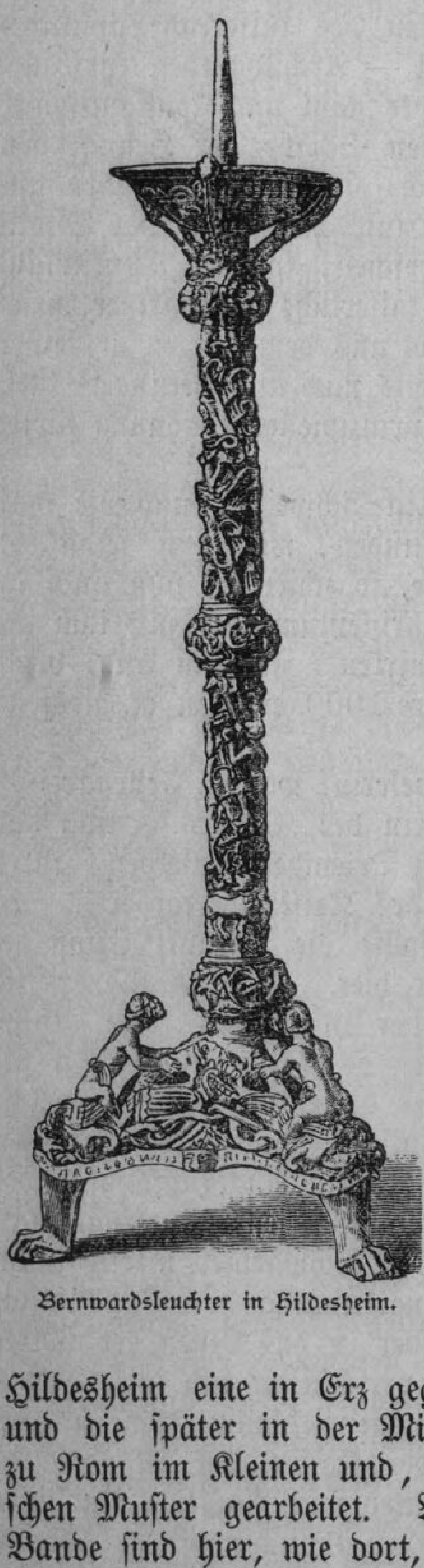
Ausweg fand." Auf dem Aventin in Rom neben dem Kloster des hl. Bonifacius, in dem einst der weltmüde Adalbert von Prag ausgeruht hatte, baute sich nun der neue römische Kaiser einen Palast, und hier war es, wo das christliche Weltkaisertum, aufgeputzt mit antiken Geistesperlen und orientalisch-sinnlichem Flitter seinen Mummenschanz trieb. Das deutsche Volk sah das Schauspiel und war sprachlos. Hier war es, wo der Herrscher des Abendlandes sich mit seinen Generalen des kaiserlichen Kriegsvolkes und der kaiserlichen Leibwache umgab, wo er den Admiral der kaiserlichen Flotte ernannte, von der kein Mensch jemals auch nur einen Nachen mit Augen gesehen. Das Kollegium der sieben Platzrichter umfaßte die ersten Beamten des kaiserlich-päpstlichen Hofstaates. Der Kanzler nannte sich — es klang ja so schön — Archilogothet, kurz alles Sonderbare der fernen, fremden Welten, der beiden Kaiserstädte Rom und Konstantinopel, lud Otto auf sein schwankendes Fahrzeug, diese nie geahnten Schätze der Heimat dem rohen Sachsenvolke, mitzuteilen. Aber Deutschland besann sich, die gnädigen Gaben aus der kaiserlichen Rumpelkammer in Empfang zu nehmen. Einst hieß doch das Motto anders; nicht Italien und Rom sollte über Deutschland herrschen, sondern Deutschland über Italien und Rom. Und merkwürdig, wie selbst dieser kaiserliche Schwärmer dieses Motto trotz aller äußeren und inneren Selbsterniedrigung nicht aus dem Herzen zu reißen vermochte. Er betrachtete sich als Herr des Papsttums vor wie nach und bekundete diese Anschauung bei mancher Gelegenheit. Doch kam es nicht zu prinzipieller Betonung dieses offenbar vorhandenen inneren Gegensatzes.

Vereint ließen Kaiser und Papst über die Welt ihre Blicke schweifen, und wie man in Süditalien und in der spanischen Mark Anerkennung gefunden, wie man selbst den Franzosenkönig zum Gehorsam gegen Rom zurückgebracht hatte, so schien es nun auch im Norden und Osten Deutschlands ein Leichtes zu sein, dem Christentum und mit ihm der kaiserlichen Oberherrschaft Aufnahme und Anerkennung zu erwirken. Zu dem Ende brach Otto noch einmal von Rom nach Deutschland auf. Im Jahre 1000 erschien er diesseits der Alpen.

Mathilde, die Aebtissin von Quedlinburg und Reichsverweserin, war im Februar 999 gestorben. Ottos Schwester Adelheid folgte ihr als Vorsteherin des Klosters. Auch das bewegte Leben Adelheids, der Großmutter des Kaisers, war im Dezember desselben Jahres abgelaufen. Noch manches gab es, was die Anwesenheit des Kaisers erforderte. In Regensburg erwartete man ihn, und in festlichem Glanze sollte die Ankunft Ottos gefeiert werden. Aber nicht lange duldete es den Mönchskaiser hier. Bald begab er sich auf die Wallfahrt zum Grabe seines Freundes Adalbert, der in Gnesen seine Ruhestätte gefunden hatte. An dem Grabe des Heiligen, so hatten es Kaiser und Papst beschlossen, sollte sich nun ein Erzbistum erheben, und der Kaiser berief die Synode, welche die Sprengel der gleichfalls neu zu errichtenden sieben polnischen Bistümer abgrenzen sollte. Damals wurden die Bistümer Kolberg, Breslau und Krakau eingerichtet und der polnischen Metropole Gnesen untergeordnet. Das war der Anfang jener international-kaiserlichen Politik, welche bald darauf fortgesetzt wurde. Der Schwärmer merkte nicht, daß jede internationale Politik nur auf der wechselseitigen Anerkennung der Nationalität beruhen könnte. Eine abstrakte Theorie drängte sich hier wieder in das Leben der Völker Europas ein, und die Gegensätze, welche sie versöhnen sollte, verschärften sich nur. Jedes Vorgreifen des Kindes über die Grenze seines Erkenntnisvermögens hinaus rächt sich an dessen späterem Leben. So auch hier. Von Gnesen zog der Kaiser gen Magdeburg, wo eine glänzende Fürstenversammlung ihn umgab; dann weiter nach Aachen. Und hier war es, wo er die Gruft Karls des Großen öffnen ließ und zu ihm hinabstieg. Gewiß hatte diesen toten Körper, der hier auf einem Stuhle saß, einst ein universaler Geist belebt, aber ein anderer, als der, der diesen Jüngling phantastisch durchirrte. Otto fühlte es nicht. Wie sollte er auch? Aber Deutschland murrte, das seines alten Kaisers, seines heimatlichen Helden Ruhe gestört sah; man fühlte das Widersprechende und verstand es doch nicht. — Und schon war Ottos Rundfahrt in seinem Heimatlande zu Ende. Ende Juni war er wieder in Italien, wo er bis zum Herbste in der Lombardei seinen Aufenthalt nahm. Trotz des Drängens des Papstes, dem es in Rom allein unheimlich

wurde, blieb der Kaiser hier bis zum Anfang des Winters; dann zog er wieder hinab nach der Kaiserstadt, wo er auf dem Aventin seine Residenz wieder aufschlug. Außer einigen deutschen Bischöfen umgaben ihn auch Herzog Heinrich von Bayern und Otto von Niederlothringen. Noch hielt die Verleugnung des eigenen Willens, wie er sie einst seinem sterbenden Vater gelobt hatte, Heinrichs Thatkraft darnieder.

Und bald genug sollte sich zeigen, wie man des Kaisers Großmut auszunutzen bestrebt war. Herzog Boleslav von Polen, bisher des Reiches Vasall, strebte nach der Unabhängigkeit. Er hob sein Reich empor, nicht im Anschlusse an das deutsche Reich, sondern im Gegensatze zu ihm. Die monarchische Gewalt kam in Polen zur Anerkennung. Ebenso in Ungarn, wo den fortdauernden Verfall zu heben schon Geisa den Versuch gemacht hatte, im Bunde mit Deutschland und dem Christentume sich zur Alleinherrschaft aufzuschwingen. Es gelang dies erst seinem Sohne Waik, der mit Gisela, der Schwester des Bayernherzogs, vermählt war. Mit seinem Uebertritt zum Christentum nahm er den Namen Stephan an. Und als nun Otto in Polen die polnische Kirche einrichtete, gab sich auch Stephan an die Errichtung einer ungarischen Kirche. Die Kirche von Gran wurde zur ungarischen Metropole erhoben. Gesandte gingen nach Rom, um die Bestätigung der neuen Stiftungen einzuholen. Und in Rom willfahrte man dem Gesuche; ja mehr als das: Otto schickte dem Ungarnfürsten eine Krone mit, mit welcher sich dann Stephan zum Könige von Ungarn krönen ließ. Bei alledem denken wir an die Bistümer Magdeburg, Salzburg und Passau und werden es verstehen, wenn dem deutschen Episkopate langsam, aber gründlich die Augen geöffnet wurden über das, was in der Welt vorging. Daß das Werk seines Großvaters bei Dänen und Wenden noch immer in Trümmer lag, kümmerte Otto nicht. Er jagte seinem Ideale nach, dem Ideale einer römischen Republik, vollkommen verkennend, daß sich so etwas nicht theoretisch schaffen läßt, sondern in den Kämpfen und Wechselbestrebungen der Jahrhunderte errungen sein will. Fürwahr, Deutschlands Vorliebe für System und Theorie in seinen späteren Perioden des Verfalls und der Verschrobenheit zeigte sich hier zum erstenmale in seiner furchtbaren Großartigkeit, und nur weil das Verständnis den Leuten abging, weil sie nicht sofort erkannten, was ihnen hier vorgezaubert wurde, können wir begreifen, daß man so lange dem Werke ruhig zusah.



Bernwardsleuchter in Hildesheim.

Giesebrecht erzählt uns in seiner einfachen geistvollen Darstellung dieser Thatsachen: „Man findet noch jetzt in Hildesheim eine in Erz gegossene Säule, die damals Bischof Bernward anfertigen ließ und die später in der Michaelskirche aufgestellt wurde, ein Nachbild der Trajanssäule zu Rom im Kleinen und, wie kaum zu bezweifeln ist, unmittelbar nach diesem klassischen Muster gearbeitet. Auf einem spiralförmig um den Säulenschaft herumlaufenden Bande sind hier, wie dort, figurenreiche Reliefs, die dort den römischen Kaiser in seinem Siege und seinem Triumphe, hier Begebenheiten aus der Geschichte des Heilandes in ähnlicher Anordnung darstellen. Der Gedanke ist der Trajanssäule entnommen, aber die Ausführung entspricht ihr nicht von fern: der Stil ist naturalistisch, die Zeichnung der Figuren roh, die Bewegung plump, die kurzen, stämmigen und derben Gestalten scheinen eher sächsischen Bauern anzugehören, als dem Vorbilde der Antike entlehnt zu sein, und auch die Tracht erinnert an Bernwards Umgebung. Diese Säule ist ein Gleichnis jener römischen Republik, die Otto herzustellen gedachte. So verschieden das Werk seines





Otto III wird in seinem Palast auf dem Aventin belagert.

Lehrers von der Trajanssäule, so verschieden war Ottos Herrschaft von der des Trajan."

Ein Faschingszauber, der aber nicht zur Belustigung der Leute oder zur Befriedigung der eigenen Laune angeordnet wurde, sondern bei dem man allen Ernstes an die Maske glaubte, welche man sich aus der antiken Requisitenkammer herausgesucht und vorgebunden hatte! Eine Naivetät, wie man sie nur bei Kindern und Narren vorfindet! „Grieche nach seinem Blute, Römer nach seiner Herrschaft" war Otto im Grunde doch ein naiver Sachsenjunge. Und wie wir uns von dem Kinde viel versprechen, das so reizende Märchen aus sich zu ersinnen vermag, das alle äußeren Eindrücke nach seiner Art zurechtlegt und zu einem Ganzen zusammenstellt, so auch mit Recht von einem Volke, in dessen Geschichte uns ein so geradezu einziges Streben nach Gestaltung und Vollendung begegnet. An sich mag ja das Schauspiel, welches Otto uns gibt, manches Bedenkliche haben, aber im Zusammenhange mit der fortschreitenden Entwicklung des deutschen Volkes ist es einzig und wunderbar.

Es ist das Jahr 1001. Wie einst in den Zeiten Ludwigs des Frommen, erwarten wir auch jetzt auf diese mystische Ausschweifung, auf diese Abschweifung von allem realen Leben die Reaktion. Und schon steht Unteritalien in offener Empörung. Capua und Benevent, Salerno, Neapel und Gaeta sind der deutschen Herrschaft verloren. Tivoli am Sabinergebirge ist im Aufruhr. Nach Rom selbst springt die Unruhe über. In seinem Palast auf dem Aventin wird der Kaiser belagert. Die Thore der Stadt sind geschlossen, denn draußen lagert ein deutsches Heer unter den Herzogen Heinrich von Bayern und Hugo von Tuscien. Otto beschließt, sich mit den Waffen durchzuschlagen. Aber schon haben die Deutschen außerhalb der Stadt Kunde von der Lage des Kaisers. Heinrich und Hugo machen friedliche Anerbietungen; man geht darauf ein und öffnet die Thore. Der Kaiser besteigt einen Turm und redet zum Volke. Nicht mit den Waffen, mit Worten stimmt er noch einmal das Römervolk um. Doch er selbst traute dieser augenblicklichen Stimmung nicht mehr. Otto verließ Rom und begab sich nach Ravenna und der Papst mit ihm. Ein Heer wurde gesammelt, für Rom und die langobardischen Fürstentümer in Unteritalien war es bestimmt. Im Juni stand der Kaiser vor der Stadt, aber sie ergab sich nicht wieder. So zog er in die Campagna und verwüstete weit und breit das Land. Dann ging es gen Benevent. Das ergab sich. Noch konnte das Aufgebot aus Deutschland nicht zur Stelle sein. So zog Otto wieder nach Ravenna zurück und erwartete dort die Ankömmlinge. Aber an den wenig dichten Kämpferreihen, die ihm über die Alpen zueilten, erkannte man, daß sein Gebot keinen Anklang gefunden. Eine Verschwörung hatte sich gebildet, als man den äußeren Glanz, den das Kaisertum verbreitete, von der Gewalt fremder feindlicher Kräfte durchbrochen sah, als man die Hohlheit und Schwäche erkannte, welche sich unter diesem Flitterwerke barg. Selbst den nächsten Verwandten des Kaisers, Herzog Heinrich von Bayern, suchte man in die Pläne hereinzuziehen, aber er wies dieses Ansinnen stolz zurück. So war die Stimmung der weltlichen Großen in Deutschland. Und die Bischöfe? Ihre Stimmung war gleichfalls geteilt.

Einst hatte das Reich den Bestrebungen der Kirche einen festen Rückhalt gewährt. Nach außen dehnte sie ihre Macht aus, welche auf der festen Basis der inneren Verwaltung beruhte. Im Gegensatze zu Frankreich, wo die Aristokratie emporkam durch die Schwäche des Königtums, wo sie dann über die Besitzungen der Kirche herfiel und säkularisierte, war es in Deutschland durch die Uebertragung der Reichsverwaltung an die Kirche zu einer immer festeren Gestaltung des Besitztums wie der geistlichen Macht gekommen. Und dies wirkte zurück auf die Bevölkerung selbst. Denn mit den höheren Anforderungen, welche das Leben stellte, mit dem kulturellen Fortschritte, welchem die Kaiserin Theophano zuerst feinere Formen gab, trat an die Handwerker die Frage heran, ob sie nicht mehr nur das Notwendige, sondern auch das Schöne zu verfertigen im stande seien? Der Luxus erzeugte die Industrie. Und so kam es zu einer immer dichteren Ansiedlung von Handwerkern um die Residenzen der Bischöfe und Aebte. Noch lag diese Thätigkeit fast vollkommen in den Händen der Hörigen. Doch war mit Ausnahme einiger von der Natur selbst begünstigter Gegenden die alte Volksfreiheit fast überall gänzlich erloschen. So fand die Prügelstrafe, welche einst als größter Schimpf betrachtet wurde, nicht nur in den Kreisen des niederen Volkes, sondern auch bei den sogenannten Freien ausgedehntere Anwendung, wie wir dies namentlich aus den Ranshofener Gesetzen ersehen, welche aus der letzten Regierungszeit Heinrichs II von Bayern (985—995) stammen sollen. Sank einerseits so der Freie nach unten, so hob sich der Sklave auf das allgemeine Niveau der damaligen Freiheit. Die Schranken der unteren Bevölkerungsschichten wichen mehr und mehr zurück, und neue Trennungen sehen wir in ihren ersten Anfängen vor uns. Denn einerseits blieben die Hörigen ihrer alten Thätigkeit getreu, sie bauten die Aecker ihrer Herren, andrerseits drängten sie sich zu industrieller Arbeit. Daneben hatte sich aber ein neuer Unterschied zu bilden begonnen, der, wie es uns scheint, dem Reste der alten Volksfreiheit entsprang. Es waren die Leute, welche durch ihre Ergebung in fremde Gewalt nur in gewissem Grade abhängig wurden. Ueberall in dem Verfalle der alten Volksfreiheit begegnen uns solche Keime neuer Bildungen, die, den verschiedensten

Grundlagen entspringend, nicht anders, als ganz allgemein zu klassifizieren sind. Daß im Frühjahr das Leben neu erblüht, ist eine einfache Thatsache; was wäre da zu klassifizieren? Nur eines ist festzustellen: der Beruf, den man erwählt, oder der einem zugewiesen wird, beginnt eine Rolle zu spielen bei der sozialen Stellung des einzelnen, und zurück tritt dagegen der Unterschied nach dem Rechte der Geburt. Die Sklaverei ist im Erlöschen. Konrad II verbot den Verkauf von Knechten und verwarf ihn als einen ungerechten, Gott und Menschen verabscheuungswürdigen Gebrauch. Die sogenannten „Zinsleute" bildeten eine wichtige Klasse der Bevölkerung. Die Erhebung in diese Klasse war die Form, um eine zahlreiche Klasse von Leuten in ein Verhältnis milder Abhängigkeit zu setzen. Die persönliche Freiheit war den meisten dieser Leute geblieben; ihre Dienste nur wurden normiert und scheint nach ihnen die Höhe des Zinses berechnet worden zu sein. Aus Freigelassenen und freiwillig sich ergebenden Geburtsfreien ist der Stand dieser Zinsleute zusammengesetzt. Ergab man sich auch meist zu einer gewissen Dienstbarkeit an geistliche Stifter, so kam es doch auch vor, daß man in gleiches Verhältnis zu weltlichen Herren trat. Der Zins, welcher gezahlt wurde, war eine Kopfsteuer. Auf diese Weise fand in der landbauenden Bevölkerung eine Mischung und Verbindung der Stände statt, welche zu einem Zustand milderer Hörigkeit führte. Und irgendwo mußte eine Bresche gelegt werden in die Ringmauern der Stände, damit neues Leben ein- und auszufließen vermochte. Ein Zustand der Gärung war überall vorhanden, und so kam es zu einer lebendigen fließenden Bewegung, in welcher sich Elemente trennten und verbanden, die sich bisher kaum nahe gekommen waren. So führten andere Beschäftigungen dahin, daß aus der großen Zahl dieser abhängigen Leute ein nicht kleiner Teil ausschied, der sich dann auch wieder mit andern gleichartigen Elementen verband und so die Grundlage neuer ständischen Bildungen wurde. Zunächst treten uns da die „Ministerialen", d. h. im eigentlichen Sinne die „Dienstleute" entgegen. Ihr Dienst konnte ein sehr verschiedener sein, doch bildete er die Grundlage dieser Vereinigung, wie der Zins derjenige der Zinsleute war. Die Vermehrung des Grundbesitzes in einzelnen Händen erforderte eine Vermehrung der Dienstleute. Meier, Förster, Aufseher von Gestüten, Scheunen und Vorräten, Zöllner und andere werden genannt. Alle Leute solcher Stellungen, die der unserer heutigen Beamten entsprechen würden, werden mit diesem Namen bezeichnet. Ein Stand ist mit ihnen nicht gemeint. Der Lohn des Dienstes war meist ein Lehen. Ob frei oder unfrei, die Gemeinschaft der Lebensverhältnisse drängte von selbst über diesen Unterschied hinweg zu einer immer größeren Gleichheit des Rechtes. Daß unter diesen Dienstleuten dann diejenigen, welche zum Kriegsdienste verpflichtet waren, allmählich eine höhere Bedeutung gewannen, war die Folge der Zeit und ihrer Bedürfnisse. Allmählich drangen sie in den Ritterstand selbst ein und bildeten einen Teil desselben.

In den Städten fiel den Dienstleuten bald noch eine andere Rolle, die Beteiligung am gewerblichen Leben zu. Zinsleute und Dienstleute berührten sich hier. Die Freiheiten der Kaufleute wurden dann zu Freiheiten der Bewohner von Städten und Märkten überhaupt. Verschwinden auch noch nicht alle Verschiedenheiten, so deutet doch der gemeinsame Name „Bürger" auf die Tendenz, welche in dieser Entwicklung lag. Man schickt sich an, die Freiheit, die man stückweise verloren, stückweise wiederzugewinnen, nicht für die Allgemeinheit, sondern für sich selbst, und doch kommt dieses Vorgehen der Allgemeinheit zu gute. Von „Freiheiten" ist bezeichnender Weise die Rede, nicht von der Freiheit. Die ganze gesunde Lebenspraxis, die aller Theorie fern steht, zeigt sich in diesem Ringen.

Schuf die Verfeinerung der Lebensbedürfnisse die Industrie, so wurde durch die vermehrte Arbeit das Bedürfnis geweckt, die Ueberschüsse im Handel zu verwerten. Indem nun die Missionsthätigkeit der Kirche beschränkt und teilweise ganz aufgehoben wurde durch die Unfälle, welche das Land unter der Regierung Ottos III an den Grenzen erlitt, wurde die Kirche selbst immer mehr auf die innere Aufgabe der Verwaltung zurückgedrängt. Diese aber hatte hinwiederum einen Schlag erlitten dadurch, daß auch ihre Ausdehnung durch jene Unfälle eine Beschränkung erfuhr. Und so machte sich alsbald

gerade hier das Vorgehen Ottos am meisten fühlbar. Die Rivalität der königlichen Pfalzverwaltung und der geistlichen Verwaltung hatte sich fortwährend vermindert, indem die letztere durch den humanen kirchlichen Sinn ihrer Vorsteher sich als die zeitgemäßere darstellte und erstere, dies wohl erkennend, mit immer größerer Freigebigkeit ihre eigenen Besitzungen unter kirchliche Hände schob. „Die ganze innere Bewegung der Zeit drängte auf eine Hebung der kirchlichen Mittelpunkte, und es lag zugleich im unmittelbaren Reichsinteresse, daß den Bistümern und Abteien die möglichst größte Leistungsfähigkeit gegeben werde: schon der bloße Uebertritt eines Freien in eine kirchliche Censualenschaft (Vereinigung der Zinsleute) gewährte dem kirchlichen Einkommen Vorteile, die indirekt dem Reiche zu gute kamen, während der einzelne Freie als solcher dem Reiche gar nichts leistete.“

Blicken wir aber auf die Bevölkerung selbst, so erkennen wir aus den wenigen Nachrichten, welche vorliegen, daß jener tief religiöse Sinn, wie er in den höchsten Kreisen der Gesellschaft zur Zeit der Ottonen waltete, noch lange nicht in das Volk selbst eingedrungen war. Hier erhielten sich noch Jahrhunderte die altheidnischen Anschauungen, wenn auch unter einem äußeren Christentume versteckt. Langsam, Schritt für Schritt, bahnte sich die neue Entwicklung den Weg in immer breitere Massen, und in den Anfängen, welche eben vor uns sich zeigen, tritt wohl die Lebens- und Entwicklungsfähigkeit sofort hervor, aber noch hat die Kirche mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe sie den Platz, den Otto I ihr im deutschen Reiche angewiesen hat, vollkommen einnimmt und behauptet. „Erst wenn man sich die schwierige Stellung vergegenwärtigt, welche die Kirche in dieser Zeit einer noch unter dem Banne der heidnischen Rechtsbegriffe stehenden bäuerlichen oder handwerktreibenden niederen Bevölkerung und einem standesbewußten waffenführenden Adel gegenüber einnahm, versteht man die ungeheure Bedeutung, welche die schützende Hand des Königtums für die Lösung ihrer kirchlich-hofrechtlichen Verwaltungsaufgaben hatte.“

Zwei weitere Gewalten gaben sich als die Stützen der kirchlichen Gewalt noch außer dem königlichen Schutze zu erkennen. Die Erblichkeit der Lehen war noch nicht anerkannt. Noch behauptete der Klerus das Verfügungsrecht über die freiwerdenden Lehen. Und es war also in dieser Weise dafür gesorgt, daß die Lehensträger der Kirche nicht im Gegensatze zur kirchlichen Gewalt selbst eine weltliche Macht erlangten, welche erstere hätte lahm legen oder doch behindern können. Die zweite Stütze war die kirchliche Strafgewalt, welche sich selbst über die Vergehen des öffentlichen Verkehrs erstreckten.

Schon früher wurde darauf hingewiesen, wie die Gewalt der Vögte sich auszudehnen strebte gegenüber der geistlichen Gewalt der Kirche. Jetzt parierte die Kirche diese Bestrebung, indem sie sich auf ihre Ministerialen stützte. „In allen Verwaltungsangelegenheiten erscheinen die Ministerialen als die Beamten des Bischofs oder Abts, sie bilden die beständige Begleitung ihrer Herrn; dies intime Verhältnis zur Herrschaft hebt sie aus der großen Masse der Familie als bevorzugten Stand heraus und erfüllt sie zugleich mit dem Bewußtsein, daß die Stetigkeit und Sicherheit der Verwaltung auf ihrer Umsicht und Wachsamkeit beruhe, daß sie den eigentlichen Kern der hofrechtlichen Genossenschaft bildeten.“ (Nitzsch.) Demgemäß siedelten sich die Ministerialen auch unmittelbar um den Domhof oder die Abtei an. Indem nun die kirchlichen Ministerialen danach strebten, bei der Wahl des neuen Herrn eine Stimme zu erhalten, gewannen sie einen Einfluß, der sie bald über die Ministerialität der weltlichen Großen emporhob, wo die Erblichkeit eine Neuwahl ausschloß. Denn ob man sich den Herrn wählen kann, oder ob man sich mit dem begnügen muß, der durch andere Ordnungen, als durch die eigene Wahl zum Herrn wird, ist für die Freiheit der Untergebenen nicht gleichgültig.

Indem nun durch Ottos Regierungsthätigkeit ein Stillstand eintrat in der Wirksamkeit der Kirche nach außen, befestigte diese sich zu gleicher Zeit mehr und mehr in der eingenommenen inneren Stellung, und so wurde sie nicht nur in den Stand gesetzt, der königlichen Politik ernste Schwierigkeiten zu bereiten, sondern fühlte es auch doppelt schwer, wenn ihr, wie jetzt, der königliche Schutz für die äußeren Aufgaben, welche sie sich gestellt hatte, entzogen wurde. Nicht mit ihr vereint ging Otto III vor, sondern

gerade in entgegengesetzter Richtung. Seine phantastische internationale Politik traf, wie oben angedeutet, die Kirche am empfindlichsten, und da diese ihre wirklich deutsche Aufgabe erkannt und ergriffen hatte, wurde mit ihr auch das deutsche Volksleben schwer getroffen und geschädigt. Zwischen den Anschauungen der damaligen deutschen und römischen Kirche war fast jede Gemeinsamkeit aufgehoben, und wieder trat die Entwicklung mit der Frage an Deutschland heran, ob es sich endgültig von Rom lossagen wolle. Aber auch dieses Mal verstand man die Frage nicht. Wohl aber zeigt ein Streit, der jetzt ausbrach, wie tief der Gegensatz wurzelte und wie sehr man ihn fühlte.

Auf der Grenze zwischen dem Hildesheimer und Mainzer Sprengel lag das einst von Otto I gestiftete Frauenkloster Gandersheim. Die Bischöfe von Hildesheim hatten hier die geistliche Gerichtsbarkeit seit längerer Zeit ausgeübt, aber die Nonnen von Gandersheim stellten sich auf die Seite des Erzbischofs Willigis von Mainz und begünstigten seine Ansprüche. Im Herbste des Jahres 1000 sollte eine neue Kirche in Gandersheim eingeweiht werden, und dabei kam es zum Konflikt zwischen Bernward von Hildesheim und dem Erzbischofe von Mainz. Bernward, Ottos III Lehrer, wandte sich an Kaiser und Papst um Hülfe. Im Februar des Jahres 1001 berief der Papst eine Synode, bei welcher auch Herzog Heinrich von Bayern anwesend war, um den Streit zu entscheiden. Die Beschlüsse einer von Willigis in der gleichen Sache abgehaltenen Synode wurden für nichtig erklärt, und Silvester sprach Bernward das Kloster zu. Zu einer in Sachsen abzuhaltenden Synode erschien dann ein sächsischer Kleriker als Kardinallegat des Papstes. Willigis kam auch, aber nicht allein. Die Laienwelt hatte die Gelegenheit ergriffen, um ihrer Anschauung Ausdruck zu geben. Die Thüren der Kirche, in welcher die Versammlung tagte, wurden erbrochen und ein wilder Strom von Schmähungen und Verwünschungen ergoß sich über den Legaten des Papstes. Noch ehe die Angelegenheit ihren Abschluß erreicht hatte, verließ Willigis mit den Seinen Pöhlde, den Ort der Zusammenkunft. Darauf enthob ihn der päpstliche Gesandte seines Amtes. Ein Konzil, zu dem alle deutschen Bischöfe nach Rom geladen wurden, wurde angesagt, und Willigis schrieb dagegen eine Versammlung der deutschen Bischöfe nach Fritzlar aus.

Das geschah um die Zeit, als der Kaiser auch die deutschen Vasallen zu seinem Feldzuge gegen Unteritalien entbot. Von den deutschen Vasallen kamen wenige, von den deutschen Bischöfen noch weniger. Zwar schickte Willigis seine Vasallen mit denen anderer nach Italien hinab, aber zum Konzil wollte er sich nicht stellen. Die Zeit verstrich, die deutschen Bischöfe kamen nicht, und das Konzil ging auseinander. Auch die Versammlung in Fritzlar fand nicht statt.

Von Todi, wohin das Konzil zuletzt zusammengerufen worden war, begab sich Otto nach der Burg Paterno. Rom lag ihm vor Augen, aber die Stadt war nicht mehr sein, sie verharrte im Aufstande. Ein Fieber überfiel den Kaiser und am 23. Januar 1002 starb er im Alter von kaum 22 Jahren. Seine Thaten bereicherten Deutschland um eine Erfahrung mehr. Waren sie auch für das Land nicht von großem Heil, so lebte doch in der Seele des jungen Kaisers ein solcher Schwung, eine solch' edle Begeisterung, daß wir ihn gern als den unsrigen betrachten. Zudem starb er in einem Alter, wo andere kaum zu leben beginnen, und darf da gewiß auch die Geschichte ein milderes Urteil walten lassen.

Ottos III Traum, Deutschland mit den ausgegrabenen Schätzen der Antike und des Orients lumpiger Pracht zu beglücken, ging nicht in Erfüllung. Denn als im folgenden Jahre auch Silvester II starb, da war es vollends zu Ende mit diesem Traum. Dem kaiserlichen Fahrzeuge, das führerlos auf hoher Woge schwankte, fuhren die Deutschen entgegen, sich desselben zu bemächtigen. Als der erste erreichte das Ziel Herzog Heinrich von Bayern, der sich dann auch behauptete. Aber schon war die Parole ausgegeben: Versenkt den Plunder, der das Schiff in den Grund zieht! Und über Bord flog ein großer Teil der kostbaren Schätze, mit denen Otto zum Weltenfasching gegen das deutsche Ufer strebte. Deutschland in ein Antiquitätenkabinett zu verwandeln, dazu war die Zeit noch nicht gekommen.

Rom war im Aufstande; in Italien erschien Arduin von Ivrea wieder, den einst Otto geächtet hatte, sich der Krone des Königreichs zu bemächtigen; die deutschen Bischöfe

waren zum großen Teil mit dem Papste zerfallen; überall lebte die Opposition auf, als das „Wunder der Welt", wie man den jungen Kaiser nannte, seines Feuergeistes beraubt auf der Bahre lag. Ja, selbst dem Leichenzuge mußte man die freie Bahn nach Deutschland erkämpfen. Am Ammersee kam Herzog Heinrich von Bayern dem Zuge entgegen und begleitete ihn nach Augsburg. Jetzt glaubte der Herzog seine Zeit gekommen, die Krone Deutschlands für sich zu gewinnen. Nicht sein Schwur allein hatte ihn einstens abgehalten, der Verschwörung gegen Otto III beizutreten, sondern er war wirklich in den kaiserlichen Bann geraten, und in seiner Seele lebte ein Teil jener Ideen, welche Otto erfüllt hatten. Mehrmals trafen wir ihn in des Kaisers Umgebung in Italien, und ein Zeichen, wie mächtig trotz alledem die Geistesrichtung des feurigen Kaiserjünglings auf die Gemüter einwirkte, ist es, wenn man sieht, wie sich dem Banne seiner Gegenwart nur wenige, selbst dieser im Grunde doch nüchterne Bayernherzog nicht ganz, zu entziehen vermochten. In Ottos III Geschichte spricht sich ein Teil des Zeitgeistes aus, und er war es, der die Völker unter seinem Banne hielt. Nur indem wir ihn verstehen lernten, erkannten wir auch die Ursache, warum es gerade in Bayern in dieser Zeit so ruhig blieb. Die vielen Schicksalsschläge, welche das Volk seit dem Ende des neunten Jahrhunderts fortwährend erlitten, hatten ihm den Geist der Initiative geraubt, und mehr resigniert schaute man der bunten Zeitströmung zu, während das innere Volksleben sich auf seine natürlichen Aufgaben zurückzog.

Für den Fall, der jetzt eingetreten war, war aber die ottonische Verfassung nicht vorgesehen. Wir sahen die Krone fast ohne Widerspruch der Großen einfach forterben vom Vater auf Sohn. Jetzt aber war kein Sohn mehr da. Wer sollte nun die Krone empfangen? Da zeigte sich denn, daß der alte Prinzipienkampf zwischen Wahl und Erblichkeit auch durch die Ottonen nicht aus der Welt geschafft war. Das flüssige Element beherrschte wie einst das germanische Leben, denn Otto und seine Nachfolger hatten den Versuch nicht gemacht, — Ottos III Theorien können als solche kaum gelten — eine große gesetzliche Ordnung einzuführen. Und das war gut. Denn in erster Linie kam es nicht darauf an, daß das Kaisertum bestehen blieb, sondern daß das Volk sich fortentwickelte. Machte diese Fortentwicklung ein Kaisertum notwendig, mußte es sich von selbst finden. Eine Festsetzung aber der damals in vollem Flusse befindlichen Verhältnisse, hätte eine Fortentwicklung unmöglich gemacht. Daß es für die Theorie in Deutschland noch zu früh war, zeigte sich in der Regierungszeit Ottos III. „Man stand mitten in einer Epoche gewaltigster Gärung im Abendlande. Von der Kaiserpfalz bis zu dem Herde des freien Bauern verspürte man überall die Geburtswehen der neuen Epoche. Die Gauverfassung löste sich auf: geistliche und weltliche Herrschaft teilten sich in den alten Gaubezirk. Die freien Gaugenossen wurden zum größten Teil Hintersassen der Bischöfe, Aebte und Grafen, nur einer Minderzahl gelang es, sich als reichsfreie Leute zu retten. Es begann das städtische Leben, mit ihm die städtischen Gewerbe; auch der Städter schied sich mehr und mehr von dem Bauern und sah bald vornehm auf ihn herab." Machtlos standen die Kaiser dieser Umwälzung gegenüber. Ein Naturprozeß vollzog sich, der sich vollziehen mußte, und wir können ruhig erwarten, daß er sich bis zur letzten Erscheinungsform vollziehen wird. Jeden Widerstand wird er brechen, auch den, welchen ihm der weltliche und geistliche Adel dereinst naturgemäß entgegensetzen wird. Daß einstweilen Klerus und Adel, nicht aber die Krone, die Früchte dieser Umwälzung einheimsten, war ebenso natürlich, denn während die Kaiseridee, von ihrem universellen Wesen getragen, immer mehr ins Extrem geriet, fanden eben Klerus und Adel ihre Stellung innerhalb der deutschen Nation. Erst das Streben, sich in dieser Stellung für immer festzusetzen, konnte die Kaiseridee wieder befreien von den extremen Bahnen, in die sie geraten war, und sie zu einer nationalen Macht umgestalten. Während aber der Kampf in den höheren Schichten der Gesellschaft tobte und die Kräfte gefangen nahm, erhielten die unteren Schichten Luft, einen Teil jener Freiheit wieder zu erobern, die sie einst an die bevorzugten Klassen in der Not überlassen hatte. Und endlich kamen die Anschauungen des hohen Adels dem Kaisertum gegenüber auch dem Volke wieder zugute. Glaubten die hohen Herrn nur auf Bedingungen hin sich dem Kaiser zu herkömmlich begrenzten Dingen

und zum Gehorsam verpflichtet; sahen sie sich darüber hinaus als seines Gleichen, gleich ihm als hochfreie Männer an, so war es nur natürlich, daß eine solche Anschauung allmählich weitere Kreise durchdrang; vom hohen Adel ging sie hinüber zum niederen Adel, von dort zum Bürgertum, bis sie endlich die ganze Nation wieder ergriff und dem Volke seine Souveränität wieder verschaffte. Der gewaltige Aufschwung des Klerus im engsten Anschluß an das Kaisertum war die Folge des Machtaufschwunges, welchen die weltliche Aristokratie genommen hatte. Hinter dem Klerus aber stand neben dem Kaiser auch Rom, und diese Doppelstellung konnte auf die Dauer nicht aufrecht erhalten bleiben. Entweder Trennung von Rom oder vom Kaisertume mußte die Frage der künftigen Zeit werden, wenn Papsttum und Kaisertum in Kampf gerieten. Wären die Verhältnisse so geblieben, wie sie eben lagen, hätte die Frage nun lauten können: geht das Papsttum oder das Kaisertum zu Grunde? Aber in den unteren Schichten der Bevölkerung wuchs eine Macht heran, welche dem Kaisertum mit der Zeit einen Halt gab, auch gegen das feindliche Papsttum, auch gegen den feindlichen Klerus. Das Kaisertum wurde wieder zur nationalen Macht, während die Kirche die ehemals universale Tendenz des Kaisertums übernahm.

Mit der großen Gärung, welche im Innern Deutschlands begonnen hatte, sehen wir nun zugleich auch außerhalb des Reiches die Völker nach Selbständigkeit und Selbstregierung ringen. Der Magyarenkönig Stephan der Heilige sagte schon damals: „Jedes Volk wird am besten nach seinen eigenen Gesetzen regiert.“ Und damit hatte er recht, wenn auch die deutsche Kaiseridee damit geradezu vor den Kopf gestoßen wurde. War die allgemeine Bedeutung dieses klaren Ausspruches auch dem heiligen Stephan noch keineswegs zum vollen Bewußtsein gekommen, so sehen wir doch, wie die Gedanken allmählich wachsen und im Kampfe des Daseins zur Läuterung emporstreben. Das Nationalitätsbewußtsein, welches langsam, aber stetig in die abendländischen Völker eindrang, nahm nun dem deutschen Adel seinen bisherigen Wirkungskreis nach außen. Wohin also mit der Kraft? Sie lenkte sich nach innen. Und bald stand man wieder in dem alten Kampfe um Besitz und persönliches Interesse. Jeder höheren Idee bar, sank das Leben des Adels wieder zu einer Roheit, welche wir stets in den Epochen finden, in denen das Volk seiner idealen Güter zu vergessen beginnt und die Pflege derselben mehr der Befriedigung luxuriösen Wahnsinns, als einem inneren, von Begeisterung getragenen Triebe entstammt. Roheit und Unsittlichkeit gehen Hand in Hand, und die Ehebruchsdramen beginnen mit ihren gemeinen Variationen die Volksphantasie zu beschäftigen. Aber noch walten gesunde Kräfte im Volke selbst, und wir können hoffen, daß sie der Verwilderung Meister werden.

Es ist, wie wir aus alledem erkennen, keine kleine Aufgabe, welche dem kommenden Herrscher erwächst. Will er das Land und mit ihm das ganze Abendland vor dem Ausbruche einer Revolution bewahren, so muß er alle Kräfte einsetzen und der augenblicklichen Notlage vor allem seine Aufmerksamkeit widmen. Wir können es deshalb wohl begreifen, daß Otto von Kärnten, der Sohn der Liutgarde, der ältesten Tochter Ottos des Großen, von vornherein auf die Behauptung seines Erbrechtes verzichtete und Heinrich von Bayern zu unterstützen versprach. Aber neben Heinrich meldeten sich andere zur Krone: Markgraf Eckard von Meißen und Herzog Hermann von Schwaben.

Herzog Heinrich IV von Bayern, der herzoglich ludolfingischen Linie entsprossen, war geboren am 6. Mai 973. Seine erste Jugend fällt in jene Zeit, da sein Vater, Heinrich der Zänker, des Herzogtums beraubt war. Nicht mit der Aussicht auf eine dereinstige große Machtstellung wuchs also Heinrich heran. Mit dem Vater kehrte er endlich nach Bayern zurück und erhielt seine weitere Ausbildung durch Bischof Wolfgang von Regensburg, dessen treffliche Eigenschaften wir später kennen lernen werden. Der junge Herzog zeigte die Gaben seines Geschlechtes, Klugheit und Entschlossenheit, und als er die Regierung in Bayern übernommen hatte, heiratete er die Tochter des Grafen Siegfried von Lützelburg (Luxemburg), Kunigunde. Die Ehe blieb ohne Nachkommenschaft. Und als nun Otto III so jung und unerwartet dahinstarb, da trat Heinrich sofort mit seinen Ansprüchen auf die Krone offen hervor. Schon bei dem Empfange der kaiserlichen



Gefangennahme Erzbischofs Heribert von Köln.

Leiche bei Polling am Ammersee kündigte er den begleitenden Fürsten seine Absicht an, und setzte den Erzbischof Heribert von Köln gefangen, bis er ihm die Auslieferung der heiligen Lanze versprochen hatte. Die anderen Reichsinsignien waren bereits in seinem Besitze. Doch er erlangte von den Fürsten nur das Versprechen, daß sie sich dem fügen wollten, was die Mehrheit beschließen würde. Das Haus der Lützelburger Grafen stand natürlich auf Heinrichs Seite, aber gerade dieser Gesellschaft, welche von dem neuen Kaiser Heil und Glück erwartete, trauten viele nicht. Nur seine Verwandtschaft mit dem bisherigen Königshause war es, auf welche Heinrich sein Erbrecht begründete. Aber das Erbrecht war noch keineswegs anerkannt. Immer sah sich der Deutsche noch, wie in den ältesten Zeiten, nach dem Tüchtigsten um, wenn es sich darum handelte, eine Krone zu verleihen.

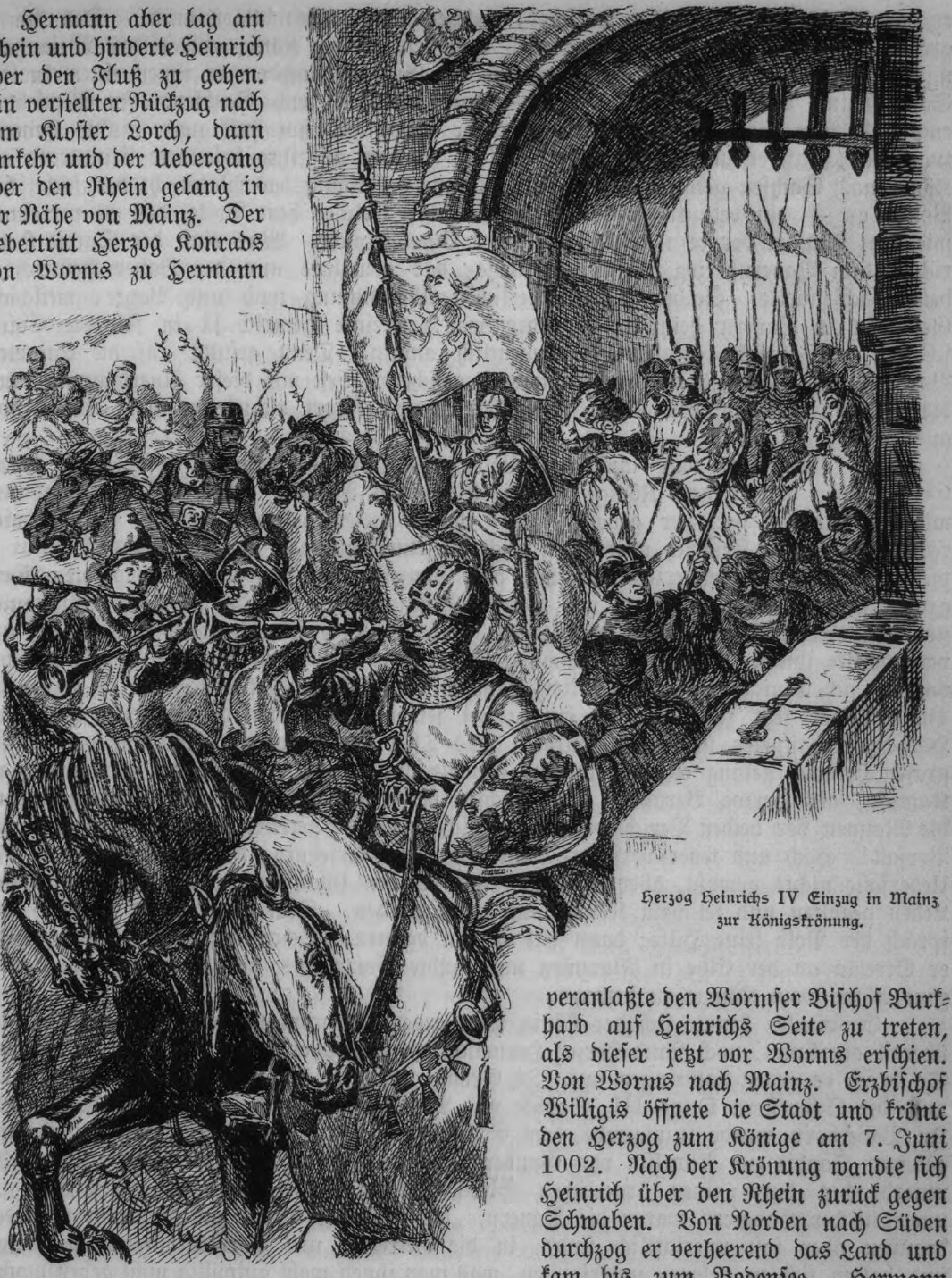
Als der Tüchtigste und Tapferste aber stand ohne Zweifel der Herzog Eckard von Meißen da. Glänzende Kriegsthaten empfahlen ihn, seine Verwandtschaft mit dem mächtigen Polenfürsten Boleslav Chabry gab seiner Bewerbung einen festen Rückhalt. Aber an der Klugheit Heinrichs scheiterten seine Pläne.

Der dritte Bewerber war Herzog Hermann von Schwaben. Er war ein milder und frommer Fürst; dabei empfahlen ihn große Reichtümer. Auf seiner Seite standen namentlich unter Anführung Heriberts von Köln einige Bischöfe. Es scheint jene römische Partei, die wir schon unter Otto III kennen lernten, ihn zu ihrem Kaiser ausersehen zu haben. Eine Aufforderung Eckards von Meißen, mit ihm in Unterhandlung zu treten, wies Hermann zurück.

Schon hatte Eckard in Thüringen und Sachsen Anhang gefunden, als er in Pöhlde durch Mörderhand fiel. Die Meinungen sind streitig, ob Herzog Heinrich mit den Mördern im Einverständnisse war. Genug, daß sich der Verdacht auf ihn lenkte, er habe darum gewußt! Genug, daß der Verdacht durch einfaches Leugnen bis heute nicht beseitigt werden konnte! Denn wie Heinrich den größten Vorteil aus dem Tode seines Nebenbuhlers zog, so war schon der Aufstand des Polenherzogs und sein Einfall in das Land östlich der Elbe, das nun seines tapfersten Hüters beraubt war, ein Grund, in Deutschland die Meinung zu entzweien und zu verwirren. Boleslav gewann das Gebiet zwischen Elster und Spree mit Meißen, und als die Sachsen sich entschlossen, ihn zu vertreiben, ließ er sie wissen, er handle im Einverständnis mit Herzog Heinrich und werde sich seinem Willen fügen. War dies auch nur eine lügnerische Vorstellung, so mochte sie doch die Meinung vieler bestärken, Heinrich habe den Tod Eckards veranlaßt. So gesellten sich zu den inneren Schwierigkeiten auch sofort äußere.

Aber Heinrich ging seinen Weg ruhig und vorsichtig weiter. Böhmen, von Polen bedroht, schloß sich ihm an. Bayern und Kärnten standen auf seiner Seite. Ein Teil der Sachsen hatte sich bereits für ihn erklärt, namentlich die Aebtissinnen Sophie und Adelheid, die Schwestern Ottos III, begünstigten Heinrichs Bewerbung. Nach dem Tode Eckards traten andere Sachsen zu ihm über, so Herzog Bernhard, der Billunger, die Bischöfe von Halberstadt und Hildesheim. Als Heinrich zu Anfang Juni am Rheine erschien, begleitete ihn nur Markgraf Heinrich vom Nordgau (von Schweinfurt). Aber die Bischöfe standen unter der Anführung des Erzbischofs Willigis von Mainz in der Mehrzahl auf seiner Seite, so namentlich die bayerischen Bischöfe, Hartwig von Salzburg, Gebehard von Regensburg, Christian von Passau, Gottschalk von Freising; außer ihnen die Bischöfe von Brixen und Straßburg und der Abt Erkenbald von Fulda.

Hermann aber lag am Rhein und hinderte Heinrich über den Fluß zu gehen. Ein verstellter Rückzug nach dem Kloster Lorch, dann Umkehr und der Uebergang über den Rhein gelang in der Nähe von Mainz. Der Uebertritt Herzog Konrads von Worms zu Hermann



Herzog Heinrichs IV Einzug in Mainz zur Königskrönung.

veranlaßte den Wormser Bischof Burkhard auf Heinrichs Seite zu treten, als dieser jetzt vor Worms erschien. Von Worms nach Mainz. Erzbischof Willigis öffnete die Stadt und krönte den Herzog zum Könige am 7. Juni 1002. Nach der Krönung wandte sich Heinrich über den Rhein zurück gegen Schwaben. Von Norden nach Süden durchzog er verheerend das Land und kam bis zum Bodensee. Hermann hatte sich Straßburgs bemächtigt. Die Kathedrale ging in Flammen auf. Auf der Reichenau weilte der König, als ihn das Gerücht ereilte, Hermann wolle den Streit durch Zweikampf beenden. Aber der Herzog wurde seinem Vorsatze untreu, und als man darauf dem Könige riet, an Konstanz das Schicksal Straßburgs zu rächen, wies er den schnöden Antrag zurück. Wieder durchzog er Schwaben, die Güter Hermanns verwüstend, bis er nach Franken kam. Noch immer war in seiner Begleitung Markgraf Heinrich von Schweinfurt. Der König hatte ihm die Herzogswürde von Bayern versprochen. Jetzt drängte der Markgraf zur Erfüllung des Versprechens. Allein Heinrich wich aus, indem

er das Wahlrecht der Bayern vorschob, welches man berücksichtigen müsse. Den Markgrafen verstimmte die Vertröstung, doch begleitete er den König auf seinem Weiterzuge nach Thüringen. Auch hier huldigten ihm die Großen, nachdem er ihnen einen uralten Schweinezins erlassen hatte. Aus Thüringen ging es nach Sachsen. In Merseburg empfingen ihn die sächsischen Großen. Aber bevor sie ihm huldigten, mußte Heinrich zugestehen, daß er nicht wider ihren Willen, sondern auf ihre besondere Einladung als König nach Sachsen gekommen sei. So erkannte der König das Wahlrecht des sächsischen Volkes an — ein bedeutungsvolles Zugeständnis, welches dem Volke, das es verlangte, wie dem Könige, der es machte, zu gleicher Ehre gereicht. Was einst der Sachse Heinrich I dem Bayernherzog Arnulf gewährte, das gewährte nun der Bayer Heinrich II dem Sachsenvolke. Sachse seiner väterlichen Abstammung nach und Bayer, weil sein Geschlecht in Bayern heimisch geworden war, vereinte Heinrich II in sich die Eigenschaften, auf welche es damals namentlich ankam. Denn gestützt auf die Stimmen Bayerns und Sachsens war seine Stellung gesichert. Erst mit dieser Anerkennung durch die Sachsen gewann der König freie Hand, und sofort richtete er seine Blicke nach auswärts.

In Merseburg war auch der Polenherzog Boleslav Chabry erschienen. Große Geldsummen bot er dem Könige für die Burg von Meißen. Auch auf die Belehnung mit den Marken hatte er gehofft. Was ihn zu dieser Hoffnung bewog, ist aber nicht recht einzusehen. Heinrich wies denn auch die Anerbietungen Boleslavs zurück. Nur so viel erwirkte der Polenherzog von ihm, daß Gunzelin, der Bruder des ermordeten Markgrafen Eckard, mit der Mark und Burg Meißen belehnt wurde. Schon mißvergnügt über das Fehlschlagen seiner Hoffnungen, ließ der Pole seinem Zorne freien Lauf und verwandelte ihn in glühende Feindschaft, als er von Merseburg wegritt. Hatte er schon vordem sich dem ebenfalls gekränkten Heinrich von Schweinfurt genähert, so wurde der Bund beider jetzt fest, als der Herzog bei seinem Abzug von der Hofburg von einem Haufen Bewaffneter überfallen wurde. Das Thor war gesperrt. Und nur dem Markgrafen Heinrich gelang es, dasselbe mit Gewalt zu sprengen. Schon war man im hitzigen Kampfe, als Herzog Bernhard von Sachsen herbeieilte und durch seine Dazwischenkunft die Mannen der beiden Verschworenen vor sicherem Tode gerettet wurden. Ein mystischer Vorfall! Hoch und teuer versichert Thielmar von Merseburg, der König habe von dem Ueberfalle nichts gewußt, aber Boleslav blieb bei dem Glauben, der Anschlag habe seinem Leben gegolten und sei vom Könige angestiftet worden. Dem Markgrafen Heinrich versprach der Pole seine Hilfe; dann ritt er von dannen. Schon auf dem Heimwege setzte er Strehla an der Elbe in Flammen und sandte Boten aus, die Einwohner des Landes zum Abfall vom Könige zu bewegen.

Einstweilen konnte sich der König nicht gegen ihn wenden, denn noch war er nicht überall anerkannt, noch stand Herzog Hermann von Schwaben gegen ihn unter den Waffen. So brach er gegen Lothringen auf. In Grona erwartete ihn seine Gemahlin Kunigunde; auch die Schwestern Ottos III, Sophie und Adelheid, begrüßte Heinrich auf dieser Reise. In Paderborn wurde Kunigunde vom Erzbischof Willigis am 10. August zur Königin gekrönt, Sophie zur Aebtissin von Gandersheim geweiht. Die Festlichkeiten aber wurden unterbrochen durch einen ärgerlichen Streit zwischen den Bayern und Sachsen. „In unersättlicher Habgier" waren die Bayern, „die zu Hause immer mit wenigem zufrieden, draußen aber fast unersättlich sind", in die Getreide- und Vorratskammern gedrungen und hatten sich zu nehmen unterfangen, was man ihnen wohl gutwillig nicht geben mochte. Ein Kampf entbrannte, dem der königliche Truchseß Heinrich, ein Bruder des Kanzlers Egilbert, des späteren Bischofs von Freising, zum Opfer fiel. „Die unersättliche Habgier" mag man dem norddeutschen Berichterstatter nachsehen. Mögen die Bayern auch nicht sehr galant verfahren sein, so müssen wir uns doch immer in die Zeit zurückversetzen. Streit ist unter Buben bald entbrannt, zumal wenn sich aus verschiedener Heimat mehrere Parteien zusammenfinden. Und die Deutschen standen damals noch insgesamt mehr oder weniger in den Flegeljahren. — Von Paderborn begab sich der Zug weiter nach Duisburg. Doch die lothringischen Großen kamen nicht. Nur ein paar Bischöfe waren da,

und langsam zog auch Heribert von Köln jetzt heran. So machte sich der König nach Lothringen auf und gewann, das Land durchziehend, allmählich die meisten für sich; von hier ging er nach Franken zurück, um im nächsten Frühjahre den Herzog von Schwaben zu bekämpfen. Aber schon am 1. Oktober unterwarf sich derselbe freiwillig zu Bruchsal. Sein Land und seine Lehen behielt er.

Endlich nach viermonatlicher Wanderung konnte der König an die Heimkehr denken. Ueber Augsburg zog er nach Regensburg, wo ihn Bischof Gebhard unter allgemeinem Jubel des Klerus und Volkes empfing. Deutschlands Königskrone trug der Bayernherzog seiner Heimat zu, und noch einmal zeigte sich die Gunst des Geschickes dem Lande und Volke. Wohl fühlte man bei dem Triumph Heinrichs die eigene Seele gehoben, wohl achtete man seine Erhebung als eine Erhebung des ganzen Stammes, und gewiß durfte man eine neue Zeit für Bayern erwarten. „Bayern triumphiert; das tapfere Frankenland dient; Schwaben sieht seine Ränke vereitelt und beugt seinen Rücken; Lothringen huldigt; Thüringen ist treu; das streitbare Sachsen eilt herbei, sich zu unterwerfen; der Slave nimmt wieder das gewohnte Joch zu seiner Schmach auf den Nacken und zahlt seinen Tribut wie vor Zeiten. Schon erhebt auch Italia, die große Mutter der Könige, ihre Stimme: „„Heinrich, eile herbei! alles wartet deiner; so lange du regierst, wirst du niemals einen Arduin leben lassen!““ Von allen Seiten stürmt und fliegt man zu Heinrich; wie Germanien und das grimme Belgien ihm ihre Kniee beugen, so eilt auch der Bischof Leo (von Vercelli) über die Alpen, und Bayern scheint ihnen eine neue Heimat zu werden.“ So sang ein italienischer Kleriker der Zeit in überschwänglichem Dichtereifer, und wohl mochte sich ja aus der Ferne, wo man die kleinen Nebenumstände nicht und die großen klein sah, Heinrichs Siegerlauf so ausnehmen. Ob sich aber alle Hoffnungen erfüllen werden, muß man abwarten. Ja, ob sich nur die eine Hoffnung erfüllen wird, Bayern werde nun von seinem Könige seine Selbständigkeit und volle Existenzfähigkeit wieder erlangen, scheint durch den Umstand geradezu abgeschnitten, daß Riezler gegen die bisherige Annahme der Trennung Bayerns und Kärntens im Jahre 995, wo sie durch Otto III vorgenommen worden wäre, die Trennung zum Jahre 1002, wo sie Heinrich selbst vorgenommen hätte, ansetzt. Das erste wäre begreiflich, das zweite geradezu widersinnig, auch widersinnig dann, wenn Heinrich nur um diesen Preis die Stimme Ottos hätte erlangen können. Großen Egoismus haben wir im Laufe der Zeiten kennen gelernt, aber das Verbrechen, daß Heinrich für das Herzblut seines Volkes eine Krone erbettelt, wollen wir ihm nicht ohne unwiderlegliches Zeugnis auflasten. Geschichtlich ist es einerlei, ob der Schlag, nach dem dann dem Mutterlande Stück um Stück der ganze Saum der Marken abgebrochen werden sollte, den es mit seinem Blute gedüngt und mit seinen Söhnen bevölkert hatte, 995 oder 1002 gefallen. Fiel er 995 durch Otto III, so giebt es für ihn eine Erklärung und eine Entschuldigung; fiel er aber 1002, so giebt es beides für ihn nicht.

Nicht lange war dem Könige die Muße gegönnt. Die Angelegenheiten in Polen und Böhmen, wie in Italien nahmen einen solch ernsten Verlauf, daß Heinrich ihnen seine volle Aufmerksamkeit zuwenden mußte. In seinem ganzen Wesen tritt eine solche Ruhe und Bestimmtheit zu Tage, daß wir nicht auf großartige Expeditionen zu rechnen brauchen. Nach und nach, ohne allzugroße Ueberanstrengung der Reichskräfte suchte er überall Ordnung zu schaffen und es gelang ihm dies auch, soweit das schnell erwachte Volksbewußtsein dies in den einzelnen Ländern noch zuließ. Diesem Herr zu werden, war keine Macht mehr im stande, es sei denn die Vernichtung, aber schon liegen die Zeiten Karls des Großen, der noch den Sachsen den Untergang drohte, so fern gerückt, daß ein solcher Gedanke kaum mehr gefaßt werden konnte.

In Böhmen wütete der rote Boleslav gegen sein Volk, wie gegen seine eigene Familie. Auch hier hatte sich durch die Erstarkung der Polenmacht die Kraft des Volkes nach innen gerichtet, und auch hier sehen wir dieselben traurigen Erscheinungen, welche stets da auftreten, wo ein noch im Wachstum begriffenes Volk in seiner natürlichen Ausdehnung gehemmt wird. Selbstmörderisch richten seine Angehörigen das Schwert gegen einander, um den Ueberschuß an Kraft, die für das eingenommene Gebiet zu groß ist,

zu vernichten. Zu fern ist noch die Zeit, da solche Kräfte sich der kulturellen Arbeit in größerem Umfange bemächtigen können und also ihre Ablenkung und Befriedigung finden. Für solche Zeiten giebt es darum stets nur ein Heilmittel: die Vernichtung des Ueberschusses, geschehe dieselbe nun auf einfach mechanische Weise durch Mord und Verbrechen, oder in jener mystischen Weise, wie wir sie bei der Ausartung des religiösen Lebens kennen lernten. Gewöhnlich gehen beide Arten neben einander her. Auch in Böhmen war man in dieser traurigen Lage. Doch endlich erhob sich das Volk, verjagte den tobenden Herzog und rief einen in Polen lebenden Verwandten desselben, namens Wlodowei, herbei, dem es die herzogliche Würde übertrug. Der aber kam binnen wenigen Wochen an seinen eigenen Ausschweifungen um. Da riefen die Böhmen die Brüder Boleslavs des Roten, Jaromir und Udalrich, in das Land und huldigten ihnen. Aber gegen sie führte Herzog Boleslav von Polen den vertriebenen Boleslav Rothaar zurück. Wieder brach eine Empörung gegen diesen aus. Das Volk wandte sich an den Polen um Hilfe. Der ließ seinen bisherigen Schützling absetzen und blenden, eilte nach Prag, und die Böhmen jubelten ihm als ihrem Herzoge zu. Böhmen war also im Jahre 1003 im Besitze Boleslav Chabrys, die Herrschaft der Premysliden in der Hand des Piasten. Seine Gedanken schweiften weiter: Unabhängigkeit von den verhaßten Deutschen, Vereinigung aller Slaven unter seiner Herrschaft, die Königskrone. Der Gedanke war nicht zu kühn. Trug doch sein Nachbar, der Magyarenherrscher, auch den goldenen Reif, den ihm einst Kaiser und Papst übersendet. Boleslavs Gesandte gingen nach Rom.

Die Macht, welche sich hier unter dem streitbaren Polenherzog sammelte, gab Heinrichs Feinden im Reiche selbst wieder neuen Mut. Ueberall gärte es. Bis in seine nächste Nähe erstreckten sich die Fäden des Polen. Denn schon war auch des Reiches Macht an einem anderen Punkte geschwächt worden.

Arduin von Ivrea hatte in Italien die Königskrone gewonnen, noch ehe Heinrichs Nachfolge im Reiche allgemeine Anerkennung gefunden hatte (Februar 1002). Doch bald kehrte der Italiener die alte Tyrannei wieder heraus, welche ihm schon mehrmals die kaum erworbenen Freunde wieder abwendig gemacht hatte. Bischof Leo von Vercelli eilte nach Regensburg, den König zu bewegen, in Italien einzugreifen. Heinrich konnte nicht. Seine Lage in Deutschland war nicht fest genug zu solchem Wagnis. So sandte er den Herzog Otto von Kärnten hinab nach Italien. Graf Ernst, der Babenberger, der Bruder des Markgrafen Heinrich von Oesterreich, begleitete ihn. Aber schon hatte Arduin die Klausen besetzt, die Stadt Verona genommen und rückte nun gegen Friaul. Bei Campo Vitale überfiel er unverhofft das deutsche Heer, dessen Führer ihm eine Herausforderung zu ehrlichem Kampfe übersandt hatte; die Deutschen mußten weichen. Es war ein schwerer Schlag für das junge Regiment des Königs, aber er hielt ihn aus und ließ den Mut nicht sinken. Das geschah zu Ende des Jahres 1002.

Als jetzt auch des Polen Macht eine so gefährliche Ausdehnung gewann, als Heinrich fühlte, wie seine Stellung im Reiche selbst zu wanken begann, da schickte er Gesandte an den Polenherzog, ihn aufzufordern, das neu erworbene Land von ihm zu Lehen zu nehmen. Anerkennung und Friede sollten ihm dafür zuteil werden. Uebermütig wies Boleslav diese Aufforderung zurück. Heinrich war durch Lothringen nach Quedlinburg geeilt. Sein Mut hielt ihn aufrecht. Der Herzog von Kärnten und Graf Ernst erschienen vor ihm, die Besiegten von Italien. Er empfing sie freundlich und ehrte sie durch Geschenke. Doch alles das half nicht. Heinrich von Schweinfurt stand bereits unter den Waffen. Und zu ihm gesellte sich nun auch Graf Ernst von Oesterreich, des Markgrafen Liutpold Sohn. Die Babenbergischen Vettern standen im Bunde mit dem Polen, und ihnen schloß sich sogar des Königs eigener Bruder Bruno an.

Jetzt galt es alle Entschiedenheit und Kraft zusammennehmen, den nächsten Feind niederzuschlagen, dann den zweiten, dann die anderen. Ende Juni war der König in Regensburg. Im August begann er von hier den Feldzug gegen den Markgrafen Heinrich. Nirgendwo konnte dieser dem königlichen Heere Widerstand leisten. Seine Burg Ammerthal, unweit Amberg, des Markgrafen Hauptfestung, wurde von den Königlichen erstürmt und in einen Schutthaufen verwandelt. Weiter gegen Kreußen am roten Main ging der

Zug. Die Burg wurde belagert. Des Markgrafen Gemahlin Gerberga befand sich dort mit ihren Söhnen unter dem Schutze Buccos, dem Bruder Heinrichs vom Nordgau. Dieser eilte zum Entsatz herbei, mußte sich aber in ein enges Thal an der Pegnitz zurückziehen. Ein Bauer verriet dem Feinde seine Stellung. Da stürzten die Königlichen auf die Empörer mit dem Feldgeschrei: Kyrie eleison! Diese wandten sich zur Flucht, ihre ganze Habe zurücklassend. Graf Ernst geriet in Gefangenschaft. Er wurde zum Tode verurteilt, aber auf Verwendung des Erzbischofs Willigis von Mainz verwandelte der König die Strafe in eine hohe Geldbuße.

Mittlerweile hatte Boleslav Chabry ein Heer zusammengebracht und von Gunzelin die Uebergabe Meißens verlangt. Der aber folgte der Aufforderung nicht. Da drang Boleslav gegen die Elbe vor, verheerte weit und breit das Land und mit mehr als 3000 Gefangenen trat er den Rückzug an. Der Einfall sollte den König von der Verfolgung des Markgrafen ablenken; er gestaltete sich aber wieder zu einem jener planlosen Beutekriege, die den Slaven durch alle Jahrhunderte eigentümlich waren, und verfehlte somit seinen Zweck.

Der Rückzug des Polen bewog Bucco zur Uebergabe von Kreußen. Er durfte mit den Seinigen abziehen. Die Stadt aber wurde gänzlich zerstört. Da glaubte auch Heinrich an keine Rettung mehr. Nach Kronach hatte er sich begeben. Jetzt steckte er die Burg in Brand und entfloh mit seinen Anhängern, darunter auch der Bruder des Königs, nach Böhmen. Als der König heranrückte, fand er nur mehr eine öde Trümmerstätte. Da sandte er den Bischof Heinrich von Würzburg und den Abt Erkanbald von Fulda gegen Schweinfurt, um auch diese letzte Burg des Nordgauers in Brand zu setzen. Eila, die Mutter des Markgrafen, empfing die königlichen Abgesandten. Als sie aber ihren Auftrag vernommen, floh sie in die Kirche und erklärte, unter den Trümmern derselben sich begraben zu lassen. Darauf änderten die Abgesandten den königlichen Befehl dahin um, daß sie die Kirche stehen ließen und nur die Mauern und Befestigungen niederlegten. So wurde die Macht des ersten Feindes gebrochen; sein Eigengut wurde wie seine Lehen vom Könige zerstückelt und an treue Anhänger verteilt.

Jetzt galt es die Macht des Polen zu brechen. Noch im Winter 1003 entschloß sich der König ihn anzugreifen. Einen natürlichen Bundesgenossen gegen Boleslav hatte Heinrich in den heidnischen Liutizen gefunden. Mit dem Schwerte hatte Boleslav Chabry die Polen zum Christentum bekehrt und seiner Herrschaft unterworfen; auf gleiche Weise gedachte er die anderen Slaven zu bezwingen. Als Heinrich im Frühjahr 1003 in Quedlinburg weilte, erschienen vor ihm Gesandte der Liutizen und Redarier. Der König empfing sie freundlich und ehrte sie mit Geschenken: „Aus gefährlichen Feinden wurden sie zu den besten Verbündeten.“ Aber nicht überall sah man dieses Bündnis mit ruhigem Blicke an. Ein Bund mit Heiden gegen einen christlichen Fürsten — das war für jene Zeit eine böse Sache. Doch gelang es dem klar schauenden Herrscher, das Bedenkliche der Sache auf eine andere Weise zu nehmen.

Schon Otto III hatte den Plan gefaßt, das von seinem Vater aufgehobene und mit Magdeburg vereinigte Bistum Merseburg wieder herzustellen. Hatte doch mit dessen Errichtung Otto der Große jenes Gelübde erfüllt, welches er am Laurentiustage vor der Ungarnschlacht auf dem Lechfelde dem hl. Laurentius gethon hatte. Otto III kam nicht zur Ausführung seines Planes, da die Intriguen des Erzbischofs Gisiler ihn daran hinderten. Jetzt aber griff Heinrich II den Plan wieder auf. Von Dornburg an der Elbe, wo Heinrich im Januar 1004 Hof hielt, sandte er den Erzbischof Willigis an Gisiler und verlangte die Wiederherstellung des Bistums Merseburg. Gisiler lag auf den Tod darnieder und forderte trotzdem wieder, wie so oft vordem, Bedenkzeit. Doch ehe die gewährte Frist abgelaufen war, starb der alte Ränkeschmied am 25. Januar. Der König eilte nach Magdeburg, den Erzbischof zu begraben und die Neuwahl zu leiten. Er lenkte die Stimmen der Domherren auf seinen Kaplan Tagino.

Tagino war ein geborener Bayer. Er entstammte einem edlen Hause im Bistum Freising. Ein Schüler des hl. Wolfgang, wurde er dessen Vikar und steter Begleiter. Nach dem Tode Wolfgangs wurde Gebhard von Otto III als Bischof in Regensburg

anerkannt. Es war keine Stelle mehr für Tagino in der Nähe und neben dem neuen Bischof, und so widmete er seine Dienste dem Herzoge, dem späteren Kaiser Heinrich II, in dessen Vertrauen er sein Leben lang eine der ersten Stellen einnahm. Ein Bayer auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Magdeburg! Nur dem Könige verdankte Tagino seine Erhebung, denn schon hatte die stimmfähige Geistlichkeit ihre Wahl auf Walthard, einen in Magdeburg hoch angesehenen Kleriker, gelenkt. Der aber mußte zurücktreten, da des Königs Wille entschied. Im Dome zu Magdeburg erfolgte die sofortige Einsetzung Taginos zum Erzbischof. Dann ging es weiter nach Merseburg. Erzbischof Willigis weihte hier den neuen Erzbischof, und die Herstellung des Bistums Merseburg wurde darauf sofort in Angriff genommen. Der königliche Kapellan Wigbert wurde zum Bischof von Merseburg erhoben. Die Bistümer Magdeburg, Halberstadt, Zeitz und Meißen mußten die



Einweihung Taginos als Erzbischof von Magdeburg.

durch die Aufhebung Merseburgs an sie gekommenen Güter wieder herausgeben, und eine Entschädigung ließ der König ihnen dafür aus seinen eigenen Gütern geben.

Nachdem das in aller Eile vollbracht war, ergriff Heinrich wieder die Waffen. Mehrmals war der Polenherzog in die bayerischen Grenzlande eingefallen. Jetzt drang Heinrich in die Oberlausitz ein, doch mußte er des eintretenden Tauwetters wegen bald den Rückzug antreten. Verstärkungen dem Markgrafen Gunzelin und anderen zurücklassend, eilte Heinrich wieder nach Merseburg. Hier traf ihn die Nachricht, daß sein Bruder Bruno zu den Ungarn entflohen sei, die Vermittelung der Königin anzurufen. Auch Markgraf Heinrich sei zur Unterwerfung bereit. Erzbischof Tagino und Herzog Bernhard von Sachsen stimmten den König für die Reuigen zur Milde. Der Markgraf stellte sich im Büßergewande dem Könige, als dieser ihm die Zurückgabe seiner Eigengüter versprochen, doch sich vorbehalten hatte, ihn so lange gefangen zu halten, als es ihm beliebe. Auf der Feste Giebichenstein wurde der Markgraf ins Gewahrsam gebracht.

Endlich der inneren Kriege überhoben, konnte der König daran denken, die Scharte, welche die Deutschen im Vorjahre in Italien empfangen, wieder auszuwetzen. Ende März (1004) weilte er in Regensburg. Hier übertrug er unter der Zustimmung aller Anwesenden seinem Schwager Heinrich von Lützelburg das Herzogtum Bayern. Von Regensburg eilte der König nach Augsburg, wo sich das Heer sammelte; dann brach er nach Italien auf, überstieg den Brenner und erreichte anfangs April Trient. Bei Verona lagerte Arduin. Wieder hatte er die Etschklausen stark besetzt und vertraute auf ihre Kraft. Aber Heinrich ließ durch die Kärntner einen Paß im Brentathale, den Arduin schwächer besetzt hatte, frei machen, drang mit seinem Heere hindurch und lagerte sich an der Grenze von Italien im Thale der Brenta. Kaum hatte Arduin von dem Einbruche der Deutschen vernommen, als sein Heer sich auflöste; er selbst mußte Verona verlassen und verkroch sich in der kleinen Bergfeste Sparrone in der Nähe der Dora Baltea. Heinrich zog in Verona ein, die Lombarden fielen ihm zu. Ueber Brescia und Bergamo gelangte der König nach Pavia, und hier, in der alten Königsstadt der Langobarden, wurde er zum Könige von Italien gewählt. Man glaubte Italiens Herr zu sein. Allein die nationale Partei, die namentlich im niederen Adel und im Bürgertum ihre Anhänger hatte, stand nicht auf der Seite der Deutschen. An dem Tage noch, da der Erzbischof von Mailand den neuen König gesalbt hatte, kam es in Pavia selbst zu einem Aufstande, der die ganze Nacht hindurch währte. Die Königsstadt sank in Asche und weithin leuchteten die Flammen, den Schrecken verbreitend, den ihr Untergang hervorrief. Gesandte kamen zur Huldigung aus vielen Städten, aber das Gefühl des Gegensatzes zwischen den beiden Nationen, welches in Pavia so furchtbar zum Ausdruck gekommen war, war nicht mehr zu vernichten. Als Heinrich im Juni Italien wieder verließ, stand sein Hauptfeind Arduin unbesiegt da. An ihn klammerten sich bald wieder die Hoffnungen vieler gegen das verhaßte Regiment der Deutschen. Ueber Zürich und Straßburg, wo er den unmündigen Herzog Hermann, den Sohn des verstorbenen Nebenbuhlers, im Herzogtum Schwaben bestätigte, eilte der König nach Mainz, von da nach Sachsen. Der Krieg gegen Boleslav war sein nächstes Ziel.

In Merseburg sollte sich im August das Heer versammeln. Der König traf zur rechten Zeit ein. Ueber das Erzgebirge nahm er den Weg nach Böhmen, wo gleichzeitig vom Süden aus ein bayerisches Heer zu ihm stoßen sollte. In seinem Gefolge befand sich auch der vertriebene Herzog Jaromir, und bald ergab sich, daß die Böhmen unter der Polenherrschaft ebenso wenig ihre Wünsche erfüllt sahen, als einst unter den Premysliden. So traf Heinrich nur auf geringen Widerstand bei den Böhmen selbst. Mit den Bayern vereint rückte der König vor Saaz; die Stadt öffnete die Thore, nachdem die Bürgerschaft die polnische Besatzung erschlagen hatte. Boleslav weilte in Prag. Gegen ihn schickte der König den Herzog Jaromir, den Feind tot oder lebendig in seine Gewalt zu bringen. Aber der Pole entkam und flüchtete sich aus Böhmen; Prag öffnete die Thore, und Jaromir wurde als Herzog anerkannt. Von dem nachfolgenden Könige wurde Jaromir aufs neue mit Böhmen belehnt. Die Bayern zogen nach Hause, das sächsische Heer aber gegen Bautzen, in das Land der Milzener. Nach tapferem Widerstande ergab sich die Stadt; die wendischen Marken standen wieder unter deutscher Herrschaft und siegekrönt kam Heinrich anfangs Oktober nach Magdeburg. Doch eine Täuschung wäre es, wollte man annehmen, daß nun aller Krieg beendet gewesen wäre. Wie sein Zug nach Italien, so war dieser Zug gegen Böhmen der Anfang einer langen Reihe von Kämpfen und Schwierigkeiten. Die Macht der Sachsen, einst von den Ottonen weit nach Osten und im Süden fast bis zur sizilischen Meerenge geführt, hatte ihre Grenzen erreicht, ja schon weit überschritten, und es handelte sich nun darum, sich in den errungenen Grenzen zu behaupten. Nicht mehr Eroberung war die Tendenz der folgenden Kämpfe, sondern es war der Streit um den endgültigen Besitz. Volksnatur und Volksnatur standen sich in diesen Kämpfen gegenüber; allerwärts die feste, dauernde Grenze zu ziehen, war die Aufgabe, welche den Deutschen insgesamt fürderhin erwuchs.

Mag man Ottos III auswärtige Politik als undeutsch verwerfen, so kam sie doch, wenn auch in viel zu phantastischer Weise, einem Drange der Zeit entgegen, den aufzuheben

oder zu vernichten keine Macht der Welt mehr stark genug war. Wir treten in eine neue Epoche des Völkerlebens, und diese Epoche kennzeichnet sich durch die Kämpfe um die Behauptung und Anerkennung der einzelnen Volksnaturen gegen einander. Aus diesen Kämpfen erst rang sich mit der Zeit die Idee der Nationalitäten siegreich empor und drang in das Bewußtsein der abendländischen Völker. Bewahrte auch das deutsche Element noch Jahrhunderte lang sein natürliches Uebergewicht, auf die Dauer ließ sich dieses Uebergewicht in dem alten Umfange nicht behaupten. Und je mehr man in Deutschland selbst begann, seine Kraft der inneren Arbeit zuzuwenden, um so mehr erhielten die anderen Völker die Möglichkeit, das schönste Geschenk der Natur, ihre Eigenart vor Unterjochung und Unterdrückung zu bewahren. Nicht zufällig entstand diese Bewegung innerhalb der abendländischen Bevölkerung, nicht hervorgerufen durch die Politik dieses oder jenes Mannes, nein, sie lag tief begründet in dem Wesen und Wachstum der Völker, in ihrem Uebertritt aus der Zeit poetischen Naturlebens in diejenige der Arbeit auf dem Gebiete der Kultur. Diese Arbeit ist immer und überall von der Not selbst hervorgerufen worden. Wie die äußere Gestalt und Kraft des einzelnen Menschen eine Grenze erreicht, über welche er nicht hinauskann, so die Größe und Kraft eines Volkes. Ist dieses äußere Wachstum vollendet, so erfordert die Notwendigkeit eine Bethätigung der errungenen Kräfte. Da aber kein Mensch und kein Volk allein auf der Erde steht, da der äußeren Bethätigung seiner Kraft sich also ebenso viele äußere Kräfte entgegensetzen, so zwingt die Not einen Ausweg zu suchen. Sie lenkt die Völker auf das Feld der inneren Arbeit, auf das Feld der Kultur. Dem Zwange dieses Naturgesetzes vermag sich kein Volk ungestraft dauernd zu entziehen; es muß zu Grunde gehen, wie der einzelne Mensch zu Grunde geht, der seine Kraft nicht zusammenzuhalten und auf bestimmte Ziele zu lenken versteht, dem es nicht gelingt, die ihm von der Natur selbst gezogenen Grenzen zu erkennen und innerhalb derselben dann seine Kräfte zur Geltung zu bringen.

Es war im August des Jahres 1005, als sich das deutsche Reiterheer bei Leitzkau an der Elbe sammelte. Diesmal galt es, den Polen im eigenen Lande aufzusuchen. Es schien ein Leichtes zu sein, ihm den Garaus zu machen. Bayern und Böhmen stießen in der Lausitz zum königlichen Heere, und trotz eines schwachen Widerstandes der Polen an der Spree überschritten die Deutschen den Fluß. Da kamen auch die Liutizen mit ihren Götzenbildern heran, und neben dem Christenbanner zogen sie mit gegen die Polen. Man erreichte die Oder. Jenseits lagerte Boleslav mit seinem Heere. Der Uebergang schien unmöglich. Eine bequeme Furt — so kam man über den Strom. Da zog Boleslav zurück, sein Gepäck hinten lassend. Tief in das polnische Land drang ihm nach der König, alles verheerend und verwüstend. Und als er in die Nähe von Posen kam, da schickte der Herzog Gesandte mit der Bitte um Frieden. Heinrich ging darauf ein. Böhmen und die Mark gingen dem Polen verloren, er unterwarf sich wieder der Oberhoheit des deutschen Reiches; seine Eroberungen in Chrobatien, Schlesien und Mähren behielt er; im Lande der Milzener aber wurde Hermann, der Sohn des ermordeten Eckard, zum Markgrafen ernannt. Nicht überall fand dieser Friedensschluß Beifall. Die Liutizen und Böhmen murrten. Sie hatten gehofft, Boleslav solle vernichtet, sie dadurch von ihrem alten Bedränger befreit werden. Heinrich nahm, was zu nehmen war, und beschied sich. Hatte er keinen Feind auf seinem Zuge getroffen, so hatten ihn auch keine polnischen Freunde begrüßt; das allein durfte ihn belehren, daß es sich nicht nur um den Polenherzog, sondern auch um das Polenvolk handelte. Das wäre ein Streit gewesen, von dem ein Ende nicht abzusehen war. So schloß er den Frieden.

Doch nicht mit einem Schlage ändern sich die alten Neigungen der Völker, nicht von heute auf morgen naht ihnen die Erkenntnis. Das Eroberungs- und Erwerbungsprinzip der alten Zeit beherrschte noch lange die Politik der deutschen Könige und Fürsten. Und noch oft sehen wir sie den Versuch machen, ihre Grenzen zu erweitern, wenn diese Versuche auch selten von dauernden Folgen begleitet sind. Zwang doch die verschiedenartige Entwicklungsstufe der Nachbarn schon dazu, fortwährend die Waffen zum Schutze des Eigentums und der Eigenart in der Hand zu behalten. Der Uebergang von der bisherigen Offensive zur Defensive vollzog sich nur ganz allmählich.



Einweihung des Domes zu Bamberg in Gegenwart Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde 1007.

(Nach dem Gemälde von Hiltensberger jr.)

Im Jahre 1006 mußte Heinrich seine Waffen gegen Westen wenden. Der Graf Balduin von Flandern hatte sich der Städte Gent und Valenciennes bemächtigt. Um nicht die französischen Capetinger sich wieder zu Feinden zu machen, schloß Heinrich mit dem Könige Robert (996—1031) einen Vertrag, der ihm den Frieden von dieser Seite verbürgte. Gleichzeitig war aber auch der erste Schritt geschehen auf dem Gebiete der Völkerpolitik: Heinrich II erkannte die volle Selbständigkeit des Westreiches an. Dafür aber gewann er die Aussicht, dereinst Burgund wieder mit dem deutschen Reiche zu vereinigen. König Rudolf III von Burgund glaubte eine Stütze gegen die übermütigen Großen seines Reiches in seinem Schwestersohne Heinrich zu finden und versprach ihm deshalb die Erbfolge. Die Stadt Basel trat der König sogleich dem deutschen Herrscher ab. Hatte nach diesen Abmachungen mit den Königen von Frankreich und Deutschland dann zugleich auch Herzog Richard von der Normandie die Wiedereroberung der Stadt Valenciennes in Angriff genommen, so hielt sich doch Graf Balduin gegen die dreifache Macht und unterwarf sich erst, als Heinrich im folgenden Jahre wieder gegen ihn zu Felde zog.

Unser Augenmerk hat sich nun auf eine Schöpfung Heinrichs zu richten, welche für das bayerische Land von großen und bedeutenden Folgen sein sollte. Persönliche Neigungen, so heißt es allenthalben, die Befriedigung einer ehrgeizigen Laune führten Heinrich zu der Gründung des Bistums Bamberg. Es kann sein, daß eine That, ohne weitere Absicht vollbracht, große politische Folgen hat. Es kann sein, daß eine solche That nur einer augenblicklichen Laune entspringt, und doch sträubt sich in uns ein ungewisses Gefühl gegen die Annahme, Heinrich sei zur Anlage des Bistums Bamberg nur durch eine kapriziöse kirchliche Vorliebe, nicht durch tiefere Gründe bewogen worden. Wir dürfen annehmen, daß von diesen etwaigen Gründen keine Kunde auf uns gekommen ist, da nirgendwo auf solche verwiesen wird, und trotzdem möchten wir dieselben nicht leugnen. Es giebt Gründe, die ewig unausgesprochen bleiben, die selbst nie zu vollem und klarem Bewußtsein des Betreffenden durchdringen und doch sein Handeln mehr und nachhaltiger beeinflussen, als es jede Logik zu thun vermöchte. Sehen wir einmal zurück!

Als das fränkische Königtum ohnmächtig zusammenstürzte, nachdem es noch kurz zuvor das Haus der fränkischen Babenberger zu Falle gebracht hatte, als andererseits die Ungarn Bayern im Osten lahm legten, da wandte sich schon Markgraf Liutpold dem Norden zu und verschaffte sich jenseits der Donau in den ostfränkischen Gebieten eine Verstärkung seiner persönlichen Macht. Wir nannten diese Handlung eine automatische und unbewußte. Es kam die Ungarnschlacht im Jahre 907, welche Bayerns auswärtige Politik ganz und gar vernichtete und wie eine Bestätigung des Gefühles der Unsicherheit angesehen werden kann, welches Liutpolds Blicke von Südosten gegen Norden richtete. Auch sein Sohn Arnulf fand im Osten seine Stellung, die Stellung seines Landes nicht wieder. Doch zog er gegen Böhmen, als hätte er hier gesucht, was ihm südlich der Donau verwehrt blieb. Nach Arnulf kam es zu einer selbständigeren Gestaltung der östlichen Marken. Kärnten wurde mit Unterbrechungen von Bayern losgetrennt, es ward zu einem eigenen Herzogtum erhoben. Schon Arnulfs Bruder Berchtold trat dort als „Herzog von Gottes Gnaden" auf. Die alte Politik Bayerns fand in den neuen Markgrafen der Ostmark, welche dem babenbergischen Hause entstammten, eine Wiederbelebung und Fortsetzung. Bis über den Wiener Wald wurden langsam die Ungarn zurückgedrängt. Die Bewegung kam mit der dauernden Lostrennung des Herzogtums Kärnten zum Abschlusse, als ein Mann die bayerische Herzogswürde empfing, dem dann später die ganze Macht in Deutschland, die Königsgewalt selbst beschieden war — Heinrich II. Schon als Herzog hatte er Bayerns Heil im engsten Anschlusse an das Königtum gesucht. Schon als Herzog hatte er empfinden müssen, wie es hier unten im Südosten für Bayern nichts mehr zu thun gab. Die Kärntner und Ostmärker thaten hier alles, was zu thun war. Schon als Herzog zeigte er eine besondere Vorliebe für Bamberg und seine Umgebung. Erinnerungen an seine Jugend fesselten ihn hierher. Was aber war es, das diese Jugenderinnerungen stets wieder aufleben und dann so mächtig aufleben ließ, als der Herzog zum Könige wurde? Als die Macht des Markgrafen Heinrich von

Schweinfurt gebrochen war, und dem Könige die Lehen und die Macht wieder zufielen, die einst der Markgraf in jenen Gegenden besaß? Bot sich hier nicht dem Bayernstamme die Möglichkeit, sich nach Norden auszudehnen und somit in das deutsche Leben mehr und mehr einzudringen, hier, wo kein Frankenherzog mehr über die Einheit des Stammes wachte? War hier nicht zugleich ein Thor offen nach Osten gegen Böhmen, aus dem die bayerischen Ueberkräfte sich ergießen konnten? Und stellen wir uns nun vor, Heinrich hätte Nachkommen gehabt, auf die er ja bis in verhältnismäßig späte Zeit immer noch hoffte, die Krone Deutschlands wäre bei Bayern geblieben, die Aufgabe, die hier der König begann, wäre von späteren Generationen gelöst worden, welches wäre dann die Stellung Bayerns in Deutschland gewesen? Eine unantastbare und großartige, mit der kein deutscher Stamm sich mehr hätte messen können. Freilich verschob Heinrichs Politik die bisherige bayerische Politik vollkommen. Ihr Wetterpfeil drehte sich nach ihm fortwährend zwischen Südost und Norden, aber einer launenhaften Spielerei huldigte dieser nüchterne Verstandspolitiker nicht, auch wenn kirchliche Ideen sein Herz noch so sehr erfüllten. Daß er ohne Nachkommen blieb, war ein Schicksal für Bayern so traurig, wie für den König selbst. — Mit der Darlegung des Werdens der Dinge wollen wir nun keineswegs gesagt haben, solche großen und weiten Pläne hätten Heinrichs Geist bewegt. Aber bedenken wir, wie Otto der Große nach Rom kam, nach und nach, durch die glückliche Fügung der Umstände mehr, als geleitet von einem festen Zielbewußtsein, so wird es auch erklärlich, wie Heinrich nach Bamberg kam. Er folgte dem natürlichen Drange der Verhältnisse, die Natur selbst wies ihm und den Bayern den Weg, den sie fürderhin zu gehen hätten. Daß dieser Mahnung dann später keine energische Folge mehr geleistet wurde, lag nicht an Heinrich; es lag an der kurzsichtigen Interessenpolitik, der man sich hingab; es lag an dem Machtaufschwunge des deutschen Reiches, dessen Grundlage nicht mehr, wie unter Heinrich II, Bayern bildete; es lag an dem Umstande, daß den Bayern die Lust zur thatkräftigen Initiative durch die furchtbaren Schicksalsschläge der letzten Zeiten abhanden gekommen war. Mit diesem Verluste aber verlor Bayern zugleich die Erkenntnis und das richtige Urteil über seine eigene Lage. Und damit war allem Uebel Thüre und Thor geöffnet.

Stützte sich also Heinrichs königliche Macht vornehmlich auf Bayern, so konnte er nur so verfahren, wie er verfuhr, und wir vermögen nicht zu unterscheiden, ob er sich bei seiner Politik mehr als Herzog von Bayern oder als König der Franken fühlte.

Als einst die Bischöfe Heinrich von Würzburg und Arnulf von Halberstadt auf Bamberg zuritten, sagte ersterer: „Wenn hier der König ein Bistum gründen wollte, würde es ihm leicht fallen, die Kirche Würzburg durch einträglichere Güter zu entschädigen, denn nur geringe Einkünfte fließen der Würzburger Kirche aus dieser Gegend zu, da fast das ganze Land Wald und nur von Slaven bewohnt ist.“ Wie die Slaven hierher gekommen, wissen wir nicht. Geschah es schon bei der Ueberschwemmung Böhmens mit slavischen Stämmen, daß auch der Rand des Waldgebirges ihnen zufiel, daß sie selbst bis in die Main- und Werragegenden vordrangen, oder lockte sie die deutsche Herrschaft und Mission hierher zum Anbau des wilden waldbewachsenen Landes? Verpflanzte doch gerade hierher schon Karl der Große einen Teil jener Sachsen, die er ihrer Heimat entführte, weil sie der fränkischen Herrschaft dort nicht zu unterwerfen waren. Schon er gründete in diesen Gegenden am Main und Regnitz einzelne Slavenkirchen für die Neubekehrten. Doch alle Bestrebungen, das Land nachdrücklich zu kultivieren, scheinen gescheitert zu sein, wie uns Bischof Heinrichs Worte melden. Die Slaven hielten sich hier und mit ihnen ihre Götzen. „Schon aber hatte gerade von dem Stammlande des Königs (Heinrichs II), von den Stätten her, wo er mit den unverlöschlichen Eindrücken der Jugend den Impuls seiner ganzen Regierung erhalten, ein starker, freiwilliger Zug nach diesen Slavengebieten hin sich kundgegeben: Rodung und Anbau im Böhmerwalde war ein Ziel, das man jetzt in Bayern sich vorsetzte. Damals begann jene Thätigkeit der Deutschen, von der die späteren und heutigen Böhmen klagen, daß sie ihre Grenzen bedeutend eingeschränkt, die Ausgänge des Waldgebirges, das ihr Land einhegt, überall in die Hand der Nachbarn gebracht habe.“ Diesem Zuge

des bayerischen Volkes zu folgen und ihn zu erkennen, war aber keiner, wie König Heinrich berufen, dem Bamberg von Jugend an ein Lieblingsplatz geworden war. Die Burgen Babenberg und Aurach im Gau Volkfeld waren schon unter Kaiser Otto II als freies Eigentum an den Vater König Heinrichs gekommen. Vom Vater gingen sie auf den Sohn über, der sie bei seiner Vermählung mit Kunigunde dieser als Leibgedinge verschrieb. Wird uns auch gemeldet, der König habe schon seit seiner Thronbesteigung den Plan der Gründung in Bamberg im stillen erwogen, so sind wir doch nicht geneigt anzunehmen, daß schon so bald nach seiner Vermählung — Heinrichs Vermählung mit Kunigunde fällt in die Zeit zwischen 998 und 1000 — der Plan sich auf eine rein geistliche Stiftung bezogen habe, sondern wir glauben, daß erst mit der Zeit, als die Hoffnung immer mehr schwand, noch einen Leibeserben von Kunigunde zu empfangen, der Plan diesen Charakter annahm. Das Ende der Dynastie wurde damit angekündigt, und Heinrich übertrug die Aufgabe, die er einst seinem Hause erkoren, der Kirche. Mit dieser unserer Auffassung stimmen auf das genaueste die Worte Ekkehards überein, der betont, daß Heinrich nach der Unterwerfung des Markgrafen Heinrich und anderer Widersacher, nach der Unterjochung Italiens, Böhmens und Boleslavs, in der ihm darauf von Gott geschenkten Ruhezeit den Plan der Stiftung erwogen habe, zumal er sah, daß er keine Söhne haben werde. Erwägen wir die Umstände, wie sie uns hier vorliegen, so erblaßt die Anschauung wohl, der König habe nnr einem Lieblingsgedanken, nicht aber einem wohlgefühlten Bedürfnisse, einem natürlichen Zuge der Volksseele selbst nachgegeben. Sein Plan erscheint uns größer und wichtiger, und gerade für Bayern von einer viel tieferen Bedeutung, als man bisher angenommen hat. Nur indem wir glauben, Heinrich habe schon zur Zeit, da er die Herzogswürde erlangte, im Stillen den Plan zu entwerfen begonnen, dem Herzogtum hier gegen Böhmen die Stellung wiederzugewinnen, die es im Südosten gegen Ungarn verloren hatte, läßt sich seine Einwilligung in die Lostrennung Kärntens erklären. Er mochte nicht zögern, ein Land fahren zu lassen, das infolge seiner schon mehr selbständigen Entwickelung nur noch lose mit Bayern selbst zusammenhing, das er eigentlich, auch wenn es ihm geblieben wäre, Bayern hätte zurückerobern müssen. Ja, selbst Riezlers Annahme, der König habe zur Lostrennung der südöstlichen Marken im Jahre 1002 den ersten definitiven Schritt gethan, würde scheinbar eine Erklärung finden, wenn der Gedanke schon damals in ihm zur Reife gediehen war, das natürliche Wachstum Bayerns nach dieser Seite hin abzulenken. Wer aber die Entstehung eines Gedankens verfolgt, wird zugestehen müssen, daß Heinrich erst nach dieser Seite schauen konnte, nachdem ihm die Aussicht nach der anderen für immer versperrt war. So lange es eine Wahl gab, blieb die Energie geteilt; mit ganzer Energie aber sehen wir Heinrich seinen Plan verfolgen, und schon das allein möchten wir als genügenden Grund dafür betrachten, daß es für ihn von Anfang an keine Wahl mehr gab. Kärnten war ihm schon, als er noch Herzog von Bayern war, für immer verloren.

Es war aber die Errichtung eines Bistums in Deutschland selbst eine große Schwierigkeit. Wir erinnern uns Magdeburgs unter Otto I, Merseburgs unter Otto III und Heinrich selbst. Und Heinrich wußte das. So begann er schon lange bevor er mit dem eigentlichen Plane herausrückte und, wir dürfen annehmen, auch bevor ihm der eigentliche Plan selbst in seinem ganzen Umfange klar geworden war, den Bau einer großen Kirche mit zwei Unterkirchen. Dabei blieb es ungewiß, ob derselbe für einen Bischof oder ein Kollegialstift neben der Residenz bestimmt war. Erst am 6. Mai 1007, an seinem Geburtstage, trat der König offen mit seinem fertigen Plane hervor. Alle seine Besitzungen im Rednitz- und Volkfeldgau schenkte er der Bamberger Kirche. Zu Pfingsten schrieb dann der König eine Synode nach Mainz aus, auf der er die Zusage von Bischof Heinrich von Würzburg erhielt, dem neu zu errichtenden Bistum Bamberg den Rednitzgau abtreten zu wollen. Auf 100 Quadratmeilen dürfte man das Gebiet des neuen Bistumssprengels veranschlagen. Es umfaßte ziemlich das heutige Oberfranken, nur müssen wir von ihm die späteren bayreuthischen Lande abtrennen. In dieser reichen Dotation zeigt sich nur zu gut, daß schon in dem Gründungsgedanken die weltliche Staatsidee sich mit der Idee von der Aufgabe der Kirche vermischte. Nicht nur ein

Bistum galt es zu gründen, sondern auch eine weltliche Macht, welche die Aufgabe wirklich zu übernehmen im stande war, deren Verwirklichung der Dynastie versagt bleiben sollte. Mit kleinen Landanweisungen in der Gegend von Meiningen wurde Würzburg entschädigt, im geheimen aber hatte Heinrich dem Bischofe zugesagt, seine Kirche zur erzbischöflichen zu erheben. Dem materiellen Tauschvertrage stimmte der hohe Klerus Deutschlands bei, und auch der Papst Johann XVIII ließ sofort das Privilegium für Bamberg ausfertigen. Welcher Metropolitankirche aber Bamberg unterstehen sollte, ließ man unausgesprochen, und damit sah Bischof Heinrich von Würzburg sich in seinen Hoffnungen betrogen. Auch der König mochte die Unausführbarkeit des gegebenen Versprechens erkannt haben, als er die Meinungen darüber zu sondieren begann. Denn nie würde



Heinrich II auf der Synode zu Frankfurt.

Erzbischof Willigis von Mainz in die Erhebung Würzburgs zum Erzbistum gewilligt haben, und auf seiner Seite mochte der Klerus von ganz Deutschland stehen. Aber Heinrich II hatte die päpstliche Bulle. Seinen Bruder Bruno hatte er kurz zuvor zum Bischof von Augsburg erhoben und so seine Einwilligung erlangt; die Herzöge und Grafen des Reiches hatten seinem Plane zugestimmt; auf einer großen Synode in Frankfurt sollte die Stiftung endlich ins Leben treten.

Am 1. November kam man in Frankfurt zusammen. Eine glänzende Versammlung umgab den König. Auch Bischof Megingaud von Eichstädt hatte sich eingefunden. Selbst die Bischöfe des Burgundischen Reiches waren erschienen, wie die Erzbischöfe von Lyon und Tarantaise, die Bischöfe von Basel, Genf und Lausanne. Das italienische Reich war mit den Bischöfen von Triest und Como vertreten, und aus Ungarn war der Primas Anastasius ebenfalls nach Frankfurt geeilt. Erzbischof Willigis führte den Vorsitz. Aber einer fehlte, der wichtigste in diesem Falle, Bischof Heinrich von Würzburg. Sein Kapellan Beringer war allein gekommen mit dem Auftrage, gegen den Vollzug der Bulle zu protestieren.

Da galt es denn, diesem Angriffe zu begegnen und ihn abzuschlagen, sollte nicht das ganze Werk noch in letzter Stunde vernichtet werden. „Alles, was an Kraft des Befehls und der Bitte, was an Hoheit und Unterwerfung in der Seele des Königs war,

ward für diesen Augenblick, in dem es Leben und Tod seiner Stiftung galt, in dem die Entscheidung über den bedeutendsten Erfolg seiner ganzen Regierung fiel, herausgefordert.“ Es war kein bloßes Spiel, was der König da in hoher Versammlung veranstaltete, indem er sich, so oft in den Verhandlungen ein Wort fiel, welches die Gemüter zu Gunsten des Bischofs von Würzburg bewegte, auf die Erde warf und seine Beteuerungen und Beschwörungen vorbrachte. Aber dennoch fragen wir uns, wo ist die Zeit Ottos I geblieben? Gewiß erlangte der König, was er wollte, aber die Art und Weise, wie er es erlangte, erregt unser Bedenken. Die Zukunft wird es zeigen, wie Ottos I weise Politik, die Kirche in den Dienst der Reichsverwaltung zu stellen, auf eine abschüssige Bahn geraten war, welche an jenem furchtbaren Abgrunde endigte, wo entweder das deutsche Volk versinken oder sich entschlossen zur Umkehr aufraffen mußte. Erzbischof Tagino von Magdeburg gab als der erste seine Stimme ab und erklärte, man könne sich ohne Rechtsverletzung dem Antrage des Königs fügen. Und so geschah es. Heinrich II ernannte seinen Kanzler Eberhard zum ersten Bischof von Bamberg, und noch an demselben Tage wurde dieser von Willigis geweiht.

Die Einwilligung des Bischofs von Würzburg fehlte, und diese mußte nun errungen werden. Da ist es denn ein Schreiben des Bischofs Arnulf von Halberstadt an Heinrich von Würzburg, welches unsere Aufmerksamkeit erregt. Töne aus alter Zeit dringen uns aus den Worten des sächsischen Bischofs entgegen. Gerade in diesem Briefe zeigt es sich, daß das Königtum keine Demütigung darin sehen konnte, sich vor den versammelten Kirchenfürsten auf kniefälliges Bitten zu verlegen, sondern daß ein Geist in diesem Klerus lebte, der fern jeder hierarchischen Ueberhebung die Oberhoheit des Königtums anerkannte und sich ihm unterordnete, der sich seiner inneren Aufgabe noch wohl bewußt war und seine äußere Machtstellung als Mittel zur Erfüllung dieser Aufgabe, nicht aber als Zweck selbst betrachtete. Arnulf erinnert seinen Amtsbruder daran, wie einst ein Band der innigsten Freundschaft ihn mit dem Könige verbunden habe, wie er ihm stets zu Willen gewesen und dafür des Königs höchste Zuneigung gewonnen habe. „Wie kannst Du Dir selbst jetzt also im Lichte stehen? Warum willst Du bösen Lohn gewinnen, wo Du guten verdient hast? Gefährlich ist es, die Anklage der Majestätsbeleidigung auf sich zu ziehen. Und doch höre ich, wie Du weder durch Briefe noch durch Boten, weder durch Nachgiebigkeit noch durch Versprechungen und Bitten der Mahnung des Königs Folge zu leisten Dich bewegen läßt. Wie aber darfst Du ein Bistum in seinem Reiche bekleiden, wenn Du Dich sträubst vor ihm zu erscheinen? Was sollen die Richter sagen, wenn diese Anklage vor sie gebracht wird? Hüte Dich, daß nicht die Sache, die sich rechtzeitig noch in einen guten Gang bringen ließe, zu spät eine üble Wendung nehme, und Deine Härte mehr als Starrsinn denn als Standhaftigkeit erscheine. Weshalb willst Du seine Dankbarkeit gegen Dich in Undankbarkeit, seine Freundschaft in Feindschaft, seine Freigebigkeit in Kargheit verwandeln? War Dir nicht von ihm eine solche Macht in diesem Lande eingeränmt, daß alles Deinem Worte gehorchte? Wer soll fortan uns und die anderen, die auf Dich ihre Hoffnung setzten, bei ihm vertreten? Fest sei das Herz, aber ohne Leidenschaft!“ So zeigt Arnulf zuerst, wie Heinrich durch sein Betragen dem ganzen Episkopate schade. Er rät ihm, mit seinem Bruder von Köln, mit Willigis und Burkhard von Worms sich zu beraten, sie würden ihn zu keinem falschen Schritte verleiten, da sie die Rückwirkung an sich selber zu befahren hätten.

In der Folge aber entwickelt Arnulf seine Anschauung von dem Verhältnisse der geistlichen und weltlichen Macht zu einander. Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen, hatte der Würzburger Bischof zu seinem Verteidigungsspruche gemacht. Und hier faßt der wohlmeinende Freund ihn, der auch für den gottlosen König Gehorsam fordert. Nicht Widerstand sei es, den man der Gefahr der Glaubensverletzung und der Abirrung entgegenzusetzen habe, sondern er glaube, die Irrtümer seien abzulenken, indem man selbst auf dem geraden Wege der Gerechtigkeit bleibe. Ein solcher Fall läge aber hier gar nicht vor. „Die heiligen Väter hielten es, wie wir vernommen haben, nicht nur nicht für unrecht, sondern für in hohem Maße recht und nützlich, in den ihnen anvertrauten Sprengeln, sobald die Gemeinden so anwuchsen, daß sie dieselben nicht mehr allein

bereisen und beaufsichtigen konnten, sich andere Priester als Gehilfen beizuordnen und so aus einem Bistum zwei oder drei zu bilden, damit, was einer nicht zu leisten vermöchte, zwei oder drei besser ausrichten könnten. Jetzt ist freilich das alles anders, und alles voll Irrtum. Sie verwandten ihren ganzen Fleiß darauf, die Seelen zu retten, wir denken nur daran, wie wir die Leiber pflegen; sie stritten um den Himmel, wir streiten um Erdengut." Heinrich selbst aber habe im vorigen Jahre gesagt, daß in diesen Gegenden ein solcher Fall eigentlich vorläge, denn niemals oder doch selten sei er in diese entfernten Striche seines Sprengels gekommen. Was die Kirche St. Kilians an äußerer Ausdehnung also verliere, wachse ihr im geistlichen Sinne wieder zu. „Es sei sicher viel höhere Ehre, auch in der Tochter fortzuleben, als ohne Kinder und unfruchtbar zu bleiben." In dem Verlangen des Königs aber liege kein feindliches Vorgehen gegen die Religion, sondern gerade ein Liebeswerk sei es, das er der Kirche zu erweisen gedenke. Er selbst habe dies in jener bekümmerten und doch so glänzenden Rede vor der Versammlung in Frankfurt dargethan, und „wärest Du zugegen gewesen, gewiß auch Du würdest Mitleid mit ihm gefühlt haben."

Es dauerte über ein Jahr, bis Bischof Heinrich sich mit dem Könige versöhnte. Der König war dann aber wieder großmütig und freigebig gegen ihn. Nach dieser Seite kam das Werk damit zum Abschluß. Ein wichtiger Rest blieb nach der anderen, der Eichstädter Seite zu thun übrig. Mit der Erwähnung des Bischofs Megingaud erreichen wir eine Charakterfigur der damaligen Zeit, welche in anderen, denen wir dann unser Augenmerk zuzuwenden haben, ihr Gegenbild erhält. Die Betrachtung des kirchlichen Lebens in Bayern, überaus charakteristisch in seinen verschiedenen Gegensätzen, führt uns dann zu den kirchlichen Verhältnissen überhaupt und der Stellungnahme Heinrichs dem Klerus gegenüber. Die kirchliche Politik Heinrichs II bildet die wichtigste Seite seiner Thätigkeit und müssen wir bei derselben etwas verweilen.

Erinnern wir uns der Bestrebungen innerhalb der Kirche selbst, wie die deutsche Kirche in volle Opposition gegen das von Silvester II vertretene Papsttum geriet, wie dann die Cluniacenser von der andern Seite losstürmten, die Kirche von Grund aus zu reformieren, wie diese Bestrebungen an der Eigenart der deutschen Kirche scheiterten, wie andrerseits gerade in Bayern der Verfall des kirchlichen Lebens andauerte, da die weltlichen Interessen die Aufmerksamkeit der Bischöfe gefangen nahmen, so ist es nicht wunderbar, wenn wir jetzt auch gerade hier die alte Zeit mit der neuen in unvermittelten Gegensatz treten sehen. Schon hatte die neue Zeit auch hier wie anderswo schöne Triebe gezeitigt, aber die Repräsentanten der alten Zeit waren deshalb nicht ausgestorben.

Bischof Megingaud war eine dieser merkwürdigen Persönlichkeiten, „die in den Epochen des Uebergangs an den Grenzgebieten zweier zur Ausprägung eines großen geschichtlichen Gegensatzes bestimmten Zeitalter zu erscheinen pflegen." Dem neuen Zeitgeiste keineswegs abgeneigt, waren in ihm doch die alten Gewohnheiten so tief gewurzelt, daß ersterer über sie nicht Herr zu werden vermochte. Mit köstlichen Wildschweinsbraten oder feinen Fischen belohnte er den Klerus, der den Gottesdienst schnell beendigte, damit die Zeit der Tafel eine um so längere sein könne. Einst bei der Feier des Osterfestes befahl er dem Archidiakon, anstatt der Sequenz, die eben feierlichst angestimmt wurde, nur gleich das Evangelium zu lesen; sie sind von Sinnen — ruft er zornig — „ihr Gesinge bringt mich mit Hunger und Durst zu Tode: der Thor! ehe seine Sequenz zu Ende, könnte man mehrere Gott wohlgefällige Messen gelesen haben!" — Ueberall fühlte er die hehre Gewalt in sich zur Ausübung seines heiligen Amtes, so daß er sich nicht besann, einst Presbyter im Würzburger Walde zu weihen. — Ein derber humoristischer Zug lebte in diesem Gottesmanne, der das Fluchen so wohl verstand. Zu einer Reise nach Rom erbat er sich von seiner Geistlichkeit die Erlaubnis, hundertmal unterwegs fluchen zu dürfen. Sie wurde ihm erteilt, aber bald war sein Vorrat erschöpft, er mußte um neuen bitten, der dem geschäftigen Manne ebenso rasch dahinfloß. Nun, wenn man die Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten einer Romreise in damaliger Zeit bedenkt, dann — — Hart und streng war er gegen seine Untergebene, die viel zu erdulden hatten, doch war es mehr die frohe, unbedachte Art des Selbstgenießens, die sein Wesen erfüllte, als ein hämisch



Kaiser Heinrich II aus einem Missale in München. Nach Woltmann.

geiziger Zug. — Einst stellten ihn seine Amtsbrüder zur Rede, daß er sich nicht mit ihnen erhoben habe, als der König gegenwärtig war; er aber war schnell bei der Hand: „Ich bin sein Verwandter, an Jahren ihm voraus, das Alter zu ehren gebieten heidnische und biblische Schriften.“ Und der König nahm es ihm so übel nicht. — Ein königlicher Bote erschien in Eichstädt, die Lieferungen für den königlichen Hofhalt in Regensburg

einzufordern. Der Bischof ließ ihn seine lange Liste heruntersagen, bis er den Wein erwähnte. Da fuhr er auf: „Schuft, dein Herr muß verrückt geworden sein! Wie kann er von mir, der einst seines Gleichen von Geburt war, den er aber nun mit seinem Treiben schon zu einem armen Pfarrersmann gemacht hat, so ungeheure Dinge fordern? Woher so viele Fässer Wein? Ich für mein Teil habe nur ein kleines Tönnlein, kaum zum Opfer ausreichend, das hat mir mein lieber Bruder, der verteufelte Bischof von Augsburg — Brun, des Königs eigener Bruder ist gemeint — geschenkt: beim heiligen Willibald, auch nicht ein Tropfen soll davon in die Kehle deines Herrn kommen!“ Einige Stücke Tuch schickte der Bischof dann an den König mit der Bemerkung: „Tuch können die Eichstädter Bischöfe eher geben, als den königlichen Hof verpflegen!“

Dem Könige mußte es klar sein, daß aus dem Manne für Bamberg nichts herauszuschlagen war. Da mußte man warten, bis er starb. Erst im Jahre 1014 trat dieser Fall ein, und da erhob denn Heinrich auf den bischöflichen Stuhl von Eichstädt einen Mann von unfreier Geburt, den bisherigen Kustos des Bamberger Doms, der 1012 vollendet und am 6. Mai in Gegenwart einer glänzenden Festversammlung eingeweiht worden war. Gundekar hieß der neue Bischof von Eichstädt. Doch kaum war er Bischof, so machte er dem Könige, gestützt auf den Klerus und die Dienstmannen der Eichstädter Kirche, Opposition wegen der Abtretung eines Teiles der Diöcese von Bamberg. Der König aber griff zornig ein. „Gunzo, was muß ich von dir hören?“ — herrschte er den unglücklichen Bischof an. — „Weißt du nicht, daß ich dich nur deshalb zum Bischofe gemacht habe, damit ich bei dir, einem Manne niederer Abkunft, meinen Willen durchsetzen könnte, dem sich dein Vorgänger, mein Stammesvetter, nicht fügen wollte? Laß mich nicht noch einmal so etwas der Art von dir hören, wenn du dir das Bistum und meine Gunst erhalten willst!“ Und der Bischof fügte sich. Auf einem Hoftage zu Frankfurt (Januar 1015) ward der nordwärts der Pegnitz gelegene Teil von Eichstädt abgetrennt und Bamberg zugeschlagen. So kam Nürnberg, das ein Menschenalter nach Bambergs Gründung zuerst genannt wird, zu Bamberg und erwuchs bald zu hoher Blüte.

So wurde die neue königliche Residenz zugleich Bischofssitz. Das gleichfalls von Heinrich II begründete Michaelskloster auf dem Engelsberg sollte mithelfen, dieser von dem Könige so bevorzugten Stadt den gewünschten Aufschwung zu geben. Eine reiche Bibliothek wurde angelegt, und mit wahrhaft königlicher Pracht sind viele dieser für Bamberg geschriebenen Bücher ausgestattet worden. Mit der Bibliothek kam die Stiftsschule empor, und bald war der Name der Stadt im ganzen Abendlande berühmt. Ein Poet der Zeit bekennt endlich, nachdem er sich furchtbar abgemüht hat, Bambergs Ruhm zu preisen, daß nicht nur sein Talent, sondern auch dasjenige Homers und Virgils nicht ausgereicht haben würde, um eine Stadt, wie Bamberg, würdig zu feiern, indem er dabei natürlich voraussetzt, daß zu den Zeiten jener Dichter eine solche Stadt überhaupt gar nicht habe entstehen können. Die Deutschen waren doch ein naives Volk in jener Zeit.

Im deutschen Lande geht Heinrichs Bemühen noch vollkommen auf. Die universellen Ideen der Weltherrschaft scheinen auf dem Programme des deutschen Königs durchstrichen. Bezeigte Heinrich auch stets offen eine besondere Anhänglichkeit an Otto III, so sind doch seine Gedanken vollkommen andere. Die Welle hat das deutsche Ufer wieder erreicht und von den sächsischen und bayerischen Pfalzen gehen die Herrscherbefehle wieder hinaus ins Land, nicht aber aus dem von Anfang an baufälligen Palaste auf dem Aventin. Noch ruhte ein Teil des nicht über Bord geworfenen antiken und römischen Plunders tief unten im dunklen Schiffsraum. Die Zeit wird kommen, wo man sich seiner erinnert und ihn zu sichten beginnt. Einstweilen sind ernstere Dinge zu betreiben.

Jenseits der Westgrenze des Reiches hatten die Kronvasallen alle Macht an sich gerissen und das Königtum vollkommen zurückgedrängt. Die Blicke des hohen deutschen, namentlich des lothringischen Adels schweiften begehrungsvoll über diese Grenze hinüber, und es erwachte der Gedanke, einen gleichen Versuch in Deutschland zu machen. Da hatte denn das Königtum vollauf zu thun, diese Begierden niederzuhalten, das niedere Volk zu schützen gegen die Anmaßungen der Großen. Dem Fürstenrate gegenüber wußte sich der König zu beschränken; die Zeit war dahin, wo man in diesen Großen nur mehr

Beamte des Reiches sehen konnte. Heinrich mußte ihre Gewalt in gewissen Richtungen anerkennen und that dieses, indem er das aus der Gewohnheit entnommene Recht der Erblichkeit der Reichslehen stillschweigend zugestand. Indem er dem Adel nach dieser Seite, der Krone gegenüber, eine gewisse Unabhängigkeit und Selbständigkeit zuerkannte, hielt er um so strenger darauf, daß er sich nach der anderen Seite, dem Volke gegenüber, seines Amtes erinnerte. Nicht wenige adelige Burgen ließ er einfach brechen, weil sie zur Unterdrückung des gemeinen Mannes dienten, und für die Wahrung des Landfriedens scheute er nicht die Anwendung der allerstrengsten Maßregeln. Nur in der Kirche fand Heinrich die Hilfe, deren er bedurfte, um den Trotz der Großen zu brechen; mit ihm erreichte Ottos des Großen deutsch-kirchliche Politik den Höhepunkt. „Nie war die Krone von mehr kirchlicher, nie aber auch das Bistum von mehr königlicher Gesinnung, als unter Heinrich II.“

Wenden wir uns nach diesem Ausblicke der Betrachtung der bayerischen Kirchenangelegenheiten wieder zu! Hier hatte gerade das Mönchs- und Klosterwesen durch die Einfälle der Ungarn den Todesstoß erlitten. Es war dann Arnulfs Praxis der Verweltlichung des Klostergutes nur dazu angethan gewesen, die letzten Reste des Klosterlebens vollends zu vernichten. Wohl mit vollem Rechte bemerkt Hirsch, daß die eigentümlichste und merkwürdigste Seite an dem Mönchtum, jener unbedingte Verzicht auf alles Sondereigen, von unserer Zeit, der sie doch gerade bedeutenden Lehrstoff böte, noch wenig ins Auge gefaßt wurde. Die Stände zu mischen, die Schranken des Geburtsrechtes zu durchbrechen, gehörte zu den Aufgaben des Benediktinerordens, und in der Regel des Ordens wird dies mit klaren Worten ausgesprochen. Die völlige Verwerfung des persönlichen Eigentums war das soziale Prinzip dieser religiösen Genossenschaft, und es kann uns nicht wunder nehmen, daß man mystische und religiöse Anschauungen in damaliger Zeit mit der Verwirklichung sozialer Probleme vermischte. Eine Abschwächung dieser sozialen Anschauung tritt uns ebenso im Lehenswesen gegenüber, doch wurde hier der Grundsatz des Verzichtes vollkommen verkehrt und einseitig aufgefaßt, und dies führte schließlich zu jenen furchtbaren Abnormitäten, welche nur in einer vollkommen grund- und bodenlos gewordenen Entwickelung möglich sind. In jener Zeit nun war diese erste Regel des Ordens, daß der Ordensbruder „nichts zu eigen haben sollte, kein Buch, keine Schreibtafel, nicht den Griffel in seiner Hand“, vollkommen durchbrochen und im Laufe der Zeit auch fast völlig vergessen worden. Sollte da eine Neubelebung eintreten, so mußten Reformatoren erscheinen, Heldennaturen, welche den Mut und die Kraft besaßen, der eingerissenen Gewohnheit und dem Verfalle entgegenzutreten und ihn zu hemmen.

In St. Emmeram zu Regensburg hatte der Bischof Michael (944—972) als Abt des Klosters diese erste Regel, die Mönche dürften nichts geben noch nehmen, noch irgend ein Eigentum haben, durch die gegenteilige dauernde Erlaubnis selbst durchbrochen. Der Besitz des Klosters war nicht mehr der, wie er einst gewesen, und so führte der Mangel von selbst zur Auflösung der Regel. Die Mönche mußten zusehen, woher sie ihren Unterhalt nahmen. Wohl wäre noch Einkommen genug vorhanden gewesen, aber das floß an den Hof des Bischofs, und so litten die Mönche wirklich Mangel. Die Werbung des Bischofs im kaiserlichen Palaste, die Nachfolge im Bistum für einen seiner Verwandten zu empfangen, hatte keinen Erfolg. Es kam vielmehr ein Mann nach Regensburg, der ganz andere Anschauungen besaß, als die bisher maßgebenden; er sollte zum eigentlichen Reformator der bayerischen Kirche werden. Dieser Mann war der heilige Wolfgang.

Ein Schwabe von Geburt, war Wolfgang dem Kloster Reichenau zur Ausbildung übergeben worden. Dort aber schloß er einen Freundschaftsbund mit einem Altersgenossen Heinrich, dessen Bruder Poppo Bischof von Würzburg war. Hierher zogen die beiden Freunde von dem Inselkloster und genossen zusammen den Unterricht des italienischen Grammatikers Stephan von Novara, der damals in Würzburg lehrte. Bald zeigte sich die große Begabung des jungen Wolfgang, und als Heinrich dann Erzbischof von Trier wurde (956), zog auch Wolfgang dahin, die Leitung der Domschule zu übernehmen. Erzbischof Heinrich aber starb bald, und Wolfgang mit seinen Ideen von mönchischem Leben sah sich des Schutzes und Haltes beraubt, den er bisher genossen. Ottos I Bruder

Brun bestrebte sich, den jungen Gelehrten an sich zu ziehen. Aber Wolfgang zog es nach anderer Seite. Im Kloster Einsiedeln fand er, was er gesucht, er wurde Mönch. Bischof Udalrich von Augsburg lernte ihn hier kennen und lenkte seinen Sinn auf die eben unter Herzog Heinrich I wieder neu erwachte ungarische Mission. So wurde Wolfgang mit Pilgrim von Passau bekannt, der die Blicke Ottos II auf den Mönch richtete und ihn dem jungen Kaiser als Nachfolger des eben verstorbenen Bischofs Michael von Regensburg empfahl. Die Wahl erfolgte, und Wolfgang erhielt das Bistum.

Seit langer Zeit zum erstenmale wieder wurde damit die bisherige Gewohnheit, nur Bayern zu bayerischen Bischöfen zu machen, durchbrochen. Und schon das allein war gut für die Weiterentwickelung der bayerischen Kirche. Besser aber hätte die Wahl überhaupt nicht ausfallen können. Selbstlosigkeit war Wolfgangs erste Tugend. Mönch blieb er auch als Bischof; nicht den Prachtornat vertauschte er mit seinem gewohnten Mönchskleide, nicht die größeren Einkünfte verlockten ihn zur Aenderung seiner gewohnten Lebensweise. Ein Heiliger der Kirche, ein Heiliger der Menschheit! Nicht Habsucht lenkte seinen Sinn, sondern Liebe zu den Menschen, und gerade zu den Menschen, denen Not und Armut das Leben erschwerten. Er kannte den für alle Zeiten verderblichen Ausspruch nicht, daß jeder zuerst für seinen eigenen Vorteil zu sorgen habe. Der Errichtung des Bistums Prag setzte er keinen Widerspruch entgegen, ob auch diese Gegenden bisher zum Sprengel der Regensburger Kirche gerechnet wurden. „Ach, wenn wir doch nur Mönche hätten — rief er aus — alles andere wäre zur Genüge da!“ Das klingt wohl anders, als die Erlaubnis seines Vorgängers, die Mönche könnten geben und nehmen, da er ihnen nichts zu geben gedachte. Den Grund des Verfalles wohl erkennend, entschloß er sich zu einer großen That. Er trennte die Abtei und das Bistum, und als Abt des Klosters erscheint Ramwold, den der Bischof von Trier berief, seit 975. Mit ihm teilte er die Güter der Regensburger Kirche. Das Kloster bestand für sich, und ob man auch murrte, Wolfgang erklärte: er könne nicht Bischof und Abt zugleich sein, jedes erfordere einen ganzen Mann. Und er hatte recht. Bald blühte unter Ramwolds umsichtiger, milder und doch wieder strenger Leitung das Kloster mächtig empor. Eine Gruftkirche ward gebaut, ein Hospiz und Krankenhaus errichtet, damit nicht mehr der ermüdete oder erkrankte Wandersmann vergebens an der Thüre des Klosters zu pochen brauche; schon zählte die Klosterbibliothek über 300 Bände; die Benediktinerregel lebte kräftig wieder auf, Schüler fanden sich ein, und mit ihnen griff das reformatorische Werk über die Klostermauern hinüber und verbreitete sich in ganz Bayern. Schon hatte der reformatorische Geist weitere Kreise erfaßt. Wir hörten, wie das Frauenstift Niedermünster durch die Herzogin Judith zu neuem Aufschwunge sich erhob; wie sie hier die Reliquienschätze niederlegte, welche sie von ihrer Wallfahrt nach Paläfstina mitgebracht hatte. Wolfgang errichtete nun in Regensburg ein neues Frauenkloster, die Stiftung von St. Paul oder Mittelmünster, welches dem Bischofe untergeben und so den beiden anderen, Ober- und Niedermünster, als Vorbild dienen sollte. Brigida, des Herzogs jüngere Tochter, wurde hier später Aebtissin. Darauf ging es an die Reform der beiden anderen Klöster. Wohl murrten die Schwestern, und einige mußten ausgewiesen werden, doch kam Wolfgang zum Ziele. Ebenso wurde das ganz verweltlichte Kloster Weltenburg von Wolfgang wiederhergestellt.

Der neue Geist griff über den Sprengel von Regensburg hinüber, und Tegernsee folgte dem Beispiele von Regensburg. Da war es Ludolfs Sohn, Herzog Otto von Schwaben und Bayern, welcher von Kaiser Otto II den unmittelbaren kaiserlichen Schutz für das heruntergekommene Kloster zugesagt erhielt. Zollfreiheit zu Wasser und zu Lande im ganzen Reiche, freie Abtswahl aus der Mitte der Brüder: das waren die ersten großen Gunstbezeugungen, welche Kloster Tegernsee erhielt. Und auch hierher kam ein Abt aus dem Kloster St. Maximin zu Trier, mit Namen Hartwich. Als dieser bereits im Jahre 982 starb, ward sein Nachfolger aus St. Emmeram berufen. Gozbert hieß der Mann. Doch hier begegnen wir schon wieder jener berechnenden Methode, dem Kloster, das an dem Nötigsten Mangel litt, Güter zuzuführen. Das Gebet wird zum Kaufpreis, den Gozbert bietet. Neben den mächtigen und gesunden Sprossen, welche die

große Bewegung hervortrieb, zeigte sich dieser giftigste, der später alle anderen überwuchern sollte, schon in jener frühen Zeit. Von Tegernsee zog der reformatorische Geist weiter nach Kloster Feuchtwangen. Selbst in Salzburg entschloß sich Erzbischof Friedrich, das Kloster von St. Peter von dem Bistum loszutrennen. Im Jahre 987 wurde Tito hier Abt. Er kam von St. Emmeram. In Kloster Altaich griff Erzbischof Friedrich ebenfalls ein. Pilgrim von Passau, in dessen Diöcese das Kloster lag, stimmte seinem Vorgehen bei. Erkanbert, ein Schwabe, wurde hier zum Abte erhoben. Vor seiner Ankunft im Kloster war hier ein weltlicher Verwalter thätig, dessen Sohn Godehard innerhalb der Klostermauern aufwuchs, jener Knabe, der nachmals als „Wächter der hohen Alpenzinne des St. Gotthards ein europäisches Andenken bekommen hat." Schon damals erfaßte den Knaben die Sehnsucht, angefeuert durch die Lektüre über das Anachoretenwesen des Orients, sein Leben in der Abgeschiedenheit der Waldwildnis dem Herrn zu weihen. Mit einem Freunde entfloh er den Klostermauern und erst nach zehn Tagen fand man die Knaben wieder. Als Erzbischof Friedrich hierher kam, nahm er den Knaben mit sich, und erst nach dreijähriger Abwesenheit kehrte Godehard nach Altaich zurück. Italien hatte er im Gefolge Friedrichs kennen gelernt. Da erschien Erkanbert im Kloster Niederaltaich. Seine Neuerungen führten zu gewaltigem Widerstande der Brüder. Viele der letzteren verließen das Kloster. Aber Godehard blieb, unterwarf sich mit wenigen dem neuen Abte und gewann dessen ganzes Vertrauen. Von Bischof Wolfgang wurde er zum Priester geweiht, von seinem Abte aber erhielt er die Würde des Priors. Die alten Mönchswohnungen ließ er abtragen und neue Gebäude an ihre Stelle setzen; schon in ihrer Anordnung zeigten sie, daß ein neuer Geist hier Einzug gehalten. Als aber im Jahre 995 Heinrich IV zur Herzogswürde gelangte, da war es um Erkanberts Abtswürde geschehen. Der nachmalige König zeigte sein ganzes Herrscherbewußtsein schon in jenen Tagen. Erkanbert wurde abgesetzt — es war ein Rückschlag gegen seine Strenge — und Godehard sollte an seine Stelle treten. Aber in diesem Manne waltete der neue Geist mit tiefer und ergreifender Klarheit; er verweigerte vor versammeltem Landtag in Regensburg die Annahme der Stelle, da er seinem Abte, der ohne Urteil und Recht abgesetzt worden sei, vor allem Gehorsam schulde. Er bestand auf der Wiedereinsetzung Erkanberts. Die wurde abgelehnt. Da begab sich Godehard in das Kloster St. Emmeram, die Meinung der Brüder zu erfragen, und Abt Ramwold pflichtete Godehards Ansicht bei. Der strenge Mann barg sich hinter den Mauern seines Klosters, welches Herzog Heinrich dem Bischof Megingaud von Eichstädt übertrug. Erst im folgenden Jahre bequemte sich Godehard nach langen Unterhandlungen zur Annahme der Abtswürde bereit; er wurde von Bischof Christian von Passau, Pilgrims Nachfolger, geweiht.

So wuchs Wolfgangs Werk weit über die Grenzen seines Bistums hinaus, und es war nur zu natürlich, daß man aus seiner nächsten Umgebung einen Nachfolger für ihn zu erheben gedachte. Die Blicke der meisten fielen auf Tagino. Wir hörten bereits von ihm. Er wurde auch zum Bischof von Regensburg erwählt, und Herzog Heinrich II stimmte der Wahl zu. Nicht so der König. Otto III wies die Wahl zurück und setzte an Wolfgangs Stelle seinen Kapellan Gebehard. Er soll ein frommer Mann gewesen sein, aber aus Ottos Umgebung brachte er an die Stelle der früheren Schlichtheit und Einfachheit den überschraubten Begriff von äußerer Würde mit sich, die sich in seiner Hoffart und Prunkliebe zeigte. Gebehard und Abt Ramwold von St. Emmeram waren zwei Naturen, die nicht zu einander paßten, und bald kam es zwischen ihnen zum Konflikt. An dem Könige suchte der Bischof seinen Rückhalt. Der Abt soll seinen Zorn nun auch gegen den König ausgelassen haben, so wurde diesem hinterbracht. Als Otto III dann im Jahre 990 nach Regensburg kam, besuchte er auf Heriberts Rat die Abtei. Und da zeigte sich denn Ramwold in ganz anderem Lichte, als man ihn Otto geschildert hatte. In innigem Gespräche blieben Abt und König lange beisammen. „Es ist der erste jener großen monastischen Charaktere, mit denen Otto in Berührung gekommen ist und die den religiös-asketischen Trieb seiner Seele wachgerufen haben: von diesem Augenblick an läßt er sich bei ihm wahrnehmen. Die Ideale, die zu einem bedeutenden Teile durch die Regierung Ottos III und Heinrichs II zu ihrer weltgeschichtlichen Entfaltung

gelangt sind — sie stammen für beide von derselben Stätte, und die Frage von Bistum und Mönchtum bildet den vornehmsten Inhalt ihrer ersten Epoche.“ Gebehard wurde von dem Könige aufgefordert, von seinen Ränken gegen Abt und Mönche abzulassen; Bistum und Kloster sollten behalten, was jedem gehörte. Abt Ramwold starb im Juni des Jahres 1001 in hohem Alter. Herzog Heinrich IV erschien mit Gebehard selbst an der Bahre des Toten, um zu bekunden, daß der Groll gegen den Verstorbenen aus der Seele des Bischofs geschwunden. In dasselbe Jahr fiel auch der Tod des Abtes Gozbert von Tegernsee. Zwar hatten die Mönche die Erlaubnis, ihren Abt frei wählen zu dürfen. Doch warteten sie mit der Wahl, bis Heinrich aus Italien heimgekehrt sei. Der aber setzte den hl. Godehard zum Abte von Tegernsee ein, der nunmehr zwei Klöstern vorstand. In diesem seltenen Manne hatte der Trieb zur Askese die Liebe zur Wissenschaft nicht zu unterdrücken vermocht. Horaz und Ciceros Briefe begleiteten ihn auch nach Tegernsee, wo es so vieles zu ordnen und zu wirtschaften gab. Allein nicht lange waltete er in diesem neuen Amte. Die mancherlei Anfeindungen, welchen er sich durch seine Strenge ausgesetzt sah, mochten ihm die Stelle verleiden. Namentlich wurde diese mißlich dadurch, daß Godehard also in zwei Diöcesen zu wirken hatte, in der Passauer wie in der Freisinger, und Bischof Gottschalk von Freising war dem neuen Abte nicht gewogen. Doch weit wäre es gefehlt, wollte man annehmen, Heinrich hätte sich dadurch bestimmen lassen, den Brüdern nachzugeben. Er berief abermals einen Fremden und diesmal wieder einen Schwaben, mit Namen Eberhard, als Abt nach Tegernsee.



Königsfigur aus einem Psalterium des X. Jahrhunderts. (Originalgröße. Bibliothek zu Stuttgart.)

Betrachten wir diese einzelnen Dinge im Gesamtbilde, erinnern wir uns der Namen eines Pilgrim von Passau, eines Friedrich von Salzburg, dann andererseits Ottos III, Adalberts von Prag und jener italienischen Heiligen neben den Männern, von denen hier zuletzt die Rede war, so sehen wir, daß eine doppelte geistliche Richtung unter ihnen vertreten war, und daß diese doppelte Richtung in Bayern eng und fast ohne Uebergang an die älteren Zeiten anschloß. Mit Pilgrim und Megingaud erreicht die Sorge um das äußere Wohlergehen die letzte Grenze des noch Zulässigen. Es erscheint in den Männern die letzte Reaktion gleichsam gegen die Politik Herzog Arnulfs. Ihnen gegenüber und teilweise gar von ihnen unterstützt stehen jene wirklichen Heiligen der bayerischen Kirche, welche dieses äußere Gedeihen zwar auch niemals aus den Augen verlieren, es aber mehr in der inneren Umgestaltung und Umwandlung des Klerus selbst, in seiner Genügsamkeit und Selbstlosigkeit fest und fester zu begründen suchen. Sie leuchten den reinen Politikern mit glänzendem Beispiele voran und stellen über das persönliche Gedeihen und die Mehrung der äußeren Macht das Gedeihen der Kirche und die Erfüllung ihrer inneren Aufgaben. Die andere Richtung ist eine nicht mehr von rein deutschem Geiste beherrschte. In Otto III und Adalbert erreicht sie ihr letztes Extrem, indem sie, anstatt sich, wie jene, in die Welt selbst zu stellen und die praktischen gegebenen Aufgaben im Auge zu behalten, sich eine Aufgabe konstruiert und damit ihren festen Boden unter den Füßen verliert. Die erste Richtung der auf der inneren Umwandlung des Klerus beruhenden Kirchenpolitik kommt unter Heinrich II zur Herrschaft, während die extreme

Richtung Ottos III in den Hintergrund gedrängt wird. Ein nüchternes zielbewußtes Walten zeigt sich in den Reformbestrebungen Heinrichs II, und nur zu natürlich ist es, daß er als König dieser Reformbewegung nicht in den Grenzen seines bayerischen Herzogtums zugleich ihre Grenze vorzuzeichnen sucht. Die wirtschaftliche Entwicklung der deutschen Kirche und die von Otto III bezweckte asketisch-mystische innere Umwandlung kamen in der bayerischen Kirche unter Heinrich II zu einer gesunden Ausgleichung, und so kann man mit Recht behaupten, daß auch für das übrige Deutschland Heinrichs Kirchenpolitik tief in den von der bayerischen Kirche erhaltenen Anregungen ruhte.

Schon Otto III hatte sich bewogen gefühlt, einzelnen Bistümern Grafschaftsrechte zu verleihen. In Italien war diese Stellung der Bischöfe aus der natürlichen Grundlage der Stadtherrenrechte entsprungen, und Otto verpflanzte diese Einrichtung auch über die Alpen nach Deutschland. Heinrich II folgte seinem Beispiele und stattete die Bistümer Paderborn, Worms, Cambrai, Utrecht und Magdeburg mit Grafschaftsrechten aus; er ging weiter, indem er solche Rechte auch den Klöstern St. Gilgen, Fulda und Gandersheim verlieh. Die Anfänge der fürstlichen Gewalt in den Bistümern sind in der Freigebigkeit dieser beiden Kaiser zu erkennen, und es wundert uns nicht, wenn wir gleichzeitig von geistlicher Seite den ersten Versuch gemacht sehen, dieser erlangten Stellung einen rechtlichen Ausdruck zu geben.

Unter den Männern, welche diesem Punkte ihr Augenmerk zuwandten, trat vor allen Bischof Burkhard von Worms hervor. Er begab sich an die Aufzeichnung des Wormser Kirchenrechtes, und dieses umfangreiche Werk sollte einen großen Einfluß auf die kirchliche Entwicklung im ganzen Abendlande gewinnen. In tiefem Verfalle hatte Burkhard das Bistum im Jahre 1000 (—1025) übernommen. Die Stadt lag verwüstet seit der Zerstörung durch die Ungarn, die Mauern waren nur mehr Trümmer. Wollte der Bischof hier einen festen Grund gewinnen, so mußte er vor allem den Fehden des räuberischen Adels ein Ziel setzen. In Worms lag eine Burg, von den Nachkommen des Schwiegersohnes Ottos des Großen, jenes Konrad von Worms bewohnt, welche dem räuberischen Gesindel der Umgegend eine sichere Zufluchtsstätte bot. Durch die Vermittlung Heinrichs II kam es endlich zum Abtausche dieser Burg, welche dem Emporkommen der bischöflichen Macht so hindernd im Wege stand. Otto, der Besitzer derselben, dessen Enkel Konrad später die Königskrone gewann, wurde mit Bruchsal abgefunden, und Burkhard erhielt die Burg von Worms, welche er niederreißen ließ. An ihrer Stelle erhob sich ein Kloster zu Ehren des hl. Paulus. So in seinem äußeren Besitze gesichert und unter dem Schutze des Königs selbst stehend, wandte sich der Bischof an die Ausarbeitung des Wormser Hofrechtes. „Mißtrauen und Eifersucht gegen die Laiengewalten bilden die Grundstimmung des Verfassers, er nennt geradezu die „geschwätzigen Vögte" das Hauptübel seiner Verwaltung." An die Bestrebungen der früheren Zeit knüpfte er wieder an, jener Zeit, da die Geistlichkeit auf den Trümmern der karolingischen Verwaltung ihre Macht zu begründen suchte. Die pseudo-isidorischen Dekretalen und, was dem mehr ist, tauchten in dieser Arbeit wieder als Quelle auf, und es deutete dieser Anfang vielsagend in die Zukunft. Diesem Streben des Klerus nach einer inneren Verfassung, nach kirchlicher Zucht und Disziplin stand nun die deutsche Laienwelt mit der mündlichen Ausbildung des alten Rechtes gegenüber. „Die juristische Spitzfindigkeit der Kirchenvögte bildete ein schweres Hemmnis für die freie Entfaltung des kirchlichen Strafrechtes, wie sie von Burkhard erstrebt wurde," und in diesen beiderseitigen Bestrebungen erkennen wir die Signatur der Zeit. Ließen sich auch die Bischöfe die Zurückdrängung der Vogteigewalten vor allem angelegen sein, indem sie ihr kirchliches Strafrecht langsam und mühsam in das alte deutsche Recht einzuschieben suchten, so trat doch eine neue Laiengewalt sofort wieder an die Stelle der zurückgedrängten Vögte. Die bischöflichen Dienst- und Zinsleute wurden durch die Befreiung von der Gewalt der Vögte nur kühner und selbstbewußter und suchten einen Teil jener weltlichen Rechte für sich selbst in Sicherheit zu bringen. Dadurch aber mußte Heinrich erst recht in seiner Absicht bestärkt werden, das königliche Recht über die Kirche in fester Hand zu halten. Die unbeschränkteste Herrschaft über die Kirche nahm er für sich in Anspruch. Er mußte darauf dringen, daß die Ernennung der Bischöfe



Kaiser Heinrich II.
Aus einem Missale der Münchner Bibliothek.

sein Recht blieb und um Privilegien und Freiheiten der einzelnen Stifter bekümmerte er sich darum nicht viel. Nur der Mann erhielt den Krummstab, der den Absichten und Interessen des Königs taugte, denn weder ihm noch dem Reiche war damit gedient, wenn das Erstarken der Bischöfe durch ihre von der Vogteigewalt befreiten Hausgenossenschaften sich als hemmendes Glied zwischen Reichsgewalt und Kirche einschob. Wohl hätte das Königtum den Untergang gefunden, wäre es auf die Dauer nur auf die mit ihm sowohl als unter einander in prinzipiellem Gegensatze stehenden Machtsphären des Klerus und Laienadels angewiesen gewesen. Aber wir erinnern uns, daß unter den Kämpfen der Großen eine neue jugendliche Macht heranwächst, welche weder von der Kirche noch vom Adel eine dauernde Freundschaft zu erwarten hat: die Macht des Bürgertums. Hier mußte die Krone dereinst ihren Rückhalt finden, gleichzeitig dem zu herrlicher Blüte aufstrebenden Bürgertume die letzte Stütze gewährend.

In Bayern erkannten wir, wie Heinrich II der Kirche gegenüber verfuhr, wie er seine Gewalt gerade den Klöstern gegenüber zur Geltung brachte. Die Reformation bedeutete ihm zugleich Unterwerfung unter die königliche Herrschaft, und die Zeitberichte strömen über von Klagen wegen der Eingriffe, welche sich der König in die Klostergewalt und das Klostergut erlaubte. Mit Reichsgut waren die Klöster in der Zeit der Ottonen wahrhaft überschüttet worden, und auch jetzt wandte sich die Freigebigkeit der Gläubigen immer noch lieber den Klöstern, als den Bistümern zu. Sollten die Erträge dieser großen Liegenschaften eine dem Reiche und der Gesamtheit dienende Verwendung erhalten — denn in dieser Absicht waren einst die Gaben der Könige an die Klöster verabfolgt worden — so mußte mit starker Hand eingegriffen werden. Das Werk der Reformation bedeutete also zugleich die Wiederbelebung dieser Absicht. Die alten Abteien Hersfeld, Reichenau, Fulda und Corvey erfuhren die Strenge des Königs. Er berief die neuen Aebte nach dem Abgange der alten und setzte die alten auch geradezu ab. Godehard wurde in Hersfeld zum Abte ernannt. Dem weltlichen, sorgenlosen Treiben der Mönche wurde dadurch ein Ende gemacht, daß ihnen von Anfang an erklärt wurde, sie hätten sich entweder zu fügen oder die Klostermauern zu verlassen. Und eine nicht geringe Zahl war es, welche protestierend von dannen zog. „Gerade das erleichterte die eigentliche Aufgabe der reformatorischen Aebte: die mönchischen Pfründen wurden verkürzt oder ganz eingezogen und dem Abte zur Verfügung gestellt, der daraus neue Lehen zur Vermehrung der Vasallen, neue Höfe zur Erhöhung der Reichsservitien gewann. Heinrich II hat durch dieses Verfahren die Reichsabteien in jene unbedingte Abhängigkeit von der Krone gebracht, welche sie dem eigentlichen Reichsgute vollständig gleichstellte; die deutschen Reichsäbte galten vierzig Jahre nach Heinrichs Tode nicht mehr, als die Schultheißen auf den königlichen Pfalzen.“ Und bis zu seinem Ende blieb Heinrich dieser Politik getreu: St. Maximin in Trier mußte in seinem letzten Lebensjahre auf einmal 6656 Hufen, d. h. fast 200 000 Morgen Landes hergeben, mit dem der Kaiser den Herzog Heinrich von Bayern, den Pfalzgrafen Ehrenfried und einen Grafen Otto unter der Bedingung belehnte, daß sie fortan die bisher von der Abtei geleisteten Kriegsdienste übernähmen.

Unter den sonderbaren geistlichen Charakteren, von denen wir in Bischof Megingaud von Eichstädt den hervorragendsten kennen lernten, ist noch Bischof Meinwerk von Paderborn zu nennen. Es ist anmutig zu lesen, wie dieser derbe, aber doch gutmütige und wohlwollende Sachse sich fortwährend bemüht, den König zu Nutz und Frommen seines

Stiftes auszuplündern. Der urwüchsige Humor der Zeit tritt uns in den Erzählungen über diesen Mann entgegen, der einst, als ihm Heinrich selbst im Meßtexte für die Verstorbenen bei den Worten pro famulis et famulabus (für die Diener und Dienerinnen) die erste Silbe (fa) ausradieren ließ, seine Totenmesse ruhig „für die Maulesel und Mauleselinnen“ absang. Der in seiner nicht allzugroßen Gelehrsamkeit durch das Lachen der Anwesenden gekränkte Mann nahm aber diesen Scherz doch sehr übel und ließ den Kapellan des Königs dafür tüchtig durchprügeln. Jeder derartige Scherz des Königs brachte dem Bistum eine neue Rente. Doch Meinwerk verstand zu wirtschaften und hielt seine Leute, für die er redlich sorgte, in Ordnung. Als er einmal einen Garten von Nesseln, die Maierin aber in schönen Kleidern fand, ließ er diese von seinen Leuten ergreifen und so lange darüber hin- und herziehen, bis alles Unkraut niedergelegt war. Im nächsten Jahre fand er hier die schönsten Gemüse. Noch viele andere Dinge werden von diesem sonderbaren Heiligen erzählt, der aber an Dienstwilligkeit und Treue gegen den König, wie dieser selbst bezeugt, von keinem andern übertroffen wurde.

Das Reformationswerk des Königs scheint nun mit den Bestrebungen der Cluniacenser aus derselben Quelle zu fließen. Dem war aber nicht so. Wohl war die bayerische Kirche in ihrem Aufschwunge zurückgeblieben. Jetzt aber kam es, wie wir sahen, doch dazu, und wie einst unter Heinrich I von der sächsischen, so ging jetzt unter Heinrich II von der bayerischen Kirche eine frische und gesunde Bewegung aus, welche im ganzen Lande ihre Anhänger fand. Daß die beiden Bewegungen in Lothringen zusammenrannen und dann auch Heinrichs Politik weiter bestimmten, kann uns den Ausgangspunkt der deutschen Bewegung nicht verdunkeln.

So viele ergebene Freunde der König unter der hohen Geistlichkeit besaß, so viele Widersacher. Er durfte das, was er that, sich nur erlauben, weil er der erste war, welcher sich den kirchlichen Geboten fügte, und wohl gab es nie einen Menschen, der diese Gebote besser kannte, als er. So gewann er seine Anhänger, und die besten Leute standen auf seiner Seite; so gewann er auch den Sieg über seine Widersacher. Denn mochten auch die Bischöfe die Abhängigkeit fühlen, in welche sie vom Königtum gerieten, wir sahen bei der Erwähnung Burkhards von Worms, daß nur mehr die Frage sein konnte, ob sie sich lieber dem Könige oder dem gewaltthätigen Laienadel fügen wollten. Andrerseits aber war ihre Anschauung vom Königtum und seiner großartigen Gewalt dieselbe geblieben, wie sie seit Otto dem Großen geworden. Wir hörten, was Bischof Arnulf von Halberstadt darüber sagte, und gleiche Anschauungen verkündete auch Bischof Thietmar von Merseburg. Der erste entschlossene Widerstand, den Heinrich in der Kirche fand, mußte ihm deshalb den Gedanken nahe legen, ob er nicht wie einst Otto I durch Wiederherstellung der Beziehungen zum Papsttum wie der kaiserlichen Gewalt seine Stellung für die deutsche Kirche vollends unantastbar machen sollte. Und eher, als es der König wohl selbst dachte, und von einer Seite, von wo er es wohl am wenigsten erwartet haben mochte, erwuchs ihm dieser Widerstand — von den Lützelburgern, den Brüdern seiner eigenen Gemahlin.

Vor seinem Zuge nach Italien hatte König Heinrich seinem gleichnamigen Schwager das Herzogtum Bayern übertragen (1004), doch lag dem Könige der Gedanke fern, damit eine Haus- oder Familienpolitik begründen zu wollen. Was er nicht dachte, dachten indes andere für ihn. Noch waren die Unruhen in Flandern nicht bewältigt, als in Regensburg, wo Heinrich das Osterfest (1007) feierte, Gesandte der Liutizen und des Böhmenherzogs Jaromir erschienen und verkündeten, der Pole Boleslav sinne auf seinen Abfall. Im Auftrage Heinrichs zog nun Markgraf Hermann von Meißen zu Boleslav mit der Kriegserklärung. Die zweite Reihe der polnischen Kämpfe begann damit, und erst im Jahre 1018 kam es mit dem Frieden von Bautzen zu deren Abschluß, welcher die Errungenschaften des Posener Friedens dem Polen wieder preisgab. Doch nicht selbst zog Heinrich gegen Osten. Die Leitung des polnischen Krieges übertrug er dem Erzbischofe Tagino von Magdeburg, während er selbst gegen Balduin von Flandern zog. Während dem Könige hier die Unterwerfung des Grafen glückte, war der Erfolg im Osten um so geringer. Mißmutig hatten die Sachsen sich zur Heeresfolge gegen den Polen gesammelt

und überschritten die Elbe. Aber Boleslav entriß ihnen bald alle Vorteile und schweifte bis in die Nähe von Magdeburg. Die Stadt Zerbst fiel ihm in die Hände. Dann zog sich der Sieger vor den langsam verfolgenden Sachsen zurück. Bei Jüterbogk trennte sich das sächsische Heer, weil es zu schwach war, die Verfolgung weiter fortzusetzen, während Boleslav abermals in die Lausitz einfiel und Bautzen belagerte. Es nützte nicht, daß Markgraf Hermann selbst nach Magdeburg um Hilfe eilte. Keiner rührte sich, und Bautzen ward dem Polen übergeben. Die Oberlausitz fiel damit in seine Gewalt.



Herzog Heinrich V von Bayern bestimmt Kaiser Heinrich II von der Belagerung der Pfalz und Moselbrücke abzustehen.

Heinrich hätte nun im Jahre 1008 die Leitung des Krieges gegen Polen selbst übernehmen können. Da aber starb Erzbischof Ludolf von Trier (um Ostern 1008). Schon im Jahre 1005 hatte es den Unmut des Königs erregt, als Dietrich, der Bruder der Königin Kunigunde, sich gegen alle Regel des bischöflichen Stuhles von Metz bemächtigt hatte. Jetzt folgte seinem Beispiele ein dritter Bruder der Königin, Adalbero von Lützelburg. Er brachte eine Wahl zu stande, der zufolge er zum Erzbischofe von Trier ernannt wurde. Der König aber vergab das Erzbistum an Megingaud, einen Mainzer Kleriker. So waren zwei Erzbischöfe von Trier da, und diesmal trat nicht der vom König zurückgesetzte auch sofort zurück, sondern er suchte sich mit den Waffen zu behaupten. Selbst die Fürsprache der Königin und ihrer Verwandten vermochte den König nicht in seinem Entschlusse wankend zu machen. Adalbero zwang die bischöflichen Dienstmannen zum Huldigungseid, befestigte die Pfalz und besetzte die Moselbrücke. Heinrich rückte zur Belagerung heran. Auch Herzog Heinrich von Bayern weilte bei ihm. Die Besatzung der Burg geriet in die peinlichste Notlage. Tod oder Ergebung stand nur noch in ihrer Wahl. Aber Herzog Heinrich täuschte den König über diese Notlage hinweg, und so erhielt die Besatzung freien Abzug. Das Familieninteresse hatte bei dem Bayernherzoge über die Lehenstreue gesiegt. Megingaud war in der Trierer Domkirche geweiht worden, da die Stadt in der Gewalt des Königs war, und er erhielt auch das Pallium von Rom; doch mußte er seinen Sitz in Koblenz aufschlagen, da Trier in den Aufstand zurückfiel, sobald die Königlichen abgezogen waren. Der Streit nahm aber jetzt größere Dimensionen an. Des Königs Freigebigkeit bei der Errichtung des Bistums Bamberg hatte die Lützelburger mit ihren Hoffnungen auf eine große dereinstige Erbschaft gewaltig getäuscht, und schon zu Ende des Jahres 1008 können wir von einer Koalition aller vier lützelburgischen Brüder gegen ihren Schwager, den König, reden. Ob der Aufstand auch Bayern ergreifen werde, war die nächste Frage.

Heinrich II eilte dieser Gefahr zuvorzukommen. Im Frühjahr 1009 eilte er aus

Sachsen über Frankfurt und Augsburg nach Bayern. Heinrich V von Lützelburg hatte die bayerischen Großen schwören lassen, seine Abwesenheit drei Jahre hindurch nicht als Grund einer neuen Herzogswahl gelten lassen zu wollen. Doch tiefer als die Lützelburger, welche erst durch die Gunst Heinrichs II ins Land geführt worden waren, wurzelte in Bayern das Geschlecht des Königs und die Anhänglichkeit an ihn. Auf einem Landtage in Regensburg wurde der Lützelburger Heinrich der Herzogswürde entkleidet, und Bayern fiel in die Hand des Königs zurück, der es bis auf weiteres behielt.

Wieder stand also Heinrich vor einem doppelten Kampfe. Und da ist es denn merkwürdig, daß noch einmal eine Stimme aus Ottos III Tagen sich gegen des Königs Walten erhebt, welche die Anschauungen jener Zeit deutlicher und klarer zum Ausdrucke bringt, als dies anderswo geschehen ist. Es ist die Stimme des Heidenapostels Brun von Querfurt. Mit Otto III war einst der junge Sachse über die Alpen gezogen. In Italien lenkte derselbe ganz in die Bahnen ein, welche Adalbert und Otto einschlugen. Als dann Adalbert den Märtyrertod bei den heidnischen Preußen erlitten, war es sein Vorbild, welches das Gemüt Bruns ganz und tief erfüllte. Ihm wollte er nachstreben, und das Leben des böhmischen Heiligen bewog den Jünger so sehr, daß er es aufzeichnete, eine Lebensbeschreibung, welche wie wenige den Ton und Geist der Zeit erfaßt und wiedergiebt. Für Brun gab es keine nationale Frage, nur eine christliche. Eine brüderliche Gemeinde ist ihm die ganze Christenheit, und ein Krieg innerhalb der christlichen Völker selbst ist ihm ein Greuel. Otto II muß die ganze Schärfe dieses Urteils über sich ergehen lassen. Selbst der Krieg dieses Kaisers gegen die Sarazenen imponiert Brun nicht: um Gewinn an Land, nicht zum Vorteile der Christenheit habe man das Leben so vieler Tapferen geopfert! Den strengen Prediger bewegen die großartigen, die Summe der christlichen Geschichte fassenden Anschauungen. Nach Ottos III Tode kam Brun nach Deutschland zurück. Er war in Rom zum Erzbischofe der von ihm zu bekehrenden Gebiete geweiht worden. Heinrich II stand nicht an, ihn als solchen anzuerkennen, allein Brun sollte unter dem Metropolitanrechte von Magdeburg bleiben. „Heinrich zeigte auf das Deutlichste, daß er die Politik seines Vorgängers verlassen habe, daß er kein zweites Gnesen in dieser östlichen Welt aufkommen zu lassen gemeint sei.“ Ende des Jahres 1007 ging Brun von Ungarn aus durch Rußland zu den Petschenegen, und nachdem er diese, wie er meinte, bekehrt hatte, zu Boleslav von Polen, der ihm den Weg zu den Preußen eröffnen sollte. Dieser Plan des Heidenapostels aber wurde nun durch den Krieg zwischen den Polen und König Heinrich gehindert, und da entschloß sich Brun, den König selbst durch einen Brief zum Frieden mit Boleslav zu bewegen. Das Schreiben stammt vom Ende des Jahres 1008, und in ihm sagt Brun dem Könige ins Gesicht, was er einst in der zweiten Redaktion seiner Lebensbeschreibung des hl. Adalberts als für die Oeffentlichkeit und Nachwelt zu herb gestrichen hatte. „Ein geringerer Geist, der Leben und Litteratur zu vermitteln gehabt, würde die umgekehrte Verteilung gemacht haben.“ Boleslav steht für Brun als christlicher König da, mit dem es sich für jeden Christen zieme Frieden zu halten. Doch nicht nur das thue Heinrich nicht. Er überziehe den christlichen Polen selbst mit den heidnischen Liutizen: Zuarasi und St. Mauritius seien zugleich des Königs Bannerträger. Das war ein unerhörter Frevel. Der Gewaltsamkeit und dem grausamen Sinne des Königs gibt Brun die Schuld, daß Heinrich nunmehr auf drei Schauplätzen, dem slavischen, lothringischen und bayerischen zugleich Krieg führen müsse. Wir sehen, wie der Theoretiker hier vollständig von den gegebenen Thatsachen absieht. Daß seine Theorie im Grunde unanfechtbar und richtig ist, beweist nicht, daß König Heinrich falsch gehandelt hat. Jene Theorie der Weltversöhnung und des ewigen Friedens in die Wirklichkeit zu überführen, sollte die Lebensaufgabe des Christentums sein, und wer sich nur einigermaßen eine Vorstellung von der Größe dieser Aufgabe macht, muß erkennen, daß die Betonung dieses Strebens gerecht und fortwährend geboten erscheint, soll man nicht an dem Geiste der Völker verzweifeln und sein Abirren von dieser ewigen Wahrheit für immer zu beklagen haben. Ebenso wird man aber auch erkennen, daß eine solche Aufgabe sich nicht im Handumdrehen lösen läßt. Das, was Heinrich damals wollte, haben die Völker des Abendlandes erst heute im Prinzipe erreicht: die gegenseitige

Anerkennung der Nationalität; das aber, was Brun wollte, bleibt immer noch der Zukunft vorbehalten und wird seine Lösung einst in ganz anderer Weise finden, als der Schwärmer von damals geträumt. Brun begab sich dann zu den Preußen und fand dort wie einst sein Vorgänger und Vorbild den Märtyrertod. Sein Brief hatte die gewünschte Wirkung nicht, konnte sie nicht haben.

Aus Bayern eilte der König nach Sachsen. Viele der sächsischen Großen standen mit dem Polen in geheimer Verbindung. Unter diesen nahm Gunzelin, der Markgraf von Meißen, eine erste Stelle ein. Seine Verurteilung und Absetzung sollte die anderen Zweideutigen von gleichem Verrate abschrecken. Gunzelin wurde gefangen genommen und Markgraf Hermann, der Sohn Eckards, erhielt die Mark Meißen; die ganze Macht seines Vaters vereinte er also wieder in seiner Hand. Der König selbst führte nunmehr seine Scharen gegen Metz, das von dem lützelburgischen Bischofe stark verschanzt war. Eine Belagerung hatte keinen Erfolg. Die Stadt hielt sich, und ein Waffenstillstand setzte den Kämpfen einstweilen ein Ende. Der König zog darauf wieder nach Sachsen zurück.

Der Feldzug des Jahres 1010 gegen Boleslav sollte von Heinrich selbst geleitet werden. Der Böhmenherzog Jaromir stieß mit Hilfsscharen an der Elbe zu ihm. Aber der König erkrankte, und ebenso Erzbischof Tagino. So artete auch dieser Feldzug wieder in einen Verwüstungs- und Beutezug aus. Boleslav hielt mit einem Angriffe seinerseits zurück. — Im folgenden Jahre berief der König einen Hoftag nach Mainz, um die Angelegenheit mit seinen Schwägern zu ordnen. Bischof und Herzog erschienen und vernahmen den Spruch, der gegen sie lautete. Ihm scheinbar sich fügend verließen sie den König, lauerten aber bei Odernheim hinterlistig den heimkehrenden Anhängern des Königs auf und überfielen den Bischof Heimo von Verdun und den Herzog Theoderich von Oberlothringen. Letzterer geriet schwerverwundet in die Hände der Lützelburger, während der Bischof entkam. Diese gemeine That zeigt die tiefste Mißachtung der königlichen Autorität. Sollen wir es Schwäche gegen die feindlichen Bestrebungen anderer nennen, daß der König nichts that, die ihm angethane Schmach zu rächen?

Auch im Jahre 1012 zeigte der König eine ungeheure Geschäftigkeit, aber eine eigentliche That, von einem vollen Erfolge gekrönt, ist nicht zu vermelden. Zwischen den slavischen und westfränkischen Grenzen zieht der König hin und her. In Böhmen kam es zur Revolution. Herzog Jaromir mußte vor seinem Bruder Udalrich zu dem Polen entfliehen. Die ganzen Verhältnisse in Sachsen waren zerrüttet. Erzbischof Tagino war gestorben; sein Nachfolger Walthard, den der König mit der Führung des Krieges gegen Boleslav betraut hatte, starb auch bald darauf, und während das vom Könige abermals belagerte Metz sich ergab, eroberte Boleslav die von Heinrich neu angelegte Feste Lebusa. Das Lausitzer und Milzener Land waren wieder vollkommen in den Händen des Polen. Als der König im Herbste nach Sachsen zurückkehrte, kam auch Jaromir, der nun aus Polen geflohen war, hierher. Doch warf der König ihm vor, daß er eine bayerische Kriegsschar vernichtet habe, welche ihren Weg durch Böhmen zu Herzog Boleslav genommen hatte. Heinrich ließ ihn gefangen nehmen und nach Utrecht bringen. Jaromirs Bruder Udalrich wurde darauf nach Merseburg berufen und vom Könige als Herzog von Böhmen und Vasall des Reiches anerkannt. Mit den Liutizen wurde dann das gelockerte Bündnis erneuert und in Sachsen die Ordnung der Dinge wieder hergestellt. Darauf eilte der König nach Koblenz, wohin er eine Synode berufen hatte. Die Angelegenheit seiner Schwäger sollte hier abermals beraten werden. Aber zu einer Verständigung kam es nicht. Auch auf der dann im November abgehaltenen Versammlung zu Mainz kam es zu keinem eigentlichen umfassenden Frieden. Doch Heinrichs Macht war wenigstens so weit erstarkt, daß sich die Aufständigen nicht mehr ans Tageslicht wagten. Und sofort wirkte die Befreiung Heinrichs von diesen Feinden auch auf Polen. Boleslav, nun auch von anderer Seite bedroht, sandte im Anfang des Jahres 1013 an Heinrich Gesandte um Frieden. Zu Magdeburg erschien Mesco, Boleslavs Sohn, und leistete dem Könige den Lehenseid. Auf Pfingsten ward die Ankunft Boleslavs in Merseburg zugesagt. Er erschien und leistete den Treueid; bei dem Kirchgange trug er dem Könige wieder das Schwert vor. Allein Heinrich mußte diesen ceremoniellen Sieg teuer bezahlen. Der Pole

wurde mit den beiden Lausitzen belehnt, behielt also, was er sich erkämpft hatte. Andere Pläne waren es, welche Heinrich beschäftigten und ihm kein Opfer zu groß erscheinen ließen, sich hier Ruhe und dem Sachsenlande eine Erholung zu verschaffen, deren es so dringend bedurfte.

In den letzten Jahren hatte sich dem Könige vielfach die Gelegenheit geboten, treue Anhänger in hervorragende Stellungen zu bringen. Herzog Bernhard I von Sachsen und Erzbischof Willigis von Mainz waren 1011 gestorben. Dem ersten folgte im Herzogtum Bernhards gleichnamiger Sohn; auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhob der König den Abt Erkanbald von Fulda. In demselben Jahre starb Herzog Konrad von Kärnten. Heinrich übersprang den gleichnamigen Sohn desselben und berief Adalbero aus dem Hause der Eppensteiner Grafen, einen seiner treuesten und sichersten Anhänger, zum Herzoge. Im Jahre 1012 starb dann Herzog Hermann III von Schwaben kinderlos. Seine älteste Schwester Gisela, ein schönes und stolzes Weib, war mit dem Babenberger Grafen Ernst vermählt, und Heinrich stand nicht an, seinen alten Gegner mit dem Herzogtume zu belehnen. In Niederlothringen starb Herzog Otto. Mit ihm erlosch der Mannesstamm der Karolinger. Graf Gottfried aus dem weitverzweigten Geschlechte der Ardennergrafen erhielt das Herzogtum. Nach Walthards Tode wurde Heinrichs Kapellan Gero Erzbischof von Magdeburg, und Unwan, gleichfalls der königlichen Kanzlei entnommen, wurde Erzbischof von Hamburg-Bremen (1013). So befestigte Heinrich seine thatsächliche Macht. Allein damit war es nicht genug. Die Frevelthaten seiner Gegner hatten gezeigt, daß die moralische Macht des Königtums längst nicht mehr jene Anerkennung fand, wie das in früheren Tagen der Fall war. Gerade der Kampf mit den Lützelburgern, dann innere blutige Fehden der sächsischen Großen unter einander hatten den König gemahnt, seiner Autorität eine neue Stütze zu geben. Der Gedanke an die Kaiserkrone, schon lange von Heinrich erwogen, trat diesmal bestimmend in den Vordergrund, und der König schickte sich zu einem zweiten Zuge nach Italien an.

Jenseits der Alpen war seit dem ersten Zuge Heinrichs (1004) der vielgespaltene Parteien- und Interessenkampf nur einen Augenblick zum Stillstande gekommen. Das wechselnde Verhältnis zwischen geistlichem und weltlichem Fürstentum gab hier dem politischen Leben Bewegung und Inhalt. Die königliche oder kaiserliche Autorität war erloschen, oder wo sie noch lebte, bediente man sich ihrer als Parteiwaffe. Längst hatte sich die Erblichkeit der Würden und Aemter eingebürgert, und der Gesichtspunkt des möglichst selbständigen Territoriums stand als herrschend im Vordergrund. Ueberall aber stand dieser Tendenz des weltlichen Fürstentums, sich auszubreiten und abzurunden, die Kirche mit ihrer Macht und ihren Besitzungen im Wege. Da galt es denn, entweder die Bischofssitze selbst in die Gewalt der Familien zu bringen, oder aber von dem augenblicklichen Inhaber des Stiftes durch Geld Vorteile zu erlangen, oder endlich Gewalt anzuwenden. Mehr als anderswo aber rang sich hier eine dritte Gewalt mit jugendlich keckem Eifer empor zur Anerkennung und Freiheit. „In den Städten erwachte ein neues Leben. Frisch und reinigend wie ein Frühlingswind durchzog das Wehen der Freiheit hier die Gemüter und stählte Geist und Arm der Bürger zu wahrhaft bewundernswerten Unternehmungen." Der Klerus sah sich also von zwei Seiten in seiner Macht bedroht, und da waren es die Kaiser, welche sich anschickten, ihm Luft zu machen. „Den Besitzstand der Kirche unversehrt zu erhalten, ihn zu heben und zu kräftigen; das weltliche Territorium dagegen in seinem Aufschwunge möglichst zu beschränken: das war das Ziel, welches sie durch zahlreiche Einzelprivilegien wie durch allgemeine Gesetzgebung zu erreichen suchten." Arduin von Ivrea hatte sich, als er nach dem Königtum in Italien strebte, der gleichen Methode bedienen müssen, um in den Reihen der Bischöfe Anhänger zu gewinnen. Doch die Mehrzahl blieb von seinen Bestrebungen unberührt. Sie erkannte sehr wohl, daß ein italienischer König ihre Freiheit und Selbständigkeit weit mehr gefährde, als ein römischer Kaiser. Nicht Anhänglichkeit erhielt sie unter der kaiserlichen Herrschaft, sondern das eigene Interesse. Das Ansehen Heinrichs gegen Arduin, oder überhaupt das Ansehen der Krone zu stärken, das konnte diesen vollständig verweltlichten Herren nicht in den Sinn kommen, und nur sehr wenige traten für die deutsche Politik

mit allen Kräften ein. Darin berührten sich also die Interessen der geistlichen und weltlichen Großen, daß beide ein schwaches Königtum als ihren eigenen Vorteil erkannten, während sie auf allen anderen Punkten die erbittertsten Gegner waren. Mehr als diese Großen aber waren die kleineren Herren, die Geistlichen niederer Grade und die Aebte auf auswärtige Hilfe angewiesen, denn Bischöfe und Laienadel sahen neidisch auf die Selbständigkeit und Güter dieser Leute. So konnte es Arduin auch nach dem Abzuge Heinrichs nur hier und dort wieder zur Anerkennung seines Königtumes bringen. Wo er gerade hinkommt, macht man ihm Zugeständnisse, im übrigen bleibt seine Herrschaft beschränkt. Unter den kaisertreuen Aebten ragte namentlich Hugo von Farfa hervor. Bedrängt von dem umwohnenden Adel, hatte er sich an Heinrich um Hilfe gewendet, und im Jahre 1007 schon hatte der König ihm versprochen, selbst nach Italien zu kommen. Aber die Ausführung dieses Versprechens zog sich ins Weite.

In Rom war die crescentische Partei wieder zur Macht gelangt. Des Crescentius Sohn Johannes war absoluter Herr von Rom und verfügte über den Stuhl Petri nach seinem Belieben. War er auch so schlau, Heinrich nominell als Oberherrn anzuerkennen und durch Geschenke und Versprechungen sich freundlich zu stimmen, so wußte er doch gerade durch Begünstigung der Feinde Heinrichs diesen von einem wirklichen Eingriffe in die italienischen Angelegenheiten abzuhalten. Mit Konstantinopel und Boleslav dem Polen stand Rom damals wieder in guten Beziehungen. Im Jahre 1012 aber starb der Patricius Johannes und bald darauf auch der crescentische Papst Sergius IV. Der Bann war gesprengt, und ein großer Umschwung der Dinge trat ein.

In dreifacher Richtung spaltete sich damals die abendländische Kirche: „die deutsche Verfassungskirche, die italienische Kirche mit dem Papsttum und die Cluniacenser.“ Verweltlichte die italienische Kirche vollkommen und arbeiteten die Cluniacenser in jener asketischen Weise mit großer Energie, so sehen wir die deutsche Kirche neben den reformatorischen die praktischen Aufgaben voll im Auge behalten. Fast um dieselbe Zeit geschah es, daß diese drei Strömungen Fühlung mit einander gewannen. In Lothringen arbeitete der Abt Richard von St. Vannes in cluniacensischem Geiste; der neue Papst Benedikt VIII, aus dem Geschlechte der Grafen von Tusculum, ein scharfer und kräftiger Charakter, schloß sich den Cluniacensern an, suchte aber zugleich wieder Fühlung mit den deutschen Bischöfen zu gewinnen. Der Kampf gegen die crescentische Partei, deren Gegenpapst Gregor aus Rom weichen mußte und dann am Hofe Heinrichs Schutz suchte, erfüllte die erste Zeit des neuen Pontifex. Er gewann den Sieg, und die Kunde desselben drang auch bald über die Alpen. Da war für Heinrich II die Zeit gekommen, nach Italien zu ziehen. Schon von Gregor als Schiedsrichter angerufen, verschob er sein Urteil auf den Augenblick, da er selbst in Rom einziehen würde.

Im Herbste des Jahres 1013 brach der König nach Italien auf. Zahlreich hatten sich die Gefolgschaften versammelt, nur der versprochene Zuzug Boleslavs fehlte. Seine Pläne und Absichten waren diesem Zuge Heinrichs entgegen, und er scheute darum auch keine Mühe, den Erfolg desselben zu vereiteln. Doch Heinrich zog weiter. Noch vor Weihnachten erreichte er Pavia, und hier zogen ihm die lombardischen Fürsten zu. Arduin gab den Widerstand auf und zog sich in eine seiner Bergfesten zurück. Im Anfange des folgenden Jahres eilte Heinrich nach Ravenna, wo er eine Synode abhielt und seinen Halbbruder Arnold zum Erzbischofe machte. Die Verständigung mit dem Papste war gewonnen, und Heinrich zog gegen Rom. Am 14. Februar empfing er in der Peterskirche vom Papste die Kaiserkrone. Die Auffassungen, in welchem Sinne diese sowohl, wie andere Kaiserkrönungen vollzogen worden seien, sind immer geteilt geblieben, und werden es noch lange bleiben, bis man einsieht, daß die Weltgeschichte mit ehernem Schritte über derartige Parteikonstruktionen einfach zur Tagesordnung übergeht. Solche Formeln haben in der That keinen Wert; es handelte sich stets darum und wird sich immer darum handeln, ob diese oder jene Partei die Kraft hat, ihrer Auffassung Nachdruck zu geben. Die Macht des Lebens und der Zeitströmung hat die Welt von Anfang an regiert und wird sie weiter regieren, und diese Macht zu vernichten, wird kein verblaßtes Pergament jemals vermögen.

Papst und Kaiser schritten zur Abhaltung eines Konzils. Heinrichs Bruder erhielt die Bestätigung und Weihe als Erzbischof von Ravenna vom Papste. Dann wurde die lange vergessene Regel von neuem eingeschärft, daß keiner vor dem 25. Jahre zum Diakon, vor dem 30. zum Bischof geweiht werden sollte. Gemeinschaftlich nahmen die beiden Häupter der Christenheit die Aufgabe der Kirche wieder in die Hand. Pfingsten feierte Heinrich wieder in Bamberg. Als Kaiser begrüßte ihn Fromunds von Tegernsee fröhliches Lied, und andere poetische Machwerke zeigten, wie tief die Kaiseridee noch die Gemüter der Deutschen bewegte. Doch in den Jubel fallen auch Thietmars ernste Klagen. Man hatte in Italien gemerkt, wie die Nationalitäten von Grund aus verschieden seien. Mit Hinterlist und Tücke rächte sich der Italiener an den Deutschen, deren Macht zu brechen er nicht vermochte. „Viele Nachstellungen finden sich in Romanien und Lombardien; den Ankömmlingen wird dort geringe Gastlichkeit zuteil, alles Erforderliche müssen sie schwer bezahlen, und selbst dann sind sie vor Betrug nicht sicher; viele sterben durch Gift." So der sächsische Bischof.

Wohl brach Arduin noch einmal aus seinen Bergen hervor, als der Kaiser abgezogen war. Die Lombardei wurde von seinen wilden Scharen schrecklich verwüstet. Aber ein kurzer Kampf mit den kaiserlichen Anhängern, dessen Hergang wir nicht kennen, machte der neuen Empörung binnen Mondesfrist ein Ende. In der Stiftung seiner Familie, dem Kloster Fruttuaria, suchte Arduin Ruhe. Als Mönch starb er am 14. Dezember 1015. Er war der letzte der einheimischen Könige, welche das italische Reich während des Mittelalters aufgestellt und eine Zeitlang zu halten vermocht hat: „ein tragischer Charakter, unserer menschlichen Teilnahme in noch höherem Grade würdig, wenn er es verstanden hätte, mit der entschlossenen Kraft, die seine Anfänge bezeichnet, Sinn für Ordnung und Recht und ruhige Mäßigung zu verbinden."

Während der nächsten Jahre wandte Heinrich sein Augenmerk auf die Niederwerfung der Großen in Deutschland und auf die Beilegung der polnischen Händel. Wir hörten, daß es im Jahre 1013 zu einer Verständigung zwischen dem Polen und dem Könige kam; wir hörten ebenso, daß Boleslav sein Versprechen, dem Könige Zuzug nach Italien zu leisten, nicht hielt. Statt seiner folgten seine Späher überall dem Heere Heinrichs und suchten die Stimmung der italienischen Bevölkerung auszukundschaften und gegen die Deutschen aufzureizen. Ja, in der neuen Verbindung, welche er mit dem Stuhle Petri anzuknüpfen versuchte, verriet sich seine Absicht, die Pläne Heinrichs zu durchkreuzen. Es nützte nichts. Da sann er auf andere Mittel. Sein Sohn Mesco ging nach Böhmen, den Herzog Udalrich direkt zu einem Bündnis gegen den Kaiser aufzufordern. Udalrichs Antwort war, daß er den Polen gefangen nahm und ihn, wenn auch widerstrebend, an Heinrich auslieferte. Im Besitze dieses Pfandes gedachte dieser nun, den starren Sinn des Polenherzogs zu brechen. Er forderte ihn auf, sich zu stellen. Boleslav kam nicht; es ist ein Zeichen seines ränkevollen Sinnes, daß er sogar die Auslieferung seines Sohnes an Heinrich wie eine Befreiung desselben begrüßte und dem Kaiser für dieselbe dankte. Ein Fürstenrat in Merseburg aber entschied sich später doch für die anfangs von Heinrich nicht beabsichtigte Auslieferung Mescos an seinen Vater. Heinrich willfahrte, aber erreichte seinen Zweck damit doch nicht. Die Verhandlungen blieben fruchtlos, und als dann Heinrich die Herausgabe der Marken von Boleslav forderte, da ließ dieser ihm sagen, er werde behalten, was sein sei, und was ihm noch fehle, gewinnen. Das bedeutete den Krieg, und der König rüstete. Er selbst führte das Hauptheer, welches sich bei Torgau an der Elbe sammelte und bis Krossen an der Oder kam. Hier wehrte Mesco den Uebergang, aber Heinrich erzwang ihn und schlug die Polen. Er wartete auf den Zuzug zweier weiterer Heere. Ein zweites sächsisches Heer unter Herzog Bernhard war mehr nördlich an die untere Oder vorgedrungen, konnte aber den Uebergang, den Boleslav selbst verwehrte, nicht bewerkstelligen. Ein drittes Heer aus Bayern und Böhmen unter dem Markgrafen Heinrich von Oesterreich und dem Herzoge Udalrich kam nicht sehr weit. Die Böhmen hielten sich vor Bautzen auf, und Markgraf Heinrich mußte in sein Land zurück, da der Pole direkte Angriffe gegen dasselbe machen ließ. Da mußte auch der Kaiser zurück. Aber Boleslav war ihm auf der Ferse. Am Bober kam die Nachhut

des kaiserlichen Heeres ins Gefecht. Der Plan hatte dem ganzen Heere gegolten. Das Schicksal des Varus drohte den deutschen Reiterscharen in dieser von Sumpf und Wald durchzogenen Gegend. Aber ehe der Plan zur Ausführung kam, war das Hauptheer glücklich entkommen. Der Nachtrab aber wurde umzingelt und niedergemacht. Markgraf Gero von der Lausitz und Graf Folkmar deckten mit 200 der trefflichsten Ritter die Wahlstatt (1. September 1015). Der König vernahm die traurige Nachricht und wollte sofort zurück. Aber die Fürsten waren dagegen. So zog er nach Merseburg. Meißen wurde noch von Mesco belagert, aber die Elbe rettete die Burg. Das Steigen ihrer Fluten mahnte die Polen an schleunigen Rückzug.

Wir vermissen in Heinrich jenen rücksichtslos waltenden Sinn, der, ein Ziel fest im Auge behaltend, es zu erreichen strebt unbedingt und vollkommen. Nur zu oft begnügte er sich mit halbem Erfolge, wenn neue Pläne seine Aufmerksamkeit teilten. So auch jetzt. Er dachte im folgenden Jahre an die Erwerbung Burgunds, statt zuerst seine Stellung hier im Osten zu befestigen. Merkwürdiger Weise blieb der Pole ruhig, und sofort fingen in Sachsen die Streitigkeiten der Großen wieder an. Während des Jahres wurden die Verhandlungen mit Boleslav fortgesetzt. Es kam zu einem Waffenstillstand. Deutschen Bischöfen und Fürsten sollte der Pole sich stellen. Er kam nicht. Ein neuer Kriegszug mußte unternommen werden. Heinrich war es indes gelungen, sich mit seinen lützelburgischen Schwägern vollends auszusöhnen, und der frühere Herzog Heinrich V von Bayern weilte an des Kaisers Seite, als dieser gegen Polen zog. Schlesien sollte der Kriegsschauplatz sein. Ein Bündnis mit den Russen und Ungarn sollte die Stärke des Kaisers vermehren. Im Juli 1017 brach der Kaiser auf und erreichte bei Glogau die Oder. Eine Feste Nimptsch wurde vergeblich belagert, während Boleslav in Breslau weilte, die Entscheidung abzuwarten. Wieder wurde Markgraf Heinrich von Oesterreich direkt von einer Polenschar angegriffen und in einen Hinterhalt gelockt, wo er große Verluste erlitt. Andere Scharen unter Mescos Führung fielen in Böhmen ein. Heinrich von Oesterreich machte den erlittenen Schimpf wieder gut, indem er ein mährisch-polnisches Heer vernichtete. So kämpften überall im Rücken des deutschen Heeres abgesendete Polenscharen und verwüsteten das Land. Dabei blieb die Unterstützung der Russen aus, und die Ungarn kämpften zwar glücklich, vermochten aber dem kaiserlichen Heere keine direkte Unterstützung zu bringen. Also wieder zurück! Nimptsch blieb uneingenommen. Heinrichs gewaltiger Plan war vollkommen gescheitert. Gegen Deutsche, Böhmen, Russen und Ungarn hatte sich der gewaltige Kriegsherr der Polen behauptet. Trotzdem sehnte er sich nach Frieden. Und keine glücklichere Zeit hätte er je finden können, die Unterhandlungen wieder aufzunehmen. Am 30. Januar 1018 kam es zum Friedensschlusse von Bautzen. Das Lausitzer- und Milzenerland blieb dem Polen. Wohl war sein Plan eines großen umfassenden Slavenreiches vereitelt. Böhmen und Meißen hatten die Deutschen gerettet, allein Verluste hatte auch Boleslav nicht zu beklagen, und die Deutschen als Sieger zu preisen wird nicht gut angehen. Fortan blieb der Friede erhalten. Gegen Osten wandte der Nimmermüde seine Scharen. Kiew öffnete dem Gewaltigen die Thore, und Byzanz bewilligte ihm den geforderten Frieden. Der Name der Polen, vor einem Menschenalter kaum genannt, war mit strahlenden Lettern in das Verzeichnis der europäischen Nationen eingetragen und hatte einen Klang erhalten, der volltönend wie er war, fürderhin nicht mehr überhört werden konnte.

Mit Burgund waren die Verhältnisse unterdessen in ein neues Stadium getreten. Im Jahre 1016 vermochte sich König Rudolf III gegen seinen übermütigen Adel nicht mehr zu halten. Er eilte nach Straßburg und übertrug dem Kaiser die Regierung. Ohne seine Einwilligung versprach der König in Burgund keine Entscheidung mehr treffen zu wollen. Heinrich II rüstete also, um die Anerkennung der burgundischen Großen zu erzwingen. Er mußte umkehren. Im Jahre 1018 dasselbe Spiel, nur daß Rudolf sich diesmal noch vor dem Zuge Heinrichs von seinen Großen wieder hatte herumziehen lassen, so daß der Kaiser gezwungen war, seine Waffen gegen den Oheim selbst zu richten. Auch diesmal ohne Erfolg. Ohne weitere Anteilnahme des Kaisers dauerte der burgundische Krieg dann fort, bis Heinrich im Jahre 1023 seinen Regierungsrechten in Burgund für die Lebzeiten König Rudolfs entsagte.

Der Glanz der Kaiserkrone war durch die fortdauernden Mißerfolge getrübt, und Heinrich hatte genug zu thun, wollte er in Deutschland wieder Ordnung schaffen. Da kämpften in Lothringen Herzog Gottfried von Niederlothringen mit den Grafen von Löwen und Hennegau, welche einst hier den Herzogstitel geführt hatten. Unabläßig dauerten die Fehden und Raubzüge fort. Große Schlachten wurden geschlagen. Adela, die Mutter Bischof Meinwerks von Paderborn, wütete gegen ihr eigen Fleisch und Blut. Sie vergiftete ihre Schwester und tötete ihren Sohn, Meinwerks Bruder. Rachgier und Habsucht herrschten in ihrem Herzen, und in diesem Mannweibe trat jener elende Egoismus des Laienadels noch einmal ganz und voll zu Tage. Als Bettlerin endete sie ihr erbärmliches Dasein, verflucht von ihrem eigenen Sohn. Ihren Leichnam warfen die Kölner in den Rhein.

In Trier kam der alte Streit auch zu Ende. Megingaud starb 1015, und der Kaiser ernannte ihm zum Nachfolger den Babenberger Poppo, der bisher Propst von



Kunigunde und ihr Bruder, Herzog Heinrich, auf der Reise nach Bayern.

Bamberg gewesen. Diesem Hause war die Macht der Lützelburger nicht gewachsen. Adalbero mußte sich zum Vergleiche bequemen und Trier dem neuen Erzbischofe überlassen. Nur das Kloster des hl. Paulinus behielt Adalbero. Damit war der letzte Grund des Zwistes zwischen dem Kaiser und seinen Schwägern beiseite geräumt, und Kunigunde erhielt im Sommer 1018 den freudigen Auftrag, nachdem Heinrich schon Ende des vorigen Jahres aufs neue mit dem Herzogtum Bayern belehnt worden war, ihren Bruder in sein Herzogtum zurückzuführen.

In Schwaben war der Babenberger Herzog Ernst gestorben. (1015.) Ihm folgte im Herzogtum unter der Vormundschaft seiner Mutter Herzog Ernst II. Gisela aber, die Witwe des verstorbenen Herzogs, eine kluge und schöne Frau, deren Reichtum und Macht nicht minder dazu beitrugen, die Augen der Großen auf sie zu lenken, schenkte ihre Hand dem tapfern Konrad von Franken, einem Manne, der sich kaiserlicher Herkunft, wie Gisela selbst, rühmen konnte. Kaiser und Kirche sahen diese Ehe ungern, denn zu nah war die Verwandtschaft der Gatten, als daß ihre Ehe die Billigung des Klerus hätte finden können, während Heinrich selbst dem Hause Konrads niemals gewogen war. Doch schon im Jahre 1017 entsproß dieser Ehe ein Sohn, dem man den Namen Heinrich gab, eines jener Menschenkinder, deren spätere Größe gleichsam schon in ihrer edlen Abstammung und dem reinen Blute, das in ihren Adern fließt, begründet erscheint. Doch viele

Feinde hatte Konrad. Nicht nur daß der Kaiser seiner Gemahlin die Vormundschaft über den jungen Ernst entzog und sie dem Erzbischofe Poppo von Trier übertrug, war auch der Eppensteiner Adalbero, der anstatt seines Vetters Konrad einst das Herzogtum Kärnten erhalten hatte, Konrads des Aelteren Feind. Man griff zu den Waffen, und siegte auch Konrad über Adalbero, so blieb dieser doch Herzog von Kärnten, während Erzbischof Poppo sich in Schwaben behauptete. Auch hier mußte Heinrich II dazwischen treten.

Die Babenberger, einst Heinrichs erbittertste Feinde, hatten an der Treue zu dem Kaiser unerschütterlich festgehalten. So wuchs ihre Macht schnell wieder empor. Heinrich blieb Markgraf in Oesterreich; sein Bruder und Neffe hielten sich im Herzogtum Schwaben; ein anderer Bruder, Poppo, erhielt das Erzbistum Trier und später, wie wir hörten, die vormundschaftliche Regierung in Schwaben. Und auch nach dem Tode Heinrichs von Schweinfurt und Heinrichs von Oesterreich behaupteten sich die Babenberger im Besitze der bayerischen Ostmark, des Herzogtums Schwaben, eines Teiles von Ostfranken und des Erzbistums Trier. „Wer von den Marken Ungarns und Böhmens bis an die burgundischen und französischen Grenzen ritt, fand kein mächtigeres Haus weit und breit als die Babenberger."

In Sachsen war die Rivalität zwischen Klerus und Adel, welche wir früher bei den westlichen Stämmen als eine natürliche Folge der inneren Entwicklung betrachteten, nun auch vollkommen zu Tage getreten. Bischof Thietmars von Merseburg Klagen über den Uebermut des Adels geben uns davon ein farbenreiches Bild. Die Billunger befehdeten die Immendinger, in deren Händen die Bistümer Bremen und Paderborn unter den Bischöfen Unwan und Meinwerk waren. Die andern Bischöfe hatten mit andern Feinden zu thun. In dem Zerwürfnisse Herzog Bernhards, des Billungers, mit dem Kaiser erkennen wir deutlich das Widerstreben des sächsischen Adels gegen die von Westen und namentlich jetzt aus Bayern importierten kirchlichen Anschauungen. Mit einer erobernden Kirche hätte sich dieser Adel noch eine Zeit lang verständigen können, allein mit einer Kirche, welche die innere Verwaltung vollständig an sich zu reißen suchte, nicht. Die Liutizen, die Götzendiener, wurden von dem sächsischen Adel stets als die Urheber alles Unglücks angegeben. Ihr Bündnis mit Heinrich, der mit scheuer Sorgfalt ihr Heidentum zu pflegen schien, legte die Eroberungslust des sächsischen Adels wie die Ausbreitung der Kirche vollkommen lahm. In Havelberg und Brandenburg, wo einst Bischöfe residierten, herrschte nun wieder Götzendienst, und der Kaiser that nichts für die Mission. Ein bayerischer Heiliger, dem wir hier einige Worte widmen müssen, namens Günther, war mit seinem Eifer, die Liutizen zu bekehren, vollkommen gescheitert. Gerade bei dieser Gelegenheit zeigte sich, wie die Anschauungen des Herzogs von Bayern doch im Grunde die kaiserlichen Anschauungen in Heinrich überwogen und beherrschten.

„Bald nachdem Godehard durch seine Reformen in Hersfeld den neuen Geist in diesen Gegenden Mitteldeutschlands zuerst fühlbar gemacht hatte, fand sich Günther, ein Mann aus den großen Geschlechtern Thüringens, bei ihm ein. Er bekannte ihm die Sünden einer in Weltlust hingebrachten Jugend und bot zur Buße für dieselben ein langes, dem Dienste des Herrn zu weihendes Leben an." Günther trat in den Mönchsstand ein und schenkte seine Güter dem Kloster Hersfeld, nachdem er zuvor mit Godehard nach Altaich und dann nach Rom gewandert war. Doch schwerer, als den Plan zu fassen, zeigte sich die Ausführung desselben. Nicht leicht riß sich Günther von seinem früheren Leben los, und erst als König Heinrich selbst ein ernstes Wort mit ihm geredet, entschloß er sich zum Leben des Einsiedlers. Seine Blicke richteten sich gegen Osten. Drei Meilen von Altaich in Rantzing erbaute er sich seine Zelle. Doch zu viel des weltlichen Treibens erreichte ihn auch hier noch. Er ging weiter in die Waldwildnis. Am Ufer des Flüßchens Rinchnach ließ er sich dauernd nieder. In voller Einsamkeit harrte er hier unter mannigfachen Entbehrungen, die namentlich in dem strengen Winter sich bis zur Not steigerten, aus. Das aber brachte ihn auf den Gedanken, Straßen durch den Wald anzulegen, um eine gesicherte Verbindung mit dem Kloster zu erhalten. Genossen sammelten sich um ihn; ein Oratorium wurde gebaut, und im Jahre 1019 — nach zehnjähriger mühsamer Arbeit — weihte der Bischof von Passau die Kirche in Rinchnach. Hier waltete nun Günther friedlich,

bis aus der Ferne neue Genossen herbeizogen und in die Waldeinsamkeit ihre Leidenschaften und Meinungen mit hineinbrachten. Der unwissende Laie aber wurde der Auflehnung Herr und, unter dem Schutze von Altaich stehend, behauptete er sich. Bei Böhmen, Polen und Ungarn war der Mönch hochgeehrt, der es unternahm, Deutschland mit den Nachbarvölkern durch das Band des Christentums in unauflösliche Beziehung zu setzen. In Böhmen war es dann auch, wo sich sein Andenken am frischesten erhielt. Zum Heiligen der böhmischen Kirche wurde er erhoben, während Deutschland ihn vergaß. Bedenken wir aber, wie Heinrich II hinter den Klöstern Altaich und Hersfeld sein neues Bistum errichtete, wie er Bamberg zum Mittelpunkte der Unternehmungen machen wollte, die sich eben von Hersfeld und Altaich ankündeten, so begreifen wir zugleich die Stellung Günthers; wir begreifen, daß es Heinrich nicht einerlei sein konnte, ob der Heilige hier erfolgreich fortwirkte oder zu den Liutizen zog; wir begreifen ebenso, daß diese seine Stellung ihre Bedeutung verlieren mußte, sobald Bamberg seine Ausnahmestellung verlor, daß also Günther und sein Werk in Deutschland vergessen wurden, weil der Erfolg, den man erwartet hatte, nach Heinrichs Tode ausblieb und ausbleiben mußte. Bayerische Stammes- und Kirchenpolitik war es, welche Heinrich hier betrieb. Ihr Ende fand sie ganz von selbst mit dem Tode des Kaisers, denn sein Nachfolger Konrad II betrieb Reichspolitik.

Noch eine Episode finde hier ihre Stelle. Es spiegelt sich in ihr eine aufkeimende Geistesrichtung, welche uns zu denken giebt. Auf gewaltigem Grauwackenfels, der bis dicht an das rechte Rheinufer herantritt, liegen unterhalb Andernach die Trümmer der Burg Hammerstein. Damals residierte da oben der Graf Otto mit seiner Gemahlin Irmengard. Aber die Kirche war ihrer Ehe entgegen, weil zu nahe Verwandtschaft zwischen den Gatten herrschte. Vergebens blieben alle Ermahnungen und Drohungen des Kaisers wie des Erzbischofs Erkanbald von Mainz. Selbst der Kirchenbann prallte an der Liebe der beiden ab, die sich zu trennen nicht vermochten. Unterwarf sich auch Otto für den Augenblick dem kaiserlichen Spruche auf einer Synode zu Nimwegen (1018), seine Neigung zu der mutigen Frau war stärker, und belebte ihn zu dem Entschlusse, mit Kaiser und Reich um sein Glück zu kämpfen. Ein Anschlag auf Erkanbald mißlang, allein durch diesen unklugen Bruch des Landfriedens ward der Zorn des Kaisers herausgefordert. Er zog heran, den Uebermütigen niederzuwerfen und belagerte seine Burg, nachdem man vergeblich sich bemüht hatte, Otto zur Auflösung seiner Ehe zu bewegen. Ueber drei Monate lag der Kaiser vor dem Hammerstein. Mit Gewalt konnte die Feste nicht genommen werden. Erst der Hunger zwang die Belagerten gegen freien Abzug zur Uebergabe (1020). Heimatlos irrten von nun an die beiden Liebenden umher. Keine Stätte bot sich ihnen, wo sie zu ruhen vermochten, aber das Elend brach ihre Widerstandskraft nicht. Erst später, nachdem Irmengard nach Rom gepilgert war und den Beistand des Papstes angerufen hatte, errang ihre Standhaftigkeit den Sieg. — Ein romantisches Abenteuer — wird man sagen. Doch ein tiefer Sinn liegt in ihm. Wird die Politik zu jener niedrigen Kunst, die systematisch andere Menschen auszunützen und zu übervorteilen sucht, ist ihre Grundlage nicht mehr die Regelung und Ausgleichung der natürlichen Gegensätze, sondern das Interesse, die Sucht, ein System zu stützen, mit dem man die Uebermacht zu haben und behalten zu können glaubt, so vernichtet sie alles menschlich Schöne und erhabene Denken und gerät in Kampf mit allem natürlichen und wahren Fühlen. Daß der Weg dieser Abirrung beschritten ist, lehrt uns die Geschichte Ottos und Irmengards.

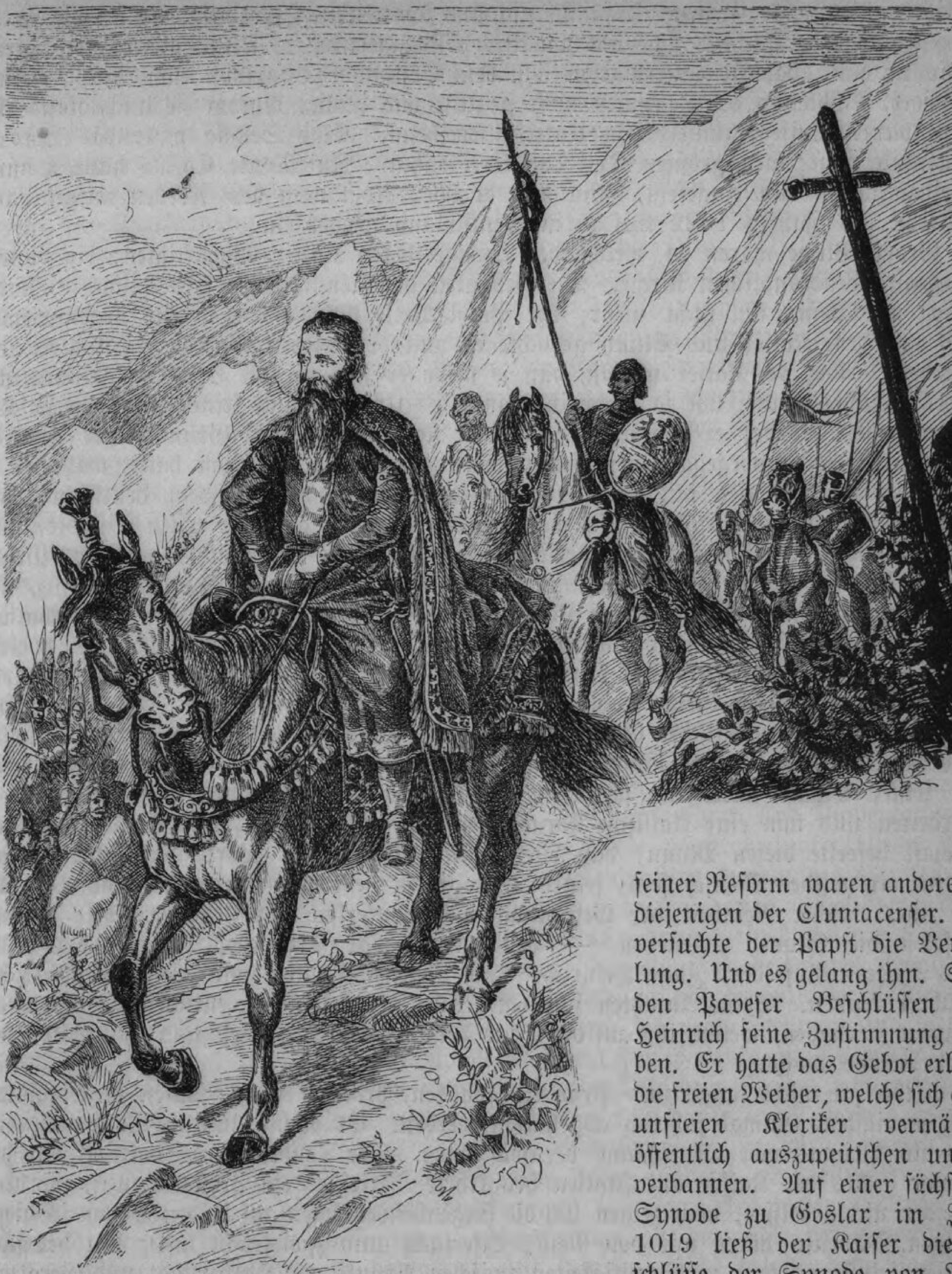
Nachdem es noch einmal geschienen, als sollte es zu einem großen Kampfe zwischen dem sächsischen Adel und der mit der Krone verbündeten Kirche kommen, gelang es Heinrich wider Erwarten schnell, die Eintracht in Sachsen herzustellen. Mild und nachgiebig trat er auf, und so kam es zum Frieden. Vereint zogen darauf die bisherigen Todfeinde Herzog Bernhard und Erzbischof Unwan von Bremen gegen die empörten Wagrier und Abodriten und unterwarfen sie wieder der sächsischen Herrschaft. Aber das Christentum blieb hier noch lange vernichtet. Der Bischof von Oldenburg weilte, wie die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg, fern seinem Bistum.

Heinrich II stand auf der Höhe seiner Macht. Im Jahre 1020 eilte Papst Benedikt VIII selbst nach Deutschland, um des Kaisers Stiftung, die Stephanskirche zu Bamberg

zu weihen. Niemals vor dem hatte Deutschland Festlichkeiten gesehen, wie sie jetzt in der Osterwoche hier in Bamberg gefeiert wurden. Die Kaiserwürde erhielt ihren Glanz zurück, den sie in den auswärtigen Kämpfen eingebüßt, und als Heinrich dann im Frühjahr 1021 nach Sachsen zog, ward seine Reise zu einem Triumphzuge. Alle aufständischen Großen hatten sich seiner Macht gebeugt. Der letzte der Widersacher, Graf Otto von Hammerstein, war niedergeworfen. Während die Kaiseridee die Köpfe der Deutschen durchglühte, zog altdeutsche Liebe und Gattentreue verflucht und verstoßen bettelnd im Lande umher. So hatten sich die Zeiten geändert. Sie müssen und werden sich wieder ändern.

Sehen wir aber auf die Stellung Heinrichs den außerdeutschen Ländern gegenüber, so müssen wir sagen, daß hier seine Erfolge lange nicht so bedeutend waren. Zu den Reichen der Polen und Ungarn war im Norden gerade in der Zeit der innern Kämpfe das Reich der Dänen gekommen, welches Knud von Dänemark begründete. Er eroberte England (1017) und schuf also eine Monarchie, welche sich dem Einflusse der deutschen Politik, wie der deutschen Kirche gänzlich entzog. Zudem war Heinrichs Stellung in Rom nicht entfernt mit derjenigen seiner Vorgänger zu vergleichen. Seiner Politik fehlte es an dem Schwunge, der die Politik des Papstes nunmehr emporhob.

Der Entwicklung der Verhältnisse in Italien müssen wir nun einen Augenblick Aufmerksamkeit schenken, da dort im Süden Vorgänge sich abspielen, ohne deren Kenntnisnahme wir in der Zukunft ratlos dastehen würden. Nachdem der Papst mit seltenem Scharfblick sich der Herrschaft in Rom bemächtigt hatte, zog er ganz Italien wieder in den Bereich seiner Thätigkeit. Im Süden bestand noch die Herrschaft der Griechen und Araber; die mußte vernichtet werden, und Benedikt VIII gab sich an die Erfüllung dieser ersten Aufgabe. Im Jahre 1016 vernichtete er mit Hilfe der Pisaner und Genuesen eine arabische Flotte. Normannische Ritter hatten bei der Vertreibung der Araber aus Salerno mitgewirkt. Man lud sie zum Bleiben. Sie schlugen es aus. Und wieder die alte Geschichte, deren wir schon früher bei den Etruskern und Galliern gedachten. Eine Gesandtschaft der Salernitaner begleitete die Normannen in ihre Heimat. „Geschenke von Mandeln, Orangen und überzuckerten Nüssen, prächtigen Seidenmänteln, mit Gold verziertem Pferdegeschirr führten die Gesandten mit sich, um die Fruchtbarkeit und den Reichtum ihres Landes den nordischen Kriegern im blendendsten Lichte zu zeigen. Und ihre Bitten und ihre Geschenke blieben nicht ohne Erfolg.“ Der Papst selbst wendete seine Aufmerksamkeit den Dingen in Unteritalien zu und unterstützte den Aufstand der Apulier gegen die Griechen, indem er 250 Normannenritter in seinen Sold nahm. Die Griechen aber erkannten, wie alles auf dem Spiele stand und rüsteten sich zu gewaltiger Gegenwehr. Da reichten die Kräfte des Papstes nicht mehr aus. Er zog gegen Bamberg zur Weihe der Kirche, und als Verbündeter des Kaisers kehrte er dann nach Italien zurück. Aber auch in die innern Verhältnisse Italiens griff er ein. Auf einer Synode, welche er im Jahre 1018 in Pavia abhielt, wandte er sich gegen die Ehe der lombardischen Priester. Die Kinder solcher Ehen wurden für frei gehalten und aus dem Kirchenvermögen ausgestattet. Dem gebot der Papst Einhalt, indem er die Enthebung vom Amte denjenigen Priestern ankündigte, welche sich der Trennung von ihren Weibern widersetzen würden. Alle Priesterkinder, auch die von freien Müttern geborenen, sollten für immer der Leibeigenschaft der Kirche verfallen. In dieser Sache ergriff also der Papst praktisch die Führung der cluniacensischen Bestrebungen. Die Fortschritte der Cluniacenser aber drängten ihn weiter. Da war die Verkäuflichkeit der geistlichen Aemter und Würden, die Simonie, deren sich kein Fürst und kein Bischof nicht schuldig machte. Weit war das Papsttum entfernt von jener Stellung, welche ihm einst die pseudo-isidorischen Dekretalen zuwiesen. Der französische Episcopat wehrte sich gegen die Anmaßungen der Cluniacenser, welche jene Richtung vertraten; die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna, der Patriarch von Aquileja, der Erzbischof von Mainz und mit ihm eine große Zahl der deutschen Bischöfe wollten von der absoluten Papstherrschaft nichts wissen. Wie hätte der Papst nur daran denken können, diese ungeheure Aufgabe in Angriff zu nehmen, hätte er nicht auf den Beistand des Kaisers zählen dürfen? Wir sahen Heinrich während seiner ganzen Regierungszeit mit der Reform der Kirche beschäftigt. Aber die Grundgedanken



Patriarch Poppo von Aquileja führt die Bayern nach Unteritalien.

seiner Reform waren andere, als diejenigen der Cluniacenser. Jetzt versuchte der Papst die Vermittlung. Und es gelang ihm. Schon den Paveser Beschlüssen hatte Heinrich seine Zustimmung gegeben. Er hatte das Gebot erlassen, die freien Weiber, welche sich einem unfreien Kleriker vermählten, öffentlich auszupeitschen und zu verbannen. Auf einer sächsischen Synode zu Goslar im Jahre 1019 ließ der Kaiser die Beschlüsse der Synode von Pavia für die deutsche Kirche bestätigen. Und als dann Benedikt VIII im Jahre 1020 nach Deutschland kam, da vollzog sich jene Verschmelzung der päpstlichen und kaiserlichen Reformidee vollkommen. Heinrich führte Ende des Jahres 1021 zum dritten Male ein deutsches Heer, zu dem die Lothringer, Bayern und Schwaben ihre Aufgebote gesandt hatten, über die Alpen. In Verona versammelten sich um ihn die italienischen Großen und Bischöfe, unter ihnen der gewaltige Aribert von Mailand, der Patriarch Poppo von Aquileja, ein Bayer von Geburt, Heinrich von Parma, ebenfalls ein Deutscher, und Leo von Vercelli. In drei Abteilungen zog das Heer dem Süden zu: die östliche führte Heinrich selbst längs der Küste des adriatischen Meeres, die mittlere der Patriarch von Aquileja, die dritte führte Erzbischof Pilgrim von Köln über Rom

nach Campanien. Papst Benedikt schloß sich dem kaiserlichen Heere an. Troja, die Hauptfestung Apuliens ergab sich nach viermonatlicher Belagerung. Die langobardischen Fürsten von Capua und Salerno unterwarfen sich dem Erzbischof Pilgrim; auch Neapel beugte sich wieder. Doch ob die Deutschen auch siegten, wie immer kehrten sie auch dieses Mal in furchtbarer Weise dezimiert von Unteritalien heim. Eine Seuche hatte das Heer ergriffen und raffte den größten Teil desselben dahin. In Monte Casino hatte Heinrich noch einen neuen Abt eingesetzt, dann war er über Rom nach dem Norden aufgebrochen. Im Herbst des Jahres 1022 traf er in Deutschland wieder ein.

Große Pläne waren es, welche den heimgekehrten Kaiser beschäftigten: die Reform der ganzen abendländischen Kirche. Die Gedanken der Cluniacenser hatten ihn in Italien ergriffen und ließen ihn nicht mehr; der Papst hatte die Reform bereits begonnen und vereint mit dem Kaiser und Cluny gedachte er nun der widerstrebenden Geistlichkeit Herr zu werden. Aber der Kaiser vergaß, daß je mehr er sich auf die Seite der Cluniacenser und des Papstes stellte, um so mehr ihm auch die Unterstützung seiner deutschen Bischöfe verloren gehen würde; er vergaß, daß seine Reform sich auf Grund einer aus der bayerischen Kirche hervorgegangenen, selbständigen Bewegung vollzogen hatte, während die Reform der Cluniacenser mit ihren pseudo-isidorischen Hyperbeln dem deutschen Geiste vollkommen fremd und unsympathisch war; er vergaß, daß auf den ersten Bischofsstühlen in Deutschland und selbst in Italien Männer saßen, welche entweder Bayern von Geburt oder doch der bayerischen Kirche entstammt waren: so Erzbischof Aribo von Mainz, Erzbischof Pilgrim von Köln, Erzbischof Poppo von Trier, der Patriarch Poppo von Aquileja und viele andere. Diese vielen Bayern in den wichtigsten Stellungen zeigen, von welcher Grundlage die Reform Heinrichs ehedem ausgegangen war. Aribo namentlich war ein Mann von umfassendem Geiste und großartigen Gedanken, ein Mann, der neben seiner außergewöhnlichen theologischen Gelehrsamkeit seinen Sinn für deutsches Leben und Treiben stets bewahrte; es ist daher nicht zufällig, wenn wir Ekkehard IV von St. Gallen als Leiter seiner Schule antreffen, wenn er durch diesen das Walthariuslied Ekkehards I überarbeiten und ihm eine klassische Form geben ließ. Ein Ehrgeiz und ein Streben nach Herrschaft beseelte diesen Mann, daß ein Gegner auf ihn die Worte der Schrift bezog: „er wird ein wilder Mensch sein, seine Hand gegen Jedermann und Jedermanns Hand gegen ihn." Aber Reinheit der Gesinnung und Lauterkeit des Lebenswandels mußten ihm selbst die Gegner zugestehen. — Ein andrer war Erzbischof Pilgrim von Köln, Aribos Neffe. Auf dem Zuge Heinrichs nach Italien lernten wir ihn als glücklichen Heerführer kennen. Seine Ansichten scheinen gerade in Italien jene entscheidende Wendung genommen zu haben, welche ihn auf die Seite der Cluniacenser trieb und ihn später zum Gegner Aribos machte.

Aribo sah nicht lange zu. Provinzialsynoden, ordnete er an, sollten im Erzbistum Mainz wenigstens einmal jährlich abgehalten werden. Er dachte auch an Nationalkonzile, die er als Primas von Deutschland berufen könne. Die Tendenz der Spaltung lag hier offen vor. Als der Kaiser aus Italien heimkehrte, berief er ein großes Konzil, von dem wir leider nichts wissen, doch zeigen sich die Gegenbestrebungen auf beiden Seiten in diesen Anfängen. Ebenso hören wir von Neid, Eifersucht und Zwietracht unter den deutschen Bischöfen selbst; es kam zu Streitigkeiten zwischen Arnulf von Halberstadt und Gero von Magdeburg, die beide bald darauf unversöhnt starben; der Gandersheiner Streit lebte wieder auf, da Erzbischof Aribo nach dem Tode Bernwards von Hildesheim (1022) seine Ansprüche wieder geltend zu machen suchte. Der Kaiser nötigte den Erzbischof einstweilen zurückzutreten. Die Frage, ob Rom oder Mainz die Oberherrschaft über die deutsche Kirche gewinnen sollte, bewegte die Gemüter dieser Männer.

Heinrich sagte: Rom. Er wandte sich an König Robert von Frankreich und lud ihn zu einer Zusammenkunft ein, bei der dann die Frage der Etiquette in bisher nicht gekannter Weise zu Tage trat. Auch dies ist bezeichnend für den Wechsel der Zeit, daß bei wichtigen Verhandlungen derartige leere und hirnlose Formeln wo möglich als trennende Faktoren auftreten können; man erkennt, wie sehr die Sache selbst hinter den sie vertretenden Persönlichkeiten zurücktrat. Allein das Volk war immer gutmütig genug,

sich auch an derartigen Förmlichkeiten und Prachtschauspielen seiner Großen zu ergötzen. Im August 1023 erreichte Heinrich seinen Zweck. König Robert willigte in die beabsichtigte Reform der abendländischen Kirche, und man kam überein, daß ein großes Konzil alle Bischöfe der Länder diesseits und jenseits der Alpen demnächst versammeln sollte.

Indessen aber hatte Aribo ein Konzil nach Mainz berufen, auf dem noch einmal die Sache des Grafen von Hammerstein zur Sprache kam. Otto gelobte Besserung, aber seine Gemahlin Irmengard begab sich auf die Reise nach Rom, und hier erhielt sie vom Papste die Anerkennung ihrer Ehe. Die Gegensätze werden schärfer, da die Politik Heinrichs II eine ähnliche Wendung nimmt, wie einst die Ottos III.

Unter Vorbereitungen für das beabsichtigte große Konzil wie den zu errichtenden allgemeinen Frieden im Abendlande ging das Jahr 1023 zu Ende. Erzbischof Pilgrim eilte im Auftrage Heinrichs nach Rom, und mit glänzenden Ehren wurde der Bote des Kaisers empfangen. „Der Papst, der Kaiser, die Könige Frankreichs und Burgunds — auch letzterer hatte dem Werke seine Zustimmung gegeben — mochten nirgends ein bedenkliches Hemmnis mehr für ihre Pläne sehen. Und doch zerrannen sie alsbald durch wunderbare Fügungen in Nichts!"

In der Zeit aber, da Heinrich mit König Robert bei Mouzon und Ivois zusammentraf (August 1023), hatten sich in Seligenstadt die Suffragane der Erzdiöcese Mainz zu einer Provinzialsynode zusammengefunden. Merkwürdig ist hierbei die Anwesenheit zweier Aebte des Erzstiftes Trier, Harichos von St. Maximin und Everwins von Tholey. Aeltere Bestimmungen über das kirchliche Ritual, die priesterliche Disziplin, das geistliche Eherecht wurden da von neuem aufgefrischt und eingeschärft, aber kein Wort von den Ideen, welche den Papst und die Cluniacenser bewegten, nichts von Priesterehre und Simonie. Wohl aber waren zwei Bestimmungen getroffen worden, welche den ganzen Gegensatz zwischen Rom und der deutschen Kirche offen und rückhaltlos aussprachen. „Niemand soll nach Rom gehen, ohne Erlaubnis dazu von seinem Bischof oder dessen Stellvertreter erlangt zu haben." Jede päpstliche Absolution sollte ungültig sein, wenn nicht zuvor die von den Bischöfen auferlegten Strafen abgebüßt wären. Das Absolutions- und Dispensationsrecht des Papstes wurde damit aufgehoben. Gerade was die päpstlich-cluniacensische Reform sich zur hervorragendsten Aufgabe gestellt hatte, dieses alte Privilegium des Papstes wieder in seiner ganzen Tragweite zur Geltung zu bringen, wurde damit mit dürren Worten von der Hand gewiesen. Und diese Bestimmungen unterschrieben ein Brun von Augsburg, des Königs Bruder, ein Eberhard von Bamberg, des Königs ehemaliger Kanzler, ein Burkhard von Worms, der sich so eifrig der Herstellung des kanonischen Rechtes angenommen hatte. Alle diese Männer fühlten sich durch die neue Stellung und die reformatorischen Ideen des Papsttums bedroht. Wieder trat der Gedanke an die deutsche Kirche heran, sich von Rom loszusagen, der schon einst unter Otto dem Großen seine ersten leisen Wellenschläge offenbart hatte, und wieder tauchte dieser Gedanke unter in der Strömung der Zeit. Es war zu früh. Aber seine Zeit wird kommen, sie wird kommen, wenn nicht mehr Hierarchie gegen Hierarchie im Felde steht, sondern ein gesunderes Prinzip zum Durchbruche und zu allgemeinerer Anerkennung gelangt. Aus diesem Grunde können wir auch die übertriebenen Hoffnungen, welche einige an den Fall der Verwirklichung einer deutschen Nationalkirche in damaliger Zeit knüpfen, nicht teilen, denn dieser Verwirklichung hätten die ersten Grundbedingungen, welche zu einer glücklichen Weiterentwicklung führen sollten, gefehlt.

Wie Heinrich II sich zu den Beschlüssen von Seligenstadt stellte, wissen wir nicht. Wohl mochte er einen Augenblick schwanken, wenn auch schließlich die päpstlichen Reformideen wieder die Oberhand gewannen. Zudem fehlte es ihm an dem genialen Blicke über die Tragweite weiterer Schritte auf der von Aribo betretenen Bahn, und so ist es wohl erklärlich, daß er eine indirekte Antwort gab, indem er jene großartige Säkularisation der Güter von St. Maximin ins Werk setzte, von der früher die Rede war. Den Erzbischöfen des Reiches mochte es günstiger erscheinen, den Papst zum Oberhaupte zu haben, als den so nahe sitzenden Erzbischof von Mainz. Nicht um eine ideale Reform handelte es sich also damals in diesen Kreisen, sondern um eine Machtfrage. Das

persönliche Interesse überwog und teilte von Anfang an die Meinung des deutschen Episcopates.

Auch der Papst blieb die Antwort nicht lange schuldig. Die hohe Ehrung des Erzbischofs Pilgrim von Köln, dem man das Pallium, wie Aribo sich ausdrückte, in Rom vergoldete, bildete die Einleitung zu einer bestimmteren Erklärung. Es verbreitete sich bald die Nachricht, Benedikt VIII habe Aribo das Pallium entzogen. Dieser aber gedachte sich nicht zu unterwerfen. Er schrieb ein deutsches Konzil auf den Himmelfahrtstag (14. Mai 1024) aus. Selbst Pilgrim von Köln und Poppo von Trier versprachen anfangs dort zu erscheinen. Die Kaiserin stand auf Aribos Seite. Aber alles das genügte nicht. Als die Kirchenfürsten sich in Höchst versammelten, fehlten die beiden rheinischen Erzbischöfe, es fehlte ebenso der Bruder der Kaiserin, Bischof Dietrich von Metz, es fehlten außerdem die Bischöfe Brun von Augsburg und Meinwerk von Paderborn, welche beide Suffragane des Mainzer Erzbistums waren. Der Kaiser hatte sich ins Mittel gelegt. So ward das Nationalkonzil zur Provinzialsynode. Ein energisches Schreiben der versammelten Bischöfe ging nach Rom an den Papst, in welchem sie die Sache des Mainzer Metropoliten als die ihrige erklärten. Der Konflikt nahm die schneidigste Wendung, aber noch vor dem Empfang dieses Schreibens starb Benedikt VIII im Juni 1024. Ein schwerer Schlag für das Reformwerk des Kaisers, dem ein schwererer, ein vernichtender folgen sollte — der Tod Heinrichs selbst. Von Bamberg, wo er das Weihnachtsfest gefeiert und die Lücken ausgefüllt hatte, welche der Tod in die Reihen seiner weltlichen und geistlichen Diener im Jahre 1023 so zahlreich gerissen hatte, begab sich Heinrich um Ostern nach Sachsen. In Halberstadt und Goslar nahm er längeren Aufenthalt, dann zog er nach seiner Pfalz Grona bei Göttingen. Hier erreichte ihn die Nachricht von dem Tode des Papstes, und am 13. Juli 1024 schlossen sich auch seine Augen hier im altsächsischen Lande. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Ludolfinger, das dem Kaiserthrone so hervorragende Herrscher gestellt hatte.



Heinrich II und Kunigunde im Dom zu Bamberg.

Arbeit des Tylmann Riemenschneider — vollendet 1513.

Und wie eine merkwürdige Fügung mutet es uns an, daß mitten in seinen alten Stammsitzen, von denen aus einst dieses Geschlecht seinen Weg in die Welt genommen, nun der letzte Nachkomme desselben zur Ruhe ging. Und als sei damit die sächsische Geschichte ganz zu ihrem Volke zurückgekehrt, so erscheint es uns, wenn wir dann bald von Bewegungen gegen das deutsche Königtum hören, welche in Sachsen ihren Ausgang nahmen.

Im Dome zu Bamberg, der ein ewiges Denkmal Heinrichs II sein sollte, wurde die kaiserliche Leiche beigesetzt. Hier fand auch 9 Jahre später Heinrichs Gemahlin und treue Gefährtin Kunigunde ihre Ruhestätte. Aber ihre Gräber sind längst zerstört. In jener Zeit, da Heinrichs und des Papstes Reformideen von neuem die Gemüter der abendländischen Bevölkerung und diesmal stärker als je zuvor in Flammen setzten, vernichtete eine Feuersbrunst Heinrichs und seiner Gemahlin Denkmal und Grabstätte, und ein neuer Dom erhob sich an der Stelle des alten, an dessen würdige Restauration in spätromanischem Stil sich der Name eines Fürsten knüpft, der Bayerns und Wittelsbachs Ruhm weit über die Grenzen Deutschlands hinaustragen sollte — der Name König Ludwigs I von Bayern.

Seitdem Wilhelm von Giesebrecht mit sicherem Griffel den Charakter Heinrichs II in einheitlicher klarer Beleuchtung gezeichnet, ist das Zwielicht verschwunden, welches den Kaiser bald als Pfaffenfreund und willenlosen Mönch ohne Kraft und Mark, bald als Heiligen der Kirche erscheinen ließ, eine Auszeichnung wieder, die ihn neben Karl den Großen stellte, der ja mit Heinrich allein von allen deutschen Herrschern dieser Ehre teilhaftig wurde. Nicht mit dem klaren Blicke des Genies erfaßte Heinrich selbständig die Lage der Dinge und suchte Herr über dieselben zu werden, sondern eine fein ausgebildete Natur, wie er war, ließ er die Gegenwart ruhig auf sich wirken und was sie erforderte, ward ihm bald offenbar. Seine Ziele und Wünsche wuchsen so zu sagen mit seinen Erfolgen, schweiften aber niemals in unberechenbare Fernen. Wir sahen ihn Schritt für Schritt vorwärts gehen, als es sich um seine Bamberger Stiftung handelte; wir sahen ihn vorwärts gehen und zurückweichen, je nachdem die Zeit es erforderte. Aber er kam wieder und dann setzte er meistens das Gewollte durch. Nur seitdem Benedikt VIII sich mit ihm verbündet hatte, wagte Heinrich Gedanken zu fassen, deren Ende nicht abzusehen war: die allgemeine Reform der Kirche. Man erinnerte sich, um zu dem früheren Bilde zurückzukehren, der im Schiffsraum zurückgebliebenen Schätze und begann sie zu mustern. Und mit dem Anblick all' der Herrlichkeiten erwachte wieder ein Teil jener ottonischen Gedanken, welche namentlich in Otto III einen so extravaganten Vertreter gefunden hatten. Zurück zum deutschen Strande strebte das Kaiserschiff abermals unter römischem Winde, aber hier stand man bereit, ihm die Landung zu wehren. Noch ehe es dazu kam, starb der Steuermann, und sein Nachfolger warf auch den Rest jener Schätze über Bord. Schlug der Wechsel der Dynastie dem deutschen Volke und Reiche zum Glück aus, so bedeutete er für Bayern die volle Entsagung seiner Selbständigkeit. Ja, selbst Heinrichs Pläne gerieten in Vergessenheit. Die letzte Möglichkeit einer einheitlichen Stammes- und Staatsentwicklung ging damit verloren.

Die Kaisermacht befindet sich in aufsteigender Bewegung, und erst jenseits des Höhepunktes wird diese Möglichkeit einer selbständigeren Entwicklung der einzelnen Teile sich wieder bieten. Von ganz anderer Grundlage aber wird dann das Wachstum auszugehen haben, als dies bisher geschehen. Das Stammesleben bleibt zerrissen. Indem wir also den Bildungsgang des ganzen deutschen Volkes bis zu jener Zeit verfolgen, da das Kaisertum von neuem in den Kampf eintritt mit den Territorialmächten, erhalten wir zugleich einen Einblick in die Masse der geistigen und kulturellen Kräfte, deren Einwirkung auch Bayern in dieser Epoche unterworfen ist. Wir gewinnen damit von selbst den natürlichen Fußpunkt für die Darstellung der territorialen Entwicklung.

Die ersten Zeiten der salischen Kaiser.

(1024—1062.)

So manche Anzeichen in der vergangenen Zeit verleiteten uns, Blicke in die Zukunft zu werfen. Die natürliche Bahn der Politik Ottos des Großen schien uns oftmals ganz verlassen. Otto III nannte sich Grieche und Römer und baute sich einen Palast auf dem Aventin; Heinrich II legte systematisch den Grund zu einer neuen Stadt; Otto von Hammerstein wurde wegen seiner Liebe und ehelichen Treue verurteilt; am Chiers debattierte man darüber, wer von den beiden Herrschern, Heinrich oder König Robert von Frankreich, zuerst zur Begrüßung des andern über den Fluß gehen sollte; Erzbischof Aribo wollte reformieren, aber nicht für, sondern gegen den Papst. Das, was wir früher in der deutschen Politik kaum dem Namen nach kannten, hier scheint es zur Wirklichkeit werden zu wollen: abstrakte Theorien und Dogmen streben nach der Herrschaft, die einst allein dem Gesetze der Notwendigkeit, dem natürlichen Leben und Werden vorbehalten war. Es scheint fest werden zu wollen, was bisheran noch teilweise flüssig und dehnbar war. Der Menschengeist denkt nicht nur, sondern er überlegt und reflektiert auch. Wird der neue Herrscher auf diesen Bahnen der Abstraktion weiterschreiten? Wird es in Deutschland zu einem festen System, zur öden Verknöcherung kommen? Oder wird der Geist des Herrschers und des Volkes wieder die Bande zersprengen, welche man zu schmieden begonnen? Werden die lebensfrischen Anfänge auf allen Gebieten — wir hörten gelegentlich von Dombauten, Geschichtsschreibung, lateinischen Poesien, wie von den ersten Regungen eines bürgerlichen Lebens, von Handel und Industrie, — weiter gedeihen und die ursprüngliche Schöpferkraft des Volkes, durch die Thaten und Werke seiner Herrscher zur ersten naiven Entfaltung getrieben, sich bethätigen, so daß die Keime, welche einst Karl der Große im Gemüte des Volkes zu legen begonnen, zu duftiger Blüte sich entfalten? Wird der neue Herrscher ein Vorbote des kommenden Volksfrühlings sein oder wird er, jenem hl. Romuald folgend, zur Erfüllung des Systems die ganze Menschheit in die Einöde zu treiben suchen?

Jene objektive Entsagung, wie sie einst Otto III geübt, indem er den Polen und Ungarn das Loskommen von deutscher Herrschaft erleichterte, stand, wie wir sahen, in direktestem Widerspruche mit dem subjektiven Wollen des deutschen Volkes. Für diese greisenhafte Politik waren die Deutschen noch zu jung, und namentlich in Sachsen fühlte

man diesen Schlag, wie man es fühlte, daß auch Heinrich II mit den Liutizen Freundschaft schloß. „Hatte der Sachsenstamm sich Jahrhunderte lang dem Uebergewichte der fränkisch-romanischen Mischkultur mit unbeugsamer Sprödigkeit widersetzt, hatte er endlich widerwillig und gezwungen die Institute der christlichen Kirche und der karolingischen Verwaltung in das alte und festgewurzelte Gefüge seiner Verfassung hineingeschoben, so rettete er jetzt durch seine noch frischen und unverbrauchten Kräfte die Kultur des Kontinents vor den vernichtenden Einflüssen asiatischer Barbarei und romanischer Entartung." So war es, als die Ottonen zur Herrschaft kamen. Alle gesunden Kräfte des deutschen Volkes wurden angeregt, und von neuem belegt, da Sachsen ihnen den Rückhalt gab, und wir erkannten, daß auch in den vergangenen hundert Jahren diese Kraft nicht erlosch, sondern stetig wuchs. Die Weltfrage wird also noch einmal zu Gunsten des deutschen Volkes entschieden werden, denn die deutsche Kirche war es, welche die römische aus ihrem Verfalle emporhob, und deutsch zu denken und zu fühlen, hatten die Bischöfe in dem Jahrhundert der Ottonenherrschaft gelernt. Noch ist die Zeit nicht da, abstrakt systematisch zu verfahren, und an Aribo von Mainz wird es sich rächen, daß er solches trotz seines besseren Fühlens versuchte.

Anders aber lautet die Frage, wenn wir das Auge auf die äußere Politik lenken. Wird auch da die Weltherrschaft noch einmal den Deutschen zufallen? Wird der Traum in Erfüllung gehen, den einst die großen Kaiser Karl und Otto geträumt? Uebersehen wir einmal die Lage!

Im Innern eine doppelte Entwicklung: Bauern und Ritter. Jenen ist es um den ruhigen Besitz und die stille Arbeit, diesen um die Eroberung zu thun. Je mehr der deutsche Bauer sich von der Pflege des Kriegshandwerkes zurückzieht, je mehr er die Ehre desselben fahren läßt, um so mehr bemächtigt sich der Adel derselben. Während im Norden auf den Inseln und Halbinseln des Meeres die bäuerliche Hufe mitten im Leben stehen blieb, zog sich das Leben im Binnenlande von ihr zurück. Dort ein freier, kriegerischer Geist auch bei den Bauern, hier ein langsames, aber unwiderstehliches Sinken zur Unfreiheit. „Dieselbe kontinentale Abgeschlossenheit des deutschen Binnenlandes hielt auch seinen Hufenbesitzer ebenso sehr von dem friedlichen Verkehr fern, welcher es jedem Bauer der deutschen Küste, der nordischen Inseln und Halbinseln ermöglichte, zur See die Erträge seines Pfluges und seines Webstuhles unmittelbar abzuführen. Bei dem vollkommenen Mangel an allen bedeutenden Verkehrsmitteln bietet daher diese binnenländische Hufe damals ein Bild unproduktiver Abgeschlossenheit. Je länger diese Verhältnisse währten, desto mehr mußten sie gleichsam in sich versteinern, und mußten alle jene eigentümlichen Keime bäuerlicher Selbständigkeit absterben, welche Luft und Licht des Seelebens gesund und frisch erhielten." (Nitzsch.) So der Bauer in seiner Weltabgeschiedenheit. Sitte und häusliches Leben bewahrten demgemäß ihre alte Einfachheit und Schlichtheit. Ottos III byzantinisch-römisches Maskenfest hatte man angestaunt und vorübergehen lassen. Die Tracht der Deutschen blieb dieselbe. Erinnern wir uns, daß das Handwerk wie der Handel noch im Dienste der Herrschaft stand, so begreifen wir, wie auch von dieser Seite nur sehr langsam ein Einfluß ausgeübt werden konnte. So langsam der Aufschwung, so langsam der Verfall in den untern Volkskreisen. Der Hufenbesitzer sinkt nicht vollkommen in Sklaverei, da die Rivalität der Laienaristokratie und der Kirche den Kampf entfacht, bevor der letzte Rest von Freiheit verschwunden ist. Ja, in diesem Kampfe der oberen Schichten erhält die Freiheit der untern neue Nahrung. „Ein großer Teil dieser abhängigen Hufenbesitzer behält unter der Verwaltung des Herrenhofes die Formen der nationalen Gerichtsverfassung, das Recht der drei ungebotenen Dingtage ungebrochen bei." Persönliche Freiheit und dingliche Unfreiheit liegen hier im Kampfe mit einander, und dieser prinzipielle Kampf führt zu einer Rechtspraxis und einer Ausbildung von Weistümern, welche sich als ein Bollwerk gegen die systematische Unterdrückung, zu der eine größere Gesamtverwaltung nur zu gerne hinneigt, erweisen. „Das Haften an seinen Rechtsgewohnheiten glich der vertraulichen Beibehaltung angestammter Mundarten." Und davon läßt ein Volk so leicht nicht. Zudem war dieser Kampf einer größeren Gesamtheit mit dem Individuum gemildert dadurch, daß die Kirche

diese Gesamtheit für einen großen Teil der Bevölkerung vertrat. Es mischten sich da wohl auch egoistische Absichten und Bestrebungen ein, doch geschah dies im allgemeinen weit weniger, als es zu erwarten gewesen wäre, hätte nur der Adel die Führung gehabt. Die Mäßigung der Kirche mußte dagegen wieder zurückhaltend und mäßigend auf die Laienaristokratie selbst wirken, und in dieser Weise wurde der Kampf der Geschlechter im Bauernvolke selbst glücklich vermieden, welcher unfehlbar ausgebrochen wäre, hätte sich seine alte Freiheit und Verfassung erhalten.

Der Adel blieb Deutschland erhalten. Er ging nicht in die Fremde, wie bei den germanischen Vettern des Nordlands. Er kam in Deutschland zur Ausbildung des Lebenswesens, das wir oben als eine im Prinzipe staatsfeindliche Einrichtung bezeichneten. Und gewiß war es dieses auch in der Auffassung, in welcher es sich ausbildete. Eine andere Frage ist aber, ob der Lehensverband eine willkürliche Einrichtung oder eine von der Notwendigkeit gebotene war? Und da entscheiden wir uns für die Antwort in letzterem Sinne. Das deutsche Volk konnte an demselben nicht vorbei. Und es liegt ihm auch ein richtiger Gedanke zu Grunde, der Gedanke, daß von dem Gesamtgute des Volkes nur der einen Theil erhält, der dieser Gesamtheit gegenüber auf gewisse Pflichten und Leistungen eingehen kann und will. Daß auch hier persönliche und egoistische Absichten und Bestrebungen den Grundgedanken bald überwucherten, sahen wir. Dieser Entwicklung zu einem totem Systeme aber, dessen Grundgedanke in Vergessenheit geraten war, stemmte sich nicht nur „die größere Vereinigung von Eigentum und Arbeitskräften unter den Händen der kirchlichen Verwaltung“ entgegen, sondern namentlich jene Rechtsfreiheit, die dem Volke erhalten blieb. Die natürlichen Kräfte des Volksgeistes arbeiteten, da es in dieser Zeit zu einem geschriebenen Rechte nicht kam, von unten herauf gegen die systematische und egoistische Verknöcherung in den oberen Schichten, und so oft man oben neue Steine dem Baue hinzufügte, zog man unten solche weg, bis der Bau endlich in der Luft stand und zusammenfiel. Und auch dazu, zu der Zerstörung des eigenen Werkes mußten die Großen, dem Gesetze der Natur gehorchend, selbst die Hand bieten. „Mit der Erblichkeit der Grafenämter bildete sich nicht allein ein kriegerischer, sondern zugleich ein richterlicher Adel aus, der mit seinen Unterbeamten und Schöffen der Träger der Rechtsgewohnheiten und Rechtsbildung des Volkes wurde.“

Das es im Werden des deutschen Volkes noch keinen festen Punkt gab, an den man die Weiterentwicklung hätte anschmieden können, zeigt am deutlichsten der Umstand, daß auch das Königtum und Kaisertum nicht nur fortwährend mit feindlichen Mächten im Innern des Reiches zu kämpfen hatte, sondern auch gezwungen war, selbst in die leidenschaftlichen Debatten der Parteien einzugreifen. Eine dominierende Stellung, wie sie einst Karl der Große einnahm, hat nach ihm keiner der sächsischen und fränkischen Kaiser mehr erreicht. Sie mußten auf ihren Hoftagen, die sie ohne Ordnung und Zahl je nach der Lage der Verhältnisse bald hier, bald dort, abhielten, verhandeln. Und diese Kunst der Verhandlung führte dann von oben herab durch das ganze Volk hindurch zu einer Ausbildung des geschäftlichen Scharfsinnes, den wir bewundern müssen. „Im innern Deutschland — sagt Jakob Grimm — seit er sein hergebrachtes Recht nicht mehr selbst weisen kann, ist der Bauersmann verdumpft, er denkt beschränkter und nimmt am Gemeindewesen geringeren Teil; wer in unsern Tagen noch die letzten Ueberreste unveräußerter Markverfassungen in Westfalen oder in der Wetterau kennen lernte, mag es bestätigen, daß ein anständiges Selbstgefühl und eine ausgezeichnete Tüchtigkeit dem Bewohner solcher Gegenden eigentümlich war.“ Diesem Vermögen, sein Recht selbst zu entwickeln und zu weisen, ließ sich nur durch die abstrackte Einführung eines fremden Rechtes, des römischen, beikommen, ein Kunststück, das dann auch noch der Zukunft vorbehalten blieb.

„Unsere durchaus kirchlichen Quellen, — sagt Nitzsch, dessen unübertroffener Darstellung dieser Verhältnisse wir hier vollständig folgen — Schriftsteller wie Urkunden, heben meist nur die Schattenseiten dieser Laienbildung hervor, ja sie fälschen diese Zeichnung noch dadurch, daß sie den vornehmen richterlichen Freien nur als den rechtlichen und schamlosen Unterdrücker schildern, vor dessen unwiderstehlicher Tücke und Gewalt der

unterdrückte kleine Freie nur bei der Kirche und auch hier kaum Schutz findet. Es ist eigentümlich, daß unsere vulgäre moderne Auffassung, die sonst jener kirchlichen Ueberlieferung nicht über die Schwelle traut, hier alles glaubt, was irgend vorgebracht wird. . . . War, könnte man sagen, die drückende Offensive, mit der das richterliche Uebergewicht der Aristokratie sich ausbreitete, ein Resultat ihrer eigentümlichen Bildung, so hat dagegen der kleine Freie in seiner Defensive ein nicht geringeres Geschick, ein ebenso sicheres Gefühl für seine Zwecke und Mittel entwickelt." Sind auch Gegensätze vorhanden, so möchten wir doch gerade in dieser bäuerlichen und kriegerisch-richterlichen Entwicklung die beiden Seiten unsres damaligen nationalen Lebens erkennen. Diese letzte Seite tritt uns dann eigentlich um so lebensvoller entgegen, je mehr wir von den genannten historischen Quellen absehen. „Die Kunst des rechten Worts, die berechnete Anwendung der recht gewählten rechtlichen oder geselligen Form, das hohe Spiel klug gestellter und klug geleisteter Eide geben diesen Verhandlungen an den Hoftagen eine ebenso gefährliche und aufregende Spannung, wie den gerichtlichen. Denken wir uns die Leidenschaften und Parteiungen eines isländischen Allthings, aber ohne die feste Geschäftsform dieser Bauernversammlung, übertragen auf die unendlich größeren und verwickelteren Verhältnisse der deutschen Fürstendebatten, oder auch denken wir uns Charaktere, wie sie die Poesie dieser Stände in Siegfried und Hagen so klar anschaute und durchbildete, in dem unberechenbaren Gedränge ihrer großen Geschäfte, so vervollständigt sich das sonst unklare Bild jener großen Unterhändler, eines Konrad II, Heinrich III, Otto von Nordheim, zu heroischer Mächtigkeit." In dieses Ringen der nationalen Kräfte drängt sich dann mehr und mehr die kirchliche Diplomatie. Heinrich I erhielt von dem deutschen Adel seine Krone; Otto I ebenso, Volk und Kirche stimmten der Wahl nur zu; Heinrich II zog im Lande umher, mit den einzelnen Großen zu verhandeln; in Sachsen bestätigte er dem Adel sein altes Recht, in Bayern erkannte er das Recht der Herzogswahl an; überall aber mußte er der Stimmung der Bischöfe Rechnung tragen, und nach seinem Tode tritt dann der Episcopat hervor als Leiter der Neuwahl, als der erste, der seine Stimme abgibt.

Ueberblicken wir nun diese Gegensätze im Gesamtbilde, so heben sich gerade in Deutschland die lebensvollen und lebensfähigen Kräfte, welche in ihrer gegenseitigen Stärke auch wiederum ihr gegenseitiges Maß fanden, verglichen namentlich mit den damaligen Zuständen in Frankreich und Burgund, vorteilhaft ab. „Wenn wir damals sehen, daß bei uns des Königs Friede eben das leistet, was in Frankreich die neue Erfindung des Gottesfriedens leisten sollte, wenn diese alte fränkische Gewalt uns gerade damals in den Händen Heinrichs III mit fast religiöser Mächtigkeit entgegentritt, so schließt sich damit für uns das Bild jener deutschen Laienbildung vollständig ab. Die Nachfolger der Ottonen und diese selbst sind, von dieser Seite gesehen, durchaus Männer ihrer Zeit. In den Charakteren dieser so verschieden begabten Träger unserer höchsten Gewalt sehen wir die mächtige Bewegung jener Laienbildung in den größten Dimensionen uns entgegentreten. Ihrer Herr zu werden, schlossen sich allerdings die Ottonen eben der Kirche an, und die christliche und kirchliche Kaiseridee war die Grundlage ihres ganzen politischen Haushaltes; aber, man gestatte den Ausdruck, sie wirtschafteten mit dieser Grundlage nicht nach Staatsraison und System, sondern im Geiste und mit dem Geschick jenes so einfachen und deshalb so mächtigen Rechtsverstandes, dessen die größten von ihnen ebenso voll waren wie die Grafen auf ihren Dingstätten und die Schöffen auf ihren drei Bänken.

Bei einzelnen von ihnen wie z. B. Otto III gewinnen wir wohl den Eindruck, als sähen sie sich von der Schlagfertigkeit jener Laienbildung, von der Sicherheit und Zähigkeit dieser Welt von Interessen und Ansprüchen überwältigt; eben deshalb werden sie der Kirche und der kirchlichen Kaiseridee leidenschaftlich zugedrängt. In andern dagegen wie Konrad II richtet sich jener schneidende und unüberwindliche Rechtsverstand des deutschen Grafen und Schöffen zu einer Weltmacht auf, die kalt und fest bis ans Herz hinan in die Gerichtsverhandlungen ebenso sicher eingreift wie in die großen Verhältnisse Süd- und Nordeuropas. In dem kurzen Wort dieses Königs: „wenn sie dürstet

nach dem Gesetz, will ich sie tränken" drückt sich das Selbstbewußtsein einer solchen Machtstellung in dem Geist einer solchen Bildung mit einer wunderbaren Mischung sittlichen Ernstes und überlegener Ironie auf. Mitten aus den Eindrücken jener Welt heraus hat uns der Biograph Heinrichs IV das Bild seines Königs gezeichnet. „Er machte", so sagt er, „bald den Eindruck eines Imperators, bald den eines einfachen Ritters, von der einen Seite in der vollen Wucht seiner Würde, von der andern in seiner ganzen Bescheidenheit. Sein Scharfsinn und seine Umsicht versagte nie; wenn der Spruch seiner Fürsten entweder bei einem gerichtlichen Urteil oder der Behandlung der großen Geschäfte unsicher schwankte, löste er selbst den Knoten sofort und entschied gleichsam aus dem innersten Geheimnis der Weisheit, was die Billigkeit, was die Zweckmäßigkeit fordere. Er verlor kein Wort der anderen, selbst sprach er wenig, auch fuhr er nicht zu früh mit seiner Absicht heraus, sondern wartete auf die der anderen. Auf wessen Antlitz er sein scharfes Auge gerichtet, dessen Seele sah er auf den Grund und durchschaute wie mit Luchsaugen, ob er ihm zuwider oder hold sei. Auch das war schön, daß er mitten in dem Gedränge der Fürsten größer als die übrigen, ja höher als er selbst erschien und in seinem Antlitz einen Ausdruck überwältigender Würde hatte, die über die Blicke der ihn Anschauenden gleichsam hinblitzte, während er unter seinen Hausgenossen und in kleiner Gesellschaft in seinem Ausdruck viel Milde, in seiner Haltung nichts Hervorragendes hatte."

In dieser Zeichnung eines feinen und liebevollen Beobachters fehlt gerade der Zug, der in der berühmten Schilderung Karls durch seinen Biographen Einhard den Grundton abgibt: die fröhliche Heiterkeit und die behagliche Sicherheit einer allgemein anerkannten und geliebten Herrschernatur. Er fehlt nicht allein hier, sondern in all den Charakteren von Otto I bis auf Heinrich IV. Man hat ja oft erzählt, daß Otto I nur auf einsam schattigen Waldungen dem Behagen seiner Seele zuweilen in einem Liede Ausdruck gab. Draußen im Licht der großen Geschäfte arbeiteten diese Könige sich Tag für Tag durch die immer wechselnden Aufgaben der inneren und auswärtigen Angelegenheiten mit eiserner Energie hindurch."

Und dem entsprechend ist es im häuslichen Leben altdeutsche Einfachheit und Schlichtheit, welche uns hier überall, wo noch das Weib die Herrscherin und Hüterin guter Sitte ist, begegnet. Die königlichen und adeligen Frauen, denen wir im Laufe der Erzählung begegneten, mit ihrer Charakterfestigkeit und geistigen Bildung, mit ihrer strengen und ehrbaren Weiblichkeit, wandeln den Schatten, den jene Schwester- und Kindsmörderin Adela in unsere Vorstellung warf, in helles Licht. Den ersten Trunk in reiner Holzschale bringt die Ditmarsische Bäuerin dem Gaste, die süddeutsche deckt dem ritterlichen Vogt mit reinem Tischtuche, mit einem „krachenden Leilach" den Tisch, so daß verlangend aus einer heutigen Münchener Gaststube die Gedanken in jene Zeiten rückwärts schweifen.

„Erst auf dem Grund dieser naiven Zustände, die sich so auffallend zäh Jahrhunderte hindurch erhielten, treten uns die Gestalten unserer Könige und Königinnen frei von dem Phrasennebel höfischer lateinischer Historiographie vollkommen deutlich entgegen: die größten Hofbesitzer dieses weltbeherrschenden Bauernvolkes inmitten einer Kirche, für welche die Aufgaben der Gutsverwaltung wichtiger sind, als die dogmatischen und politischen Debatten der benachbarten französischen Hierarchie."

Daß diesem natürlich kraftvollen Wesen die Herrschaft auch in Zukunft über große Teile der europäischen Bevölkerung bleiben mußte, ist klar. Mochte immerhin der freie Pole sich die Königskrone auf's Haupt setzen, als er vernahm, daß Heinrich II gestorben sei, er irrte, wenn er glaubte, nur auf diesen beiden Augen habe Deutschlands Kraft beruht. Mochte immerhin der Dänenkönig Knud der Große seine Herrschaft ausdehnen über England und Norwegen, mochte er selbst den Deutschen den Weg nach dem Osten verlegen durch die Eroberung der Ostseeländer Pommern und Ermland, er brachte es nicht über eine Rivalität mit den Deutschen im Norden, und auch aus dieser Stellung sank der Norden zurück, nachdem sein großer Beherrscher gestorben war. Anders war es in Italien. Dort kam es viel energischer und schneller zu jener Entwicklung von

unten herauf, zur Entwicklung freiheitlichen und nationalen Lebens, als dies in Deutschland der Fall war. Wollten die Kaiser hier ihre Herrschaft in alter Weise aufrecht erhalten, so brachte sie dies selbst in eine falsche Stellung, aus der ihnen dann auch die ungeheuersten Verwicklungen erwachsen sollten. Das nationale Gefühl rang mit Macht gegen eine allgemeine abstrakte Menschheitsidee, die sich zum allgemeinen Deutschtum auszuwachsen drohte, und erst im Laufe der Jahrhunderte drang die Erkenntnis durch, daß Nationalität und Weltbürgertum sich nur dann widersprechen, wenn das letztere als Besitztum einer bestimmten Nation ausgegeben wird. Dieser furchtbare Irrtum, in welchen wir nur durch ein verknöchertes Reichs- und Kaisersystem hineingerieten, hatte dann ebenso die furchtbarsten Katastrophen zur Folge. Ein Glück für die europäische Menschheit, daß in der Zeit des Niederganges andere Nationalitäten soweit erstarkt waren, die Führung übernehmen zu können, ein Glück für Deutschland, daß die einstmals unterdrückten territorialen Gewalten dann emporstrebten und die Schätze des deutschen Volkes so weit retteten, als sie noch zu retten waren!

Als Heinrich II gestorben war, fiel die Bestimmung über die Nachfolge der Wahl der Großen anheim. Wie selten vorher war die Wahl frei, denn nur entfernter Verwandtschaft mit den Ottonen konnten sich einige der deutschen Fürsten rühmen. Eine gewaltige Lockung für den Ehrgeiz und die Machtliebe der einzelnen! Aber wie sehr die Gelegenheit auch reizte, das Interregnum verlief ruhig; die Kaiserin Witwe führte bis zum 4. September, den man für die Neuwahl bestimmt hatte, die Verwaltung unangefochten fort. Höher als der Egoismus einzelner stand das Interesse aller; die Kaiseridee hatte Wurzeln geschlagen und blieb Herrscherin über die Neigungen der verschiedenen Stämme und ihre alten Sonderbestrebungen. Man traf zusammen und beriet über die Wahl in den einzelnen Gegenden. Kein Stammhaupt, sondern ein deutscher König sollte gewählt werden, und in diesem ersten Punkte stimmte man allenthalben überein. Doch nicht wie einst, da man zur Wahl der Sachsenkönige schritt, gaben nur die weltlichen Großen ihre Stimme ab. Die Kirche war erstarkt, sie hatte sich hineingearbeitet in die deutsche Verfassung und eine Machtstellung errungen, welche sie zur kühnen Rivalin der Laienaristokratie emporhob. Und nicht bloß das! „Man wird behaupten dürfen, daß die kirchliche Verwaltung in Deutschland an Umsicht und Humanität die des französischen Klerus weit übertraf, und daß auch in Deutschland wohl schon damals die Laienbesitzungen in dieser Beziehung hinter denen der Kirche zurückstanden. . . . In Deutschland hatte die geistliche Gewalt wirklich freie Hand, und diese Freiheit hat sie unzweifelhaft segensreich verwertet."

Es war dann zu einer gesunden Reform von der bayerischen Kirche der Anstoß gegeben worden; doch schweiften diese Ideen zuletzt über das Ziel weit hinaus, indem sie dort wieder anzuknüpfen suchten, wo einst Ottos III Reformgedanken zugleich mit seinem Leben geendet. Nicht die deutsche Kirche war die Trägerin dieser überspannten Ideen, sondern das Kaisertum, welches sich auf's neue mit dem Papsttum verbunden hatte. Mitten in dieser neuen Arbeit, deren Resultate die deutsche Kirche auf das ernsteste gefährdet hätten, waren Papst und Kaiser gestorben, und unter den Nachwirkungen jener drohenden Gefahren schritt man nun zur Neuwahl. Die Kirchen von Mainz und Köln hatten sich in den letzten Tagen Heinrichs II in verschiedene Lager geschlagen, die Mainzer gegen Kaiser und Papst, die Kölner für dieselben. Es mußte dieser Gegensatz bei der Neuwahl zum Ausdrucke kommen.

In der Rheinebene zwischen Mainz und Worms lagerten zu beiden Seiten des Stromes die Großen aus allen Teilen des Reiches mit ihren Vasallen. Hin und her beriet man, bis endlich die Stimmen an zwei Männern haften blieben, welche demselben Hause angehörten und einander Freunde waren. Es waren die beiden Konrade, die Urenkel jenes in der Lechfeldschlacht gefallenen Konrad von Lothringen. Dieser hinterließ

einen Sohn mit Namen Otto, dem die Allodien und Lehen des Vaters verblieben. Otto wurde dann, wie wir hörten, im Jahre 978 von Kaiser Otto II mit dem Herzogtum Kärnten belehnt und verzichtete später zu Gunsten Heinrichs II auf die Nachfolge im Reiche. Als er im Jahre 1004 starb, war sein Sohn Heinrich bereits tot. So folgte ihm Konrad, ein anderer Sohn, als Herzog von Kärnten nach, auf den auch die väterlichen Lehen am Rhein übergingen. Konrad von Worms aber hinterließ bei seinem Tode (1011) einen gleichnamigen Sohn, Konrad den Jüngeren, an dessen Stelle Heinrich II den Eppensteiner Adalbero zum Herzoge von Kärnten erhob. Ihm gegenüber stand Konrad der Aeltere, des verstorbenen Heinrich Sohn, der an Bischof Burkhard von Worms einen Schützer gegen seinen Oheim Konrad von Worms gefunden hatte.*) Die Stimmen des hohen Klerus vereinten sich zum größten Teile auf diesen Schützling Burkhards, Konrad den Aelteren, der als freier Mann ohne Lehensverbindungen dastand, nur im Besitze eines Teiles der konradinischen Allodien. Ihm gegenüber arbeitete der Erzbischof Pilgrim von Köln für Konrad den Jüngeren. Jedenfalls hätte dieser ein bedeutendes Uebergewicht an persönlicher Macht gegen den älteren Vetter in die Wagschale werfen können, aber Konrad der Aeltere hatte sich im Jahre 1015 mit der Witwe des Babenberger Herzogs Ernst von Schwaben vermählt, und dadurch an Ansehen so sehr gewonnen, daß er die Gegenpartei nicht sonderlich zu fürchten brauchte. Außer dem Mainzer Erzbischof Aribo und seinen Suffraganen unterstützten seine Bewerbung die Lützelburger wie die Babenberger und ebenso manche der sächsischen Großen. An der Anwesenheit des Abtes Odilo von Cluny bei der Wahl in Kamba, Oppenheim gegenüber, erkennen wir die Bedeutung, welche man derselben in kirchlichen Kreisen namentlich beilegte. Die Kirche sah mit Spannung auf den Ausgang, und gegen den älteren Konrad begünstigten die Cluniacenser mit den lothringischen Bischöfen und Großen den jüngeren Vetter. Zwei Parteien standen sich gegenüber, welche an Macht beide bedeutend waren. Da gab denn jene kluge Verhandlung den Ausschlag, zu der Konrad der Aeltere selbst die Hand bot. Er hatte mit seinem Vetter eine Zusammenkunft unter vier Augen und erlangte von ihm die Zustimmnng, daß jeder von ihnen neidlos die Stimme dem geben wolle, der die meisten übrigen Stimmen erhalten habe. Als ihm der jüngere Vetter dieses Versprechen gab, neigte sich Konrad vor und küßte ihn. Dieser Kuß wurde gesehen und verstanden, und so schritt man dann zur Wahl. Erzbischof Aribo war der erste, der zur Abgabe seiner Stimme aufgerufen wurde. Er stimmte für Konrad den Aelteren. So gewann dieser den Vorsprung vor seinem Gegner. Die



Konrad II.
Nach dem Gemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

*) Kaiser Otto I.

Liutgard, Gemahlin Konrads des Roten, Herzogs von Lothringen. († 955.)

Otto, Herzog von Kärnten (978—983; 995—1004)

Heinrich († ?) — Konrad, Herzog von Kärnten († 1011) (von Worms)

Konrad der Aeltere, Kaiser (1024—1039) — Konrad der Jüngere (Herzog (?) von Franken, später (1036) Herzog von Kärnten. († 1039.)

meisten der Erzbischöfe und Bischöfe folgten dem Mainzer, und von den weltlichen Fürsten war es dann Konrad der Jüngere selbst, der seine Stimme zuerst für den Vetter abgab. Damit war die Wahl entschieden, und das Volk jubelte laut dem Erwählten zu. Kunigunde, die Witwe Heinrichs II, überreichte ihm selbst die Reichsinsignien, und wenn auch Herzog Gozelo und Friedrich von Lothringen davonzogen und mit ihnen mißmutig Erzbischof Pilgrim von Köln und viele lothringische Bischöfe, so konnte das doch das Geschehene nicht mehr ungeschehen machen. Man zog nach Mainz, wo Konrad der Aeltere, Heinrichs Sohn, am 8. September 1024 von Aribo zum deutschen Könige gekrönt wurde. Bei der Huldigung aber kam es so recht deutlich zum Vorschein, wie sich die Zeiten geändert hatten. Nicht die Freien traten an erster Stelle zur Eidleistung vor, sondern die Bischöfe, dann die Herzoge und weltlichen Großen, dann die Reichsvasallen, die gemeine Ritterschaft und zuletzt erst einzelne freie Männer. Der Dienst beherrschte die Situation und nicht mehr die Freiheit. Diese beiden Prinzipien, wie wir sahen, schon seit langer Zeit in feindlichem Gegensatze zu einander, sollten auch weiterhin den letzten Untergrund für alle Bestrebungen des deutschen Volkes bilden.



Siegel Konrads II.

Man hätte nach den Vorgängen bei der Wahl schließen dürfen, daß dem Erzbischofe Aribo von Mainz auch eine große und hervorragende Stellung im königlichen Rate zufallen würde. Und gewiß erfuhr Aribo auch in den nächsten Tagen die königliche Gunst in vollem Maße. Allein, daß dem Bamberger Bischofe Eberhard das Erzkanzleramt für Italien genommen und dem Mainzer übertragen wurde, beweist dieses. Doch kam es sehr bald zu Gegensätzen zwischen König und Erzbischof. Gisela und Konrad befanden sich in der gleichen Lage, wie Otto von Hammerstein und Irmengard. Sie waren nach kirchlichen Anschauungen zu nahe verwandt, um Gatten sein zu können. Aribo verweigerte also der Gemahlin des Königs die Krönung, und bald nahm sein Gegner Pilgrim von Köln die Stellung ein, welche der priesterliche Fanatiker so leichtsinnig preisgegeben. Schon am 21. September vollzog Pilgrim die Krönung Giselas in Köln. Machte so der Anführer der bischöflichen Gegenpartei eine Schwenkung, so ließ sich dies von den andern auch bald erwarten. Konrad setzte seinen Königsritt fort. Ueber Aachen, Lüttich, Nimwegen zog er durch die lothringischen Lande, dann durch Sachsen, wo ihn die Schwestern Ottos III begrüßten, die Aebtissinnen von Quedlinburg und Gandersheim. Den Sachsen bestätigte Konrad wie einst Heinrich II ihr furchtbares Recht und erlangte so ihre Anerkennung. Ueber Thüringen und Ostfranken ging dann der Weg nach Bayern und Schwaben, und auch hier fand der König die gewünschte Anerkennung. In Konstanz huldigte ihm sodann Erzbischof Aribert von Mailand, und auch aus anderen Gegenden Italiens trafen bald Gesandte an seinem Hofe zur Huldigung ein. Der König näherte sich den Grenzen des burgundischen Königreichs.

In Burgund hatten König Rudolf und seine Großen gemeint, mit dem Tode des kinderlosen Heinrich II sei der mit ihm geschlossene Vertrag erloschen. Gewiß stand das Erbrecht dem Könige Konrad entgegen. Denn Graf Odo von Champagne war ein Sohn der älteren Schwester König Rudolfs, ihm gebührte nach dem Erbrecht die erste Anwartschaft; nach ihm dem Enkel der jüngeren Schwester, dem unmündigen Herzog

Ernst von Schwaben, dem Stiefsohne König Konrads. Dieser aber hielt sich für den allein berechtigten Erben Kaiser Heinrichs II, besetzte Basel und erklärte also sein Anrecht auf Burgund aufrecht erhalten zu wollen. Zunächst dachte Konrad dann an die Kaiserkrone. Auf dem Reichstage zu Tribur (Ende Juli 1025) wurde die Romfahrt beschlossen und die Vorkehrungen dazu sofort getroffen. Doch der Tod König Boleslavs Chabry von Polen (Juni 1025), des alten mächtigen Feindes der Deutschen, verhinderte die sofortige Ausführung des Beschlusses. Mesco von Polen, Boleslavs Sohn, verweigerte die Anerkennung der deutschen Hoheit und den bisher bezahlten Tribut: Er rüstete, die Feinde zu empfangen. Um nun einer Vereinigung der deutschfeindlichen Mächte vorzubeugen, suchte Konrad selbst ein Bündnis mit dem mächtigen Dänenkönige Knud, dem Vetter Mescos, zu schließen. Durch die Abtretung der Mark Schleswig zwischen Schlei und Eider kam der Bund zu stande; Deutschland war nach dieser Seite gesichert. Mesco selbst wurde indessen von anderen Kämpfen in Anspruch genommen, und so wurde der Austrag des Streites im Osten verschoben.

Um so rascher und unerwarteter brach er im Westen aus. Die Unzufriedenen in Lothringen und Schwaben, in Bayern und Burgund, in Italien und Frankreich setzten eine Zeit lang ihre Hoffnungen gemeinsam auf den König Robert von Frankreich. Eine italienische Partei, an deren Spitze die Markgrafen Rainer von Toskana, Hugo von der Lombardei und dessen Bruder Adalbert aus dem Hause Este, Manfred, der Markgraf von Susa, und dessen Bruder Alrich, Bischof von Asti standen, bot dem französischen Könige für dessen Sohn Hugo die Krone Italiens an. Als Robert ablehnte, wandten sich die italienischen Großen an Herzog Wilhelm IV von Aquitanien, den Grafen von Poitiers, dem sie gleichfalls die Kaiserkrone anboten. Doch alle Bemühungen, die Anhänger Konrads, welche sich unter der Fahne des Erzbischofs Aribert von Mailand sammelten, zum Uebertritte zu bewegen, scheiterten. Herzog Wilhelm brach selbst nach Italien auf. (Herbst 1025.)

In Deutschland war es indes schon zu Streitigkeiten zwischen den beiden Vettern, dem Könige und dem jüngeren Konrad, gekommen. Dieser sammelte Bundesgenossen, indem er an seinen Stiefvater, Friedrich von Oberlothringen und Gozelo von Niederlothringen einen Rückhalt fand. Hinter diesem Bunde stand ebenso König Robert von Frankreich. Dem jüngeren Konrad gelang es, den jungen Herzog Ernst von Schwaben, des Königs Stiefsohn, auf seine Seite zu ziehen, da derselbe für sein burgundisches Erbe fürchtete. Auch Graf Welf, der in Bayern und Schwaben reich begüterte Rivale des Bischofs Brun von Augsburg, schloß sich der Verschwörung an. Im Winter sollte die That folgen. Schon rückte König Robert an die Grenze von Flandern, schon hatte Markgraf Balduin von Flandern seine Festungen verstärkt, da kam König Konrad nach Lothringen. Gozelo von Niederlothringen unterwarf sich zuerst, ob durch eigene Erwägungen geleitet, oder durch große Versprechungen des Königs gewonnen, wissen wir nicht. Ihm folgte bald Graf Friedrich, dann die andern. König Robert zog sich zurück, Balduin von Flandern blieb ruhig. Und nun nach Italien!

Im Februar 1026 sammelte sich in Augsburg das Heer. Auch Herzog Ernst erschien, und damals war es, daß der König seinem Stiefsohn die reiche Abtei Kempten in Bayern zu Lehen gab. Im März war der König in der Lombardei. Gescheitert waren die Verhandlungen mit Herzog Wilhelm von Aquitanien, doch es bestand noch der Bund der lombardischen Großen gegen die Bischöfe und die ihnen in tiefster Seele verhaßte deutsche Herrschaft. Ohne Widerstand zu finden, zog Konrad nach Mailand, wo er aus Ariberts Hand die Krone Italiens empfing. Pavia aber, die alte Königsstadt, hielt ihm die Thore geschlossen. Konrad verwüstete die Umgebung und begnügte sich mit der Umzingelung der Stadt, um ihr die Zufuhr abzuschneiden. Ueber Cremona zog er dann nach Ravenna. Auch hier mußte er erfahren, wie sehr die deutsche Herrschaft dem Italiener verhaßt war, ein Aufstand brach in der Nacht aus, da das deutsche Heer außerhalb der Mauern weilte und die Thore geschlossen waren. Nur schwer erkämpften sich die in der Stadt untergebrachten Deutschen ihre Vereinigung. Graf Eberhard, aus einem bayerischen Geschlechte, wollte mit dem königlichen Banner aus der

Stadt. Auf der Brücke des Montone versperrte ihm eine Schar von Ravennaten den Weg. Er aber stürzte ihnen kühn entgegen, trieb sie in den Fluß und bemächtigte sich der Brücke. Als der König zu Roß erschien, sah er, wie die Ravennaten überall fliehend den Kirchen zustürmten. Er befahl dem Morden Einhalt, und am Morgen erschienen die Bürger im Büßergewande vor ihm, seine Verzeihung bittend und erlangend. Den heißen Sommer, der für die Deutschen stets so verderblich war, brachte der König in den nördlichen Gegenden, am Fuße der Alpen zu. Im Herbste aber zog er wieder südwärts und unterwarf nun die lombardischen Großen. Nur Pavia hielt noch stand. Endlich aber brach der Mut der tapferen Bürger, sie unterwarfen sich. Abt Odilo von Cluny wandte das Strafgericht von der Stadt ab, das ihr zugedacht war. Dem Falle der Königsstadt folgte im Anfange des Jahres 1027 die Einnahme von Lucca, welches Markgraf Rainer von Tuscien besetzt hielt. Mit ihm unterwarf sich die ganze Landschaft, und der König zog gegen Rom. Am 22. März wurde er von Papst Johann XIX empfangen, und am Osterfeste fand die Kaiserkrönung statt. Auch Gisela wurde vom Papste gekrönt, und das Fest wurde gehoben durch die Anwesenheit vieler Fürsten und zweier Könige, Knuds des Großen von Dänemark und England und Rudolfs von Burgund. Doch auch hier sollte der neue Kaiser erfahren, wie die Fremdherrschaft im Lande verhaßt war. Ein Streit der Erzbischöfe von Ravenna und Mailand war mit Mühe geschlichtet worden. Wegen einer Kuhhaut kam es dagegen noch während der Ostertage zum Kampfe zwischen Deutschen und Römern, der in kurzer Zeit in eine förmliche Schlacht ausartete, auch hier wieder zum Nachteile der Italiener, die sich unterwerfen und Buße thun mußten. Nach einer Synode, welche am 6. April unter dem Vorsitze des Kaisers und Papstes abgehalten worden war, wandte sich der Kaiser mit seinem Heere gegen Unteritalien. Es unterwarfen sich ihm der Fürst von Benevent, viele Städte und auch Pandulf von Capua. Den normännischen Abenteurern gestattete der Kaiser Wohnsitze in Unteritalien und verpflichtete sie zum Dienste der langobardischen Fürsten gegen die Griechen. Bald darauf gründete der Normanne Rainulf in wüster Gegend Aversa und faßte so den ersten sicheren Fuß in Italien.

Mehr als Tapferkeit und Strenge hatten das Glück und kluge Verhandlung dem Kaiser bei seinem Zuge nach Italien geholfen. Er eilte nach Deutschland zurück, wo er Ende Mai eintraf. Seine Stellung war gesichert, und der Untergang war denen gewiß, welche sich gegen ihn auflehnten.

Schon in Unteritalien hatte den Kaiser die Nachricht ereilt, ein Aufstand sei in Deutschland ausgebrochen. „Welf, der mächtigste der Vasallen des Herzogs Ernst, der reichste Graf in Schwaben an Erbgütern und Lehen, der Erbauer von Ravensburg, aus dem uralten Geschlechte, welches seine Ahnen weit hinauf bis zur Völkerwanderung nachweisen möchte, hatte in Abwesenheit seines alten Feindes, des Bischofs Brun von Augsburg, der mit dem Kaiser in Italien war, dessen Stiftsgüter verheert, Augsburg selbst eingenommen, den bischöflichen Schatz geplündert und die Stadt verwüstet. Mit ihm verband sich der unruhige Herzog Ernst, dem noch vor kurzem sein Stiefvater verziehen und, mit Wohlthaten überhäuft, vertrauensvoll nach Deutschland entlassen hatte, damit er hier für die Erhaltung des öffentlichen Friedens Sorge trüge.“ Aber Ernst fiel in den Elsaß ein, zog an die Grenzen von Burgund, auf die Hilfe seines Oheims, des Königs Rudolf hoffend; von diesem zurückgewiesen, verschanzte er sich auf einer Burg bei Zürich, von wo er die Klöster St. Gallen und Reichenau heimsuchte. Herzog Friedrich von Oberlothringen und Konrad der Jüngere hielten zwar Ruhe, aber eine zweideutige. Selbst der Polenkönig wurde von dem Lothringer beschickt. Vor dem Ausbruche dieser Wirren war Herzog Heinrich V von Bayern, der Lützelburger, gestorben (Februar 1026). So war den Empörern Welf und Ernst die Bahn in Oberdeutschland freigelegt, und leicht hätte der Aufruhr eine gefährliche Wendung nehmen können, wäre der Kaiser noch länger in Italien festgehalten worden. Aber er eilte herbei. Ueber den Brenner kam er nach Bayern und sofort traf er seine Vorkehrungen. Die Gaugrafschaft im Innthal wurde dem Grafen Welf abgesprochen und dem Bischof von Brixen übertragen. Der wichtige Paß von Clausen unter den Felsen von Seben durfte nicht in

den Händen des Empörers bleiben. Die Grafschaft Bozen wurde dem Bistum Trient überwiesen, und so beschritt Konrad II auch hier den Weg, den ihm seine Vorgänger gewiesen, indem sie Grafschaften mit Bistümern vereinigten. In Regensburg versammelte der Kaiser einen bayerischen Landtag (Ende Juni). Die Großen wählten den kleinen Heinrich, des Kaisers Sohn, zu ihrem Herzoge und zugleich ließ der Kaiser hier eine genaue Zusammenstellung aller Güter und Einkünfte des Reiches in Bayern und der Mark Oesterreich vornehmen. Wo Zweifel obwalteten, entschieden die Grafen im Gaugericht nach bayerischem Rechte, und die Schöffen wiesen dabei, was Herkommens und Rechtens war.



Der Kaiser versöhnt sich mit Herzog Ernst zu Bamberg.
(Aus der illustrierten Ausgabe der Deutschen Volksbücher von G. Schwab.)

Aus Bayern eilte der Kaiser über Augsburg nach Ulm, wo er einen schwäbischen Landtag versammelte. Hier erschienen auch Herzog Ernst und Graf Welf; doch nicht als reuiger Sünder kam der Herzog, sondern auf seine zahlreichen Vasallen vertrauend, glaubte er sein Recht vom Kaiser ertrotzen zu können. Vorher versammelte er die schwäbischen Fürsten, ihnen zuzureden, daß sie in ihrer Treue gegen den angestammten Herzog ausharren möchten. Da aber erhielt er von den Grafen Friedrich und Anselm im Namen aller eine Antwort, welche für die Zeit zu charakteristisch ist, als daß wir sie unerwähnt lassen dürften: „Wir wollen nicht leugnen — sprachen die Grafen — daß wir dir feste Treue gegen jeden versprachen, nur nicht gegen den, der uns dir übergab. Wenn wir als Knechte unsres Königs oder Kaisers von ihm an dich übergeben wären, dann dürften wir uns freilich allerwege nicht von dir trennen. Da wir aber freie Männer sind, und der König und Kaiser höchster Gewährsmann unsrer Freiheit ist, so gehen wir, wenn wir ihn verlassen, der Freiheit verlustig, welche kein wackerer Mann außer zugleich mit dem Leben verliert. Deshalb sind wir bereit, dir in allem zu gehorsamen, was du Rechtes und Ehrliches von uns verlangst. Willst du aber Anderes, so kehren wir frei dahin zurück, woher wir zu dir nur bedingungsweise kamen." Da sah sich Herzog Ernst von seinen Vasallen verlassen, und auf Gnade und Ungnade ergab er sich dem Kaiser, der ihn nach der Feste Giebichenstein in Thüringen in Haft bringen ließ.

Auch Welf unterwarf sich und wurde eine Zeit lang gefangen gehalten. Bald war der Aufstand in Schwaben bezwungen, nur Ernsts ergebenster Freund Werner hielt sich auf der Kiburg bei Zürich noch drei Monate lang, und als dann die Feste übergeben wurde, entkam er selbst der Haft. Aus Schwaben zog der Kaiser nach Franken. Sein Vetter Konrad verlor seine Güter und Lehen, seine besten Burgen wurden gebrochen, er selbst in Haft gebracht. Da war es auch, wo der Kaiser seinen Halbbruder Gebhard zwang, die Tonsur zu nehmen. So beschloß es das Konzil von Frankfurt, welches unter dem Vorsitze des Kaisers im September 1027 tagte. Auch der Gandersheimer Streit kam hier wieder zur Verhandlung. Hatte der Kaiser auch, als er in Rom weilte, keine Hand gerührt, das Papsttum aus seiner tiefen Versunkenheit, in welche es nach dem Tode Benedikts VIII geraten war, emporzuheben, war auf der römischen Synode von Reformmaßregeln keine Rede, und zeigte sich so, daß die Mainzer Kirchenpolitik vollkommen die Oberhand behielt gegen die Bestrebungen der Cluniacenser, so entschied doch die Versammlung von Frankfurt gegen den Erzbischof Aribo von Mainz zu Gunsten Bischof Godehards von Hildesheim. Auch die Angelegenheit Ottos von Hammerstein, welche Aribo abermals vorbrachte, wurde nicht in seinem Sinne entschieden. Von Frankfurt zog der Kaiser gegen Lothringen, wo er verweilte. Im April des Jahres 1028 wählten die Großen zu Aachen den zehnjährigen Heinrich zu seinem Nachfolger; die Krönung und Salbung vollzog Erzbischof Pilgrim von Köln in dem alten Dome Karls des Großen.

Bewogen von seiner Gemahlin, der treuen Gisela, versuchte der Kaiser mit seinem gefangenen Stiefsohne abermals eine Aussöhnung. Schon war dem Grafen Welf und Konrad dem Jüngeren die Freiheit wieder gegeben. Auch Ernst wurde jetzt entlassen und von neuem mit Schwaben belehnt. Zu Ostern 1030 verlangte dann der Kaiser zu Ingelheim von seinem Stiefsohne das eidliche Versprechen, den Werner von Kiburg, seinen treuesten Freund, als Reichsfeind mit aller Macht zu verfolgen. Aber empört durch solche Zumutung verließ Ernst im Zorn mit einigen Anhängern den Reichstag. Da erklärte ihn der Kaiser für einen Feind des Reiches, sprach ihm seine herzogliche Würde ab, verlieh Schwaben dem jüngeren Bruder Ernsts, Hermann, und ließ von den Fürsten die Reichsacht, von den Bischöfen den Bann über die Freunde Ernst und Werner verhängen. Gisela gab den Sohn gegen den Gemahl auf und stimmte dem Vorgehen Konrads zu. Ernst wandte sich nach der Champagne zum Grafen Odo. Der hatte keine Hilfe für ihn. So kehrte er nach Schwaben zurück und setzte sich in der wildesten Gegend des Schwarzwaldes auf dem Falkenstein fest. Als Räuber und Wegelagerer fristete er hier mit seinem Freunde Werner noch eine Zeit lang sein zerrissenes Dasein. Häscher wurden gegen ihn ausgesandt, und Graf Mangold geriet in Kampf mit den beiden, als sie den Falkenstein verließen, nachdem man sie der auf der Weide befindlichen Rosse beraubt hatte. Zorn und Mut entflammten die Herzen der kleinen Streiterschar, Ruhm und Belohnung feuerten Mangolds Begleiter an. Der Sieg blieb den Kaiserlichen nach langem verzweifeltem Kampfe. Mit seiner eigenen Leiche deckte Ernst diejenige des Freundes. Aber auch Mangold war gefallen. In der Marienkirche zu Konstanz wurde Ernst bestattet, nachdem er vom Banne gelöst war. Doch lange noch ertönte im Volke das Lied vom Herzog Ernst, an dessen treuer Freundschaft und tapferem Mute sich die Phantasie der Zeitgenossen begeisterte. Die Dichtung verwob die Kämpfe des Schwabenherzogs Ludolf gegen seinen Vater Otto den Großen mit denen des Schwabenherzogs Ernst gegen seinen Stiefvater Konrad und entlehnte Züge aus der einen Begebenheit, um sie bei der Schilderung der andern zu verwerten. In unsern Tagen hat der schwäbische Sänger Uhland noch einmal die Episode aufgegriffen und sie zu einem Drama verarbeitet. Fällt die Geschichtschreibung auch ein anderes Urteil, als die Dichtung, so klingt es uns doch nicht mehr fremd, wenn Uhland dem Grafen Adalbert beim Tode der beiden Freunde Ernst und Werner die Worte in den Mund legt:

„Geächtet war die Treue von der Welt,
Zum Himmel, ihrer Heimat, schwebt sie auf.“

Und gewiß, wir erkannten in der früheren Darstellung den Zug der Zeit, der die schöne Natürlichkeit mit der Fessel des werdenden Systems in Widerspruch brachte. Aus



Ruine Falkenstein bei Schramberg.

dieser später noch verschärften Zeitstimmung heraus haben die Dichter ihr Lied vom Herzog Ernst gesungen und abgesehen von den Thatsachen, wie sie gerade hier vorliegen, ist ihre Auffassung der Entwicklung doch eine jener Zeit entsprechende. Der Kampf des langsam erstarrenden systematischen Lebens mit dem frischen, frohen und gesunden Dasein bildet den Hintergrund der Herzog-Ernst-Sage. Und darum soll auch der sagenhafte Ernst als ein Charakter, wie ihn die Zeit wohl hätte erzeugen können, dem Volke erhalten bleiben:

„Er lebt in jedem fühlenden Gemüt,
Er lebet dort, wo reines Leben ist."

König Mesko von Polen durfte jeden Augenblick eines Angriffes von deutscher Seite gewärtig sein, wenn der Kaiser erst alle inneren Feinde würde zur Ruhe gebracht haben. Das aber wartete er nicht ab, sondern fiel im Jahre 1028 in Sachsens östliche Marken ein und wütete dort wie ein satanischer Unhold. An den Martern der Kinder der Feinde, die er erschlagen, deren Weiber er in Gefangenschaft schleppte, ergötzte er sich mit seinen zahlreichen wilden Scharen. Der Kaiser eilte nach Sachsen, wo er bis in den Herbst hinein verweilte. Zu Pöhlde kam es auf einer Synode noch einmal zu einer Verhandlung über die Gandersheiner Angelegenheit, aber auch diesmal erreichte Aribo seinen Zweck nicht, wenn auch der Kaiser ihm mehr entgegenkam, als auf der Synode zu Frankfurt. Der Polenzug wurde beraten und Vorkehrungen getroffen. Eine Gesandtschaft der Liutizen, der alten Bundesgenossen Heinrichs II erschien, welche den Kaiser um Hülfe anriefen gegen den „Tyrannen Mesko". Wir wissen nicht, wie weit Konrad II sich mit ihnen einließ. Gegen Ende des Jahres weilte der Kaiser in Augsburg. Die Anwesenheit des hl. Günther am kaiserlichen Hofe hat man mit Verhandlungen betreffs der böhmischen Bundesgenossenschaft in Zusammenhang gebracht. Von Augsburg begab sich Konrad nach Regensburg, denn auch an der ungarischen Grenze wurde es wieder lebhaft. Ein schwerer Schlag für den Frieden mit den Ungarn war es, daß am 24. April König Stephans Schwager, Bischof Brun von Augsburg, der Bruder Heinrichs II starb. Der Kaiser verlor in ihm einen seiner vertrautesten Freunde, dem er seinen Sohn Heinrich zur Erziehung anvertraut hatte. Bischof Egilbert von Freising übernahm nun die weitere Pflege des zwölfjährigen Königs. Im Spätsommer des Jahres 1029 eilte der Kaiser endlich nach Sachsen, den Zug gegen Mesko sofort ins Werk zu setzen. In Leitzkau sammelte sich wieder das zahlreiche Heer. Von Böhmen aus begann zugleich

Bretislav, Herzog Udalrichs tapferer Sohn, die Operationen. Doch ohne Erfolg für die Deutschen verlief der Zug. Verhaue und Beschwerden aller Art fand man, aber keine Feinde. Auch Bautzen, das der Kaiser belagerte, ergab sich nicht. Zum ersten Male erfuhr Konrad die Laune des Glückes. Dagegen war es Bretislav gelungen, die Polen aus Mähren zu vertreiben und dieses Land wieder für sich und die Herrschaft Böhmens zu gewinnen. Auch für diese neue Eroberung erkannte Bretislav die Oberhoheit des deutschen Kaisers an. Ein kühner, ritterlicher Held war dieser junge Böhmenfürst. Judith, die Schwester des Babenbergers Otto von Schweinfurt, hatte sein Herz erobert durch die Kunde, die von ihrer Schönheit und Sittenreinheit zu ihm gedrungen.



Kaiser Konrad II verweigert den ungarischen Gesandten die Erbrechte auf Bayern.

Da er aber einer unebenbürtigen Ehe entstammte, durfte er nicht hoffen, daß die deutsche Fürstentochter ihm gutwillig zugestanden werden würde. So entschloß er sich zu kühnerer Brautfahrt. Er raubte Judith dem Kloster in Schweinfurt, entfloh mit ihr unter dem Schutze der Nacht, nachdem er das dicke Tau, welches das Klosterthor sperrte, mit mächtigem Schwerthiebe durchhauen. Glücklich gelangte er mit seiner schönen Beute in die neue Heimat.

Markgraf Thietmar, der seit 1018 in der sächsischen Ostmark und den angrenzenden Gegenden gewaltet hatte, starb im Januar 1030. Das bedrohte Ostland entbehrte somit des bisherigen Schützers, und Mesko, durch des Kaisers Unglück nur verwegener gemacht, brach in das wehrlose Land ein und hauste darin in furchtbarster Weise. Ueber hundert Dörfer gingen in Flammen auf; Weiber, Kinder, Greise und Männer wurden hingemordet und in die Gefangenschaft geschleppt. Zu vielen Tausenden sollen die Unglücklichen von den Feinden weggeführt worden sein, unter ihnen auch der Bischof von Brandenburg. Den Kaiser traf die Nachricht in den rheinischen Gegenden, wo eben sein Stiefsohn Ernst ihn zum letzten Male verlassen hatte, um dann den geschilderten traurigen Untergang zu finden. Sofort eilte der König nach Sachsen, um seine Vorkehrungen

gegen den frechen Räuber zu treffen. Einen Zug gegen ihn mußte er verschieben, da Konrad den Ungarn eine Heimsuchung für dieses Jahr zugedacht hatte. In Merseburg aber kam es endlich zur Versöhnung zwischen Erzbischof Aribo von Mainz und Bischof Godehard von Hildesheim. Letzterer behielt das Kloster Gandersheim, dem Aribo entsagte. Der starke Kämpfer, der einst Kaiser und Papst zugleich die Stirne geboten, machte eine merkwürdige innere Wandlung durch, deren Ende wir wohl erfahren, deren Ursache sich aber nur vermuten läßt.

Von Merseburg eilte der Kaiser im Sommer nach Bayern, den Ungarnkrieg zu eröffnen. Eine Nachricht über die Ursache dieses feindlichen Verhältnisses zu dem Könige Stephan gibt nun Aventin. Ob sie glaubwürdig ist, möge dahingestellt bleiben. Doch ist durch sie die Möglichkeit gegeben, die Feindseligkeit zu motivieren, während man sonst nur Vermutungen aufzustellen hat. Gesandte des Königs Stephan und seiner Gemahlin Gisela seien — so erzählt Aventin — am Hofe Konrads zu Regensburg erschienen, um im Namen derselben für ihren Sohn Heinrich (Emmerich) das bayerische Reich, welches die Vorfahren, wie der Urältervater, der Urgroßvater, der Großvater und Oheim dereinst besessen hätten, nach dem Erbrechte zurückzufordern.*) Als dies verweigert wurde, hätten die Gesandten dem Kaiser und Könige den Krieg angesagt und seien dann nach Hause zurückgekehrt. So ganz unwahrscheinlich klingt die Nachricht nicht, und ist es ja gewiß, daß dem ungarischen Prinzen Heinrich nach dem Erbrechte die erste Anwartschaft auf Bayern zugestanden hätte. Doch wie dem auch sei, die Feindseligkeiten hatten bereits begonnen, bevor der Kaiser sich im Sommer 1030 zum Zuge nach Ungarn anschickte. Von den Bayern war der Streit angefacht worden, und auch Wipo, der Biograph Konrads II, bezeugt, König Stephan sei ungerechter Weise gekränkt worden. Um Anfang Juli überschritt der Kaiser die ungarische Grenze. Aber wie gegen Polen so nahm auch dieser Feldzug den jämmerlichsten Verlauf. Zwar drang der Kaiser bis zur Raab vor, aber unter unsäglichen Mühsalen und Entbehrungen, und die Verluste, die er erlitt, waren größer, als hätte ihn eine Niederlage getroffen. Er mußte sich zum Rückzug entschließen. Ungarn und Deutsche erzählen von Wundern, welche zur Rettung der Ungarn geschehen seien und die Rückkehr des Königs veranlaßt hätten. Doch er mußte zurück auch ohne Wunder. Da aber brach Stephan vor und drang in die Ostmark ein. Wien, dessen Name damals zuerst genannt wird, wurde von ihm genommen, während Konrad fast ohne Heer nach Bayern zurückkehrte. Wo war das Glück, das dem Könige in den ersten Jahren seiner Regierung so treu zur Seite geblieben war, welches die Italiener so in Verwunderung setzte, daß sie glaubten, nur mit Hülfe des Teufels sei der Kaiser so schnell Herr über so viele Feinde geworden? Und auch diesmal hatte sein treuer Bundesgenosse Bretislav das Glück, das dem Kaiser fehlte, an seine Fahnen zu fesseln gewußt. Siegreich war er bis zur Gran vorgedrungen, als der Rückzug des kaiserlichen Heeres auch ihn zur Heimkehr zwang. Das Unglück Konrads aber, auf den die Welt einst staunend gesehen, in dem sie die Wiederkehr der Tage Karls des Großen begrüßt hatte, mochte auch in Bretislav den Keim zu Gedanken von Selbständigkeit und Unabhängigkeit wecken, dessen Triebe wir dann in den nächsten Jahren bemerken werden.

Hatten auch die Verwicklungen im Innern Deutschlands durch den Tod Ernsts von Schwaben nicht jene Ausdehnung angenommen, welche man befürchtet hatte, so wirkten doch die jüngsten Mißerfolge auch hier nicht zum Besten des kaiserlichen Ansehens. Konrad dachte daran, zu günstiger Zeit nach Ungarn zurückzukehren, aber da kam ihm sein Sohn Heinrich zuvor. Ihm, als dem Herzoge von Bayern mußte zuerst darum zu thun sein, nach dieser Seite Ruhe und die Anerkennung König Stephans zu gewinnen.

---

*) Die Reihenfolge wäre demnach wohl so aufzustellen:

Herzog Arnulf (907—937)

Tochter Judith, Gemahlin Heinrichs I (947—955)

Heinrich II, der Zänker (955—976) (985—995)

Heinrich IV (als König seit 1002 II) (995—1004) (1009—1018)
Bruder der ungarischen Königin Gisela.



Herzog Heinrich von Bayern unterzeichnet den Frieden mit Ungarn.

Als dieser daher Gesandte um Frieden nach Deutschland schickte, entschloß sich Heinrich auf den Rat seines Verwesers, des Bischofs Egilbert von Freising und der ihn umgebenden bayerischen Großen, mit den Ungarn zu verhandeln. Und so kam es denn zum Frieden (1031), in welchem Heinrich einen Landstrich südlich der Donau zwischen Fischa und Leitha und nördlich der Donau von der Fischamündung bis zur March an die Ungarn abtrat, während ihm dafür die Anerkennung als Herzog von Bayern (wir dürfen dies als Folge unserer obigen Voraussetzung von der Richtigkeit der Nachrichten Aventins annehmen) zugestanden und die eroberten Gebiete westlich der Fischa, so auch Wien, zurückgegeben wurden. Man hat die Eigenmächtigkeit des Vorgehens des jungen Königs Heinrich betont, doch erscheint sie uns nicht so groß, da er doch nicht nur dem Namen nach Herzog von Bayern war. Der Kaiser mag darum nicht lange gezögert haben, den von seinem Sohne beschworenen Frieden — Heinrich scheint selbst in Ungarn gewesen und mit König Stephan zusammengekommen zu sein, — anzuerkennen, zumal er sein Augenmerk zunächst wieder auf Polen gerichtet hatte.

Ungerächt waren die Frevelthaten Meskos geblieben. Im September 1031 rückte der Kaiser an die polnische Grenze. Nur ein kleines, aber leicht bewegliches und wohl versehenes Heer führte Konrad diesmal mit sich. Und so gelang es ihm, binnen Monatsfrist mit seinem Feinde fertig zu werden. Ueberraschend günstige Resultate erzielte er damals. Der Friede von Bautzen, den einst Heinrich II mit Boleslav Chabry geschlossen (1018), wurde aufgehoben, die beiden Lausitzen dem Reiche wiedergewonnen, die auf den Raubzügen von 1028 und 1030 gemachte Beute zurückerstattet, alle Gefangenen freigelassen und die eidliche Zusage künftigen Friedens gegeben. Fragen wir nach der Ursache dieses raschen Erfolges, so müssen wir die Verhältnisse in Rußland mit in Anschlag bringen. Auch hier rüstete man sich wieder gegen Polen. Otto Bezprim, der von Mesko vertriebene Bruder, hatte hier Aufnahme gefunden und stachelte das alte Rachegefühl im Einverständnis mit Kaiser Konrad wieder an. Bald nach dem Frieden mit Konrad fielen denn auch die Russen in Polen ein und gewannen ihre alten Besitzungen zurück. Mesko mußte fliehen, und die Herrschaft seinem Bruder Otto Bezprim überlassen. Dieser sandte sofort an den Kaiser die Insignien der polnischen Königswürde und erhielt so von ihm die Anerkennung als Herzog von Polen. Mesko war nach Böhmen geflohen. Hier hatte sich das gute Einvernehmen mit Deutschland getrübt. Herzog Udalrich, Bretislavs Vater, hatte sich das Mißtrauen Konrads zugezogen. Dieses wieder zu beseitigen, bot er dem Kaiser nun, da das alte Glück ihm wieder zurückgekehrt schien, die Auslieferung des Polen an. Aber Konrad dachte viel zu stolz und vornehm, um auf diesen schmählichen Handel einzugehen: „ich kaufe den Feind nicht vom Feinde", soll die Antwort gewesen sein, die er den böhmischen Gesandten gab. Doch auch Otto Bezprim wußte sich in seiner Herrschaft nicht zu befestigen. Er fiel durch Meuchelmord noch in demselben Jahre (1032). Wieder kehrte Mesko nach Polen zurück. Noch einmal zog der

Kaiser gegen ihn. Aber im Juli 1033 stellte sich der Polenherzog in Merseburg, ließ von der königlichen Würde, trat den westlichen Teil Polens an den Wettiner Dietrich ab, der auch die sächsische Ostmark nach dem Tode des Markgrafen Odo erhalten hatte, und nahm das polnische Herzogtum wieder vom Kaiser zum Lehen. Eine neue Empörung Meskos im Jahre 1034 endete mit seinem Tode (10. Mai). Ihm folgte sein Sohn Kasimir, das Kind der Deutschen Richeza, ein Urenkel Kaiser Ottos II. Auch er wurde bald vertrieben und flüchtete mit seiner Mutter nach Deutschland. Boleslavs des Ruhmreichen gewaltiges Reich fiel dem innern Aufruhr anheim.

Indessen war im Westen eine folgenschwere Veränderung eingetreten. Es starb nämlich am 6. September 1032 der König Rudolf III von Burgund. Noch vor seinem Tode scheint er die Gesandtschaft an Konrad II abgeordnet zu haben, welche diesem die Insignien der Königswürde, die Krone und die Lanze des hl. Mauritius überbringen sollte. Der Auftrag wurde ausgeführt, der Kaiser brach den Feldzug gegen Mesko ab und kehrte nach Deutschland zurück, sich zum Zuge nach Burgund zu rüsten. Denn der Gewalt der Waffen bedurfte es, wollte er in den Besitz dieses Erbes gelangen.

Graf Odo von der Champagne, der mächtigste Mann des mittleren Frankreichs, war nicht gesonnen, die Ansprüche, welche er auf Burgund durch seine Mutter Bertha, Rudolfs III Schwester, hatte, fahren zu lassen. Er hatte sich einen merkwürdigen Plan entworfen. Nicht König wollte er sein, sondern Beherrscher des Königs. Konrad sollte unter ihm die Herrschaft über Burgund führen. Kam es überhaupt zu Verhandlungen betreffs dieses Punktes zwischen den beiden Rivalen, so waren sie jedenfalls resultatlos, und so wurde Odo gezwungen, selbst nach der Königskrone zu greifen. Mit Heeresmacht rückte er in Burgund ein und fand namentlich in den romanischen Gebieten des Königreiches, in den Gegenden südlich und westlich vom Juragebirge und großen St. Bernhard Anhänger und Aufnahme. Doch auch in dem schweizerischen Gebiete östlich des Jura, an den Seen von Neuenburg und Murten faßte seine Herrschaft festen Fuß.

Gerade vor hundert Jahren, im Jahre 933, war jener Vertrag zwischen Hugo, dem Könige von Italien und Rudolf II von Hochburgund zustande gekommen, durch welchen die Provence und Hochburgund zu einem Reiche verschmolzen wurden. So war hier eine Herrschaft begründet worden, welche auf der Mischung deutscher und romanischer Elemente beruhen sollte, denn einerseits umfaßte das Königreich die alamannischen Gebiete der heutigen Westschweiz zwischen Aar, Reuß und Rhein, andrerseits einen großen Teil jenes altburgundischen Königreichs, das einst (532) unter den Söhnen Chlodwigs seine Selbständigkeit verloren hatte. Doch auch in dem neuburgundischen Reiche kam es zu keiner festen Centralisation und war es keine utopische Träumerei, wenn die Schwabenherzoge die Entwicklung im Westreiche fortwährend im Auge behielten und sich mit der Hoffnung trugen, hier einmal eine Erweiterung ihrer Herrschaft finden zu können. Wie einst in Lothars Reich lag auch in diesem burgundischen Reiche die Tendenz des Auseinanderfallens von Anfang an vor, eine Tendenz, welche durch die fortdauernde Schwäche des Königtums nicht aufgehoben wurde. Wie im Osten, in den Ländern des späteren Oesterreich der Bayernstamm, so hatte hier im Westen der Stamm der Alamannen sein natürliches Entwicklungsgebiet, und nur ausnahmsweise strebten beide Stämme, wie wir sahen, über die Alpen gen Süden, wenn sich die Schranken fester zogen, welche sie von der Bahn ihres natürlichen Wachstums abhielten. Doch daß es beiden Stämmen nicht gelang, eine dauernde Festigung ihres inneren Daseins zu gewinnen, daß fortwährend deutsches Königtum und Stammesherzogtum in Schwaben wie in Bayern sich befehdeten, war die Hauptursache, daß auch ihre Stellung nach Außen keine vorteilhaftere wurde. So blieb Burgund sich selbst überlassen. Unter dem wechselnden Einfluße Frankreichs, Deutschlands, als Gesamtlandes, Schwabens, als Nachbarstaates und selbst der Sarazenen währten dort die inneren Kämpfe fort, in denen bald Königtum und Kirche gegen die Laienaristokratie sich verbanden, bald diese wieder mit der Kirche im Bunde die Machtstellung des Königtums untergrub. Welche traurige Rolle König Rudolf III hier spielte, haben wir bei Gelegenheit erfahren. Jetzt war er todt, und in die anarchischen

Zustände sollte nun Ordnung gebracht werden, Ordnung durch einen fremden Mann, den deutschen König und Kaiser. Zu Straßburg sammelte er sein Heer, das noch im Winter aufbrach. Im Januar 1033 eilte Konrad über Basel an den Neuenburger See. Im Kloster Peterlingen, welches der Congregation von Cluny angehörte, hatten sich seine burgundischen Anhänger versammelt. Am 2. Februar wählten die hier gegenwärtigen Großen ihn zum Könige von Burgund, und das Volk stimmte dem Erwählten zu. Der Wahl folgte die Krönung. Dann zog der König zur Belagerung der Burgen von Neuenburg und Murten, welche Odo besetzt hielt, konnte sie aber zur Uebergabe nicht zwingen und wandte sich dann für diesmal ohne weitere Erfolge über Zürich nach Lothringen. Hier war im Mai der Herzog Friedrich von Oberlothringen gestorben, ohne Erben zu hinterlassen. Das also frei gewordene Herzogtum verlieh der König dem Herzoge Gozelo von Niederlothringen, der nun die beiden fast ein Jahrhundert lang getrennten Herzogtümer wieder vereinigte. Wir werden unten bei der Darstellung von Konrads innerer Politik auf diese Belehnung zurückzukommen haben, denn gewiß war es für das fortwährend von Frankreich bedrohte Grenzgebiet von Wichtigkeit, daß hier ein größerer Machtcomplex geschaffen wurde.

Auch König Robert von Frankreich war im Jahre 1031 gestorben. Es zeigte sich endlich die Möglichkeit, das alte Mißverhältnis zwischen den beiden Nachbarreichen zu beseitigen, indem König Heinrich I (1031—1060), von seiner eigenen Mutter Constanze von der Provence zu Gunsten ihres dritten Sohnes Robert bekämpft, zu dem Herzoge von der Normandie fliehen mußte. Namentlich Odo von der Champagne leistete dabei der Königin Constanze seine Beihilfe, und so verband sich gegen ihn das Interesse des französischen Königs mit demjenigen des deutschen Kaisers. Und Konrad II zögerte nicht, die Gelegenheit zu ergreifen. Bischof Bruno von Toul und Abt Popo von Stablo, beide der cluniacensischen Richtung angehörend, gingen als Gesandte des deutschen Kaisers zu König Heinrich. Eine Zusammenkunft der beiden Herrscher wurde verabredet, welche Ende Mai 1033 an der Maas stattfand. Ein enges Freundschaftsbündnis wurde hier geschlossen, dessen Spitze sich natürlich gegen Odo von Champagne richtete. Wir sehen, wie das Glück Konrad wieder hold war. Eigentlich zwei Gegnern — denn ein mächtiger König von Frankreich würde sich der Erwerbung Burgunds wohl nicht gutwillig gefügt haben — gewann er bei dieser Gelegenheit den Vorsprung ab. Wie weit die Phantasie ausschweifte bei dem Abschluß dieses Bündnisses beweisen die Nachrichten, welche bei der Verlobung des Königs Heinrich mit Konrads zweiter Tochter Mathilde, die damals beschlossen wurde, laut wurden. Man knüpfte an diese Ehe die Hoffnung der dereinstigen Wiedervereinigung beider Reiche. Von hier eilte der König nach Merseburg, wo sich ihm Mesko von Polen, wie wir hörten, wieder unterwarf.

Nach Merseburg aber war auch Herzog Udalrich von Böhmen geladen worden, um sich wegen seiner zweideutigen Haltung während des Feldzugs im Jahre 1031 zu verantworten. Udalrich kam nicht, wahrscheinlich im Vertrauen auf die Verwicklungen, durch welche der Kaiser im Westen in Anspruch genommen wurde. Aber an der Seite Konrads stand nun sein Sohn Heinrich, der im vorigen Jahre bereits das fünfzehnte Lebensjahr vollendet hatte und mündig erklärt worden war. Bischof Egilbert von Freising wurde mit reichen Schenkungen und schmeichelhaftem warmem Danke seiner Stellung als Erzieher des jungen Königs enthoben, und dieser sollte sich nun die ersten kriegerischen Lorbeeren in einem Feldzug gegen Böhmen erringen, mit dessen Ausführung ihn der Kaiser betraute, während er selbst sich wieder nach Lothringen zu neuem Kampfe mit Odo von Champagne wandte.

In Lothringen war der Graf eingefallen und hatte Toul belagert, ohne die Stadt indes einnehmen zu können. So verwüstete er die Umgegend und kehrte mit reicher Beute nach Frankreich zurück. Aber im August (1033) rückte der Kaiser heran, überschritt die französische Grenze und verwüstete das Gebiet des Grafen weit und breit. Dieser, zu gleicher Zeit von König Heinrich von Frankreich auf's neue bedrängt, dachte an Frieden und erschien auf Vermittlung Herzog Gozelos von Lothringen im kaiserlichen Lager. Volle Unterwerfung bot er an. Er verzichtete auf Burgund, bot Schadenersatz

für die Heimsuchung Lothringens und gelobte eidlich, sich einem Fürstengericht in Deutschland zu stellen. Konrad nahm die Bedingungen an, schloß einen Waffenstillstand mit Odo und führte sein Heer nach Lothringen zurück.

Wohl mochte er zufrieden sein mit den Erfolgen dieses Jahres, denn auch König Heinrich hatte mit seinem bayerischen Heere in Böhmen Glück gehabt und Udalrich zur Unterwerfung gezwungen. Doch nicht lange sollte ihm Ruhe gewährt sein. Einfälle der Liutizen in Sachsen forderten des Kaisers Anwesenheit. Zu Werben hielt er einen Landtag ab, über dessen Verhandlungen wir unten zu berichten haben. Hier sei nur erwähnt, daß auch Udalrich von Böhmen sich zu Werben dem kaiserlichen Hofgericht stellte. Er wurde des Verrates überwiesen und zur Haft in Deutschland, wahrscheinlich in Bayern verurteilt; die Verwaltung des böhmischen Herzogtums dagegen wurde dem Bruder Udalrichs, dem alten Jaromir, noch einmal übertragen. Doch auf die Dauer ließen sich die also geschaffenen Zustände noch weniger erhalten, als früher. Auf dem glänzenden Hoftage zu Regensburg, wo der Kaiser das Osterfest 1034 feierte, wurde die böhmische Angelegenheit noch einmal beraten. Auch Udalrich wurde hier abermals vorgeladen, und Günther, der Einsiedler im bayerischen Walde, erhob für ihn seine Stimme, denn Jaromirs schwächliches Regiment war weder seinem Werke günstig, noch dazu angethan, die Sonderbestrebungen der böhmischen Großen niederzuhalten. So wurde Udalrich begnadigt. Er kehrte in sein Land zurück, nachdem er versprochen hatte, die Hälfte des Landes seinem Bruder Jaromir zu lassen. Man sieht, wie die deutsche Politik bemüht war, den hier geschaffenen Interessenkreis zu bewahren. Heinrichs II bayerische Politik fand in der deutschen Politik Konrads ihre Fortsetzung. Doch Udalrich vergaß bald seinen Schwur. Jaromir wurde von ihm gefangen gesetzt und geblendet. Selbst gegen den eigenen Sohn wütete der Unhold: Bretislav mußte aus dem Lande entweichen. Noch ehe der Kaiser zur Bestrafung heranziehen konnte, traf den Böhmenherzog ein plötzlicher Tod. Beim Mahle sitzend fiel er zusammen, und wahrscheinlich ist es, daß er vergiftet wurde. Auf Jaromirs Vorschlag, der seiner Haft sofort entkam, wurde nun Bretislav zum Herzoge erwählt. Auf dem Hoftage zu Bamberg im Jahre 1035 erschien er und wurde vom Kaiser mit Böhmen belehnt. Reich beschenkt kehrte er in die Heimat zurück, und so herrschte nach dieser Seite einstweilen Ruhe.

Auf dem Hoftage zu Regensburg kam es aber auch noch zu andern Beschlüssen, welche, so weit sie die innere Politik Konrads betreffen, unten zu besprechen sind. Hier interessieren uns zunächst die Pläne, welche man gegen den Grafen Odo von Champagne, der natürlich bald nach dem Abzug des deutschen Heeres seinen Treueschwur vergessen hatte und in die lothringischen Grenzländer auf's neue verheerend eingefallen war, faßte. Nicht nur deutsche, sondern auch italienische Große waren in Regensburg anwesend, und so kam es zu dem Plane, zugleich von Norden und Süden her gemeinsame Operationen gegen Odo zu veranstalten. Ein italienisches Heer sollte von Osten her in Burgund einrücken, ein deutsches von Norden her. In dem Thale der Rhone sollten sich beide Heerkörper vereinen. Im Juni 1034 begann der Feldzug. Von Basel aus rückte das kaiserliche Heer durch die Jurapässe in Burgund ein und bezwang die meisten der noch in Odos Händen befindlichen festen Plätze. Unter der Führung des Erzbischofs Aribert von Mailand und des Markgrafen Bonifacius von Tuscien, dem Nachfolger Rainers, hatte das italienische Heer ziemlich gleichzeitig über Turin und den großen St. Bernhard seinen Weg genommen. Graf Humbert Weißhand, der Stammvater des heutigen italienischen Königshauses, schloß sich dem Heere unterwegs an. Bei Genf vereinigten sich beide Heere. Odo, der mit seinem Heere in der Nähe stand, ergriff die Flucht. Die burgundischen Großen unterwarfen sich dem Kaiser. In Genf wurde Konrad jubelnd empfangen; die Vereinigung der drei Königreiche Deutschland, Italien, Burgund, war zur Thatsache geworden. Murten ergab sich bald darauf den Belagerern, und so fiel der letzte Stützpunkt der Herrschaft Odos von Champagne in Burgund.

Man hat die Bedeutung dieses vollen Erfolges Kaiser Konrads mehrfach herabdrücken wollen, indem man namentlich auf das Recht der Nationalitäten, sich selbständig zu staatlichen Organismen zusammenzuschließen, hingewiesen hat. Alle diese Darlegungen

beruhen auf einer Uebertragung von späteren Thatsachen auf frühere Zeiten. Denn die Frage ist wohl zuerst erlaubt, wo denn diese Nationalitäten waren? Kann man die Franzosen von damals auch noch als eine vorhandene oder doch in vorgeschrittener Entwicklung begriffene Nation gelten lassen, so aber gewiß nicht die Bewohner Italiens und noch weniger die Bewohner Burgunds. Es handelt sich also damals gar nicht um diese Frage, sondern einfach darum, ob das romanische oder germanische Element in diesen Gegenden die Oberhand behalten sollte. In andern Formen setzte sich der Kampf der Römer mit den Germanen einfach fort. Wohl war der Grund gelegt zur Bildung neuer Nationalitäten, aber das erst Werdende war noch lange nicht so weit, dem einheitlichen Bestande der germanischen Elemente die Stirne bieten zu können. Ja, des germanischen Schutzes konnte es nicht einmal ganz und völlig entbehren. Kam es auf das reine Volkstum an, so gebührte den Deutschen damals in Europa, wenigstens im Westen und Süden, die Herrschaft. Im Kampfe gegen sie erst schlossen sich die neuen Nationen zusammen. Dieser Kampf war also mit dem zeitweiligen Schutz eine erste Bedingung für die Verwirklichung der später von den einzelnen Völkern errungenen Resultate. Ein zweites aber ist die Frage, welche Bedeutung die Herrschaft über Burgund und Italien für Deutschland selbst hatte? Und da zögern wir denn nicht mit der Antwort, welche lautet, daß die Forteristenz des deutschen Elementes überhaupt von seiner Herrschaft abhängig war. Oder glaubt man, es wäre zu einem deutschen Volke gekommen auch ohne diese Errungenschaften der Deutschen über Italien und Burgund, über Romanen und Slaven? Niemals. Die natürlichen Interessen der einzelnen Stämme gingen nach allen Seiten auseinander. Das Interesse des bayerischen Stammes lag im Osten gegen Ungarn und Böhmen, des schwäbischen im Westen gegen Burgund, des fränkischen im Westen gegen Gallien, des sächsischen im Osten gegen die Wenden und Slaven. Ohne einen einheitlichen Zusammenschluß des deutschen Volkes hätten aber die deutschen Stämme nach keiner Seite hin einzeln das Uebergewicht gehabt. In dem getrennten Kampfe wäre jeder einzelne zu Grunde gegangen, wie die Burgunder, Goten, Langobarden und ein Teil der Franken ihr Volkstum verloren nach der Trennung von der deutschen Gesamtheit, und über den deutschen Leichnam hinweg wären Slaven, Magyaren und Romanen sich in die Haare gefahren. Es war eine Existenzbedingung für das deutsche Volk wie für die europäische Gesamtheit, daß die Germanen ihre Kräfte sammelten; die einzelnen Stämme mußten der Gesamtheit dieses Opfer bringen, und die Gesamtheit dafür die Pflicht übernehmen, die Interessen der einzelnen Stämme nach außen zu vertreten. Dieser doppelten Pflicht wurde man aber gerade unter Konrad II in einem Maße gerecht, wie niemals vorher und kaum jemals nachher, denn die Existenzbedingungen des deutschen Volkes sind bis auf den heutigen Tag dieselben. Wie sehr diese Auffassung mit den Thatsachen übereinstimmt, zeigt sich gerade darin, daß unter Konrad II und Heinrich III das Leben der einzelnen Stämme fast vollkommen zurücktritt gegen das Leben des deutschen Volkes überhaupt, und es konnte dies nur geschehen dadurch, daß nicht auf einem Stamme, wie das bisher der Fall war, die deutsche Herrschaft vornehmlich beruhte, sondern auf der Gesamtheit der deutschen Elemente. Es war keine Stammeshegemonie, welche die ersten Salier zur Grundlage ihrer Macht machten, sondern auf dem Ausgleich der Lebensinteressen aller Stämme baute sich ihr gesundes und darum so gewaltiges Werk auf. Daher ihre feste Macht im Innern Deutschlands, daher ihre großen Erfolge gegen das Ausland. Daß die Schweiz dem Deutschtum durch die Erfolge Konrads erhalten blieb, ist eine Errungenschaft von nur sekundärer Bedeutung gegenüber diesen prinzipiellen Fragen betreffs der Existenz des ganzen Volkes. Man kann dagegen nicht einwenden, daß wie die Schweizer und Niederländer ihre Existenz ermöglichten auch nach der Trennung vom Reiche, es ebenso die einzelnen Stämme hätten machen können. Denn Trennung vom Reiche und Untergang desselben sind zwei ganz verschiedene Dinge. Auch nach der Trennung gewährte das fortbestehende Reich den losgetrennten Gliedern die einzige Möglichkeit ihrer Forteristenz als Germanen. Außerdem fallen jene Trennungen in weit spätere Zeit, und das ist für den Charakter der Thatsache schon deshab nicht gleichgültig, weil die Bildung der Nationen damals bereits aus der flüssigen Bewegung

zu festerem Bestande vorgerückt war. Alles Eindrängen und Unterschieben späterer Ansichten also ist für jene frühe Zeit unmöglich. Die Leute von damals konnten einfach nicht denken und handeln, wie wir es heute etwa könnten. Und wer die Dinge erkennen will, muß sie aus der damaligen Weltlage, nicht aus der heutigen zu erfahren suchen, will er anders historisch und nicht tendenziös verfahren. Die Geschichte ist kein Resultat der Politik, sondern aus den Zeitverhältnissen und Zeitbedürfnissen erwächst jede politische Maßregel, und der historische Boden bildet erst die Unterlage, aus dem die Politik, wie die zur Zeit notwendigen Politiker sich erheben. Die Verdrehung dieser einfachen Grundwahrheiten allein konnte zu der Verkennung der hier vorliegenden Thatsachen führen, welche in der Kette der deutschen Volksentwicklung nur ein notwendiges Glied, nicht aber einen selbständigen, entbehrlichen Teil bilden.

In Konrads auswärtiger Politik, wie wir sie bisher vornehmlich verfolgten, trat uns ein großer Zug entgegen: er eroberte nicht, um zu haben, sondern um sich in seiner Stellung, sein Volk in seinem Dasein zu sichern und zu befestigen. Mit einem wunderbaren politischen Scharfblick übersah der fränkische Laie die Weltlage. Er wußte sich zu beschränken, um Größeres zu gewinnen. Denn wenn auch die Mark Schleswig wie der Landstrich zwischen Fischa und Leitha, welche er an Knud von Dänemark und Stephan von Ungarn überließ, nicht ohne Wichtigkeit für Deutschland waren, wichtiger war damals der Gewinn, den Konrad durch diese Abtretungen erzielte: der Friede mit den Dänen und Ungarn. Im Jahre 1035 kam es dann in Bamberg zur öffentlichen Verlobung Heinrichs mit Knuds Tochter Gunhild. Dieser Plan steht im engsten Zusammenhang mit andern Plänen Konrads. Als er Italien unterworfen, wandte er sich nach Byzanz, die Erbin des byzantinischen Reiches zur Gemahlin seines Sohnes zu gewinnen. Ein weitragender Plan! Kaiser Konstantins Tod vereitelte ihn, denn eine andere byzantinische Prinzessin konnte Konrad als Schwiegertochter entbehren. Mit Rußland trat er in ein Bündnis, um den Polen zu bezwingen, mit Frankreich, um Burgund zu gewinnen. Auch hier sollte die Verbindung der kaiserlichen und königlichen Familie, wie sie in der Verlobung König Heinrichs I von Frankreich mit Konrads Tochter Mathilde zum Ausdrucke kam, weiteren Plänen vorarbeiten. „Die ganze politische Schlagfertigkeit des damaligen altadeligen Laien tritt in Konrad zu Tage. Plötzlich über seine bisherigen Verhältnisse emporgehoben, überschaut er sofort die Aufgaben seiner neuen Stellung und die Mittel und Wege, ihnen gerecht zu werden.“ Nitzsch charakterisiert seine Persönlichkeit mit den Worten: „Die Gewalt der priesterlichen Ideen, welche die ottonische Dynastie von Glied zu Glied mit steigender Mächtigkeit ergriffen hatten, war diesem rheinischen Freien völlig fremd geblieben. In Konrad II erscheint nach langer Pause zum erstenmal wieder ein rein deutscher Charaker, der kriegerische und richtende Laie, wie er sich bis dahin entwickelt hatte, an der Spitze der Nation. Er selbst ist einer der merkwürdigsten Vertreter dieses Standes: tapfer, rechtserfahren, ein Meister der Verhandlung und der Rede, obwohl ein Schützling der Kirche, doch ihr gegenüber als König mißtrauisch, selbstbewußt und rücksichtslos. Ein französischer Beobachter bezeichnet ihn als einen „Mann von geistiger Kühnheit, gewaltiger Leibeskraft, aber wankelmütiger Treue,“ und wir könnten hier jene Mischung einer „Herkules- und Ulixesnatur“ wiedererkennen, wie sie den Zeitgenossen in Ludwig dem Deutschen entgegengetreten war; mehr noch aber erinnert sein ganzes Auftreten an jene gleichzeitigen großen Volkskönige des Nordens mit ihrem schlichten, klarblickenden Rechtsverstande.“

Bei der Frage über die Auffassung seiner königlichen und kaiserlichen Würde und seiner Stellung zu den Stammesherzogtümern sind nun die Meinungen der neuen Geschichtsforscher heftig auf einander geplatzt, nachdem man bisher angenommen hatte, Konrad habe das Stammesherzogtum vernichten wollen. So sehen wir uns genötigt, hier wieder einmal den kritischen Pfad zu betreten. Vergegenwärtigen wir uns die Persönlichkeit Konrads und mit ihr zugleich die Machtstellung, welche er errungen, so kann man nach unserer Ansicht die Frage gar nicht so prinzipiell stellen: hat der Kaiser die Erbmonarchie schaffen, das Stammesherzogtum schwächen oder gar vernichten wollen? Oder hat er sich betreffs des Erbrechts auf keinen andern Bahnen bewegt, als seine Vorgänger, und

lag in seinem Verfahren gegen das Stammesherzogtum die Absicht einer Verstärkung der herzoglichen Gewalt vor? Eine solche Fragestellung entspricht wohl der theoretisch-abstrakten Methode, der man heute infolge unserer theoretisch-abstraktiven Erziehung so gerne und so leicht huldigt, nicht aber der ruhigen Betrachtung der Thatsachen selbst. Konrad war ein fränkischer Laie, ein freier Mann, ein Nachkomme jenes Geschlechtes, das einst in Franken die Herzogswürde besaß. Diese fränkische Herzogswürde war immer nichtssagender geworden, seitdem die Lothringer die Vertretung des fränkischen Stammes gegen Westen allein übernommen hatten. Konrad aber besaß jenen scharfen und klaren Blick, welcher erkannte, daß eine Würde ohne natürlich festbegründete Unterlage überflüssig und schädlich sei. Gerade die Herzogsgewalt beruhte aber vornehmlich auf der Vertretung des Stammes nach außen. Wo eine solche Vertretung überflüssig geworden war, war auch die Herzogsgewalt hinfällig geworden. Als König aber war Konrad in eine Welt getreten, welche das Stammesherzogtum anerkannte, mit ihm aber ebenso das Recht der Großen, ihren König selbst zu wählen. Er war selbst aus einer solchen Wahl hervorgegangen, und mag er auch an seine Wahlfähigkeit durch die Abstammung von einer Tochter Ottos I geglaubt haben, so mußte ihn die Thatsache der Wahl selbst belehren, daß jenes Moment keineswegs ausschlaggebend für ihn war. Mitten aus dem frischen und selbstthätigen Leben in seine hervorragende Machtstellung emporgehoben, sehen wir ihn die Lage der Dinge nehmen, wie sie war. Wo es zu thun gab, griff er mit rastloser Energie zu, überall dem von ihm erkannten Gebote der Notwendigkeit folgend. Daß sich aus diesem von einem einmütigen, klaren Geiste gelenkten Handeln bei einer weiteren Fortsetzung einmal ein System hätte herausbilden können, ist klar, und gewiß hat Giesebrecht recht, wenn er betont, daß Konrads Politik, konsequent durchgeführt, zur Vernichtung der Stammesherzogtümer hätte führen müssen. Aber zwischen dem Brechen des Widerstandes da, wo er sich findet, und einer zu einem allgemein umfassenden System erhobenen Absicht ist ein weiter Weg. Ebenso verhält es sich mit der Beseitigung des Wahlrechtes der Großen. Konrad konnten die Mängel dieser Gewohnheit nicht verborgen bleiben, sie möglichst zu beseitigen und auszugleichen, war sein Bestreben bei der Absicht, seinem Sohne die Nachfolge zu sichern. Daß alle seine Gedanken darauf gerichtet waren, die Erbmonarchie in Deutschland, Italien und Burgund zu begründen und zu befestigen, können wir nicht zugeben. Ein solch' prinzipielles Verfahren lag Konrads Natur ebenso fern, wie es unmöglich war, eine solche Absicht zu verwirklichen. Das System, welches hier vorliegen soll, erfand erst, wie dies immer dann geschieht, wenn eine thatkräftige, geniale und eben deswegen unsystematische Natur einmal wieder neue Impulse gegeben hat, die Nachwelt, welche die Folgen mit den Thatsachen verbunden sah. Die damalige Zeit wußte von ihm nichts. Und so können wir höchstens (!) sagen, Konrads Gedanken schienen auf dieses Ziel loszugehen. Er machte den Anfang mit einer neuen eigentümlichen Richtung in der inneren Politik, und von diesem Anfang begegnen uns überall die Spuren; aber viel zu sehr stand Konrad II mit seinem eigenen Denken im frischen Leben selbst, als daß er sich hätte anschicken können, die Weiterentwicklung in ein fertig entworfenes System drängen zu wollen. Man verkennt Konrads scharfsinnige Größe, wenn man darüber streitet, ob er dieses oder jenes gewollt hätte. Er that, was er mußte; das Notwendige, so wie er es erkannte, erfüllte er, und ihm stand seine ganze gesunde Machtfülle zu Gebote. Wenn er Bayern und Schwaben seinem Sohne Heinrich verlieh, wenn dieser also zwei Herzogtümer mit seiner königlichen Krone verband, so ist das, weil es vordem noch niemals vorgekommen war, doch kein Beweis für ein System. Warum hätte Konrad anders verfahren sollen? Die Gründe, welche früher für die Aufrechterhaltung dieser Stammesherzogtümer sprachen, waren nicht mehr vorhanden. Das Reich selbst hatte die Sorge für das Wohlergehen dieser Stämme vollauf übernommen. Vom Reiche aus wurde mit Ungarn gekämpft und Friede geschlossen, das Reich hatte Böhmen unterworfen, das Reich hatte die Stellung Schwabens gegen Burgund übernommen, das Reich vertrat die Lebensinteressen beider Stämme gegen Italien. Hier war nirgendwo eine Gefahr von außen zu bekämpfen, welche einen Herzog notwendig gemacht hätte, der nicht zugleich auch König und Herzog in beiden Ländern hätte sein können. Sehen wir dagegen

nach Lothringen und Sachsen, so war die Lage dort ganz anders; und dort tastete der Kaiser die Verhältnisse, wie sie waren, auch nicht an, ja er vereinigte die beiden Herzogtümer Lothringen wieder in einer Hand, in der Gozelos, und that hier also eigentlich dasselbe und doch das Gegenteil, was er in Schwaben und Bayern that. Es wäre somit ein Leichtes, noch ein System zu konstruieren, nach welchem der Kaiser verfahren hätte. Doch wir lassen ab davon und begnügen uns damit, darauf hingewiesen zu haben, daß gar kein Grund vorhanden war, warum der Kaiser hätte anders verfahren sollen, als er verfuhr. Daß seine Maßregeln hier andere waren, wie dort, lag nicht an seinem Systeme, sondern an der natürlichen Macht der Verhältnisse, denen er sich fügte. Das frische Leben, welches mit Konrad zur Herrschaft kam, riß in die alten Systeme der Erblichkeit der Stammesherzogtümer und der Königswahl eine Lücke, nicht prinzipiell, nicht weil der Kaiser einem andern Systeme folgte, welches er an die Stelle der alten zu erheben gedachte, sondern weil er für die Forderungen des Augenblicks ein scharfes Auge und ein gesundes Verständnis hatte. Das, was man ein System nennen möchte in Konrads Politik, war nichts als Selbstbewußtsein und hehres Kraftgefühl, welches sich eben deshalb, weil es dem gesunden und frischen Leben selbst entfloß, jedem Widerstande gewachsen zeigte. Wir werden erfahren, wie ihn die einzige Opposition, welche man ihm jemals mit Aussicht auf Erfolg zu machen wagte, ergriff, wie der Gedanke daran sein ganzes Innere durchtobte und den Faden selbst dieses so starken, kraftvollen Lebens zu zerreißen drohte.

Die Stärkung seiner Macht und Unabhängigkeit als Kaiser und Herrscher war das unabläßige Streben Konrads II. Nach zwei Richtungen hin, die innerlich mit einander in Verbindung stehen, sehen wir ihn Wege einschlagen, welche bisher von keinem seiner Vorgänger so entschieden betreten wurden. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob Konrad diese Wege zuerst betrat, ob man annimmt, daß er zu dem Emporkommen der königlichen Ministerialen wesentlich beigetragen hat, oder ob er als eigentlicher Schöpfer der königlichen Ministerialität zu betrachten ist. Das sind Wortfragen, welche die Sache selbst nicht im mindesten berühren. Wipo, Konrads Biograph, glaubt es betonen zu müssen, daß dieser König bei seinem Regierungsantritt die königlichen Hofämter würdiger besetzt habe, als irgend einer seiner Vorgänger. „Ebenso bezüglich der Hofordnung", bemerkt er: „wen der König zum Aufseher des Hauses ernannte, wen zu Vorstehern der Kammerleute, wen zu Truchsessen und Schenken und zu den sonstigen Hofbeamten, darüber darf ich mich kurz fassen, da die Bemerkung genügt, daß meines Wissens die Hofämter keines seiner Vorgänger passender und würdiger geordnet worden sind." Mag Wipo auch hier lediglich an die von Konrad nach seiner Thronbesteigung vorgenommene Besetzung der Hofämter gedacht haben, so liegt doch eine gesunde Erkenntnis in diesem Vorgehen des Königs. An diesen weltlichen Beamten mußte der Laienadel, namentlich aber die königliche Ministerialität eine Stütze gewinnnen gegenüber der Kirche, welche bisher ihren Einfluß fast ausschließlich zur Geltung gebracht hatte. Und so kann diese Thatsache sehr gut jene Wirkung gehabt haben, welche Nitzsch ihr zuschreibt, ohne daß man auch hier wieder an die Einführung eines fertigen Systems zu denken braucht. Es ist dieses Systemaufstellen überhaupt verkehrt, denn niemals gewinnen die abstrakten Theoretiker in der politischen Praxis dauernd die Oberhand. Wäre dies, so müßten wir seit Kant die Republik gehabt und jetzt in Deutschland den sozialdemokratischen Staat haben. Und doch sind wir alle froh, wenn wir nur sehen, daß die Regierung sich gegen den Zug der Zeit wenigstens nicht ganz verschließt. So auch damals. Konrad erfaßte den Zug der Zeit und kam ihm nach mehr als irgend einer seiner Vorgänger, wenn wir von Karl dem Großen und Otto I absehen, und das ist es, was wir oben mit dem Verständnis des frischen Lebens bezeichneten. Ein energisches Eingehen auf die Zeitideen stärkt stets die augenblicklichen Machthaber, während jede Reaktion, jedes unberechtigte Festklammern an Altersschwaches und Ueberlebtes die Stellung der Machthaber schwächt und fortgesetzt, untergräbt. So war es ganz natürlich, daß Konrads Machtstellung gegenüber seinen nächsten Vorgängern eine ungleich festere und gesundere wurde.

In dem neu sich bildenden Stand der kirchlichen Ministerialen sahen wir jene Macht emporwachsen, welche der Kirche die eigentliche Festigkeit ihrer Verwaltung gab,

namentlich der Einmischung der Vögte gegenüber. Indem Konrad nun sein Augenmerk auf die königliche Ministerialität warf, erwuchs ihm eine Gegenmacht, welche geeignet war, seine Stellung der Kirche gegenüber zu festigen und freier zu gestalten. Nun hörten wir aber, wie die Ottonen das Reichsgut fortwährend der kirchlichen Verwaltung in großen Massen unter die Hände schoben; es wäre demnach merkwürdig, würden wir bei Konrad die Fortsetzung dieses Verfahrens bemerken. Mit der Absicht die königliche Ministerialität der kirchlichen ebenbürtig an die Seite zu setzen, müßte eine solche Fortsetzung des bisherigen Verfahrens in direktem Widerspruche stehen. Nicht einen Gegensatz gegen die Kirche zu schaffen, konnte Konrad in den Sinn kommen, sondern ihn lenkte mehr die Absicht, die Ertragsfähigkeit des Reichsgutes zu steigern, wie diejenige des Kirchengutes durch musterhafte Verwaltung gestiegen war. Eine unbedingte Verfügung über dieses gesteigerte Einkommen der Krone zu gewinnen, mußte sein erster Gedanke sein. Die direkte Frage, ob Konrad die Mehrung des Königsgutes sich demgemäß angelegen sein ließ, wird aber geradezu bestätigt. Wir erinnern uns, wie der König im Jahre 1027, als er das Herzogtum Bayern seinem Sohne übertrug, jene Untersuchung anordnete, welche feststellen sollte, was innerhalb des Herzogtums an Besitzungen und Gütern, Klöstern und Städten dem Reiche gehörte. Dann kam es nach dem Tode der Gemahlin Heinrichs II zur fast vollen Einziehung ihres reichen Witwengutes. Weder achtete der Kaiser dabei die Erbansprüche der Lützelburger, noch jene Verträge, welche die Kaiserin Witwe betreffs ihres Nachlasses noch selbst vor ihrem Tode geschlossen hatte. Eine fernere wichtige Vermehrung des Reichsgutes erlangte der Kaiser im bayerischen Nordgau. Herzog Ernst mußte da den Güterkomplex des Hofes Weißenburg, der späteren freien Reichsstadt, für seine Begnadigung (1028) herausgeben. Ja, man nimmt an, auch Nürnberg mit seinen später so großen Besitzungen, die früher Reichsgut gewesen, sei in dieser Abtretung einbegriffen gewesen. Dazu kamen dann die Erwerbungen in Kärnten zur Zeit der Absetzung des Herzogs Adalbero, von der wir noch hören werden. Auch in Schwaben, Franken, Lothringen, Sachsen, namentlich in dem Gebiete von Bremen, machte Konrad größere und geringere Erwerbungen. Gegenüber diesen Thatsachen ist dann die Erscheinung erklärlich, daß die großen Schenkungen an die Kirche langsam abnahmen. Ja, über die Güter der Kirche selbst wurde von Konrad II in einer Weise verfügt, wie niemals vorher. Des unbeschränkten Rechtes, die Bischöfe und Aebte der Reichsklöster zu ernennen, bediente sich Konrad rücksichtslos. Mit großen Geldsummen soll er sich die Vergabung kirchlicher Aemter haben bezahlen lassen. Diese traurige Sitte war in der damaligen Christenheit eine allgemein übliche. Wo Konrad das Kirchengut direkt antastete, geschah es meist zu Gunsten der unter den Herzogen stehenden, mit gräflicher Würde oder noch niederem Range ausgestatteten Vasallen des Kaisers. Und hier sehen wir Konrad dann in einer zweiten Richtung thätig, die mit jener ersten, die Hebung der königlichen Ministerialität betreffend, in innigem Zusammenhange steht.

„Konrad gewann sich", berichtet Wipo, „dadurch in hohem Grade die Herzen der Vasallen, daß er nicht duldete, daß die alten Lehen der Vorfahren irgend einem ihrer Nachkommen entzogen würden." Und sehr bezeichnend bemerkt Breßlau hierzu: „es ist nicht daran zu denken, daß der Kaiser diese Anerkennung der Erblichkeit der Lehen durch ein ausdrückliches Gesetz für Deutschland, ähnlich demjenigen, das für Italien erlassen, wurde, ausgesprochen hätte." „Von eigentümlicher Gesetzgebung ist bei alledem, ebenso wie von einem allgemeinen Recht des Reiches oder des deutschen Volkes, wenig die Rede. So reich die Thätigkeit Karls des Großen auf diesem Gebiete war, so fast vollständig ist sie schon unter den späteren Karolingern in Stillstand gekommen. Man empfand, scheint es, das Bedürfnis allgemeiner Ordnungen nicht, und hatte, wo es sich zeigte, nicht das Vermögen es in rechter Weise zu befriedigen." So Waitz und mit den letzten Worten trifft er den Kern der Sache. Dem Leben blieb es überlassen, die Formen zu schaffen, in denen es sich weiter entwickeln sollte. Eine allgemeine Lebensform aus der Theorie heraus zu schaffen, dazu waren die damaligen Deutschen vom Kaiser herab bis zum letzten Bauern noch lange nicht reif genug. Zu reichem Baue schleppte man das Material von allen Seiten zusammen, aber mit jeder neuen Zugabe wuchs auch der Plan des

Baues selbst und man überließ es kommenden Zeiten, in all diese originellen und subjektiven Lebensäußerungen dereinst einmal einen einheitlichen Plan zu bringen. Der Stil war noch nicht erfunden, und noch lange dauerte es, bis es zu solchen Stilerfindungen kam. Auch Konrad II war kein Stilerfinder, doch horchte er auf das Gebot der Notwendigkeit, und so erkannte er auch die Erblichkeit der Lehen an. Wir erkennen an dieser That den Mann, der einst selbst in diesen Kreisen, für welche er jetzt sorgte, gelebt und die bittersten Erfahrungen gerade bezüglich dieses Punktes gemacht hatte. Nicht auf die Anerkennung der großen Reichslehen, der Herzogtümer namentlich, erstreckte sich Konrads That, sondern er erkannte alle Lehen an. Sah er sich dabei vor, indem er seinen Sohn zum Herzoge von Bayern und, als Hermann IV von Schwaben ohne Erben starb, ebenso zum Herzoge von Schwaben machte, indem er außerdem das Herzogtum Franken, das ja eigentlich längst erloschen war, stillschweigend ruhen ließ, während er doch in Franken selbst seinen Einfluß und den seines Hauses beständig zu mehren suchte, so erhielt das Königtum außerdem eine neue Stütze in den niederen Vasallen, deren Stellung durch Konrads Anerkennung dem Herzogtume und geistlichen Fürstentume gegenüber eine ungleich festere, gesichertere und unabhängigere wurde. So lange also die Herzogsgewalt dreier Herzogtümer (Bayern, Schwaben, Franken) in seiner Familie forterbte, konnte Konrad betreffs der Erblichkeit der Königswürde ruhig sein. Ohne prinzipielle Verfügungen zu treffen, schuf er die Thatsache, denn die Wahl der Großen konnte den königlichen Nachkommen in solcher Position nicht viel schaden. Wir sehen also von dem „groben Fehler" ab, den Konrad gemacht hätte, wenn er nicht systematisch die Erbmonarchie in Deutschland, Burgund und Italien zu begründen und zu befestigen versucht hätte. Die Macht seiner Nachkommen zu sichern und zu stärken, war er bestrebt, und er erreichte seine Absicht auch. Sicherte er so seinen Nachkommen auch gewissermaßen die Krone, so war das die natürliche Folge seines natürlichen Vorgehens. Ein System zu schaffen, lag ihm dabei fern, und als nur die Ahnung durchdrang, er suche ein solches zu schaffen, stieß er, wie wir gleich sehen werden, auf den energischsten Widerstand. So legte Konrad, ohne dieses ferne Ziel zu sehen, den Keim zu einer neuen Entwicklung. Entweder seine Nachkommen behaupteten sich in der Königswürde, gestützt auf ihre eigene große Macht, welche Konrad für sie geschaffen, sowie auf ihr Verhältnis zu den niederen Vasallen, oder sie behaupteten sich nicht, und dann hatten sie ebenso unter den neugeschaffenen Verhältnissen zu leiden, wie die anderen Fürsten des Reiches. Konrad selbst erntete, wie wir sahen, bereits die erste Frucht seines Vorgehens, als sich die Vasallen Herzog Ernsts von ihrem Herzoge lossagten und zu ihrem Könige, als dem obersten Schirmherrn ihrer Freiheit auf Erden zurückkehrten. Selbst auf die kirchliche Ministe-



Der Dom zu Speyer.

rialität mußte Konrads Vorgehen einen Eindruck machen, indem er auch ihr gewissermaßen den königlichen Rückhalt gegen ihre Herren gewährte. Wir brauchen uns hierbei nur zu erinnern, welche Bedeutung wir der Thatsache zuschrieben, daß zur Zeit Ottos III die Kirche über die freiwerdenden Lehen noch frei verfügte. Durch die Anerkennung der Erblichkeit der Lehen wurde ihr dieses Recht entzogen und sie also dem königlichen Schutze fast vollkommen überantwortet.

„Ueberhaupt aber muß der Kaiser gerade diesen ritterlichen Mannschaften ein Fürst nach ihrem Herzen gewesen sein. Selbst eine durch und durch ritterliche Erscheinnung, kühn und verschlagen im Rat, unermüdlich und schnell in der Ausführung des Beschlossenen, von heldenmütiger Tapferkeit im Kampfe, stellte er auch an seine Krieger hohe Anforderungen; ihnen gegenüber aber kargte der sonst nicht verschwenderische Herr auch keineswegs mit dem Lohn, den er ihnen spendete . . . . . Doch nicht nur das muß die Gestalt Konrads den ritterlichen Kriegsmannschaften Deutschlands sympathischer gemacht haben, als es die seines Vorgängers, wahrscheinlich auch die seines Nachfolgers war; ihnen und allgemeiner allen Einwohnern des Reichs, die nicht den höheren und höchsten Klassen angehörten, brachte seine Regierung in der That eine ungemeine Förderung ihrer Wohlfahrt. Nicht allein oder auch nur in erster Linie als tapfere und kühne Heerführer denkt sich das Mittelalter, insbesondere das deutsche, seine Könige und Herrscher: dem Fürstenideal der Zeit entspricht vor allem und am besten der unbestechlich gerechte Richter, der Hort und die Zuflucht der Kleinen und Bedrückten, der Arme und Elende, Waisen und Witwen gegen Habsucht und Vergewaltigung schützt. Und vorzüglich in dieser Eigenschaft als der Spender des Rechts, der Wahrer des Friedens tritt Konrad in allen Zeugnissen, die wir über ihn besitzen, insbesondere in dem Lebensbilde, das Wipo von ihm entworfen hat, uns entgegen." Mit diesen Worten schildert Breßlau die Persönlichkeit Konrads II, und wir erkennen, wie an der Stelle der im Purpur Geborenen wieder einmal ein echter und rechter Deutscher das Scepter im deutschen Lande und im weiten Reiche führte. „Er ist noch einmal als König zugleich der größte Hofbesitzer und der größte Haushalter seines Volkes."

Adalbero von Kärnten, Konrads Schwager, hatte einst unter Heinrich II das Herzogtum erhalten (1012), und Konrad der Jüngere, Kaiser Konrads Vetter, war also nach dem Tode des älteren Herzogs Konrad von Kärnten (1011) übergangen worden. Konrad II aber hatte schon im Jahre 1019 die Waffen für seinen Vetter und gegen Adalbero ergriffen, mußte dann aber, von Heinrich II aufgefordert, eine Zeit lang in die Verbannung gehen. Es läßt sich denken, daß nach der Königswahl Konrad seinem alten Gegner nicht besonders hold war. Doch melden die Geschichtsschreiber eine Versöhnung. Aber wie dem auch war, das beiderseitige Mißtrauen scheint fortgedauert, und Adalbero sich in Dinge eingelassen zu haben, welche dem mißtrauischen Kaiser als Hochverrat erschienen. Im Jahre 1035 stellte er auf dem Hoftage zu Bamberg die Klage gegen Adalbero und verlangte von den Fürsten, sie sollten Adalbero das Herzogtum und die Mark absprechen. Diese aber willfahrten dem Kaiser nicht sofort, sondern verlangten, man solle den jungen König Heinrich, der ja als Herzog von Bayern am ersten die Berechtigung der Anklage hätte darthun können, vernehmen. Und Heinrich kam. Da aber erfuhr der Kaiser, daß ein Vertrag ihn hindere, gegen Adalbero vorzugehen. Ermahnungen und Bitten, selbst Drohungen halfen nicht, den Widerstand des jungen Königs zu brechen. Immer erregter gestalteten sich die Verhandlungen, bis zuletzt die Aufregung Konrads einen solchen Höhepunkt erreichte, daß er plötzlich ohnmächtig zusammenbrach. Erst allmählich kam er, auf ein Ruhebett gelegt, wieder zu sich. Und wieder ließ er Heinrich und die Fürsten kommen. Fußfällig bat er den eigenen Sohn ihm nachzugeben und nicht durch längeres Widerstreben den Feinden des Vaters Genugthuung und Freude, dem Reiche aber und seinem Herrscher Schmach und Schande zu bereiten. Da gab Heinrich nach. An Bischof Egilbert von Freising, der den Sohn zu jenem Vertrage verleitet hatte, ließ der Kaiser nun seinen ganzen Zorn aus, an jenem Manne, dem er bisher stets die größte Dankbarkeit und Erkenntlichkeit erwiesen. Das Fürstengericht sprach Adalbero das Herzogtum ab. Ebenso verlor der Herzog die Mark von Kärnten, wie alle


Kaiser Konrad II zu den Füßen seines Sohnes Heinrich, Herzogs von Bayern.

Reichslehen, selbst sein Eigengut scheint teilweise konfisziert worden zu sein. Die karantanische Mark, die spätere Steiermark, übertrug Konrad an den Grafen Arnold von Lambach, aus einem altbayerischen, vornehmlich im Traungau begüterten Geschlechte, und damit trat die Mark wieder in nähere Beziehungen zum bayerischen Herzogtum, während sie vom Herzogtum Kärnten fortan getrennt blieb. Auch die Mark Krain scheint vom Kärntner Herzogtum gelöst worden zu sein, da hier bald ein Markgraf Eberhard erscheint. Dagegen blieb die italienische Mark Verona mit Kärnten verbunden. Das Herzogtum selbst übertrug Konrad dann, nachdem die Verhandlungen mit seinem Vetter, welcher sich um das Herzogtum bewarb, wie es scheint mit der Uebergabe des Haupthofes Bruchsal, den einst Otto von Kärnten von Heinrich II für den Verzicht auf sein Herrenhaus in Worms empfangen hatte, zu Ende geführt waren, im Anfang des Jahres 1036 an Konrad den Jüngeren. Ein Aufstand des Eppensteiners Adalbero, hatte keinen weiteren Erfolg. Er starb in der Verbannung im Jahre 1039.

Seine Hausmacht zu mehren, scheint des Kaisers Ziel gewesen zu sein. Kärnten aber gehörte einst seinem Hause und nach seiner strengen Auffassung des Erbrechtes besaß Adalbero das Herzogtum ohne Berechtigung. Nicht um das Herzogtum war es Konrad direkt zu thun; er gab es her, als sein Vetter ihm dafür jene Besitzungen in Bruchsal abtrat. Daß er aber den Ansprüchen seines Vetters gerecht wurde, zeigt zugleich, wie er Recht walten ließ auch dann, wenn dieses Recht seinen Absichten und Wünschen zuwiderlief. Kein System also, sondern das erkannte Gesetz der Notwendigkeit, das freie und gesunde Leben lenkte des Kaisers Handlungen. Und überall zeigen sich davon die Spuren. Ueberall kam er dem selbst aufstrebenden Leben hilfreich entgegen. So dem Rechtsleben des Volkes. Nicht wenige Fälle sind bekannt, wo Konrad sich gerade der untersten Schichten der Bevölkerung annahm. Wir hörten schon früher davon, wie er den Verkauf von Knechten verbot und ihn als eine ungerechte, Gott und Menschen verabscheuungswürdige Gewohnheit verwarf. So kam er dem Leben der Bürgerschaft entgegen und verlieh hervorragenden Handelsplätzen Markt- und Münzrecht. Würzburg und Amberg leiten unter andern dieses Recht auf Konrad II zurück. Wie er dann durch seine großartigen Bauten, deren Dimensionen allein zeigen, über wie gewaltige Mittel er verfügte, solche hervorragende Plätze zu heben suchte, werden wir unten im Zusammenhange

sehen. Konrads Stellung zu der ihm von seinem Vorgänger unfertig überlassenen Aufgabe der Kirchenreform nimmt nun unsre nächste Aufmerksamkeit in Anspruch.

Wir hörten bereits, wie er sich nicht scheute, die kirchlichen Stellen gegen hohe Geldsummen zu verkaufen. Die Cluniacenser aber richteten ihre Bestrebungen vornehmlich gegen diese Gewohnheit, die sie als häretisch bekämpften. Daß Konrad II die deutsche Kirche auch in diesem Punkte als das leistungsfähigste, vom Königtum geschützte und dem Königtum verpflichtete Verfassungsinstitut des Reiches behandelte, kann uns nicht wunder nehmen. Da ist es denn um so merkwürdiger, daß gerade die Vertreter der cluniacensischen Richtung ihm bei der Erwerbung Burgunds, wie bei der Erhaltung Lothringens so hilfreich entgegenkamen. „Richard von St. Vannes und Poppo von Stablo, die Häupter der cluniacensischen Reform in Lothringen, wurden nicht müde, den Interessen des Kaisers zu dienen.“ Gewiß war ja auch Konrad II ein frommer Mann. Doch in seiner Frömmigkeit begegnet uns die Gesundheit der damaligen deutschen Laienwelt, die sich begnügte, ihrem religiösen Bedürfnisse nachzukommen, nicht aber in exaltierter Weise über alle Schranken der Welt- und Völkerbildung sich hinaushob und von himmlischen Dingen der Menschheit einen möglichst großen Schatz zu verschaffen suchte, mit dem sie einstweilen noch gar nichts anzufangen gewußt hätte. Wir haben oben betont, daß die Erwähnung eines Ideals und eine Hochhaltung desselben allein fruchtbringend auf die Weiterentwicklung der Völker gewirkt hat und stets wirken wird, und möchten einem Mißverständnis durch diese Wiederbetonung hier vorbeugen. Daß aber ebenso das Volk verlangt, ihm Ruhe und Zeit zu gönnen, sich in dieses Ideal einzuleben und es verstehen zu lernen, ist auch natürlich. Und so verschonte Konrad II seine Völker mit den überspannten Bestrebungen eines Otto III, eines Heinrich II (in seinen letzten Zeiten), er verschonte sie, weil ihm für diese Ideen das Verständnis vollkommen abging. Als Schützling der Kirche hatte Konrad die Krone erlangt. Im Gegensatz zur kölnisch-römischen Politik Erzbischof Pilgrims und seiner lothringischen Genossen behielt die Politik Aribos von Mainz die Oberhand. Allein das hinderte den Kaiser gar nicht, übertriebenen Anforderungen, die ihm auch von dieser Seite gestellt wurden, energisch entgegenzutreten. Aribo mußte von seinen Reformplänen ablassen, und als er sich damit begnügen wollte, nur seine Gandersheimer Ansprüche durchzufechten, da ward er auch hier vom Kaiser zurückgewiesen. Bischof Godehard von Hildesheim behielt das Kloster, und Aribo selbst überließ es ihm endlich (1030). Der hochstrebende Mann war vollkommen vernichtet. Den Ausweg aus seinem inneren Zwiste vermochte er nicht zu finden, und am Weihnachtsfeste 1030 bat er in Paderborn öffentlich den Klerus und das ganze Volk, für seine Sünden zu beten und verlangte Urlaub vom Kaiser zu einer Wallfahrt nach Rom. Die Wallfahrt wurde ausgeführt, aber Aribo sah Deutschland nicht wieder. Am 6. April 1031 starb er zu Como. Bardo, ein schlichter Mönch von 50 Jahren, wurde sein Nachfolger. Der Kaiserin Gisela hatte er seine Erhebung gegen den kühnen Reformer, den Kapellan Wazo von Lüttich zu verdanken. Rechtschaffene Herzenseinfalt und eine echte und wahre Frömmigkeit zeichneten diesen Mann aus, während ihm die diplomatischen Tugenden seiner Vorgänger vollkommen fehlten. Es zeigte sich auch hier wieder der gesunde und ruhige Sinn des Kaisers, da er einen solchen Mann zum Erzbischof von Mainz, zum ersten Kirchenfürsten in Deutschland machte. Von ihm hatte er keine systematische Opposition zu fürchten. Wäre es da zu verwundern gewesen, wenn die deutsche Kirche gegen einen solchen Kaiser, der so rücksichtslos nach seinem eigenen Ermessen handelte, wieder einen engeren Anschluß an Rom gesucht hätte? Allein in Rom war Johann XIX Papst, ein trauriger Held sein ganzes Leben lang. Von ihm konnte keine Hilfe gegen diesen Kaiser kommen. Er starb im Januar 1033, „und sein Tod war nur deshalb ein Unglück für Rom und die abendländische Kirche, weil der schmählichen Wahl eine schmählichere folgte.“ Die Tusculaner setzten die Wahl eines der Ihrigen, eines zehnjährigen Knaben durch, der als Benedikt IX den Stuhl Petri bestieg und durch seine Bubenstreiche schändete. Und was that Konrad dagegen? Nichts. „Ihm genügt es, wenn diese Päpste auf ihren Concilien Entscheidungen nach seinem Willen treffen und ihre geistliche Gewalt in den Dienst seiner mächtigen politischen Pläne stellen.

Und unbekümmert um die heilige Scheu, die seine Zeitgenossen vor den geweihten Dienern Gottes zu hegen gewöhnt sind, belohnt und bestraft er die höchsten kirchlichen Würdenträger nicht anders, als wären sie weltliche Vasallen, und sendet einen vornehmen Erzbischof, mit Fesseln beladen in die Gefangenschaft (Erzbischof Burkhard von Lyon). Nie zuvor und niemals nachher hat das deutsch-römische Kaisertum, so lange es eine Wahrheit war, einen so durchaus weltlichen Charakter getragen, wie in den anderthalb Jahrzehnten, während welcher die Krone das hohe Haupt Konrads II schmückte." Das Interesse der Gesamtheit stand ihm höher, als das der einzelnen, und indem er übertriebene Anforderungen zurückwies, hielt er sich fern von jedem eigenmächtigen Eingreifen in die Entwicklung der Dinge. So ward auch unter ihm das innere kirchliche Leben in keiner Weise gehindert, sondern auf dem eigentlich kirchlichen Gebiete enthielt er sich jeder Willkür und ließ die Kirche ruhig gewähren. Man hat es beklagen zu müssen geglaubt, daß die schon unter Heinrich II erloschene Missionsthätigkeit der deutschen Kirche auch von Konrad nicht wieder neu belebt wurde. Allein innere Aufgaben erwuchsen der Kirche in jener Zeit, die für das deutsche Volk wichtiger waren, als den Wenden zu predigen. Durch die Kirche sollte in jener Zeit eine Grundlage geschaffen werden, auf welcher das erste wirkliche Geistesleben auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst emporzusprießen vermochte. Und wir wundern uns nicht, wenn wir von Konrad hören, daß er Bestrebungen auf diesem Gebiete vollauf begünstigte, nicht weil er das ferne Ziel erkannt hätte, sondern weil sein gesunder Laienverstand die Nützlichkeit solcher Bestrebungen wohl begriff. Wir werden an geeigneter Stelle auf dieses geistige Leben des Volkes zurückkommen müssen.

Schon im Jahre 1035 war es zu einem ernsten Zusammenstoße der Sachsen mit den Liutizen gekommen. Auf dem Hoftage zu Bamberg wurden Abwehrmaßregeln beraten und bald nach Beendigung des Hoftags führte der Kaiser ein Heer über die Elbe. Nur die Bayern waren von der Teilnahme am Kampfe entbunden, da man Unruhen von seiten des eben abgesetzten Kärntnerherzogs Adalbero befürchtete. Der Kriegszug ins rechtselbische Land blieb, wie grausam die Deutschen auch mit den Heiden umgingen, für diesmal ohne den gewünschten Erfolg. Ein zweiter Feldzug war notwendig. Derselbe wurde im folgenden Jahre unternommen und endete mit der Unterwerfung der Liutizen. Wieder schalteten in der weiten Ebene zwischen Elbe und Oder die deutschen Markgrafen. Aber wie die deutsche Kirche nicht wieder zur Herrschaft in diesen Gegenden kam, ebenso wenig verdrängte das deutsche Leben das slavische. Konrad mochte einsehen, daß die Neubelebung des Christentums in diesen Ländern nicht einen Augenblick, sondern ein ganzes Leben, vielleicht mehrere, in Anspruch genommen hätte, und so überließ er es den Sachsen, hier nach und nach wieder festen Fuß zu fassen. Giesebrecht sagt zu dieser Thatsache: „Für die Ausbreitung des Reiches hat der Kaiser gewirkt, die Ausbreitung der Kirche war ihm gleichgültig. Das Reich war von der heiligen Höhe, auf die es Karl der Große und Otto gestellt hatten, herabgesunken und so zu sagen profan geworden." Die Reaktion gegen Ottos III extravagante Politik kam unter Konrad II vollauf zur Geltung, und über Bord flog auch der letzte Rest der Fracht, mit der Otto III sein Fahrzeug in Italien beladen hatte, als dasselbe unter Konrads II Führung am deutschen Ufer anlegte. Wollte die Kirche Heiden bekehren, sie konnte es ohne königlichen Schutz; wollten die sächsischen Fürsten Ruhm und Besitz gewinnen im Wendenlande, es stand ihnen offen. Nicht an der Zurückhaltung Konrads lag es, daß es hier zu keinem Erfolge mehr kam, sondern an der Rivalität des Klerus und Laienadels, die nun auch in Sachsen ins Dasein getreten war und ein einträchtiges gemeinsames Handeln, wie einst in den Zeiten Heinrichs I, unmöglich machte. Das Uebergewicht des inneren Lebens und der inneren Entwicklung hielt die Kräfte gefesselt; der Interessenkampf im Reiche selbst ließ jugendlich ideale Bestrebungen, wie Ausbreitung der deutschen Kirche und der deutschen Herrschaft nicht mehr aufkommen. Dazu nahmen andere Ereignisse des Kaisers Aufmerksamkeit vollauf in Anspruch.

In Italien kam es zu einer Bewegung, welche nicht bloß Italien, sondern das ganze Abendland anging. Insoweit in ihr also der Pulsschlag der Zeit sich bemerkbar macht, haben wir ihr auch hier zu folgen. Das Papsttum, im Besitze der gräflichen Familie der Tusculaner, war wieder einmal zu rein lokaler Machtstellung heruntergesunken,

und nichts lebte in den Tusculanern Johann XIX (1024—1033) und Benedikt IX, dem jungen Bösewicht, von universalen Ideen. Da hatten denn auch die andern Lokalgewalten der Bischöfe und Grafen freie Hand, namentlich aber war das Papsttum nicht imstande, dem freien Verfügungsrecht des Kaisers über die italienischen Bistümer Hindernisse zu bereiten. Und Konrad verfolgte nun in dieser Richtung eine Politik, wie sie schon von seinen Vorgängern angebahnt war, mit entschiedener Konsequenz. Er suchte die kirchlichen Stellen durch deutsche Geistliche möglichst zu besetzen. Daß unter diesen Geistlichen viele der streng ascetischen Richtung angehörten, ist weniger einem Prinzipe, dem Konrad bei der Verteilung gefolgt wäre, zuzuschreiben, als der Thatsache, daß eben in sehr vielen Diöcesen Italiens die kirchlichen Dinge und das kirchliche Leben gar sehr im Argen lagen. Klagen über Versunkenheit und Verkommenheit des Klerus sind gerade nicht sehr spärlich auf uns gekommen, und in solchen Fällen war wohl ein gestrenger Herr am Platze. So ziemlich überall in Ober- und Mittelitalien erreichte der Kaiser seinen Zweck durch diese und andere Mittel, die deutsche Herrschaft zu befestigen. Nur die Erzdiöcese Mailand entzog sich unter ihrem ehrgeizigen und stolzen Kirchenfürsten, dem Erzbischofe Aribert, seinem Einflusse. Diesem Manne, der seine herrlich erblühende Stadt zum Mittelpunkte der Lombardei zu erheben suchte, mußte es sehr unangenehm sein, daß das Grafenrecht in der Stadt und Grafschaft Mailand nicht ihm, wie es so manchem seiner weit geringeren Amtsbrüder verliehen wurde, zu teil werden konnte, da dasselbe in den Händen der Otbertiner Grafen war. An diesen weltlichen Großen suchte Konrad II einen Halt gegen die kühne Politik des Mailänders zu gewinnen. Wie seine Maßnahmen überhaupt dahin deuten, daß er die Interessen der Großen in seinen Reichen von ihren zufälligen örtlichen Sitzen unabhängig zu machen und unter sich zu verbinden strebte, daß er also in einem Stande gewissermaßen die Einheit der drei Reiche und ihre Zusammengehörigkeit zu verkörpern suchte, so waren es gerade die mailändischen Großen, denen er eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmete. Mit unumschränkter Gewalt hatte Aribert Jahre lang in der Lombardei geherrscht: „nach eigenem Willen lenkte er das Königreich Italien, heißt es von ihm in einer wenig späteren Urkunde.“ Die Maßregeln, welche er ergriff, zeugen von einer Rücksichtslosigkeit, die wohl ohne Gleichen dastand und Konrads Mißtrauen nur bestärken konnte.

Indessen hatte sich aber auch eine Scheidung innerhalb des Adels selbst vollzogen. Zwei gesonderte Klassen standen sich da gegenüber. Die eine bildeten die großen Herren, welche ihr Lehen direkt von den Fürsten empfangen hatten, die sogenannten Capitane; die andere bildeten die niederen Vasallen, welche nur im Besitze von Afterlehen waren, die sogenannten Valvassoren. Die Capitane hatten die Erblichkeit des Lehensbesitzes zur Anerkennung gebracht, während dies den Valvassoren nicht geglückt war. Da nun aber der Laienadel nicht, wie in Deutschland, nur auf seinen Burgen residierte, sondern einen großen Teil der städtischen Bevölkerung ausmachte, so kam es in Italien einerseits viel eher zu dem Bewußtsein einer gemeinsamen Sache, eines für alle gleichen Interesses, andrerseits bahnte sich die Verbindung dieser Unzufriedenen mit den unzufriedenen Elementen des Bürgertums viel rascher und nachhaltiger an, als anderswo. Gegen die Stadtherren, die Bischöfe namentlich, machte die Unzufriedenheit sich Luft. In Mailand lagen die Dinge aber noch anders. Hier war nicht der Erzbischof der Herr der Stadt, sondern die Otbertiner Grafen; der Erzbischof fand demnach bei seinem rücksichtslosen Vorgehen gegen die Valvassoren einen Anhalt an der Bürgerschaft selbst. Als nun der Kampf im Jahre 1035 losbrach, mußten die Valvassoren vor dem Erzbischofe, den Capitanen und einem Teile der Bürgerschaft, welche gegen sie unter den Waffen standen, das Feld räumen. Dadurch aber verlor der Mailänder Aufstand seinen lokalen Charakter; die Valvassoren ganz Oberitaliens sahen ihr Interesse mit dem der in Mailand unterlegenen Partei verbunden und griffen zu den Waffen. Das bedeutete den Krieg gegen die Fürsten Oberitaliens. So kam es auch hier zum Zusammenstoß. Bei Campo Malo, zwischen Mailand und Lodi, trafen die von beiden Parteien aufgestellten Heere auf einander. Die Fürsten wurden geschlagen; Aribert und die Seinen traten den Rückzug vor den siegreichen Scharen der Valvassoren an.

Das war das Signal, welches Konrad II zum Aufbruch nach Italien mahnte. Im ganzen Abendlande hallte die Kunde von diesen Dingen wieder. „Als eine ungeheure und in den modernen Zeiten unerhörte Confusion“ bezeichnet sie Wipo, der Biograph unsres Kaisers. Und gewiß hatte er recht. Seit Jahrhunderten war eine solche kräftige Demonstration von unten herauf nicht mehr vorgekommen. Von beiden Seiten mag man den Kaiser aufgefordert haben, in Italien zu erscheinen. „Trotzig hatten die Valvassoren erklärt, wenn ihr Kaiser nicht komme, um ihre Verhältnisse zu ordnen, so würden sie sich selber Gesetze geben.“ Und Konrads „germanischer Laienhumor“ war um die richtige Antwort nicht lange verlegen: „wenn Italien nach Gesetzen dürstet, werde ich kommen es zu tränken.“ Von diesem Manne war keine Unterdrückung des neu aufstrebenden Lebens, so weit er es erkannte, zu befürchten. Was die Valvassoren in der Lombardei wollten, wollte auch er. Wir hörten davon, wie er es war, welcher die allgemeine Erblichkeit der Lehen in Deutschland anerkannte. In Italien wird er nicht anders denken, denn an sich selbst hatte er einst die einschnürende Macht der Fürsten erfahren. Auch verwob sich sein eigenes Interesse mit demjenigen der Rebellen, denn Ariberts Einfluß in der Lombardei, der seiner Politik bisher so mächtig im Wege gestanden hatte, hoffte er nun mit ihrer Hilfe brechen zu können. Nachdem also der Liutizenfeldzug des Jahres 1036 zum Abschlusse gekommen war, brach Konrad im Dezember nach Italien auf. Nicht direkt zog er nach Mailand, sondern gleichsam um der Sprache der Zeit zu lauschen, näherte er sich auf Umwegen seinem Ziele. Ehrenvoll wurde er in der Stadt empfangen, allein bald wandte sich die Stimmung der Bürgerschaft gegen ihn, und es kam zu einer Emeute, welche als eine offene Demonstration zu Gunsten Ariberts anzusehen ist. Nicht in Mailand, wo der Erzbischof solchen Anhalt hatte, gedachte darum der Kaiser seine Gerichtssitzungen zu beginnen, sondern ein großer Hoftag wurde nach Pavia, der alten Königsstadt, ausgeschrieben, welche von dem emporblühenden Mailand bereits ganz in den Schatten gedrängt wurde. Auch das war eine Demonstration, eine Demonstration gegen Mailand. In Pavia wurde die Reichsversammlung bald nach der Mitte des März (1037) eröffnet, und da regnete es denn Klagen gegen Aribert, der dem Kaiser hierher gefolgt war. An der Spitze der Ankläger stand Markgraf Hugo, der Otbertiner, der Graf und Herr von Mailand. Aufgefordert, sich gegen die Anklagen zu verteidigen, gab der Erzbischof nach einigem Besinnen die stolze Antwort: „was er bei seinem Amtsantritt im Besitze der Kirche des hl. Ambrosius vorgefunden oder auf irgend welche Weise während der Dauer seiner Waltung für dieselbe erworben habe, das gedenke er, so lange ihm das Leben bleibe, festzuhalten und auf niemandes Bitte oder Befehl auch nur das Geringste davon wieder herauszugeben.“ Man erstaunte über diese Hoffart und empfahl dem Trotzigen, wenigstens den Kaiser auszunehmen, der doch der oberste Richter im Reiche sei. Aber Aribert erwiderte: „Auf niemandes Bitte oder Befehl!“ Dem Kaiser blieb also nichts anders übrig, als den Erzbischof zum Reichsfeind und Hochverräter zu erklären, ihn zur Herausgabe aller widerrechtlichen Annexionen zu verurteilen und ihn sofort in Haft nehmen zu lassen. Dem Patriarchen Poppo von Aquileja und dem Herzoge Konrad von Kärnten ward die Bewachung des Gefangenen anvertraut. Das war ein Vorgehen, wie es seit Otto dem Großen die Welt nicht mehr erlebt, und gewiß mochte manchem das Herz beben vor einem solchen Kaiser, der keine Maßregel scheute und keine Person achtete. Doch daran lag weniger. Jene Mailänder Bürgerschaft



Erzbischof Aribert.

verletzte der Kaiser also auf's tiefste. „Konrad mochte damals wenig Gewicht darauf legen, daß unter der Bürgerschaft Mailands die höchste Erbitterung über die Behandlung ihres Erzbischofes sich verbreitete: und doch ist der Widerstand dieser Bürgerschaft der einzige gewesen, den in Italien zu überwinden ihm nicht gelingen sollte." Vorahnend schauen wir bei dieser bedeutungsvollen Nachricht in die Zukunft.

Nur wenige Tage dauerte Ariberts Haft, als er schlau entwischte. Er kam glücklich nach Mailand, und man kann sich den Jubel vorstellen, der dort über die Wiederkunft des verloren Geglaubten ausbrach. Poppo, der Patriarch von Aquileja, der den Zorn des Kaisers fürchtete, entfloh nun gleichfalls vom Hofe, und der eben noch hoffnungsfrohe Kaiser sah sich plötzlich vor einen Kampf gestellt, der alle seine Kräfte in Anspruch nehmen würde. Ostern feierte der Kaiser in Ravenna, dann brach er sofort zur Belagerung Mailands auf. Hier trafen sich die deutschen und italienischen Krieger. Die Belagerung zog sich hin bis Ende Mai, und am 28. dieses Monats kam es dann vor Mailand zum Erlaß jenes geschriebenen Lehensgesetzes, welches die Angelegenheit regelte, deretwegen der Kaiser eigentlich nach Italien gekommen war. „Zur Versöhnung der Gemüter der Lehensherren und ihrer Vasallen, damit sie immerdar einträchtig erfunden werden und treu und beständig uns und ihren Herren dienen," so lautet der Eingang der Konstitution. Sie enthält deutlich und klar den Zweck, zu dem sie erlassen wurde: Sicherung des Besitzes aller Lehenträger und Verbürgung der Erblichkeit aller Lehen selbst. Indem wir uns nun erinnern, welche Beschlüsse vor kaum vierzig Jahren auf der Synode von Ravenna unter Otto III gefaßt wurden, erkennen wir, wie die Zeiten sich geändert haben, wie ein Konrad II mit anderem Verständnis auf den Wellenschlag der Zeitströmungen lauschte, als jener phantastische Griechenjüngling. Keinem von den großen und kleinen Vasallen der Bischöfe, Aebte, Markgrafen uud Grafen und keinem, der kaiserliche oder Kirchen-Güter zu Lehen hatte, sollte sein Besitz genommen werden können, wenn er nicht eines Verbrechens im Gericht seiner Genossen überführt worden wäre. Glaubte einer, daß ihm hier Unrecht geschehen, so sollte ihm — den großen Vasallen an den Kaiser, den kleinen an den königlichen Sendboten — die Berufung freistehen, und von diesen die Sache entschieden werden. So erkannte der Kaiser die Forderung der Valvassoren an, so traf er indirekt die Macht der lombardischen Bischöfe geradezu vernichtend, die ihm in Aribert und seinen Genossen so bedrohlich entgegen getreten war. „Mochte dieser auch noch eine Zeit lang, dank der Hilfe der mailändischen Bürgerschaft, sich zu behaupten imstande sein, so mußte doch die von ihm vertretene Sache auf die Dauer als aussichtslos erscheinen."

Der 29. Mai war Pfingstsonntag. In einem kleinen Kirchlein versammelte man sich zum Gottesdienste. Da brach ein furchtbares Gewitter aus, das Stunden lang die bangen Gemüter erschreckte. „Ununterbrochen zuckten die Blitze, rollte der Donner: mehr als sechzig Menschen, die entweder vom Blitze getroffen oder durch den Schrecken übermannt waren, gaben ihren Geist auf; andere verloren die Besinnung." Selbst den hl. Ambrosius glaubte einer in den leuchtenden Blitzen erkannt zu haben. Der charakteristische Aberglaube der Zeit — ein Psychiater mag uns dafür die Erklärung geben —, der diese Naturerscheinung als die Entladung des Zornes des Stadtheiligen über seine Feinde dachte, zwang den Kaiser, die Belagerung aufzugeben, denn dieser Gespensterkampf hatte den tapferen Mannen den Mut geraubt. Ehe Konrad jedoch abzog, setzte er den Erzbischof von Mailand förmlich ab, ein Vorgehen, welches mancherlei Bedenken wachrief und selbst von dem Sohne des Kaisers mißbilligt wurde. Der Geist der Zukunft spricht, wie schon einige Male, aus dieser ablehnenden Haltung des Kaisersohnes zu uns. Ambrosius, der sogenannte Nachfolger Ariberts, ist sein Leben lang nur dem Namen nach Erzbischof von Mailand geblieben. In Cremona fand sich auch der Papst Benedikt IX im kaiserlichen Lager ein. „Er wurde ehrenvoll empfangen und ebenso entlassen." Was wollte er hier, und was hätte der Kaiser anders mit ihm machen sollen?

Andere Mächte griffen nun in die Lage ein. Odo von Champagne, der besiegte Rivale des Kaisers in Burgund, glaubte seine Zeit jetzt gekommen. Er fiel im Sommer 1037 in Lothringen ein, verwüstete die Umgegend von Toul und zerstörte die Burg von

Commercy. Da erhielt er die Nachricht, italienische Boten seien in der Champagne eingetroffen, ihn zu sprechen. Sie kamen von Aribert. Die italienische Königskrone, selbst die Kaiserkrone boten sie dem französischen Grafen. Von Burgund aus sollte er in Italien einfallen. Für den allgemeinen Aufstand in Italien wollte man selbst sorgen. Eine Zusammenkunft aller Verschworenen wurde verabredet. Indes söhnte sich der Patriarch Poppo von Aquileja wieder mit dem Kaiser aus, der im August in die Stadt einzog. Bis in den Dezember wissen wir nicht, wo Konrad sich aufhielt. Das aber erfahren wir, daß bis dahin die ganze Reihe seiner Gegner aus dem Felde geschlagen war. Das Komplott der lombardischen Bischöfe mit Odo von der Champagne wurde entdeckt durch die Markgräfin Bertha von Turin, welche einen der Boten aufgriff und so den Ort und die Zeit der Zusammenkunft erfuhr. Die dann richtig eintreffenden Gesandten ließ sie ergreifen und an den Kaiser schicken. An seinem Hofe selbst wurden noch drei der verschworenen Bischöfe gefangen genommen, ein Zeichen, wie still die ganze Sache betrieben worden war. Die Bischöfe wurden nach Deutschland in die Verbannung geschickt. — Im Herbst 1037 fiel Odo wieder in Lothringen ein. Diesmal aber hatte sich Herzog Gozelo vorgesehen. Am 15. November stieß er bei der Feste Bar auf das feindliche Heer. Reginard, der Lütticher Bischof, hielt tapfer stand, trotzdem der linke Flügel der Deutschen schon zu weichen begann. So blieb Gozelo der Sieg, und die Franzosen wandten sich zur Flucht. Odo selbst wurde auf der Flucht erschlagen. Eine freudige Kunde für den Kaiser, der eben wieder eine jener Empörungen niederzuschlagen gezwungen wurde, welche in den italienischen Städten fast stets bei der Anwesenheit der deutschen Krieger ausbrachen! Parma, wo der Kaiser mit seiner Familie Weihnachten feierte, mußte den Empörungsversuch mit einer entsetzlichen Plünderung büßen. Nach der Plünderung wurde die Stadt den Flammen übergeben. Ueber den Apennin zog Konrad dann nach Apulien. Mit energischer Festigkeit ordnete er die Verhältnisse in Unteritalien. Die deutsche Herrschaft bestand auf der Halbinsel trotz des Widerstandes der Mailänder. Das campanische Reichskloster Monte Casino, dessen sich Pandulf IV von Capua bemächtigt hatte, wurde vom Kaiser befreit und erhielt einen Bayern zum Abte. In Capua, wohin Konrad gezogen war, wo er die Absetzung des Fürsten Pandulf und die Erhebung Weimars von Salerno zum Fürsten von Capua dekretiert hatte, erschien eine Delegation der Mönche von Monte Casino, den Kaiser um einen neuen Abt zu bitten. Der trug ihnen auf, aus ihrer eigenen Mitte einen solchen zu wählen. Die Mönche aber wünschten einen einflußreichen Herrn aus der Umgebung des Kaisers. Da empfahl Gisela den Abt Richer von Leno bei Brescia, einen Altaicher Mönch zum Abte des großen Klosters; er wurde mit Zustimmung des Kaisers gewählt, und ihm gelang es, eine neue Blüte des altehrwürdigen Klosters heraufzuführen und das Ansehen seiner Abtei zu wahren und zu mehren. So faßte mit ihm die bayerische Klosterreform noch einmal in der südlichsten Grenzmark des Reiches Wurzel. Zu gleicher Zeit belehnte der Kaiser den Normannen Rainulf mit der Fahnenlanze für Aversa, eine That, welche dereinst dem königlichen Geschlechte zu großem Unheil ausschlagen sollte. Dann ordnete Konrad auf's neue die Einschließung Mailands an, dem Norden zueilend, da die heiße Jahreszeit und mit ihr die unvermeidliche Seuche die Deutschen im Süden überrascht hatten. So sehr der Kaiser aber auch eilte, die Seuche schritt schneller als er. Sie überfiel das Heer in mörderischer Weise und dezimierte es furchtbar. Selbst in die eigene Familie Konrads brach sie ein. Kunigunde, die Gemahlin König Heinrichs, erlag ihr; zehn Tage später folgte der Gattin des Sohnes dessen Stiefbruder, Herzog Hermann von Schwaben, der letzte Nachkomme aus Giselas Ehe mit Herzog Ernst, dem Babenberger. Des Kaisers letzte Verfügung wurde beobachtet. Im Sommer 1039 zogen die italienischen Fürsten gegen Mailand zu Felde. Aber Aribert hielt Stand. Alle Einwohner seines Bistums rief er in die Stadt und bewaffnete sie. Er war es, der den Mailändern den Caroccio gab, der einstens das Feldzeichen ihrer Bürgerfreiheit werden sollte. Ein hoher Mastbaum erhob sich auf gewaltigem Wagen; an seiner Spitze leuchtete ein goldener Apfel; von dem Maste flatterten zwei weiße Fahnen, und in der Mitte des Baumes hing das Kreuz mit dem Bilde des Erlösers. Das Belagerungsheer stob auseinander, als die Kunde vom Tode des



Die Hungersnot in Bayern.

Kaisers eintraf. „Daß die Mailänder unbezwungen waren, als Konrad aus dem Leben schied, weist bedeutsam auf die zukünftige Entwicklung der Geschicke Italiens hin."

Im September 1038 war Konrad II wieder auf deutschem Boden angelangt. Es war kein erfreuliches Bild, das sich dem Heimkehrenden bot. In Bayern, wo das Heer entlassen wurde, herrschte eine furchtbare Hungersnot und raffte zahlreiche Menschen hin. Viele Dörfer, aus denen die Bewohner geflohen waren, standen öde und leer. Nach kurzer Rast wandte sich der Kaiser der schwäbischen Grenze zu. Das Bild des Elends aber verließ ihn nicht an der Grenze. Nach Hermanns Tode war unfehlbar König Heinrich der nächstberechtigte Erbe des Herzogtums Schwaben, und Konrad übertrug denn auch Schwaben seinem Sohne. Weiter gegen Westen, nach Burgund ging der Zug. In Solothurn vereinigte Konrad die burgundischen Großen zu einem großen Landtage. Hier übertrug er dann ebenso seinem Sohne die Königswürde von Burgund und ließ ihm von Volk und Fürsten huldigen. Gewiß war auch hier Heinrich nach dem Tode Odos von Champagne und seiner schwäbischen Stiefbrüder der bestberechtigte Erbe der Krone, und auf diese großartige Erbmacht gestützt, welche sich ausdehnte vom Wiener Walde bis zur Rhone und über sie hinaus, konnte das salische Haus wohl ruhig der weiteren Entwicklung der Dinge in Deutschland zuschauen. Hier tritt es zu Tage, daß nicht auf einem System, sondern auf den natürlich gegebenen Verhältnissen das Vorgehen Konrads II beruhte.

Ueber Franken zog der Kaiser nach Sachsen. Hier verweilte er, in langsamem Zuge die einzelnen Pfalzen bereisend. Zum Pfingstfeste brach er nach Utrecht auf, und am 4. Juni — es war Pfingstmontag — ereilte ihn hier ein plötzlicher Tod. (1039.) „O ihr harten und gänzlich unempfindlichen Herzen des Menschengeschlechts!" — ruft der Annalist von Hildesheim aus, da bei dem Tode des Mannes, mit dem fast des ganzen Erdkreises Haupt und Tüchtigkeit zu Grabe sank, da bei einem so plötzlichen wie gefahrvollen Heimgang kaum jemand eine Thräne vergoß. Anders Wipo, der Biograph des

Kaisers, der nie vordem von so allgemeinem Wehklagen bei dem Tode eines Kaisers etwas gesehen noch gehört hat. Gewiß mochten viele den Hingeschiedenen beklagen, viele aber, und darunter wohl zuerst die Kleriker, sahen mit Genugthuung der neuen Regierung, dem Zöglinge Egilberts von Freising entgegen.

Uebersehen wir die Lage bei dem Tode Konrads II: das letzte vergebliche Ringen der Langobarden in Italien um ihre Selbständigkeit, das erste hoffnungsfrohe Drängen zur Freiheit bei den Lombarden, den romanisierten Nachkommen jener, eine ablaufende und eine aufsteigende Bewegung; das kräftige Auftreten der Normannen; dazwischen das deutsche Kaisertum, eine alte Macht, aber sich verjüngend in dem Verständnis für das junge Leben; das Papsttum, ohnmächtig geklammert an die verrotteten Parteien des alten römischen Stadtadels: so müssen wir gestehen, daß alle Faktoren der zukünftigen Entwicklung vorhanden sind, daß aber in dem Absterben des alten langobardischen Elementes, in dem vergeblichen Ringen des Kaisers vor Mailand uns Symptome entgegentraten, welche für die Herrschaft der Deutschen in Italien keine günstige Vorahnung in uns wachriefen. Wird das Kaisertum erkennend auf seiner Höhe bleiben? Wird das Papsttum sich befreien von der Fessel des römischen Adels? Und befreit, welcher Richtung wird es sich anschließen?

Konrads II Leiche wurde nach Speier verbracht; in der Gruft des von ihm begonnenen herrlichen Domes wurde sie beigesetzt. Auf seinen eigenen Schultern half der Sohn die kaiserliche Leiche zu Grabe tragen. Und nachdem er in dieser pietätvollen Weise dem toten Vater die letzte Ehre erwiesen, wandte sich Heinrich in jugendlicher Kraft dem vollen Leben wieder zu.

Heinrich III war 22 Jahre alt, als er die Regierung übernahm. Er war König von Burgund, Herzog von Bayern, Schwaben und Kärnten, und auch die fränkische Herzogsmacht ruhte in seiner Hand. Schon seit elf Jahren war er als Nachfolger des Vaters anerkannt und gekrönt. Im Purpur geboren fehlt seiner Entwicklung jene Vorgeschichte, welche uns Konrad, den rheinischen Freien so nahe brachte, es fehlte ihm mithin nicht zum wenigsten an jenem wahren Verständnis für die Interessen seines Volkes, welches wir an Konrad II bewunderten. Dagegen war Heinrich im vollen Besitze der damaligen geistigen Bildung und brachte somit der Bewegung innerhalb der Kirche ein viel größeres Verständnis entgegen, als es sein Vater jemals besessen. War auch der Reformgedanke unter Konrad II nicht vernichtet worden, so trat er doch weit zurück in den Hintergrund, und mehr in einzelnen Fällen, wie wir das unten im Zusammenhang erkennen werden, als systematisch äußerte er sein Fortbestehen. Die Lücke, welche hier von seinem Vater gelassen wurde, suchte Heinrich auszufüllen. Vom deutschen Ufer aber und nicht von römischen schlägt die Welle diesmal zurück, denn Konrad war es, mit dem die Bewegung das deutsche Land berührt hatte, mit dem das deutsche Leben in neuer natürlicher Kraftfülle erblüht war. Eine der ersten Regierungshandlungen Heinrichs III war, daß er sich mit Erzbischof Aribert von Mailand aussöhnte und die von Konrad verurteilten lombardischen Bischöfe begnadigte. Es war im Winter 1039, als Heinrich nach Bayern kam. Im Januar weilte er in Augsburg, und hier erschienen die Fürsten Italiens, den neuen König zu grüßen und die Angelegenheiten ihres Landes zu beraten. Durch Schwaben zog Heinrich zum Rheine und weilte zu Ostern in Ingelheim. Hier begrüßten ihn die burgundischen Großen, und nach dem Feste traf auch Aribert von Mailand ein, sich mit dem Könige auszusöhnen. In Köln, wohin er Heinrich begleitete, wurde er, da er sich zu rechtfertigen wußte, in sein Erzbistum entlassen, das er von dem Könige zurückerhalten hatte.

König Heinrich bestieg den von seinem Vater so mächtig aufgeführten Thron zu einer Zeit, da im Osten noch einmal eine allgemeine Reaktion des heidnischen Volkstums gegen Monarchie und Christentum ausbrach. Nur als Alleinherrscher und gestützt auf

die Kirche, hatten sich die Herrscher Polens und Ungarns, Boleslav Chabry und König Stephan, in der von ihnen geschaffenen Machtstellung zu behaupten gewußt. Im Jahre 1034 war Mesco von Polen gestorben. Wir hörten, wie unter ihm das Polenreich bereits in allen Fugen krachte. Nach seinem Tode brach die volle Anarchie los. Im Jahre 1038 starb dann auch König Stephan von Ungarn. Einer seiner Schwestersöhne, Peter, folgte ihm, war aber wegen seiner venetianischen Herkunft nicht beliebt. Der Zusammenbruch des Polenreiches aber reizte wieder den Herzog Bretislav von Böhmen zur Eroberung. An diesem christlichen Herrscher fand auch Peter von Ungarn gegen die heimische Adelspartei einen Bundesgenossen. Und als nun Bretislav keinen Widerstand fand, da er in Polen einfiel, erwachte in ihm wieder der Gedanke an ein großes böhmisch-slavisches Reich. Noch im Jahre 1039, als der Kaiser gestorben war, brach Bretislav in Polen ein. Er verbrannte und plünderte die Dörfer, zerstörte Krakau, raubte die dort aufgehäuften Schätze, zog dann gegen Posen, das sich ergab; weiter gegen Gnesen, das gleichfalls in seine Hände fiel und mit ihm das Kleinod des polnischen Reiches, der Leichnam des hl. Adalbert. Ihn ließ Bretislav erheben und feierlich nach Prag überführen, wohin er demnächst seinen Weg zurücknahm.



Heinrich III.
Nach dem Gemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Ein geeinigtes Slavenreich aber jenseits der Elbe bedeutete für Deutschland, wie wir dies bisher stets gesehen haben, den Krieg gegen Osten. Und schon hatte Heinrich seinen Königsritt unterbrochen und im Herbste 1039 ein Heer aus Sachsen gegen Böhmen geführt, denn Bretislav hatte ganz vergessen, dem neuen Könige zu huldigen. Dieser eindringlichen Aufforderung widerstand er nicht länger, sondern schickte seinen Sohn dem Könige Heinrich als Geisel und versprach, demnächst selbst zu erscheinen. Aber auch dieses Versprechen vergaß er wieder, als Heinrich abgezogen war. Ja, sein Bundesgenosse Peter von Ungarn fiel in die bayerische Ostmark ein und verheerte das Land. Auf dem Fürstentage zu Augsburg 1040 zeigt die Anwesenheit des bayerischen Episkopates und des hl. Günther, daß die böhmische Angelegenheit dort beraten wurde. Und wir hörten bereits, daß Heinrich III ein besseres Verständnis für die Angelegenheiten der Kirche mitbrachte. So beschloß er einen abermaligen Zug gegen Böhmen.

Im Sommer 1040 brach ein sächsisches Heer unter dem Markgrafen Eckard von Meißen und Erzbischof Bardo von Mainz von Norden gen Böhmen auf, während ein aus Bayern, Franken und Hessen gebildetes Heer von Süden unter des Königs eigener Führung heranzog. Der Böhme aber hatte die Gebirgspässe durch Verhaue und Verschanzungen gesperrt. Von Cham drang Heinrich gegen Furth vor. Aber weiter kam er nicht. Einige Voreilige drangen in den Paß ein, während Otto von Schweinfurt, Bretislavs Schwager, eine Umgehung des Feindes zu bewerkstelligen suchte, fanden aber alle den Tod. Als Otto nun am andern Tage heranrückte, wurde er von den siegreichen Böhmen ebenfalls geschlagen, und nur dem hl. Günther war es zu danken, daß ein Teil dieser Heeresabteilung auf heimlichen Pfaden dem Verderben entrann. Da führte der König das niedergeschlagene und durch bedeutende Verluste geschwächte Heer zurück. Günther ging als Abgesandter zu dem Nordheere, das glücklicher gekämpft und die Gegenden an der Biela und Eger verheert hatte, ihm ebenso den Rückzug anzubefehlen.



Bretislavs Unterwerfung.

Die erste Waffenthat Heinrichs war mißglückt, aber er ließ sich nicht abschrecken. Im August des folgenden Jahres begann er den Feldzug auf's neue. Führung und Plan blieben wie im Vorjahre, nur sollte eine selbständige Truppenmacht von der bayerischen Ostmark her unter der Führung des jungen Liutpold, des ältesten Sohnes des Markgrafen Adalbert, die Operationen der beiden anderen Heere unterstützen. Diesmal nützten den Böhmen die Verhaue nichts. Auf verborgenen Pfaden führte der König das Hauptheer dem Feinde in den Rücken. Der stob auseinander. Vor Prag trafen sich die beiden Heere des Königs. Da sank Bretislav der Mut. Der Ungarnkönig war schon aus seinem Lande vertrieben, und so hatte Bretislav von dieser Seite nichts zu hoffen. Von Süden her drang auch Adalberts tapferer Sohn siegreich heran. Da ließ der Böhme volle Unterwerfung und Schadenersatz, Auslieferung der Gefangenen und 8000 Pfund Silber anbieten und erbot sich, sich vor dem Könige in Regensburg zu stellen. Es kam zum Frieden. Die Idee eines geeinigten Slavenreiches wurde fallen gelassen, und Bretislav fand sich im Oktober in Regensburg ein. Im Büßergewande warf er sich dem Könige zu Füßen. Der König ließ ihm sein Herzogtum und das eroberte Schlesien als deutsches Lehen und schenkte ihm die Hälfte der bedungenen Geldbuße. So gewann er den Feind zum Freunde, der ihm fortan unwandelbar treu blieb; die Piasten zogen als deutsche Lehensträger in Polen wieder ein.

Durch die Vernichtung des böhmisch-polnischen Reiches hatte auch König Peter von Ungarn den wirksamsten Rückhalt gegen seinen Adel verloren. Auch für seine Herrschaft war, wie für das Christentum, die einzige Hilfe nunmehr bei Heinrich zu finden. Und zu ihm kam Peter nach Regensburg. In Ungarn aber hatte man Aba zum Herrscher erhoben. Mit dem Heidentum lebte die alte Neigung zu den wüsten Raubzügen wieder auf, und schon in der Mitte des Februar 1042 sah die bayerische Ostmark ihre alten Peiniger wieder. Im Norden und Süden der Donau drangen Abas Scharen zu gleicher Zeit vor; im Süden des Stromes hatte Aba selbst die Führung übernommen. Aber nicht wie ehrliche Feinde, sondern wie Räuber und Mörder, schlichen sich die Magyaren in kleinen Haufen durch die Wälder bis zur Mündung des Traisenflusses, wo sie sich sammelten. Und von hier aus brachen sie alsdann vor und hieben nieder, was sich widersetzte. Aus den Häusern und Betten rissen sie die Leute fort und schleppten sie in die Gefangenschaft. Nur einen Tag dauerte das elende Werk der Mordscharen, dann kehrten sie nach Ungarn zurück, ihren Raub zu bergen. Die nördliche Abteilung aber wurde von dem Markgrafen Adalbert und seinem Sohne Liutpold erreicht und fand vom Schwerte des Siegers und von den Wellen der March ihr Ende. Eine dritte Abteilung der Ungarn, welche in die Kärntnermark (Steiermark) eingefallen war, wurde von dem Markgrafen Gottfried, dem Sohne des Markgrafen Arnold von Lambach geschlagen.

König Heinrich eilte herbei. Auf dem linken Donauufer drang er mit einem Heere in Ungarn ein. Heimburg und Preßburg wurden zerstört, an der Gran wurden die Magyaren geschlagen, aber die Erfolge waren nicht von Dauer. Nach dem Abzuge Heinrichs war Aba bald wieder Herr im Lande. Zwar kam es im Sommer 1043 in Regens-

burg zu Verhandlungen mit dem Ungarnkönige, doch diese Verhandlungen führten zu keinem Frieden. So drang Heinrich wieder in Ungarn ein. Von einer Flotte begleitet zog er an dem südlichen Donauufer hinab. Da schickte Aba abermals Boten, welche die demütigsten Anerbietungen machten und unter anderem auch die westlichen Gebiete Ungarns bis zur March und Leitha zurückzugeben versprachen. So kam ein Ausgleich zu stande.

Der hier im Südosten mit neuer Verschärfung auftretende Gegensatz veranlaßte nun den König zu Maßregeln in seiner inneren Politik, welche mit dieser äußeren Politik im engsten Zusammenhange stehen. Acht Tage nach der Bestattung Kaiser Konrads II war auch dessen jüngerer Vetter und einstiger Nebenbuhler, Herzog Konrad von Kärnten gestorben. (20. Juli 1039.) Als erledigtes Lehen fiel das Herzogtum Konrads, wie seine fränkischen Besitzungen, da er ohne Erben war, an König Heinrich. Dieser ließ die Herzogswürde in Kärnten unbesetzt und vereinigte also in seiner Hand die Herzogsgewalt von vier Herzogtümern. Nicht einem System folgend war dies geschehen, wie wir oben sahen, sondern durch die günstige Fügung der Umstände. Und auch Heinrich folgte keinem Systeme, sondern that, was die Not erforderte. Selten waren Krone und Vasallen so innig mit einander verbunden, wie unter Heinrich III. Er konnte über die Kräfte seines Reiches verfügen, aber er belohnte auch die geleisteten Dienste wie kaum je ein Kaiser vor ihm. Durch die Abtretungen Ungarns wurde hier unten Land frei, mit welchem er seine treuen Helfer, wie einen Markgrafen Adalbert von Oesterreich und dessen tapferen Sohn Liutpold, den Grafen Otto von Schweinfurt, gleichfalls ein Babenberger, den kärntnischen Markgrafen Gottfried und andere tapfere Helden auszustatten vermochte. Und Heinrich zögerte nicht, als die Gefahren wuchsen und eine rasche einheitliche Führung notwendig wurde, sich seines Herzogtums Bayern wieder zu entäußern, welches er bald fünfzehn Jahre selbst verwaltet hatte. Im Jahre 1042 übertrug er zu Basel dem Sohne des Grafen Friedrich von Lützelburg, dem Bruderssohne Herzog Heinrichs V und der Kaiserin Kunigunde, die bayerische Herzogswürde. Heinrichs VII Schwester Irmengard war die Gemahlin des Grafen Welf II, Friedrich, sein Bruder, wurde später Herzog von Niederlothringen, ein anderer Bruder Adalbero Bischof von Metz. So stieg das Ansehen und die Macht der Lützelburger wieder gewaltig empor.

Wir erinnerten oben daran, daß das Reich die Sorge für die Interessen der einzelnen Stämme in Süddeutschland vollauf übernommen hatte, daß also kein zwingender Grund vorhanden war, die Selbständigkeit der Herzogsgewalten wiederherzustellen. Dies hatte sich geändert nach dem Tode König Stephans von Ungarn. Die Feindseligkeiten Abas zwangen den König, für die erhöhte Sicherheit der südöstlichen Grenzländer Sorge zu tragen. Er kam dieser Anforderung der Notwendigkeit nach, indem er den Lützelburger zum Herzoge von Bayern machte. In dieser gesunden Politik ein System erkennen zu wollen, wäre ganz falsch, denn wie hätte wohl Heinrich, wenn er der sogenannten systematischen Politik seines Vaters hätte folgen wollen, mit eigener Hand die Machtstellung, welche er in Süd- und Mitteldeutschland besaß, zerreißen können? Also nicht gegen die Herzogtümer ging die Politik dieser Könige, sondern nur gegen die überflüssigen Herzogtümer, nicht im Gegensatze zu Konrads Politik verfuhr Heinrich, sondern in richtiger Erkenntnis der Ursachen, welche die Politik seines Vaters bedingt hatten.

Die bayerische Ostmark, Oesterreich, erhielt, wie wir hörten, einen nicht unbedeutenden Zuwachs durch die Abtretungen Abas bis zur March und Leitha. Im Jahre 1043 wurde Adalberts Sohn Liutpold zum Markgrafen erhoben. Es scheint ihm also das neu gewonnene Gebiet zugefallen zu sein. Doch bald starb Liutpold und an seiner Stelle erscheint ein Markgraf Siegfried, der ebenfalls dem babenbergischen Hause angehört zu haben scheint. Nach dem Tode Siegfrieds erst wurde diese sogenannte Neumark mit der Ostmark unter dem Markgrafen Adalbert vereinigt. So wurde die Gegend östlich des Wiener Waldes der deutschen Kolonisation dauernd geöffnet.

Die Kärntner Mark, die Mark an der Mur und untern Donau (es sind die nordöstlichen Grenzländer Kärntens) war schon bei der Verleihung des Herzogtums Kärnten an Konrad den Jüngeren von Kärnten getrennt und dem Grafen Arnold von Lambach übertragen worden. Der greise Markgraf überließ die Verteidigung des Landes seinem

ältesten Sohn Gottfried; auch er wurde im Jahre 1042 vom Könige zum Markgrafen erhoben, doch scheint er kein besonderes Gebiet, sondern die ganze Mark seines Vaters verwaltet zu haben. An der Leitha, hart an der ungarischen Grenze bei dem Orte Pütten hatte Gottfried seinen Hauptsitz, und von hier aus, „von der Metropole und Mutter der Städte" — man sieht, wie die Biographen den Superlativ lieben — leitete er die Verteidigung gegen Ungarn. Doch noch vor seinem alten Vater starb auch Markgraf Gottfried, ohne Erben zu hinterlassen. Als dann auch mit dem Tode des Lambacher Arnold (Ende 1055) die Markgrafschaft frei wurde, nahm das Grafengeschlecht der im bayerischen Traungau ansässigen Ottokare von derselben Besitz, da sie mit den Lambachern nahe verwandt waren. Die Stammburg der Ottokare lag an dem Zusammenfluß der Steier und Enns, und von jener erhielt dann auch die Markgrafschaft den neuen Namen Steiermark, die aber im Gegensatz zu der heutigen Steiermark noch einen großen Teil des jetzigen Niederösterreich umfaßte. Vom Ennsthale bis an die steierisch-ungarische Grenze dehnte sich die territoriale Amtsgewalt der Ottokare aus.

Ziemlich gleichzeitig mit der Steiermark sonderte sich auch die Mark Krain von dem Herzogtum Kärnten ab. Bald nach dem Tode Konrads des Jüngeren finden wir sie im Besitze eines Markgrafen Eberhard. Von seiner Herkunft wissen wir nichts Bestimmtes, nur glaubt Wahnschaffe ihn den Ebersberger Grafen zuzählen zu müssen. Sein Nachfolger Udalrich war der Sohn des Grafen Poppo aus dem Hause Weimar-Orlamünde und zugleich ein Großneffe der Grafen Adalbero und Eberhard von Ebersberg. Als dann das Herzogtum Kärnten im Jahre 1047 an den Grafen Welf verliehen wurde, verwaltete Udalrich auch die beiden Landschaften Istrien und Friaul, welche also ebenfalls von dem Herzogtum Kärnten losgetrennt wurden. Nur die Mark Verona blieb bei dem alten kärntischen Herzogtum.

Aus all diesem Wechsel erkennen wir, wie hier die Grundlagen neuer Machtcomplexe gelegt wurden. Blieben auch die Marken Oesterreich und Steiermark noch in einem gewissen losen Zusammenhange mit dem Herzogtum Bayern, wie auch die Kärntner Marken noch unter der Oberhoheit des Herzogtums Kärnten standen, so sehen wir doch, wie Bayerns ehemalige selbständige Macht hier vollkommen gebrochen ist. Wie schon früher betont, gehörte nicht Bayern, sondern den neuen Staatenbildungen hier im Osten die Zukunft. Diese fortdauernden Spaltungen, von andern Rücksichten als der auf die Einheit und das Wohl des Bayernstammes bestimmt, müssen diesen Stamm selbst in seiner innersten Lebenskraft treffen, sie müssen zu fortwährenden Kriegen und Kämpfen den stetigen Anlaß geben, und nur der unbewußten Reaktion gegen diese Vergewaltigung des Volkes sind die Revolutionen entsprungen, welche in den folgenden Zeiten hier zum Ausbruche kamen. Andere Gesichtspunkte, als der der natürlichen Zusammengehörigkeit beherrschten die Politik der deutschen Könige und Großen. Wird der von der Reichsidee ausgeflossene Verschmelzungsprozeß sein Ende erreichen, oder wird sich trotz aller Verschiebungen und Spaltungen und trotz aller augenblicklichen Verhältnissen entwachsenen neuen Machtsphären das Gefühl der Besonderheit und Zusammengehörigkeit im Stamme erhalten?

Was Heinrich zunächst mit diesen Neueinrichtungen bezweckte, die Ungarnkriege vom Reiche unabhängiger zu gestalten, erreichte er nicht. Aba hatte seine Versprechen bald vergessen, und eine Ungarnpartei selbst rief Heinrich zu seiner Bekämpfung herbei. Gegen Ende Juni 1044 rückte der König von Bayern aus in die bayerische Ostmark. Es war ein kleineres, aber um so beweglicheres Heer, welches diesmal den König begleitete: die bayerischen und böhmischen Aufgebote vereint mit des Königs unmittelbaren Dienstmannen. Verhandlungen, welche Aba anknüpfen ließ, um seine Rüstungen zu vollenden, wurden abgebrochen. Kampfplatz und Zeit wurden bestimmt, und Heinrich rückte vor, fand aber die Ungarn nicht. An der Repcze hinderten Verschanzungen den Uebergang über den Fluß. Ungarische Flüchtlinge zeigten dem König eine Furt. In der Nacht führte er das Heer hindurch. Da verließen die Feinde ihre Verschanzungen und flohen. Heinrich folgte ihnen bis an die Raab und überschritt auch diesen Fluß. Da fand er die Ebene jenseits des Wassers mit Feinden bedeckt. Unverzagt griff Heinrich an und errang den glänzendsten Sieg. In der Ebene von Menfö ward die Schlacht geschlagen an demselben Tage, da

im Jahre 907 der größte Teil des bayerischen Heeres von den Ungarn vernichtet wurde: am 5. Juli. Auf dem Schlachtfelde selbst schlug Heinrich das Lager auf und veranstaltete eine große Siegesfeier. Barfuß und in härenem Bußgewande stimmte der König und mit ihm das ganze Heer das Kyrieeleison an und warf sich vor dem Kreuze auf die Kniee. Das Heer folgte seinem Beispiel und als er sich erhob und allen seinen Feinden nahe und fern Verzeihung gelobte, da thaten auch seine Waffenbrüder das Gleiche. Es ist uns, als hörten wir etwas von jenen hehren Begeisterungsausbrüchen, welche die ersten Kreuzzüge begleiteten. Und dann ist uns wieder, als sähen wir nicht Heinrich, sondern Otto III im Büßergewande vor uns. Wächst hier auch unsichtbar und im stillen eine Idee heran, die langsam nach Verwirklichung ringt? Wir werden Heinrichs Charakter nach dieser Seite hin zu beobachten haben.

Aba war geflohen in die inneren Teile seines Reiches, allein Heinrich zog nach Stuhlweißenburg und setzte dort Peter wieder zum Könige von Ungarn ein. Eine starke bayerische Besatzung sollte zum Schutze Peters im Lande zurückbleiben. Ja, es wird sogar versichert, die Ungarn hätten den deutschen König um Einführung des deutschen Rechtes gebeten, und dieser habe ihnen bayerisches Recht gewährt. Aba wurde auf der Flucht ergriffen, von Peter zum Tode verurteilt und hingerichtet, indes Heinrich nach Bayern zurückkehrte. König Peter aber forderte ihn im folgenden Jahre auf, das Pfingstfest in Ungarn zu feiern, und Heinrich folgte dem Wunsch. In Regensburg bestieg er ein Schiff und fuhr bis Passau. Hier feierte er Himmelfahrt. Dann ging die Fahrt weiter bis Persenbeug, wo er auf Bitten der Gräfin Richilde anlegte und die Burg besuchte. Als er aber den Altan bestieg, brach plötzlich das alte Gemäuer, und der König stürzte mit seinem Gefolge in die Tiefe. Bischof Brun von Würzburg verletzte sich so, daß er bald starb, während der König nur geringen Schaden nahm, so daß er die Reise fortsetzen konnte. Mit großen Ehren wurde er in Ungarn empfangen, und am Pfingsttage überreichte ihm der Ungarnkönig vor allem Volke seine goldene Lanze und huldigte ihm und seinen Nachfolgern. Darauf empfing Peter das ungarische Reich aus Heinrichs Hand als deutsches Lehen zurück. Also als Oberlehnsherr des Ungarnreiches anerkannt, zog Heinrich wieder nach der Heimat. Es waren große Erfolge, welche das deutsche Königtum hier im Osten binnen wenigen Jahren errungen, durch welche die östlichen Grenzländer dem deutschen und christlichen Einflusse vollständiger unterworfen wurden, als dies jemals bisher geschehen.



König Heinrichs III Siegesfeier bei Menfö.

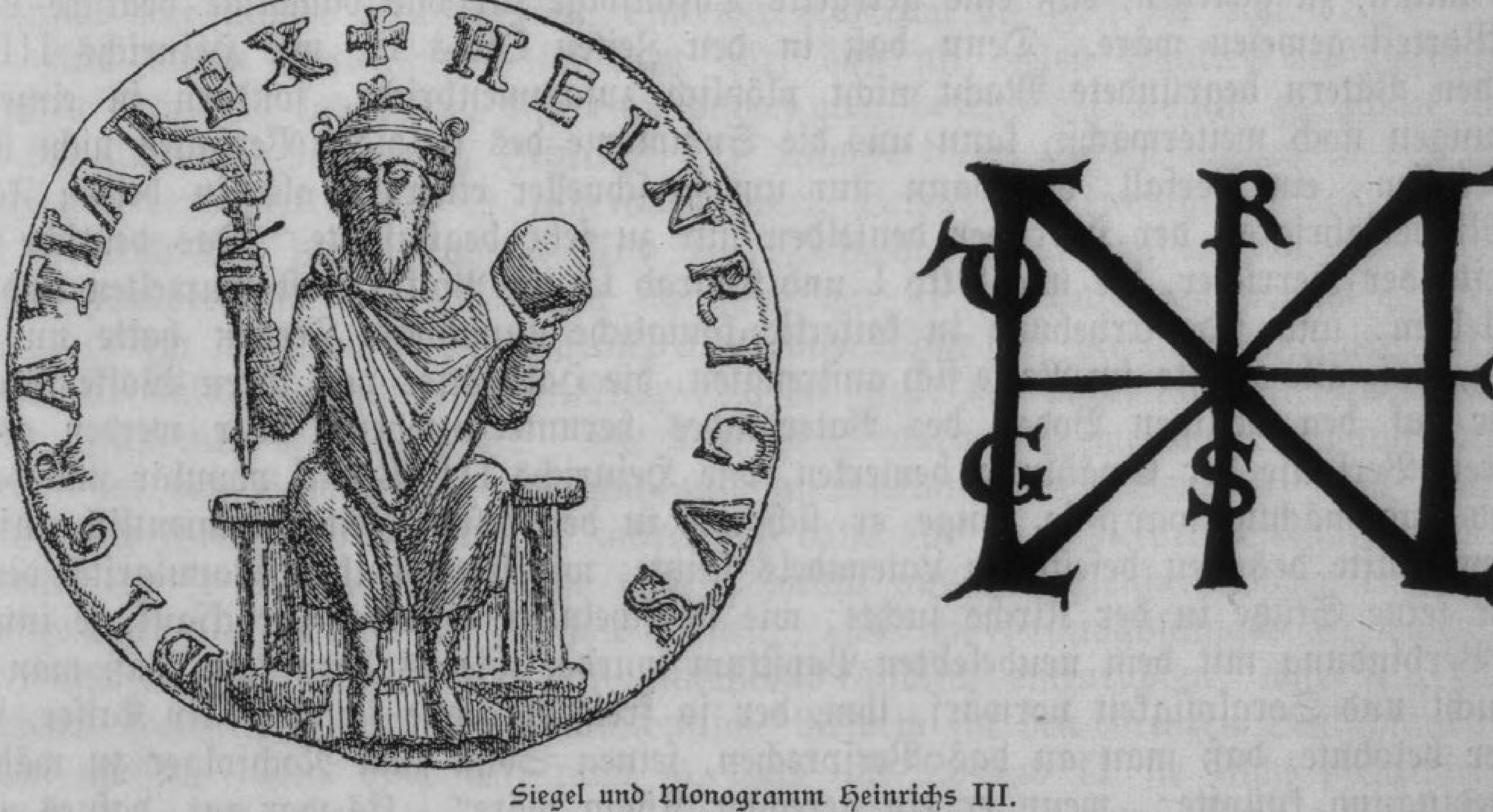
Trat uns Heinrichs Charakter auf dem Schlachtfelde von Menfö in merkwürdiger Weise entgegen, so müssen wir nun versuchen, den Geist der Zeit zu erfassen, der in der Seele dieses Königs sich so seltsam widerspiegelt. Ein Blick über die Grenzen Deutschlands hinüber soll dazu den Anfang bilden. — In Frankreich haben wir, wie in Deutschland, Königtum, weltliche und geistliche Aristokratie. Aber in Frankreich stehen diese Mächte in ungleicher Stellung einander gegenüber. Der Adel beherrscht dort das Land,

und ohnmächtig tritt das Königtum hinter diesen mächtigsten Vasallen Europas zurück. In dem Besitze lag die Macht, und nach dem Besitze trachteten diese stolzen Geschlechter, denen das Schwert nicht aus der Faust sank, deren Fehden fortdauerten. Was wollte die Kirche gegen diese Herren, die selbst Königen und Kaisern Trotz boten? Vom Königtum hatte sie keine Hilfe zu erwarten; jene stille gesunde Macht, die sich in Deutschland langsam aber stetig unter Konrads II starker Regierung in den unteren Volksschichten entwickelte, sank in Frankreich, wo ihr kein Schutz gewährt wurde, in Rechtlosigkeit und Sklaverei. Auch von dieser Seite wäre der Kirche also kaum eine Hilfe erwachsen. So mußte sie auf Selbstverteidigung denken, und neben den Burgen des Adels erhoben sich die Burgen der Bischöfe und Aebte; auch die Cluniacenser folgten dem Drange der Not; im Besitze erkannte die Kirche, wie der Adel, den besten Stützpunkt ihrer Macht, und so rang sie nach Besitz. Es war nun ganz natürlich, daß die Reformbewegung der Cluniacenser nach einem handgreiflicheren Ausdrucke suchte, als sie ihn bisher hatte finden können, und da kam ihr denn der Glaube wie der Aberglaube der Bevölkerung sehr zu statten. Was weltliche Machtmittel der Kirche auf die Dauer nicht zu geben vermochten, das gaben ihr nun die geistlichen Machtmittel, die sie teils neu erfand, teils wieder neu belebte. In ihnen fand sie den Schutz, dessen sie bedurfte. „Die Not lehrt beten" ist ein altes Sprichwort, und in der Not kam auch der gallischen Geistlichkeit die Besinnung wieder auf ihre eigentliche Aufgabe. War schon die cluniacensische Reform dieser Not entsprossen, jetzt tauchten wieder einmal Männer auf, die wie Berengar von Tours und der Lombarde Lanfrank die Lehrthätigkeit der Kirche neu beseelten und mit frischem Leben erfüllten. Die Dogmatik in den oberen Kreisen, der Aberglaube in den untern sind stets, wie üppige Lebenslust und strengste Askese, Kinder derselben Zeit, und erfreulich ist es, wenn ein gesunder Gedanke wieder einmal beide Kreise durchzieht und mit einander in Berührung bringt. Das geschah jetzt in Frankreich, als man das Institut des Gottesfriedens, der Treuga Dei erfand. Von Südfrankreich ging der Gedanke aus und wuchs bald mächtig an, die Länder erobernd und den Geist der Völker erfüllend. „Allgemeiner Friede" — danach erscholl der Ruf, und die Sehnsucht nach demselben erwachte in dem Gemüte derer, die für ihre Betrachtungen und frommen Uebungen Ruhe wünschten, wie in dem Gemüte derer, die ihre Lebensfreude nicht wollten unterbrochen sehen. Aber der allgemeine Friede, der von Aquitanien aus proklamiert wurde, war nicht durchführbar und so begnügte man sich mit der Errichtung einer beschränkten Waffenruhe, die unter Gottes Frieden gestellt wurde. Von Mittwoch abend bis Montag früh in jeder Woche sollten die Waffen ruhen; nur eine Pilgerreise nach Jerusalem konnte die Verletzung der Waffenruhe sühnen. Zuerst im Jahre 1041 in Aquitanien durchgeführt, breitete sich die Treuga Dei bald über ganz Frankreich aus; man hat darauf hingewiesen, wie dieser reißende Fortgang zeige, wie sehr der französische Boden für die Durchführung dieses kirchlichen Gedankens gereift war, und wir fügen hinzu, nur in Frankreich ließ sich ein so allgemeines Resultat erzielen, wo die städtische Kultur mit ihren einheitlichen Institutionen eben diesen Boden bildete. „Die Kirche erschien plötzlich wieder als der letzte Anker der Arbeit und des Erwerbs inmitten einer versinkenden Kultur." Auch in Burgund fand die Treuga Dei bald allgemein Eingang; Abt Odilo von Cluny wirkte hier für dieselbe. Da aber machte diese Bewegung Halt. In Italien fand sie nur vereinzelt Aufnahme, in Deutschland gar keine. Als der Bischof Gerhard von Cambray, der unter dem Reimser Metropoliten stand, im Jahre 1032 aufgefordert wurde, den Gottesfrieden in seinem Sprengel einzuführen, hatte er diese Aufforderung abgelehnt. „Die arbeitenden Klassen bedurften in Deutschland keines andern Schutzes, als der Verbindung des Königtums mit der Kirche: sie bildete die eigentliche Grundlage unserer damaligen Kultur."

„Unfehlbar hatte die Treuga Dei auf die Verhältnisse Frankreichs einen wohlthätigen Einfluß: sie gab wenigstens teilweise einen Ersatz für den Schutz, welchen das Königtum gewähren sollte und nicht mehr leisten konnte. Nicht allein, daß sie die ununterbrochenen Gewaltthaten, denen die unteren Volksmassen ausgesetzt waren, zu beschränken wußte, sie begann auch das kriegerische Leben des Adels zu disziplinieren; man kann sie als einen glänzenden Sieg der Ordnungsbestrebungen des Klerus über das unbändige

Waffenleben des Adels betrachten . . . Wie fast zu allen Zeiten war Frankreich auch jetzt ein fruchtbarer Boden glänzender Ideen, die sich zu neuen Lebensformen zu entwickeln suchten. Wo der erste Blick nur Auflösung und Verwesung zeigt, entdeckt das sorgsamer spähende Auge eine Fülle frischer, noch ungebändigter Kräfte und über ihnen neue Geistesmächte, die sich im stillen zu regeln suchen.“ (Giselbrecht.)

Es war im Jahre 1041, als Wipo, den wir bereits unter Konrad II als dessen Biographen und Kapellan kennen lernten, dem Könige Heinrich seinen Tetralogus in fließenden gereimten Hexametern überreichte. In anmutiger und geschickter Weise ist hier das Lob des Königs mit guten Ermahnungen gemischt, und darunter befindet sich auch der gute Rat, durch ein Gesetz zu verordnen, daß auch in Deutschland wie in Italien jeder vornehme Mann seine Söhne zur Schule schicken solle; dabei stellt Wipo dem Könige vor, wie nachteilige Folgen es habe, daß in Deutschland niemand etwas lerne, der nicht zum Geistlichen bestimmt sei, ja daß man das Lernen sogar für schimpflich halte. „Es ist der Mund des Klerus, aus welchem wir diese Mahnung vernehmen; sie entspricht der Klage des Bischofs Burkhard über die unerträgliche Redelust seiner Vögte: hier war der Punkt, wo die siegreiche Kirche auf einen Widerstand stieß, den sie nicht zu überwältigen



Siegel und Monogramm Heinrichs III.

vermochte.“ König Heinrich konnte der Mahnung keine Folge leisten, denn viel zu früh kam sie für das deutsche Volk, dessen Unbändigkeit noch nicht die Fesseln einer strengen Schule ertragen hätte. Hören wir noch im 16. Jahrhundert dieselben Klagen wiederholt, so können wir wohl begreifen, daß ein Gesetz König Heinrichs nicht viel gefruchtet haben würde. Und trotzdem hat man vielfach, wie das sehr begreiflich ist, gerade beklagt, daß Heinrich es unterließ, hier den Hebel einzusetzen, daß er nicht durch Kaisergesetze nach der Weise der karolingischen Kapitularien den geschaffenen Zustand befestigte. Aber gerade die Erinnerung an das Schicksal dieser Kapitularien mochte Heinrich von diesem Schritte fern halten. Hätten auch die Fürsten ihm persönlich kaum einen Widerstand geleistet, so doch ganz sicher seinen Nachkommen, wie einst den Nachkommen Karls des Großen. Eine Reform des Reiches aber, die nach der Geistesrichtung Heinrichs nur über die Monarchie hinaus zur Despotie hätte führen können, wäre für die unteren Klassen des Volkes kaum zu wünschen gewesen. Eine strenge Regelung durch Gesetze hätte das hier jung aufkeimende Leben in Fesseln geschlagen und also erstickt. Der Bruch mit den alten Ueberlieferungen war auch die Tendenz dieses von unten aufkeimenden Lebens; aber während so die absterbenden Reste der alten Volksfreiheit gleichsam den Nährboden der neu aufstrebenden Bürgerfreiheit abgaben, hätte eine gleiche Tendenz, von oben erstrebt, diesen alten Freiheitsrest zugleich mit den jungen Trieben vernichten müssen. Kaum hätten sich beide

Richtungen je zu einem gesunden gemeinsamen Leben verbunden. Auf dem natürlichen Leben, welches die Zertrümmerung des Alten und Lebensunfähigen von selbst besorgt, beruhte Deutschlands Macht, auf ihm sein alleiniges Recht der Herrschaft, auf ihm auch das Recht seines Kaisertums. Dieses Recht bestand, so lange die natürliche Grundlage, so lange die gesunde Kraft dem Leben erhalten blieb, so lange sie wenigstens ein Uebergewicht gegenüber den andern abendländischen Völkern geltend machen konnte. Ging diese gesunde Kraft verloren, so ließ sie sich auch durch geschriebene Gesetze dem Volke nicht wiedergeben. Eine Gesetzgebung also hätte nur dazu dienen können, einen Zustand fest zu machen, der um gesund zu bleiben, flüssig und lebendig hätte bleiben müssen, dem mit seiner Festlegung jede natürliche Grundlage und damit auch jede Berechtigung abhanden gekommen wäre. Sehen wir vielmehr, wie das deutsche Leben kraftvoll empor wogt, wenn ihm eine natürliche gesunde Kraftzufuhr vergönnt war, sehen wir dies in den Zeiten Heinrichs I und Ottos I, dann in minderem Grade in der Zeit Heinrichs II, zuletzt aber im höchsten Maße wieder in den Tagen Konrads II, bemerken wir dann dagegen, wie das Leben selbst wieder zurücksinkt in den Zeiten, wo mit dem Aufkommen abstrakter Lehren das Recht der Thronfolge sich zu befestigen scheint, in Zeiten wie unter den Nachfolgern Karls des Großen, Ottos des Großen und Konrads II, so können wir nicht umhin, zu gestehen, daß eine geregelte Thronfolge für das damalige deutsche Leben kein Vorteil gewesen wäre. Denn daß in den Zeiten Ottos II, wie Heinrichs III die von den Vätern begründete Macht nicht plötzlich zusammenbricht, sondern in einzelnen Richtungen noch weiterwächst, kann uns die Symptome des baldigen Verfalles nicht übersehen lassen, ein Verfall, der dann nur um so schneller eintrat, als in beiden Fällen die Minderjährigkeit der Herrscher denselben nur zu sehr begünstigte. Das deutsche Volk bedurfte der Herrscher, die wie Otto I und Konrad II im Volke selbst wurzelten und mit ihm lebten, und jede Erhebung in kaiserlich-königliche unnahbare Fernen hatte nur den Erfolg, daß alle Kräfte im Volke sich anstrengten, die Halbgötter von ihren Wolkenthronen wieder auf den heiligen Boden des Vaterlandes herunterzuziehen. Wir werden es im weiteren Verlaufe der Erzählung bemerken, wie Heinrichs III Politik populär und damit gesund und mächtig war, so lange er sich wie in den ersten Zeiten namentlich auf die frischen Kräfte des neu befestigten Laienadels stützte; wie sie von ihrer Popularität verlor, als er seine Stütze in der Kirche suchte; wie sie scheinbar ermüdet zurücksank, je inniger diese Verbindung mit dem neubelebten Papsttum wurde; wie es dazu kam, daß man ihm Habsucht und Sorglosigkeit vorwarf, ihm, der so freigebig, wie kaum je ein Kaiser, seine Diener belohnte, daß man an das Versprechen, seinen Sohn zum Nachfolger zu wählen, die Bedingung knüpfte: „wenn er ein gerechter König wäre". Es war gut, daß es unter einem Herrscher mit solchen Neigungen zu absoluter Gewalt, welche dann erst recht in seinem Sohne offenbar wurden, nicht zu einer Festsetzung von Rechtsformen kam, die unfehlbar die deutsche Freiheit geknebelt dem absoluten Herrn zu Füßen geworfen hätten. Es war gut, daß in Heinrichs Natur so viel von dem Geiste seines Vaters waltete, daß er eine solche Festsetzung vermied und einer späteren Zeit überließ, von der man annehmen konnte, sie würde gelernt haben, die gegebenen Fragen allseitiger zu betrachten und dann auch zu lösen.

Wie jede Anleihe bei einer fremden Kultur, jeder von außen angeklebte Schmuck doch im Grunde nur dazu dient, die eigene Unfähigkeit und den Mangel an eigenen lebenskräftigen Ideen zu verdecken, so können wir in der entgegengesetzten Thatsache, daß unsere Nation, die gleichzeitig Italiens und Frankreichs Geschicke bestimmt, Ungarn, Böhmen, Polen beeinflußt, in demselben Jahrhundert ihrer höchsten Machtentfaltung ruhig die alte Kultur ihrer Ahnen festhält, daß die Nation offenbar gegen eine andere Kultur in gewissem Sinne selbständig reagiert, gewiß einen Beweis dafür erkennen, daß das Leben des deutschen Volkes damals noch aus so reicher Quelle floß, um eine derartige Anleihe entbehrlich scheinen zu lassen. Wohl mochte die Kirche in der Zeit Konrads II fühlen, daß dieses reiche Leben sich auf die Dauer nicht in ihr System zwingen lassen würde. Nur zwei Auswege gab es aus diesem Notstande: entweder erweiterte die Kirche ihre Anschauungen so, daß sie fähig wurde, dieses Leben zu begreifen und mit ihm zu

wachsen, oder dieses Leben mußte zurückgedämmt und vernichtet werden. Aus der letzten Stimmung floß Wipos Rat, Gesetze zu schaffen, aus ihr auch flossen die beständigen Klagen der Geistlichkeit, die Laienpoesie trete dem kirchlichen Einfluß hemmend entgegen. Es bäumte sich der Geist des Volkes, der noch mit allen Fasern in der altheidnischen Zeit wurzelte, auf gegen die Fessel, welche man ihm anzulegen suchte. Die poetische Bildung, wie sie uns in den nationalen Dichtungen der Nibelungen und Gudrun entgegen tritt, die juristische Bildung der Rechtsbücher des dreizehnten Jahrhunderts, war die zeitgemäße im zehnten und elften Jahrhundert. Und diese Bildung besaß der deutsche Laienadel im vollsten Maße, in ihr fand er die Kraft, jener äußeren systematischen Bildung so lange zu widerstehen. Das Recht der Blutrache war dem kräftigen rohen Sinne jener Zeit weit verständlicher, als alle anderweitigen Rechtsstipulationen. Der Kampf einer gesunden Roheit gegen eine verfeinerte und formelle, aber von dem Volksgeiste vollkommen absehende Kultur drückt sich in diesem Gegensatze aus. Bis die Brücke geschlagen, bis es dahin kommt, daß dieser Kultur aus dem Volke ein neues Leben zufließt, daß sie dann selbst wieder den Volksgeist zur Aufnahme empfänglicher findet, wird noch einige Zeit notwendig sein; es wird notwendig sein, daß beide Bildungen in ihr äußerstes Extrem zurücktreten, um zu erkennen, daß es so nicht weiter gehen kann. Die Not wird diese Erkenntnis wie immer heraufführen, und wir erwarten die Zeit der Not.

Aus diesen Darlegungen erkennen wir, daß an vielen Punkten die Verschiebung der alten Ordnung begonnen, daß man davon auch bereits ein Gefühl zu haben anfing, aber die glänzende Regierung Heinrichs III drängte dieses Gefühl wieder in den Hintergrund und verhinderte, daß es zum allgemeinen Bewußtsein erwachte. Doch nicht bloß das: Heinrich III suchte auch wirklich dem Zeitgeiste gerecht zu werden, indem er der Kirche gegenüber eine andere Stellung einnahm, wie sie sein Vater eingenommen. Otto III hatte mehr im allgemeinen geschwärmt, als seinen Sinn auf direkte Maßregeln gerichtet; Heinrich II schlug den umgekehrten Weg ein: er folgte der bayerischen Kirchenreform von Fall zu Fall und begünstigte sie. Die Bewegung wurde allgemeiner und stand auf dem Punkte, mit der Bewegung von Cluny zusammenzurinnen, als Benedikt VIII und bald darauf auch Heinrich II starben. Konrad II hatte für diese Reformbewegung kein Verständnis, um so mehr aber für eine andere, welche aus dem gleichen Boden emporwuchs. Ihm genügte die deutsche Kirche, wie sie war, als ein leistungsfähiges Verwaltungsinstitut, und die italienische Kirche ihr annähernd ähnlich einzurichten, war sein einziges Streben. Demgemäß hätte die cluniacensische Reform an den Grenzen Deutschlands Halt machen müssen. Dem aber war nicht so, denn wie Konrad II sie nicht prinzipiell aufnahm, ebensowenig setzte er ihr prinzipiell einen Damm entgegen. Abt Odilo von Cluny gelangte zwar selbst in Deutschland zu keinem Einfluß. Auch der Einfluß Richards von St. Vannes, des eigentlichen Trägers der Reform unter Heinrich II in Lothringen, war unter Konrad II unbedeutend; dagegen um so bedeutender tritt uns der Abt Poppo von Stablo entgegen, der unter Heinrich II die Klöster St. Maximin und St. Eucharius in Trier reformierte. Daß es gleich hier gesagt werde, Konrad II begünstigte die Person in ihm, nicht die Sache. Poppo war einer der begabtesten Schüler Richards von St. Vannes. Sein Leben hatte er als Ritter begonnen, „ein Stand, der sich damals vom Räuber wenig unterschieden zu haben scheint.“ Gewissensbisse trieben ihn, nachdem er das weltliche Leben gründlich kennen gelernt hatte, dem Abte Richard in die Arme. Heinrich II machte den weltklugen Mönch zum Abte von Stablo, und Poppo verstand es auch Konrad II sich zur Dankbarkeit zu verpflichten. Konrad übertrug ihm denn auch einmal die obere Leitung der bedeutendsten deutschen Klöster: Hersfeld, St. Gallen, St. Maximin, Weißenburg, Epternach, Limburg und anderer. Allein zu einer Kongregation kam es nicht; die Klöster selbst widerstanden dem strengen Wesen Clunys, und Unterstützung vom Kaiser hatte Poppo für seine Maßregeln nicht zu erwarten. So wurde erreicht, was erreicht werden konnte: hier und dort faßte der Reformgedanke Wurzel, im allgemeinen blieb es beim alten, vielmehr es wurde vielfach schlimmer und das auch wieder durch Konrads Geschäftspraxis. Wir wissen, wie er sich hohe Summen bezahlen ließ für die Vergebung kirchlicher Stellen, und so kam es, daß im allgemeinen der deutsche

Klerus unter ihm nicht auf der Höhe geistiger und politischer Bedeutung blieb, auf der er unter dem Vorgänger gestanden hatte, daß oft an die Stelle des geistig Befähigteren ein Zahlungsfähigerer trat.

Anders wurde dies, als Heinrich III zur Regierung kam. Aus freiem Antriebe verzichtete er auf die üblichen simonistischen Anzahlungen bei der Investitur der geistlichen Beamten; das Prinzip, dem Würdigsten die erledigte Stelle zuzuerkennen, konnte dadurch wieder mehr zur Geltung kommen, und die Freiheit der Kirche stieg durch diese große That allein in bedeutendem Maße. Führte der König so eine Maßregel mit einem Schlage durch, für deren Verwirklichung die Cluniacenser Jahrzehnte lang gewirkt, so trat er der geistlichen Reformbewegung noch näher, als er sich um seine zweite Gemahlin bewarb. Auf Agnes von Poitiers war seine Wahl gefallen, die reiche Tochter Herzog Wilhelms des Großen von Aquitanien, dem die Lombarden einst die Krone Italiens angeboten hatten. Eine weitschauende Politik lenkte diesen Entschluß, denn nicht nur befestigte Heinrich durch diese Heirat seine Macht in Italien und Burgund, sondern er gewann durch die Familienbeziehungen der mächtigen Fürstin auch eine stete Handhabe zum Eingriffe in die Verhältnisse Frankreichs. Hatte man einst bei der Verlobung Heinrichs I von Frankreich mit der Tochter Konrads II davon geträumt, später einmal wieder beide Länder mit einander zu vereinigen, so war es derselbe Gedanke, der Heinrich nun zur Bewerbung um die Hand der Agnes führte. Sie entstammte dem mächtigsten Fürstengeschlechte Frankreichs, und kaum bestand noch eine Abhängigkeit desselben von der Oberherrschaft der Capetinger. Entscheidender als diese Umstände war für Heinrichs ferneres Leben und Politik aber die Thatsache, daß dieses aquitanische Herzogsgeschlecht dasselbe war, welches einst das Kloster Cluny gründete, daß auch Agnes selbst eine der eifrigsten und strengsten Schülerinnen Clunys war. So ist es zu erklären, daß ein großer Teil des deutschen Episkopates in eine gewisse Unruhe geriet, als Heinrich mit seinem Plane hervorrückte, denn diese Verbindung des Königs mit Cluny bedeutete nichts anderes, als die Wiederaufnahme des Kampfes, der einst durch den Tod Benedikts VIII und Heinrichs II so plötzlich abgebrochen wurde.

Es war im Oktober des Jahres 1043, als Heinrich von Bayern nach Konstanz kam, wo er einer Synode der schwäbischen Bischöfe beiwohnte. Zwei Jahre vorher war in Burgund der Gottesfriede eingeführt worden, und jetzt, am 4. Tage der Synode trat der König zum Altare und forderte das Volk auf zur Bewahrung eines unverbrüchlichen Friedens. Allen Frevlern gegen seine Majestät gelobte er Verzeihung und bat die anwesenden Großen Schwabens, gleich ihm allen ihren Feinden zu verzeihen. So wurde ein Friede hergestellt, wie er seit vielen Jahrhunderten unerhört war. „Es wird wenige Stellen unserer Geschichte geben, wo die rohe Größe unserer alten Verfassung uns so mit einem Schlage entgegentritt, als hier, jene fast rätselhafte Vermischung des privaten und öffentlichen Rechts und die ganze Gewalt dieser nach unseren Begriffen unklaren und ungeordneten Gewalten.“ Weder ein Gottesfrieden noch ein Landfrieden war es, den Heinrich also errichtete. Zwar reden gleichzeitige Quellen von einem auf einen allgemeinen Frieden zielenden Edikte des Königs, aber was Heinrich hier schuf, bewirkte er durch das persönliche Beispiel eines großartigen Entschlusses der Entsagung, und auf diese Weise erreichte er den wunderbaren Erfolg.

Dieses Vorgehen Heinrichs zeigt uns, wie er es wohl verstand, in Deutschland zu erreichen, was durch eine allgemeine Rechtsordnung noch lange nicht zu erreichen gewesen wäre; es zeigt uns den Unterschied des deutschen Lebens und des auf städtischer Kultur beruhenden in Burgund und Frankreich. Jene Unterschiede, auf die wir zur Zeit Ludwigs des Frommen hingewiesen haben, waren noch lange nicht aus der Welt geschafft, und wenn auch der Abt Siegfried von Gorze gegen das Eindringen französischer Mode, die namentlich bei den Kavalieren des Hofes Aufnahme fand, bedenklich den Kopf schüttelt, so war es doch noch lange nicht so weit, daß man das deutsche Leben mit dem französischen von gleichem Standpunkte hätte behandeln können. Der Abt verkennt, daß auch das Eingehen Heinrichs auf die cluniacensischen Reformideen ganz derselben Ursache entsprang, wie das Eingehen auf die Ideen der französischen Mode: die Straßen des Weltverkehrs

umgingen Deutschland nicht mehr, wie bisher, sondern drangen in das deutsche Gebiet selbst ein. Deutschland trat aus seiner Abgeschlossenheit langsam heraus und suchte nach Anknüpfung und Vermittlung mit der alles Leben beherrschenden und alle Gegensätze versöhnenden kulturellen Idee.

Von Konstanz begab sich der König zu seiner Vermählung nach Besançon. Seine Gemahlin wurde in Mainz gekrönt, und bald darauf trat Heinrich in Trier mit derselben Erklärung auf, welche er in Konstanz abgegeben hatte, so auch in Lothringen den Frieden einführend, wie es in Schwaben geschehen war. Ein großartiger Enthusiasmus lenkt die Handlungen des jungen Königs, der sich namentlich in jenem ergreifenden Momente kundthat, als er im Büßergewande auf dem Schlachtfelde von Menfö im Jahre 1044 jenes Friedensgelöbnis wiederholte, als dort das ganze Heer ihm zustimmte, und alle die siegreichen Krieger ihren Feinden von nah und fern Verzeihung gelobten. Und als man dann heimkehrte, begann die Siegesfeier in Regensburg aufs neue. Barfuß und in härenem Kleide zog Heinrich von Kirche zu Kirche, von Altar zu Altar, dem Herrn für den errungenen Sieg zu danken. Es mutet uns an, als ob die Zeiten Ottos III wiedergekehrt wären, wenn wir hören, wie dieser König sich den härtesten Bußübungen, selbst der damals aufkommenden Geißelung unterzog, daß er niemals die Abzeichen des Königtums anlegte, ohne vorher gebeichtet zu haben. Aber ein Unterschied ist zwischen ihm und Otto III. Unter Heinrich stehen diese allgemeinen Ideen direkt in Beziehung zum täglichen Leben; sie veranlassen ihn zu den strengsten Maßregeln; seine Anschauungen suchen nach realer Verkörperung, während Otto III sich mit dem Schwärmen genug sein ließ. Es war dieselbe Zeit, als er eine große Reichssynode abhielt und die Bischöfe zur Aufgabe ihres simonistischen Wuchers aufforderte; auch hier ging er mit seinem eigenen Beispiele voran: „wie Gott mir die Krone aus reinem Erbarmen unentgeltlich gegeben hat, so werde ich auch alles, was seine hl. Kirche angeht, unentgeltlich erteilen. Ich wünsche, daß ihr meinem Vorgange folgt." Als höchster Priester erfaßte er seine Stellung an der Spitze der abendländischen Christenheit. Und so fremd uns seine Auffassung auch erscheinen mag, müssen wir doch gestehen, daß es für die damalige Zeit keine tiefere und ernstere geben konnte, daß kein Kaiser vor ihm und nach ihm die wogenden Ideen seiner Zeit mit solch wunderbarem Enthusiasmus ergriffen, wie Heinrich III. „Von diesem Standpunkte aus betrachtete es dieser König als seine Aufgabe, den deutschen Episcopat mit dem idealen Begriff des Amtes zu durchgeistigen, ihn mit einer neuen Auffassung seiner kirchlichen Würde zu erfüllen. Er hielt sich für berechtigt, die asketische Strenge, die er an sich selber übte, auch von den berufenen Trägern des geistlichen Amtes fordern zu dürfen. Freiwillig, ohne jeden äußeren Zwang, näherte er sich den Cluniacensern und den Ordensbrüdern von Camaldoli, den Schülern des hl. Romuald: an den reformatorischen Bestrebungen dieser gottbegeisterten Männer hoffte er dem konservativen Klerus gegenüber einen Halt zu gewinnen." Ottos III und Heinrichs II Ideen, die Ideen der Cluniacenser und der italischen Eremiten fanden in Heinrich III eine Wiederbelebung und rangen nach Verwirklichung.

Es genügte, daß im Jahre 1044 in Mailand ein Abgesandter Heinrichs erschien, um den Frieden herzustellen, der hier durch einen Krieg zwischen Bürgern und ritterlichen Leuten schon seit drei Jahren unterbrochen war. Aribert, der Mailand verlassen hatte, kehrte in sein Erzbistum zurück, starb aber im Anfang des folgenden Jahres (1045). In der italienischen Kirche war kein Halt mehr; die französische hielt sich nur durch die Anstrengungen der Cluniacenser, in der deutschen begann der Kampf zwischen dem bisherigen Werden und den französischen Reformideen. Es gehörte eine hohe innere Begeisterung dazu, wenn Heinrich es unternahm, hier eine einheitliche Wandlung zu versuchen.

Auf den erzbischöflichen Stuhl von Ravenna erhob der König einen Kölner Priester mit Namen Widger (1044). In demselben Jahre mußte Benedikt IX, der verbrecherische Tusculaner, die Stadt Rom räumen. Seine Feinde erhoben Silvester III zum Papste. Aber Benedikt, der sich mit Heiratsgedanken getragen hatte, kam wieder und vertrieb Silvester aus Rom, von neuem den Lateran besetzend. Er konnte sich nicht halten. Da

entschloß er sich, abzudanken und auf seinen Burgen ungestört weiterzuschwelgen. Doch nicht umsonst wollte er seine Stellung aufgeben. Er verkaufte die Papstwürde an seinen Paten Johann Gratian um die Summe von 1000 Pfund Silber. Der Käufer nannte sich Gregor VI. Wer sollte hier Hilfe bringen?

Die Verhältnisse in Rom kamen den Ideen des Kaisers entgegen. Hatte er auf einer Synode zu Aachen (1046) die Absetzung des Erzbischofs Widger von Ravenna, den er selbst eingesetzt hatte, verlangt, warum hätte er es nicht auch unternehmen sollen, einen neuen Papst einzusetzen und die drei Nebenbuhler abzusetzen? Zwar war ihm schon zu Aachen Bischof Wazo von Lüttich mit der Bemerkung entgegengetreten, daß dem Könige nur in weltlichen Dingen, dem Papste dagegen in geistlichen Dingen die oberste Entscheidung zustehe, aber wie er dort gegen den Willen der Synode seinen Willen durchsetzte, so hätte Heinrich es auch hier vermocht. Und um so mehr mußte es ihn drängen, das Papsttum in seine Gewalt zu bekommen, als er mit seinen universellen Herrschaftsideen nun auf den Widerstand der deutschen Kirche stieß, ebenso, wie einst Otto III und nach ihm Heinrich II, als diese deutsche Kirche sich nun sogar gegen seine Anschauung auf den Papst berief. Bevor der König jedoch an seine Romfahrt denken konnte, mußte er daheim einen Aufstand niederwerfen, der ihn sein ganzes Leben beschäftigen sollte, ohne daß er den endlichen Sieg zu erringen vermochte.

Herzog Gozelo von Lothringen starb im April 1044. Sein ältester Sohn Gottfried betrachtete sich als Erben der beiden vereinigten Herzogtümer. Heinrich III aber war anderer Meinung. Wenn Frankreich, wie er träumte, zu einer Provinz des abendländischen Kaiserreiches werden sollte, wie Burgund und Italien, so war auch hier die Aufrechterhaltung der starken lothringischen Macht, die bisher seit hundert Jahren als Bollwerk gegen Frankreich gedient hatte, überflüssig geworden. Und so verlieh er Niederlothringen dem jüngeren Bruder Gottfrieds, Gozelo, während nur Oberlothringen Gottfried blieb. Zur höchsten Gefahr aber wuchs der Zorn Gottfrieds über diese Zurücksetzung an, wenn jenes erste Ziel der Einverleibung Frankreichs nicht erreicht wurde. Und sofort trat diese Gefahr hervor, als Gottfried und König Heinrich von Frankreich erkannten, daß eine gemeinsame Sache sie gegen König Heinrich III verband. Die Verbindung feindlicher Kräfte im Westen griff sofort um sich und sprang auch nach Burgund über, wo ein Teil der romanischen Großen in dieselbe eintrat. Heinrich eilte, eben von seinem Zuge gegen die Ungarn heimgekehrt, herbei, forderte Gottfried vor sein Hofgericht und sprach ihm, als er erschien, sein Herzogtum Oberlothringen ab. Das war das Signal zum allgemeinen Aufstand. In Lothringen griff Gottfried zu den Waffen, in Burgund standen an der Spitze der Empörer Graf Rainald von Hochburgund und Graf Gerold von Genf. Noch im Winter zog der König gegen Gottfried. Im Januar 1045 war er in Burgund, wo es ihm zuerst gelang, den Aufruhr zu dämpfen. Aber wie einst die Einverleibung Burgunds unter Konrad II die herzogliche Gewalt in Schwaben überflüssig zu machen schien, so erkannte der König jetzt in dem Aufstande der burgundischen Großen die Gefahr, welche ihm hier drohte. Als er im März in Goslar das Osterfest feierte, belehnte er den lothringischen Pfalzgrafen Otto mit dem Herzogtum Schwaben. Die Pfalzgrafschaft in Lothringen ging an den Vetter Ottos, Heinrich, über. Die Markgrafschaft Antwerpen verlieh der König zur selben Zeit dem jungen Balduin von Flandern. Man erkennt aus all diesen Maßregeln, daß die augenblicklichen Verhältnisse dieser Politik zu Grunde lagen. Wie in Bayern durch die Erhebung der Ungarn, so wurde in Schwaben durch die Erhebung der burgundischen Großen eine Zusammenfassung aller Kräfte, die ein energisches und rasches Eingreifen möglich machte, wieder zur Notwendigkeit. Gottfried erkannte, daß ein Widerstand unfruchtbar sei; so unterwarf er sich und wurde nach dem Giebichenstein in Haft gebracht. Aber schon im folgenden Jahre erhielt er seine Freiheit und sein Herzogtum zurück, da der Tod seines Bruders Gozelo in Aussicht stand. Mochte er auch neue Hoffnung hegen, die ganze Erbschaft seines Vaters damit wieder zu erlangen, so täuschte er sich, denn noch vor Gozelos Tode verlieh Heinrich III das Herzogtum Niederlothringen dem Lützelburger Friedrich, einem jüngeren Bruder Herzog Heinrichs von Bayern. Die alten Feinde der Herzoge von

Lothringen kamen damit in einem Teile des Herzogtums selbst zur Herrschaft. Nur mit aller Mühe hielt Gottfried, der sich durch diese, wie durch andere Maßnahmen Heinrichs zurückgesetzt fühlte, seinen Unmut zurück. So bereitete Heinrich die Romfahrt vor. Und wohl niemals vorher mochte ein deutscher König mit stattlicherer Macht in Italien erschienen sein.

Es war im September 1046, als Heinrich III über die Alpen zog. Ein großes Heer begleitete ihn. Namentlich war der Klerus mit seinen Vasallen stark vertreten. Drei Erzbischöfe, zehn Bischöfe und zwei Reichsäbte zogen mit ihm hinab nach Pavia, wo die italienischen und burgundischen Bischöfe und Erzbischöfe sich mit ihnen zu einer großen Synode vereinigten. Die Lage des Papsttums wird vornehmlich Gegenstand der Verhandlung gewesen sein, und Heinrich unterließ es dabei nicht, seine Stellungnahme gegen die simonistische Ketzerei offen darzuthun und zu betonen. Diese Erklärung traf nun aber nicht nur die italienischen Bischöfe, sondern auch die drei Päpste, Gregor VI nicht ausgenommen. Heinrich war entschlossen, auch ihn auf dem päpstlichen Stuhle nicht zu dulden. Doch die Verhandlungen darüber in Pavia ergaben kein Resultat. So zog er nach Piacenza und hier traf Gregor VI ein. Er war ein schlichter und ehrlicher Charakter, der sich in den ersten Zeiten seines Pontifikats die kirchliche Reform redlich angelegen sein ließ. Doch fehlte es ihm an nachhaltiger, durchgreifender Kraft, so daß auch er bald sich dem allgemeinen Uebel machtlos gegenüber sah. Er begleitete den König jetzt nach Sutri, wo eine große Synode über die Lage des Papsttums verhandeln sollte. Im Dezember versammelten sich die Kirchenfürsten. Gregor führte den Vorsitz. Silvester III war in Person erschienen. Mit ihm fing man an. Wegen Simonie wurde ihm die päpstliche Würde aberkannt; ein Kloster sollte ihm zu fernerem Aufenthalt dienen. Wegen Gregors selbst aber geriet man dann in Verlegenheit. Wer sollte über ihn urteilen? Die Mehrzahl der Bischöfe stand auf dem cluniacensischen Standpunkte, daß der Papst keinen Richter habe. Man forderte ihn also auf, den Hergang seiner Wahl selbst zu erzählen. Er that es schlicht und gerade, ohne Rückhalt und Hehl, und mußte sich dann selbst bald von dem Gange der Verhandlungen überzeugen, daß seine Sache verloren war. So sprach er über sich selbst das Urteil, erkannte sich der Papstwürde für unwürdig und dankte ab. — Ueber Benedikt IX wurde kein Entschluß gefaßt, da er abwesend war. Der König zog nun nach Rom. Am 23. Dezember, dem Tage nach seiner Ankunft, wurde eine dritte Synode abgehalten, auf welcher Benedikt IX ebenfalls abgesetzt wurde. Wer sollte nun Papst werden? Ein Teil des Klerus und Volkes überließ dem Könige die Bestimmnng. Heinrich wandte sich an Erzbischof Adalbert von Bremen-Hamburg. Der lehnte ab, lenkte aber die Wahl auf Bischof Suidger von Bamberg. Trotz seines Sträubens führte Heinrich Suidger der Versammlung vor. Am 25. Dezember wurde Suidger als Clemens II anerkannt; er vollzog an demselben Tage die Kaiserkrönung an Heinrich. Diese ungeheuer raschen Erfolge machten alle Bedenken verstummen. Die Römer übertrugen dem Kaiser sofort nach der Krönung den römischen Principat und gestanden ihm das Recht zu, bei jeder Papstwahl die erste und entscheidende Stimme abzugeben. So stand ein deutscher Papst an der Spitze der deutschen Kirche, welche von Heinrich III bis zur Tiber ausgedehnt wurde.

Sofort trat Clemens II in die Richtung der Politik Heinrichs ein. Auf einer großen Synode im Januar 1047 wurde der Bann über den verhängt, welcher sich des Verkaufs einer kirchlichen Würde oder Weihe schuldig machen würde. Von Rom begab sich der Kaiser nach Süditalien, wo die Herrschaft der Griechen im Niedergange stand. Dort belehnte er die normannischen Grafen Radulf mit der Grafschaft Aversa und Drogo mit Apulien. Dann kehrte er im Mai des Jahres 1047 nach Deutschland zurück. In seinem Gefolge waren der abgesetzte Papst Gregor VI und dessen Kapellan Hildebrand, ein Mann, dessen nachmalige Bedeutung damals wohl noch niemand ahnen mochte. In Köln wies ihnen der Kaiser ihren ferneren Wohnsitz an.

In Speier versammelten sich die Fürsten des Reiches bei der Heimkehr des Kaisers, und hier war es, wo Heinrich, wahrscheinlich bewogen durch die in Ungarn ausgebrochenen Wirren und die dadurch hervorgerufene Bedrohung der Kärntner Grenzen, sich auch dieses



Wahl des deutschen Bischofs Suidger als Papst Clemens II.

letzten Herzogtums entäußerte. Er übertrug es dem Grafen Welf, (7. Juni 1047), dem letzten vom Mannsstamme dieses altberühmten Hauses. „Welf war durch seine Mutter Irmingard ein Neffe der Herzoge Heinrich von Bayern und Friedrich von Niederlothringen: das dritte Herzogtum fiel also der lützelburgischen Sippschaft zu.“

Wir stehen an einem Wendepunkte der kaiserlichen Politik. Sehen wir einen Augenblick zurück! Karls des Großen Kaisertum blieb ein von außen angehängtes Ornament, innerlich nur durch seine eigene Persönlichkeit verbunden mit seiner großartigen Stellung als Beherrscher des Abendlandes. Die Frankenmacht und Frankenherrschaft bildeten die Grundlage seiner Stellung, und Karl war in dem Besitze derselben, ehe er die Kaiserwürde empfing. Gleichzeitig mit der Frankenherrschaft sahen wir das Christentum sich im Abendlande ausbreiten. Von Nationen war unter ihm keine Rede. Eine Verschmelzung aller Sonderexistenzen und Eigentümlichkeiten zu einem großen Ganzen war das letzte Ziel seiner Herrschaft. Frankentum und Christentum verschmolzen unter ihm zu einem Begriffe; es war das Weltbürgertum, wenn wir von ihm reden dürfen, welches sich aus dieser großartigen Zusammenfassung hätte entwickeln müssen. — Karls Herrschaft und mit ihr die Herrschaft der Franken wurde nach seinem Tode zur Unmöglichkeit, indem jene alten Gegensätze innerhalb der abendländischen Bevölkerung, welche Karl nur hatte zurückdrängen, nicht aber aus der Welt schaffen können, sich neu belebten und die Entwicklung zur Nationalität, auf den natürlichsten Grundlagen und Vorbedingungen beruhend, von neuem und diesmal mit Erfolg einsetzte. Die Schlacht von Fontenoy, der Vertrag zu Verdun, der Vertrag zu Meersen bildeten die drei großen Merkzeichen auf dem Wege dieser Entwicklung. Mit der Entwicklung zum Volksbewußtsein und damit zur Volksart war die erste Niederlage der Kirche entschieden, welche zu dem letzten verzweifelten Mittel griff, eine von allem natürlichen Werden absehende Theorie in den pseudo-isidorischen Dekretalen aufzustellen. Gestützt bisher auf das Frankentum und mit ihm auf das innigste verbunden, wurde das allgemeine Christentum durch die Niederlage seines Bundesgenossen

auf das tiefste getroffen. Die Kaiseridee blieb aber bestehen, die Kirche selbst war genötigt, an ihr festzuhalten, da es ihr an der materiellen Macht fehlte, selbständig ihre Herrschaft von neuem zu befestigen. Otto der Große, der Herzog der Sachsen, der König der Deutschen griff die Kaiseridee von neuem auf. Allein ihr fehlte es an der natürlichen Grundlage, die einst noch zu Zeiten Karls des Großen vorhanden war. Es war unmöglich, die Entwicklung zum Volkstum zurückzulenken zu jener flüssigen Bewegung, welche Karl noch in ihren letzten Stadien kurz vor dem Festwerden sein Werk möglich machte. Indem Otto seine materielle Herrschaft nun auf der Hegemonie des Sachsenstammes begründete, war er gezwungen, mit der Begründung seines Kaisertums in die abstrakten Bahnen einzulenken, welche die Kirche längst beschritten hatte. Eine Oberherrschaft des Sachsenstammes über das Abendland wäre an dem Widerstande der andern Stämme und abgesonderten Völker, die sich nun ihrer Eigenart bewußt geworden waren, zu Grunde gegangen. Die Oberherrschaft Ottos mußte sich daher auf die mehr und mehr ein geistliches Gewand annehmende Kaiseridee stützen. „Für ihn nahmen die kirchlichen Gedanken mitten in den immer erneuten Kämpfen um seine Existenz allmählich erst die festen Formen einer eigentümlichen Politik an, die ihn schließlich zu jener Auffassung seiner eigenen Würde führte. Diese Anschauungen durchläuterten und stählten ihn bis zu jenem tiefsittlichen und unwiderstehlich mächtigen Ernst, gegen den gehalten Karls freundliche Herrschermacht wie sonnenhell erscheint; aber sie erweckten auch um ihn einen immer größeren Kreis verwandter Geister und entsprechender Gewalten. Wie wenig oder wie viel weltlicher Centralgewalt noch vorhanden sein mochte: hier gestaltete sich eine kirchliche Centralgewalt, die in der Laienhand des deutschen Königs zunächst ein Jahrhundert lang die deutschen und die europäischen Verhältnisse wesentlich bestimmte." Das Kaisertum blieb unter den Ottonen noch mit der Stammeshegemonie verknüpft, wenn auch Otto III einen gewaltigen Schritt vorwärts that auf der Bahn der Abstraktion. Nach und nach aber trat diese Loslösung von der Stammeshegemonie vollkommen ein. Heinrich II stützte sich schon auf ein allgemeineres deutsches Fühlen. Wo er nur der Erkenntnis des einstigen bayerischen Herzogs folgte, stieß er auf Widerstand und fand den Erfolg nicht, den er beabsichtigte. Konrad II vereinigte die Herzogsgewalten von vier Herzogtümern und die Königsgewalten dreier Königreiche in seiner Hand. Kein Stamm hatte die Hegemonie. Das Kaisertum wurde mit ihm immer mehr zur nationalen deutschen Macht. Als solche verlor es natürlich ebenso immer mehr die Berechtigung, die Führerschaft und Herrschaft im Abendlande zu verlangen. Hielt es aber an seinem Prinzipe der Weltherrschaft fest, so konnte es nur die Kirche sein, vermittelst deren es diese Herrschaft nunmehr auszuüben vermochte. Heinrich III erreichte dieses Ziel, indem er die „deutsche" Kirche bis zur Tiber ausdehnte. „Mit der Verwaltung des Stuhles zu Rom wurde die deutsche Kirche von Heinrich III berufen, die Leitung der occidentalen Christenheit in die Hände zu nehmen." Kaisertum und Christentum nahmen also unter ihm immer mehr einen deutsch-nationalen Charakter an und suchten so die Herrschaft über das Abendland zu gewinnen. Dieser einseitigen Entwicklung, welche nur durch die überwiegende Kraftfülle der Deutschen möglich war, stand aber die Idee des allgemeinen Christentums gegenüber, wie sie nicht minder in direkten verschärften Gegensatz zur bisherigen nationalen Entwicklung der außerdeutschen Völker und zu der Stammesentwicklung desjenigen deutschen Stammes trat, welcher die Hegemonie am längsten und reinsten bewahrt — der Sachsen. Wird nun das deutsche Königtum die Kraft besitzen, sich in seiner Stellung über der deutschen Kirche und mit ihr über der abendländischen Christenheit zu behaupten? Wird es zur absoluten völkerbezwingenden und -beherrschenden Gewalt emporwachsen? Oder wird das allgemeine Christentum, sich vollkommen loslösend von der Machtstellung eines einzelnen Volkes, sich emporschwingen, das deutsche Königtum zurückweisen auf das Gebiet der nationalen Herrschaft und im Papsttum den vereinigenden, führenden Mittelpunkt gewinnen, der auch das Denken der Völker aus seinem einseitigen nationalen Bannkreise zu erlösen im stande ist? Wird an die Stelle der bisherigen deutsch-christlichen Oberherrschaft eine allgemein-christliche treten, und das Papsttum den Wirkungskreis des Kaisertums für sich fordern, so eine allgemeine geistige Vereinigung der abendländischen Bevölkerung herstellend? Das

sind die gewaltigen Fragen, vor welche uns Heinrichs III Politik nunmehr gestellt. Eine leidenschaftlich bewegte Zukunft steht vor uns. Aber wie auch die Antwort fallen wird, die reine Idee wird den Sieg nicht gewinnen. Wir wissen dies aus der bisherigen Betrachtung des ganzen Werdens im Leben der Völker. Macht- und Interessenfragen werden die Idee von allen Seiten beeinflussen und das große Zeitideal verschieben, bis es zuletzt in Kampf und Wirren selbst wieder erbleicht und untergeht. Aber in diesem Kampfe selbst sind neue Ideen emporgewachsen; sie werden sich wieder zusammenschließen und zu einem neuen Ideale der ferneren Zukunft. Mit ihrem Leben wachsen die Ideen der Völker, und dieser großartige Geisterkampf wird uns weiter und weiter führen bis herauf in unsere Tage.

Eines ist uns jetzt schon klar. Wird das deutsche Königtum sein Ziel nicht erreichen, wird es ihm nicht gelingen, mit der Herrschaft über die deutsche Kirche die Herrschaft über das Papsttum und die abendländische Christenheit voll und ganz zu gewinnen und zu befestigen; wird hingegen dem Papsttum die Zeit ihre Gunst erweisen und damit die Möglichkeit der Emanzipation von der Herrschaft des deutschen Königtums und der deutschen Kirche verschaffen, so wird zugleich die Macht des Königtums, welches sich zu Gunsten der Kirche nach der Verzichtleistung auf die simonistischen Erträge in ein vollkommen geistliches Gewand gehüllt hatte, einen furchtbaren Stoß erleiden. Dieser Stoß wird um so fühlbarer werden, als sich das Königtum unter Heinrich III auch noch eines großen Teiles seiner äußeren Machtmittel entkleidete, indem es sich bei der Aufgabe der Herzogsgewalt bei den verschiedenen Stämmen ganz auf die Weltherrschaftsidee zurückzog. An dieser Schwäche des deutschen Königtums werden sich dann die außerdeutschen National- und die deutschen Territorialgewalten mit neuen und frischen Kräften emporranken.

Heinrich III baute seinen Palast nicht wie einst Otto III in Rom. Seine Politik, die Herrschaft der Deutschen, gestützt auf die deutsche Kirche über das Abendland auszudehnen, ging von deutscher Grundlage aus. Goslar wurde die bevorzugte Residenz des Kaisers. Der Grund, warum Heinrich diesen Ort wählte, ist uns nicht mitgeteilt, doch dürfte er nicht zweifelhaft erscheinen, wenn wir Heinrichs Politik weiter betrachten.

Von allen deutschen Herzogsgeschlechtern hatte sich nur in Lothringen das Geschlecht Gottfrieds, in Sachsen dasjenige der Billunger zu behaupten gewußt. Wie Heinrich sofort nach dem Tode Gozelos gegen Gottfried vorging, hörten wir. Und Gottfried blieb auch nach wie vor der Mittelpunkt aller feindlichen Bestrebungen gegen Heinrich. „In ihm stellte sich die ganze Starrheit und zähe Kraft jenes alten Fürstentums dar, welches schon der Begründung des Reiches den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt und es immer von Neuem dann in seiner Entwicklung gehindert hatte."

Während Heinrich in Italien weilte, begann es im Westen des Reiches wieder unruhig zu werden. Allen seinen Feinden hatte der Kaiser vergeben, nur Gottfried schien ausgenommen zu sein. Der König mochte es fühlen, daß in diesem Manne mehr als eine Person lebte. Ein ganzes Prinzip, ein ganzes System, eine ganze Opposition gegen das Kaisertum, wie es Heinrich vertrat, stand ihm in Gottfried gegenüber. Auch in Ungarn war die Empörung wieder ausgebrochen. Peter war gestürzt und geblendet worden, und Andreas, ein Fürst aus dem Hause der Arpaden, war als König an die Spitze der Magyaren getreten. Seine Friedensbeteuerungen und Gesandschaften konnten den Kaiser nicht zur Freundschaft bewegen. Als nun Heinrich einen Feldzug gegen Ungarn vorbereitete (1047), brach der Aufstand im Westen aus. Zuerst empörte sich Graf Dietrich von Holland; der Kaiser zog gegen ihn, hatte aber wenig Glück. Noch vor Beginn des Kampfes starb Herzog Otto von Schwaben auf dem Tomberg in der Eifel, und ihm folgte, als der Kaiser sich aus dem sumpfigen Niederlande zurückzog, bald Herzog Heinrich von Bayern (14. Okt. 1047). Und während der Kaiser hier zu Felde lag, ergriff auch Gottfried die Waffen, erstürmte Nimwegen, dann Verdun, dann zog er gegen Lüttich. Da sprach ihm Heinrich das Herzogtum abermals ab und verlieh Oberlothringen dem Grafen Adalbert vom Elsenzgau; doch muß man zugeben: das empörte Fürstentum stand ungebrochen, während die gefürchtete Macht des Kaisertums eine Schlappe erlitten hatte. Wie ein tiefer befreiender Atemzug ging es durch das Abendland, da dieser drückende Alp endlich von

den Gemütern genommen ward. In Deutschland und Burgund, in Polen und Ungarn tauchten wie namentlich in Italien neue aufrührerische Gedanken empor.

Papst Clemens II war in dieser Zeit gestorben. Sofort erhoben die alten mächtigen Adelsparteien in der ewigen Stadt wieder ihr Haupt, und wenn auch die Römer an den Kaiser eine Gesandtschaft abordneten, ihn um einen neuen Papst zu bitten, so gelang es doch dem elenden Benedikt IX, unterstützt von seiner tusculanischen Sippschaft und dem mächtigen Markgrafen Bonifacius von Tuscien, sich aufs neue des päpstlichen Stuhles zu bemächtigen. Heinrich aber schritt schnell ein. Er bestimmte den Bischof Poppo von Brixen, einen Bayern von Geburt, zum Papste und eilte dann nach Ulm, auf einem schwäbischen Landtage einen neuen Herzog zu erheben. Seine Wahl fiel auf Otto von Schweinfurt, den Sohn des Markgrafen Heinrich vom Nordgau, der einst ein so heftiger Gegner Kaiser Heinrichs II war. Aber Otto war einer jener Großen, die durch ihre Familienverbindungen gewissermaßen eine internationale Stellung einnahmen. Nach Böhmen sowohl, wo Herzog Bretislav sein Schwager war, wie nach Burgund und Italien reichten seine Beziehungen. Die Belehnung Ottos mit Schwaben kann noch als eine Folge der Politik Konrads II betrachtet werden, welche ja auf dem Gedanken einer engen Verbindung der Krone mit einem in seinen Rechten anerkannten und geschützten, starken und ergebenen internationalen Laienfürstentum beruhte. Während nun der erwählte Papst Poppo von Brixen von Ulm aus nach Italien aufbrach, zog der Kaiser nach Regensburg, wo er Ostern feierte. Die von den Ungarn drohende Gefahr scheint ihn hierher gerufen zu haben. Dann verweilte er den Sommer über in Oberdeutschland, um einer Verbindung der aufrührerischen Elemente vorzubeugen. Denn schon war auch Poppo wieder aus Italien zurückgekehrt, da Markgraf Bonifaz von Tuscien sich geweigert hatte, ihn nach Rom zu begleiten. So erhielt der Kaiser offene Beweise von der Treulosigkeit des Markgrafen. Aber er ließ sich nicht einschüchtern. Mit erneuten und verschärften Befehlen kehrte Poppo nach Italien zurück, und Bonifaz gehorchte diesmal. Er entfernte Benedikt IX aus Rom, und Poppo wurde als Damasus II im Juli auf den Stuhl Petri erhoben.

Hatte der Kaiser gegen Gottfried von Oberlothringen zu den Waffen gegriffen und dann, als er die Gefahr erkannte, die ihm von seiten der alten Fürstengeschlechter drohte, die Fortsetzung des Kampfes gegen den Lothringer seinen Bischöfen und Herzogen überlassen, so ging er in Sachsen anders vor. Nicht mit den Waffen gedachte er hier die Macht der Billunger zu brechen, sondern durch seine Gegenwart. Es war um diese Zeit, daß dieser Plan Heinrichs eine greifbare Form erhielt durch die Beschleunigung der großartigen Bauten, welche er in Goslar aufführen ließ. Neben einem stattlichen Kaiserpalast erhob sich der große Dom, und mißtrauisch sahen die Sachsen auf dieses Werk, welches ihnen anzukündigen schien, daß der Kaiser hier seine Residenz aufzuschlagen beabsichtigte. Sehen wir zurück, wie das deutsche Königtum seit Otto III gleichsam die Stätte suchte, an der es sich dauernd niederlassen konnte, wie Otto seinen Palast auf dem Aventin erbaute, Heinrich II seine Residenz in Bamberg aufschlug, wie dann unter Konrad II noch einmal die altgermanische Weise des steten Residenzwechsels zum Durchbruche kam, so erscheint es nicht wunderbar, daß Heinrich III mit der Befestigung seiner Macht von neuem den Plan aufgriff, der Verwaltung des neuen Reiches einen dauernden, ständigen Mittelpunkt zu geben. Derselbe natürliche Vorgang, der einst die Germanen zur Seßhaftigkeit führte und damit zu Grundbesitzern machte, wiederholt sich hier mit dem germanischen Königtum, und ist es nur zu natürlich, daß die Festlegung desselben alle bisherigen Verhältnisse auf das Tiefste berührte und einen gewaltigen Widerspruch hervorrief. Daß Heinrichs Wahl auf Goslar und damit auf das Sachsenland fiel, mag wohl mit dem Gefühle entsprungen sein, wie gerade der Sachsenstamm am zähesten seine Eigenart festhielt, wie hier die Macht des Stammesherzogtums dem engeren Anschluß an das Reich entgegenstand und nur durch die persönliche Gegenwart des Kaisers, durch den dauernden Aufenthalt des kaiserlichen Hofes in Sachsen abgeschwächt und gemindert werden konnte. Daß man sich in Sachsen zum ersten Vorstoße gegen die übermächtige Königsgewalt erheben wird in dem Augenblick, da dieselbe in ihren Grundfesten zu wanken beginnt, ist uns schon jetzt klar.

Als der Kaiser im Jahre 1047 nach Sachsen kam und den Erzbischof Adalbert von Bremen besuchte, da hören wir von einem Anschlage, den Thietmar, der Bruder des Billungerherzogs Hermann, auf das Leben des Königs geplant habe. Im Zweikampf verlor Thietmar sein Leben. Der Kampf mit den Billungern schien bevorzustehen, als Heinrich in dem Dänenkönige Svend Estrithson einen neuen Freund gewann. Der Däne versprach dem Kaiser Beistand gegen seine Feinde und bekannte sich als dessen Vasallen. War schon durch das gewaltige Emporblühen des Erzbistums Bremen unter dem stolzen Adalbert den Billungern eine Einschränkung ihrer Gewalt erwachsen, und suchte Adalbert seiner Macht den letzten festen Grund durch die Erwerbung des Patriarchats im Norden zu verschaffen, so ist es klar, daß die Billunger unruhig werden konnten. Denn die Kirche verlegte dem sächsischen Laienadel damit die Bahnen vollkommen, die ihn bisher nach Norden und Osten geführt hatten. War Adalberts Emporkommen gewissermaßen auf die Auflösung der dänischen Herrschaft im Norden begründet, so mußte nun wider der König von Dänemark diese neue Spannung zwischen der Kirche und den Laiengewalten der sächsischen Grenze mit Befriedigung sehen. „Der Widerstreit wurde geschärft durch den schroffen Gegensatz der Persönlichkeiten. Die feurige, geistreiche, thüringische Natur des geistlichen Fürsten stieß auf die sächsische Zähigkeit und das sächsische Mißtrauen der Billunger und arbeitete sich zunächst an ihnen leidenschaftlich ab. In der Berührung mit jenem ruhelosen, pracht-, ruhm- und machtliebenden Thüringer tritt uns zuerst wieder die ganze Sprödigkeit und Eigenart dieser sächsischen Menschen und Dinge entgegen: die unergiebige, weite Fläche, auf der er Wein zu pflanzen gedenkt, jene einfachen Wohnstätten und Märkte, für die er Quaderbauten nach süditalischen Mustern entwirft, eine Bevölkerung, noch halb heidnisch, ohne Fasten, kirchliche Ehe und Beichte, auf die er mit der ganzen Pracht seiner Beredsamkeit, mit dem Glanz eines blendenden Kultus doch keinen Eindruck macht, eine Aristokratie, welche die Mission nicht will, die Kirche verachtet und in dem Erzbischof selbst nur einen Agenten der tiefer gehenden kaiserlichen Politik sieht.“ Wohl ging der Plan Adalberts mit demjenigen des Kaisers Hand in Hand, soweit er die Einschränkung der Billunger und des Laienadels betraf, aber eine selbständige Macht durch eine andere noch freiere und großartigere hier zu ersetzen, konnte des Kaisers Absicht nicht sein. Eine Macht, von der Adalbert träumte, als er sich daran gab, seinem Erzbistum die Herrschaft über Dänemark, Skandinavien, die Orkneys, Island, Grönland, Livland und Esthland zu verschaffen, mußte das Bedenken des Kaisers erregen, und so ist es wohl klar, was er damit bezweckte, als er nun plötzlich seinen Hof in diese Gegenden vorschob und somit einen neuen Krystallisierungspunkt schuf. Ein Aufstand in Sachsen war nun kaum mehr zu befürchten.

In derselben Zeit hatte Bischof Brun von Toul eine Zusammenkunft des Kaisers mit dem Könige von Frankreich vermittelt. Zu Ivois trafen sich die beiden Herrscher und gelobten sich Frieden und Freundschaft. Gottfried von Lothringen verlor damit seinen bedeutendsten Rückhalt.

Aber schon wieder hatte eine Gesandtschaft von Rom den Tod des Papstes (9. Aug. 1048) verkündet und den Kaiser um einen neuen Papst gebeten. Schon bei dem Hingange Clemens' II (9. Okt. 1047) hatte sich das Gerücht verbreitet, er sei vergiftet worden. Jetzt trat dieses Gerücht wieder auf. So wurden die deutschen Bischöfe scheu, und keiner trug Verlangen, die gefahrvolle Rolle zu übernehmen, als Nachfolger Damasus' II aufzutreten. Bischof Brun ward vom Könige zu dieser Rolle ausersehen und mußte von seinem heftigen Widerstreben endlich ablassen. Am 12. Februar 1049 empfing er in der Peterskirche die Weihe und nannte sich Leo IX.

Gottfried hatte den Kampf nicht aufgegeben. Herzog Adalbert von Oberlothringen wurde von ihm erschlagen. Aber damit erreichten seine Erfolge ein Ende. Graf Gerhard vom Elsaß, ein Verwandter des Herzogs Adalbert, wurde vom Kaiser zum Herzoge von Oberlothringen ernannt. Bei seiner Familie blieb das Herzogtum dann, bis es im westfälischen Frieden (1648) an Frankreich kam. Sofort nahm Gerhard den Kampf gegen Gottfried auf. Graf Dietrich von Holland fiel in einer Schlacht gegen die Bischöfe von

Utrecht, Lüttich und Metz (Jannar 1409). Gottfried eilte herbei, um das Land zu schützen, erlitt aber ebenfalls eine Niederlage und mußte weichen.

Weihnachten 1048 feierte Heinrich in Freising. Von hier begab er sich nach Regensburg, wo er am 2. Februar 1049 das erledigte Herzogtum Bayern an Konrad, einen Neffen des Erzbischofs Hermann von Köln verlieh. Dem Hause der lothringischen Pfalzgrafen von Zütphen entstammend, erhielt Konrad also eine Entschädigung seines Geschlechtes für den Verlust des Herzogtums Schwaben, welches, wie wir hörten, nach dem Tode Herzog Ottos II an den Babenberger Otto III von Schweinfurt übergegangen war. Erst jetzt dachte Heinrich daran, selbst wieder zur vollen Unterwerfung Gottfrieds die Waffen zu ergreifen. Sein Freund und Vasall, König Svend von Dänemark, hielt mit einer Flotte die lothringischen und flandrischen Küsten besetzt, während der Kaiser ein Reichsheer gegen Gottfried heranführte. Papst Leo IX war ebenfalls im Gefolge des Kaisers und schleuderte den Bann gegen den Feind des Reiches und der Kirche. Da stellte sich Gottfried, von aller Hilfe verlassen, dem Kaiser in Aachen. Das Leben behielt er, aber er mußte in die Gefangenschaft des Erzbischofs Eberhard von Trier gehen. Gegen Flandern führte Heinrich also sein Heer. Und da unterwarf sich auch Graf Balduin. Mit der Hülfe der Kirche hatte Heinrich den vollen Sieg über das deutsche Fürstentum errungen, und einen merkwürdigen Eindruck macht es auf uns, wenn wir hören, wie dann Gottfried, der erbittertste Gegner des Kaisers, durch die Gewalt des Kaisers und der Kirche niedergeworfen, sich auch dem herrschenden Zeitgeiste vollends unterwarf. Mit tiefer Zerknirschung trug er die härtesten Kirchenstrafen und setzte sich öffentlich den Streichen der Geißel aus; auf eigene Kosten stellte er den Dom zu Verdun her und trug selbst den Bauleuten die Steine zu. Auf's innigste mit der Kirche verbündet und durchdrungen von den geistlichen Ideen der Zeit, errang das deutsche Kaisertum den höchsten Sieg und schwang sich zu einer Machtstellung empor, wie es sie niemals besessen und nie wieder besitzen sollte. Aber wir haben festzuhalten, daß seine Erfolge nicht nur dem materiellen Kraftgefühle entstammten, sondern fast noch mehr jener moralischen Macht, welche in dem Kaisertum Heinrichs repräsentiert erscheint. Aendern sich die Anschauungen in diesem letzten Punkte, so wird der Umschwung erfolgen und die Waffe, die in heißer Glut der Begeisterung geschmiedet, dem Kaisertum zum Siege verhalf, wird sich gegen dasselbe kehren.



Belehnung Konrads mit dem Herzogtum Bayerns.

Schon dünkt es uns, als machten sich die Folgen dieser Doppelstellung bemerkbar. Das nationale Königtum mußte, indem es seine Ansprüche immer positiver zur Geltung zu bringen suchte, mit dem reformfreundlichen Kaisertum in inneren Widerspruch geraten,

sobald sich zeigte, daß die Reform der Kirche nicht identisch sei mit der Herrschaft der deutschen Kirche. Wohl hat man herausgefunden, daß die Macht Heinrichs und des Reiches fast ganz in seiner persönlichen Wirksamkeit lag; man hat erkannt, daß hier der stärkste und zugleich der schwächste Punkt seiner Stellung war; man hat bedauert, daß er nicht durch eine geregelte Gesetzgebung den geschaffenen Zustand befestigte: allein man will nicht einsehen, daß auch eine Gesetzgebung ein rein persönlicher Akt Heinrichs gewesen wäre, der mit ihm gelebt hätte und mit ihm gestorben wäre. Hätte Heinrich das Ziel erreicht, das ihm vorschwebte, so wäre es mit der Gesetzgebung vielleicht etwas gewesen. Aber dieses Ziel war nur auf gewaltsamem Wege zu erreichen, und zu befürchten stand, daß eben die Gewalten, welche den Kaiser zum Ziele hätten führen sollen, sich gegen ihn wendeten. Ueberhaupt ist der Hinweis auf die Zeit Karls des Großen kein glücklicher Gedanke. Karl der Große stand in einer Zeit des Niederganges, und wenn er auch die Saatkörner ausstreute, aus denen dereinst neues Leben sprießen sollte, so schritt doch der Verfall nach ihm ungehemmt fort. Heinrich III aber steht in einer großen Epoche des Aufschwungs. In einer solchen Epoche aber gedeihen Gesetze selten oder nie, es sei denn, sie seien unmittelbar den großen Bewegungen im Völkerleben selbst abgelauscht. Das aber zu können, dazu gehört ein in der Ruhe gereifter, umfassender, gewaltiger Geist, es gehört mehr dazu, als eine juristische Bildung. Zu der letzten konnte es damals wohl kommen, aber zu einer großen, lebensfähigen Gesetzgebung nicht und noch lange nicht. Das Recht, das auf dem geschriebenen Buchstaben, nicht aber auf dem Leben selbst beruht, konnte jene kraftstrotzende, unruhige Zeit nicht gebrauchen. Kraft und Mannhaftigkeit ohne gleichen gehörten dazu, sich zu behaupten, und die besaß Heinrich, der Sohn Konrads und Giselas. Es ist nun ganz natürlich, daß derjenige, welcher ein solch' lebensvolles Walten nicht zu verstehen vermag, auch die Konsequenz in der Regierungsweise Heinrichs vermissen muß. Wir betonten bereits oben, daß wir System und Konsequenz in so früher Zeit nicht suchen; die einzige Konsequenz ist immer noch die des frischen unmittelbaren Lebens, daß man den Widerstand bricht, wo man ihn findet, daß man ihn niederzuhalten sucht mit den Mitteln, welche gerade zur Hand sind. Jene traurige, tote Konsequenz, welche ihre Macht nicht im Leben selbst, sondern in der Ertötung des Lebens durch abstrakte Formeln und Regeln hatte, konnte in Deutschland erst zur Herrschaft kommen, nachdem das Leben der Laienwelt und ihre Bildung von dem Lebensentsagungsprinzip des mönchischen Klerus und seiner Bildung beeinflußt und beherrscht wurde. Davon konnte einstweilen, wie wir oben hörten, noch nicht die Rede sein. Die gesunde Natur Konrads II, welche im Sohne noch teilweise fortlebte, hielt ihn von einem Schritte ab, der aussichtslos sein mußte, der ein furchtbares Unheil über das Abendland hätte bringen müssen. Daß diese gesunde Natur aber bereits durch die geistliche Schule, in welcher sie erwachsen, infiziert war, zeigt uns allein der Umstand, daß Heinrich III kein Bedenken trug, mehrere Männer, die manichäischer Ketzereien angeschuldigt waren, zu Goslar aufknüpfen zu lassen. Doch glauben wir auch in diesem Falle die Natur Heinrichs richtiger zu beurteilen, wenn wir annehmen, daß mehr noch der Wille des absoluten Herrschers, als der des dogmatischen Grüblers und Fanatikers ihn zu diesem Schritte bewog. Was von hier ab kommen muß, sehen wir. Je mehr Heinrichs Herrschaft in seiner Persönlichkeit beruhte, um so mehr wäre es für ihn notwendig gewesen, die allgemein günstige Volksstimmung, die ihm im Anfange seiner Regierung entgegentrat, sich zu erhalten. Da aber war es, wo Heinrich trotz seiner Gerechtigkeits- und Friedensliebe, trotz seiner Frömmigkeit und Freigebigkeit, bald auf ganz andere Gefühle stieß. Man murrte über ihn, dem man einst zugejubelt; seine Habsucht und Sorglosigkeit tadelte man. Heinrichs Machtstellung muß eine allgemeine Opposition wachrufen, sobald sie an irgend einem Punkte einen Stoß erleidet. Wir erkennen die Höhe, auf der der Kaiser thront, wir erkennen aber ebenso auch die Gefahren, welche ihn umdrohen. Wie er in seiner persönlichen Charakter- und Geistesentwicklung den Höhepunkt erreicht hat, so auch in seiner äußeren Machtstellung. Der nächste Schritt führt nicht mehr aufwärts, sondern hinab.

Hatten auch Suidger von Bamberg und Poppo von Brixen mit der Reform der

römischen Kirche eifrigst begonnen, so war doch der Erfolg bei ihrem frühen Tode wieder in Frage gestellt worden. Und merkwürdig, der pflichttreue Eifer dieser deutschen Bischöfe ist ja uneingeschränkt anzuerkennen, allein eine neue Heimat fanden sie in Rom nicht. Es macht einen erfreuenden Eindruck auf uns, wenn wir hören, wie Papst Clemens nach seinem Bamberger Bistum sich zurücksehnt, wenn er seine alte Kirche liebkosend seine Freundin, seine Schwester und Braut, seine reine Taube nennt. Wie sehr mag gerade ihm der Unterschied aufgefallen sein, der zwischen der Kirche von Bamberg und Rom obwaltete! Noch hält die Kraft der deutschen Kirche dem erhebenden Gefühle, Papst und Herr der Christenheit zu sein, in diesen opferwilligen Männern das Gleichgewicht.

Anders war dies schon, als Leo IX den päpstlichen Stuhl bestieg. Brun, der Sprößling eines reichen, elsäßischen Grafenhauses und ein feuriger Anhänger Clunys, faßte die ihm gestellte Aufgabe der Kirchenreform im Einverständnis mit dem Kaiser mit aller Energie an. Nur mit Widerstreben hatte er in seine Berufung gewilligt und auch dann noch die Bedingung gemacht, daß er nur dann die Würde annehmen würde, wenn Geistlichkeit und Volk von Rom seiner Erhebung einmütig zustimmen würden. Als Pilger ging er nach Italien, seinen Weg über Cluny nehmend, wo er sich dem Mönch Hildebrand zugesellte, der nach Gregors VI Tode sich aus Köln hierher zurückgezogen hatte. So hielt der neue Papst, barfuß der jubelnden Menge folgend, in Rom seinen Einzug. Hildebrand wurde zum Subdiakon der römischen Kirche ernannt und nahm die Verwaltung der Finanzen in seine Hände. Es ist das Jahr 1049, die Zeit, welche wir als solche bezeichnen können, in welcher die kaiserliche Machtstellung ihren Höhepunkt erreichte. Aber in dem Vorgehen Leos IX, in seinem engen Anschlusse an Cluny erkennen wir, daß der neue Papst nach einem andern Fundament seiner Gewalt suchte, wenn er auch nicht sah, daß diese Bestrebungen den Anfang der Trennung des Papsttums vom Kaisertum bedeuteten. Auch Leo empfand wie Suidger von Bamberg die zweideutige Doppelstellung, in der er sich als Papst und als Bischof eines kleinen deutschen Bistums befand. Aber anders als Clemens II suchte er dieses Gefühles Herr zu werden. Er entäußerte sich seines lothringischen Bistums, um ganz Papst sein und dem Kaiser freier gegenüberstehen zu können. Wenn Leos Absicht nicht sofort offenbar wurde, so liegt der Grund einfach darin, daß auch Heinrich ein Verehrer und Beschützer der Cluniacenser, daß er ein intimer Freund dieses Papstes war. Ob ein anderer Kaiser in seine Fußstapfen treten würde, mußte die Zukunft zeigen. Wie ernst Leo seine Aufgabe erfaßte, zeigt allein der Umstand, daß er als Papst sich nicht der Legaten bediente, um seine Sache zu vertreten, sondern überall selbst erschien. Wie er im Abendlande von Wallfahrtsstätte zu Wallfahrtsstätte, von Kloster zu Kloster pilgerte, so fand er sich auch selbst überall dort ein, wo es galt, das Ansehen der Kirche und des hl. Petrus zu offenbaren und zu vertreten. Ueberall hielt er Synoden ab, so in Reims, in Mainz, in Vercelli, und namentlich sind die Osterkonzile in Rom unter ihm wieder zu hoher Bedeutung gekommen. Aber als er am 3. Oktober 1049 in Reims unter gewaltigem Zulauf von Menschen aus allen Ländern die angesagte Synode eröffnete, als er dort seine Verdammung der Simonie und der andern Greuel der abendländischen Kirche von neuem aussprach, geschah dies nicht, wie man vermuten sollte, unter hervorragender Beihülfe der französischen Kirche, sondern von fremden Bischöfen und Erzbischöfen. Nur wenige Bischöfe Frankreichs waren zugegen, nur ein Erzbischof, der Reimser, hatte sich eingefunden. Und wie der französische Klerus mißtrauisch sich von einem Papste fernhielt, der in so engem Bündnis mit der deutschen Kirche stand, so der französische König, der wohl erkannte, daß eine Unterwerfung unter diesen Papst einer Unterwerfung unter das Kaisertum gleichgekommen wäre. Wohl waren dann auf dem am 19. Oktober in Mainz eröffneten Konzile der Kaiser und fast alle Erzbischöfe und Bischöfe des Reiches zugegen, aber die Stimmung war nicht die enthusiastische, wie sie in Reims gewesen war. Die deutsche Kirche ihrerseits scheute vor einem Papste zurück, der mit den Cluniacensern einen so engen Bund geschlossen; sie fühlte sich in ihrer politischen Stellung bedroht, und wenn auch kein Aribo da war, der die Opposition offen ergriff, so war man doch weit davon entfernt, diesen Bestrebungen allgemeinen und unbedingten Beifall zu zollen. Es fehlte der deutschen Kirche an einem einigenden Mittelpunkte, wie ihn einst die Erzbischöfe

von Mainz, ein Wilhelm, Willigis, Aribo abgegeben. Mainz war von seiner hervorragenden Stellung herabgesunken, und Bremen und Köln, in den Gegenden des zuerst sich mächtig belebenden Verkehrs und Handels gelegen, gewannen ihm den Vorsprung ab. In Mainz kam es zugleich zu Erörterungen über die Ehelosigkeit der Priester. Gewiß war die energische Forderung, wie sie jetzt vom Papste unter Beihülfe der Cluniacenser gestellt wurde, nur eine Folge der Ueberschreitungen und gemeinen Ausschweifungen, welche auf diesem Gebiete eingerissen waren, aber der Sinn des Gesetzes verkündet uns, wie nicht mehr einfache und natürliche Regeln die Grundlage der römischen Dogmen bilden, sondern andere Gesichtspunkte in den Vordergrund treten, welche die Glaubensdogmen von der natürlichen Entwicklung loszulösen beginnen. Muß man auch zugeben, daß ohne durchgreifende Maßregeln kein durchschlagender Erfolg zu erzielen war, so ist doch die Frage, ob der Wert des augenblicklichen Erfolges jene Unnatur, die nun zum System erhoben wurde, aufhob und vergessen machte. Es ist ebenso die Frage, ob es der katholischen Kirche zum Vorteil gereichte, daß sie den eifernden Mönchen so willig Gehör schenkte und ihre großen, toleranten und weitragenden Anschauungen, die sie noch zuletzt in Reims zu Gunsten der unteren Volksklassen gegen die Unterdrückungen der Großen das Wort hatten ergreifen lassen, gegen die Anschauungen der Cluniacenser vertauschte. Jedenfalls aber ist es verkehrt, wollte man die getroffenen Maßregeln als dem Kraftbewußtsein der Kirche entsprossen darstellen. Nicht die Kraft, sondern die Not ließ den Papst und seine Anhänger zu solchen Dogmen seine Zuflucht nehmen. Jene ideale Anschauung eines Petrus Damiani und seiner Jünger, die höheren Kirchenbeamten müßten dem Volke mit dem schweren Beispiele der Enthaltsamkeit vorangehen und rein wie die Engel dastehen, wurde indes am allerwenigsten durch diese strengen Maßregeln verwirklicht, denn bald bemächtigte sich die politische Praxis des Ideals, und während die Schwärmer noch glaubten, für ihr hohes Ziel zu wirken, waren sie bereits zum Werkzeug ehrgeiziger Staatsmänner geworden, welche ihrem Wirken eine ganz andere als die aufrichtig und in reinem Geiste erstrebte Richtung gaben. Im engsten Zusammenhange mit diesem fanatischen Vorgehen der Dogmatiker stehen denn auch die Verfolgungen der Ketzer, von denen uns in dieser Zeit gemeldet wird. Es nützte wenig, daß ein Bischof Wazo von Lüttich zur Milde ermahnte, da auch Gott nicht gleich strafe; der Kaiser selbst ließ ja zu Goslar sogenannte Ketzer einfach aufknüpfen. Niemals ist es gelungen, die Auflösung des Menschen in seine Triebe, wenn wir also reden dürfen, durch eine Auflösung nach anderer Richtung zu besiegen. Eine Verirrung nach der tierischen Seite hebt man nicht durch eine Hervorkehrung der spiritistischen Seite im Menschen auf. Diese einfache Thatsache ist festzuhalten, und soll in ihrer Betonung kein Vorwurf liegen, da wir uns jedes Vorwurfes enthalten, der eine Erkenntnis voraussetzt, deren die damaligen Zeiten einfach nicht fähig waren. Die Erkenntnis floß erst aus dem Irrtum. Uns genügt es, das Spiel und Gegenspiel in der menschlichen Natur zu beobachten und in ihren Aeußerungen zu konstatieren.

Trotz aller Anstrengungen blieb auch diese Reform ein halbes Werk, denn merkwürdigerweise begeisterte sich Heinrich für die Ehelosigkeit der Priester lange nicht so, wie für die Abschaffung der Simonie. Der deutsche Laienverstand hielt hier der kirchlichen Schulung das Gleichgewicht. Ob er es fühlte, daß mit der Durchführung des Cölibates sein Werk, die Ausbreitung der deutschen Kirche bis zur Tiber zur Unmöglichkeit wurde? Denn nur zu bald zeigte sich als Folge dieser Maßregel, daß die Priester, ihrer Familie entrissen, wie sie heimatlos geworden, so auch vaterlandslos wurden; daß es ein falsches Beginnen war, eine nationale Aufgabe mit solchen geistigen Werkzeugen durchführen zu wollen. Alle Kräfte, welche bisher dem Kaisertum in der deutschen Kirche zur Verfügung standen, fielen dem Papsttum zu, und daß dies so kam, das dankte, wie schon Gregor VII dies sehr wohl einsah, die Kirche gerade am meisten der Einführung des Cölibates. Nicht der Bund mit dem Kaiser, nicht der mit Cluny gaben dem Papsttume jene Machtstellung wieder, auf welche gestützt, es seinen durchgreifenden Ideen hätte nachhaltigen Ausdruck geben können. Die Neubegründung der weltlichen Macht mußte das Ziel von Leos Bestrebungen sein. Immer mehr näherte sich das Papsttum jener unbestimmten dunklen Grenzlinie, welche sich zwischen seiner Machtsphäre und der kaiserlichen hinzog. Eine

Berührung derselben mußte die Sorge des Kaisers wachrufen, eine Behauptung und Aufklärung dieses zweideutigen Gebietes bedeutete den Kampf. Das Papsttum mußte, in dieser Bewegung fortschreitend, dahin gelangen, zurückzufordern, was dem hl. Petrus gehöre. Den realen Wert dieser idealen Größe festzustellen, blieb so seinem Können und Belieben überlassen. Und großartig ist es zu sehen, wie diese geistige Bewegung nach und nach die Männer auf die Wahlstatt ruft, welche den Kampf bis zu seinen letzten Konsequenzen durchzufechten die Einsicht, die rücksichtslose Energie und Kraft im vollsten Maße besaßen.

Es ist nun kein Zufall, wenn wir gleichzeitig mit dem Aufschwunge und der Befestigung der kaiserlichen und kirchlichen Macht das lange vergessene Missionswerk wieder aufgenommen sehen. Merkwürdig aber ist, daß diese Bewegung gegen Norden und Osten nicht mehr von den alten Centren der Mission ausgeht, sondern ein neuer Mittelpunkt sich für dieselbe erhebt. Magdeburg und Passau schienen ihre frühere Bedeutung, welche gerade in ihrer Missionsthätigkeit beruhte, vollkommen verloren und vergessen zu haben. Der Einfluß des deutschen Klerus war bei Polen und Ungarn vollkommen zurückgedrängt, während er sich bei den Dänen und in dem weiten, ihrer Herrschaft unterworfenen Gebiete von neuem befestigte. Adalbert von Bremen stellte sein Erzbistum in die Mitte dieser großartigen Bewegung. Godschalk war es, der Abodritenfürst, der mit dem Erzbischofe bei der Ausbreitung des Christentums eifrigst Hand in Hand ging. Oldenburg, das alte Wendenbistum, blühte von neuem empor, und neben ihm die neuen Bistümer Mecklenburg und Ratzeburg. Man hat mit Recht vermutet, daß dieses kühne Emporstreben Adalberts eine bedeutende Rolle in den kaiserlichen Plänen spielte. Die hochfliegenden Gedanken dieses glänzenden Staatsmannes waren durch die Ideen Heinrichs hervorgerufen und bedingt. Man hat die Frage aufgeworfen, ob das Patriarchat des Nordens, wie es uns in den Gedanken Adalberts entgegentritt, bestimmt gewesen sei, dem deutschen Papsttum im Süden die Wage zu halten, ob der Kaiser daran gedacht habe, von Goslar aus durch das Gleichgewicht dieser beiden Gewalten seinen Einfluß auf die Reichskirche freier und sicherer als bisher zur Geltung zu bringen? Wie geistreich und den Verhältnissen entsprechend diese kühnen Kombinationen auch sein mögen, eine feste Bestätigung haben wir nicht für dieselben, da ja mit dem frühen Tode Heinrichs der gesponnene Faden plötzlich abriß. Unvollendet blieb das große Tagewerk dieses hochstrebenden Kaisers, und vieles bleibt unbestimmt, von dem nur die Anfänge vor uns liegen. Nur eines ist noch festzustellen: während Mainz unter seinem Erzbischofe Bardo seine ehemalige große Bedeutung vollkommen verlor, während das Erzbistum Magdeburg zurücktrat gegen seine nordische jüngere Schwester, suchte das Papsttum selbst in Deutschland an dem durch Konrad II so hoch emporgehobenen Erzbistum Köln einen Bundesgenossen zu gewinnen. Einer der ersten im Rate des Kaisers war Erzbischof Hermann, der Nachfolger Pilgrims, wie keiner dazu geschaffen, dem Papsttum eine Stütze zu bieten und die Vermittlung mit dem Kaisertum zu übernehmen. Als Erzkanzler für Italien und Bibliothekar des apostolischen Stuhles stand er den beiden Gewalten gleich nahe. Dieser Bund Roms mit dem Kölner Erzbistum, schon unter Heinrich II angestrebt, wird uns in seiner folgereichen Bedeutung später zu beschäftigen haben.

Mit der Geburt eines Sohnes und Thronerben erreichte das Glück des Kaisers den Höhepunkt. Am 11. November 1050 erblickte der junge Heinrich das Licht der Welt. Es ist nicht bedeutungslos, wenn gerade die Kirche dieses Ereignis mit Freuden begrüßte, wenn der Vater den Abt Hugo von Cluny zum Paten dieses Kindes erwählte. Schon am Weihnachtsfeste huldigten die Großen dem Kaisersohne zu Goslar als ihrem zukünftigen Herrn.

Durch die Kämpfe Heinrichs mit den Großen war die äußere Politik in Stillstand geraten. Im Jahre 1050 bereitete sich der Kaiser zu einem Feldzuge gegen Polen vor, dessen Herzog Kasimir dem Böhmen Bretislav, des Kaisers treuestem Freunde feindlich gegenübertrat. Doch ehe es zum Zuge kam, bat Kasimir um Frieden, den Heinrich um so lieber gewährte, als im Südosten bei den Ungarn die Unruhen von neuem losbrachen. Mit Andreas war es nach dem Sturze Peters im Jahre 1047 zu keinem Frieden gekommen und Markgraf Albrecht von Oesterreich, der Schwager Peters, stand dem neuen



Siegreicher Ausfall der Bayern aus der Heimburg bei Nürnberg gegen die Ungarn.

Ungarnherrscher schon aus diesem Grunde als Feind gegenüber. Mit ihm vereinigte sich nun Bischof Gebhard von Regensburg, der unruhige und kriegerische Oheim des Kaisers, der einst unter Konrads Regierung auf dem Konzile zu Frankfurt 1027 gezwungen wurde, Schwert und Schild niederzulegen, sich scheren zu lassen und das gering geschätzte geistliche Gewand wieder anzulegen, zu einem Einfalle in Ungarn (1050). Die Ungarn aber vergalten diese That sofort durch einen Ueberfall der Ostmark, aus der sie viele Beute und Gefangene fortschleppten. Da berief der Kaiser im Juli, das Land zu schützen, die Fürsten von ganz Bayern nach seiner Stadt Nürnberg. Es ist das erste Mal, daß Nürnberg als Stadt begegnet. Hier beschloß man nun, zunächst die zerstörte Heimburg wiederherzustellen. Herzog Konrad von Bayern, Markgraf Adalbert von Oesterreich und Bischof Gebhard wurden mit der Ausführung des Beschlusses betraut. Sie zogen gen Heimburg und schlugen ein befestigtes Lager auf, die Arbeit an der Burg zu beginnen. Aber die Ungarn erschienen und beschossen die Bayern mit einem Pfeilregen. Erst am achten Tage wagten die Deutschen einen Ausfall, und die Ungarn flohen. Eine bayerische Besatzung zog in die Burg, und das übrige Heer kehrte nach Hause zurück. Da aber erschienen die Magyaren aufs neue vor der Heimburg und berannten sie drei Tage lang. Heiß war der Kampf des kleinen Häufleins gegen die tobenden Scharen. Eine auffliegende Taube erschien den Belagerten als ein himmlisches Zeichen; sie wagten den Ausfall und schlugen den Feind mit großen Verlusten zurück.

Während der Kaiser nun selbst gegen die Ungarn heranrückte, hatte er Gottfried, den entsetzten Herzog von Lothringen, wieder begnadigt und mit der Bekämpfung Balduins von Flandern betraut, dessen gleichnamiger Sohn sich mit Richilde, der Gräfin von Hennegau, vermählt und sich dann des Hennegaues bemächtigt hatte. Friedensvermittlungen,

welche Papst Leo bei den Ungarn anstellen ließ, hatten eine Gesandtschaft an den Kaiser zur Folge gehabt, deren Anträge jedoch Heinrich nicht befriedigten. So übertrug er die Führung eines Heeres, welches am linken Donauufer hinabziehen sollte, dem Bischof Gebhard und den Herzogen Bretislav und Welf; er selbst führte ein zweites Heer, aus Bayern, Sachsen, Schwaben, Franken, Lombarden, Burgundern und Polen bestehend, am rechten Flußufer hinab. Starke Ueberschwemmungen indes nötigten ihn, vom Strome abzubiegen und durch Kärnten zu ziehen. Die Proviantflotte war deshalb außer stande, ihren Zweck zu erfüllen. Und als dann die Ungarn sich weit in das Innere ihres verödeten Landes zurückzogen, wurde der Mangel im kaiserlichen Heere bald fühlbar. Nur ein schwäbischer Kleriker, der spätere Bischof Benno von Osnabrück, fand immer noch etwas, wenn die andern längst von nutzlosem Requirieren mutlos abließen. Der pfiffige Schwabe ward dafür in Liedern gefeiert. Heinrich dachte an den Rückzug. Die Magyaren suchten im Rücken des deutschen Heeres diesem die Wege, namentlich die Flußübergänge, zu verlegen. Es gelang ihnen nicht, und der Rückzug wurde glücklich bewerkstelligt. Hatte das links der Donau abgesandte Heer ein besseres Glück gehabt, so war doch des Kaisers Zug vollkommen gescheitert, und auch der Waffenstillstand, den König Andreas mit dem Markgrafen Adalbert schloß, konnte dieses negative Resultat nicht bemänteln. So mußte der Kaiser im folgenden Jahre 1052 abermals gegen die Ungarn zu Felde ziehen. Der neue Feldzug ließ sich besser an. Von Passau eilte Heinrich im Juli über Persenbeug nach der ungarischen Grenze. Glücklich kam man bis Preßburg. Die Burg wurde von einer starken ungarischen Besatzung gehalten. Länger als zwei Monate zog sich die Belagerung hin. Papst Leo selbst erschien, den Frieden zu vermitteln, im deutschen Lager. Andreas versprach alles, sobald die Belagerung aufgehoben würde. Nach langem Zögern führte Heinrich endlich das deutsche Heer über die Donau zurück. Andreas vergaß, was er versprochen hatte und wurde dafür vom Papste mit dem Banne bedroht. Abermals mußte Heinrich unverrichteter Dinge heimkehren. Man hoffte auf das nächste Jahr. Allein das Glück des Kaisers hatte vor Preßburg seinen Unbestand erwiesen; an der ungarischen Feste war die Idee der Weltherrschaft machtlos zusammengebrochen; alle Konseqenzen, welche ein Unterliegen dieser Idee nach sich ziehen mußte, verrieten sofort ein heimlich erwachendes Leben.

Wie nach jener ersten Schlappe, welche Heinrich III in den Niederlanden erlitt, so erhob auch jetzt das einheimische Fürstentum gegen das Kaisertum das Haupt. Heinrichs Oheim Gebhard gab, wie bei den Ungarnkriegen, auch diesmal die nächste Veranlassung zum Aufstande. Mit Konrad, dem Herzoge von Bayern, geriet er in Fehde. Ueber Bayern und Franken war der Kaiser nach Merseburg geeilt. Dorthin berief er die beiden Streitenden, und vor dem Fürstengericht wurde Bischof Gebhard freigesprochen, während Konrad sein Herzogtum verlor. Mag auch der Altaicher Annalist die Einäscherung der bischöflichen Burg Parkstein in der Oberpfalz als ein schweres Verbrechen bezeichnen, daß er diese Versicherung macht, scheint uns erst recht darauf hinzuweisen, wie er für sich und seine Leser nach einem Grunde sucht, um die Strenge des Kaisers gegen Herzog Konrad, die ihm trotzdem befremdend blieb, zu erklären. Der Grund ist wohl anderswo zu suchen, und erinnern wir an die mehrfach betonte Neigung Heinrichs zum absoluten Herrscher, wir erinnern ebenso daran, daß Heinrich jetzt einen Sohn hatte, dem er sein altes, so lange verwaltetes Herzogtum wohl übertragen mochte. In Heinrichs III Charakter spielt eben das Gefühl von seiner hohen Geburt eine Rolle, während Konrads II Kraft ganz und lediglich in der richtigen Erkenntnis der gegebenen Verhältnisse beruhte. Das Kraftbewußtsein des in Purpur geborenen Sohnes geriet ihm von selbst in dieses absolute Extrem, wohin das Bewußtsein des aus dem Stande der Freien emporgehobenen Vaters sich niemals verirren konnte. Sofort brachen auch in Flandern die alten Unruhen wieder aus; die beiden Balduine, Vater und Sohn, versuchten ihre Kräfte in den Gegenden an der Maas.

Es war im Oktober 1053, daß Heinrich einen großen Reichstag nach Tribur berief. Hier war es, wo die Fürsten dem dreijährigen Königssohne Gehorsam versprachen, „wenn er ein gerechter König sein würde“; hier war es auch, wo die von Bischof Gebhard

angeknüpften Friedensunterhandlungen mit den Ungarn durchberaten werden sollten. Und wirklich nahm Heinrich diesmal die von Andreas angebotenen Friedensbedingungen an. Auch Konrads Angelegenheit sollte in Tribur von neuem beraten werden. Hatte man doch offen gegen die Strenge des Kaisers protestiert, und war die Mißstimmung allenthalben gewachsen, als er sich den ganzen vergangenen Sommer über in Goslar einer sorglosen Ruhe überließ. Doch was Heinrich versäumt hatte, vermochte er jetzt nicht wieder gut zu machen. Mit einem starken Gefolge war Konrad durch Kärnten nach Ungarn gezogen. Andreas trat von den Friedensverhandlungen zurück und überließ dem Herzoge ein Ungarnheer, mit welchem dieser in Kärnten einfiel. Wie sich Herzog Welf von Kärnten zu dieser Empörung stellte, wissen wir nicht, doch traten viele Große Kärntens für Konrad ein. In die Hengstburg an der Mur warf dieser eine starke ungarische Besatzung, bevor er das Land verließ.

Sollte der Aufstand nicht den ganzen Südosten ergreifen, mußte der Kaiser einschreiten. Er eilte nach Bayern. Einzelne



Heinrichs III dreijähriger Sohn wird mit dem Herzogtum Bayern belehnt. Weihnachten 1053.

Verhaftungen beugten einem Machtzuwachs der Verschwörer im Lande vor. Am Weihnachtsfeste 1053 belehnte Heinrich seinen dreijährigen Sohn mit dem Herzogtum Bayern. Bischof Gebhard von Eichstädt, ein Mann von den ausgezeichnetsten Fähigkeiten, übernahm die Verwaltung des Landes für den unmündigen Herzog. An des jungen Heinrichs Stelle trat wahrscheinlich schon im folgenden Jahre, da er zum Könige gekrönt wurde, sein jüngerer Bruder Konrad, der als zweiter Sohn dem Kaiser im September 1052 geboren worden war. Doch blieb die thatsächliche Verwaltung in den Händen des Eichstädter Bischofs aus dem nordgauischen Geschlechte der Grafen von Kregling und Dollnstein. Ihm gelang es, nachdem der Kaiser im Anfang des Jahres 1054 Bayern wieder verlassen hatte, die Grafen von Scheiern, welche im Kelsgau (das untere Altmühl- und das Abensgebiet umfassend) Nachbarn von Eichstädt waren, zur Ruhe zu bringen. Auch in Kärnten kamen die Kaiserlichen wieder auf, die Hengstburg mußte von der ungarischen Besatzung aufgegeben werden. In die Krainer Mark fielen die Ungarn zwar wieder ein, und auch die Ostmark wurde wiederholt von Konrad angegriffen, doch zuletzt wurden die Ostmärker allein Herr des Feindes und die Raubzüge hörten auf.

Während der Kaiser nach der Krönung seines Sohnes zu Aachen (Juli 1054) gegen

Balduin von Flandern zog, ihn zur Unterwerfung zu zwingen, ballten sich in Italien schwere Wolken zusammen, so daß Heinrich abermals daran denken mußte, über die Alpen zu eilen. Dies hinderte ihn daran, die Erhebung der Fürsten vollends niederzuwerfen. In Bayern, Flandern und Lothringen regte es sich bald aufs neue, und immer weiter griff die Opposition um sich. Wir werden ihr begegnen, wenn wir aus Italien mit dem Kaiser heimkehren.

Nicht das Bündnis mit dem Kaiser, nicht das mit Cluny vermochten allein, dem Papsttume jene Stellung wiederzugeben, deren es zur freien Entfaltung seiner geistlichen Oberherrschaft bedurfte. Leo IX fühlte, wie von seiner weltlichen Machtstellung seine geistliche großenteils abhängig war. Er sann auf Mittel, dieselbe neu zu begründen. Jenes internationale Prinzip der römischen Kirche kam schon allein in der Versammlung von Kardinälen und geistlichen Würdenträgern, welche Leo nach Rom berief, zum Ausdruck. Da finden wir neben dem deutschen Papste Hildebrand, der sich gerne einen Römer nennen ließ, den Franzosen Humbert, den burgundischen Mönch Stephan, Hildebrands treuesten Freund, den Lothringer Friedrich, des abgesetzten Herzogs Gottfried Bruder, Hugo den Weißen, ebenfalls ein Lothringer. Wir hören von innigster Verbindung des Papstes mit Hugo von Cluny, dem Erzbischofe Halinard von Lyon, Hugo von Besançon, Hermann von Köln. Der Bayer Richer, den einst noch Konrad II zum Abte von Monte Casino erhoben, vervollständigt diesen Kreis, der durch Petrus Damiani auch mit den italienischen Eremiten in innigsten Beziehungen stand. So nur konnte es dahin kommen, daß diese Gesellschaft von Männern, welche sich selbst von ihrer Heimat losgesagt und vollkommen dem Papsttum ergeben hatten, den extremsten Sinn der pseudo-isidorischen Dekretalen, von allen augenblicklichen Völkerverhältnissen absehend, begriff und zu verwirklichen strebte. Das Exarchat von Ravenna wurde trotz des Widerspruchs des Erzbischofs vom Papste wieder in Anspruch genommen, ja den Griechen gegenüber berief Leo sich sogar auf jene falsche Schenkungsurkunde Konstantins, welche dem römischen Papste den Besitz der unteritalischen Länder zusprach.

Benevent sollte die erste Stadt sein, in welcher die aufstrebende Papstherrschaft festen Fuß faßte. Denn nach der Vertreibung der lombardischen Fürsten Pandulf und Landulf ergaben sich die Beneventaner Ende 1050 der päpstlichen Oberhoheit. Im Juli des folgenden Jahres übertrug dann Leo den Schutz der Stadt dem Fürsten Waimar von Salerno und Drogo, dem normannischen Grafen von Apulien. Kaum aber hatte der Papst den Rücken gekehrt, so gerieten die Normannen in Streit mit der Stadtbevölkerung, denn nicht die Papstherrschaft, sondern ihre eigene gedachten die fremden Ritter in der Stadt zu begründen. Leo geriet außer sich und schwur den Normannen bittere Rache. Drogo wurde bald darauf ermordet; die Griechen hatten eine Verschwörung gegen ihn angezettelt. Mit ihm sank die Ordnung der unteritalischen Landschaften ins Grab. Der Papst rüstete gegen die Normannen. Seine Hilferufe an den deutschen Kaiser, den französischen König und die burgundischen Großen hatten keinen Erfolg. So sammelte Friedrich von Lothringen in Italien ein Heer, das aber bald wieder auseinanderlief. Waimar von Salerno fiel bald darauf ebenfalls als Opfer einer Verschwörung. Sein Bruder Guido rief die Normannen zu Hilfe und ihnen öffneten sich nun die Thore auch dieser Stadt. Trotzdem Gisulf, der Sohn Waimars, die Herrschaft des Vaters übernahm, waren es doch die Normannen, welche ihm seine Herrschaft ermöglichten. Von Benevent aus war Leo nach Preßburg geeilt, den Frieden mit den Ungarn zu vermitteln und so des Kaisers Macht für einen Heerzug nach Italien zu gewinnen. Aber es kam, wie wir wissen, weder zu dem einen noch zu dem andern. Gestand der Kaiser auch das Recht des Papstes auf Benevent, wie ehedem auf das Exarchat von Ravenna zu, so stieß Leo doch bei den deutschen Bischöfen auf eine allgemeine Opposition. Und als er dann nach der Lombardei zurückkehrte, mußte er auch hier erfahren, daß in großen Kreisen eine erbitterte Stimmung gegen ihn herrschte. Trotzdem hielt Leo am Kampfe gegen die Normannen fest. In Schwaben hatte er einzelne Scharen geworben, die ihm nun zuzogen; um diesen deutschen Kern sammelte sich dann römisches und italisches Gesindel. Bei den Griechen hoffte er weitere Unterstützung gegen den gemeinsamen Feind zu finden.

Er zog hinab an die Grenze Apuliens. Bei Civitate lagerte sein Heer, während er selbst in die Burg einzog. In der Nähe standen Normannen unter ihren Führern Richard von Aversa und den Söhnen Tancreds, Humfred und Robert Guiscard. Nur wenige Tausende zählte ihre Ritterschar. In Gefahr, zwischen das päpstliche und griechische Heer zu geraten, dazu an den nötigen Lebensmitteln Mangel leidend, zeigten sie sich geneigt zu einem Frieden. Aber der Papst wies ihre Anerbieten zurück. So kam es am 18. Juni 1053 zur Schlacht, in der die Italiener sofort auseinanderflohen. Nur die Deutschen hielten stand, fielen dafür aber fast alle unter den Lanzen der normannischen Ritter. Humfred hatte an dem Siege genug und erbot sich nun selbst, den Papst, dessen Lage sehr bedenklich geworden war, nach Benevent zu führen. Leo mußte wohl darauf eingehen und ein merkwürdiges Bild der Zeit — die Sieger sanken vor dem Besiegten auf die Knie und baten ihn um die Absolution. So gelangte Leo nach Benevent, von wo er nun mit emsigem Eifer sein Werk, die Normannen zu bekämpfen, fortsetzte. Ein kriegerisches Bündnis mit den Griechen erweckte das Mißtrauen der griechischen Geistlichkeit und während man auf politischem Gebiete verhandelte, geriet man auf dogmatischem in den ärgerlichsten Kampf. Eine Gesandtschaft ging nach Byzanz, bestehend aus dem Kanzler Friedrich von Lothringen, dem Kardinal Humbert und dem vertriebenen Erzbischof Peter von Amalfi, den dogmatischen Streit zu schlichten und eine Vereinigung der beiden Kaiserreiche zu erstreben. Während man noch verhandelte, starb Leo IX, der sich unter normannischer Führung nach Capua und von da nach Rom begeben hatte, am 19. April 1054.

Die höchsten Ideen des römischen Priestertums hatten diesen deutschen Bischof beseelt. Aus tiefem Verfalle hatte er das Papsttum zu einer Weltmacht emporgehoben, und die kühne Entwicklung, welche wir seit Nicolaus I immer wieder von neuem ansetzen und weiterstreben sahen, war durch Leo IX einen gewaltigen Schritt zum großen Ziele vorwärts geführt worden. Die großartige Herrschergewalt, wie sie uns einst in Karl dem Großen entgegentrat, hatte sich nach dem Tode des Kaisers mehr und mehr in ihre Bestandteile zu trennen bestrebt. Aus ihr erst erwuchsen jene Machtideen von Papsttum Kaisertum, wie sie dann in der Folge stets nach Verwirklichung rangen. Je mehr das Kaisertum sich zur nationalen Macht auswuchs, um so mehr gewann das Papsttum die Führung in den geistlichen Dingen. Die Zeit naht, da diese Trennung beider Gewalten vollständig, da der Kampf zwischen beiden um die oberste Herrschaft zur Thatsache werden mußte. Daß diese Entwicklung in der eingeschlagenen Bahn weiterschreiten wird, dafür bürgt uns die eine Persönlichkeit, welche unter den römischen Kirchenfürsten in letzter Zeit eine so hervorragende Stellung eingenommen — Hildebrand.

„Waren Leos Triumphe — sagt Giesebrecht — einst ebenso viele Erfolge des Kaisertums gewesen, so mußten seine Demütigungen in gleicher Weise nun schwere Schläge für die kaiserliche Macht werden." Die Niederlage der schwäbischen Ritter durch die Normannen hatte nicht minder die deutsche Herrschaft in Italien getroffen. In Unteritalien beherrschten die Normannen, jetzt die erklärten Feinde des Kaisers, die Verhältnisse. Dazu war im Jahre 1052 Markgraf Bonifacius von Tuscien gestorben, an dessen Macht die deutsche Herrschaft eine so hervorragende Stütze gefunden hatte. Und um das Maß voll zu machen, bemächtigte sich ein Mann dieser tuscischen Erbschaft, der wie keiner als persönlicher Gegner des Kaisers, als ein großartiger Vertreter der Fürstenmacht gegen das Kaisertum angesehen werden kann — Gottfried, der abgesetzte Herzog von Lothringen. Welche Absichten damals die Großen Italiens bewegten, wissen wir nicht, doch bedeutungsvoll und gefahrdrohend klingt uns die Nachricht, daß auch Gottfrieds Bruder Friedrich von Byzanz herbeieilte, als er die Nachricht von dem Tode seines Gönners, des Papstes Leo erfuhr. Beatrix, die lothringische Witwe des Markgrafen von Tuscien, hatte ihren drei Kindern, Friedrich, Beatrix und Mathilde einen Schützer gegeben, indem sie sich mit Gottfried vermählte. Und während also Gottfried sich in seiner italischen Macht zu befestigen suchte, trat die Frage einer neuen Papstwahl an den Kaiser und die römische Kirche heran. Der Lothringer Friedrich kam zu spät. Schon hatte Hildebrand nicht nur seinerseits die Würde abgelehnt, sondern auch einen großen Teil der römischen Geistlichkeit

dazu vermocht, die Ernennung des neuen Papstes abermals dem Kaiser zu überlassen. Er brach selbst nach Deutschland auf und lenkte des Kaisers Blicke auf einen Mann, in dem einst Leo IX einen seiner entschiedensten Gegner gefunden hatte — auf den Bischof Gebhard von Eichstädt, den Verwalter des Herzogtums von Bayern. Ein wunderbarer Beweis, wie dieser Mönch die Menschen kannte, ist diese Wahl. Als Papst gab es auch für Gebhard kaum mehr einen andern Weg, als den von seinen Vorgängern eingeschlagenen. Protestierte Gebhard als Bischof und Freund des Kaisers gegen die Schritte Leos IX, so brach Hildebrand diesen gefährlichen Widerstand, indem er den Widersacher selbst zum Papste vorschlug. Langer Verhandlungen bedurfte es, um den Kaiser und den Bischof willfährig zu stimmen. Endlich im März 1055 sagte Gebhard zu, aber seine Worte zeigen, wie scharf er die Lage erkannt, wie er das Gefühl hatte, daß eine plötzliche Wendung in seinen Ansichten und seinem Leben in diesem Augenblick zur Notwendigkeit wurde. „Wohlan!“, sagte Gebhard dem Kaiser, „so ergebe ich mich dem hl. Petrus ganz und gar, mit Leib und Seele! Obschon ich meine Unwürdigkeit zu einer so heiligen Stellung erkenne, unterwerfe ich mich einem Gebote: aber nur unter der Bedingung, daß ihr dem hl. Petrus zurückgebt, was ihm gehört.“ Das war der Papst, von dem wir oben sagten, daß er demnächst kommen müsse. So innig die Verbindung des Kaisertums und Papsttums auch noch einmal durch diese beiden Vertreter wurde, so sehr wir auch gezwungen sind, die Erhebung Gebhards, der im April 1055 als Viktor II den päpstlichen Stuhl bestieg, als einen glücklichen Erfolg der kaiserlichen Politik zu betrachten, in den Zugeständnissen, welche der Kaiser diesem Papste, seinem Freunde, machte, lag die Trennung der beiden Gewalten faktisch vor, und, wir dürfen uns darüber nicht täuschen, nur eine persönliche Neigung fesselte die Träger derselben noch eine Zeitlang an einander. Heinrich III restituierte dem Papste alle Besitzungen des römischen Stuhles, belehnte ihn außerdem persönlich mit dem Herzogtum Spoleto und der Mark Camerino und übergab ihm die Statthalterschaft in ganz Italien. „Man darf bei beiden Männern in dieser Uebereinkunft wohl das uneigennützige Streben voraussetzen, dem Papsttum die möglichst beste Form zu geben.“ Ziehen sich auch die Linien in den Ideen des Kaisers noch aufwärts, seit diese enge Verbindung mit dem Papsttum zu stande kam, dachte er auch jetzt daran, das Kaiserreich über das ganze Abendland auszudehnen, arbeitete er auch unverhohlen an einer Unterwerfung Frankreichs, und schweiften seine Gedanken selbst nach Spanien hinab: der erste Schritt abwärts ist geschehen. Wir werden es an den Folgen erkennen.

In demselben Jahre 1055 trat Heinrich seinen zweiten Zug nach Italien an. Sein Freund, Herzog Bretislav von Böhmen, war gestorben. Der Kaiser belehnte dessen ältesten Sohn Spitihnew zu Regensburg mit Böhmen. Doch bald brachen Unruhen im Herzogtum aus. Im Mai starb dann Markgraf Adalbert von Oesterreich, und die Mark ging auf dessen einzigen Sohn Ernst über. In Bayern war durch Viktors II Erhebung die Verwaltung des Landes an den Kaiser selbst zurückgefallen. Wem er sie übertrug, wissen wir nicht. Gewiß aber ist, daß Heinrich Bayern verließ, ohne die innere Ruhe vollkommen hergestellt zu haben. Denn, wenn wir auch annehmen, daß er von Regensburg, Eiting und Brixen aus, wohin ihn der Weg nach Italien führte, über die Güter der Aribonen, des in die Verschwörung Konrads von Bayern verwickelten Pfalzgrafen Aribo II und seines Bruders Boto, zu Gunsten der Kirchen von Salzburg und Eichstädt und des Klosters Ebersberg verfügte, so war mit dieser Absetzung Aribos II das Land keineswegs beruhigt. Aus alledem erkennen wir, eine wie hohe Bedeutung Heinrich der Gefahr beilegte, welche ihm in Italien von seiten Gottfrieds und der Normannen drohte, wie sehr ihn die Pläne beschäftigten, die er in Verbindung mit dem neuen Papste auszuführen gedachte.

Auf den Roncalischen Feldern war es, wo Heinrich die lombardischen Großen im Mai um sich versammelte. Strenges Gericht hielt der Kaiser hier ab und ebenso dann in Florenz, wo er mit dem Papste demnächst zusammentraf. Gottfrieds Macht in diesen Gegenden durch die kaiserliche zu verdrängen, mag der Grund seines längeren Aufenthaltes in Tuscien gewesen sein. Und Gottfried hatte wohl erkannt, daß namentlich ihm

dieser italienische Zug des Kaisers galt. Er suchte dem Kaiser entgegenzukommen, indem er Gesandte an ihn abschickte, welche beteuern sollten, daß keine böse Absicht ihn zu der Heirat mit Beatrix bestimmt habe. „Nichts anderes habe er gesucht, als seines väterlichen Erbes beraubt, sich durch das Vermögen seiner Gemahlin ein ehrenvolles Leben in der Fremde zu sichern.“ Heinrich glaubte ihm nicht, und Gottfried, von dem Kaiser und der italienischen Bevölkerung zugleich bedroht, verließ Italien, sich mit Balduin, dem flandrischen Feinde des Kaisers zu verbinden. Zu derselben Zeit war es, wo Friedrich, Gottfrieds Bruder, eine Zufluchtsstätte in Monte Casino suchte und fand. Auch er fühlte sich durch den Kaiser bedroht. Anders Beatrix, die Gemahlin Gottfrieds. Sie begab sich zum Kaiser, als dessen Schwester sie einst von seiner Mutter Gisela am Hofe Konrads II erzogen worden war, und berief sich auf das Völkerrecht, welches ihr eine freie Verfügung über ihre Hand gestatte. Einen Beschützer habe sie ihrem verödeten Hause zu gewinnen gesucht, und als eine Freie einem freien Manne, nicht zur Beschönigung irgend eines frevelhaften Unternehmens, die Hand gereicht. Heinrich hörte auf diese Vorstellungen wenig, er behielt Beatrix als Pfand bei sich und führte sie mit sich weg, wie einen Feind, der sich ihm ergeben habe. So Lambert von Hersfeld, und wir erkennen aus dieser Darstellung jene Politik wieder, deren wir oben unter Heinrich II gedachten. Die Person tritt zurück hinter dem System, persönliche Freiheit und persönliches Recht werden als Opfer dieses Systems gefordert. Bald nacheinander starben Beatrix und Friedrich, die Kinder des Bonifacius, und Mathilde blieb als einzige Erbin übrig. Das Gerücht von einem unnatürlichen Tode der beiden fand nur zu sehr Glauben. Und so trat denn der Papst, wie oben erwähnt, an die Stelle, welche durch Gottfrieds Flucht und des jungen Friedrich Tod erledigt war. Er wurde Herzog von Spoleto und Markgraf von Camerino und damit Statthalter von Italien. Noch dachte Heinrich an einen Zug gegen die Normannen in Unteritalien, als ihn die Nachricht von einer großen Fürstenverschwörung nach dem Norden abrief. Im November 1055 eilte er über die Alpen zurück und nahm seinen Weg nach Bayern.

Hier lagen die Verhältnisse merkwürdig verwirrt. Konrad, der vertriebene Herzog, weilte noch bei den Ungarn und ruhte nicht mit seinen Ueberschreitungen der bayerischen Ostgrenze. Adalbert von Oesterreich, der bisherige starke Hort des Deutschtums gegen die Ungarn, war im Mai gestorben; ihm war dann, während der Kaiser in Italien verweilte, der kleine Herzog Konrad, das zweite Söhnchen des Kaisers, im Tode gefolgt. Das Herzogtum war abermals erledigt. Dazu war der unruhige Oheim des Kaisers immer noch Bischof von Regensburg. Naturgemäß hätte ihm die Verwaltung des Landes zufallen sollen. Aber ehedem zog ihm der Kaiser den Eichstädter Gebhard vor, und nach dessen Erhebung zum Papste erhielt der Regensburger Bischof ebensowenig die Verwaltung des Landes übertragen. So machte er die Schwenkung vom Kaiser hinweg zu dessen und seinem eigenen alten Widersacher, dem vertriebenen Konrad. Herzog Welf, der ebenfalls dem Kaiser seine Erhebung zum Herzoge von Kärnten zu verdanken hatte, scheint dieses Bündnis vermittelt zu haben. Mit Gottfried von Lothringen nnd Balduin von Flandern, die in Lothringen eingefallen waren und Antwerpen belagerten, standen die Verschworenen in Verbindung. Ermordet sollte der Kaiser werden, an seine Stelle der vertriebene Konrad treten. So gefährlich die Sache sich anließ, so schnell endigte sie. Konrad starb unerwartet in der Verbannung. Herzog Welf lag auf den Tod darnieder. Von Reue ergriffen entdeckte er durch einen Boten dem Kaiser die Verschwörung und alle Teilnehmer, indem er selbst um Verzeihung bat. Er erhielt dieselbe und starb bald darauf (Nov. 1055) auf seiner Burg Bodmann am Bodensee. In Altorf, dem Stammsitze seines Hauses, wurde der letzte männliche Sprosse des uralten Welfengeschlechtes begraben. Den Mönchen von Weingarten hatte er seine Güter vermacht, aber seine Mutter Irmengard und seine Schwester Kunigunde, die Gemahlin des Markgrafen Azzo II von Este, nahmen für den jungen Welf IV, Kunigundens Sohn, Besitz von den Gütern des welfischen Hauses, dessen Name und Macht also erhalten blieb. Bischof Gebhard von Regensburg ließ sich ergreifen und wurde von einem Fürstengerichte zu strenger Haft verurteilt. So war die Verschwörung im Keime erstickt, und merkwürdig ist es, wenn wir auch

hier wieder jenem schwankenden Gefühle im deutschen Laienadel begegnen, welches ihn zwischen seinen eigenen politischen und sittlichen Traditionen und dem mächtigen Einflusse der aus der Zeit neu sich erhebenden Gewalten hin und her warf.



Bischof Gebhard von Regensburg in strenger Haft.

Es sah nicht tröstlich aus, als Heinrich jetzt nach Zürich eilte, wo er die Verlobung seines einzigen Sohnes mit Bertha, der Tochter des Markgrafen Odo von Susa und seiner Gemahlin Adelheid, betrieb. Adelheid war die Tochter des Markgrafen Manfred und jener Bertha, die einst die Verschwörung gegen Konrad II aufgedeckt hatte. In erster Ehe war sie mit Hermann von Schwaben, dem Stiefbruder des Kaisers, vermählt; ihre Schwester war die Gemahlin Ottos von Schweinfurt, den der Kaiser mit Schwaben belehnt hatte. Wie keine schien Adelheid berufen, der Macht der Markgräfin Beatrix von Tuscien in Italien das Gleichgewicht zu halten. So sorgte Heinrich, wie er glaubte, für die Erhaltung der deutschen Herrschaft in Italien. In Böhmen aber waren nach dem Tode Bretislavs Unruhen ausgebrochen. Spitihnew, der derzeitige Herzog, strebte nach Unabhängigkeit von der deutschen Herrschaft. Mit den Liutizen entbrannten die alten Kämpfe aufs neue. Mit Ungarn war der Friede noch immer nicht geschlossen. Dazu starb jetzt auch der Erzbischof Hermann von Köln (Februar 1056). Sein Nachfolger war Anno, von dessen Ehrgeiz und hochstrebendem Sinne wir noch hören werden. Zu alledem brach eine Hungersnot in vielen Provinzen aus, und doch mußte der Kaiser gegen Westen ziehen, wo Balduin und Gottfried das Schwert gezückt hielten. Daß nicht Frankreich abermals sich an dem Bunde der beiden beteiligte, suchte Heinrich durch eine Zusammenkunft mit König Heinrich von Frankreich in Ivois zu vermeiden. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Statt freundlichen Entgegenkommens vernahm er bittere Vorwürfe, ja der Franzose wagte die Herausgabe Lothringens zu fordern, das ihm hinterlistig durch des Kaisers Vorgänger weggenommen worden sei. Im Zweikampfe erbot sich Heinrich sein gutes Recht dem Könige zu beweisen, aber der machte sich in der Nacht nach diesem Anerbieten auf und davon. Bald darauf stellte sich denn auch Gottfried dem Kaiser in Person. Heinrich verzieh ihm und gab ihm seine Gemahlin und Stieftochter zurück. Auch mit andern Feinden versöhnte sich Heinrich in diesem Jahre, so mit seinem Oheim Gebhard, der nach Regensburg zurückkehren durfte.

Ueberblicken wir diese einzelnen Thatsachen, so drängt sich uns die Vermutung auf, Heinrich habe erkannt, daß die Kaiseridee, wie sie bisher von ihm vertreten wurde, unausführbar war. Mehr wie ein Kompromiß mit dem Fürstentum muten uns diese letzten Handlungen Heinrichs an, als wie ein souveränes, großherziges Walten. Blieb der König auch der oberste Richter für die deutsche Nation, wie er oberster Lehensherr war, verfügte er auch über die Herzogstühle wie über die Bistümer und Reichsabteien, und verkehrte selbst noch Viktor II wie ein deutscher Erzbischof an seinem Hofe, so müssen wir doch andererseits gestehen, daß nicht mehr die Strahlen der Herrschaft allein von dem Königtum ausgingen, sondern daß auch viele derselben vom Papsttum und den weltlichen und geistlichen Trägern der Gewalt auf dasselbe zurückfielen. Die Geistlichkeit des Reiches stand sich im Reiche wie am Hofe gesondert gegenüber. In der kaiserlichen Kapelle und Kanzlei fand jene ihren Mittelpunkt; „der Eintritt in die Kapelle eröffnete dem Ehrgeiz der deutschen Geistlichkeit unter dem zweiten Salier den fernsten Blick bis auf den römischen Stuhl." Diesem geistlichen Hofstaate standen die königlichen Ministerialen, von deren Emporkommen wir gehört, als weltlicher Hofstaat gegenüber. Burggrafen und Vögte waren das Centrum der königlichen Gutsverwaltung, deren Angehörige mit den Mitgliedern der Kapelle vereint, die tägliche Gesellschaft des Königs bildeten. Hatten diese beiden Stände ihre Stellung befestigt, so suchte der Rat der Fürsten dies erst wieder zu erreichen. Er konnte dies nunmehr nur im wechselnden Anschluß bald an die Geistlichkeit, bald an die Ministerialen. Letzteres aber wurde erst dann versucht, nachdem die Unterdrückung dieses Standes mißglückt war. So lange wie unter Heinrich III die Bischöfe die erste Stelle im Rate des Königs einnahmen, war an ein freies Emporkommen der deutschen Laienfürsten nicht zu denken. Wohl aber ward es den Ministerialen mit ihren langsam und vorsichtig verstärkten Ansprüchen möglich, sich in der königlichen Gutsverwaltung zu behaupten und so unmittelbar mit dem Könige zu verkehren.

Nach Bodfeld im Harze begab sich der Kaiser in der Begleitung des Papstes. (Sept. 1056.) Da traf ihn die Nachricht von der Niederlage und dem Tode des Markgrafen Wilhelm von der Nordmark und des Grafen Dietrich von Katelenburg, denen er die Verteidigung der sächsischen Grenze gegen die Liutizen übertragen hatte. Es war der Beschluß der vielen Unannehmlichkeiten und Unglücksfälle, welche in letzter Zeit auf den Kaiser eingestürmt waren. Nach kurzem Krankenlager verschied er am 5. Oktober 1056, bevor er das 39. Lebensjahr vollendet hatte. Siebzehn Jahre hatte er das Reich regiert, und wie er einst in den ersten Jahren seiner Regierung seinem großartigen Fühlen für Recht und Milde Ausdruck verliehen am Altare zu Konstanz, im Dome zu Trier, auf dem Schlachtfelde von Menfö, so jetzt auf dem Totenbette. Allen seinen Feinden verzieh er zum letzten Mal, erließ die fälligen Bannbußen und befahl die Rückgabe konfiscierter Güter. So beschloß dieser Kaiser, dessen Zeit eine der denkwürdigsten unserer Geschichte ist, sein thatenreiches Leben, sein selbstherrliches, kaiserliches Regiment. Am 28. Oktober nahm ihn die Gruft des Speierer Domes auf. Dem Papste hatte er die Sorge für seinen sechsjährigen Sohn übertragen, aber wie diese Thatsache, wie die Stellung des Papsttums schon teilweise aufgefaßt wurde, verkünden uns die Worte des Petrus Damiani, der den Herrn zu Papst Viktor sprechen läßt: „Nach dem Abscheiden des Kaisers habe ich die Rechte des gesamten abendländischen Reiches in deine Hände gelegt." Welch' ein Ausblick von diesem Grabe in die Zukunft!

Es fehlte nach dem Tode Heinrichs III nur, daß ein Papst kam, der nicht wie Viktor II das Gedeihen der römischen Kirche unzertrennbar hielt von der Machtfülle des Kaisertums, der sogar in der Trennung beider Gewalten die Möglichkeit zur absoluten Freiheit des Papsttums erkannt hätte. Es fehlte nur, daß ein Papst kam, der nicht in der Herrschaft der deutschen Kirche das Heil der römischen erblickte, sondern anknüpfend an die allgemeinen Ideen der Cluniacenser sich von der deutschen Kirche und damit vom Kaisertum emanzipierte. Wir werden auf ihn nicht allzulange warten dürfen.

Dem Papste Viktor II blieb nur noch verstattet, das Testament Heinrichs III im weitesten Sinne zu verwirklichen. Er schloß Frieden mit den Fürsten, und wie Balduins gleichnamiger Sohn im Besitze des Hennegaues blieb, so zog Gottfried, vereint mit seiner Gemahlin Beatrix, triumphierend nach Italien. Das Fürstentum errang den Sieg, den

ihm der Kaiser so lange bestritten hatte, nach des Kaisers Tod über das Kaisertum. Daß nicht sofort nach diesem Siege die verschiedenen Bestandteile der so eigentümlich zusammengesetzten kaiserlichen Gewalt übereinander stürzten, war nur der energischen Waltung Viktors II zu danken, der zusammenzuhalten suchte, was bisher von der Hand des leitenden Königs und Hausherrn zusammengehalten worden war. Aber Viktor II starb am 28. Juli 1057 zu Arezzo, und mit seinem Tode erhielten nicht nur die Mönche, welche diesem Papste nicht günstig gestimmt waren, sondern auch die deutsche Kirche freie Hand. Beide Teile traten auseinander, indem dort Hildebrand, hier Erzbischof Anno von Köln den leitenden Mittelpunkt bildeten. Zwischen beiden schwebte der lombardische Episcopat haltlos hin und her, und die dreifache Trennung mußte dahin führen, daß alle drei Teile ihre Ansprüche ins Maßlose steigerten, da kein Königtum vorhanden war, welches diese Ansprüche hätte nachhaltig zurückweisen können.

Friedrich von Lothringen war es, der als Stephan IX an Viktors II Stelle den päpstlichen Stuhl bestieg. Auch er war ein deutscher Kleriker, aber seine ganze Vergangenheit war losgelöst von der deutschen Kirche dahingeflossen. Seine Wahl war ohne Zuthun der Kaiserin Agnes, welche an ihres Sohnes Stelle die vormundschaftliche Regierung führte, erfolgt, wurde aber nachträglich durch Hildebrands Bemühungen von ihr anerkannt. Wie hier in Italien die Macht des Königtums fast ausschließlich in die Hände Gottfrieds von Lothringen, der nach Viktors Tode auch das Herzogtum Spoleto und die Mark Camerino wieder in Besitz genommen hatte und somit als unbeschränkter Statthalter des Königs in Italien dastand, überging, so regten sich auch bei den deutschen Stämmen, in Sachsen und Franken, die Gelüste der Fürsten, auf Kosten des Königtums ihre Macht zu erhöhen. Das Herzogtum Kärnten wurde eben dem Manne verliehen, der vor kurzem als Majestätsverbrecher verurteilt worden war. Konrad, der Bruder des Pfalzgrafen Heinrich von Lothringen, der Mitverschworene des vertriebenen Herzogs Konrad von Bayern, wurde am Weihnachtsfeste 1056 auf einem Regensburger Landtage mit der kärntischen Herzogswürde belehnt, während die Kaiserin Agnes das Herzogtum Bayern für sich behielt. Bis zu seinem Tode hatte Viktor II auch das Bistum Eichstädt beibehalten. Ihm folgte dann Gundakar II als Bischof (1057—1075), und wie eine Bestätigung, daß die weltbeherrschende Stellung des deutschen Klerus verloren sei, erscheint uns sein Verzeichnis der Männer, welche dem Eichstädter Domkapitel entsprossen, zu hervorragender Machtstellung im weiten Reiche berufen wurden. Vierzehn Namen nennt er, von denen neun zu Bischöfen von Italien ernannt wurden, während die fünf übrigen anderwärts zur bischöflichen Würde emporstiegen.

Ueberblicken wir die Stellung der regierenden Gewalten im damaligen Abendlande, so erscheinen sie uns nicht als große und feste Mittelpunkte, wo sich alle politische Kraft sammelte und umsetzte, sondern in dem großen Bestande nationaler Ordnungen traten sie da fördernd, schützend und schaffend ein, wo jeden Augenblick die Verhältnisse für sie geeignet erschienen. Von jener persönlichen Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart der Herrscher, die wir in ihrer rohesten und brutalsten Form bereits bei Chlodwig fanden, hing auch in der Folgezeit vieles, das Meiste ab. Indem nun aber das Kaisertum zu vergessen begann, wie es, der Zeitbewegung entsprossen, diese nur zu leiten und zu beherrschen vermochte, wenn es in ihr unmittelbar fußte und stehen blieb, indem sich eine abstrakte Kaiseridee mit der Zeit herausbildete, welche ihren Stützpunkt in sich selbst, in einem traditionellen Rechte, nicht in dem ewig neu sich bildenden und erweiternden Rechte des Lebens suchte, wurde das Kaisertum von der Fortbewegung des Lebens vielfach überholt, und immer wieder keimten Gewalten neben ihm empor, deren es nur dann teilweise Herr zu werden vermochte, wenn es sich von ihnen eben wieder zu jener unmittelbaren Berührung mit den die allgemeine Bewegung beherrschenden elementaren Kräften gedrängt sah. Nicht nur die außerdeutschen Völker standen in fortwährender Opposition gegen dieses Kaisertum, welches, so frisch es auch unter einem Otto I und Konrad II sich in die Mitte der vorwärts eilenden Bewegung hineinschob, doch zuviel zurücksah nach einer Idee, wie sie einst Karl der Große gehabt, welches nicht begriff, daß diese Idee nur in ihrer beständigen Fortentwicklung zeitgemäß und lebensfähig blieb, sondern auch

das deutsche Volk, dem eine dunkle Ahnung dessen eingewohnt zu haben scheint, „daß die Institutionen dieses Kaiserreiches, wie sie nicht im Herzen Deutschlands entstanden waren, so auch dem nationalen Geist nicht durchweg entsprachen.“ Sahen wir seinerzeit bei dem Verfalle der karolingischen Dynastie die territorialen Gewalten immer mehr an Macht und Popularität gewinnen, so rang ihnen das sächsische Kaisertum dieselbe wieder ab, indem es den untersten Schichten des Volkes darthat, wie nur in ihm dem kleinen Manne ein Verteidiger seiner Freiheit und seines Besitzes erwachsen war. Die Zuversicht, mit welcher sich die Armen und ungerecht Verfolgten vor seiner Krönung an Konrad II in Mainz herandrängten, zeigt uns, daß diese Vorstellungen im Volke lebendig waren und lebendig blieben. Je mehr aber das Kaisertum seiner universellen Idee nachging, desto weiter entfernte es sich von der Masse des Volkes und überließ die Sorge für die unteren Kreise seinen Beamten und Dienern. Daher ist es erklärlich, wenn wir die Unzufriedenheit in der Zeit Heinrichs III wachsen sahen, je weiter er dem Papsttum und der Weltherrschaft entgegenstrebte; daher ist es uns ebenso erklärlich, daß das Kaisertum nur in dem Klerus über ein Jahrhundert lang seinen treuesten Verehrer und Bundesgenossen fand, während die weltlichen Fürsten ihm noch zuletzt mit der starren Zähigkeit eines Gottfried, mit dem verwegenen und verbrecherischen Mute eines Balduin, eines Konrad und Welf, wie eines Thietmar von Sachsen entgegentraten. Es ist eine ganz natürliche Folge der Entwicklung unter Heinrich III, wenn wir nach seinem Tode, da kein Nachfolger vorhanden war, welcher in dem bisherigen Sinne die Herrschaft aufzunehmen vermochte, diese Herrschaft vom Papsttume aufgegriffen sehen. Eine Lücke galt es auszufüllen, die, offen gelassen, den Zusammenhalt des Ganzen aufs äußerste gefährdete; daß das Papsttum diese Lücke auszufüllen vermochte, verdankte es der Energie des Kaisertums, und von diesem Gesichtspunkte aus sagen wir mit Giesebrecht, daß die glorreichen Thaten Heinrichs III die unmittelbare Voraussetzung für Hildebrands welthistorische Wirksamkeit waren.

Hildebrand war der Mann, der seine Zeit verstand, der es versuchte, gestützt auf die nationalen Bestrebungen der italienischen Bevölkerung, dem Kaisertum seine universale Stellung abzuringen, die es bisher inne gehabt, dem dieser Versuch so weit gelang, als er sich auf die natürliche Fortentwicklung des abendländischen Lebens stützte, und mißlang in dem Augenblicke, als er diese Fortentwicklung in ein System zu bringen und nach andern als den natürlichen Beweggründen zu lenken sich bemühte. Aus Raovacum, einem Landgute im Gebiete der toskanischen Stadt Soana gebürtig, kam der Bauernsohn durch die Bemühungen seines Oheims, der damals Abt des reichen Klosters der hl. Maria auf dem Aventin war, nach Rom. Von diesem berühmten Kloster aus, an dessen Namen sich für uns die Erinnerung an Otto III, Adalbert von Prag, Brun von Querfurt knüpft, nahm der junge Mönch seinen Weg in die Welt. Clunys Ideen bewegten sein Inneres, eine schwärmerische Verehrung für die Gottesmutter, des Klosters Patronin, erfüllte sein Herz. Schon früh war es Hildebrand vergönnt, sich Erfahrungen in dem Gange der weltlichen Dinge zu sammeln, denn dieses Kloster war kein Ort der Zurückgezogenheit, sondern stand eigentlich recht mitten in dem erregten Getriebe der geistlichen und weltlichen Bestrebungen. Es war ein Ort, an dem ein junges Genie wohl Nahrung für Sinne und Geist finden konnte. Die ewige Stadt zu Füßen und weit den Blick geöffnet, in die blaudämmernde Campagna, dazu den ruhigen Verkehr mit den bedeutendsten Männern des Abendlandes — den Blick in die Ferne, das Getriebe einer Weltstadt gleichsam aus der Vogelperspektive betrachtet und dazu erläutert von den klarsehendsten Geistern der Gegenwart — was konnte einem jungen, hochveranlagten Menschen mehr, was Besseres zu seiner Entwicklung geboten werden? Gleichsam wie eine Warte, von der aus einem Teile der Welt die Richtung gegeben wird, lag dieses Kloster auf der Höhe, und hier war es, wo Gregor alle jene Eigenschaften ausbildete, die wir an ihm bewundern. Er war kein großer Theologe und doch wirkte er nachhaltiger, als alle die Grübler und Zänker vor ihm und um ihn. Er war überhaupt kein Fachmann, aber was er angriff, griff er in seinem innersten Kerne an und bei allen Werken leitete ihn jener klare unbestechliche Blick, der die einfache Wahrheit, welche sich in tausend Erscheinungen verhüllt an ihn herandrängte, zusammenfassend erkannte und sich nicht im

Wirrsal dieser Erscheinungen vertiefend verlor. So behielt er die Oberhand und schien berufen, dereinst eine leitende Stellung einzunehmen. Papst Gregor VI machte ihn, wie wir hörten, zu seinem Kapellan. Ihm folgte Hildebrand auch nach Deutschland in die Verbannung. Es war die Zeit, die ihn mit Heinrich III zusammenführte, dem er eine stete Bewunderung und dankbare Verehrung zollte. Nach dem Tode Gregors VI wandte sich Hildebrand nach Cluny. Aus diesem Zufluchtsorte entführte ihn Leo IX wieder nach Rom. Immer noch Schüler, aber ein Schüler der bedeutendsten Lehrmeister, stieg Hildebrand nach dem Abscheiden Viktors II von Würde zu Würde. Stephan IX war es, der die mönchische Bewegung im Abendlande in Rom zum Siege und zur Herrschaft führte. Wir wissen, wie er Anno, dem Erzbischofe von Köln, das Erzkanzleramt des apostolischen Stuhles entzog und es jenem Lothringer Humbert, dem Freunde Leos IX übertrug, wie er Petrus Damiani zum Kardinalbischof von Ostia erhob, wie er zum Kriege gegen die Normannen von neuem rüstete, mit denen Viktor II Frieden geschlossen. Doch schon am 29. März 1058 starb Stephan IX bei seinem Bruder Gottfried zu Florenz. Hildebrand war damals in Deutschland, um die Wahl des Verstorbenen durchzusetzen. Seine Abwesenheit benutzte die alte Adelspartei der Tusculaner, wieder einmal einen der Ihrigen auf den Stuhl Petri zu erheben. Einen geborenen Römer, den Bischof Johann von Velletri, erwählten sie zum Papste, und dieser nahm den Namen Benedikt X an. Petrus Damiani war der erste, der mit Fluch und Bann gegen diesen Papst protestierte. Da kehrte Hildebrand zurück und kam mit Gottfried von Lothringen überein, den Bischof Gerhard von Florenz als Gegenpapst aufzustellen. Nur mit der königlichen Autorität ließ sich Benedikt X bekämpfen, und Hildebrand zögerte denn auch nicht, sich mit dieser Autorität zu waffnen. Zu Augsburg erhielten seine Gesandten am Pfingsttage 1058 vom Könige die Bestätigung des Erwählten. Auf einer Synode zu Sutri (Januar 1059) wurde Benedikt X abgesetzt und in den Bann gethan. Mit Geld gewann man die Trasteveriner, und Gottfrieds Kriegsscharen führten den neuen Papst nach Rom. Als Nikolaus II wurde Gerhard am 24. Januar 1059 in St. Peter geweiht. Es war der letzte Tribut, den Rom freiwillig dem deutschen Könige darbrachte. Nachdem die Wahl Nikolaus' II geglückt, geglückt durch die Besiegung des römischen Adels, nachdem dieser Sieg erfochten war aus eigener Kraft, nicht mit kaiserlicher Hilfe that Hildebrand den letzten Schritt zur Befreiung der Kirche von kaiserlicher Bevormundung: er schob das Papsttum hinein in die Mitte der antideutschen, nationalen Bewegungen in Italien — ein Schritt von einer unübersehbaren Tragweite, der uns jenen gewaltigen Fernblick und die energische Willenskraft des zum Meister gewordenen Mönches verrät.

Wir hörten von jenen Kämpfen, die einst unter Konrad II um Mailand getobt. Den einzigen unbesiegten Feind ließ der Kaiser bei seinem Tode in der Bürgerschaft dieser Stadt zurück, die den Fahnenwagen ihres gewaltigen Erzbischofs Aribert zu ihrem Sammelpunkte erkoren hatte. Diese Bewegung hatte in der Folgezeit ihren stillen Gang weitergenommen, doch hinderte einen Zusammenschluß aller deutschfeindlichen Kräfte in der Lombardei noch die Rivalität der Kommunen unter einander. Wir hörten von dem Rangstreite Pavias und Mailands, von den Kämpfen der Erzbischöfe von Ravenna und Mailand, und so hatte fast jede Stadt ihr Besonderes. Der deutsche Einfluß und das nationale Gefühl standen als bewegende Faktoren in diesen Streitigkeiten im Mittelpunkt. Heinrich III hatte den Mailändern einen neuen Erzbischof gegeben, aber sie empörten sich gegen ihn. Die lombardische Kirche stand auf dem Punkte, unter der Führung des Mailänder Erzbischofs einen engeren Zusammenschluß gegen die römische Oberherrschaft des Papsttums zu vollziehen. Anf Seite der lombardischen Bischöfe standen der höhere Adel der Kapitane und der niedere der Valvassoren. Rom konnte ohne weitere Hilfe gegen diesen Bund nichts machen. Diese Hilfe entdeckte Hildebrand im Bürgertum, welches gegen die Macht der Stadtherren gewaltig aufstrebte. „Die neue, aus den niederen Schichten des Volks sich bildende Partei, welche diesen Kampf unternahm und endlich mit Erfolg durchführte, hat ebenso sehr die bürgerliche Freiheit in den lombardischen Städten begründet, wie die kirchliche Selbständigkeit derselben vernichtet. Nur durch eine demokratische Bewegung konnte Rom hier zum Siege gelangen."

In Mailand waren es die Predigten Anselms, des späteren Bischofs von Lucca, des Diakons Ariald und des Klerikers Landulf, welche dieser Bewegung vorarbeiteten. Gegen Priesterehe und Simonie, die in Mailand und der Lombardei an der Tagesordnung waren, ergoß sich die Beredsamkeit dieser Männer, welche in den unteren Volksklassen gewaltigen Anhang fanden. Es nützte nichts, daß man die Volksprediger in den Bann that, daß man ihren Anhang spöttisch „Pataria", d. h. Lumpengesindel, nannte, die Macht des Lumpengesindels zeigte sich deutlich steigend von Tag zu Tag, und Patarener wurde ein Ehrenname, den der einzelne mit Stolz trug. Die Bewegung griff über das Gebiet von Mailand hinaus und bald fanden die Patarener Gesinnungsgenossen in allen Städten der Lombardei. Nicht zum wenigsten trug gerade die allgemeine Feindschaft gegen die deutsche Herrschaft zur Ausbreitung dieser Bewegung bei. Nehmen wir dazu die feindselige Stimmung der Römer gegen das deutsche Regiment, bedenken wir, wie die Normannen sich unabhängig und im Gegensatze zur deutschen Herrschaft sich mittlerweile ganz Unteritaliens bemächtigten, wie Richard von Aversa Herr von Capua, Robert Guiscard zum Herzoge von Apulien und Calabrien wurde, so ist uns klar, daß nicht viel von der deutschen Herrschaft in Italien übrig blieb. Und hier schritt nun Hildebrand ein. Durch seinen Bund mit Richard von Capua, den er zum Vogte und Vasallen der römischen Kirche machte, gewann Nikolaus II nicht nur eine Stütze gegen den römischen Adel, sondern auch gegen die deutsche Herrschaft. Sein weiterer Bund mit Robert Guiscard, den der Abt Desiderius von Monte Casino als apostolischer Vikar in ganz Campanien, Apulien und Calabrien vermittelte, gab diesen normannischen Bestrebungen eine mehr einheitliche Richtung. Indessen war auch die Mailänder Kirche durch Petrus Damiani und Anselm von Lucca unterworfen worden, und so erhielten alle diese örtlichen Bestrebungen in Italien mehr und mehr einen vereinigenden Mittelpunkt in Rom und dem Papsttum. Die Unterwerfung der „hartnäckigen Stiere der Lombardei" wie der Bund mit den fremden Rittern bedeutete für Rom einen Sieg über die kaiserliche Herrschaft, einen Sieg der kirchlichen Freiheit über deutsche Bevormundung. Heinrichs III Werk der Ausbreitung der deutschen Kirche bis zur Tiber lag zerstört.

Unter solchen Vorbereitungen kam es zu jener berühmten Lateransynode am Ostertage 1059, auf welcher diesem Siege in klaren Worten Ausdruck verliehen wurde. „Nur die Kardinalbischöfe, d. h. die Bischöfe der Diöcese Rom, sollten fortan berechtigt sein, die erste Kandidatenliste aufzustellen und im Einverständnis mit König Heinrich den eigentlichen Kandidaten aus ihr zu designieren; der römische Klerus und das römische Volk erhielt das Recht, der Wahl durch Acclamation zuzustimmen; doch blieb es gestattet, auch außerhalb Rom eine gültige Papstwahl vorzunehmen und den zu designierenden Kandidaten nicht notwendigerweise aus dem römischen Klerus selbst zu wählen. Durch diesen Beschluß wurde die Wahl Nikolaus II nachträglich gerechtfertigt, und das Verfahren bei derselben als einzig gültig für die Zukunft festgestellt. Der Schwerpunkt dieses Beschlusses lag nicht in den immer noch bedeutenden Zugeständnissen, welche man dem deutschen Könige machte, sondern darin, daß man sie ihm nur persönlich machte, daß man von einem Erbkaisertum, von einem berechtigten Anspruche des deutschen Königs auf die Kaiserkrone einfach schwieg. Kein einziger deutscher Bischof war auf dieser Synode anwesend gewesen, und schon in diesem Umstande allein zeigt sich die Gesinnung, aus der die ganze Handlung geflossen. Welch' tiefer Sinn derselben beiwohnte, zeigt sich in dem Berichte Bischof Benzos von Alba. Ob der Bericht erlogen oder wahr ist, ist im Grunde einerlei; er zeigt die Gedanken, welche man sich über die Vorgänge in Rom in weiten Kreisen machte, und als Stimme jener Zeit ist der Bericht deshalb wahr. Eine Krone mit doppeltem Reife — so erzählt Benzo — habe Hildebrand dem Papste aufs Haupt gesetzt. Auf dem unteren Reife hätten die Worte gestanden: Corona regni de manu Dei (die Königskrone aus Gottes Hand), auf dem oberen: Corona imperii de manu Petri (die Kaiserkrone aus Petri Hand). Man sieht, wie man Hildebrands Vorgehen zu deuten verstand. Von Gott und dem hl. Petrus stammten Königtum und Kaisertum nach dieser Ansicht, und nur von hier aus war eine weitere Uebertragung möglich. So geriet alle weltliche Gewalt unter die Vormundschaft und in den Dienst der römischen



Kaiserin Agnes und ihr Ratgeber Bischof Heinrich von Augsburg.

Kirche und des Papsttums. Diese kühne Idee ringt von jetzt ab nach Verwirklichung, und in ihrer Abstraktion von allem natürlichen Werden haben wir die beruhigende Versicherung, daß trotz aller einzelnen Siege diese Idee unterliegen und ihren Untergang finden wird. Je näher das Papsttum diesem traumhaften Ziele rückt, je näher rückt es seiner eigenen Niederlage. Einen großartigen Eindruck macht es trotzdem auf uns, wenn wir im folgenden die weiteren Schritte auf diesem Wege beobachten, wenn wir sehen, wie das Papsttum die Idee der Kreuzzüge aufgreift, das Auseinanderfallen der von politisch-nationalen Bestrebungen erfüllten Völker im Abendlande zu verhüten, und wie dann gerade aus diesen Kreuzzugsideen jener Mann emporwächst, durch den das abstrakte Kaisertum, wie das abstrakte Papsttum eine tiefe moralische Niederlage erleiden: Ludwig der Heilige von Frankreich. Das Mönchtum feierte in Hildebrand seine Triumphe, und doch waren die Mönche nicht mit ihm zufrieden. Nichts zeigt dies deutlicher als die ratlose Unterwürfigkeit eines Petrus Damiani, der „seinem heiligen Satan" folgte, trotzdem eine andere Ueberzeugung in ihm lebte. Entsagung und Herrschaft sind sich im innersten Wesen feindliche Prinzipien, und eine Vereinigung beider ist nur auf sophistische Weise möglich. Die Sophistik der Jesuiten ist der zum Systeme entwickelte Gedanke, der dem dunklen, zum Lichte ringenden Gefühle der abendländischen Geistlichkeit entsprang. Bis der deutsche Klerus diesem Treiben des romanischen Klerus gegenüber sein eigenes Wollen klar erkannte, bedurfte es noch einer langen Zeit der Erfahrung.

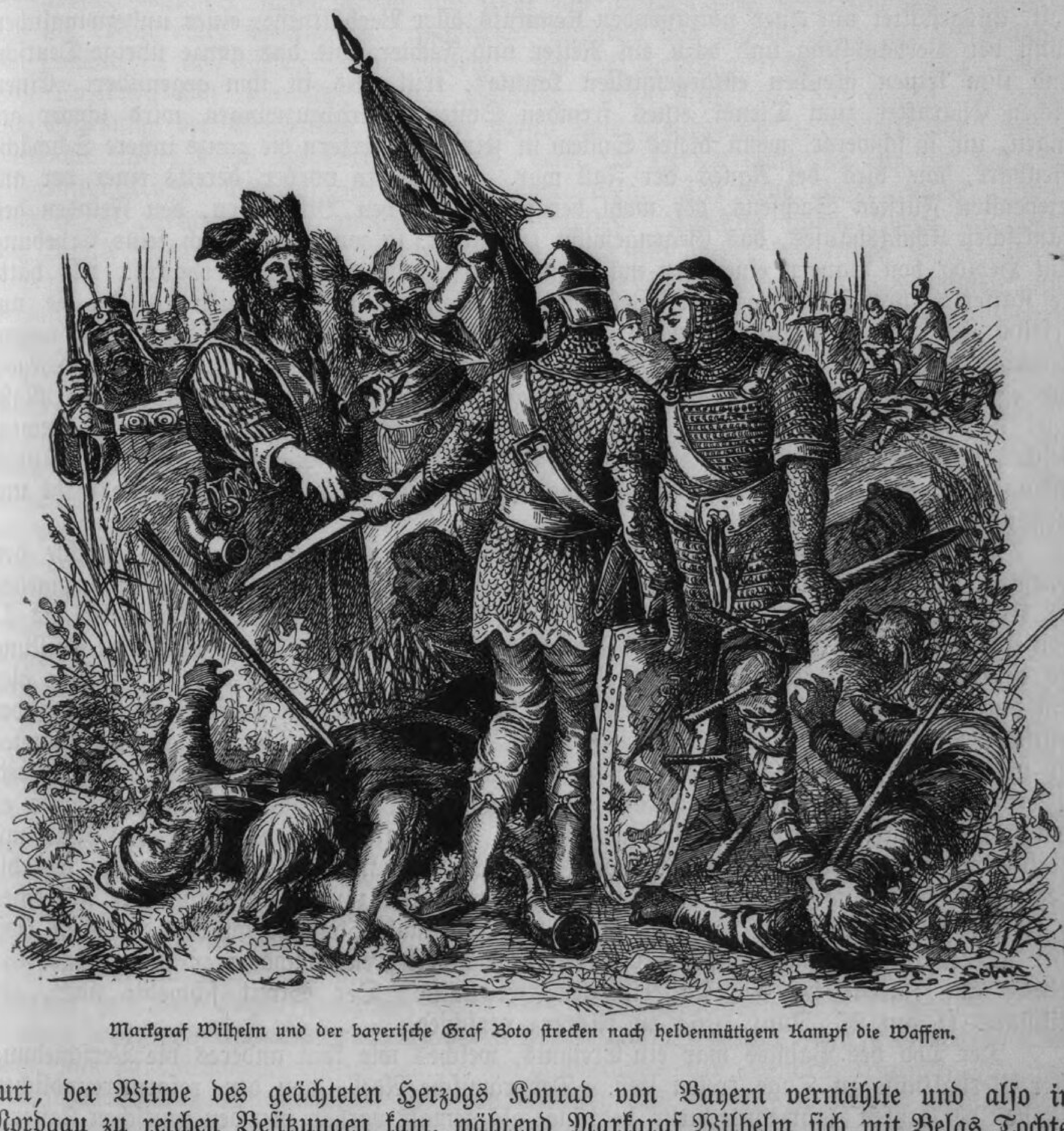
Für jetzt schien eine Zeit angebrochen, welche dem Treiben des römischen und mönchischen Klerus eine vollkommen freie Bahn eröffnete und ihm die Erfüllung der weitgehendsten Wünsche versprach. Denn die Regentschaft der Kaiserin Agnes war nicht dazu angethan, hier einen Damm entgegenzusetzen. Nicht mit jener Energie und männlichen Thatkraft, mit der einst die Griechin Theophano die Verwaltung des Reichs geführt hatte, griff nun auch die Französin in die täglichen Angelegenheiten ein. Eine Schülerin und Verehrerin Clunys, hatte sie das Prinzip der Entsagung ganz zu dem ihrigen gemacht. Ihr ganzes Leben ward zu einer Negation jener positiven Faktoren, welche Natur und Stellung ihr an die Hand gab. Nach dem Tode ihres Gemahles war ihr Leben ein so nonnenhaft keusches, daß man sich dies nur zu erklären vermochte,

indem man sie des geheimen vertrauten Umgangs mit Bischof Heinrich von Augsburg, ihrem vornehmlichsten Ratgeber, beschuldigte. Für die Interessen und Lebensaufgaben der deutschen Kirche hatte die Schülerin Clunys gar kein Verständnis, und so mußte es dahin kommen, daß die extremen Elemente die Oberhand gewannen, sobald ein Mann sich fand, der sie mit Rücksichtslosigkeit und Geistesschärfe zu vertreten unternahm. Nicht mehr wie bisher umschlang ein einigendes festes Band Krone und Kirche in Deutschland, das Band war zerrissen, und wie zwei fremde entgegengesetzte Mächte traten die deutsche Kirche und der deutsche Hof auseinander. Auch in der deutschen Kirche lebte das Streben nach Unabhängigkeit von jeder weltlichen Gewalt so gut wie in der römischen, aber man dachte sich die Verwirklichung nicht in der Weise, daß an die Stelle des Kaisers nur der Papst treten sollte. Wie die deutschen Fürsten nach dem Tode Heinrichs freier auftraten, so der deutsche Klerus, und die alte Rivalität der beiden Aristokratien erwachte zu neuem Leben, wie überhaupt die alten Gegensätze in allen Lebenskreisen auflebten. Wir hörten, wie einst an den Reichsabteien Heinrich II und Konrad II einen materiellen Stützpunkt zu finden suchten; auch aus dieser Position gedachten die Bischöfe nun das Königtum zu verdrängen. Doch auch hier kam es so lange nicht zu einem einheitlichen Vorgehen, als die deutsche Kirche selbst gespalten war. Eine Richtung mußte die Oberhand gewinnen. Wir werden sehen, wie es Anno von Köln gelang, seinen erbittertsten Gegner Siegfried von Mainz zu verdrängen.

Und die Fürsten? Wir hörten von der Antipathie der Billunger in Sachsen gegen das Kaisertum. Sie kam zu offenem Ausbruch gegen Adalbert von Bremen, den treuesten Anhänger des Königtums, nachdem Heinrich III die Augen geschlossen. In Lothringen war die kaiserliche Macht ebensowenig beliebt. Mehr war dies in Oberdeutschland der Fall, doch auch hier konnte es der von der Kaiserin ernannte Herzog Konrad von Kärnten nicht zur Anerkennung seiner Herzogswürde bringen. Agnes versuchte indes, durch Bevorzugung treuer und ergebener Männer das kaiserliche Ansehen aufrecht zu erhalten. Sie verlieh das nach Ottos von Schweinfurt Tode erledigte Schwaben dem jungen Rudolf von Rheinfelden, dem auch die Verwaltung Burgunds zufiel. Damit aber wurde der Graf Berthold von Zähringen, den einst Heinrich III zum Nachfolger Ottos bestimmt hatte, zurückgesetzt. Rudolf heiratete dann 1059 die 14jährige Schwester Heinrichs IV, welche aber bereits im folgenden Jahre starb. Rudolfs zweite Gemahlin war Adelheid, die Tochter der Markgräfin Adelheid von Susa, eine Schwester Berthas, der Braut Heinrichs IV. So suchte Agnes den neuen Herzog an ihre Familie zu ketten. Aehnlich verfuhr sie einige Jahre später in Bayern, und beide Male täuschte sie sich in der Wahl ihrer vermeintlichen Bundesgenossen so, wie sich nur ein so passiver Charakter wie der ihrige täuschen konnte. Verlassen von den weltlichen Fürsten, von denen nur die Markgrafen, namentlich Ernst von Oesterreich und Wilhelm von Meißen dem Königtum ergeben waren, verlassen von der deutschen Kirche, die Niederlage auf Niederlage erlitt, eilte die Regentschaft der Kaiserin dem Punkte zu, an dem sie unhaltbar werden mußte. Wer aber wird in diesem Streben und Drängen der einzelnen Gewalten den festen Boden gewinnen, von dem aus er seine Gewalt über alle wieder zu erheben und zu befestigen vermag?

In Ungarn war durch die Geburt eines Sohnes die Stellung des Königs Andreas eine unsichere geworden, denn Bela, sein Bruder, hatte für sich und seine Söhne auf die Nachfolge im Reiche gehofft. Die Unsicherheit drängte Andreas zum Abschlusse eines Bündnisses mit Deutschland. Im September 1058 trafen Agnes und Heinrich IV mit ihm auf dem Marchfelde zusammen. Es kam zum Frieden mit den Ungarn und zur Verlobung des ungarischen Königssohnes Salomo mit Heinrichs IV zweiter Schwester Judith. Der innere Zwist in Ungarn war aber damit keineswegs beseitigt, sondern mehr und mehr gewann Bela die nationale Partei für sich. Deutsche Waffen mußten Andreas Hülfe bringen, sollte nicht der ganze Einfluß der Deutschen im Osten vernichtet werden. Ein deutsches Heer unter dem Bischofe Ebbo von Naumburg und den Markgrafen Wilhelm und Ernst kam gerade noch zur rechten Zeit, die Flucht der königlichen Verwandten zu decken. Die Gemahlin, den Sohn und dessen Braut vermochte Andreas

noch zu retten; er selbst fand bei einem Ueberfalle in der Nähe der Feste Wieselburg den Tod. Die Deutschen kämpften gegen die feindliche Uebermacht mit Heldenmut; Markgraf Wilhelm und der bayerische Graf Boto, der jüngere Bruder des abgesetzten Pfalzgrafen Aribo II schlugen sich eine ganze Nacht hindurch mit Scharen von Feinden und streckten, von Hunger und Müdigkeit überwältigt, erst am Morgen die Waffen, als man ihnen eine anständige Haft versprochen hatte. Die Ungarn hielten den Mutigen das gegebene Wort, und weithin verbreitete sich der Ruhm dieser Kämpfer. „Den Tapfern" nannte man Boto, der sich mit Judith, der Tochter des Markgrafen Otto von Schwein-



Markgraf Wilhelm und der bayerische Graf Boto strecken nach heldenmütigem Kampf die Waffen.

furt, der Witwe des geächteten Herzogs Konrad von Bayern vermählte und also im Nordgau zu reichen Besitzungen kam, während Markgraf Wilhelm sich mit Belas Tochter Sophia verlobte. Bela behauptete in Ungarn die Herrschaft, während Salomo als Verbannter am Hofe der deutschen Kaiserin weilte. So endete der Kriegszug der Deutschen gegen Ungarn im Jahre 1060.

Wieder hatte die deutsche Herrschaft einen Stoß erlitten, und wieder war Grund genug vorhanden, eine Macht im Süden wiederherzustellen, welche, die vorhandenen Kräfte zusammenfassend, stark genug war, weiteren Uebergriffen der Magyaren zu steuern. Agnes entschloß sich also zur Aufgabe des bayerischen Herzogtums und belehnte mit demselben Otto von Nordheim. Otto war der Sohn des Grafen Benno von Nordheim und der Eilika; nach der bei Göttingen gelegenen Burg nannte sich das Geschlecht. Ottos Oheim

war jener Siegfried von Nordheim, der Eckard von Meißen, den Nebenbuhler Heinrichs II, im Jahre 1002 erschlagen hatte. Seine Gemahlin war Richenza, die Witwe des Grafen Hermann von Werla. Durch ganz Sachsen und bis nach Thüringen und Hessen dehnten sich Ottos Güter und Lehen aus. Auf ihn fiel die Wahl der Kaiserin, weil sie sah, daß er ein tüchtiger Mann sei und sie in der Führung der Reichsgeschäfte wohl zu unterstützen vermöge. Nehmen wir aber das Bild dieses Mannes, wie es sich uns nach den neuesten Forschungen bietet, so erkennen wir sofort, daß die Kaiserin sich in ihm ebenso täuschte, wie in Rudolf von Schwaben. „Der glänzendste Etheling, den das sächsische Volk nach Widukind und Otto I hervorgebracht, ein Redner von unwiderstehlicher Gewalt, ausgestattet mit einer umfassenden Kenntnis aller Verhältnisse, einer unbezwinglichen Kunst der Verhandlung und dazu ein Reiter und Fechter, wie das ganze übrige Deutschland ihm keinen gleichen entgegenstellen konnte", tritt uns in ihm gegenüber. Einen solchen Charakter zum Diener eines fremden Systems herabzuzwingen wird schwer gelingen, um so schwerer, wenn dieses System in seinen Vertretern die ganze innere Schwäche offenbart, wie dies bei Agnes der Fall war. War Otto vorher bereits einer der angesehensten Fürsten Sachsens, der wohl berufen schien, den Billungern, den Feinden des fränkischen Königshauses, das Gegengewicht zu halten, so wurde er durch seine Erhebung zum Herzog von Bayern einer der mächtigsten Fürsten des Reiches überhaupt. Als hätte die Kaiserin ihre Schwäche aller Welt offen darthun wollen, so schien es, da sie um dieselbe Zeit das kaiserliche Gewand ablegte und den Schleier der Klosterfrauen nahm. Verzichtete sie dadurch auch gleichsam auf alle Bestrebungen, welche persönlichem Ehrgeiz und egoistischen Wünschen zu entwachsen pflegen, so öffnete sie eben durch dieselbe Maßregel dem Ehrgeize aller andern die Thore und räumte das letzte Hindernis hinweg, welches denselben bisher in Schranken gehalten hatte. Ein Entschluß, der so politisch unklug war, als er ehrlich und groß gedacht und darum eben der großen Mehrzahl unverständlich schien!

Der Umschwung der Dinge, welcher indes in Italien erfolgt war, machte den deutschen Klerus aufmerksam. Nicht diesen oder jenen Grund vermag man anzugeben als Ursache, welche die deutschen Bischöfe zu Schritten gegen das Dekret Nikolaus II vom Jahre 1059 veranlaßt hätte. Gerade das Gefühl, daß die ganze bisherige Stellung des deutschen Episcopates durch dasselbe bedroht wurde, die Erscheinungen, welche hier und dort dieses Gefühl vollauf zu bestätigen schienen, führten zu jener Versammlung der deutschen Bischöfe bald nach Weihnachten 1059, auf der alle Amtshandlungen des Papstes für nichtig erklärt und das Verbot ausgesprochen wurde, seinen Namen im Kirchengebete zu erwähnen. Entsetzung und Bann wurden über ihn verhängt, und nichts nutzte es dem Papste, daß er in einer Urkunde vom 1. Mai 1059 gerade Anno von Köln mit Versicherungen der Liebe und Zuneigung überschüttet hatte. Denn Anno war jetzt die Seele aller Handlungen gegen den Papst. Sofort schickte zwar Hildebrand, der sich eines so kühnen Auftretens nicht versehen hatte, den Kardinal Stephan an den deutschen Hof, aber unverrichteter Dinge mußte der Abgesandte heimkehren, nachdem er fünf Tage vergebens auf Zutritt bei der Kaiserin gewartet hatte. Der Streit schwebte noch, als Nikolaus II am 27. Juni 1061 zu Florenz verschied.

Der Tod des Papstes war ein Ereignis, welches wie kein anderes die Verschiebung aller Verhältnisse zu Tage treten ließ. Der römische Adel, von den reformfreundlichen Päpsten der letzten Jahrzehnte mehr bedrängt als jemals vorher von den deutschen Kaisern, erkannte nun im deutschen Könige seinen natürlichen Verbündeten und wandte sich an Heinrich IV, wie an den geborenen Patricius von Rom mit der Bitte, einen neuen Papst zu ernennen. Die Opposition gegen Hildebrand und die Cluniacenser fand sich noch einmal am deutschen Hofe zusammen, denn auch die lombardischen Bischöfe, durch das Vorgehen des deutschen Episcopates ermutigt, schlossen sich der Bewegung gegen die Reformpartei an. Es mag Hildebrand nicht leicht gewesen sein, eine Entscheidung zu treffen. Endlich nach drei Monaten erhob er und seine Partei den Bischof Anselm von Lucca auf den päpstlichen Stuhl, der den Namen Alexander II annahm. Mit dieser Ernennung erklärte Hildebrand namentlich den lombardischen Bischöfen den Krieg, denn

Anselm war ja der geistige Urheber der Pataria. Nur mit Hülfe der Normannen ließ sich diese Wahl aufrecht erhalten.

Es war im Oktober desselben Jahres 1061, daß auch die Kaiserin Agnes nach Basel ging, jene Synode abzuhalten, auf der ein neuer Papst ernannt werden sollte. Der deutsche und lombardische Episcopat versammelte sich um sie, doch nicht in voller Zahl blieben die deutschen Bischöfe an der Seite der Lombarden. Waren einzelne, wie Erzbischof Gebhard von Salzburg, der erst im vorigen Jahre von der Kaiserin erhoben worden war, ganz weggeblieben, so mögen andere zurückgetreten sein, als es sich nach der Erklärung, daß der junge König als Erbe des Reiches auch Erbe des Patriciates sei, um die Wahl eines Gegenpapstes handelte. Cadalus von Parma ging als der Kandidat der Lombarden aus dieser Synode hervor. Am 22. Februar 1062 aber erhielt Gebhard von Salzburg von Alexander II das Pallium. Man sieht, wie der deutsche Episcopat der Erhebung der Lombarden teilweise passiv und gleichgültig gegenüberstand. Wieder hatte die Kaiserin sich überrumpeln lassen, denn im Herzen stand sie auf der Seite der reformfreundlichen Partei, nicht aber der Lombarden. Der neue Papst rüstete, und so kam es zu offenem Kriege zwischen beiden Päpsten. Cadalus schien Sieger zu bleiben im Streite, denn keiner der Bundesgenossen hatte sich bisher für seinen Papst gerührt. Da warf sich plötzlich Herzog Gottfried zwischen die Streitenden und gebot ihnen, auseinanderzugehen und ihre Sache dem Könige zur Entscheidung vorzulegen. Gottfried wußte ohne Zweifel, als er diesen Schritt that, was indes in Deutschland geschehen war.

Der Kaiserin war es trotz aller Nachgiebigkeit nicht gelungen, die Gemüter zu befriedigen. Bischof Heinrich von Augsburg blieb ihr vornehmlichster Ratgeber. Das Ansehen des Kaisertums sank; es sank nicht nur durch die Schwäche der Kaiserin, sondern auch durch die Böswilligkeit und den Egoismus der einzelnen Gewalthaber, die es zweckdienlicher fanden, diese Frau, an der nicht der kleinste Makel haftete, in schamloser Weise zu verdächtigen. Gozechin, ein Scholaster in Mainz, schildert den Zustand des Reiches mit den düstersten Farben. „Mit Schrecken nehmen die Wohlgesinnten wahr, welch' ein Wechsel vor sich geht, wie unersättliche Gier nach ungerechtem Gut sich der Gemüter bemächtigt. List im Herzen, Falschheit im Antlitz, Trug in den Worten, so schmiedet man Ränke, spaltet mit spitzen Verläumderworten des Bruders Herz, klagt einander an, schürt den Bürgerkrieg und ist leichtfertig und wankelmütig gleich dem Schilf im Winde. Und gerade jene, die im Volke Gottes als Herzoge und Obrigkeit herrschen, haben weder Scheu vor dem allwissenden Gott, noch Furcht vor menschlicher Strafe, suchen alle das Ihre, aber nicht das gemeinschaftliche Wohl. . . Einer strebt den andern an Reichtum und Macht zu übertreffen und man achtet es für nichts, wenn man Tyrannei übt, statt zu regieren. Und halten sie Gericht, da steht Frau Habsucht in der Mitte, streckt die gierigen Hände noch beiden Seiten aus und spricht nach Wucherrecht das Urteil. Die Bischöfe aber haben Evangelien, Apostel und Kirchenväter vergessen und jagen weltlichem Gewinn nach; denn man gibt ja nur so viel als man hat; anderes Verdienst als Reichtum gibt es nicht." Nicht mit den Zeiten Theophanos sind diese Zeiten zu vergleichen, sondern mit den Tagen Ludwigs des Kindes. Nur ein Verhältnis ist anders als es damals war, das Verhältnis der Krone zu den beiden rivalisierenden Aristokratien. Denn nicht nur darum handelt es sich jetzt, ob ein bischöfliches oder laienaristokratisches Regiment den jungen König bevormunden sollte, sondern wie man die in den unteren Volksschichten erwachten Kräfte für sich gewinnen, sich dienstbar machen und also niederhalten konnte. Ministerialität und Bürgertum drängten sich als beachtenswerte Mächte heran und im Gegensatze zu diesen Kräften schien sich die Spaltung der beiden Aristokratien zu verzögern um so mehr, als auch die deutschen Bischöfe in der Mehrzahl in ihrer weltlichen Machtstellung ihre eigentliche Stärke erkannten. Bei der Verschwörung, welche jetzt zustande kam, sehen wir weltliche und geistliche Fürsten Hand in Hand gehen. Auch Lambert von Hersfeld macht keinen Unterschied zwischen beiden, indem er berichtet, daß „die Fürsten" häufige Zusammenkünfte gehabt hätten, daß sie lässiger handelten bei öffentlichen Verrichtungen, die Gemüter des Volkes gegen die Kaiserin aufreizten und sich auf jede Weise bestrebten, den Sohn von der Mutter abzuziehen und die Verwaltung des Reiches auf sich

selbst zu übertragen. Schon war der Kampf zwischen der Kaiserin und einem dieser Großen, dem Bischof Günther von Bamberg, offen ausgebrochen, und nur schwer gelang es Anno von Köln, die Hadernden zu versöhnen, deren Streit ihn ernster beschäftigte, als der Zwist der beiden Päpste.

Um Ostern 1062 war der lange überlegte Plan fertig zur Ausführung. Alle Nachgiebigkeit der Kaiserin hatte die Gemüter nicht versöhnt; die Ehrgeizigen und Egoisten standen wohl alle zusammen in der Erkenntnis, daß dem Regimente dieser Frau ein Ende zu machen sei. Aber wie? Anno von Köln fand in seiner Rücksichtslosigkeit die Antwort. Er verabredete sich mit Otto von Nordheim und Ekbert von Braunschweig, dem nächsten Verwandten des jungen Kaisers. Außer ihnen muß Herzog Gottfried um das Vorhaben Annos gewußt haben. Nach Ostern kam die Kaiserin mit ihrem Sohne nach St. Swibertswert, dem heutigen Kaiserswert zwischen Duisburg und Düsseldorf. Dorthin begaben sich die Verschworenen zu Schiffe. Anno beredete den Knaben nach dem Mahle, eines seiner Schiffe zu besehen, welches er mit wunderbarer Kunst hatte verzieren lassen. Kaum aber hatte der junge König nichts ahnend das Fahrzeug bestiegen, so stießen die Schiffer vom Lande und trieben das Schiff in die Mitte des Stromes. Heinrich glaubte, es sei auf seinen Tod abgesehen, und warf sich über Bord. Graf Ekbert sprang ihm nach und rettete den Ertrinkenden. Das Schiff führte den Geraubten nach Köln. Am Lande folgte die Menge dem Fahrzeuge, und die meisten verwünschten diese That, durch welche die Königliche Majestät verletzt und ihrer Selbständigkeit beraubt worden sei. Und damit hatten die Ankläger nur zu sehr recht. Denn mag man auch darüber streiten, ob Anno aus eigenem Interesse oder um dem Reiche zu helfen, die That beging, des Reiches Wohl wurde nicht durch dieselbe gefördert. Die königliche Gewalt hatte einen Schlag erlitten, von dem sie sich unter Heinrich IV nicht wieder erholte. Dem jungen Könige aber blieb der Stachel tief im Herzen sitzen, und die Erinnerung an diese That blieb ihm leider nur zu lebendig. Die Unverletzlichkeit der Majestät war durch einen der ersten geistlichen Fürsten des Reiches in Frage gestellt worden, und jeder Streber glaubte fortan dasselbe Recht zu haben, welches Anno für sich beansprucht hatte. Schon Lambert von Hersfeld bezeugt uns, wie die zweideutige That auch zweideutig aufgefaßt wurde. Nur das eine Ziel war erreicht: die Kaiserin war beseitigt. Denn sie verzichtete darauf, ihrem Sohne zu folgen und Rache zu nehmen, sondern zog sich auf ihre Güter zurück, allem öffentlichen Leben entsagend. „Und nicht lange nachher dachte sie, überdrüssig der Trübsale der Welt, auch durch häusliche Unglücksfälle belehrt, wie schnell und eilend, wenn des Herrn Geist dreinbläset, verdorre das Heu des zeitlichen Ruhmes, der Welt ganz zu entsagen; und sie würde sogleich vorschnell zur Ausführung ihres Vorsatzes geschritten sein, wenn nicht ihre Freunde bei ihr den Drang des Geistes durch reiferen Rat gehemmt hätten." So der Annalist von Hersfeld.

Eines aber ist festzustellen, daß Anno in der damaligen deutschen Welt keinen Richter hatte. Er war nicht der einzige, welcher seine Ansprüche bis zum unmittelbaren Attentat auf die Person des jungen Königs gesteigert hatte, sondern mit ihm eilten die Bischöfe und die Laienfürsten fast alle auf gleicher Bahn zu gleichem Ziele. Anno gewann ihnen nur den Vorsprung ab. Bezeichnend für die allgemeine Zustimmung, welche seine That in diesen Kreisen fand, ist, daß man nur gegen ihre Folgen, nicht gegen sie selbst protestierte. Nicht Anno sollte das Regiment allein führen, sondern Vormundschaft und Reichsregierung wurden auf die Gesamtheit der Bischöfe übertragen, und sollte die Erledigung der laufenden Geschäfte immer dem Bischofe zufallen, in dessen Diöcese sich der König gerade aufhielt. Dieses Zugeständnis hatte Anno dem Mainzer Erzbischofe Siegfried und seinen übrigen Gegnern machen müssen. Aber wir werden sehen, wie er sich dieses unangenehmen Mitregenten zu entledigen wußte. Als Erzieher des Königs blieb Anno zunächst an der Spitze des Hofes. Wie jenes Zugeständnis ihm verwehren sollte, eine ausschließliche Stellung, wie sie Heinrich von Augsburg bei Agnes besessen, am Hofe für sich zu schaffen, so war dasselbe auch gegen einen anderen Kreis gerichtet, dessen Einfluß in den letzten Jahrzehnten beständig gewachsen war: gegen jene intimeren Hofkreise, denen die Selbständigkeit der königlichen Verwaltung eine Hauptbedingung war;

„eine Emanzipation und Zentralisation derselben, wie Heinrich III sie zu Goslar vielleicht hatte gründen wollen, war unmöglich, seitdem man den königlichen Hof nicht allein wieder von einem Bistum in das andere, sondern auch aus eines Bischofs Hand in die des anderen wandern ließ.“

Zu Augsburg versammelten sich im Oktober 1062 die deutschen Bischöfe, um über die Kirchenspaltung zu beraten. Nach dem gelungenen Streiche auf das Regiment der Kaiserin fühlte sich der deutsche Episcopat wieder vollkommen als Herr der Situation. Er nahm die Entscheidung, welche Herzog Gottfried dem Könige anheimgestellt hatte, für sich in Anspruch und beriet nun in Augsburg über das päpstliche Schisma. Ein königlicher Gesandter — es war Bischof Burkhard von Halberstadt, der Neffe Erzbischof Annos — ging nach Italien, um die Anschuldigungen gegen Alexander II zu untersuchen. Dieser Beschluß zeigt, wie Cadalus vom deutschen Episcopate fallen gelassen und eine Schwenkung zu Hildebrand vollzogen wurde. Hatte die Gegnerschaft Siegfrieds von Mainz und eines Teiles der weltlichen Fürsten Anno der Kaiserin zugedrängt und ihn vermocht, ihre Gunst wieder zu suchen, hatte er so den Feinden ein Bündnis mit ihr unmöglich gemacht, so scheint diese fortdauernde Gegnerschaft ihn ebenso jetzt zum Bunde mit Rom gedrängt zu haben. Denn konnte er auf glimpfliche Weise den Papst zum Freunde gewinnen, so wurde seine Stellung im Reiche fast unantastbar. Er gewann auch hier das Feld den Gegnern ab, denn sein Neffe Burkhard sprach sich für Alexander II aus und führte ihn im Januar 1063 vereint mit Herzog Gottfried nach Rom zurück. Der Papst der Lombarden und jener besiegten Partei am deutschen Hofe wurde damit vollends aufgegeben. Den Einfluß Siegfrieds von Mainz und der Gegner vollends zu brechen, that Anno nun den letzten Schritt, indem er den scheinbar gefährlichsten Widersacher zum Mitregenten an seine Seite berief. Im Juni 1063 kam es zu Allstädt auf einem Reichstage zu dem Beschlusse, die Erziehung des Königs und Verwaltung des Reiches dem „Magister“ Anno von Köln und dem „Patron“ Adalbert von Bremen zu überlassen: „sie wurden zu Konsuln erklärt und von ihnen hingen fortan alle wichtigen Geschäfte ab,“ erzählt Adam von Bremen. Die Berufung des Bremers aber zeigt, welche Bedeutung die Bewegung im Sachsenlande für das Königtum hatte.

Sachsen warf nach dem Tode Heinrichs III die Zügel ab. Der letzte Vertreter der kaiserlichen Politik im sächsischen Lande war Adalbert von Bremen. „Fern vom Hofe stand er wie auf einem verlorenen Posten der sächsischen Bewegung gegenüber.“ Gelang es ihm, seinen Einfluß auch ohne den Rückhalt des kaiserlichen Hofes zu behaupten, ja verschoben sich die Verhältnisse an der unteren Elbe zu seinen Gunsten und zu Ungunsten der sächsischen Laienfürsten und des Adels, schien es alsdann nach dem Raube des jungen Königs, als gelänge Adalbert eine Verständigung mit dem Sachsenherzoge, die er suchte, finden wir ihn in einer Urkunde für Herzog Ordulf von Sachsen sogar als Intervenienten genannt, so mochte dies alles die politische Bedeutung des glänzenden Staatsmannes, der sich gleichsam in den beherrschenden Mittelpunkt des sächsischen Lebens hineinzuschieben verstand, ungeheuer steigern. Und so mochte es kommen, daß die Regenten nun auch an ihm den Rückhalt für das junge Königtum suchten, den der Erzbischof einst an dem Kaisertume für sich zu finden gehofft hatte. War Adalbert auf den Schultern Heinrichs III emporgestiegen, so sollten nun seine Schultern dazu dienen, das königliche Ansehen in Sachsen wieder zu erheben. Adalbert bildet den Durchgangspunkt der kaiserlichen Politik auf ihrem Wege von Heinrich III zu Heinrich IV. Was der klare Strom, der von Heinrich III ausging, an fremden Elementen aufnahm und mit seinen durchsichtigen Wogen bis zur gänzlichen Trübung vermischte, bis er Heinrich IV erreichte, nahm er von dem Augenblicke auf, da Adalbert die Leitung des Stromes übernahm.

Mit dem Siege Annos und Alexanders II, mit der Berufung Adalberts von Bremen beginnt der Egoismus alle Schranken niederzureißen. Der Kampf der deutschen Bischöfe gegen einander bereitet ein neues Zeitalter vor, das wir in eigenem Abschnitte behandeln wollen: das Zeitalter, welches sich am besten nach Gregor VII und Otto von Nordheim benennt.



Bayerische Ritterschaft.

Das Zeitalter Gregors VII und Ottos von Nordheim.

(1062–1085.)

Aus dem subjektiven und egoistischen Leben der Jugend zu einem Bewußtsein allgemeinerer Interessen und Rechte, zur Erkenntnis der Zusammengehörigkeit zu gelangen, ist, wie man sich auszudrücken pflegt, die Aufgabe des Lebens einzelner, wie ganzer Völker. Die Lösung dieser Aufgabe kann aber von einem Volke niemals anderswo als auf der Bahn seines natürlichen Wachstums gesucht werden. Indem die Völker dazu gezwungen werden, nicht nur die Bahn ihrer eigenen natürlichen Entwicklung kennen zu lernen und einzuhalten, sondern auch diejenigen ihrer Mitvölker zu verfolgen und zu achten, können wir von einer Kulturarbeit der ganzen Menschheit reden, an der jedes Volk je nach Anlage und Bedürfnis teilzunehmen berufen ist. Eine Ablehnung dieser Arbeit zieht den Untergang des betreffenden Volkes als ebenso natürliche Folge nach sich. Je weiter dagegen das Zusammengehörigkeitsbewußtsein die einzelnen Kreise eines Volkes durchdringt, desto eifriger wird dasselbe auf der Bahn nationaler Entwicklung fortschreiten, denn natürliches Wachstum und Organisation der neu heranwachsenden Kräfte bedingen einander; innere Organisation aber ist bei unvermischten Völkern vollkommen gleichbedeutend mit nationaler Entwicklung.

Sahen wir bisher, indem wir die Geschichte des deutschen Königtums verfolgten, diese Entwicklung von oben herab in das Volk eindringen, führte der Zwang die Elemente zusammen, durch deren Zusammenschluß erst ein nationales Leben ermöglicht wurde, so sehen wir nun die zweite Bewegung sich von unten herauf arbeiten, gleichsam als Antwort, daß das bisherige Walten der deutschen Könige im Bunde mit der deutschen Kirche von weiteren Volkskreisen verstanden wurde. Auch hier ist die Not, wie immer,

die Lehrmeisterin; aus der gemeinsamen Not entwickelt sich erst das Bewußtsein gemeinsamer Interessen. Fort und fort bedient sich die Entwicklung des Egoismus einzelner wie ganzer Volkskreise, um auf ihrem Gange einen Schritt weiter zu kommen. Den Egoismus aber nach dem Beispiele der Natur dem allgemeinen Wohle dienstbar zu machen, ist die bis heute einzig als praktisch durchführbar und darum einzig wirksam und lebensfähig erkannte Theorie der Staatskunst.

Es bereitet sich die Zeit vor, in der eine neue Masse von frisch erwachten Kräften Berücksichtigung und ihren Anteil an der nationalen Entwicklungsarbeit fordert, und ist es dabei die Frage, welche Stelle diese Kräfte in dem bisherigen Konzerte erhalten sollen. Werden Königtum, Fürsten und Klerus die Forderungen derselben als berechtigt anerkennen und ihnen den Teil der Freiheit und Macht zurückerstatten, der einst vom ganzen Volke ihnen zugefallen? Oder werden die neuen Kräfte gezwungen sein, auf revolutionärem Wege um ihr Dasein zu kämpfen? Wird es infolge der Revolution zu einer Umgestaltung des ganzen mühsam aufgeführten Staatsbaues kommen? Wir kennen die Antwort aus der bisherigen Darstellung fast von selbst. Wie diese neuen Kräfte nicht mit einem fertigen Programm an die bestehende Ordnung herantreten, sondern im Kampfe um die Freiheit und das Recht sich erst beides in den notwendigen scharfen Linien begrenzt, so werden ihnen auch ihre Forderungen nicht klipp und klar bewilligt werden. Der Egoismus der rivalisierenden Kreise wird eben wieder seine alte sehr bedeutende Rolle spielen und im Nehmen und Geben, im Hin und Her der Bewegung wird es diesen neuen Volkskräften teilweise gelingen, festen Fuß zu fassen und sich in die deutsche Verfassung langsam und allmählich, dieselbe teilweise umgestaltend, hineinzuschieben.

Bei der Darstellung der Ereignisse unter der Regierung Konrads II waren wir genötigt, auf das allmähliche Emporkommen der Ministerialität einen Blick zu werfen. Seitdem war diese Entwicklung in doppelter Bahn ruhig fortgeschritten, ohne indes zu einem endgültigen Abschlusse gekommen zu sein. Die königliche Ministerialität hatte der bischöflichen gegenüber schon mehr das Bewußtsein eines gemeinsamen Interesses erlangt, hatte sich aber lange nicht so enge zusammengeschlossen, als eben die bischöfliche. Erschienen auch die kirchlichen und königlichen Verwaltungsmannschaften gleichberechtigt neben einander als die Hauptträger der finanziellen Administration des Reiches; zeigt auch Heinrichs III Vorgehen die Absicht, der königlichen Gutsverwaltung in Goslar einen stehenden und beherrschenden Mittelpunkt zu geben, so war diese königliche Bevormundung doch nicht dazu angethan, das Zusammengehörigkeitsgefühl des königlichen Verwaltungspersonals zu unumstößlichem Bewußtsein zu entfachen. Das vermochte allein wieder die Not, und die trat ein nach dem Tode Heinrichs III. Das Regiment der Bischöfe mußte der königlichen Dienstmannschaft unwiderleglich darthun, daß es gegen die Rücksichtslosigkeit der geistlichen Herren und ihrer Dienstleute keine andere Gegenwirkung gab, als den engeren Zusammenschluß der königlichen Ministerialität. Ging diese Entwicklung in ihrem zwiefachen Geleise weiter, so mußte sie unfehlbar dahin führen, daß die Grundformel der ottonischen Verfassung umgestoßen und aufgehoben wurde, daß sich die königliche Gutsverwaltung und damit die Reichsverwaltung, welche auf ihr basierte, selbständig und frei entfaltete, daß der wirtschaftliche Bund mit der Kirche zerrissen wurde und die Tendenz erwachte, das Reichsgut allmählich der Kirche wieder zu entziehen und in eigene Verwaltung zu nehmen. Hatte schon Konrad II diesen Weg unzweideutig betreten, so mußten die Bischöfe jetzt um so mißtrauischer werden, als sie sahen, wie Agnes für ihre Stellung gar keinen Begriff, für ihre Verwaltungssehnsucht gar kein Entgegenkommen zeigte. Der Sturz der Kaiserin, die Erhebung der Bischöfe zur Regentschaft gaben noch einmal der kirchlichen Ministerialität das Uebergewicht und schienen die Emanzipation der königlichen Gutsverwaltung unmöglich zu machen. Der Hof wanderte wieder, die Residenz in Goslar schien zu veröden.

Auf diesem Punkte standen die Dinge, als Adalbert neben Anno die Regierung übernahm. Anno, seiner Natur und Abstammung nach ein freisinniger Plebejer, hatte es gelernt, diese Eigenschaften seinem erzbischöflichen Interesse dienstbar zu machen. Nur da kehrte er seine Natur heraus, wo es dem Erzbischofe einen Vorteil verschaffte. Seine

That von Kaiserswert entdeckte ihn der königlichen Dienstmannschaft als ihrem erbittertsten Gegner. Er fand den Punkt, an dem das fürstliche und bischöfliche Interesse zusammenstießen. Die Zurückdämmung des unter Heinrich III so hoch emporgewachsenen Königtums und seiner Macht lag im Interesse der Bischöfe sowohl als der Fürsten. Hier setzte Anno an, und mit Hilfe der Fürsten gelangte er in den Sattel.

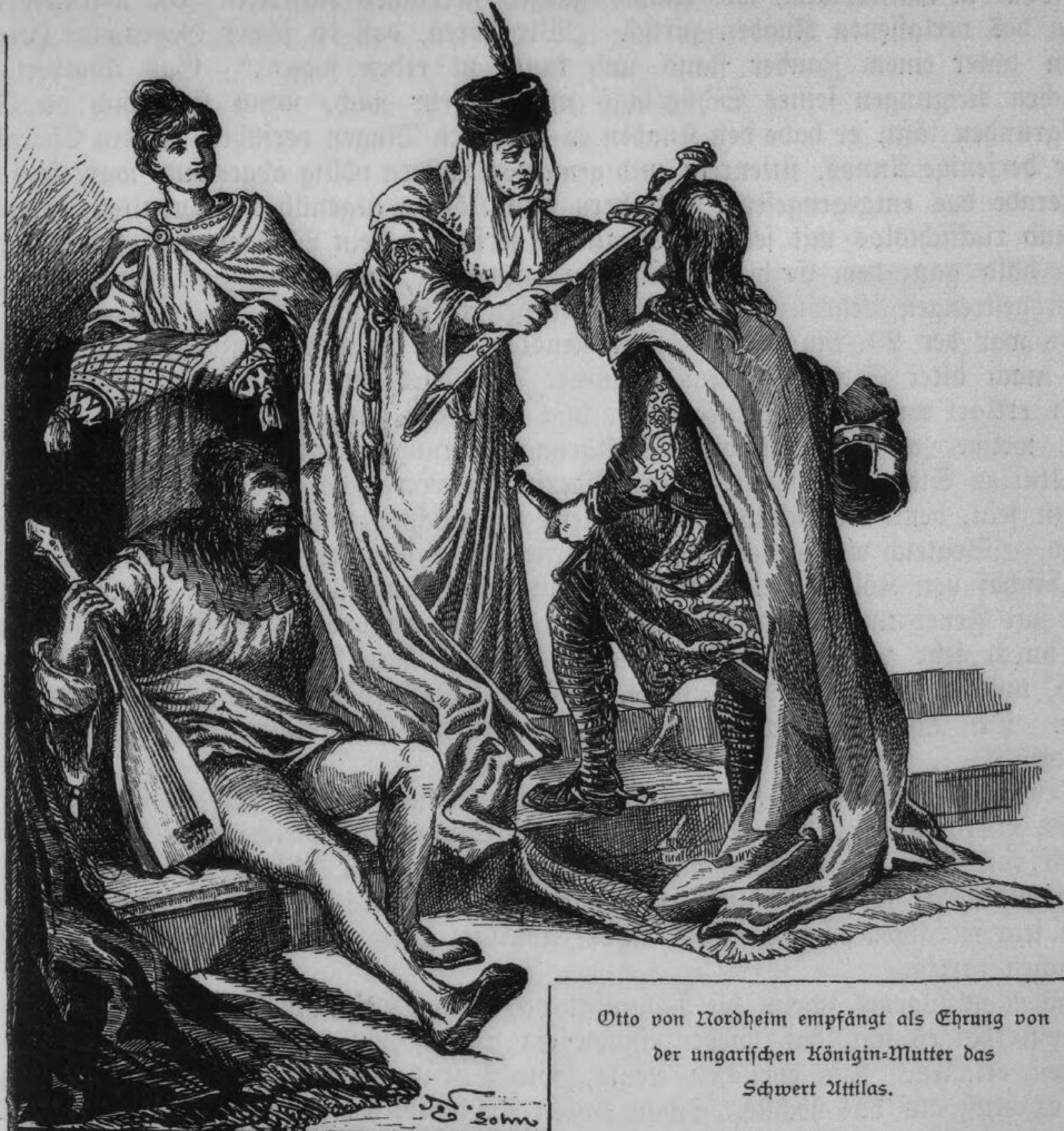
Neben dem geringen schwäbischen Rittersohne, der seiner rastlosen Thätigkeit allein alles verdankte, stand nun Adalbert, ein Mann von vornehmster Geburt, von lebhaftem Geiste und höchstem Schwunge in seinen Entwürfen. Nur an einem Punkte glichen sich auch in diesen beiden so grundverschiedenen Naturen die Gegensätze aus, nur an ihm zeigte es sich, daß diese verschiedenartigen Erscheinungen doch derselben Bildung und demselben politischen Leben entwachsen waren: an ihrem maßlosen Ehrgeize und Egoismus. Beide bedurften in ihrer Stellung eines Anhangs. Anno suchte ihn in seinen Verwandten und Genossen, die er überall in die ersten Bistümer diesseits und jenseits der Alpen hineinbrachte; Adalbert suchte und fand ihn in einem andern Kreise. Wir müssen hier verweilen.

Das Streben, ihre Erzbistümer zu nie geahnter Größe emporzuheben, war das nächste Ziel beider Regenten. Wurde Adalbert im Bremischen reichlich vom Könige bedacht, so ließ sich Anno ein Neuntel aller Reichseinkünfte zusprechen. Die anderen Bischöfe wurden dann ebenfalls durch reichliche Schenkungen zum Schweigen genötigt. Während Anno aber nur materielles Gut gewann, wußte Adalbert sich die ganze Zuneigung des jungen Königs zu verschaffen. Seine Anhänglichkeit an Heinrich III übertrug er nun auf den Sohn, und in diesen Bestrebungen fand er an der königlichen Ministerialität, die in Anno ihren erbittertsten Gegner sah, einen Rückhalt und unmittelbaren Verbündeten. Diesem Bündnisse des Erzbischofs mit den allgemein gehaßten Leuten niederer Herkunft, welche sich nun im Rate des Königs einen Einfluß errangen, den ihnen früher niemand, und jetzt am wenigsten die Bischöfe einzuräumen gesonnen waren, wird von den Gegnern die sittliche Verwahrlosung des jungen Königs zugeschrieben. Das Nebeneinander zweier so ehrgeiziger Männer ließ sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten. Es kam darauf an, wer dem andern den Rang ablaufen würde. Und da zeigte sich denn für Adalbert bald eine günstige Gelegenheit, die er mit Eifer ergriff.

Seit dem Sturze des Königs Andreas und der Vertreibung Salomos war gegen Ungarn nichts weiter unternommen worden. Das ganze Ansehen der Deutschen stand im Osten auf dem Spiele. Und so kam es auf dem Reichstage zu Mainz (August 1063) zu dem einstimmigen Beschlusse, Bela zu stürzen und Salomo den ungarischen Thron wiederzugewinnen. Von allen Seiten eilte man dem jungen Könige zu, ihn auf seiner ersten Heerfahrt zu begleiten. Bela, durch die Rüstungen erschreckt, schickte Gesandte um Frieden. Sie wurden abgewiesen, und im September 1063 rückte das deutsche Heer über die ungarische Grenze. Adalbert begleitete den König, während Anno zurückblieb. Auch Herzog Otto von Nordheim, der tüchtigste Kriegsmann seiner Zeit, war im Gefolge Heinrichs IV. Noch vor der Entscheidung durch die Waffen starb Bela plötzlich, seine Söhne flohen nach Polen und sein Heer ergab sich den Deutschen. Nach der Krönung und Vermählung Salomos mit Heinrichs Schwester in Stuhlweißenburg zog das deutsche Heer der Heimat wieder zu. Otto von Nordheim, dem der schnelle Erfolg vornehmlich zugeschrieben wurde, empfing als Ehrung von der ungarischen Königin Mutter ein Schwert, das schon Attila getragen haben sollte. Auch Adalbert trug wieder große Geschenke für sein Erzbistum davon, doch genügte ihm alles nicht.

Hatte Adalbert durch Geldgeschäfte bereits den größten Teil der um Bremen gelegenen Grafschaften aufgekauft und so die bisherigen Grafen zu Lehensgrafen des Erzbistums gemacht; ging sein Plan dahin, nach dem Vorbilde des Würzburger Bischofs Herzog in seinem Erzbistum zu werden, so suchte er nun für seine erschöpften Kassen nach neuen Einkünften. Die Wege aber, welche er jetzt einschlug, führten zu großem Unheil für das Königtum.

Alexander hielt zu Ostern 1063 eine Synode zu Rom ab, welche von mehr als hundert Bischöfen besucht war. Als sei der Gegner völlig besiegt, so scharf wendete



Otto von Nordheim empfängt als Ehrung von der ungarischen Königin-Mutter das Schwert Attilas.

man sich jetzt wieder der Reformarbeit zu. Cadalus aber antwortete mit einer Synode zu Parma und zog dann wieder mit Heeresmacht gegen Rom. Beide Parteien wandten sich nach Deutschland um Hilfe; Petrus Damiani rief Anno zu, er solle des Versprechens, demnächst ein allgemeines Konzil abzuhalten, gedenken. Und Anno setzte den Beschluß durch, daß zu Mantua das Konzil zusammentreten solle. Um Pfingsten 1064 brachen viele deutsche Bischöfe und Große, so Anno von Köln, Herzog Gottfried von Lothringen, Herzog Otto von Bayern, nach Italien auf. Adalbert blieb am Hofe des Königs zur Führung der Geschäfte zurück.

In Rom aber hatte die Berufung des Konzils wenig Beifall gefunden, denn die Sache des Gegenpapstes ging je mehr zurück, je mehr seine Beutel sich leerten. Hildebrand sah nicht ein, warum seine ohnehin siegreiche Partei sich noch einmal einer Entscheidung der deutschen Bischöfe und des deutschen Königs unterwerfen sollte. Doch Alexander ging nach Mantua und wurde um so eher anerkannt, als Cadalus fern blieb, und Anno sich mit der Erklärung des Papstes, der König werde, wenn er zur Kaiserkrönung nach Rom komme, selbst sehen, wie es sich mit dem dem Papste zum Vorwurfe gemachten Bunde mit den Normannen verhalte, zufrieden gab. Als aber nun Anno nach Deutschland zurückkam, sah er seinen Platz besetzt. Adalbert hatte mit Hilfe der Kaiserin Agnes das ganze Herz des jungen Königs gewonnen, und Annos Einfluß trat von nun an langsam, aber beständig zurück. Hatte die wärmste Liebe und Zuneigung den bremischen Erzbischof dem Sohne seines Gönners und Freundes immer näher gebracht, so drängte die Erinnerung

an die That in Kaiserswert, wie Annos ganzes herrisches Auftreten jede wärmere Empfindung des verlassenen Knaben zurück. „Wir hören, daß in seiner Gegenwart Heinrich gleichsam unter einem Zauber stand und kaum zu reden wagte.“ Gab Adalbert den jugendlichen Neigungen seines Schützlings nur zu sehr nach, wenn sich auch die Sage nicht begründen läßt, er habe den Knaben zu schlechten Dingen verführt, er, ein Charakter, der, wie derjenige Annos, sittenrein und gemeinen Lastern völlig abgewandt war, so suchte Anno gerade das entgegengesetzte Verfahren dem Könige gegenüber einzuhalten, indem er streng und rücksichtslos mit seinem Pfleglinge verfuhr. Kein Wunder, daß sich Heinrichs Neigung bald ganz dem Erzbischofe Adalbert zuwandte, zumal die Zeit heranrückte, da er seinen gestrengen Lehrmeister ganz zu entlassen hoffen durfte.

Es war der 29. März 1065, Osterdienstag, als der fast fünfzehnjährige König in Worms nach alter Sitte mit dem Schwerte umgürtet und damit für erwachsen und mannbar erklärt wurde. Die Regierung kam nunmehr ganz in seine Hände. Adalbert war es, welcher auf die Mündigkeitserklärung gedrungen hatte. Anno verlor dadurch seine bisherige Stelle von selbst. Ein Widerspruch von seiten der Fürsten scheint nicht erfolgt zu sein, denn als Schildträger fungierte der mächtigste der deutschen Fürsten, Herzog Gottfried. „Sogleich würde der König die erste Probe der neu angelegten Rüstung gegen den Erzbischof von Köln abgelegt und sich mit vollem Ungestüm auf ihn geworfen haben, um ihn mit Feuer und Schwert zu verfolgen, wenn nicht die Kaiserin dem drohenden Sturm durch sehr zeitgemäßen Rat wieder beruhigt hätte.“ So erzählt Lambert von Hersfeld, und wir erkennen die Gefühle, welche die Seele des jungen Königs gegen Anno erfüllten. Der Tag von Kaiserswert war in seinem Gedächtnisse mit düstern Lettern verzeichnet.

Der König hatte freie Hand. Seine Räte konnte er nun selbst wählen, und so nimmt es nicht wunder, daß Adalbert die erste Stimme im Reiche erhielt, zumal auch Siegfried von Mainz mißstimmt mit einer Anzahl deutscher Bischöfe sich hoch zu Roß auf eine Wallfahrt nach Palästina begeben hatte. Adalberts Einfluß erkennen wir sofort in einer sehr wichtigen Angelegenheit, in der Adalbert aber nicht das Interesse des Königs und Reiches vertrat.

Schon zu Worms scheint die Romfahrt des jungen Königs beschlossen worden zu sein. Und gewiß that es not, daß wieder einmal ein starkes deutsches Heer mit seinem Könige in Italien erschien. Die ehrlichen Leute, wie Petrus Damiani, priesen deshalb auch diesen Entschluß auf das höchste. Schon waren Anno und Herzog Gottfried gerüstet, schon war der König zum Aufbruche nach Augsburg geeilt, als er seinen Entschluß plötzlich änderte und dem Erzbischofe und Herzog die Kunde zukommen ließ, er habe den Zug auf den Herbst verschoben. Die Gründe, warum dies geschah, sind nicht klar, doch wenn wir Adalberts Persönlichkeit mit in Anschlag bringen, so dürfen wir uns wohl der Ansicht Giesebrechts anschließen, der aus Annos Brief an den Papst darthut, daß die Anteilnahme Gottfrieds und Annos an dem Zuge dem Könige, namentlich aber dem Erzbischofe Adalbert unbequem war. War auch keine Aussicht vorhanden, daß diese Anteilnahme im Herbste hätte umgangen werden können, so ist doch wohl glaublich, daß der sanguinische Erzbischof von Bremen, der im Plänemachen so unerschöpflich war, sich schmeichelte, bis dahin dieses Hindernis beseitigen zu können. Auch ein Schreiben des Petrus Damiani predigt dem Könige, sein Ohr den schlechten Räten zu verschließen und mahnt ihn, zur Rettung der Kirche und zur Beseitigung des Schismas auszuziehen und mit männlicher Stärke der sinkenden Mutter die Hand entgegenzustrecken. War es nach der Auffassung Annos das einzig Richtige, energisch einzuschreiten und das königliche Ansehen durch die That zu stärken, so nach der Auffassung Adalberts, die Zustände zu benützen und im Trüben zu fischen, was zu fischen war. Und merkwürdig, Adalberts Vorgehen kam der Kurie sehr gelegen. Denn Hildebrands Anhänger fürchteten die Romfahrt und die Kaiserkrönung, und wenn wir der sehr glaubenswürdigen Stimme des Petrus Damiani lauschen, so hatte Alexander auch zu fürchten, denn der Bischof von Ostia drohte einmal dem Papste im Zorne, ein Geheimnis zu veröffentlichen, welches er kaum noch verschweigen könne. „Noch hat es Rom nicht vernommen, noch niemand diese



Graf Ekkehart von Scheyern unternimmt mit mehreren Bischöfen und vielem Volk einen bewaffneten Pilgerzug in das gelobte Land 1064.

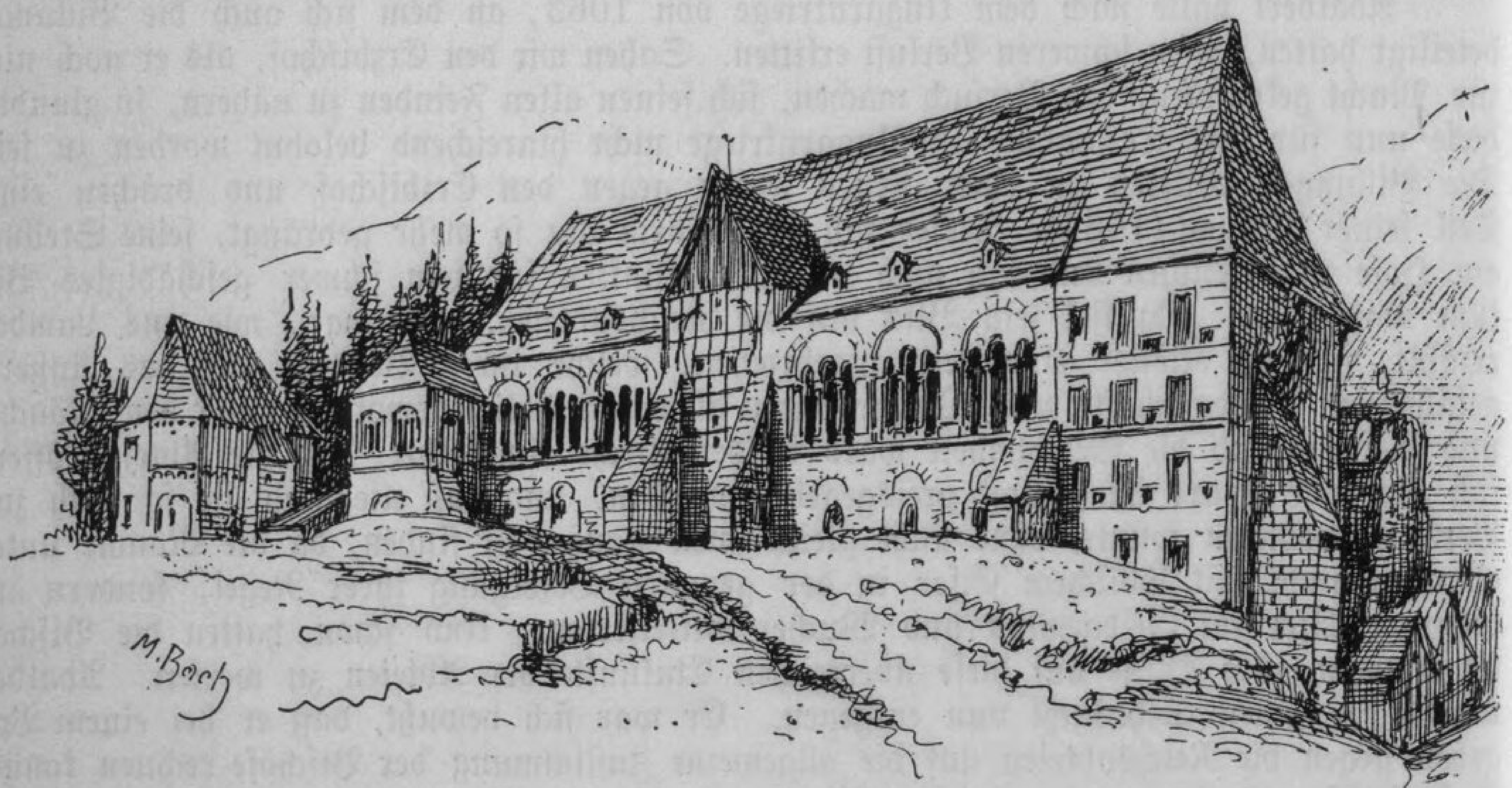
Nach dem Gemälde von Munsch.

Sache von mir gehört, welche den Ruf Eurer Heiligkeit vernichten kann." Und Petrus stand mit seinen Klagen gegen Rom nicht allein. Auch Anno sah sich veranlaßt, den Papst zu ermahnen, „in dieser gewaltigen Verwirrung und Verwicklung aller Dinge den königlichen und geraden Weg zu verfolgen." Aber Adalbert und Hildebrand reichten sich die Hände auf dem krummen Wege, auf den sie nun einmal geraten waren. Eine Gesandtschaft des Königs und Erzbischofs begegnet uns im Mai 1065 in Rom, also zu der Zeit, da der Römerzug Heinrichs in Aussicht stand. Sollte sie wohl diese große Angelegenheit, welche die Gemüter aller bewegte, gänzlich unberührt gelassen haben? So errang Adalbert den Sieg, aber einen Sieg, der seinem Ansehen, wie der königlichen Macht zu großem Schaden gereichen sollte. Und als dann noch im Sommer 1065 die Kaiserin Agnes Deutschland verließ und ihren Aufenthalt in Rom nahm, stand Adalbert vollkommen uneingeschränkt da. Jetzt erst zeigte er seinen ganzen Charakter, in dem leider Herrschsucht, Habgier und Härte gegen seine Untergebenen die hervorstechendsten Züge bildeten. Der ganze Ehrgeiz und die erstaunliche Gewandtheit diplomatischer Intrigue, welche der deutsche Klerus im verflossenen Jahrhundert ausgebildet hatte, traten nun in Adalbert siegreich zu Tage.

Adalbert hatte nach dem Ungarnkriege von 1063, an dem sich auch die Billunger beteiligt hatten, einen schweren Verlust erlitten. Sahen wir den Erzbischof, als er noch nicht zur Macht gekommen, den Versuch machen, sich seinen alten Feinden zu nähern, so glaubten diese nun für ihre Teilnahme am Ungarnkriege nicht hinreichend belohnt worden zu sein. Die Billunger rüsteten zu einer neuen Fehde gegen den Erzbischof und brachen einen Teil seiner Burgen (1064). Dieser sah sich dadurch um so mehr gedrängt, seine Stellung am Hofe zu befestigen und sich nach neuen Einkünften für sein schwer geschädigtes Bistum umzusehen. Da fiel sein Blick auf die Reichsabteien. Es war, wie uns Lambert erzählt, für die Klöster eine Zeit angebrochen, welche ihren Bestand auf das äußerste gefährdete. Geldgeschäfte und Wucher waren allgemein üblich geworden unter den Mönchen und Aebten, und die Gewohnheit ward in der Kirche eingeführt, daß die Abteien öffentlich als feile Ware im Palast preisgegeben wurden, und daß niemand sie so hoch zum Verkauf ausbieten konnte, ohne nicht gleich einen Käufer zu finden, da die Mönche untereinander nicht mit löblichem Eifer in der genauen Befolgung ihrer Regel, sondern mit bitterem Eifer im Geldgewinn und Wucher wetteiferten. Und schon hatten die Bischöfe angefangen, ihre Blicke auf diese überreichen Einkünfte der Abteien zu werfen. Adalbert kam dieser stillen Sehnsucht nun entgegen. Er war sich bewußt, daß er bei einem Vorgehen gegen die Reichsabteien auf die allgemeine Zustimmung der Bischöfe rechnen konnte. Sich selbst gedachte er die reichen Abteien Lorsch und Corvey vom Könige schenken zu lassen und der König erfüllte seinen Wunsch, während Rom, wo Adalbert durch jene Gesandtschaft hatte anfragen lassen, seinen Plan verwarf. Doch das kümmerte Adalbert nicht. Zuerst ließ er seinem ärgsten Widersacher Anno von Köln die Abtei Malmedy, die Klöster Vilich bei Bonn und Kornelismünster bei Aachen schenken; der Bischof Einhard von Speier erhielt die Abteien Limburg und St. Lambert an der Hardt, Rumold von Konstanz Reichenau, Altwin von Brixen Polling, Ellenhard von Freising Benediktbeuren. Von den weltlichen Fürsten glaubte Adalbert Otto von Nordheim durch die Schenkung der Abtei Altaich, des reichsten und angesehensten Klosters in Bayern, Herzog Rudolf von Schwaben durch die Vergabung von Kempten an der Iller zu gewinnen; den Bruder des letzteren, Adalbero, der in St. Gallen zu ungeheurer Fettigkeit gediehen war, erhob er außerdem auf den Bischofsstuhl von Worms, und nach dem Tode Herzog Friedrichs von Niederlothringen (August 1065) erhielt Gottfried sein altes Herzogtum endlich zurück. So glaubte Adalbert zu dem letzten Schlage ausholen zu können, sich der ihm vom Könige zugesagten Abteien Lorsch und Corvey zu bemächtigen. Da scheiterte sein Plan. Mit Gewalt verwehrte der Abt von Lorsch die Besitznahme des Klosters, während sich für Corvey der Vogt des Klosters, Herzog Otto von Bayern, ins Mittel warf. Und nun zeigte sich wieder der ungerade Charakter Adalberts. Statt seines Ansehens und seiner Macht sich zu bedienen, scheute er nicht die plumpeste List, um zum Ziele zu gelangen. Doch auch das war vergebens. An dem Widerstande der Abteien

selbst und ihrer Ministerialen scheiterte Adalberts Plan der Bereicherung seines Erzstiftes, Seine letzte Aussicht, sich halten zu können, schwand dahin. Hatte Adalbert gehofft, mit dieser Erneuerung der simonistischen Kaufgeschäfte die deutsche Kirche von sich abhängig zu machen, war es ihm gelungen, den Gegensatz zwischen Klerus und Klostergeistlichkeit zu verschärfen und die übrigen Bischöfe vom Reichsregiment allmählich zu verdrängen. so glaubte er andererseits auch den königlichen Hof und die königliche Ministerialität vollkommen zu beherrschen. Ein Hof aber, der sich von ihm beherrschen ließ, würde sich auch von anderen beherrschen lassen, und so mußte es mit der Niederlage des Erzbischofs vor Corvey und Lorsch dahin kommen, daß der König wirklich, da er nun der Reichseinkünfte der Abteien vollkommen entbehrte und auf die Gutwilligkeit der Bischöfe angewiesen war, eine neue Niederlage erlitt und abermals in die Gewalt der Bischöfe und Fürsten geriet.

Der Griff nach dem Vermögen der Reichsabteien war die letzte der verwegenen Finanzoperationen Adalberts. Sie mißlang, und so wurde seine Stellung unhaltbar, wenn dies auch nicht sofort zu Tage trat. Durch den Aufkauf der sächsischen Grafschaften hatte er gewissermaßen eine herzogliche Stellung errungen neben dem Herzoge von Sachsen.



Das Kaiserhaus in Goslar. Von Max Bach.

Den Hof vollkommen mit seinem eigenen Herrschaftsinteresse zu verbinden, war nunmehr das letzte Mittel, welches entweder Fall oder Rettung brachte. An den königlichen Ministerialen und Kronvasallen fand der Erzbischof einen Rückhalt. Mit ihrer Hilfe gelang es ihm, die Politik Heinrichs III wieder aufzunehmen und Goslar zum Mittelpunkte der königlichen Verwaltung zu machen. Da scheiterte der Versuch in letzter Stunde. „Wie in einem Standlager," erzählt Lambert, habe der König sich in Goslar befunden, ganz ohne die hinreichenden Mittel zu einer Hofhaltung, die dem königlichen Ansehen entsprechend gewesen wäre. Nur wenig floß aus den Gefällen der königlichen Kammern, nur weniges leisteten die Aebte gezwungen, und der König mußte das zu seinem täglichen Bedarf Notwendige erkaufen. Hier zeigte es sich also, daß mit der Festlegung des königlichen Hofes die alte Naturalwirtschaft, wie sie bisher die Grundlage der königlichen Verwaltung gebildet, zur Unmöglichkeit wurde. Und gegen diese Neuerung, welche man einzig der Sucht des Erzbischofs zu offenbarer Gewaltherrschaft zuschrieb, erhob sich nun die ganze konservative Macht der Fürsten und Bischöfe. Es begann wieder das alte Spiel. Man kam zusammen und beriet, was zu thun sei. Man warb Anhänger, und als man sich stark genug fühlte, ward eine allgemeine Tagfahrt zu Tribur angekündigt, um hier den Erzbischof von Bremen, zu dessen Sturz sich alle die Hand gereicht, zu bekämpfen und

dem Könige anzukündigen, daß er entweder von der Regierung abtreten oder der Vertraulichkeit und Freundschaft mit Adalbert entsagen müsse. Die Folgen des Attentates von Kaiserswert! Der Beschluß kam zur Ausführung im Januar 1066. Man kann sich denken, wie eine derartige Drohung auf das Gemüt des jungen Königs wirkte. Noch einmal hatte er Adalberts Rat Gehör geschenkt, Tribur in der Nacht zu verlassen und nach Goslar zu fliehen. Aber die königlichen Ministerialen entdeckten den Plan und vereitelten ihn durch ihre Wachsamkeit. Adalbert hatte sich verrechnet, als er auf seinen unbedingten Einfluß auf die königlichen Hofbeamten zählte. Das Streben nach selbständiger Geltung, welches hier zum erstenmal zu offenem Durchbruch kam, überhob die königlichen Ministerialen der bisherigen Notwendigkeit, unbedingte und ergebene Diener des Erzbischofs zu sein. „Wurden die königlichen Ministerialen bei der Vereitelung des Fluchtplanes durch die Besorgnis geleitet, daß die Fürsten, welche nach Lamberts Angabe dem Könige bereits mit Absetzung gedroht hatten, bei der Flucht desselben zu dieser Maßregel fortschreiten würden, welche ihre eigene Stellung ernstlich bedrohte, oder hatte die einseitige Ausbeutung des Reichsgutes im bremischen Interesse allmählich auch ihre Opposition herausgefordert: immer erscheinen die königlichen Ministerialen in diesem Moment zum erstenmal als eine geschlossene, den Gang der öffentlichen Geschäfte mitbestimmende Macht.“ Adalbert mußte den Hof schimpflich verlassen.

War es nun auch die Absicht der Widersacher Adalberts, es solle einer der Ihrigen oder sie alle gemeinsam und abwechselnd die Stellung des Gestürzten einnehmen, so war es doch von diesem Könige, der kein Knabe mehr war, nicht zu erwarten, daß er sich dauernd den aufgezwungenen Ratgebern unterwerfen werde. Was die Bischöfe unter Annos Einfluß sich unter einer solchen Einrichtung dachten, erkennt man deutlich daran, daß Anno die Frage zuerst anregte, welche Stellung der König Rom gegenüber einzunehmen habe. In Rom hoffte der Kölner Erzbischof den Verbündeten zu finden, der seine Macht stärken, die kaiserliche Gewalt aber einschränken sollte, und deshalb riet er auf Anerkennung Alexanders II und Aussöhnung mit ihm. Sein Plan fand Zustimmung. Als man aber den Erzbischof selbst dazu ersah, als königlicher Gesandter nach Rom zu gehen, da weigerte er sich, diesen Auftrag zu übernehmen, und so fiel die Wahl auf Otto von Nordheim, den Bayernherzog. Ottos Gesandtschaft scheint den Papst befriedigt zu haben, und anerkennende Worte richtete Alexander II an die Erzbischöfe von Köln und Mainz. Letzterer namentlich unterwarf sich dem Papste so vollkommen, wie keiner seiner Vorgänger es jemals gethan. Siegfried erkanntesogar jenen Grundsatz vollkommen an, der in der Inschrift der päpstlichen Krone, von der Benzo berichtete, Ausdruck fand. Vom hl. Petrus, meint er, sei die Krone des deutschen Königreichs und das Diadem des gesamten römischen Kaisertums dem Papste in die Hand gegeben. Vermutete schon Nitzsch, daß Otto von Nordheim von den Reichsabteien als ihr einziger Schützer und Vertreter am Hofe gegenüber der bischöflichen Gewalt betrachtet wurde, so erscheint uns seine Sendung nach Rom geradezu als ein Gegenschlag gegen die Bestrebungen der Bischöfe, und selbst Annos Zweifel,



Otto von Nordheim, Herzog von Bayern.

wie der Herzog sich seiner Aufgabe entledigen werde, bestärken diese Annahme und zeigen, daß er Ottos nicht vollkommen sicher war.

Otto war es auch, der nach dem Sturze Adalberts bald ein dominierendes Ansehen am Hofe gewann. Daß er jene geheimen Räte des Königs, jene schwäbischen Grafen und Ministerialen nicht entfernte, sondern neben ihnen seinen Platz behauptete, zeigt, wie ein gemeinsames Interesse ihn mit denselben verband. Und dieses gemeinsame Interesse kann nur der Kampf gegen die bischöfliche Uebergewalt gewesen sein. „Der Hof Heinrichs IV in Goslar beginnt sich mehr und mehr in weltliche Formen zu kleiden; die rohen Sitten und Leidenschaften der deutschen Laienwelt, an deren Bändigung der deutsche Klerus so lange und so vergeblich arbeitete, gewinnen einen bestimmenden Einfluß auf den Ton der königlichen Umgebung und, wie es scheint, auch auf die Sitten und Lebensweise des Königs selbst. Dieser Goslarer Königshof, an welchem Otto von Nordheim das große Wort führte, erinnerte kaum noch an die Tage Heinrichs III; hier drängten vielmehr diejenigen Kräfte zu freier Entfaltung, auf welche zuerst Konrad II sein scharfes fes Auge geworfen hatte." (Nitzsch.) Vertrat Otto in diesem Kreise das deutsche Fürstentum, wie es sich im Laufe der Zeit, vereint mit dem Königtum und der Kirche und im Gegensatze zu beiden, herausgebildet hatte, so sehen wir ihn doch andererseits als einen nicht bloß konservativen Mann, sondern die Lebensäußerungen, welche von ihm ausgingen, zitterten ein Jahrhundert lang nach und fanden schließlich in Heinrich dem Löwen ihren großartigen und kühnsten Vertreter. Nicht nur ein Mitglied des historisch gewordenen deutschen Fürstentums sehen wir in diesem sächsischen Grafen, sondern auch dessen Regenerator. Als der Begabteste und geistig Hervorragendste seines Standes „steht Otto von Nordheim auf dem Hintergrunde einer Zeit, in welcher zum letztenmal das alte Deutschland auftaucht, um dann mit ihm spurlos zu verschwinden." Wir werden ihn sehen an der Spitze der sächsischen Bauern, die, mit Kolben und Knütteln bewaffnet, sich den Ritterheeren des Königs entgegenwarfen; nicht Burgen sind seine Stützpunkte, sondern der Wald, die Schluchten und Höhen des Habichtswaldes; wir werden ihn sehen, wie er verhandelt und wirbt; die ganze Kühnheit, die ganze Verschlagenheit eines altgermanischen Fürsten zeigt er auf den wilderregten Tagfahrten, wo sich der sächsische Bauer seiner Freiheit weiht, den Fürsten und Herren gleich, die neben, aber nicht über ihm stehen. Er ist einer jener gewaltigen Männer, die an der Wende der Zeiten zu erscheinen pflegen, die das ganze zurückgedrängte Leben und Wollen eines Standes, einer politischen Richtung zusammenfassend personifizieren, und darum nicht nur wie ein letztes absterbendes Reis auf die Vergangenheit deuten, sondern den Keim zukünftigen Lebens in sich tragen und erwecken. Sollen wir es einen Zufall nennen, daß dieser Sachse in Bayern die Herzogswürde erhielt, daß sich ihm also die Möglichkeit bot, die beiden großen Stämme, in denen



Corridor des Kaiserhauses in Goslar.

von jeher die Opposition gegen das fränkische Königtum ihre Vertreter fand, noch einmal zu vereinen? Sollen wir es einen Zufall nennen, daß sich diese natürlichen Verhältnisse stets wieder in den Vordergrund drängten, daß wir durch die Vereinigung beider Herzogtümer in der Hand Heinrichs des Löwen wiederum erinnert werden, welche Gelegenheit seit den Tagen Tassilos hier versäumt worden und dann für alle Zeiten unrettbar verloren gegangen war? Das Leben des bayerischen Stammes war in seinem Innersten gespalten; nicht wie in Sachsen umfaßte das bayerische Herzogtum den ganzen Stamm oder doch den größten Teil desselben, und an diesen künstlich erzeugten Gegensätzen innerhalb des Stammeslebens selbst scheiterten alle Anstrengungen und Absichten, zu deren Verwirklichung ein gemeinsames und umfassendes Leben erste Vorbedingung gewesen wäre. Auch Otto von Nordheim scheint sich diesem Volke gegenüber machtlos gefühlt zu haben, denn seine geschichtliche Bedeutung liegt nicht in dem Umstande, daß er Herzog von Bayern, sondern daß er Führer der Sachsen war. Als Herzog von Bayern sah er sogar ruhig den Streitigkeiten seiner Großen zu, in den Jahren 1068 und 69, und als es selbst zu einer Schlacht in der Ostmark zu kommen drohte, hören wir nichts von einem Einschreiten Ottos. Ursache und Folge dieser bayerischen Händel erfahren wir nicht. Was wollte dieser Mann hier, dessen Rednergabe eine seiner bedeutendsten Waffen und Hilfsmittel war, hier, wo man den sächsischen Dialekt eines Otto I bereits als etwas Fremdes und Auffallendes empfunden hatte?

Wer nun glaubt, daß mit dem Sturze Adalberts von Bremen eine große Besserung in den Verhältnissen eingetreten sei, ist im Irrtum. Adalbert verlor zwar nicht nur seine Stellung, sondern auch seine Schenkungen. So wurden Lorsch und Corvey ihren Aebten gerettet, Duisburg und Sinzig gingen Adalbert verloren. Aber damit endete die Restauration. Und gerade hierin erkennen wir den furchtbaren Egoismus, der in den obersten Kreisen der damaligen deutschen Gesellschaft waltete. Nicht aus Prinzip wurden die Reichsabteien allesamt wieder freigegeben, sondern nur diejenigen, welche Adalbert hatte gewinnen wollen. Ein Erzbischof Anno von Köln wußte sich noch über sechs Jahre in dem Besitze von Malmedy zu erhalten. Ein Otto von Nordheim dachte nicht an die Herausgabe des Klosters Altaich und steht dafür auch in den Altaicher Annalen mit düstern Farben geschildert. Kann man es dem jungen Könige verdenken, wenn er sich von solchen Ratgebern nicht angezogen fühlte, welche das Reich und seine Macht nur zu ihren eigenen egoistischen Bestrebungen mißbrauchen wollten? Wenn er ihnen gegenüber nur um so starrer an seinem überkommenen Rechte festhielt? Jene berechnende Selbstbeherrschung, welche in der Seele anderer lesend verbirgt, was in der eigenen vorgeht, und mißtrauisch und verschlossen selbst bedenkliche Mittel nicht scheut, das eigene Wollen zu verheimlichen, errang Heinrich in solcher Schule. Alle Fesseln aber warf er von sich, war er im Kreise seiner jugendlichen Genossen. Da war kein Zwang mehr vorhanden, und je mehr man sich in der Nähe eines Anno hatte zusammennehmen müssen, um so toller tobte man sich nachher aus. Dieses Leben hat den Hof Heinrichs in jenen Ruf gebracht, der dann bis auf den heutigen Tag seine eifrigen Schilderer fand, und doch ist wie damals, so auch heute der beschränkte Gesichtskreis der Darsteller nur das Resultat ihrer beschränkten politischen Parteistellung. Es ist ganz natürlich, daß man einen Anno zum Heiligen machen muß, um den König und seinen Hof als von teuflischer Schlechtigkeit besessen darstellen zu können, und insofern sich darum eine solche Geschichtsschreibung als das direkte Produkt einer gewissen Zeit und gewisser Personen darstellt, wird sie selbst wieder Objekt für den Historiker.

Dem allzu übermütigen Treiben Heinrichs zu steuern, dachten die Fürsten nun daran, die Vermählung desselben mit Bertha von Susa zu beschleunigen. Ende Juli des Jahres 1066 kam es zur Krönung Berthas und bald darauf auch zur Vermählung mit Heinrich. Aber wie konnte der König eine Gemahlin ehren, von der er Grund hatte zu glauben, sie gäbe sich selbst zum Werkzeuge in der Hand seiner Feinde hin? Als Königin erwies er ihr alle Ehre, als Gattin aber war sie für ihn nicht auf der Welt. Wieder sah Anno den Erfolg nicht, den er mit seinen Genossen, zu denen in jener Zeit namentlich Rudolf von Schwaben gehörte, von diesem neuen Schlage gegen den König erhofft hatte.

Nur verschlossener konnte eine Natur werden, die wie diejenige Heinrichs stark und voll thätigen Lebens sich stets von neuen Schranken umgeben sah. Er mußte eine Wendung der Verhältnisse abwarten, die ihm die Gelegenheit bieten würde, die Fesseln abzuwerfen und frei zu werden.



Die St. Ulrichskapelle in der Kaiserpfalz zu Goslar.

Während im Norden das slavische Heidentum gegen die bremische Kirche losstürmte, erhoben sich daheim die Billunger, um ihrem alten Feinde endlich die langjährige stolze Ueberhebung heimzuzahlen. Unter den doppelten Schlägen brach die Kirche von Bremen mitsamt der jungen Mission im Wendenlande ohnmächtig zusammen. Am 7. Juni 1066

wurde Gottschalk der Abodritenfürst zu Lenzen erschlagen. Adalberts Werk ging mit dem Tode seines Bundesgenossen unter. Wohl kehrte er nach Bremen zurück, aber wie wenig er an die Hoffnungen wirklich glaubte, mit denen er sich und seine Schmeichler über die Größe seiner Niederlage hinwegzutäuschen suchte, zeigte sein verändertes Wesen, das oft in Rasen und sinnloses Toben ausartete. Auch Anno erhielt in der nächsten Zeit einen neuen Schlag: sein Neffe, den er zum Erzbischofe von Trier machen wollte, wurde von den Trierern erschlagen; ein Bruder des Grafen Eberhard von Nellenburg, Udo mit Namen, wurde Erzbischof von Trier. Sprachen auch weder König noch Papst sofort ihre Zustimmung zu dieser Wahl aus, so traten sie doch bald darauf den Ansprüchen Annos auf Malmedy entgegen.

Es war in demselben Jahr 1066, daß die Normannen zur weiteren Sicherung ihrer errungenen Machtstellung einen gewaltigen Schritt vorwärts thaten. In England erlag das angelsächsische Königtum auf dem Schlachtfelde von Hastings ihren Angriffen; in Italien drangen sie von Süditalien nach dem mittleren Italien herauf. Rom war bedroht, und gegen Richard von Capua rief Alexander II den deutschen König zu Hilfe.

Im Winter 1066|67 rüstete Heinrich zur Romfahrt. Es läßt sich denken, daß er dieses Ereignis wie eine Befreiung vom alten Joche begrüßte. Im Februar 1067 eilte er nach Augsburg, um von hier aus den Zug über die Alpen anzutreten. Wieder hatte er die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn noch lebte Herzog Gottfried, der alte Feind des Kaisertums, noch hielt er scharfe Wacht, daß nicht des Königs Macht in Italien die seinige abermals überflügele. Er warf sich zwischen den Papst und die Normannen und vermittelte zwischen ihnen den Frieden. Heinrich zog sich wieder nach Goslar zurück, nachdem ihm ein deutscher Fürst abermals den Weg nach Rom verlegt hatte. In Deutschland war man mit dieser Handlungsweise Gottfrieds nicht einverstanden, und die Fürsten beschlossen, zur Herstellung des königlichen Anlehens eine königliche Gesandtschaft nach Italien zu senden. Herzog Otto, nebst Anno und Heinrich von Trient wurden dazu ausersehen, als königliche Sendboten über die Alpen zu gehen. Im Frühjahr 1068 machten sie sich auf den Weg. In der Lombardei hielten sie Landtage, sprachen Recht und trieben rückständige Gefälle ein. Dabei ließ es sich kaum vermeiden, daß sie auch mit dem gebannten Erzbischofe von Ravenna sowie selbst mit dem Gegenpapste Cadalus zusammentrafen. Von bösen Absichten kann dabei kaum die Rede sein. Als sie aber nach Rom kamen, weigerte sich Alexander, die Gesandten des Königs zu empfangen, bevor sie nicht wegen des Verkehrs mit den Feinden der Kirche Buße gethan hätten. Sie mußten sich zur Buße bequemen und Anno erschien an der Seite der Markgräfin Beatrix öffentlich barfuß, die Verzeihung des Papstes zu erflehen. Sie wurde ihm zu teil und jetzt erst konnte der Erzbischof der Ostersynode beiwohnen. Hier aber zeigte es sich von neuem, wie wenig Rücksicht man auf den Mann zu nehmen gedachte, durch dessen Beihilfe dem Papsttum diese Politik gegen Heinrich erst möglich geworden war. Man kannte Anno und wußte, daß seine Stellung erschüttert war. So sprach die römische Synode jenen Erzbischof Udo von Trier, Annos Widersacher, von dem Vorwurfe der Simonie frei und erkannte ihm das Pallium zu. Auch wurde Anno zu dem Versprechen genötigt, den Abt von Stablo in Malmedy wieder in seine Rechte treten zu lassen, und Anno sah keinen Ausweg in seiner isolierten Stellung, als sich auf sein Recht als Gesandter des Königs zurückzuziehen. Dieser Mann in solcher Lage — gab es wohl eine tiefere Demütigung für ihn? Er eilte verstimmt nach Deutschland zurück, während Otto noch in Italien verweilte. Es scheint nicht unrecht, was Mehmel nach den dürftigen Quellenberichten vermutet, der Herzog sei jetzt in schneidenden Gegensatz zu Herzog Gottfried gekommen. Denn als Otto auf den Gefilden von Placentia eine Versammlung halten wollte, fand sich auch Gottfried mit großer Begleitung ein. Kaum hatten die Verhandlungen begonnen, als sich die Italiener gegen Otto erhoben und ihn zwangen, unverrichteter Sache davonzugehen. „Man kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß Gottfried bei ihrer Auflehnung im Spiel war; klar scheint wenigstens, daß er auch nicht das geringste that, um das Ansehen des königlichen Boten zu wahren."



Heinrich IV besucht Otto von Nordheim auf seiner Burg.

Annos Neffe, Bischof Burkhard von Halberstadt, hatte unterdessen einen siegreichen Feldzug gegen die heidnischen Liutizen unternommen, und als jetzt Otto zurückkehrte, nahm er an einem zweiten Zuge gegen die Liutizen, den der König selbst befehligte, Anteil. Auch diesmal war das Glück den deutschen Waffen hold und die Wirkungen des Siegesgefühls sehen wir sofort in Heinrichs weiterem Vorgehen zu Tage treten. Auf dem Heimwege besuchte der König den Herzog auf seiner Burg zu Nordheim und kam bald darauf nach Regensburg. Was die Altaicher Annalen von einem Mordattentate auf den König in der Burg Ottos erzählen, muß unten im Zusammenhang Erwähnung finden.

Wohl mochte der König erkannt haben, wie die Lage des deutschen Episcopates sich mehr und mehr verschlechterte. Vergebens hatten die Bischöfe sich bemüht, ihre alte Verbindung mit dem Hofe wiederherzustellen, denn um die Ausführung der Absichten eines Anno und Siegfried von Mainz konnte es dem Könige nicht zu thun sein. Hatte Anno gehofft, in Rom den erwünschten Rückhalt für seine Machtstellung zu finden, so mußten ihn die Erfahrungen auf seiner letzten Reise nach Italien gewiß eines anderen

belehren. Und bald genug sollte es sich zeigen, daß diese Stimmung Roms gegen den deutschen Episcopat keine vorübergehende war, sondern daß man mit allem Ernste daran dachte, endlich den reformatorischen Ideen auch in Deutschland entschlossen Eingang zu verschaffen. In einem Ereignis spiegelt sich die damalige Stimmung der Parteien vollkommen ab: der Papst rücksichtslos und entschieden auch gegenüber der höchsten weltlichen Macht; der König verschlossener und in sich gekehrter, denn je; die deutschen Bischöfe voll egoistischen und ehrgeizigen Gedanken; die deutschen Fürsten mit ihnen schwankend zwischen den obskuren Grundsätzen ihrer eigenen egoistischen Moral und dem Gehorsam, den ein ödes System herrschsüchtig verlangt. Als im Jahre 1069 der König mit dem Wunsch hervortrat, seine drei Jahre zuvor geschlossene Ehe mit Bertha von Susa wieder aufzulösen, suchte er zuerst den Erzbischof von Mainz für diesen Plan mit der Aussicht auf die thüringischen Zehnten zu gewinnen. Die Fürsten aber waren erstaunt, mehr vielleicht über diese erste energische Willensäußerung des jungen Königs, als über das Verlangen selbst. Siegfried von Mainz riet dem Könige in ihrer Gegenwart dringend von diesem Schritte ab. Aber Heinrich, der seiner trefflichen Gemahlin nichts zur Last zu legen vermochte, eröffnete der Versammlung, daß eine unüberwindliche Abneigung ihn bisher von Bertha ferngehalten habe. Diese Aussage ergab sich als Wahrheit, und so glaubte Siegfried von Mainz, das Verlangen des Königs sei nicht ohne weiteres abzuweisen. Zum Herbste aber schob man die Entschließung auf, um indessen die Meinung des Papstes einzuholen. Aber Siegfried ging weiter. Um es mit keinem zu verderben, bat er den Papst, einen Legaten zur Mainzer Synode zu senden. Es erschien Petrus Damiani und mit ihm das Dogma, unterstützt von jener mönchischen Rücksichtslosigkeit, die alles ihrem Systeme opfert, unbekümmert um ein selbstredendes und heiligstes Recht der Natur. Was versteht ein Mönch davon? Kaum war der König, als er Nachricht von der Sendung des Legaten erhielt, zu bewegen gewesen, seine Reise nach Frankfurt fortzusetzen. Doch er erschien, und Petrus begann mit der Androhung der schärfsten Kirchenstrafen und mit der Entziehung jeder Aussicht auf die Kaiserkrone. Dem Mainzer Erzbischofe drohte der Legat mit Verlust des priesterlichen Amtes. Schon daß Petrus Damiani von der Anschauung ausgeht, der christliche und königliche Namen sei ein fest Gewordenes und Unantastbares, daß ihm die Einsicht fehlt, wie auch diese Begriffe dem Wechsel der Zeit und der Aenderung der Anschauungsweise unterliegen und sich mit den aus ihm gezogenen Konsequenzen und Anforderungen nach Zeit und Personen zu richten haben, zeigt, wie hier an die Stelle der freien lebendigen Lehre das Dogma mit all' seinen ertötenden und vernichtenden



Der Kaiserstuhl zu Goslar. Seemann, Atlas Taf. XXIV.

Eigenschaften getreten war. Und als nun die Fürsten, die doch bisher im Zweifel waren, sich erhoben und dem Drängen des Mönches, der König müsse von seinem Plane lassen, sich anschlossen, da gab Heinrich die für ihn so hoch charakteristische Antwort: „Ist es euer Wille, so will ich mir selbst Gewalt anthun und nach Kräften die Last zu tragen suchen, die ich nicht abschütteln kann." An Heinrichs IV Königtum rächte es sich, daß seine Vorgänger es sich so angelegen sein ließen, die Macht der Kirche fortwährend zu erheben und zu erhöhen. Die einzelnen Handlungen erschienen uns hier nicht so bedenklich, aber in der Folge der Entwicklung erkennen wir eben den Weg, der von Stufe zu Stufe die Kirche und mit oder über ihr das deutsche Königtum dem frohen und freien Leben entführte und in die Fesseln des Dogmas und Systems zwängte. Sobald es nach Jahrhunderte langem Kampfe zur unumstößlichen Gewißheit wurde, daß es auf diesem Wege keine Umkehr mehr gab, mußte endlich aus dem freiesten Leben und Denken selbst der Richter erstehen, der diesem Königtum und dieser Kirche die Existenzberechtigung geradezu absprach.

Heinrich reiste alsbald von Frankfurt gen Goslar. Seine Gemahlin folgte ihm langsam mit dem Hofe und den Reichskleinodien. Kaum konnten seine Vertrauten ihn bewegen, der Ankommenden entgegenzugehen. Als er sich aber ermannte, empfing er sie unerwartet freundlich. Eine königliche Gesinnung verrät sich in diesem Auftreten Heinrichs gegen die persönlich unschuldige und doch an allem so schuldige Frau. Ihr stilles Dulden gewann ihr endlich sein Herz. Wurde es ihm auch anfangs schwer, seine natürliche Abneigung zu überwinden, so fiel doch mit der Gewißheit, sein erster Verdacht, die Königin gebe sich zum Werkzeug in der Hand seiner Widersacher her, sei unbegründet, der erste Grund dieser Abneigung. Im August 1071 gebar ihm Bertha den ersten Sohn, und mit aller Treue und Hingebung, deren ein edles Weib fähig ist, dankte sie dem Könige in der Folge das Opfer, das er ihr und den Verhältnissen gebracht hatte.

Durch seine Fügung in die Forderungen des Papstes hatte aber Heinrich dem deutschen Episcopate abermals einen Vorsprung abgewonnen, denn nicht ihm, dem jungen Könige, legte man das unkanonische Treiben der deutschen Geistlichkeit sowie die simonistischen Ausschreitungen am deutschen Hofe zur Last, sondern seinen bisherigen geistlichen Ratgebern und Vormündern. Während also die Politik des Hofes, wie wir gleich sehen werden, Raum gewann, wurden die Erzbischöfe von Köln und Mainz und der Bischof von Bamberg Ende 1069 aufgefordert, in Rom zu erscheinen, um sich vor der Fastensynode des Jahres 1070 wegen simonistischer Anklagen zu verantworten. Als sie in Rom erschienen, erhielten sie die stärksten Verweise öffentlich, weil sie die kirchlichen Grade verkauft und sich die Weihen hätten bezahlen lassen. Wie sich die Machtverhältnisse geändert hatten, als die Zurechtgewiesenen in die Heimat zurückkehrten, zeigte allein der Umstand, daß Adalbert von Bremen jetzt wieder am Hofe erschien, und wie wenig es jenen nützte, daß sie sich den reformatorischen Ideen Roms unterwarfen und eine Zeitlang anzuschließen schienen, sollte die Zukunft beweisen. Am Hofe selbst fanden diese Ideen nach wie vor keinen Eingang. Andere Pläne erfüllten das Herz des jungen Königs. Die Gelegenheit war da, sich aller lästigen Ratgeber zu entledigen, und Heinrich ließ sie nicht unbenützt vorübergehen.

Dedi, der alte Markgraf, der sich die thüringischen Zehnten verschaffen wollte, hatte sich empört. Heinrich unterwarf ihn mit Hilfe des Mainzer Erzbischofs. (1069.) In seinem Heere weilte auch Otto von Nordheim, wenn auch nur als Zuschauer. Sprach Heinrich dem Mainzer die Zehnten zu in der Erwartung, er werde die Scheidung von Bertha durchzusetzen wissen, so lag ihm nichts daran, als sich die Thüringer später säumig zeigten, denn Siegfried hatte seinen Erwartungen nicht entsprochen. Mit der Unterwerfung Dedis aber hatten die Thüringer ihren mächtigsten fürstlichen Verbündeten verloren, und des Königs Besitzungen waren durch die Konfiskationen der reichen Allodien des Besiegten im Südosten des Harzes bedeutend erweitert worden. Damit gewann die königliche Machtstellung in diesen Gegenden eine größere Festigkeit. Als nun auch Herzog Gottfried, der alte Widersacher des Königtums, kurz vor Weihnachten 1069 in Verdun starb, da fiel eine der letzten Fesseln, welche den König bisher eingeengt. Otto von Nordheim allein stand noch aufrecht, ein Mahner an alte unselige Zeit. Und des Königs

Auge fiel auf ihn, Unheil verkündend, einen Kampf entfachend, dessen Brennpunkt zunächst nur „die Neuorganisation des königlichen Hofes und der königlichen Verwaltung“ bildete. Die königliche Ministerialität hatte die Zügel ergriffen und drängte die Politik des königlichen Hofes siegreich in eine neue Richtung.

Bald nach Pfingsten 1070 war es, daß der König gegen Otto von Nordheim die Klage des Hochverrates erhob. Die Schuld Ottos zu beweisen ist bisher ebenso wenig gelungen, wie der Beweis seiner Unschuld gelang, wohl das beste Zeugnis dafür, daß sein Verhalten den Leuten zu denken und zu reden, dem Könige aber Anlaß zu mißtrauen gab. Otto war ein Sachse, verwandt und befreundet mit den Billungern. Wie hätte er die Besorgnis um des Königs Pläne, wie ihre Abneigung gegen die Franken und das salische Königshaus nicht teilen sollen? Schon Agnes fürchtete diesen klugen und kühnen Mann und glaubte ihn sich mit der bayerischen Herzogswürde zu gewinnen. Es gelang ihr nicht. Das Regiment des jungen Königs rief so viel Unmut und Anstoß wach, seine Absicht, sich von Bertha scheiden zu lassen, hatte so viel böses Blut gemacht, daß man hier und dort die Frage der Entthronung und Absetzung ernstlich verhandelte. Und gerade in der Zeit, da die Unzufriedenheit stieg und der Gegensatz zwischen den Sachsen einerseits und den Franken wie den vom Hofe begünstigten Schwaben andererseits sich fortwährend steigerte, zog Otto sich mehr und mehr vom Hofe zurück. Was wollte er? Woran dachte er? Sah er nicht, wie die Augen vieler mißtrauisch auf ihm weilten, je mehr die Hoffnungen ebenso vieler sich an ihn klammerten? Hörte er nicht, wie die Fama sich um ihn bemühte, wie sie jenen nächtlichen Vorfall auf seiner Burg, da der König bei ihm eingekehrt war (Frühjahr 1069) heimtückisch beleuchtete, wie es schließlich feststand, daß der Angriff der herzoglichen Leute auf Kuno, den Ratgeber und Lehrer Heinrichs, nur die Einleitung zu der Ermordung des Königs selbst gewesen sei? Merkte er nicht, wie man ihn in seiner Rolle als Zuschauer oder Beobachter bei dem Feldzuge des Königs gegen Dedi verdächtigte? Wie man selbst seine letzte Reise nach Italien in den Kreis zweifelhafter Betrachtungen zog? Und als dann Dedi sich unterwarf und Klage bei dem Könige gegen seinen treulosen Mitverschworenen erhob, was war es, das Otto der Verurteilung entzog? Des Königs Milde und Nachsicht? Gewiß nicht! Ottos Schuld muß nicht nachweisbar und deutlich klar gewesen sein. Der König wartete also, und Otto wartete auch. Eines dürfen wir ohne Zweifel annehmen, daß Otto um die Verschwörung jener zwölf sächsischen und fränkischen Fürsten, zu denen Markgraf Dedi von der Ostmark und Graf Adalbert von Ballenstädt gehörten, gewußt hat. Von seiten der Verschworenen muß man ihn sogar für einen Teilnehmer und Mitverschworenen gehalten haben, während wir, nach Ottos Natur schließend, sagen dürfen: er war viel zu schlau, um sich eine solche offene Blöße zu geben. Seine Anteilnahme ist also zweifelhaft, nicht für uns, wohl aber für den Richter, der ihn nach offenen Thatsachen verurteilen sollte. Vom Hofe war Otto entfernt. Er hatte sich zurückgezogen, und man rief ihn nicht wieder her. Für einen ehrgeizigen und stolzen Charakter, wie er war, mußte diese Rolle, welche er eben spielte, auf die Dauer unerträglich werden. Und er ruhte auch nicht. Immer arbeitete er an geheimen Plänen gegen den König. Alle wußten es und sprachen darüber, nur der König stellte sich, als ob er nicht daran glaube. Zwei stolze Feinde standen hier einander gegenüber, von denen jeder auf den Angriff des anderen wartete, um ihm die Todeswunde beizubringen. Wie uns Ottos Persönlichkeit, wie uns diejenige Heinrichs geschildert wird, erwarten wir nichts anderes von diesen Gegnern, als daß sie, das Auge scharf gegen einander gerichtet, doch wie zufällig und als wüßten sie von einander nichts, sich begegnen. Das erste verdächtige Zucken der Wimper — und die Lanze auf das Herz des Gegners gerichtet, werden sie gegen einander rennen, und nur Vernichtung des einen kann das Ende des Kampfes sein. Zwei Jahre schon wartete Otto auf diese Gelegenheit. Sie bot sich ihm nicht. Was sollte er thun? Des Königs Macht wuchs mit seinen Erfolgen, und an dem stolzen Herzog hingen die Augen der Sachsen, die ihre ganze Sympathie und Liebe vom Könige abgewendet und auf ihn übertragen hatten. Je zurückhaltender er war, um so stürmischer verlangte man nach einem Zeichen, daß er die Liebe seines Volkes erkenne und erwidere. Mit Gewalt war

nichts zu machen — im Augenblicke nichts. Da trat ein gewisser Egino mit der Anklage auf, er sei von Otto gedungen worden, den König zu ermorden; dazu zeigte er den Dolch, mit dem ihn Otto bewaffnet habe, um den König niederzustechen. Das war eine Handhabe. Der König ergriff sie und forderte Otto vor ein Hofgericht nach Mainz. Der Herzog erschien, stellte aber jeden Punkt der Anklage in Abrede. So stand Aussage gegen Aussage, die Meinungen waren geteilt, nur das Schwert konnte zwischen dem Kläger und dem Angeklagten entscheiden. Sechs Wochen Frieden gewährte der König dem Herzoge; dann sollte er sich in Goslar zum Gottesurteile stellen und im Zweikampf mit Egino seine Unschuld beweisen. Gegen den 1. August zog der Herzog in die Nähe von Goslar. Aber er kam nicht allein; eine große Schar Bewaffneter begleitete ihn. Boten brachten die Erklärung an den König, daß Otto sich nur unter Zusicherung sicheren Geleites stellen werde. „Heinrich erwiderte, für sein Kommen stelle er ihm einen Frieden, das weitere jedoch werde vom Ausgange des Zweikampfes abhängen. Darauf bat Otto um einen Aufschub, ritt aber, ohne die Antwort abzuwarten, davon, weil er glaubte, daß der König sein Gesuch nicht abschlagen werde." Wieder verwirrten sich die Meinungen der Fürsten, Die einen rieten zur sofortigen Verfolgung, während die anderen dagegen sprachen. Da trat der König unter sie und stellte die Frage, was das Recht in diesem Falle verlangte? Die Antwort war, daß Otto des Majestätsverbrechens für schuldig erklärt, ihm sein Herzogtum abgesprochen und seine Person für vogelfrei erklärt wurde. Sofort schritt man zur Exekution. Beutegier und persönlicher Haß mögen die dienstmännische Umgebung des Königs noch besonders gegen Otto angestachelt haben. Ein wüster Vernichtungskrieg wurde gegen die reichen Güter des Geächteten eröffnet, dessen Allodien und Lehen den westlichen Saum der königlichen Machtstellung am Harze bildeten. Zuletzt sammelte der König selbst noch ein Heer und führte es gegen die festen Burgen Ottos. Der Hanstein an der Werra wurde von Grund aus zerstört, der Desenberg bei Paderborn erhielt eine königliche Besatzung; weiter ging der Zug gegen die Besitzungen, die Otto von seiner Gemahlin, der Witwe des westfälischen Grafen Hermann von Werla, empfangen hatte. Schonungslos wütete das königliche Kriegsvolk, und selbst Kirchen und Gotteshäuser fielen der Zerstörung anheim. Otto hatte indes nicht gesäumt, sich zur Verteidigung zu rüsten. Mit einem geübten Heere von 3000 Mann fiel er über die königlichen Besitzungen in Thüringen her. Selbst Herzog Magnus von Sachsen, der Billunger, schloß sich ihm an. Die Thüringer aber erhoben sich gegen Otto und rückten ihm unter der Führung eines Grafen Rutger bis Eschwege entgegen. Otto zersprengte das Bauernheer im ersten Anprall, entließ nach diesem Erfolge den größten Teil der Fürsten und zog sich in das östliche Sachsen zurück, wo er teils vom Raube, teils von der Unterstützung seines Freundes, des Herzogs Magnus, sein Leben fristete. Heinrich hatte anderes erwartet, als er von der Niederlage der Thüringer hörte. Er eilte nach Goslar und verweilte dort bis Weihnachten, „da er nämlich besorgte, daß dieser ihm so teure und annehmliche Ort, welchen die deutschen Könige als ihre Heimat und häuslichen Sitz zu bewahren pflegten, während seiner Abwesenheit von den Feinden in Asche gelegt werden möchte; denn, wie man sagte, drohten sie solches zu thun und pflegten viel davon zu reden." Wir erkennen wieder den Grund der Erbitterung im sächsischen Volke. Was wollten die Frankenkönige hier? Diese Frage bildete den fortwährenden Refrain, und in den weitgehendsten Vermutungen suchte man die Antwort darauf.

In Goslar war es, wo Heinrich zu Weihnachten 1070 das erledigte Herzogtum Bayern auf die Verwendung Rudolfs von Schwaben an den jungen Welf übergab, den Schwiegersohn Ottos von Nordheim. Derselbe hatte anfangs die Sache seines Schwiegervaters mit Rat und That unterstützt. Nun war er der erste, „der dem Geächteten den Rücken wandte, ihm die Tochter zurückschickte und dessen eröffnetes Herzogtum umwarb." Unermeßliche Geldsummen erlegte er dem Könige für die Herzogswürde und schwur, der Tochter des Nordheimers nie wieder die Hand zu reichen. So kamen die Welfen nach Bayern. Was die Herzogswürde damals in Süddeutschland bedeutete, zeigt dieser Kaufakt. Die bayerischen Großen wurden um ihre Stimme nicht mehr befragt. Otto von Nordheim verlor die Herzogswürde, ohne nur den Anfang gemacht zu haben, die herzogliche

Stellung in Bayern zu befestigen. Man sieht, wie wenig sie ihm galt. Keine Hand regte sich für ihn bei seinem Sturze, und wie ein Hohn erklingt uns die Behauptung Bruns, der König selbst habe Egino zu seinem Auftreten gegen den Herzog bewogen, weil er keinen Augenblick daran gezweifelt hätte, daß Otto mit allen Bayern den aufständischen Sachsen zu Hilfe eilen würde. Die Zeiten, da Bayern sich mannhaft zur Opposition gegen das Königtum erhob, waren schon lange dahin. Bis sie wiederkehrten, dauerte es noch eine Zeit. Mag Otto von Nordheim solchen Plan gehabt haben, er mußte in Bayern selbst erkennen, daß er nicht durchführbar war. Wohl mochte das Mißtrauen gegen seine Person, gegen den Sachsen, nicht den geringsten Grund zu der offenbaren Zurückhaltung der Bayern gebildet haben. Wir hören zwar, daß der König es für gut fand, Welf selbst in sein neues Herzogtum zu führen und die verwirrten Verhältnisse dort zu ordnen, allein nirgendwo verlautet ein Wort, daß es zu Gunsten des Nordheimers zu einigem Widerstande gegen Welf gekommen sei. Schon auf dem Zuge nach Bayern erhielt Heinrich die Nachricht, Otto habe neue Streitkräfte zusammengezogen und sich mit ihnen auf dem Hasungerberg im Habichtswalde zwischen Diemel und Eder festgesetzt. Hier gedachte sich Otto zu verteidigen. Aber mit Sachsen, Thüringern und Hessen eilte der König heran und stand dem Herzoge bald gegenüber. Zu einer Entscheidung kam es indes nicht, da es Eberhard von Nellenburg gelang, Verhandlungen über einen neuen Waffenstillstand einzuleiten, der dann auch zustande kam. Bis Ostern 1071 gewährte der König dem Herzoge Frieden. Adalbert von Bremen leitete bald darauf weitere Unterhandlungen ein, infolge deren dem Herzog der Waffenstillstand bis Pfingsten verlängert wurde. Zu Pfingsten endlich stellte sich Otto zu Halberstadt dem Könige mit seinen Genossen. Otto behielt das Leben, erkannte den Verlust seines Herzogtums sowie seiner Reichslehen an, erhielt aber seine Allodien zurück. Magnus kam in des Königs eigenen Gewahrsam; wo Otto blieb, wissen wir nicht; erst nach einem Jahre erhielt er seine Freiheit wieder.


Herzog Welf von Bayern verstößt seine Gattin, die Tochter des geächteten Otto von Nordheim.

Niemals noch hat es ein Mensch auf rein diplomatischem Wege zum Volkshelden gebracht. Wem dieses Glück zuteil wurde, stand durch andere Fäden mit dem Volksgemüte in Verbindung, als nur durch denjenigen berechnender Klugheit. In ihm mußte sich ein Teil der Volksstimmung verkörpert finden; jener freche Egoismus, der sich der Masse nur zu eigenem Vorteil bedient, bildet nicht den Grundzug eines solchen Charakters, sondern man hat das Gefühl, das allgemeine Wohl stehe dem Volkshelden in seinen Betrachtungen und als Motiv seiner Handlungen obenan. Dieses Gefühl erweckte Otto von Nordheim den Sachsen und betrachten wir seine ritterliche Gestalt, sein Antlitz mit dem scharfen Ange, hören wir sein kühnes, mannhaftes Wort, so müssen wir wohl gestehen: nicht mit Unrecht ward dieser Mann zum Helden seines Volkes. Sein Sturz hatte Heinrich nicht viel genützt; wohl war er einen Hofmeister losgeworden, aber die allgemeine Stimmung ließ sich nicht zu seinen Gunsten umwenden. Otto blieb der Held der Sachsen, während man Heinrich immer mehr mißtraute. Namentlich als jetzt im März 1072 Erzbischof Adalbert von Bremen nach einem, wie er selbst noch einsah, vergeblichen Leben dahinschied, schien es, als sollte der fürstliche Beirat nun vollends beiseite geschoben werden, und man begann die volle Emanzipation des Königtums zu fürchten. Zwar zog der König auf das Verlangen der Fürsten hin den Erzbischof Anno noch einmal an sich und übertrug ihm die Leitung der Geschäfte, aber die alte Zeit kehrte nicht wieder. Heinrich IV war kein Kind mehr. Schreibt Lambert auch dem Einflusse des Kölner Erzbischofs den Fortschritt zur vollen Reife in des Königs Natur zu, indem er meldet, der Erzbischof habe binnen kurzem die Tüchtigkeit und die Sitten des Vaters in Heinrich erweckt, so belehren uns doch die Thatsachen, daß Anno im großen und ganzen ohne Einfluß blieb. Er fühlte es und war zu stolz zu bleiben, wo man seiner nicht bedurfte; dort zu gehorchen, wo er einst befohlen, war ihm unmöglich; nur bei seinen Siegburger Mönchen übte ein Anno sich im Gehorsam und in der Demut — eine lyrische Spielerei — und entzückte damit die Berichterstatter der Zeit. Doch dürfen wir ihm wohl die Befreiung Ottos von Nordheim namentlich zuschreiben, wie er auch an der Aussöhnung des Königs mit Herzog Rudolf von Schwaben, welche die Kaiserin Agnes vermittelte, Teil hatte. Nicht aber gelang es Anno, das Schicksal des Herzogs Magnus gleich günstig zu wenden. Denn hier kreuzten sich seine Gedanken mit des Königs geheimsten Plänen.



Otto von Nordheim geächtet.

Seit dem Aussterben des ottonischen Hauses war es in Sachsen zu einer wohl bemerkbaren Verzögerung des bisher eingehaltenen Fortschrittes gekommen. Wie kein

anderes Herzogtum stand das sächsische von Anfang an dem salischen Königsgeschlechte fremd und zurückhaltend gegenüber. Konrad II mußte es fühlen, mehr aber, als er, sein Sohn Heinrich III, denn nicht wie Konrad sah er in eine selbsterlebte Zeit eigener Demütigung und Machtlosigkeit zurück. Heinrich III kannte nur die Macht, wie sie ihm sein Vater hinterlassen. Ihr gegenüber duldete er keine willkürliche Selbständigkeit. Und so begannen unter ihm die Reibungen mit den Billungern. Mißtrauen gegen diesen König, der seine Macht hauptsächlich auf das vereinigte Süd- und Westdeutschland stützte, der dann nach Sachsen kam, um sich einen Palast und Dom in Goslar zu bauen, mag die ersten Ausbrüche veranlaßt haben. Wir hörten dann von der Begünstigung Erzbischof Adalberts von Bremen. Dieser aber wurde der Vormund und dann später der beste und treueste Freund seines Sohnes. So kann man sich denken, daß man in Sachsen von Anfang an besorgt und mißtrauisch auf den jungen König sah. Würde er fortfahren in dem von seinen Vorfahren begonnenen Werke der Unterdrückung des sächsischen Widerstandes? Würde er fortfahren, sich in Sachsen zu befestigen, wo der Adel, durch eine große Zahl fester Burgen ermutigt, dem Königtum trotzig die Stirne zu bieten gewagt? Heinrich gab die Antwort in der Zeit, da Adalbert starb. Allenthalben begann es sich eifriger zu regen: Burgen wurden gebaut, und kühn ragten bald ihre Türme und Mauern auf den waldbekränzten Höhen empor. Nur so konnte der König hoffen, einen festen Rückhalt gegen den trotzigen Sachsenadel zu gewinnen. Nun war es aber im Sachsenlande Gesetz, daß das Volk seine Hilfe dem Könige leihen mußte, wenn er Burgen bauen wollte. Anfangs trug man diese Last auch gerne, „wie eine Spielerei des Königs betrachtete man den Burgenbau in Sachsen." Bischof Benno von Osnabrück war Heinrichs Baumeister. Wir werden dem berühmten Manne wieder begegnen. Bei Goslar erhob sich die Harzburg, die wichtigste dieser Anlagen, welche allein eine Besatzung von 300 Mann, meist Franken und Schwaben, erhielt. Von hier aus dehnte sich eine Kette von Burgen am nördlichen und südlichen Saume des Harzes und über Thüringen hin. War auch der Ertrag der Fiskalgüter in Sachsen kein geringer, er reichte lange nicht hin, die Ausgaben des Königs und seines Hofes zu decken. So arteten wirklich die Bestechlichkeit und der simonistische Handel am königlichen Hofe in einer Weise aus, daß es manchen empören mußte. Wie die Fürsten die Minderjährigkeit Heinrichs benutzt hatten, sich zu bereichern, so suchte nun Heinrich alles abhanden gekommene Reichsgut wieder einzutreiben. Daß die königliche Dienstmannschaft diesen Gedanken entwarf und dann mit aller Energie in Angriff nahm, läßt sich denken. „Der erste Schritt war, daß man die vergabten Abteien den Händen der Bischöfe wieder entwand und dadurch jenen Reservefond von Einkünften und Lieferungen wieder unmittelbar dem Hofe zur Disposition stellte," den einst Adalbert, da er Hof und Reich zu beherrschen meinte, dem König entzogen hatte. Der zweite Schritt war die Herstellung und die durchaus neue Weiterbildung der Verwaltung der alten ottonischen Pfalzen am Harz und in Thüringen. Ob die Vorwürfe, welche sich alsbald gegen den König erhoben, er bediene sich unerlaubter Mittel, um sich zu bereichern, berechtigt waren, kann man unentschieden lassen; genug, daß seine Rücksichtslosigkeit Unzufriedenheit wachrief und um so mehr wachrufen mußte, als seine Räte und Helfer, jene Leute von niedriger Geburt, die Rücksichtslosigkeit zur Unverschämtheit potenzierten. Ein unkluger Schritt des Königs aber war der, daß er es sich nicht genug sein ließ, gegen die Großen herrschend und befehlend aufzutreten, sondern daß er auch das Volk selbst mißmutig machte und zum Widerstande reizte. Was hatte es zu bedeuten, daß er dem Volke die Benutzung der königlichen Weiden und Forste zur Schweinemast, die ihm bisher nicht verboten war, plötzlich verbot oder doch Bezahlung für die Benutzung verlangte? Was hatte es zu bedeuten, daß er die Wasser- und Holzgerechtigkeit für sich in Anspruch nahm und also im Volke die Klage laut werden ließ, man müsse das Trinkwasser und Wirtschaftsholz fürderhin kaufen? Wir erkennen den Weg, der hier von der Herrschermacht eines Konrad II direkt zum absoluten Regiment nur durch systematische einseitige Erweiterung der Herrscherrechte führte. Was hatte es ferner zu bedeuten, daß Heinrich seine schwäbischen Ministerialen so offen protegierte, daß er sie mit Gütern beschenkte, welche er den Sachsen abnahm; daß er sich

seines Rechtes bediente, mißliebigen Söhnen erledigte Lehen vorzuenthalten; daß er zu Gunsten seiner schwäbischen Freunde über die Töchter seiner sächsischen Vasallen verfügte und so allem tief eingewurzelten Standesbewußtsein, wie es gerade in Sachsen ausgebildet war, Hohn sprach; daß er endlich Leute, die sich längst zur Freiheit durchgerungen, wieder als Dienstleute reklamierte? „Es ist wider das Maß menschlicher Dinge — sagt Nitzsch — diese kühnen, zusammenhängenden und weitreichenden Pläne allein einem kaum 20jährigen jungen Manne anzurechnen; ihr Ursprung lag unzweifelhaft in jenen Kreisen seiner nächsten Umgebung, die, mit der Existenz und dem Schicksale des königlichen Hofes unauflöslich verbunden, die Demütigung desselben gleichsam persönlich empfunden hatten, und die jetzt an der Herstellung seiner Unabhängigkeit mit dem Gefühl befriedigter Rache und einer neu gewonnenen Machtstellung arbeiteten." Alles das wäre angegangen, hätte nicht der königlichen Gewalt der sichere Boden gefehlt. Wir hörten, wie seit den Zeiten Heinrichs II das Königtum sich auf die Gesamtheit der deutschen Elemente zu stützen begann, wie jene alte Stammeshegemonie aufgegeben wurde. Diesem Streben aber stand man in Sachsen mit einer unbewußten Abneigung gegenüber, und diese zu bezwingen, hatten schon Konrad II und dann Heinrich III einen Rückhalt an den oberdeutschen Stämmen gesucht und gefunden. Jetzt aber war dem Königtum diese Stellung verloren gegangen. Die Vereinigung der Oberdeutschen blieb zwar noch bestehen, aber nicht für, sondern gegen das Königtum, das sich in Sachsen festzusetzen suchte. Das geheime Einverständnis der Herzöge Welf von Bayern, Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnten sagt uns, daß etwas im Werke ist. Denn gerade die Begünstigung, welche Heinrich IV den schwäbischen Dienstmannen zuteil werden ließ, war nicht dazu angethan, das Mißtrauen Rudolfs zu beseitigen. Und doch, was wollte dieses Königtum, das seine oberdeutsche Machtstellung so leichtsinnig preisgegeben, bevor es seine neue Stellung in Sachsen gewonnen? Sicher fühlte man am königlichen Hofe, daß man gewissermaßen mit seinen Plänen in der Luft schwebte. Es war daher kein Zufall, daß man sich plötzlich des Erzbischofs Siegfried von Mainz wieder erinnerte und mit ihm wegen der thüringischen Zehnten in Unterhandlung trat. Ein Bundesgenosse that diesem Königtum not, ein Bundesgenosse, der durch seine natürliche Stellung zum Vermittler zwischen dem königlichen Hofe in Sachsen und den königlichen Getreuen in Süddeutschland wie berufen schien. In diesen Plänen tritt uns Heinrichs kühne und tief berechnende Umsicht entgegen, aber noch fehlt dieser Umsicht eines, das wesentlichste: die Begründung auf realen Verhältnissen. Das Bestehende nicht eher anzutasten, bis er selbst für das Neue eine unangreifbare Stellung gewonnen, hatte Heinrich noch nicht gelernt und zu bald mußte er erfahren, daß ihn seine Jugend vollkommen über diese seine Stellung getäuscht hatte.

„Wäre der Jugendplan Heinrichs zur Gründung eines stärkeren Königtums, wie er damals gewiß überall in Deutschland angenommen wurde, in Erfüllung gegangen, so wäre nicht allein das kontinentale Sachsen in demselben Jahrzehent unterlegen, in welchem die Normannen das überseeische in England brachen, sondern wir würden unzweifelhaft von da ab ebenso den Anfang einer festeren Reichsbildung, eine Konzentration unserer nationalen Kräfte datieren, wie jetzt den Verfall und die Verwirrung derselben." So Nitzsch, und wir erkennen hiemit, mit wie gewaltigem Schwunge dieser junge König die Verhältnisse aufgriff und sich der Leitung derselben zu bemächtigen suchte.

Das deutsche Königtum stand mitten im Kampfe der nationalen Elemente. Wohl hatte es sich seiner Weltstellung erinnert, aber nur um sie als Waffe in diesem Kampfe zu gebrauchen. Während die Kaiserwürde Heinrich IV noch versagt blieb, war es dem Papsttum gelungen, bis zur vollen Freiheit von deutschem Einflusse auf jener Bahn weiter zu wandeln, die einst Hildebrand betreten. Doch merkwürdig: Hildebrand vermochte dem Papsttum diese Stellung nur zu erringen, indem er sich, wie wir sahen, an die Spitze der nationalen Bewegung in Italien stellte. So hätte es also höchstens zu einer italienischen Nation unter einem italienischen Papste, niemals aber zur Weltherrschaft des Papsttums kommen müssen, hätte Hildebrand es nicht verstanden, andere Gesichtspunkte aufzustellen, welche, allen gemeinsam, die Völker aus ihrer beschränkten, nationalen Arbeit herausrissen und in den Dienst der Kirche zwangen. Was geistliche Ideen ver-



Heinrich IV.
Nach dem Gemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

mochten, hatte man vor kaum einem Menschenalter bei der Einführung der Treuga Dei kennen gelernt. Jetzt bediente sich ihrer Hildebrand im allgemeinen, wie im besonderen: Personen und Völker, die Welt suchte er mit ihnen zu beherrschen.

Da war in Mailand die Pataria. Rom hatte ihr ein neues Stichwort gegeben: der Kampf gegen die königliche Investitur. Infolge der Entsagung und des dann bald erfolgenden Todes Erzbischof Widos (August 1071) mußte in Mailand zu einer Neuwahl geschritten werden. Hildebrand und sein Anhang suchten eine kanonische Wahl durchzusetzen, aber viele stimmten für Investitur durch den König. Heinrich verlieh das erledigte Erzbistum an einen Subdiakon der Mailänder Kirche, Gottfried mit Namen, während die Patarener Atto, einen jungen Geistlichen, der erst die niederen Weihen besaß, erwählten. Atto wurde von Rom aus förmlich anerkannt (Anfang 1072). Es geschah dies um dieselbe Zeit, als in Parma der Gegenpapst Cadalus starb. Anno lenkte die Wahl Heinrichs hier auf Eberhard, einen Kölner Geistlichen, einen Mann aus seiner Sippschaft, der nun Bischof von Parma wurde. Auch in Ravenna geschah es noch einmal, daß Heinrich die Investitur ausübte. Wibert, der Kanzler der Kaiserin Agnes, trat an des verstorbenen Erzbischofs Stelle (1072). Aber das Königtum bewegte sich trotz alledem dauernd auf der Rückzugslinie. Gerade seine Verweltlichung, gerade jener ausgeprägt nationale Charakter, den es seit Heinrichs selbständigem Regiment zu offenbaren begann, erleichterte dem Papsttum das Werk der Reform und steigerte mit ihr zugleich seine internationale Autorität.

Und merkwürdig, während wir die deutschen Bischöfe selbst noch zum größten Teile in einer mißtrauischen Reserve Rom gegenüber gewahren, sind es deutsche Frauen, welche sich der Sache des Papsttums voll und ganz hingeben. Wir hören von Adelheid, der Markgräfin von Susa, der Schwiegermutter des Königs, einer klugen und energischen Frau, welche aber keineswegs ganz auf der Seite ihres königlichen Schwiegersohnes stand, sondern auch Petri teuerste Tochter nach dem Ausspruche Hildebrands war; neben ihr die Markgräfin Beatrix von Canossa mit ihrer so berühmt gewordenen Tochter Mathilde. Letztere war verheiratet mit Gottfried dem Höckrigen, dem Sohne Herzog Gottfrieds von Lothringen, der Mathildens Mutter, Beatrix, geheiratet hatte. Aber was wir von Mathilde hören, ist nicht dazu angethan, uns sonderlich zu begeistern. Ihr glühender Enthusiasmus für das Werk Hildebrands, in den sich ihre ganze Neigung zum männlichen Geschlechte auflöste, ist ebenso krankhaft, wie charakteristisch für die Zeit. Aus dieser transcendentalen Liebe floß ihr die Kraft, welche sie noch weit rücksichtsloser als einst ihren Vater und Stiefvater gegen das Königtum in die Schranken treten ließ, um die Weltmacht des Papsttums zu gründen. Nennen wir noch die Kaiserin Agnes selbst, welche die Stellung ihres Sohnes durch ihre Freundschaft mit Hildebrand so sehr erschwerte, so ist der Kreis für uns geschlossen. Jedenfalls aber dürfen wir annehmen, daß die Genannten nicht die einzigen waren, auf welche die Stimmung der Zeit wirkte und in denen sie dann, das ganze abendländische Leben weiter beeinflussend, wieder zum Ausbruche kam. Hören wir die Nachrichten über das Frauenleben in Frankreich, wo es kaum eine vornehme Dame gab, welche nicht zu Skandal Anlaß gegeben hätte, hören wir dann, wie sich an das Gesindel von Kreuzfahrern unter Peter von Amiens, Walter

Senzaveor, Gottschalk, Volkmar und den Grafen Emmicho so viele Frauen aus Deutschland und zwar nicht aus Religiosität anschlossen, so haben wir das Gegenbild. Ueberkräftige Sinnlichkeit muß in irgend einer Weise zum Ausdrucke kommen, wird sie durch das ganze öffentliche Leben in der Weise angeregt, wie es damals der Fall war. Ungezügelte Ruchlosigkeit und Lüsternheit — tiefe Zerknirschung und Todesfurcht, welche dann wieder zu jener wahnsinnigen Askese führen, stehen in solchen Zeiten hart nebeneinander. Und je roher die Zeit ist, desto heftiger die Empfindungen, desto lebendiger die Phantasie. Was die Frauen vermögen, hat Hildebrand bewiesen. Er griff dieses Streben nach Emanzipation auf, welches stets in jenen Zeiten zum Durchbruche kommt, in denen das Weib nicht mehr auf natürlicher Stufe dem Manne gegenüber steht, sondern auf einer niedrigeren, in denen das natürliche Recht des Weibes vergessen scheint und äußere Rücksichten den Mann bestimmen, dieser oder jener Frau seine Huldigung darzubringen und sie zur Gattin zu wählen. Wie der Kirche ihre Vögte, so standen damals manchen Frauen ihre Männer gegenüber, als Wirtschafter und Schützer des materiellen Gutes, während das innere Leben in solcher Ehe zu keiner oder nur zur rohesten Entfaltung kam. Daß bei einer solchen Verschiebung und Verzerrung der natürlichen Gesetze ein Geschlecht auf Irrwege geraten muß, ist klar, und so sehen wir denn auch die verschiedensten Wege eingeschlagen, dem natürlichen Streben zu irgend einer Befriedigung zu verhelfen. Wie gerade in diesem Punkte die Angelegenheiten Heinrichs IV bestellt waren, sahen wir oben. Auch hier eine Ehe nach anderen Rücksichten als der natürlichen auf gegenseitiger Zuneigung geschlossen; auch hier jenes Suchen und Streben auf der einen, jenes Entsagen und stumme Dulden auf der andern Seite. Heinrich IV stand vollkommen in dem Gemüts- und Geistesleben seiner Zeit und es wäre ganz falsch, wollten wir jene Ausbrüche von Demut und Unterwerfung gegen Rom, wie wir sie bei ihm wahrnehmen werden, nur auf Rechnung einer schlauen, hinterlistigen und perfiden Politik stellen. Wie er in Wahrheit „der Barmherzige, der Vater der Armen“ war, für die er mit hingebender Aufopferung sorgte, so können wir uns sehr leicht denken, daß auch er von den Anwandlungen seiner Zeit nicht unberührt blieb. Gerade darin, daß die Anschauung der Zeit und das Bewußtsein von seiner königlichen Würde, wie es ihm als dem Nachfolger und Nachkommen eines Konrad II, eines Heinrich III angeboren und anerzogen worden war, sich so vollkommen widersprachen, gerade in diesem Zwiste, den in Heinrichs Natur innere Würde und äußere Majestät kämpften, scheint uns der Angelpunkt seines späteren Unglückes zu liegen. Mißtrauen, Treulosigkeit und Verrat beherrschten das Zeitalter. Wir finden sie überall. Und wenn wirklich einmal eine wahre, innige Empfindung zum Durchbruche kommt, schnell muß sie in sich zurückkriechen, da nur Mißtrauen und Kälte, niemals Liebe und Vertrauen ihr begegnen. Und doch war gerade Heinrichs Natur in diesem Wechselleben groß geworden: hier jener Anno, dessen stolzer, herrschsüchtiger Blick die Seele des Knaben bis ins Innerste kalt durchschauerte, dort jener Adalbert, der in nimmermüdem Eifer jeden Wunsch des jungen Königs erfüllte und ihm seine liebevolle Hinneigung und Treue fortwährend bewies. Was wollte der König mit seinem gespaltenen Herzen in einem Leben, wo nur die kalte Vernunft zu herrschen und kein Mittel zu schlecht schien, welches zu dem gewollten Zwecke zu führen



Kaiser Heinrich IV. Miniatur aus der Kaiserchronik. Nach des Mönchs Ekkehard von Aurach Ao. 1113. (Nach Stacke, Deutsche Geschichte.)

versprach? Gewiß besaß auch er einen großen Teil jener berechnenden Klugheit und Umsicht, welche ihn dann selbst dahin führte, seine eigenen Empfindungen in seinen Plänen zu verwerten und dadurch zu entstellen, aber wir fragen, war es ein Glück für ihn, daß er dies konnte, war es ein Glück für Deutschland, daß er es mußte? Ein Robert Schlaukopf (Guiscard) war der Held für eine solche Zeit, an seiner Seite Sigelgaita, das feurige und doch natürlich maßvolle Weib aus altem Langobardengeschlechte. Ihnen gelang es, Bari zu erobern, Palermo zu erstürmen (Januar 1072). Unteritalien und Sicilien fielen den Normannen zu; und hinter den Normannen stand die Curie. Aus dieser Mischung orientalischer, italienischer und französischer Elemente, wie sie nur hier zu so merkwürdigem Leben erblühte, sollte sich dereinst jener traumhaft phantastische Duft erheben, der die Politik und Gestalt des letzten großen deutschen Kaisers umwob.

Was aber auch in damaliger Zeit errungen und erstrebt wurde, mußte unwillkürlich jener einen großen Idee zu statten kommen, welche das Abendland erfüllte und bewegte: über aller materiellen Macht und Herrschaft steht, soll sie zum Guten gedeihen, die Herrschaft des Geistes, oder wie die damalige Welt sich diese Wahrheit nach ihrem Verstande zurecht legte: über aller weltlichen Herrschaft steht die Herrschaft der Kirche und des Papsttums. In der Modifikation jener Wahrheit tritt uns die gewaltige Macht entgegen, mit welcher die Kirche damals in die abendländische Bewegung eingriff; in der Abirrung von jener Wahrheit aber erkennen wir zugleich das Symptom der Unhaltbarkeit und der dereinstigen Niederlage. Den Normannen gelang es im Dienste des hl. Petrus, die Araber zu besiegen; in Spanien und Sicilien wurden die Mohamedaner von den französischen Rittern bedrängt, ein Vorspiel jener gewaltigen Kämpfe, welche dann von der Curie entflammt wurden und mit denen sie sich direkt in den Mittelpunkt des abendländischen Lebens hineinschob. Es war der letzte Versuch, das Auseinanderfallen dieses Lebens in nationale Entwicklungen zu verhindern. Der Versuch scheiterte. Er führte in Deutschland zum Chaos, in Frankreich und England aber gerade zu jener ersten großen Begründung des nationalen Lebens unter Ludwig dem Heiligen und Johann ohne Land. Was aber die Normannen jetzt unter der Fahne des hl. Petrus für Italien leisteten, das hatte kein deutscher Kaiser jemals erreicht. Das deutsche Kaisertum war überflügelt vom Papsttum, das jenem seine oberpriesterliche Gewalt zum großen Teile verdankte und nun im Bunde mit der Pataria in Mailand und ihrem Anführer Erlembald, mit Roger von Sicilien und Richard von Capua, mit Robert Guiscard und Mathilde von Canossa nicht anstand, die Deutschen seine Siege fühlen zu lassen. Schon Alexander II hatte dem deutschen Episcopat gezeigt, daß der römische Stuhl sich wieder vollkommen im Besitze der höchsten kirchlichen Autorität fühlte. Und nicht bloß das. Gestützt auf die nationale Bewegung in Italien gelang es dem Papsttum wie in Italien allmählich überall bei den deutschfeindlichen Elementen der abendländischen Bevölkerung festen Fuß zu fassen. Sobald aber diese Bewegung aus der negativen Tendenz einer Bekämpfung der deutschen Herrschaft zu einer positiven des nationalen Bewußtseins bei den einzelnen Völkern fortschritt, mußte das Papsttum mit seinen universellen Ideen die Fühlung mit dieser Bewegung verlieren. So weisen alle Thatsachen bereits in die fernere Zukunft. Doch genug, daß wir erkannten, wie damals das Papsttum in der Mitte aller fortschreitenden Entwicklungen zum nationalen Bewußtsein außerhalb Deutschlands stand trotz der Hintergedanken, welche es mit dieser Parteinahme gegen die deutsche Herrschaft verband. Ein internationales Kardinalskollegium, wie es seit Leo IX thatsächlich den Papst umgab, läßt uns diese Hintergedanken ebenso klar erkennen, wie die Bestrebungen des Papstes bei den einzelnen abendländischen Völkern. Mit der Idee von der Herrschaft der christlichen Kirche verband sich die Idee von der Herrschaft über die Welt. Und überall, wo dieser Weltherrschaft vorgearbeitet werden sollte, mußte man zuerst daran denken, den deutschen Einfluß zu vernichten, die deutsche Macht zu stürzen. Ein Konflikt mit dem deutschen Kaisertum war auf die Dauer unvermeidlich; nur dann wäre er zu vermeiden gewesen, wenn sich das Kaisertum direkt den Anforderungen Roms unterworfen und seine Macht ganz und gar in den Dienst der Curie gestellt hätte. Das aber war von dem Sohne Heinrichs III, von dem Enkel Konrads II, trotz seiner aquitanischen Mutter nicht zu erwarten.

Als ob man es beiderseits vermieden hätte, irgend eine streitige Angelegenheit ganz zu erörtern, so schien es anfangs. Heinrich unterwarf sich den Anforderungen des römischen Legaten Petrus Damiani, als er sich von Bertha scheiden lassen wollte; er unterwarf sich wieder, als ihm von Rom aus die Anerkennung seines Bischofskandidaten für Konstanz verweigert wurde. Die deutschen Bischöfe schwankten halt- und wehrlos zwischen Königtum und Papsttum und ermutigten gerade durch ihre Haltung die Curie zu immer energischerem Auftreten. Selbst daß man sich in Deutschland nicht rührte, als im stammverwandten England die Herrschaft der Angelsachsen den Angriffen der Normannen erlag, daß man dazu schwieg, als die Curie auch auf dieses Land die Hand legte, indem sie Wilhelm den Eroberer als einen Vasallen des hl. Petrus betrachtete; daß man solches geschehen ließ trotz der Aufregung, welche sich Deutschlands bemeisterte, zeigt, wie man nicht recht klar war, was dies alles bedeutete, wie man aber noch weniger gesonnen war und sich stark genug fühlte, Rom entgegenzutreten. Seit jener unseligen Spaltung der deutschen Kirche unter Heinrich II in Anhänger von Mainz und solche von Köln, war derselben jener feste Zusammenhalt, der sie bisher so stark gemacht, verloren gegangen. An ihrer Schwäche rankte sich Roms Macht empor und zu Anfang des Jahres 1073 war man so weit, daß man einen entschiedenen Schritt thun zu können glaubte: auf der Fastensynode sprach Alexander II über fünf Räte des Königs den Bann aus. Es war das energische Eintreten des deutschen Hofes für Gottfried, den königlichen Kandidaten für Mailand, was Alexander zu dieser Maßregel veranlaßte. Heinrich aber übersah das Vorgehen der Curie, behielt seine Räte bei und unterstützte auch Gottfried weiter. Vollkommen sicher glaubte er sich „bei der tiefgewurzelten Abneigung des deutschen Klerus gegen die vom Papsttum vertretenen Reformen nach dieser Seite." Er irrte sich. War auch die Begeisterung für Clunys Ideen bisher keine große gewesen, war auch über die deutsche Grenze die französische Reformbewegung bisher kaum eingedrungen, so hatte hier plötzlich mit Annos Vorgehen ein merkwürdiger Umschwung stattgefunden. Nach Siegburg berief er italienische Mönche aus Fructuaria. Andere folgten seinem Beispiele. Namentlich aber begann es sich in den Schwarzwaldklöstern St. Blasien, Schaffhausen und Hirschau zu regen und bald sollte Heinrich erfahren, welchen Anhang die Gregorianer und Cluniacenser in Deutschland gewonnen hatten. Das tadellose Leben dieser reformierten Mönche gewann die Menge; Wunder und Zeichen geschahen und es belebte sich die Volksphantasie in den folgenden stürmischen Zeiten wieder in jener krankhaft wahnsinnigen Weise, wie wir dies ähnlich in der merovingischen wie in der karolingischen Niedergangsepoche kennen lernten. Diesmal aber ist ein gewaltiger Unterschied in den Folgen der Bewegung gegen früher. Sie geriet unter die einheitliche Leitung Roms, das nun seinen Nutzen aus ihr zog, wie es dies niemals vorher gethan, noch vermocht hatte. Die Bewegung hatte in der Zeit begonnen, als das Papsttum den ersten Angriff wagte; kam es zu einem Konflikte mit dem Kaisertum, so konnte man in Rom gewiß auf einen Anhang in Deutschland zählen. Dazu dann die Macht, welche Rom sich durch regelmäßige Wiederkehr seiner Ostersynoden allmählich in der ganzen Christenheit gewonnen, da es zum erstenmal seit Karl dem Großen wieder geschriebene Gesetze gab: wir begreifen wohl, daß Heinrich IV einen Gegner finden wird, von dessen Stärke er sich anfangs nichts träumen ließ, die er aber dann bald nur zu wohl erkannte.

Ein Jahr nach dem Tode seines besten Vorkämpfers, des oft genannten Petrus Damiani (Februar 1072), starb auch Alexander II. Es war der 21. April des Jahres 1073. Schon am folgenden Tage thronte Hildebrand auf dem päpstlichen Stuhle. Die Menge war zum Begräbnis Alexanders nach der Kirche des Laterans geströmt. Und aus der Menge heraus erfolgte die Erhebung des Mönches mit spontaner Gewalt. Die Kardinäle konnten die Volkswahl nur bestätigen. Man hat davon gefabelt, Hildebrand habe durch Geld gewirkt. Mögen seine Anhänger auch nicht zurückhaltend gewesen sein mit Versprechungen und Lockungen, so ist doch Hildebrands Wahl und die Weise, wie sie sich vollzog, ein Zeugnis für seine Beliebtheit, und für den Geschichtsschreiber ist dieses Zeugnis sprechender, als alle Vermutungen. Hildebrand, der sich als Papst Gregor VII nannte, hatte es wie keiner seiner Zeitgenossen verstanden, den Bestrebungen der Zeit in

ihrem stillen, wohl gefühlten, nicht aber klar erkannten Gange Ausdruck zu verleihen. Nicht nur ein großer Papst, auch ein großer Mensch steht vor uns, und nur kleinliche Geister können sich bemüßigt finden, sich über die Mittel aufzuhalten, deren sich Gregor zu seinen Zwecken bediente. Darin war er eben ein Kind der Zeit, wie alle anderen, und ihm persönlich das zum Vorwurfe machen zu wollen, wäre ungerecht. Daß sein Thun von größerem Erfolge gekrönt war, als das Treiben anderer, lag an seiner persönlichen Größe, an seinem Scharfsinn und seiner Klugheit, an seinem brennenden Eifer und seiner rücksichtslosen Energie. Ihm aber hinwiederum aus der Benützung seiner Fähigkeiten einen Vorwurf machen zu wollen, heißt die Welt auf den Kopf stellen. Vertrat er die große Zeitidee, wie wir sie oben erkannten, auch in einseitiger Weise, indem er sie mit seiner Idee von der Papstherrschaft identifizierte, so that er darin nichts anderes, als was alle großen Männer, welche einen Erfolg aufzuweisen haben, von jeher mehr oder weniger gethan haben. Jenes Privilegium des staatsmännischen Genius, daß seine Mittel selbst wieder Zwecke sind, müssen wir nicht nur diesem oder jenem zugestehen, sondern allen, welche uns als staatsmännische Genies entgegentreten. Ist es auch gewiß, daß Heinrichs IV Politik durch die Opposition, auf welche er allenthalben stieß, in jenes Extrem des Absolutismus geradezu hineingedrängt wurde, ebenso sehr, als durch seine natürliche Veranlagung, so handelte es sich doch für die damalige Zeit darum, den Tyrannen in ihm niederzuringen, der sich über Deutschland und das Abendland erheben wollte.



Papst Gregor VII.

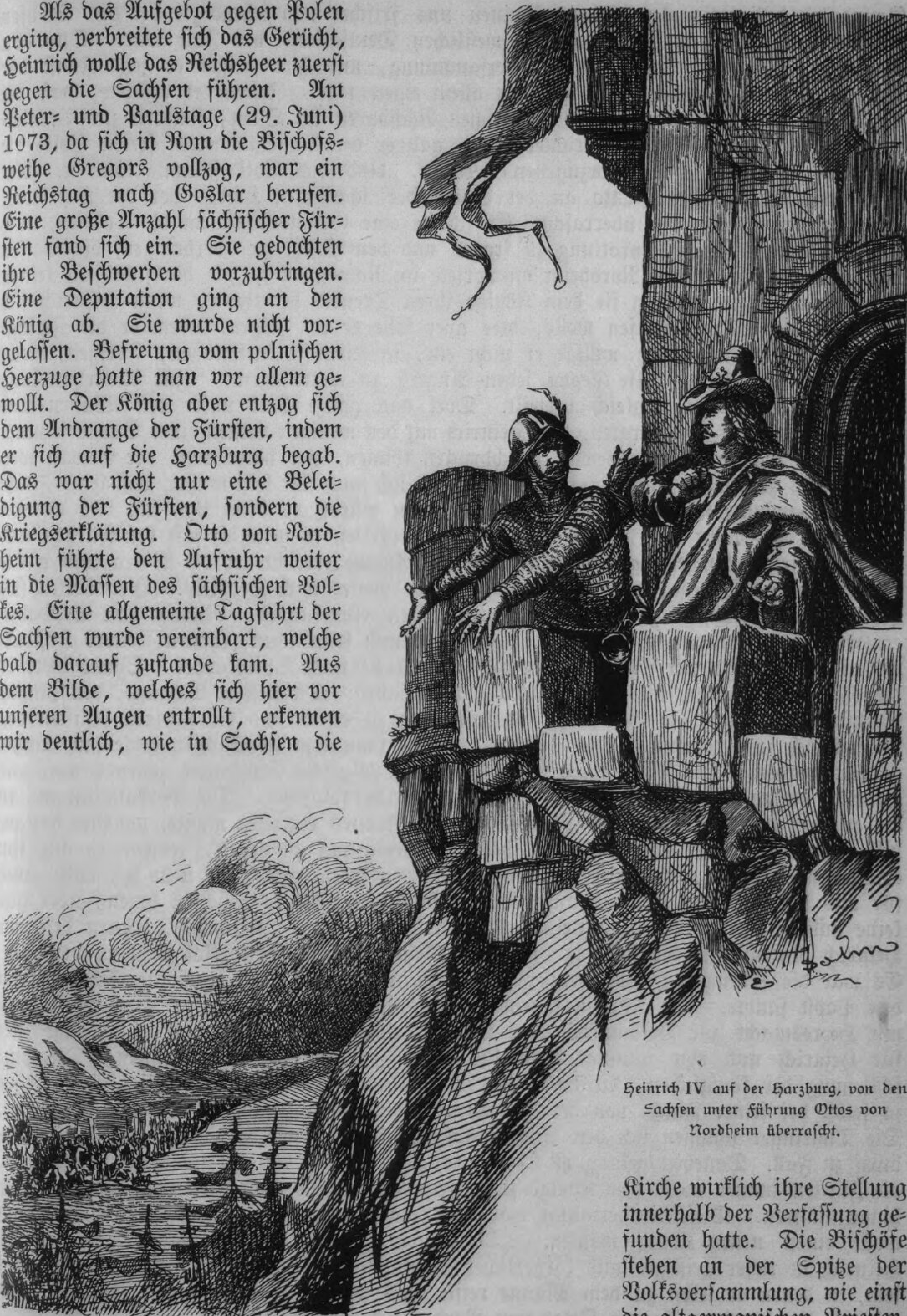
Die Entwicklung hatte aber das ruhige Gleichgewicht und Gleichmaß längst verloren, und radikale Tendenzen ließen sich nur mehr durch eine radikale Opposition bekämpfen. Gelang es Gregor nicht, den Sieg ganz zu gewinnen, von dem er geträumt, so erreichte er doch so viel, daß er die kaiserliche Tyrannei niederwarf. In diesem Siege lag dann Gregors eigene Niederlage, denn auch eine päpstliche Tyrannei war auf die Dauer unhaltbar. Bei alledem muß man aber stets bedenken, daß die menschlichen Charaktere von der Weiterentwicklung der Dinge nicht unbeeinflußt bleiben. Gregors Streben entsprach in den ersten Zeiten einem wahrhaftigen und allgemein gefühlten Bedürfnisse. „Die eingerissenen Mißbräuche, besonders die gänzliche Vergessenheit aller Zucht unter den Geistlichen und die leichtsinnige Art, wie Heinrich und seine Hofleute mit geistlichen Stellen verfuhren, hatten in jedem, der es mit Religion und Sitte wohl meinte, den Wunsch einer Abhilfe erregt, und nicht Gregor allein, doch gewiß aus guten Gründen er vor allen

anderen, erkannte die Notwendigkeit, so schreiende Uebel abzustellen. Gregor war aus reiner Absicht entschlossen, die Gebrechen der Kirche zu heilen.“ Daß er nach der Erreichung seiner ersten Ziele neue Ziele verfolgte, entsprang seinem stolzen Siegesgefühle; daß er übermütige Forderungen stellte, führte zuletzt seine Niederlage herbei, denn mit einer einfachen Umkehrung der Machtfrage war der damaligen Menschheit nicht gedient.

Jede Zeit hat ihr eigenes Recht, und Gregor gedachte seiner Zeit das ihrige zu erhalten. Was kümmerte es ihn, daß man früher bei der Papstwahl anders verfuhr? Was, daß man am deutschen Hofe erwartete, er werde die Bestätigung seiner Wahl einholen? Doch war er zu viel Diplomat, um offen zu sagen, was er meinte. Was geschah, wie sich König und Papst nach dieser Wahl benahmen, wissen wir nicht. Der Umstand, daß der eine das, der andere das erzählt, beweist uns, daß offiziell eben nichts geschehen ist, sondern daß man sich gewissermaßen offiziell über den schwierigen Punkt verständnisvoll ausschwieg. Wohl drängten die deutschen Bischöfe wie die lombardischen den König, sich seines Rechtes zu bedienen und die Wahl zu kassieren. Heinrich aber dachte an anderes. So erfolgte am Peter- und Paulstage (29. Juni) die feierliche Bischofsweihe Gregors in Anwesenheit der Kaiserin Agnes und der Markgräfin Beatrix. Und kaum waren zwei Monate verflossen, als sich Heinrich selbst in einem jener Anfälle, denen in damaliger Zeit die Gemüter der Menschen ausgesetzt waren, dem Papste in einem merkwürdig demütigen Schreiben vollkommen unterwarf. Wie Heinrich dazu kam, werden wir gleich erfahren.

Es war im Anfange des Jahres 1073, als Heinrich sich als Herrn der Situation in Sachsen betrachten konnte. Die königliche Ministerialität hatte, wie es schien, den vollkommenen Sieg errungen. Die sächsischen Burgen waren vollendet und mit schwäbischen Mannen besetzt, mit Dänemark waren Verabredungen getroffen, Herzog Magnus war und blieb der Gefangene des Königs, die Lüneburg, sein Allodialsitz, war von den Königlichen besetzt, Otto von Nordheim schien durch seine Freilassung versöhnt, Erzbischof Siegfried von Mainz bezog die thüringischen Zehnten — da kündigte Heinrich eine Heerfahrt nach Polen an. Im August sollte sich das Reichsheer sammeln. Es kam nicht dazu. „Bei den ersten kühnen Schritten, welche die Reichsministerialität auf der Bahn unserer Entwicklung that, wirft sich ihr einer jener freien Herren entgegen, deren ganzes und volles Bild in unserer wesentlich kirchlichen Ueberlieferung nur zu oft nicht zu wahrem Ausdruck gekommen ist.“ Man hat neuerdings die Ansicht ausgesprochen, daß Otto von Nordheim nicht von Anfang an zu den Verschworenen in Sachsen gehörte. Und doch bezweifeln wir nicht, daß er die Seele aller Vorgänge war. Entschieden stellte er sich erst an die Spitze des Aufruhrs, als er den Erfolg desselben für gesichert halten konnte. Als es sich nun in Sachsen zu regen begann, hätte man denken sollen, das sei die beste Handhabe für Gregor gewesen. Allein der Papst fühlte sich unsicher, er wußte nicht, woran er mit Heinrich und seinem Hofe war; er konnte sich nicht offen zu den Feinden Heinrichs gesellen, so lange ein Funke von Hoffnung in ihm glühte, Heinrich selbst zu gewinnen. Was hätten also die sächsischen Verschworenen, welche bei der schwankenden Haltung der deutschen Fürsten kaum großen Anhang zu erwarten hatten, ohne Otto von Nordheim beginnen sollen? Nicht nur, daß sie ihn zu gewinnen suchten, wissen wir, sondern wir können mit ebensolcher Sicherheit annehmen, daß gerade Otto es war, der, wenn auch aus anfangs noch gedeckter Stellung, sie aus ihrer haltlosen Verbissenheit endlich zu einem großen Entschlusse fortriß. „Es war der größte politische Schachzug dieses so erfindungsreichen sächsischen Staatsmannes und Volksführers, daß er in der elften Stunde alle feinen und kühnen Berechnungen des königlichen Hofes durch das seit Jahrhunderten unerhörte Mittel eines allgemeinen sächsischen Aufgebotes zerriß.“ Lambert von Hersfeld zeigt uns in seinem Berichte über Otto, wie populär er in Sachsen war, welch ein Kranz von Sagen und Anekdoten sich um die Stirn dieses echt nationalen Helden wand. Eine bewaffnete Volksmenge von 60 000 Mann stellte sich ihm unter der Anführung eines Erzbischofs, von sieben Bischöfen, dreier Markgrafen, eines Pfalzgrafen und fünf Grafen zur Verfügung. Damit hatte man am königlichen Hofe nicht gerechnet.

Als das Aufgebot gegen Polen erging, verbreitete sich das Gerücht, Heinrich wolle das Reichsheer zuerst gegen die Sachsen führen. Am Peter- und Paulstage (29. Juni) 1073, da sich in Rom die Bischofsweihe Gregors vollzog, war ein Reichstag nach Goslar berufen. Eine große Anzahl sächsischer Fürsten fand sich ein. Sie gedachten ihre Beschwerden vorzubringen. Eine Deputation ging an den König ab. Sie wurde nicht vorgelassen. Befreiung vom polnischen Heerzuge hatte man vor allem gewollt. Der König aber entzog sich dem Andrange der Fürsten, indem er sich auf die Harzburg begab. Das war nicht nur eine Beleidigung der Fürsten, sondern die Kriegserklärung. Otto von Nordheim führte den Aufruhr weiter in die Massen des sächsischen Volkes. Eine allgemeine Tagfahrt der Sachsen wurde vereinbart, welche bald darauf zustande kam. Aus dem Bilde, welches sich hier vor unseren Augen entrollt, erkennen wir deutlich, wie in Sachsen die

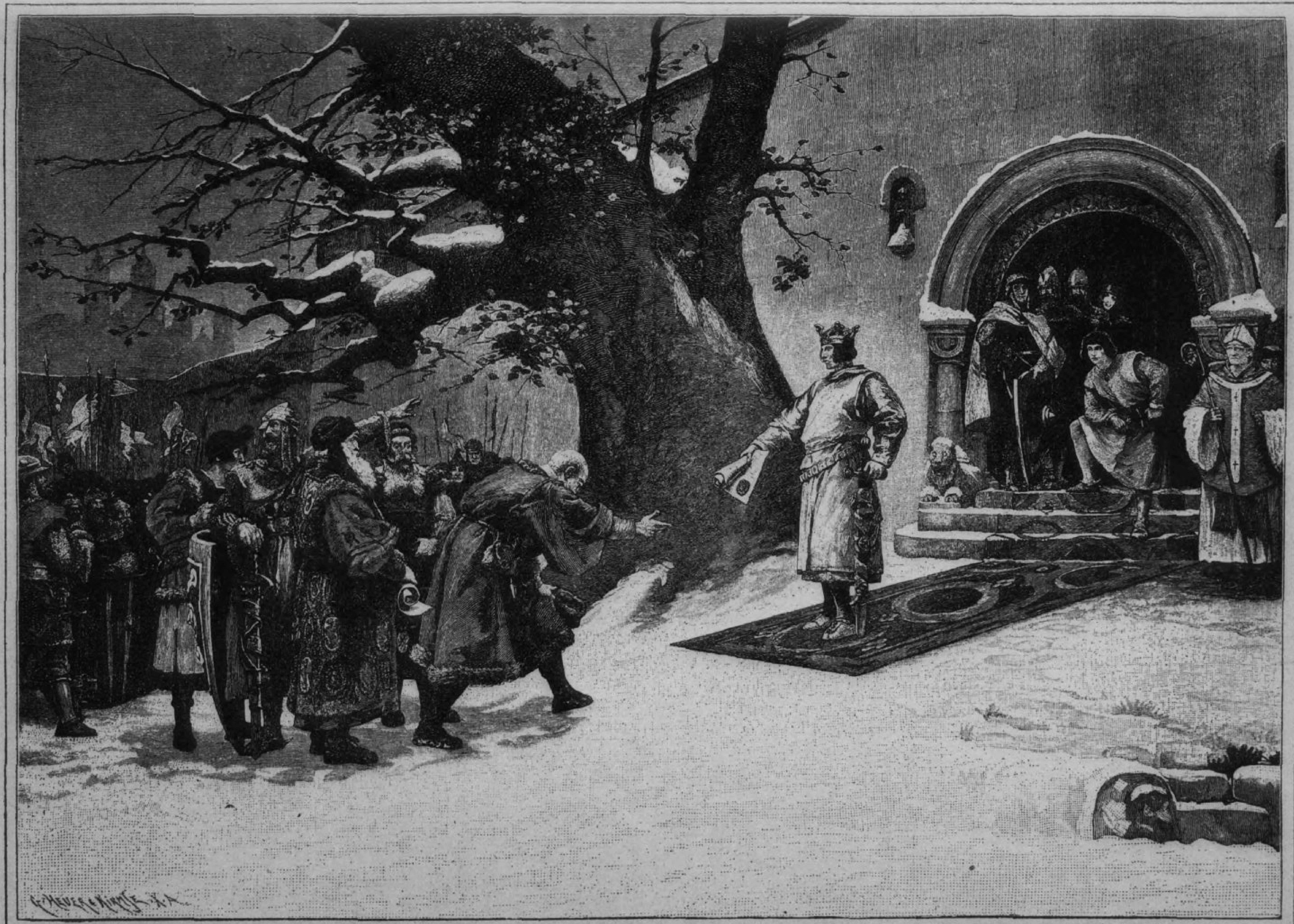


Heinrich IV auf der Harzburg, von den Sachsen unter Führung Ottos von Nordheim überrascht.

Kirche wirklich ihre Stellung innerhalb der Verfassung gefunden hatte. Die Bischöfe stehen an der Spitze der Volksversammlung, wie einst die altgermanischen Priester. Sie waren es, welche zuerst zum Eide schritten für die Freiheit der Kirchen und des sächsischen Landes. Der Rückblick in ein früheres Stadium der Entwicklung eröffnet sich uns hier, und die

Grundzüge des nationalen Lebens scheinen uns frischer und lebendiger bei den Sachsen gewahrt, als dies im südlichen und westlichen Deutschland der Fall war. Otto von Nordheim hatte den Vorsitz in der Versammlung, und hier zeigte er jene Kunst der Rede und Unterhandlung, die ihm vor allem eigen war. Indem er erklärte, daß die Burgen Heinrichs nicht gegen die heidnischen Nachbaren im Osten, sondern zur Vernichtung der sächsischen Freiheit errichtet seien, gab er dem angesammelten freien Volke die Richtung an, in der er vorzugehen gedachte. Und das Volk stimmte ihm zu. Am 7. August 1073 erschien Otto an der Spitze des sächsischen Heeres vor der Harzburg. Heinrich war vollkommen überrascht. Er schickte eine Gesandtschaft an die Sachsen, nach der Ursache der Zusammenrottung zu fragen und den Befehl zu überbringen, die Waffen niederzulegen. Otto von Nordheim antwortete im Namen aller, „sie beabsichtigten keinen Bürgerkrieg, gern würden sie dem Könige ihren Treueid bewahren, wenn Heinrich sich gegen sie als König erweisen wolle; dies aber solle er erst zeigen, indem er die Zwingburgen niederreißen lasse; willige er nicht ein, so seien sie entschlossen, Freiheit, Recht und Gut mit Gottes Hilfe gegen jeden Angriff zu verteidigen.“ Zur Unterhandlung waren die Rollen zu ungleich verteilt. Dort das ganze Volk unter den Waffen und vortrefflich geführt und beraten, hier Heinrich mit den wenigen Leuten einer Burgbesatzung. Dort hätte man alles mit Gewalt durchdrücken können, hier hätte man, der Gewalt weichend, alles zugestehen müssen. Und ob Heinrich sich auch klar sein mußte, daß seine Flucht von der Harzburg sein Ansehen bedeutend mindern würde, es blieb ihm fast kein anderer Weg. In der Nacht vom 8. auf den 9. August verließ er heimlich mit den Fürsten und Freunden seiner Umgebung die Burg. Am 12. August erreichte er die Werra und weilte in der Pfalz Eschwege; am 13. August zog er weiter nach Hersfeld. Hier hatten sich bereits einige Fürsten zum Heerzug gegen Polen eingefunden. Rudolf von Schwaben erwartete mit anderen schwäbischen, bayerischen und fränkischen Fürsten weitere Instruktionen des Königs bei Mainz. Heinrich beschied sie nach Spieskappel. Schon hatte er die Nachricht erhalten, die Feste Lüneburg sei gefallen. Da ließ er Magnus, den jungen Sachsenherzog, frei, die Besatzung von Lüneburg zu retten und die übrigen Fürsten des Reiches sich zu gewinnen. Die Schmach, welche man ihm in Sachsen angethan, mußte gerächt werden. Die Fürsten zögerten, gaben die polnische Expedition vollends auf, und Heinrich mußte sich zu den tiefsten Demütigungen herablassen. „Die Verhandlungen, in die er nach der Gewohnheit des Reiches mit den Fürsten eintreten mußte, um ihre Kriegshilfe entweder sofort oder möglichst bald in Bewegung zu setzen, zeigten in für ihn erschreckender Weise, in welche Abhängigkeit er geraten war. Es stellt sich dabei auch für uns heraus, daß Heinrich außer den Besatzungen, die in Sachsen lagen, über gar keine militärischen Kräfte unmittelbar verfügte.“ Fußfällig und unter Thränen beschwor Heinrich Rudolf und die anderen deutschen Fürsten, ihn in seiner Not nicht zu verlassen. Es war die Stimmung, aus welcher heraus Heinrich jenes oben erwähnte Schreiben an den Papst sandte. Die Fürsten kamen überein, sich am 5. Oktober in Herrenbreitungen mit Heeresmacht zur Bekämpfung der Sachsen einzufinden. Das war eine lange Zeit für Heinrich und eine günstige Frist für Otto, sich vollkommen zu rüsten. Die Einschließung der königlichen Burgen ordnete er vollends an. Heinrichs Entsatzheer, das er ja selbst bei seiner Flucht von der Harzburg baldigst heranzuführen gedachte, blieb aus. Die Thüringer schlossen sich den Sachsen an und brachten die Heimburg und die Hasenburg zu Fall. Daneben gelang es Otto durch geschickte und rücksichtslose Unterhandlungen, die Fürsten immer mehr dem Könige zu entfremden und sie dicht an einen offenen Bruch hinanzuführen. Die Ministerialität war vollkommen besiegt. Das Gerücht lief um, man wolle einen neuen König wählen. „Die letzten Monate des Jahres 1073 zeigen uns Heinrich in tiefer geistiger und körperlicher Verstimmung; es werden diese Tage gewesen sein, in denen er selbst zu dem Manne reifte, als welcher er dann später erscheint: ein wirklich ebenbürtiger Gegner Ottos von Nordheim.“

Statt einer Versammlung des Heeres gegen Sachsen zum 5. Oktober hatte man den Entschluß gefaßt, eine Versammlung der Fürsten am 20. Oktober nach Gerstungen zu berufen. Die Sachsen fanden sich in großer Zahl ein, brachten ihre Beschwerden und



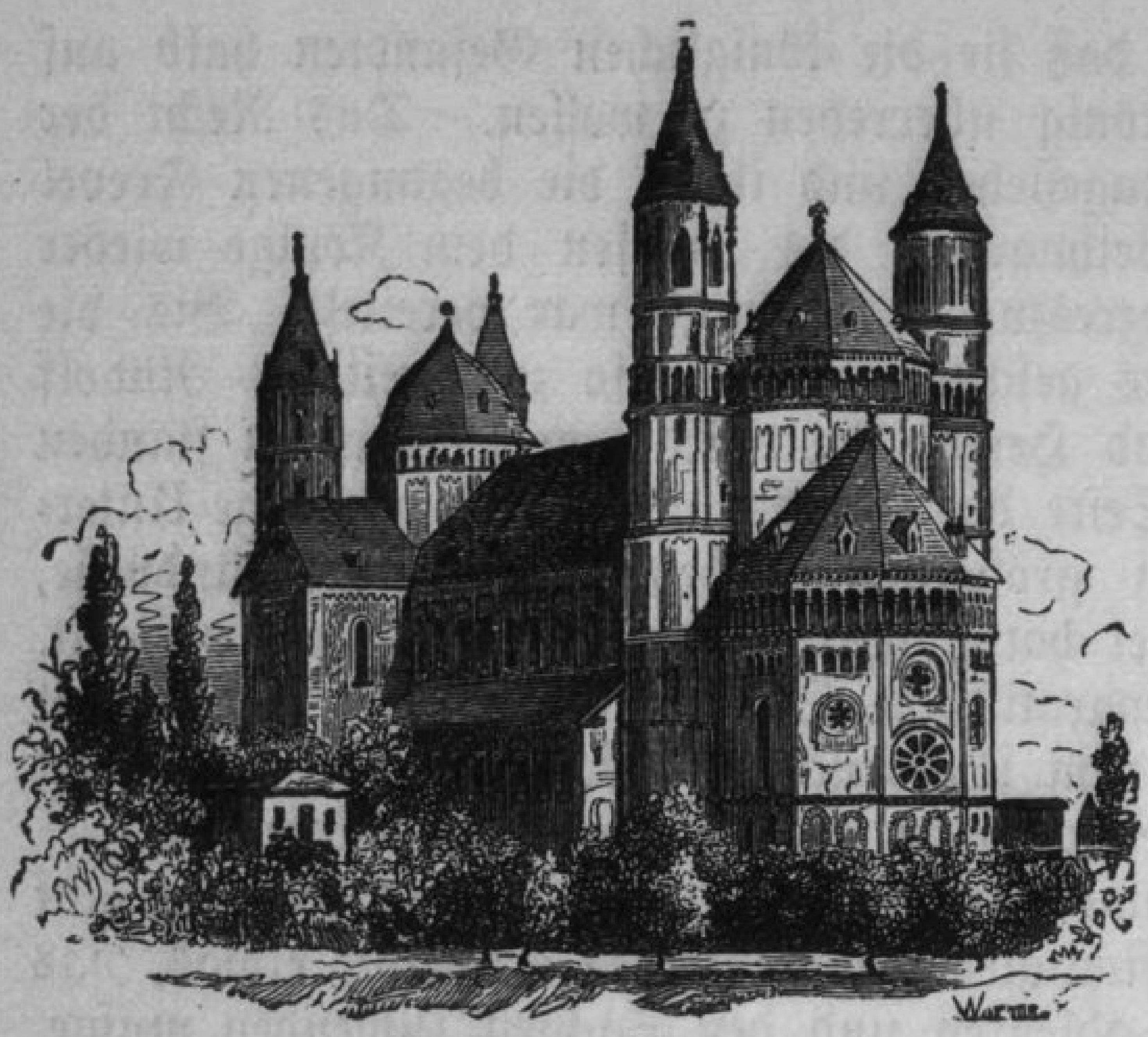
Heinrich IV. in Worms.

Nach dem Gemälde von H. Prell.

Verleumdungen vor und erreichten so viel, daß sie die königlichen Gesandten halb auf ihre Seite zogen. Diese versprachen, den König überreden zu wollen. Das Recht der Väter solle der König den Sachsen wieder zugestehen und ihnen die begangenen Frevel verzeihen. In Köln sollten sich dann zu Weihnachten die Sachsen dem Könige wieder unterwerfen. Es war ein Ausweg. Der Heereszug des Königs war vereitelt. Bis die Zeit der Unterwerfung herankam, konnte vieles geschehen, sie ebenso zu vereiteln. Rudolf von Schwaben, der Freund des Papstes, und Herzog Gottfried von Lothringen standen bei den Gerstunger Verhandlungen auf der Seite des Königs. Heinrichs demütige Unterwerfung unter den Papst, die Aussicht auf größere und bedeutendere Zugeständnisse, welche er in dem Schreiben an Gregor eröffnet hatte, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Der Gegensatz Oberdeutschlands gegen das separatistische Sachsen kam in der Feindschaft Rudolfs und Ottos von Nordheim vollauf zum Ausdrucke. Aber Otto von Nordheim und die Sachsen dachten nicht daran, den Bedingungen des Friedens nachzukommen.

Da geschah etwas, was in dem Zusammenhange der Dinge wie eine Antwort auf die einst gegen Otto erhobene Klage des beabsichtigten Königsmordes erscheint, etwas, das nicht nur die Meinung allerseits vom Könige ablenken und den Sachsen zuwenden mußte, sondern auch den König seiner letzten Stütze, welche er an den westdeutschen und oberdeutschen Fürsten gewonnen hatte, berauben sollte. In Würzburg hatte Heinrich das Ergebnis der Gerstunger Verhandlungen abgewartet. Dann wandte er sich nach Regensburg. Als ob er hier gesucht hätte, was er in Norddeutschland verloren hatte, so schien es, als er nun den Weg vom Rhein zur Donau nahm. In Nürnberg aber trat einer seiner Vertrauten, Reginger mit Namen, mit der Anklage auf, der König habe ihn zur Ermordung der Herzöge Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnten zwingen wollen. Man hat die Behauptung aufgestellt, die sächsischen Fürsten hätten dieses Mittel ersonnen, um ihre für Weihnachten (also 8 Wochen später) festgestellte Unterwerfung zu vereiteln. Und fast zur unumstößlichen Gewißheit erhebt der Zusammenhang der Dinge diese Behauptung. Die Sachsen wollten einen anderen König. „Einem Manne wie Otto von Nordheim konnte dieser Anschlag nur als gerechte Vergeltung für jenen Streich gelten, durch den ihn einst Egino um das Herzogtum Bayern gebracht hatte.“ Heinrich selbst erbot sich, durch Zweikampf die Lügenhaftigkeit dieser Anklage gegen Rudolf zu beweisen. Statt seiner aber übernahm es einer seiner Getreuen, Ulrich von Kosheim, sich Reginger zum Zweikampfe zu stellen. Rudolf aber gab eine unbestimmte Antwort und verließ den Hof. Ohne die Sache zum Austrage gebracht zu haben, zog Heinrich nach Regensburg weiter, „allen verhaßt, allen verdächtig und er selbst argwöhnisch gegen jeden“, fast verzweifelnd an Treue und Glauben. „Otto und seine Genossen hatten viel erreicht: ihr Gegner war ein geschlagener Mann, in den Augen der Welt nicht mehr wert, König zu sein; aber welche Mittel waren nötig gewesen, zu diesem Ziele zu gelangen? Verrat und immer wieder Verrat!“ (Vogeler.)

Man erkennt, mit welcher Kühnheit Otto die Verhältnisse aufgriff! Eine Aufforderung ging an den Erzbischof von Mainz, er solle zur Wahl eines neuen Königs einen Wahltag nach Mainz berufen, oder den Sachsen selbst die Erlaubnis geben, sich aus ihrer Mitte einen König zu setzen. Ottos Plan trat damit offen allen zu Tage. Er wollte König von Sachsen und, wenn es ginge, König von Deutschland sein. Direkt ging er auf sein Ziel los. Siegfried berief den Fürstentag, und Heinrich eilte aus Bayern an den Rhein. Ein Entschluß der letzten und äußersten Ratlosigkeit bewog ihn zu diesem Schritte, der seine Stellung so plötzlich und unerwartet verbesserte. „Hier lagen um Worms und Speier herum die reichsten und ergiebigsten Besitzungen seines Hauses, die seit 1039 erst in die Hände der noch einzig übrigen Linie gekommen waren.“ Von hier aus hatte einst das salische Haus seinen Weg in die Welt und zur Herrschaft angetreten. Jetzt sollte es dem salischen Königtum von seiner alten Heimat aus, in welche es zurückkehrte, nachdem der Versuch gescheitert, sich in Sachsen eine neue Heimat zu gründen, gelingen, in verzweifelter Not neue Hilfsquellen zu gewinnen. „Es ist rührend zu sehen, wie die wackeren Bürger von Worms ihren königsfeindlichen Bischof zum Thore hinausjagen, und ihren verlassenen und betrogenen Herrn und König mit allem möglichen Pomp



Der Dom zu Worms.

in ihre Mauern holen; besser konnte sich das deutsche Bürgertum nicht in die Geschichte einführen, als es hier geschehen ist." Die rheinische Bischofsverwaltung war in innerer Auflösung begriffen; bald sollte dies auch in Köln offen zu Tage treten, wie es in Trier bereits offenbar geworden war bei der Ermordung des von Anno entsandten Erzbischofs. Der König hatte wieder festen Boden unter den Füßen, als das Schicksal ihn zum Bunde mit dem neu emporblühenden Leben der unteren Volkskreise trieb. Sofort zeigte sich die Wirkung dieses Umschwungs: der nach Mainz ausgeschriebene Wahltag kam nicht zu stande. Das spontane Wormser Ereignis mochte die Bischöfe belehren; der König konnte jetzt persönlich, wie einst sein Vater und Großvater, daran gehen, sich die freie Verfügung über die Streitkräfte des hohen Klerus wieder zu verschaffen, der erschreckt seine alte Verbindung mit dem Königtum wiederherzustellen suchte.

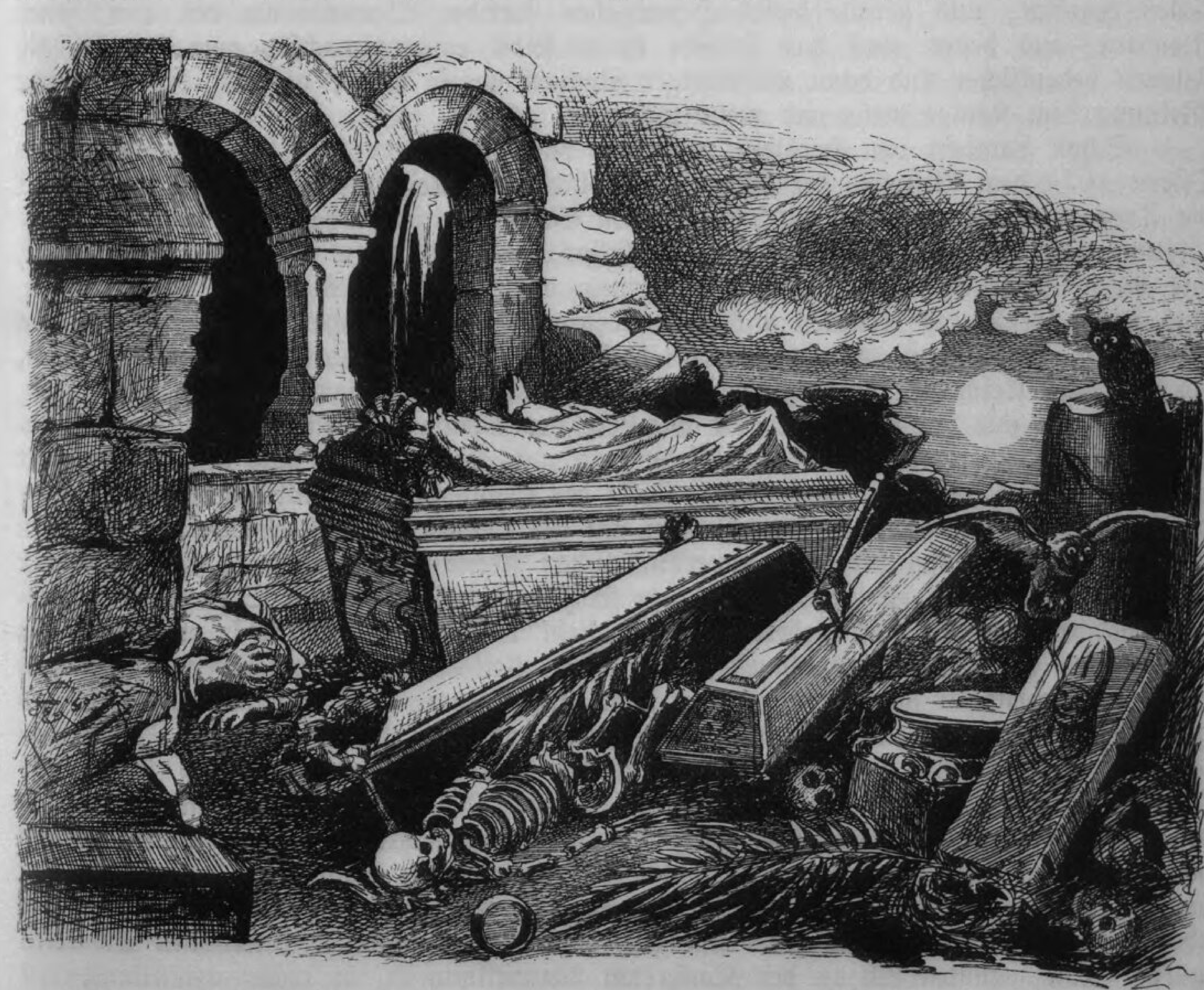
„Darin besteht — sagt Nitzsch — der eigentümliche Charakter jenes Zeitalters, welches wir mit dem Namen Gregors VII zu bezeichnen pflegen, daß es sich nicht nur im Kampfe zwischen der bis dahin verbundenen kaiserlichen und päpstlichen Gewalt bewegt, sondern daß in ihm alle Kräfte unserer Verfassung und Kultur einander wie in einer gewaltigen Naturbewegung gegenübertreten. Wir sehen, wie bedeutende Schichten der Nation sich in eine höhere Stellung zu heben oder in einer solchen zu behaupten suchen, welche andere ihnen streitig machen." Und gerade der Gegensatz der kaiserlichen zur päpstlichen Gewalt hatte diesen Volksklassen in Italien wie in Deutschland erst einen Erfolg ihres Ringens zur Freiheit ermöglicht. Daß Heinrich die treue Hingabe und Opferwilligkeit der Wormser Bürgerschaft mit reichen Privilegien belohnte, zeigt, wie er instinktiv seine neu geschaffene Stellung begriff, wie er erkannte, daß aus dem vaterländischen Boden allein, auf den er jetzt zurückgetreten war, ihm die neuen Kräfte erwuchsen.

Seitdem der innige Bund des Königtums mit der Kirche gelöst war, seitdem in den oberen Kreisen das Gleichgewicht so vollständig verloren gegangen war, bekam die hofrechtliche Bevölkerung mehr und mehr das Streben der einzelnen Machthaber nach Vergrößerung ihres Besitztums und ihrer materiellen Machtstellung zu fühlen. So durchbrach sie die Schranken, von denen sie umgeben war, und schloß sich an das Königtum an, das, wie wir dies schon unter Konrad II in Schwaben erkannten, als der letzte Hort der Freiheit galt. Wie die freien Bauern Sachsens und Thüringens nahm jetzt die Wormser Bürgerschaft ihr altes Waffenrecht wieder auf, und während jene, von den sächsischen Fürsten bestimmt, sich gegen das fränkische Königtum wandten, erklärte diese sich für dasselbe, da das königliche Geschlecht zugleich das mächtigste Laiengeschlecht in Franken war. Auch hierin trat wieder offen zu Tage, daß man in Sachsen eben nicht nur Heinrich bekämpfte, sondern auch das von ihm vertretene deutsche Königtum.

Nach Oppenheim hatte Heinrich die Fürsten, welche sich in Mainz eingefunden hatten, entbieten lassen. Sächsische Fürsten waren gewiß nicht unter ihnen, denn in Sachsen ging der Kampf gegen die königlichen Burgen ungestört fort. Also kam man in Oppenheim überein, Ulrich von Kosheim solle den König im Kampfe gegen Reginger vertreten. Der Zweikampf fand nicht statt, da Reginger kurz vor dem angesetzten Tage wahnsinnig wurde und starb. Heinrich entschloß sich nun nach dem Falle der Hasenburg die Sachsen anzugreifen. Ein Eingriff Gregors VII in die deutschen Angelegenheiten, welcher beiden Teilen gebot, die Waffen niederzulegen und ihm die Entscheidung des Streites zu überlassen, blieb vollkommen unbeachtet. In Hersfeld erschien der König im

Januar 1074 mit einem städtisch-bischöflichen Heere, um es gegen die Sachsen zu führen. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Straßburg und Worms, die Herzöge von Schwaben und Bayern, von Kärnten und Lothringen hatten zwar die Heeresfolge, wie die Vasallen von Hersfeld und Fulda, verweigert, aber es war trotzdem eine stattliche Schar, welche den König begleitete. Die Sachsen standen an der Werra. Aber die furchtbare Kälte, der Mangel auf beiden Seiten machten die Gemüter ruhiger. Es kam zu Verhandlungen, und wohl darf man annehmen, daß Heinrich schon vorher eines Erfolges sicher war. Otto von Nordheim wirkte für den Frieden, da er hoffte, also sein Herzogtum Bayern wieder zu erlangen. Die Sachsen stellten hohe Forderungen, und lange zögerte der König, sie zu bewilligen. Endlich am 2. Februar kam es in Gerstungen zum Frieden. „Fünfzehn Bischöfe gingen in das Lager der Sachsen und schlossen dort ab. Dann kamen die Sachsen in geschlossenem Zuge zum Könige und unterwarfen sich ihm. Er bot den Mächtigen den Friedenskuß und wiederholte mit eigenem Munde die Friedensbedingungen.“

Im bewußten Gegensatze zu den andern Reichsfürsten, namentlich den oberdeutschen Herzogen, war der Friede durch Ottos Vermittlung zu stande gekommen. Heinrich entließ sein Heer und ging mit den Sachsen nach Goslar. Er zögerte mit der Erfüllung der Friedensbedingungen, unter denen die Abtragung der königlichen Burgen in Sachsen die erste Stelle einnahm, da er hoffte, noch manches abwenden zu können. Im März trat in Goslar ein Fürstentag zusammen. Der König hoffte auf das Erscheinen der andern Reichsfürsten, welche dann im Gegensatze zu den Sachsen ihm hätten helfen sollen, zu retten, was zu retten war. Aber die blieben aus, nur Sachsen kamen und denen mußte Heinrich nachgeben. Es erging der Befehl zum Abbruche der Burgen. Nur die Harzburg sollte stehen bleiben, nachdem die Festungswerke niedergelegt waren. Aber der



Zerstörte Gruft.

Wut der sächsischen Bauern war nicht zu befehlen. Sie warfen alles nieder, auch die kirchlichen Bauten, auch die Gräber, rissen mit heidnischer Barbarei die Gebeine eines Bruders und eines Sohnes des Königs aus der Gruft und zerstreuten die Asche der Toten in alle Winde. In Worms erreichte den König die Nachricht von diesem Frevel, der ihn aufs tiefste verletzte. Furchtbare Rache schwur er den Sachsen und keine Beteuerungen der sächsischen Fürsten, die mit Entsetzen das Geschehene vernommen, vermochten ihn zu besänftigen. Jetzt war des Königs Zeit gekommen. Hatte schon bei dem so plötzlichen Tode Regingers, den man als ein göttliches Strafgericht betrachtete, ein Umschlag in der öffentlichen Meinung stattgefunden, jetzt wendete sich die Stimmung ganz auf die Seite des Königs. Von jetzt ab ist Heinrich in seinen Entschlüssen und Verhandlungen ebenso erfolgreich, wie er bis dahin erfolglos gewesen war. Seine alte Politik beginnt von neuem, und ob auch die Burgen geschleift waren, Heinrichs Pläne waren unter ihren Trümmern nicht versunken.

Nicht auf die Verfassung stützt sich Heinrich bei seinem nunmehrigen Vorgehen, sondern wie bisher auf seine Ministerialität. Jetzt aber erweiterte sich dieser Kreis seiner Getreuen durch den Hinzutritt ihm persönlich ergebener und auserlesener Leute. „Diese neu erscheinende unmittelbare Vasallität, an ihrer Spitze gewiß die Leute von niederer Herkunft, treten jetzt neben die Ministerialität. Wir sehen deutlich die beiden Massen, die bis auf Friedrich II die unmittelbarsten Grundlagen der Königsmacht geworden und geblieben sind. Hatte die königliche Ministerialität zuerst den kühnen Gedanken einer Unterwerfung Sachsens auszuführen versucht, so befand sich unter jener Vasallität das einfache Herrengeschlecht, dem Heinrich schon 1079 das Herzogtum Schwaben verlieh und das sich bekanntlich in die salische Politik mit der größten Hingebung und mit dem größten Erfolg hineingearbeitet hat: die Staufer.“ Heinrich war glücklich in seinem stillen Werben, und gerade dieses Heranziehen fremder Elemente an den Hof, jener Elemente, aus denen einst das salische Haus selbst emporgewachsen war, mochte die Fürsten bedenklicher und dann willfähriger stimmen um so mehr, als sich die öffentliche Meinung dem Könige mehr und mehr zuwandte.

Schon Lambert von Hersfeld vermutet, daß die Kölner bei ihrem Aufstande um Ostern 1074 dem Beispiele der Wormser gefolgt seien, weil sie dem Könige im Unglück die Treue bewahrt und den Bischof aus der Stadt vertrieben hatten. Aus seiner Erzählung geht hervor, wie die Tyrannei Annos, wie das ganze Leben der Geistlichkeit, wie die Einführung der kirchlichen Reformen die Gemüter des Volkes erhitzt hatten. Aus seiner Erzählung erkennen wir aber ebenso, welch' närrischer Aberglaube die Zeit beherrschte. Kaum daß wir glauben, einen christlichen Berichterstatter vor uns zu haben, der aus dem Erscheinen eines Raben der Stadt Unglück weissagt. Mag man beklagen, „daß sich die edle Freiheit hinter die Mauern der Städte zu den Krämern und Handwerkern flüchtete, deren Arbeit um Lohn Leib und Seele bricht; daß nicht mehr Blut floß, wie früher, deshalb, weil üppige Fülle der Gesundheit die Kraft der Jugend nicht ruhen ließ, sondern von seiten der Großen um des elenden Vorteils elender Herren willen und zur Unterdrückung der ewig unveräußerlichen Rechte der Menschheit, von seiten der Städte aber für eine Freiheit, wie sie der Krämer und jeder, dessen Seele von Erwerbsucht beherrscht wird, um niederen Gewinn liebt“: so müssen wir doch zugestehen, daß ohne diesen Kampf des Egoismus verschiedener Volks- und Interessenkreise gegen einander ein Schritt zur Freiheit überhaupt nicht möglich war. Erst aus den stückweise und in einzelnen Perioden zurückerkämpften Freiheiten wob sich das Bild jener Freiheit zusammen, welches wir heute als das Ideal der Zeit hochhalten; und auch über dieses Ideal wird eine spätere Zeit lächeln, wenn sie vergißt, daß durch das Denken und Ringen der Vorfahren erst der Fortschritt der Nachkommen ermöglicht wurde. Anno entrann dem Aufstande seiner Kaufleute, und als er nach wenigen Tagen mit seinen Vasallen vor die Mauern der Stadt rückte, ergab sich dieselbe wieder. Ueber sechshundert Kaufleute aber verließen Köln, das aus einer üppigen, lebensfrohen Stadt zu einer öden und toten wurde. Sie wandten sich an den König um Vermittlung.

Während wir in Deutschland aller Orten das stille Ringen einer neuen Zeit

gewahren, hatte das Papsttum den Zeitpunkt benutzt, sich in die Mitte des abendländischen Lebens hineinzuschieben. „Es war nur das natürliche Gesetz aller Entwicklung, daß es sich und die Kirche von seinem bisherigen Schutzherrn und Vormund, dem deutschen Kaisertum, immer bewußter zu emanzipieren suchte." Hildebrand hatte die Kirche aus der alten in die neue Zeit ein- und angeführt, nachdem die leidenschaftlichen Stimmungen und Gedanken des neuen Mönchtums dargethan, daß auch die Kirche aus ihrer jugendlichen Entwicklung zum Mannesalter heranreifte. Beim Tode Heinrichs III war der Zeitpunkt eingetreten, dies der Welt darzuthun. Die Kirche mußte allein zu stehen versuchen, als die Verhältnisse in Deutschland, die ihr bisher Stütze und Schutz geboten, in volle Auflösung zu geraten schienen, als das Regiment der Königin gegen die Bischöfe, dann der Bischöfe gegen die Königin, zuletzt dasjenige der Ministerialität gegen alle bisherigen Machthaber das haltlose Schwanken in den deutschen Angelegenheiten unwiderleglich darthaten. Indem so die Machthaber in Deutschland ihre Macht kaum gegen die einheimischen Gegner zu behaupten vermochten, fielen die Fesseln, welche bisher die römische Kirche an die deutsche gekettet, es fielen aber auch zugleich die Fesseln der unteren Volksschichten, welche mit frischer übermütiger Kraft zu neuem Leben empordrängten. Es wiederholte sich nun das umgekehrte Spiel früherer Zeiten, da jetzt das Papsttum in Deutschland den Einfluß zu gewinnen suchte, den früher das Kaisertum in den kirchlichen Angelegenheiten gewonnen hatte. Sobald aber das deutsche Königtum in dem Ringen der nationalen Kräfte wieder festen Fuß faßte, fand es auch die Kraft wieder, dem Papsttum und seinen Forderungen entgegenzutreten. Den Bund des königlichen Hofes mit der Ministerialität zu sprengen, war dem Papsttum trotz seiner Bannsprüche, trotz der gleichzeitigen Beschwerden und Anklagen, welche die Königin-Mutter, der deutsche Klerus und die deutschen Laienfürsten zugleich mit dem päpstlichen Hofe gegen diesen festgeschlossenen Kreis um den jungen König richteten, nicht geglückt. „Der Mißachtung der kirchlichen Strafgewalt entspricht andrerseits die reservierte Haltung dieser deutschen Kreise dem Vorgehen des römischen Hofes gegenüber. Der Ton tiefer Demütigung, ja vollständiger Zerknirschung, mit dem sich der junge König in jenem Schreiben vom September 1073 dem Papste nähert, ist auch in einer solchen Lage, in der Heinrich sich damals befand, mehr als auffallend, und die ganze Reihe von Verhandlungen, welche mit jenem Briefe eröffnet wurde, macht zum Schlusse des Jahres 1075 den unabweisbaren Eindruck, daß der päpstliche und der königliche Hof sich wie zwei tief und fein berechnende Gegner gegenüberstanden." Gregor hinzuhalten und zu falschen Maßregeln zu reizen, scheint das Bestreben der königlichen Räte gewesen zu sein, während die Unsicherheit des Papstes darthut, daß er immerfort auf die ferneren Aufschlüsse wartete, welche der König ihm versprach und die dann niemals eintrafen. Um Klarheit zu gewinnen, that Gregor endlich einen Schritt weiter. Auf der Fastensynode des Jahres 1074 proklamierte er aufs neue und nachdrücklich das Verbot der Priesterehe und Simonie. Nach derselben ging dann eine päpstliche Gesandtschaft, geführt von der Kaiserin Agnes, nach Deutschland mit den weitgehendsten Aufträgen. Sie sollten alle Streitigkeiten zwischen dem apostolischen Stuhl und dem Könige beilegen und für die Durchführung der letzten römischen Beschlüsse sorgen. Der König weilte in Bamberg, als die Gesandtschaft in Nürnberg um Ostern eintraf. Sofort brach er auf, seine Mutter zu begrüßen und empfing die Legaten freundlich und zuvorkommend. Wieder dieselbe Devotion von seiten des Königs den päpstlichen Abgeordneten gegenüber, wie in jenem Schreiben vom vorigen Jahre. Und diese Ergebenheit wirkte so vollkommen, daß die Gesandten seine gebannten Räte und zugleich den König selbst wieder förmlich in den Schoß der Kirche aufnahmen. Der Friede schien hergestellt und die Legaten forderten nun den versprochenen Beistand des Königs zu der Berufung eines Nationalkonzils, auf dem sie sich ihrer weiteren Aufträge zu entledigen gedachten. Da aber stießen sie auf unverhofften Widerstand bei dem deutschen Klerus selbst. Die anwesenden Erzbischöfe Siegfried von Mainz und Liemar von Bremen, Adalberts trefflicher Nachfolger, erklärten, daß sie sich ohne die Zustimmung des gesamten Episcopates zu nichts verstehen könnten. Die Kardinäle gerieten ob solcher Absage in Zorn und citierten die Erzbischöfe nach Rom. Gregor selbst suspendierte die beiden und

Liemar klagte, daß dieser gefährliche Mensch mit seinen Bischöfen wie mit seinen Pächtern umgehe. Gegen diesen Angriff von päpstlicher Seite gab es keinen Rückhalt als beim Könige. Und so drängten sich die deutschen Bischöfe wieder unter den Schutz Heinrichs. Dieser gewann damit einen gewaltigen Zuwachs seiner Machtstellung, verfuhr aber so, daß der Papst bis zum Ende des Jahres 1075 vollkommen im Unklaren blieb, was er von ihm zu erwarten habe. Auf der Erfurter Synode, welche Siegfried im Oktober 1074 berief, stellte sich heraus, daß die Forderung des Cölibats den deutschen Klerus mit Wut erfüllte; ein furchtbarer Sturm brach los, der nur zu deutlich die Abneigung erkennen ließ, mit der man dem Gebote Roms gegenüberstand.

Auch die Laienfürsten, durch die Unruhe im Volke bedenklich gestimmt, näherten sich dem Könige wieder, und am Weihnachtstage (1074) finden wir den König in Straßburg, umgeben von einer großen Anzahl Fürsten. Es war Heinrich durch eine Reihe geheimer



Tapfere Gegenwehr der Bayern gegen den ungestümen Angriff des sächsischen Adels.

Verhandlungen und Versprechungen gelungen, sich die Gesamtkräfte des Reichs wieder zur Disposition zu stellen. Daß die Sachsen und namentlich Otto von Nordheim von diesem großen Erfolge des Königs vollkommen überrascht wurden, zeigt, wie klug und heimlich Heinrich und seine Räte ihr Werk betrieben. Als Heinrich die Zeit gekommen glaubte, stellte er den sächsischen Fürsten, welche sich alle Mühe gaben, ihn zu versöhnen, die Bedingung, sich ohne jeden Vorbehalt zu unterwerfen. Das wurde abgelehnt. So gab denn Heinrich am 5. April 1075 den Befehl an alle Fürsten des Reiches, sich mit Heeresmacht am 8. Juni zu einem Zuge gegen die Sachsen zu Herren-Breitungen einzufinden. Zwischen Eisenach und Langensalza an der Unstrut sammelte Otto seine Scharen. Mit seinem glänzenden Heere brach Heinrich sofort gegen sie auf. Am 9. Juni stießen die Schwaben auf das sächsische Lager. Otto von Nordheim hatte sich vollkommen überraschen lassen. Zwar schritt der sächsische Adel, als der König sofort angreifen ließ, seinerseits ebenfalls vor und warf sich mit Ungestüm auf das erste Treffen der Schwaben unter Rudolf. Der mußte sich auf die Bayern zurückziehen, welche das zweite Treffen unter Welf bildeten. Auch diese gerieten in Bedrängnis. Mit ruhiger Mäßigung aber

hielt Heinrich seine drei letzten Treffen der Franken unter seiner Führung, der Lothringer unter ihren beiden Herzogen, der Westfalen, Böhmen und Friesen zurück, bis sich die sächsische Reiterei an den Schwaben und Bayern ordentlich abgearbeitet hatte. Dann führte Heinrich seine Reserven vor, von rechts und links überflügelten die Aufgebote des Bischofs von Bamberg und des fränkischen Grafen Hermann von Geisberg die Sachsen. Die mußten nun zurück. Otto von Nordheim sah seine Reihen weichen, und wie mutig und heldenkühn er auch allen voranging, bald löste sich das sächsische Heer in wilder Flucht auf. Die sächsischen Bauern erlagen meist auf der Flucht dem Schwerte des Verfolgers, während der sächsische Adel auf seinen schnellen Rossen entkam. Das Gottesurteil hatte für Heinrich entschieden, und wie sich die Lage seit März 1073 geändert hatte, zeigte sich darin, daß nun noch auf dem Schlachtfelde der Erzbischof von Mainz den Bann nachträglich über die Sachsen verhängte. Dem Königtum stellte die Kirche ihre Strafgewalt wie ehemals wieder zur Verfügung.

In ihre östlichen Grenzdistrikte hatten sich die sächsischen Fürsten nach der Schlacht zurückgezogen. Die Aufforderung des Königs, sich bedingungslos zu unterwerfen, wiesen sie zurück. An Lebensmitteln Mangel leidend, entließ darauf der König bei Goslar sein Heer. Er hatte die Zusage der Fürsten, sich am 22. Oktober in Gerstungen von neuem einzufinden, um den Krieg zu beendigen. In Sachsen herrschte großer Unmut und Zaghaftigkeit, und namentlich die Bauern wollten von einem nochmaligen Kampfe nichts wissen. Doch noch einmal hielt Otto von Nordheim seine Scharen zusammen. Als das königliche Heer sich am 22. Oktober wieder versammelte, standen die Sachsen kampfbereit bei Nordhausen. Im Gefolge des Königs fehlten aber diesmal die süddeutschen Herzoge Rudolf, Welf und Berthold nebst manchen andern Fürsten, welche einen vollen Erfolg des Königs in Sachsen fürchteten. Doch der König war stark genug, sein Unternehmen zu beendigen. Es kam zu Unterhandlungen. Heinrich forderte unbedingte Unterwerfung. Die Sachsen lehnten ab; als aber die Gesandten des Königs den Gegnern gewisse Vergünstigungen, so vielleicht die Schonung ihres Lebens, in Aussicht stellten, erfolgte die Annahme des gebotenen Friedens. Am 27. Oktober erschienen in langem Zuge in der Ebene bei Spier die Sachsen vor dem Könige und übergaben sich ihm. Unter den Edlen leuchteten hervor Erzbischof Wezel von Magdeburg, Bischof Burkhard von Halberstadt, Otto von Nordheim, Herzog Magnus von Sachsen, sein Oheim Graf Hermann, der Pfalzgraf Friedrich und andere. Heinrich übergab sie verschiedenen Fürsten zur Bewachung.

Indessen hatte Gregor die Antwort gegeben auf die Weigerung der deutschen Bischöfe, den Cölibat einzuführen. Er hatte sich an die süddeutschen Herzoge gewendet mit der Aufforderung, den Messen simonistischer und verheirateter Geistlichen nötigenfalls mit Gewalt entgegenzutreten. (Januar 1075.) Er hatte an das Volk, an die Kleriker und Laien in Deutschland appelliert und dieselben des Gehorsams gegen diejenigen Bischöfe entbunden, welche die Verheiratung der Priester, Diakone und Subdiakone ferner dulden würden. Es hieß das nichts anderes, als die Pataria nach Deutschland verpflanzen. So schwebte alles in der Luft, alle Ordnung schien gesprengt. Auf der Fastensynode im Februar regnete es dann kirchliche Strafen. Fünf Räte des Königs wurden wegen Simonie mit dem Banne belegt; Erzbischof Liemar von Bremen wurde aufs neue suspendiert und so viele andere. In alle Welt gingen die Strafdekrete des Papstes. Aber auch den König wollte er endlich zum Reden zwingen: Gregor sprach auf derselben Synode zum erstenmal das Verbot der Laieninvestitur aus. Damit zog er dem deutschen Königtum, wie es bisher bestanden, vollkommen den Boden unter den Füßen weg. Veröffentlicht wurde zwar dieses Verbot einstweilen noch nicht. Ja, der Papst ließ dem Könige melden, „er möge sich über sein Vorgehen nicht zu sehr beunruhigen, sondern kirchliche und verständige Männer aus seinem Reiche nach Rom senden; ihren Ratschlägen wolle er, der Papst, gern Gehör schenken, wenn sie eine Auskunft ermitteln könnten, wie er ohne Beeinträchtigung seines Gewissens das erlassene Verbot zu mildern vermöge." Man sieht, der Papst wollte endlich wissen, was er vom Könige zu hoffen oder zu fürchten hatte. Aber der König schwieg. Er hatte den Episcopat wieder fest in seinen Händen und bereitete sich gerade damals zur Unterwerfung der Sachsen vor.

Und während Heinrich den Papst warten ließ, erreichte er selbst ein sehr großes Ziel. Blicken wir von dem Schlachtfelde an der Unstrut rückwärts auf die Entwicklung der Dinge, sehen wir, wie es Heinrich gelang, seine Stellung in Sachsen wieder zu gewinnen, die deutschen Bischöfe an sich zu fesseln gerade dadurch, daß er die Gewalten begünstigte, welche sich gegen das Regiment der Kirche auflehnten und seine Ausschließlichkeit bekämpften: wie sich die Ministerialität emporschwang in engstem Anschluß an das Königtum, wie die Bürger die hofrechtlichen Schranken durchbrachen und nach Freiheiten strebten; erkennen wir dann, wie man unbewußt dem Könige von Rom aus in die Hände arbeitete, indem man dem Volke gewissermaßen das Recht zugestand, über seine Bischöfe zu Gericht zu sitzen und ihnen den Gehorsam zu verweigern; wie dadurch die deutschen Bischöfe zu fast willenloser Unterwerfung unter den König gedrängt wurden, während der fürstliche Laienadel mit der Unterwerfung Sachsens und dem Siege der königlichen Ministerialität fast rat- und rechtlos dastand: so müssen wir gestehen, der Zug Heinrichs III zum absoluten Regiment erscheint in seinem Sohne gewaltiger, da dieser nun mit festem Schritte auf sein Ziel losgeht. In Sachsen und Thüringen setzten sich die königlichen Vasallen und Dienstleute auf den konfiszierten Besitzungen des sächsischen Adels fest. Es erscheint uns wie eine abermalige Durchbrechung der Schranken, welche dieser altsächsische Blutsadel um sich gezogen. Seit Karls des Großen Tagen war ein solcher Einbruch fränkischen und schwäbischen Lebens in altsächsisches nicht mehr vorgekommen. Auf den Höhen erhoben sich wieder die königlichen Burgen, wieder mußte das Volk die schweren Lasten ertragen, welche die Nähe der königlichen Hofhaltung ihm auferlegte.

Wer in der ewigen Chronik der Menschengeschichte zwischen den Zeilen zu lesen versteht, dem wird manches Rätsel offenbar, für welches die Zeitgenossen wohl ein ahnendes Gefühl, aber kein volles Verständnis besaßen. Am 4. Dezember 1075 war Anno, einer der größten Kölner Erzbischöfe, gestorben. In der Kirche zu Siegburg wurde er nach seinem Wunsche beigesetzt. Schon seit der Erneuerung des Sachsenkrieges hatte er sich vom politischen Leben zurückgezogen, aber noch von seinem Sterbebette aus ließ er dem Könige die Bitte zukommen, das unglückliche Volk der Sachsen zu schonen. In seinen letzten Tagen scheint ihm die Erkenntnis genaht zu sein, daß die bisherige bescheidene und einfache Thätigkeit des deutschen Klerus, „die Hingabe für die unmittelbare Aufgabe des täglichen Daseins auf staatlichem und kirchlichem Gebiete, die nüchterne Einordnung in ein frisches und naiv sich entwickelndes Staatsleben, das man noch kaum ein Staatsleben nennen mag", mit den neuen Ideen nicht mehr vereinbar war. Die Kirche wollte herrschen, und wenn auch die Cluniacenser träumten, diese Herrschaft nur auf geistlichem Gebiete und mit geistlichen Mitteln ausüben zu können, so zeigte ihnen doch gleich ihr erster und hervorragendster Schüler Gregor, daß eine derartige ideale Herrschaft damals unmöglich war, daß man weltlicher Fürst sein müsse, um herrschen zu können. An sich selbst und an seinem Leben hatte Anno dies gleichfalls erfahren, und so erklingen uns aus seinem Munde die seltsamen Worte: „Wehe der armen Welt von denen, die Bischöfe genannt werden, die mir Sünder gleich den Namen, aber nicht das Leben von Priestern führen!" nicht befremdend. Die Anschauungen des Freundes der Reformmönche standen in tiefem, unauflöslichem Zwiste mit denen des weltlichen Fürsten in ihm, und das ließ ihn das Unheil ahnen, welches aus solcher Verbindung der Welt erwachsen mußte. — Heinrichs Weg war frei: Anno gestorben, Otto von Nordheim in seiner Gewalt und Haft. Nur ein Gegner stand noch auf dem Kampfplatze: der Papst. Bedenken wir nun, wie die Freundschaft Gregors mit den süddeutschen Herzogen den König aufmerksam machen mußte; daß ein Unfall genügte, ihm auch die Sachsen wieder auf den Hals zu hetzen, denen er nun den Fuß auf den Nacken gesetzt; erinnern wir uns, welchen Einfluß Otto von Nordheim bei diesem Volke besessen, wie ihn andererseits mit dem Könige nicht nur die Antipathie gegen den römischen Hof, sondern auch gegen die süddeutschen Herzöge verband: so müssen wir sagen, daß die Befreiung Ottos und die Einsetzung desselben als Verwalter Sachsens, welche am Weihnachtsfeste 1075 erfolgte, ein ebenso kühner wie politisch scharfsinniger Schachzug des Königs war. Und doch übersah er dabei eins:

den persönlichen Charakter des Nordheimers. So groß uns auch des Königs Klugheit, so viel gewandt uns sein durchdringender Laienverstand erschien, die Seele seines Gegners erkennend zu durchschauen, war ihm nicht geglückt. Der König ahnte nicht, daß dieser kühne Mann, den er nun aus seinem größten Gegner zu seinem intimsten Verbündeten umzuwandeln gedachte, der dann auch in der nächsten Folgezeit dieser Absicht des Königs vollkommen entsprach und zu so großer Vertraulichkeit mit Heinrich kam, „daß dieser hinfort alle Beratungen, sowohl über seine besonderen, als über öffentliche Angelegenheiten, mit ihm weit vertraulicher als mit seinen anderen Räten teilte," sich des Königs ebenso für seine eigenen Zwecke zu bedienen gedachte, wie Heinrich es nun mit ihm vorhatte. Schon Nitzsch sagt: „daß Otto diese Stellung, die ihm sein geschworener Gegner bot, nicht allein annahm, sondern auch unzweifelhaft zunächst im vollsten Einverständnis mit den Absichten des Hofes versah, um dann doch schließlich den König zu verraten, — diese Züge versetzen uns mitten hinein in die Welt jener gewaltigen und rätselhaften Charaktere, wie ihrer das deutsche Epos in Hagen einen fixiert hat." Daß Heinrich annahm, dieser Mann, der an die Königskrone gerührt hatte, werde sich nun damit begnügen, die zweite Stelle im Reiche neben ihm einzunehmen und abwarten, bis ihm sein Herzogtum oder eine andere Entschädigung gnädigst wieder verliehen würde, war falsch, und hätte Heinrich, wenn er sich und seine Natur ehrlich befragt hätte, sich sagen müssen, daß es für ihn und den Nordheimer kein Nebeneinander auf die Dauer geben konnte. Die Vernichtung des Gegners — das war der tiefste und letzte Gedanke in ihrer beiden Brust, und Heinrich täuschte sich, da er glaubte, dieselbe auf solche Weise erreichen zu können. Die verwundbare Stelle am Leibe des Königs zu entdecken, galt es für Otto, und er fand sie.

Gregor hatte abgewartet, wie sich die Dinge entwickeln würden. Nach dem Siege Heinrichs über die Sachsen trafen sogar Glückwünsche des Papstes ein. In Rom wußte man wirklich nicht, woran man mit diesen deutschen Unholden war. Und als nun Heinrich die Opposition in Sachsen niedergeworfen glaubte, als gewissermaßen „die Blüte politischer Kühnheit und Geschäftserfahrung, über welche die Nation damals verfügte", sich in dem Bunde Heinrichs mit Otto vereinigt hatte, da konnte es für jenen kein Zweifel sein, daß er bei dem ersten Schritt, den Gregor aus seiner abwartenden Stellung heraus thun würde, ihm mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegenzutreten habe. Der deutsche und lombardische Episkopat stand mit allen Feinden der cluniacensischen Reform auf seiner Seite, und doch unterschätzte der König auch hier die persönliche Bedeutung seines Gegners. Ein Mann, der solche Pläne fassen konnte, wie Gregor VII, der daran dachte, über das Meer zu gehen und die Kirche des Orients gegen ihre mohamedanischen Bedränger zu verteidigen, um so auch hier die Herrschaft wieder zu gewinnen und die seit Jahrhunderten bestehende unheilvolle Spaltung der christlichen Kirche zu beseitigen, ein Mann, der die Normannen gegen den Islam bewaffnete und seinen Aufruf an Europa richtete, herbeizuziehen zur Befreiung der heiligen Stätten, der es wohl fühlte, wie mit einem solchen Siege die Macht des römischen Bischofs immer unantastbarer wurde, der die Macht der religiösen Idee so vollkommen erkannte, wie er, war kein zu verachtender Feind, und daß Heinrich sich an ihn heranwagte, zeigt, wie sehr er ihn entweder unterschätzte oder wie sicher sich der König in seiner neu errungenen Machtstellung fühlte. Ja, selbst in Deutschland durfte Gregor auf Beistand hoffen. Wir werden davon hören, wie von dem Kloster Hirschau aus sich die Reform verbreitet hatte, wie dann namentlich Gebhard von Salzburg und Altmann von Passau die Widersacher des Königs um sich versammelten. Mit diesen Kräften scheint man in Goslar gar nicht gerechnet, sie kaum gekannt zu haben.

Die Ereignisse selbst drängten zur Lösung. In Mailand war der Held der Pataria, Erlembald, in einem Aufstande gefallen. Die Pataria verlor für einige Zeit das Regiment in der Stadt an die Capitane und Valvassoren, welche beschlossen, den König um einen neuen Erzbischof zu bitten, da Gottfried zu keinem Ansehen gelangen konnte. In der Lombardei und selbst in Rom hob sich seit dem Mißgeschick der Patarener die Macht der Papstfeinde wieder, denen sich dann das ganze räuberische Gesindel anschloß, dem

durch Gregors Vorgehen das Handwerk gelegt worden war. Selbst zu direkten Attentaten kam es auf die Person des Papstes. Sowohl Gregor wie der Kaiser hielten mit ihren Maßregeln an sich. Nur gegen den Bamberger Bischof verfuhr der Papst mit Bann und Absetzung, forderte aber den König auf, mit dem Erzbischofe von Mainz für die Neubesetzung des Bamberger Stuhles Sorge zu tragen. Ja, schmeichelhafte Worte sandte er damals an den König, der so löblichen Eifer für die kirchliche Reform zeigte. Heinrich hielt es für gut, sich die gewogene Stimmung der Kurie zu erhalten, indem er in einem Schreiben dem Papste mitteilte, er werde nach seiner Rückkehr aus Sachsen mit ihm in direkte Unterhandlung treten. Jedenfalls dürfen wir hier nicht außer acht lassen, daß der König also weiteren Verhandlungen des Papstes mit den süddeutschen Herzögen vorbeugen wollte. Heinrich dachte an die Kaiserkrone, und Gregor war damals nicht abgeneigt, ihm dieselbe aufzusetzen. Aber so lange Gregor auch wartete, die angekündigten Gesandten kamen nicht. Bis in den November blieb indes das scheinbar gute Einverständnis der beiden Gegner bestehen. In Bamberg wurde ein neuer Bischof eingesetzt; für die Klöster Fulda und Lorsch bestimmte Heinrich, ohne sich durch das Feilschen und Werben der Mönche beirren zu lassen, neue Aebte und wählte dazu gerade zwei schlichte Mönche, welche sich der Ehre am wenigsten versahen; der König trat merkwürdigerweise hier im Sinne der Reformatoren auf in einer Zeit, als es in Deutschland zu den heftigsten Widersprüchen gegen derartige Maßregeln kam. In Passau war es, wie in Mainz und an anderen Orten zu stürmischen Scenen gekommen, als Bischof Altmann die Dekrete der Fastensynode vom Jahre 1074 veröffentlichte. Nur die gebannten Räte entließ der König nicht. Sie waren mit Herzog Gottfried und, wie wir wohl annehmen können, mit Otto von Nordheim die einflußreichsten Männer des Hofes. Heinrich wußte wissen, daß er von dem Entgegenkommen des Papstes sich keine zu großen Hoffnungen machen durfte, denn daß Gregor auch nur einen Fußbreit des von ihm beschlagnahmten Bodens ihm zuliebe aufgeben werde, war von einem solchen Charakter nicht zu erwarten. Wollte Heinrich also etwas erreichen, so mußte er auf eine unbedingt ergebene Macht in Italien rechnen können. Der Graf Eberhard von Nellenburg ging nach Rom. Er gehörte zu den Gebannten.

Auf den Roncalischen Feldern hielt Eberhard eine große Tagfahrt. Er ermunterte die Mailänder wegen ihres Vorgehens gegen Erlembald und erklärte die Patarener für Reichsfeinde. Dann eilte er mit dem Bischof Gregor von Vercelli nach Unteritalien zu Robert Guiscard, ihn zum Bunde mit Heinrich zu bewegen. Hier aber erreichte er seinen Zweck nicht. Doch verzichtete Heinrich nicht auf seine Oberherrschaft in Italien. Zu damaliger Zeit geschah es, daß er die Bistümer von Spoleto und Fermo, ohne den Papst zu fragen, neu besetzte und die Ernannten dann zur Weihe nach Rom sandte. Das war eine Kränkung Gregors, welche er ebenso schwer empfand wie die Einsetzung eines neuen Erzbischofs von Mailand, welche der König damals (anfangs Dezember) verfügte, und doch that Heinrich nichts anderes, als was einst sein Vater und Großvater gethan. Aber die Zeiten und mit ihnen die Anschauungen hatten sich geändert. Gregor mußte jetzt einschreiten, wollte er die von ihm vertretene Anschauung nicht selbst zu Falle bringen. Drei Gesandte des Königs, welche noch von einer früheren Botschaft in Rom weilten, gingen mit mündlichen und schriftlichen Aufträgen nach Deutschland zurück. Zu den mündlichen Eröffnungen gehörte die Androhung des Bannes für den Fall, daß Heinrich den Forderungen Gregors, sofort die gebannten Räte zu entlassen, keinen Gehorsam leiste. Am 1. Januar 1076 traten die Gesandten mit diesen Aufträgen vor den König.

Heinrich sah ein, daß er nun nicht mehr warten dürfe. Er begriff die Bedeutung des entbrennenden Kampfes, und in der Aeußerung, welche man Gregor zuschrieb und am königlichen Hofe kolportierte: entweder werde der Papst untergehen oder er werde dem Könige Reich und Leben nehmen, erkennen wir, wie ernst man die Situation auffaßte. Schon zum 24. Januar berief der König die deutschen Bischöfe, deren er sich völlig sicher glaubte, zu einem Konzil nach Worms, und da gaben denn 26 Bischöfe die Erklärung ab, sie betrachteten sich des Gehorsams gegen Gregor für entbunden. Das abgesandte Schreiben an den „Bruder Hildebrand“ enthielt die für deutsche Anschauungen



Die Gesandtschaft König
Heinrichs IV vor Papst Gregor VII.

gewiß nicht unwahre Beschuldigung, daß die ganze bisherige Amtsführung Gregors bewiesen habe, wie er die Gewalt der Bischöfe zu brechen und die Verwaltung der Kirche dem aufständischen Pöbel zu überantworten gedenke; dann folgen persönliche Anklagen wegen Eidbruchs und anstößigen Lebenswandels, die mehr in der böswilligen Deutung von Thatsachen, als in diesen selbst ihren Grund hatten. Die lombardischen Bischöfe, denen Eberhard von Nellenburg mit zwei deutschen Bischöfen die Beschlüsse der Wormser Synode überbrachte, erkannten dieselben an. Aber nach Rom selbst zu gehen und dem Papste zur Fastensynode das Schreiben der deutschen Bischöfe zu überbringen, das von einem Schreiben Heinrichs begleitet war, dazu fanden die deutschen Gesandten den Mut nicht. Als römischer Patrizius hatte Heinrich die Absetzung des Papstes in jenem Schreiben dekretiert. Ein königlicher Ministerial und ein Kleriker Roland aus Parma übernahmen die gefährliche Aufgabe, diese Schreiben nach Rom zu bringen. Auch aus dieser Thatsache spricht die Stimmung der Zeit.

Am 21. Februar 1076 eröffnete Gregor die Fastensynode in Rom. Eine große Zahl von Bischöfen war anwesend, darunter aber kein deutscher. Jedoch Gregors treue Freundin, die Kaiserin Agnes, war zugegen. Die königlichen Gesandten traten sofort vor die Versammlung und übergaben ihre Schreiben. Ein furchtbarer Tumult brach unter den Anwesenden los, als Roland dem Papste befahl, vom Stuhle Petri zu steigen, den er nicht nach dem Recht, sondern durch Raub erlangt habe, und als er sich dann an die Kardinäle wandte und sie zur Gesandtschaft an den König aufforderte, der ihnen einen neuen Papst geben werde, denn dieser sei kein Papst, sondern ein reißender Wolf, da wollte man den Gesandten zu Leibe, und nur Gregors Dazwischenkunft schützte sie vor dem Tode. Am folgenden Tage erst gab Gregor seine Antwort. Er sprach den Bann über Heinrich aus, entsetzte ihn seiner königlichen Gewalt und entband alle seine Unterthanen von dem Eide, den sie ihm geschworen hätten oder noch schwören würden. Siegfried von Mainz und eine Anzahl deutscher Bischöfe wurden exkommuniziert und suspendiert, die lombardischen Bischöfe aber schloß der Papst insgesamt von der Kirchengemeinschaft aus.

So stand die eine Proklamation gegen die andere. Prinzip kämpfte mit Prinzip, und es ist überflüssig, die Berechtigung des Kaisers oder Papstes zu ihrem Vorgehen darthun oder bekämpfen zu wollen. Beide standen im fortrollenden Leben, und so sehr

sie sich auch bemühen mochten, mit Theorien ihren Kampf auszufechten, das Leben gebot über sie, wie über ihre Theorien. „Welthistorische Vorgänge — sagt Giesebrecht — lassen sich nicht allein nach dem Maße aus der Vorzeit überlieferter Rechtsgrundsätze messen und für den Historiker hat eigentlich nur die Frage eine wesentliche Bedeutung, ob Gregors Schritt nach der ganzen Lage der Dinge und nach seiner eigenen Stellung ein notwendiger war — und diese Frage muß man bejahen.“ Sehen wir einen Augenblick zurück!

Als wir erzählten, wie Otto der Große seine gewaltige Machtstellung über Reich und Kirche errungen hatte, wie er sich nicht nur im vollen Besitze der geistlichen Gewalt fühlte, sondern dieselbe auch nach seinem besten Wissen mit wahrhaft hingebendem Eifer ganz und gar vertrat, da bemerkten wir, daß ein Kaiser, der weniger Schirmherr der Kirche war, wie er, damit auch stillschweigend einen Teil des geistlichen Rechtes, welches Otto zugestanden wurde, abtrat. Wir stellten die Frage: wem dieser Teil dann zufallen solle? Dem Papste? Den Bischöfen? Ob er unbenützt bleiben solle, bis ein anderer Kaiser käme, der ihn wieder aufnähme? Und wir erkannten, wie alle diese Fälle in gleicher Weise zum Konflikt führen würden.

Seit jener Zeit waren vielfache Wandlungen eingetreten, prinzipiell und absolut hatten diese Fragen ihre Lösung nicht gefunden. Wir sahen die Macht Ottos III, Heinrichs II, Konrads II, Heinrichs III über die Kirche; wir erkannten daneben das Streben der Päpste, wie Gregors V, Benedikts VIII, Leos IX, Viktors II, Stephans IX, Nikolaus' II, Alexanders II und endlich Gregors VII. Auf beiden Seiten ist eine aufsteigende Entwicklung zu verzeichnen, welche, so sehr sie auch bis zum Tode Heinrichs III Hand in Hand zu gehen schienen, doch, wie wir dies stets betonten, im innersten Wesen einander entgegengesetzt waren. Das subjektive Element drängte sich mehr und mehr in die Auffassung der Kaiserrechte, während die Päpste mehr in objektivem Sinne an die Lösung der sie betreffenden Machtfragen heranschritten. Jener Keim zum Konflikte war und blieb vorhanden und wuchs mehr und mehr. Mit dem Tode Heinrichs III fiel das Amt des Schirmherrn der Kirche vollkommen weg. Ja, es kehrte sich das bisherige Verhältnis geradezu um, indem der Papst von dem sterbenden Heinrich selbst zum Schutzherrn des jungen Königs ernannt wurde. Das Papsttum war gezwungen, auf eigenen Füßen zu stehen und es fand in der seitherigen Entwicklung die Mittel, welche ihm diese Selbständigkeit ermöglichten. Und als dann Heinrich IV zur Mündigkeit heranreifte, fand er sich vollkommen aus jener Stellung verdrängt, welche einst seine Vorfahren und Vorgänger über der Kirche eingenommen hatten. So sehr er nun versuchte, sein vermeintliches gutes Recht, das die Gewohnheit gefestigt zu haben schien, das aber in keinem offiziellen und prinzipiellen Aktenstücke proklamiert worden war, darzuthun und wieder geltend zu machen, so sehr stieß er bei der Kurie, die ein solches Recht, dessen natürliche Grundlage abhanden gekommen war, nicht anzuerkennen gedachte, auf Widerstand. So führte die Not endlich beide Teile dahin, in einem klaren, nicht mißzuverstehenden Satze die beiderseitigen vermeintlichen Rechte zu proklamieren und aller Welt darzuthun. Und das geschah denn, wie wir sahen, von seiten des deutschen Königs in der Proklamation der Absetzung Gregors, von seiten des Papstes in der Proklamation der Absetzung des Königs. Mit diesem doppelten Schritte erhielt die bisherige Entwicklung ihren notwendigen extremen Abschluß, mit ihm erhielt die neu anbrechende Zeit zugleich ihr klares Programm und ihr lebenbeherrschendes Ideal.

Hatten die Kaiser bisher auf ihrer Stellung als Schirmherren der Kirche ihr Recht der Weltherrschaft begründet, so forderte nun das Papsttum, als das Haupt der abendländischen Christenheit, die Oberherrschaft über alle geistliche und weltliche Macht, indem es die letztere in den nationalen und territorialen Wirkungskreis zurückwies. Wer dieses Resultat als das notwendige Endglied einer ebenso notwendigen Entwicklungsreihe ansieht, dem verschwindet der Standpunkt der Partei; er muß absehen von kleinlichen Zänkereien und erfolglosen Versuchen, das Recht des einen oder andern darzuthun oder abzuweisen, er muß finden, daß das Recht beider Parteien eben in ihrer Existenz und in der Notwendigkeit lag, welche seit Pseudoisidor und Otto dem Großen den Gang der Entwicklung

beherrschte. Wer die Bestrebungen Ottos des Großen erkannt und anerkannt hat, muß, der aus ihnen geflossenen Entwicklung folgend, die Bestrebungen Heinrichs IV und Gregors VII ebenso anerkennen. Die Persönlichkeiten der beiden Gegner und ihr Charakter ist wie ihr Streben das Resultat dieser Entwicklung. Beide stehen in ihrer Zeit und leben mit ihr, und wie sich kein Mensch von der geistigen und materiellen Entwicklung seines Volkes loszulösen im stande ist, wie Freiheit und Recht, wie der Charakter eines jeden in diesem Leben vor ihm und um ihn ihr natürliches Maß und ihr natürliches Ende finden, so auch die Charaktere Gregors und Heinrichs. Keiner von ihnen wird das Ziel erreichen, denn noch niemals ist es einem Menschen geglückt, eine absolute Idee zu verwirklichen. Die Idee ist ein ewig Wachsendes, und indem die Menschheit glaubt, einen Gedanken absolut zu fassen und zu verwirklichen, erhebt sich der Gedanke selbst aus seiner Fessel neu und ungeahnt zu stolzerer Höhe empor und treibt die Menschheit zu erneutem, zu ewigem, gewaltigem Ringen weiter. Das Leben in seiner immerwährenden Frische und Macht beherrscht alles Werden; das Leben zu fesseln, das Werden einen Augenblick zu hemmen, hat die Menschheit noch nicht erfunden und wird es niemals erfinden, da es in ihrer Macht nicht steht, dem sie selbst treibenden Leben zu entsagen. So werden wir stets bemerken, daß in jenen Zeiten, wo dieses Streben, das Leben zu fesseln und zu beherrschen, zum Ideale wird, eine merkwürdige Oede und Unfruchtbarkeit, eine vollständige Ermattung und todesähnliche Ruhe sich auf die Völker herabsenken, nur hie und da unterbrochen von um so gewaltigeren, geradezu explosiven und vernichtenden Lebensausbrüchen.

Weder Heinrich noch Gregor werden ihr Ziel erreichen, das Ziel der absoluten Herrschaft. Das Resultat ihres Strebens aber ist, daß Deutschland und Rom zum erstenmal wirklich sich trennen und einander gegenübertreten. Dieses Resultat ward ermöglicht durch das Erwachen der Völker zu nationalem Bewußtsein und nationalen, egoistischen Bestrebungen. Damit treten die universellen Ideen des Kaisertums wie des Papsttums in den Kampf gegen die Nationalität. Das Kaisertum gewinnt in diesem Kampfe den nationalen Boden wieder, und so sehr es auch von hier aus zur universellen Herrschaft zurückstrebt, die Völker selbst lehnen dieselbe immer wieder ab. Das Papsttum muß sich gleichfalls auf der von Gregor geschaffenen Grundlage als nationales Fürstentum entwickeln; indem es dies thut, verliert es damit zugleich das Recht der universellen Herrschaft ebenso, wie sie das Kaisertum verloren hatte. Nur auf internationaler, d. h. idealer Basis ließ sich dieselbe aufführen. Für dieses Ideal aber war es, so sehr Gregor auch daran dachte, durch den Gedanken der Kreuzzüge die Idee einer christlichen Zusammengehörigkeit wieder zu erwecken und siegreich über die Strebungen der einzelnen Völker hinauszuführen, noch viel zu früh. Das natürliche Leben sorgte für die Schöpfung neuer Gegensätze, ohne welche es selbst erloschen wäre, während Papsttum und Kaisertum in verschiedener Richtung vergebens darnach trachteten, die Gegensätze zu besiegen und aus der Welt zu schaffen. Die Menschheit stand unter dem Banne der hierarchischen Idee. Von ihr erhoffte sie die Auflösung der allzu scharf und spannend gewordenen Gegensätze einer zum Abschluß drängenden Entwicklung. Der Buddhaismus in Tibet, das Chalifat in Bagdad, das Chalifat der Fatimiden in Afrika und Syrien rangen wie das Papsttum nach Anerkennung dieser hierarchischen Formen. „Die Macht der Meinung, die unbemerkt um sich greift, die Gemüter in Besitz nimmt, und plötzlich mit einer nicht mehr zu bezwingenden Macht auf dem Kampfplatz erscheint,“ war es, welche in dem Kampfe Heinrichs mit dem Papsttum für letzteres schließlich den Ausschlag gab. In den Ideen, die Gregor verfocht, fand das Papsttum seine Stärke; sie waren mit den mächtigsten Trieben der universalen Entwicklung verbündet, und während Gregor aus Rom flüchtete, nahmen diese Ideen die Welt ein.

Sofort erhob in der Lombardei die Pataria wieder das Haupt, nachdem Gregor den Bann über Heinrich verhängt hatte. Herzog Gottfried, der Gemahl Mathildens, war im Februar gestorben, und schrankenlos konnte sich nun die tuscische Gräfin dem Dienste des Papsttums ergeben. Auch bei den Normannen fand Gregor ein freundlicheres Entgegenkommen und so kam es denn darauf an, wie sein Vorgehen in Deutschland wirken

würde. Als durch den Bannspruch zum Gesetz erhoben wurde, was die deutschen Fürsten bisher in kühner Verfolgung ihrer ehrgeizigen und egoistischen Pläne geübt: daß man einem mißliebigen Kaiser den geschworenen Treueid nicht zu halten gezwungen sei, ergriff der deutsche Laienadel sofort diese Idee und trat ermutigt der Gewalt entgegen, welche ihn niedergeworfen und bezwungen hatte. Und während der König träumte, in Worms einen großen Erfolg errungen zu haben, schlich sich ein Bischof nach dem andern von seiner Seite und suchte in Rom die Verzeihung des Papstes nach.

Noch einmal wollte Heinrich nach Worms ein großes Nationalkonzil berufen. Dort sollte die Absetzung Hildebrands abermals ausgesprochen, ein neuer Papst gewählt und dann vom Könige sofort nach Italien begleitet werden. Zu Pfingsten 1076 sollte dies geschehen. Die Bischöfe Wilhelm von Utrecht, Ebbo von Naumburg und Altwin von Brixen sollten die Anklage auf Eidbruch gegen Gregor erhärten. Die Zeit war da. Nur Ebbo von Naumburg traf ein. Altwin von Brixen war von dem Grafen von Dillingen gefangen genommen worden, Wilhelm von Utrecht hatte ein plötzlicher Tod ereilt. Konrad, der Kämmerer des Mainzer Erzbischofs erhielt sein Bistum. Auch viele von den andern deutschen Bischöfen fehlten, so die süddeutschen Adalbero von Würzburg, Altmann von Passau, Gebhard von Salzburg. Sie hatten sich mit den Herzogen Rudolf, Welf und Berthold verständigt, dem Könige energisch entgegenzutreten. Daß die gefangenen Sachsen allmählich fast alle ihrer Haft entlassen wurden, zeigt, welche Pläne man in diesen Kreisen hegte. Und kaum waren die alten Führer wieder da, als sich der Aufstand in Sachsen von neuem erhob und drohend um sich griff. Heinrich mußte sehen, wie alle kaum besiegten Gefahren sich von neuem belebten. Von Sachsen aus schritt man zunächst wieder zu thätiger Opposition. Auch in Mainz, wo man am Peter- und Paulstage zusammenzukommen beschlossen hatte, fanden sich die süddeutschen Herzoge nicht ein, ebensowenig die Sachsen. Die Mehrzahl der Bischöfe erklärte zwar, der über Heinrich verhängte Bann sei ungerecht und ungültig, Gregor aber mit Recht exkommuniziert und abgesetzt, allein schon waren die Meinungen gespalten, und gerade da, wo der Bann für ungültig erklärt wurde, zeigte er seine erste direkte Wirkung. Da ereilte den König die Nachricht, Bischof Burkhard von Halberstadt, sein erbittertster Gegner, sei seiner Haft auf dem Transporte nach Ungarn entsprungen und weile in Sachsen, die Gemüter zum Aufruhr entflammend. Heinrich sah keinen Ausweg mehr, die Sachsen zu beruhigen, als den, daß er die übrigen sächsischen Gefangenen, wie den Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Merseburg und Meißen, den Herzog Magnus, den Pfalzgrafen Friedrich und andere freiließ unter der Bedingung, ihm die Treue zu bewahren und Unterstützung zur Niederwerfung des Aufstandes zu leisten. Sie beschworen die Treue, um sie zu brechen — der Papst hatte ja diese Lüge erlaubt. — Und Otto von Nordheim, der Vizekönig von Sachsen?

Als der Aufstand losbrach und sich gegen die Harzburg, die Residenz Ottos, heranwälzte, da mochte er einen Augenblick daran denken, eine Vermittlerstelle zwischen dem Könige und den Sachsen einzunehmen. Er mahnte zur Ruhe und versprach, eine Gesandtschaft an den König abzuschicken, entließ aber zugleich die Besatzung aus der Harzburg und dem Steinberg, ein Zeichen dafür, wie er sich die Unterhandlung mit dem Könige dachte. Bald darauf sagte er sich denn auch in Saalfeld öffentlich von dem Könige los, da dieser, statt zu der bestimmten Unterredung selbst zu kommen, den Bischof Ebbo von Zeitz gesandt hatte mit dem Befehle, Otto möge möglichst viele Truppen zusammenziehen und mit ihm in der Mark Meißen zusammentreffen. Heinrich hatte die Böhmen aufgeboten und war mit ihnen in die Mark Meißen eingerückt. Statt der Hilfstruppen Ottos und der von Heinrich begnadigten Fürsten aber zogen die Söhne des Markgrafen Gero, die Urheber des neuen Aufstandes, gegen ihn heran, und so mußte er zurück. Sachsen war für den König verloren, als Otto sich gegen ihn erklärt hatte.

Einen Augenblick müssen wir bei der merkwürdigen Thatsache verweilen, daß man nun von seiten des deutschen Laienadels die Ideen des päpstlichen Hofes gegen den königlichen ins Gefecht führte. Mag man an religiöse Motive bei den süddeutschen Herzogen denken, mag man sich erinnern, wie einst Gottfried von Lothringen in Verdun, wie

Herzog Welf von Kärnten auf seinem Todenbette von solchen Ideen ergriffen wurden, beweisen lassen sich jene Motive bei den Herzogen Welf, Rudolf und Bertold nicht. „Aber das jedenfalls ist zu beweisen, daß Otto von Nordheim damals jene Anschauungen nur als politische Waffe mit der kältesten und perfidesten Berechnung sich zu eigen machte. Erst als Heinrich ihn in der Stellung eines selbständigen Vermittlers nicht anerkannt hatte, schloß er sich den süddeutschen Großen an, die mit einem ganz jungen Fanatismus das Recht des Papsttums gegen das des Königtums verfochten. Man sieht, es sind die kalten Berechnungen einer reinen Verstandespolitik, die erst auf seiten des Königs und jetzt auf den seiner Gegner vor der äußersten und kühnsten Maßregel nicht zurückscheut. Unzweifelhaft stand Otto in dieser verwegenen und gewissenlosen Art nicht allein da; der Kampf mit Heinrich und seiner Ministerialität, die ganze Reihenfolge von Katastrophen seit dem Tode Heinrichs III hatte in den deutschen Laienfürsten alle die Leidenschaften und Kräfte, die in ihnen schlummerten, zu furchtbarer Mächtigkeit entwickelt." Im Kampfe gegen jene neuen Gegner „niederen Standes", welche in ihrem egoistischen Streben die Idee kaum zu ahnen begannen, die ihnen die Waffen zu rücksichtslosem Gebrauch in die Hand gedrückt, hatten sich die Verstandeskräfte des deutschen Laienadels zu eben solcher Rücksichtslosigkeit und kältesten Berechnung entwickelt. Es war der letzte Schritt in dieser Richtung, wenn er jetzt die Ideen des päpstlichen Hofes gegen den königlichen ins Gefecht brachte.

Wie nach der Katastrophe des Jahres 1073 tauchten auch jetzt sofort Gedanken an eine Neuwahl auf. Der Gedanke lag in der Luft, und so begierig er von den süddeutschen Fürsten aufgegriffen und von einer Versammlung in Ulm zur Sprache gebracht wurde, so klar man auch den Zweck bezeichnete, warum man einen allgemeinen Fürstentag zum 16. Oktober nach Tribur berief, Otto von Nordheim stand bald an der Spitze der Bewegung. Diesen Mann duldete es nicht im Hintergrunde, und was auch von den süddeutschen Fürsten geplant und angefaßt wurde, Otto entwand ihnen die Leitung aus ihren Händen. Es wäre interessant zu wissen, welche Stellung Otto in den nun folgenden Kämpfen einnahm, welche Pläne seinen Kopf durchfuhren. Aber was über ihn geschrieben wurde, trägt deutlich den Stempel des Parteibildes, und er selbst war ein Mann, der wenig schrieb, um so mehr aber sprach und unmittelbar handelte.

Inzwischen hatte Gregor von dem Plane der Fürsten erfahren, einen neuen König zu wählen. Er betonte, mit ihnen gemeinsam vorgehen zu wollen, hinter welcher Zusicherung er nur die Absicht verbarg, die letzte Entscheidung in diesem Falle für sich zu beanspruchen. Völlige Freiheit behielt er sich in seinen Beschlüssen vor, und keineswegs sah er von Heinrich vollständig ab, ja er riet den Fürsten, milde mit ihm zu verfahren. Ihm war es lediglich darum zu thun, die Kirche als Herrin anerkannt und die Investitur aus der Welt geschafft zu sehen. Ob sich Heinrich oder ein anderer dazu verstand, war ihm im Grunde gleichgültig, ja es scheint trotz der Energie, mit welcher auf eine Neuwahl in Gregors Schreiben hingewiesen wird, als ob er doch gerne den äußersten Schritt gegen Heinrich vermieden hätte. Nahm er auch wenig Rücksicht, die Kaiserin, die Markgräfin Mathilde, Abt Hugo von Cluny, Heinrichs Taufpate, waren in ihrem natürlichen Gefühle für Heinrich drei mächtige Verbündete und verdienten auch von seiten Gregors die äußerste Rücksicht, die er zu gewähren im stande war.

Am bestimmten Tage traten die Fürsten in Tribur zusammen. Auch Siegfried von Mainz, in dem sich die Charakterlosigkeit der Zeit, das erbärmliche Schwanken zwischen egoistischen Wünschen und abergläubischer Furcht zur höchsten Potenz gesteigert hatte, weilte unter ihnen. Rudolf und Welf führten Schwaben und Bayern heran, Otto von Nordheim die Sachsen. Welf und Otto versprachen sich, den alten Hader betreffs des bayerischen Herzogtums vorläufig ruhen zu lassen, bis der neuerwählte König entschiede. Dabei dachte Welf, dies werde wohl sein Freund Rudolf sein, Otto dagegen hoffte auf seine eigene Wahl, wenn er auch befürchten mußte, daß die anwesenden päpstlichen Legaten, der Patriarch Siegehard von Aquileja und der eifrige Altmann von Passau, für Rudolf wirken würden. Doch hoben sich seine Aussichten dadurch, daß viele Schwaben und Bayern ihren Herzögen nicht folgten, sondern mit fester Treue bei Heinrich

aushielten. Wir betonten schon mehrmals, daß die Anhänglichkeit an das deutsche Königtum viel mehr bei den oberdeutschen Stämmen ins Bewußtsein des Volkes gedrungen war, als dies bei den Sachsen der Fall war.

Der König war mit seinen Getreuen in der Nähe. Er stand jenseits des Rheins bei Oppenheim, und seine Scharen bildeten keineswegs eine zu verachtende Macht. In Tribur verhandelte man hin und her, konnte aber zu keinem Entschlusse kommen. Es zeigte sich, daß die Zeit für eine Neuwahl noch nicht gekommen war. Was der Grund war, daß schließlich doch die täglichen Gesandtschaften Heinrichs an die Fürsten Erfolg hatten, daß man sie nicht mehr zurückwies, sondern mit ihnen schließlich zu verhandeln begann, ist nicht klar. Die einen glauben, Hugo von Cluny sei bei den Verhandlungen zugegen gewesen und hätte sich für Heinrich verwendet, im Einverständnisse mit der Kaiserin Agnes und der Markgräfin Mathilde. Andere, so namentlich Vogeler, bestreiten die Anwesenheit Hugos in Tribur. Ob anwesend oder nicht, es war ein Mann da, der



Welf und Otto versprechen einander, den alten Hader vorläufig ruhen zu lassen.

mit ihm gleiche Anschauungen hatte und haben mußte, der an den Meinungsverschiedenheiten der Fürsten und Bischöfe, von denen manche erst jetzt aus dem Lager Heinrichs übergetreten waren, erkennen mußte, welch günstige Handhabe hier dem Papste zum Eingreifen geboten wurde, wie für eine Appellation an ein päpstliches Schiedsgericht die Gelegenheit sich zeigte: Bischof Altmann von Passau. Nicht das eine oder das andere scheint den Ausschlag gegeben zu haben, sondern die allgemeine Stimmung, welche in Tribur herrschte. Die Bischöfe der königlichen Partei, welche erst jetzt übergetreten waren, von Altmann die Absolution erhielten und doch an Ausgleich dachten, die Eifersucht zwischen Otto einerseits, Rudolf und Welf andererseits, Gregors Wunsch, der schon aus dem Briefe an die Fürsten hervorgeht, als Schiedsrichter angerufen zu werden, vertreten durch Altmann (oder Hugo von Cluny), die Hinneigung der Kaiserin zu ihrem Sohne, der Markgräfin Mathilde zu ihrem Verwandten, Hugos zu dem Sohne seines Freundes, ebenfalls vertreten durch Altmann (oder Hugo selbst), die Meinungsverschiedenheiten der übrigen Fürsten: alles das mochte dahin zusammenwirken, daß die päpstliche Partei, welche klar und ruhig ihr Ziel im Auge behielt, schließlich die Oberhand gewann.

Heinrich gelobte sich am 2. Februar 1077 in Augsburg einem Fürstengerichte zu unterwerfen, dem der Papst als Schiedsrichter vorsitzen sollte. So schwer die Bedingungen waren, welche Heinrich einging, so hatte er doch gewonnen, was er brauchte: Zeit. Und merkwürdig, auch Otto von Nordheim hatte hier mit dem Könige das gleiche Interesse. Wenn wir ihm daher bei den Verhandlungen, welche zu diesem Ende führten, eine Hauptrolle zuerteilen, so glauben wir nicht irre zu gehen.

Nitzsch weist darauf hin, daß die Bedingungen, durch deren Annahme Heinrich sich für den Augenblick rettete, zunächst auf die Zerstörung seiner oberrheinischen Stellung berechnet waren. Wohl erinnerte die Versammlung von Tribur an die Versammlung des sächsischen Volkes vor der Harzburg im Jahre 1073, vor der Heinrich damals entwich. Aber seit 1074 verfügte das Königtum über unmittelbare militärische Kräfte, welche es in den Stand setzten, diesmal statt zu fliehen, auszuhalten und der Landung seiner Feinde am linken Rheinufer energisch entgegenzutreten. Jetzt wurde der König gezwungen, dem vertriebenen Wormser Bischof seine Stadt zurückzugeben und seine Mannschaften aus der Stadt zu ziehen, er mußte die letzten treuen Bischöfe, den Kölner, Bamberger, Straßburger, Baseler, Speirer, Lausanner, Zeitzer und Osnabrücker, wie seine verhaßten Räte, namentlich Eberhard von Nellenburg und Ulrich von Cosheim, entlassen; die Regierungsgeschäfte sollte er bis zur Lossprechung niederlegen und sich in die Pfalz von Speier zurückziehen; die Entscheidung sollte dem Papste bleiben, der dazu im Februar nach Augsburg kommen würde.

Zu der Herüberkunft des Papstes nach Deutschland durfte es Heinrich unter keinen Umständen kommen lassen. Schon in dem Schreiben, welches er an Gregor auf Verlangen der Fürsten senden mußte, ließ er trotz der entgegengesetzten Abmachungen die Bitte einfließen, ob er sich zur Absolution in Rom stellen dürfe. Gregors Antwort lautete ablehnend: er werde nach Deutschland kommen, ließ er melden. Und gewiß, so sehr er noch vor einem Jahre den Vorteil der Kurie darin sehen mußte, mit Heinrich ohne die Einmischung der Fürsten zum Frieden zu kommen, so sehr mußte er jetzt erkennen, daß der größte, ein unverhoffter Gewinn für Rom in dem Bunde mit den deutschen Fürsten gegen das Kaisertum lag. Kaum aber hatte man in Speier den Entschluß des Papstes vernommen, als man sich anschickte ihn zu vereiteln. Von seiner Gemahlin Bertha, seinem dreijährigen Söhnchen und einigen Getreuen begleitet, eilte Heinrich über Besançon, wo er Weihnachten feierte, den Alpen zu. Ueber den Mont Cenis nahm er den Weg, und wer die Gefahren kennt, welche das schneebedeckte Hochgebirge im Winter birgt, kann sich eine Vorstellung von den Mühsalen und Entbehrungen machen, welche die Reisenden auszustehen hatten. Doch glücklich erreichten sie die lombardischen Gefilde, und in Susa, Turin, Vercelli und Pavia eilte man begeistert den Ankömmlingen entgegen. „Die ganze antireformatorische Bewegung des lombardischen Klerus gewann bei Heinrichs Ankunft neues Leben.“ Aber welche Zuneigung man ihm auch entgegenbrachte, welche Hilfe man ihm anbot, der König hielt sein Ziel im Auge: die Lossprechung vom Banne, koste sie auch, was sie wolle.

Schon hatte sich Gregor auf den Weg gemacht. In der Nähe der Etschklause weilte er, als ihn die Nachricht traf, Heinrich sei in Pavia. Da er die Absicht nicht kannte, welche Heinrich mit diesem Unternehmen verband, eilte er, sich auf Mathildens Stammburg Canossa in Sicherheit zu bringen. In tiefer Verstimmung erwartete er hier das Geleit der deutschen Fürsten. Das blieb aus, denn in Deutschland war man einen Augenblick vollständig ratlos. Da traten Hugo von Cluny, die Markgräfin Mathilde und Heinrichs Schwiegermutter Adelheid von Turin, von Heinrich aufgefordert, vermittelnd zwischen König und Papst. Und Gregor mußte unterhandeln, ohne seine Bundesgenossen, die deutschen Fürsten, heranziehen zu können. Er forderte von Heinrich als Bedingung der Absolution die Niederlegung der Krone. Das wies Heinrich zurück. Billigere Bedingungen gab es bei diesem Papste nicht; Heinrich wußte es, und so entschloß er sich zum Aeußersten, dem Gegner das Gewollte abzuringen. Was der Papst nach damaliger Anschauung fordern konnte, war Heinrich entschlossen vor aller Welt zu geben, aber es sollte die Thatsache seiner Schwäche dem Papsttum nicht die Gelegenheit bieten, sich auf



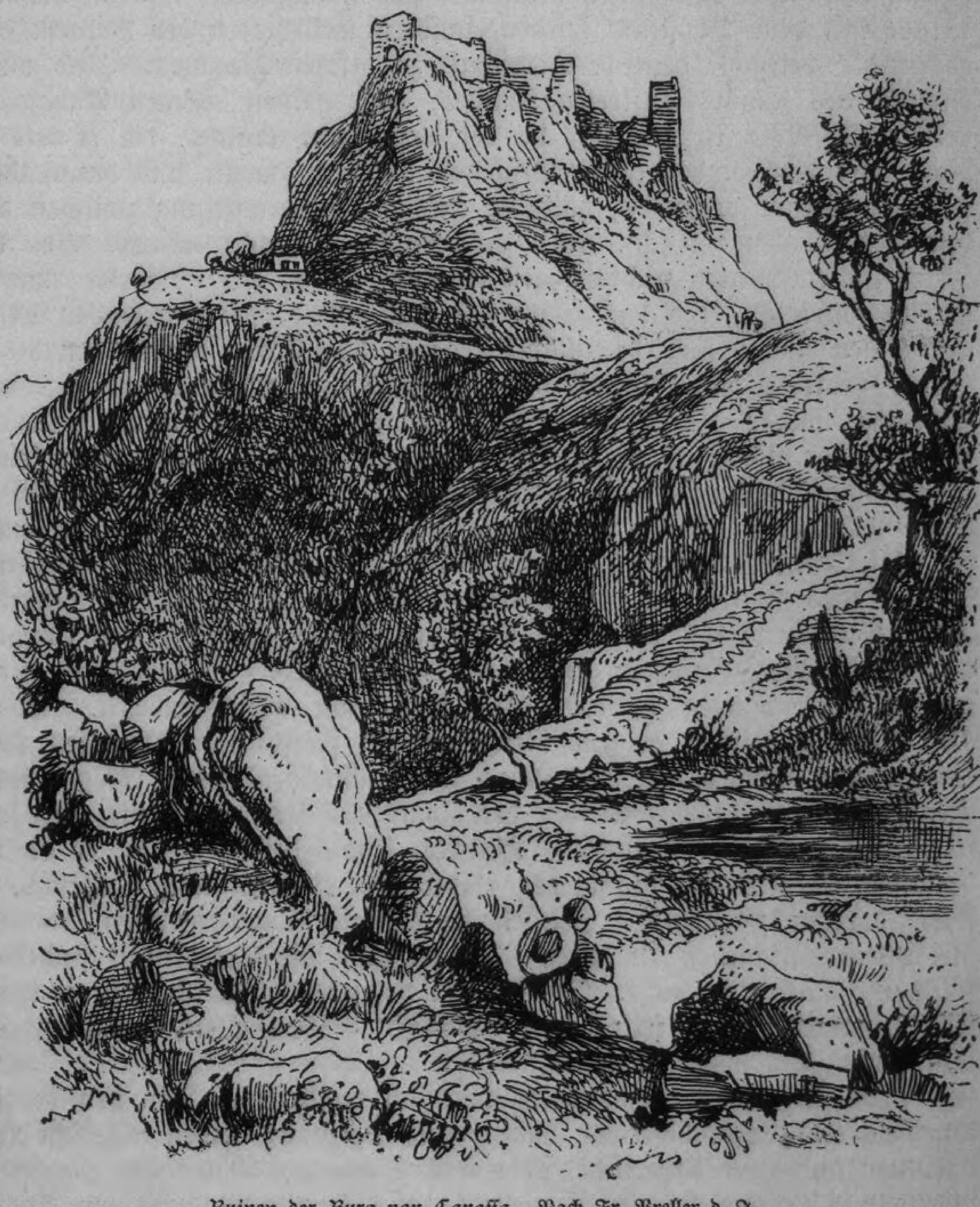
Hugo von Cluny, Markgräfin Mathilde und Heinrichs Schwiegermutter Adelheid von Turin beraten vermittelnd zwischen König und Papst.

Kosten des Kaisertums zu bereichern. Dem Papste das Recht zuzugestehen, einen König absetzen zu können, dazu entschloß sich Heinrich nie.

Am 25. Januar 1077 erschien der König barfuß im härenen Büßergewande vor dem Burgthore von Canossa und bat um Einlaß. Die Pforten blieben verschlossen. Aber Heinrich kam wieder am zweiten Tage, am dritten, und „seine furchtbar rücksichtslose Energie“ gab den Vermittlern das Uebergewicht. Der Papst mußte von seinem Mißtrauen lassen, da Heinrich vor aller Welt dargethan, daß er der Kirche zu geben entschlossen war, was ihr gebührte. Am 28. Januar erhielt der König Einlaß in den Burghof und die Absolution. Er hatte versprechen müssen, an einem noch näher festzusetzenden Tage den deutschen Fürsten nach dem Urteil des Papsttums Genugthuung zu geben und dem Papste oder seinen Gesandten sicheres Geleit nach Deutschland zu gewähren.

Heinrich war und blieb König. Keine Auslegungen können an dieser Thatsache etwas ändern. Wenn es eine Macht gab, die in Wahrheit das Recht hatte, einen König anzuerkennen oder ihm die Anerkennung zu versagen, so lag dieselbe bei dem Volke, nie und nimmer aber bei diesen oder jenen Fürsten, niemals bei dem Papste. Diese Fürsten, die in neidischer Mißgunst und furchtbarem Egoismus einander das Weiße im Auge nicht gönnten, bildeten nicht mehr die Vertretung des Volkes. Die Kurie aber hatte ihr

Ideal von der geistigen Herrschaft zu einem leeren Phantom verunstaltet, welches als „geistliche Herrschaft über alle weltliche Macht“ wie ein Gespenst umging und das kindische Abendland in Schrecken jagte. Betrachten wir diese Seite des damaligen religiösen Lebens, so wird uns die andere erst verständlich. So nur begreifen wir, wie ein Heinrich IV, der Sohn Heinrichs III und der Agnes von Poitiers, einen religiösen Akt von so hoher Bedeutung, wie seine Bußfahrt nach Canossa, einzig als politischen Akt betrachten konnte, mit dem er sich eine neue Waffe schmiedete, daß gerade er sich zu Canossa von den kirchlichen Ideen so vollkommen emanzipierte, wie es kein deutscher König jemals vor ihm gethan hatte. Die vollkommenste Reaktion des deutschen Laienverstandes gegen jenes kirchliche Gespenst kam in der Handlungsweise Heinrichs zu einem furchtbar rücksichtslosen Ausdrucke. — In seinen letzten Forderungen erkannten wir Hildebrand, den Papst, den wir längst erwarteten. Der Nutzen, den Heinrich aus seiner persönlichen Unterwerfung zog, wurde hundertfach aufgewogen durch den Schaden, den die weltliche Gewalt durch diese halbe Anerkennung der Theokratie davontrug. So sehr auch die Thatsachen anders redeten, die allgemeine Meinung war, daß das Königtum in Canossa eine furchtbare Niederlage erlitten habe, und diese Meinung arbeitete sich in einem großen Teile der abendländischen Bevölkerung durch bis auf den heutigen Tag.



Ruinen der Burg von Canossa. Nach Fr. Preller d. J.

In dem Kampfe Heinrichs mit Gregor half nur mehr die Gewalt, und an sie appellierte man von jetzt ab fortwährend, bis man endlich allerseits vollkommen erschöpft die Dinge wieder sich selbst überließ. In diesem Kampfe mußte das deutsche Königtum vollkommen losgetrennt werden von all jenen Mächten, auf denen bisher seine Weltstellung beruhte. Das Papsttum gedachte an seine Stelle zu rücken. Aber wie sehr auch der Egoismus einzelner die fortwährend treibende Kraft in der Menschengeschichte ist, aus seinem Treiben erwachsen stets andere Früchte, als die einzelnen sich träumen ließen. So endete auch dieser Kampf des Papsttums und des Kaisertums um die Weltherrschaft

mit der Befreiung der abendländischen Nationen von römischem wie deutschem Absolutismus.

„Nur Geist und Kraft, nicht die verdämmernden Schatten früherer Herrlichkeit halten eine Welt zusammen.“ Beides fand Heinrich wieder, als er nun von diesem Weltenpapste auf seine nationalen Kräfte zurückgeworfen wurde. In Canossa hatten sich beide Gegner Versprechungen gegeben, welche sie nicht halten konnten. Schon die nächsten Tage bewiesen das. Wie hätte Heinrich in der Lombardei als Freund des Papstes auftreten können, ohne sich seines ganzen Anhanges zu berauben? Die Patarener hätte er darum doch nicht gewonnen, denn wir sahen, daß nicht nur die Reformen Roms sie zum Bunde mit dem Papsttum trieben, sondern weil sie in der Reform eine wirksame Waffe gegen die verhaßte deutsche Herrschaft zu besitzen glaubten. Und wie hätte Gregor als Freund des Königs auftreten können, ohne seinen eigenen Anhang in Deutschland zu verlieren? Wie es Heinrich in der Lombardei erging, da er als Vermittler zwischen Rom und den lombardischen Bischöfen auftreten wollte und dann abgewiesen wurde, so wäre es Gregor ergangen, hätte er eine solche Vermittlung zwischen dem Könige und den deutschen Fürsten versucht. Aber er versuchte sie nicht einmal. Von beiden Seiten konnte man also einstweilen nichts gegen einander thun, als abwarten, wie sich die Dinge entwickeln würden. Und das zeigte sich bald. Mit dem wachsenden Mißtrauen des Königs gegen den Papst und des Papstes gegen den König fanden sich die alten Parteigänger wieder zahlreich ein. Durch die Vorgänge in Canossa ermutigt, ergriff die Pataria in Mailand wieder die Waffen. Dies zwang auch dem Gegner wieder die Waffen in die Hand. Der König mußte sich entscheiden. Und es wurde ihm leicht gemacht, da der Papst ihm die lombardische Krone versagte. In Pavia fanden sich alle papstfeindlichen Elemente wieder um den König zusammen. Da waren außer den lombardischen Bischöfen die Räte Heinrichs, Eberhard von Nellenburg und Ulrich von Cosheim, wieder um ihn.

Indes hatten sich die oberdeutschen Fürsten in Ulm zusammengefunden. Gegen Mitte Februar 1077 tagte die Versammlung. Ein Schreiben Gregors wurde bekannt, das ihnen Mut einsprach und sie zu einträchtigem Beharren in der Sache aufforderte, die sie unternommen hätten. Das war nicht mißzuverstehen. So beschloß man, am 13. März zu einem großen Reichstage in Forchheim zusammenzukommen. Die Wahl eines neuen Königs war der Zweck der Zusammenkunft. Gregor wurde zur Reise nach Deutschland eingeladen. Er bat den König um sicheres Geleite und forderte ihn auf, sich selbst in Forchheim einzustellen. Heinrich lehnte beides ab, da er die Lombardei jetzt nicht verlassen könne. So sandte der Papst zwei Legaten nach Deutschland und gab es auf, selbst dorthin zu gehen. Sein letzter Wunsch wäre gewesen, die Angelegenheiten des Reiches unentschieden zu lassen, bis er selbst die Gelegenheit finden würde, sie zu entscheiden. Das ging nicht. Die Fürsten drängten. So überließ er ihnen die Entscheidung. Die Dinge drängten selbst zum Abschluß. „Das Werk der Treulosigkeit vollendete sich und mußte sich wohl vollenden.“

In Forchheim versammelte man sich rechtzeitig. Von den deutschen Fürsten waren anwesend die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, sieben sächsische Bischöfe, vier andere, darunter nur zwei bayerische, aber kein Schwabe, ferner die Herzoge Rudolf, Welf und Berthold, Otto von Nordheim, vielleicht auch Herzog Magnus von Sachsen, Graf Hermann von Luxemburg und andere. Viele, die meisten fehlten. Die Bischöfe vereinigten ihre Stimmen auf Rudolf von Schwaben, nachdem die päpstlichen Legaten den Fürsten die Entscheidung freigestellt, dafür aber ihrer Instruktion gemäß die Verantwortung abgelehnt hatten. Die Absendung der Legaten erscheint darum fast nur in der Absicht erfolgt zu sein, die Versammlung zu überwachen. Wir kennen die Antipathie der Kurie gegen Otto von Nordheim. Um ihn und Rudolf allein konnte es sich in Forchheim handeln. Otto von Nordheim bekam denn auch diese Antipathie zu fühlen. Als man sich betreffs Rudolfs geeinigt hatte, knüpfte Otto an die Anerkennung desselben die Bedingung, daß er ihm sein bayerisches Herzogtum zurückgebe. Da schritten die Legaten ein und erklärten dieses Vorgehen für Simonie. Otto mußte sich fügen. Erst die großen Bewegungen der folgenden Zeit riefen ihn wieder hervor, und da war er es denn, der, wenn auch nicht

selbst die Herrschaft als König, so doch die Herrschaft über den Sachsenkönig Rudolf von Schwaben gewann.

Auch Rudolf hatte Bedingungen eingehen müssen, bevor man ihn wählte. Er mußte das Recht des Volkes, nach seinem Tode frei über das Reich zu verfügen, anerkennen und jedem Erbrecht seiner Kinder an die Krone ausdrücklich entsagen. Wie das Volksrecht in der Hand dieser Großen und von ihnen vertreten, zum leeren Popanz geworden war, wissen wir ja schon längst, und mit dieser Generallüge glaubte man das Volk, das Gut und Blut, Freiheit und Besitz in den folgenden Kämpfen opferte, beruhigen und abfinden zu können. Das Königtum sollte seinem Erbrechte entsagen, die Fürsten und Großen aber dem ihrigen nicht. Wo ist die Konsequenz? Wo die objektive Sorge um das allgemeine Wohl? Ist nicht der ekelhafteste Egoismus bei allen Maßnahmen gegen das Königtum die einzige Triebkraft? Rudolf mußte ferner die Investitur vollständig aufgeben. Die deutsche Aristokratie glaubte also den Sieg zu haben, indem sie die Grundlage der ottonischen Verfassung zerstörte und diese damit unmöglich machte. „Der Krieg, den Gregors tief berechnete und hinterhaltige Politik jetzt für Deutschland herbeiführte, ist ein Ringen nach einem entscheidenden Gottesurteil durch eine Schlacht; so hoffte Otto, Gregor zu einem entschiedenen Vorgehen zu zwingen, und so hoffte Heinrich die letzten und festesten Bollwerke seines römischen Gegners zu durchbrechen." Das Gottesurteil fiel, wie wir hören werden, zweideutig aus und so blieb es beim alten — der Kampf dauerte fort.



Rudolf von Schwaben.
Aus Falke's Kostümgeschichte,
Verlag von W. Spemann, Stuttgart.

Eines aber ist festzuhalten: während König Rudolf mit Otto von Nordheim für ein Königtum unter der Vormundschaft der Kirche und des Laienfürstentums kämpfte, sah sich Heinrich genötigt, auf die Begründung eines absoluten Königtums zu verzichten und für die Wiederherstellung der alten Verfassung die Waffen zu ergreifen. In dem Ringen nach Wiedervereinigung von Königtum und Bistum, in dem Aufflammen des nationalen Bewußtseins gegen die persönlichen Bestrebungen der Aristokratie fand Heinrich die Kraft des Widerstandes. Ueberblicken wir die Kräfte, auf welche jeder der beiden Könige seine Stellung aufzubauen gedachte, so waren es auf seiten Heinrichs die Mehrheit des deutschen Episcopates, die Ministerialität und unmittelbare Vasallität, von der oben zum Jahre 1074 die Rede war; ihnen schlossen sich die bayerischen Grafen an, welche sich lieber dem deutschen Könige, als dem bayerischen Herzoge unterwarfen, dann der fränkische Adel und nicht zuletzt die unteren Stände, denen die ottonische Verfassung die Existenz gesichert hatte: die Bauernschaften in Schwaben, und die Bürgerschaften der rheinischen Städte. Dieser Machtstellung hatte Rudolf das Bündnis mit Welfen und Zähringern entgegenzusetzen, sowie die Macht der reformierten Mönche im Schwarzwald, die beständig wuchs; dazu trat ein Teil der Bischöfe, der sächsische Adel und die freien Bauernschaften Sachsens und Thüringens.

Kaum vierzehn Tage nach seiner Wahl in Forchheim mußte Rudolf erfahren, daß er trotz der Bischöfe die Bevölkerung der Städte nicht gewonnen hatte. Er kam zur Krönung nach Mainz. Da brach der Tumult los. Die Bürgerschaft eilte zu den Waffen, und Siegfried mußte sich dafür verbürgen, daß der König schleunigst abreisen werde, sonst wäre es zu weiterem gekommen. Rudolf verließ die Stadt, und ihm nach eilte Siegfried, der traurige Held, den unheimlichen Boden zu verlassen. Rudolf zog nach Schwaben. In Augsburg erfuhr er trotz der Begleitung der päpstlichen Legaten den

heftigsten Widerstand Bischof Embrichos, der sich endlich nur zum Schein fügte. Enttäuscht wandte sich Rudolf weiter nach Konstanz. Er begegnete derselben Abneigung. In seine Heimat Burgund wollte er, aber nach solchen Erfahrungen kehrte er um. Nicht auf des früheren Herzogs Seite standen die Schwaben, sie hielten zu Heinrich; nur in Sachsen konnte Rudolf den Anhalt finden, dessen er bedurfte. Er wandte sich dorthin. In der Heimat Ottos endigte der „Königsritt" dieses fast hilflosen Königs.

Heinrich vernahm von den Vorgängen in Deutschland und brannte vor Verlangen, seinem ungetreuen Schwager entgegenzutreten. Sofort sandte er an Gregor und forderte ihn auf, mit den Waffen der Kirche gegen den Thronräuber und seinen Anhang einzuschreiten. Der Papst sah sich in seine eigene Lüge verstrickt, die Lüge, daß er mit Heinrich und seinen Gegnern zugleich verhandelt hatte: er konnte keine Partei ergreifen und entschuldigte sich, zuvor beide Teile hören zu müssen, um ein Urteil abgeben zu können. Eine windige Ausrede, denn ohne weiteres zu hören, wußte er ganz genau, wie die Dinge lagen, so genau, wie er wußte, was er selbst wollte: das Schiedsgericht für sich in Deutschland.

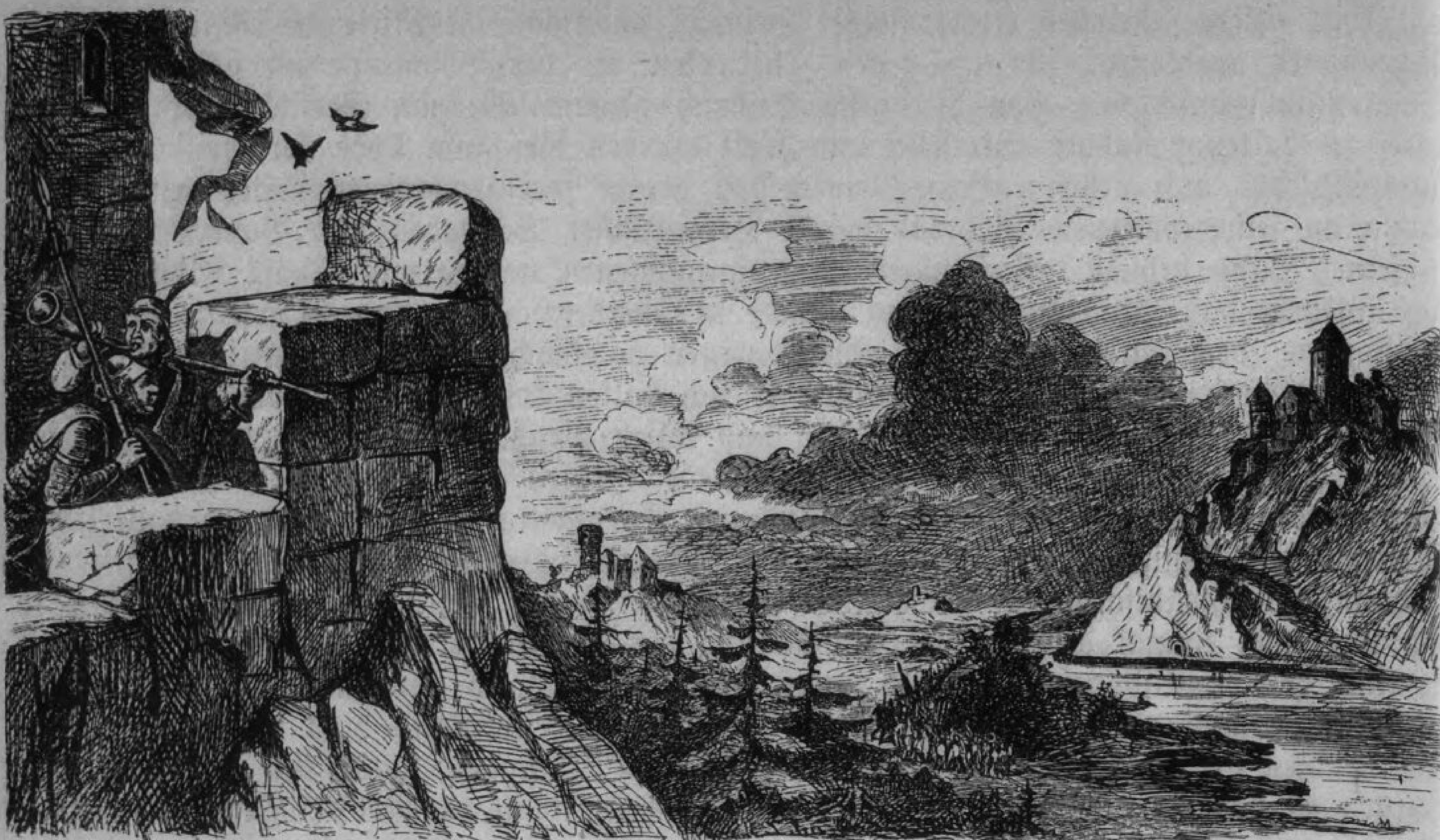


Die Mainzer Bürger greifen zu den Waffen.

Von den Geldern der Lombarden unterstützt, brach Heinrich nach Deutschland auf. Durch Friaul und Kärnten stand ihm der Weg offen, denn Siegehard, der Patriarch von Aquileja, stand nun ganz auf seiner Seite; ihm verlieh damals der König das Komitat Friaul, bald kamen die Mark Krain und das Komitat Istrien dazu, die jedoch später an die Eppensteiner fielen, welche des Königs Partei von Anfang an ergriffen und deren einer, Luitpold, an des untreuen Zähringers Berthold Stelle das Herzogtum Kärnten in eben jener Zeit erhielt. In Begleitung dieser Getreuen kam Heinrich nach Regensburg. Bayern hielt an dem Könige fest, und es ist dem Volkscharakter gemäß nicht zu verwundern, daß dies geschah, denn wie kein deutscher Stamm ist gerade der bayerische dem Fanatismus und jeder übertriebenen Forderung abhold. Von dem Grübeln über unentscheidbare ferne und abstrakte Dinge wünscht er verschont zu bleiben; in der herrlichen und großartigen Natur seines Landes findet der ruhig genießende und künstlerisch gestaltende Geist viel mehr Nahrung und Anregung, als der philosophische und spekulative. So kam es auch jetzt, daß die bayerischen Propheten nur wenig Anklang fanden, daß man an dem deutschen Königtum festhielt, nachdem der Vertreter desselben sich vom Banne gereinigt. Eine gesunde und redliche Logik beherrschte das Denken der meisten.

Mit einem stattlichen Heere konnte Heinrich schon um die Mitte des Mai 1077 von Regensburg aufbrechen. Er zog gegen Ostfranken, wo der Böhmenherzog sich mit seinen Scharen ihm anschloß. Von hier ging Heinrich gegen Ulm, um Gericht über die Empörer zu halten. Rudolf, Berthold und Welf wurden hier zum Tode verurteilt und aller ihrer Würden und Lehen entsetzt. Einen Teil der so frei gewordenen Güter verteilte der König an seine Getreuen, während er die Herzogtümer Schwaben und Bayern vorläufig in seiner Hand behielt. Nach allem Voraufgegangenen müssen wir es als selbstverständlich ansehen, daß Heinrichs Stellung gerade in Oberdeutschland und da wieder besonders in Bayern, dem alten Rivalen Sachsens, einen so mächtigen wie natürlichen Rückhalt fand. Hier waren die Kräfte, mit denen er sich halten konnte; „die Aribonen, Markgraf Dietpold vom Nordgau, Pfalzgraf Kuno und dessen gleichnamiger Sohn, die Burggrafen von Regensburg, Graf Arnold von Dießen, die Grafen von Cham und Vohburg, die Grafen von Lechsmund, der Edle Adalbert von Eurasburg treten unter den bayerischen Getreuen des Königs namentlich hervor.“ An diese bayerischen Paladine schlossen sich alsdann die schwäbischen und burgundischen Großen, unter ihnen die meisten Bischöfe, so daß uns noch einmal deutlich die Gruppierung der deutschen Kräfte vor Augen tritt, wie sie einst von Konrad geschaffen und unter Heinrich III dann namentlich in seinen ersten Regierungsjahren vollendet worden war. Das deutsche Alpenland hielt im Gegensatze zu den Sachsen an dem salischen Königshause fest. Die Gegner sahen sich genötigt, ihre Burgen zu befestigen, und auch Gebhard von Salzburg folgte der Not der Zeit. In Hohensalzburg und Werfen ließ er starke Befestigungen aufführen, und auch eines der Kastelle von Friesach ist damals errichtet worden. — In Nürnberg kam es gegen Mitte Juni zu einem Hoftage, wo der Krieg gegen die Sachsen beschlossen wurde. Den Schlüssel für Heinrichs Stellung, die sich auf Oberdeutschland und die Getreuen am Rhein stützte, bildete das Mainthal. Dort, wo in dem heutigen Ober- und Unterfranken die Höhen des Fichtelgebirges, des Frankenwaldes, der Rhön und des Spessart die Verbindung mit Böhmen, Thüringen und den Rheinlanden sowohl hindern wie vermitteln, mußte der Kampf ausgefochten werden, der über des Reiches Zukunft entscheiden sollte. Denn im Besitze dieser Gegenden am Main fand sowohl Heinrich die Möglichkeit der Vereinigung mit seinen Freunden, wie sie Rudolf, der sich auf Thüringen und Sachsen stützte, zur Vereinigung mit seinen welfischen und zähringischen Bundesgenossen gefunden hätte. „So versteht man es, daß von Anfang an Würzburg den eigentlichen Brennpunkt des Kampfes bildete,“ und welche Bedeutung es für den ferneren Verlauf desselben hatte, daß die Würzburger bald nach Rudolfs Krönung ihren Bischof Adalbero, den Freund der päpstlichen Reformideen, davonjagten.

Als der Krieg gegen Sachsen in Nürnberg beschlossen worden war, trennte man sich, die Vorkehrungen zu treffen. Der König zog nach Mainz, und hier bildete er ein Heer aus „Kaufleuten“. Die Bürgerschaften der rheinischen Städte griffen für ihn zu den Waffen. Das zeigt, welche Bedeutung sie errungen hatten und sich beilegten. Indes dachte Rudolf, sich schnell Würzburgs zu bemächtigen, um sich dann mit Welf und Berthold, welche ihre Ritterscharen aus Schwaben herbeiführten, zu vereinigen. Heinrich zog diesen entgegen, wagte aber den Angriff nicht, denn wohl mochte er die Fähigkeit seiner Kaufleute bezweifeln, wenn er auch an ihren guten Willen glaubte. So vereinigten sich die Feinde vor Würzburg. Aber die Bürgerschaft hielt tapfer stand, und Rudolf mußte abziehen. Er wandte sich dem Neckar zu gegen den König, fand aber seine Stellung unangreifbar. Zu einem offenen Kampfe war Heinrich nicht zu bewegen, denn noch wartete er auf die Hilfe der Böhmen und Bayern. Es kam zu Unterhandlungen, die zu nichts führten. Auch die Rufe des Papstes zum Frieden verhallten ungehört. Da man sich also einstweilen noch nichts Nachhaltiges anthun konnte, beschränkte man sich beiderseits auf Verwüstungszüge in das feindliche Gebiet. Fürchterlich hauste das königliche Heer in Schwaben und namentlich die Böhmen schreckten vor keiner Unthat zurück. Ueber Augsburg, wo der König Siegfried zum Bischof an des verstorbenen Embrichos Stelle erhob, zog er nach Regensburg. In Augsburg war es auch, wo Heinrich einem zweiten Eppensteiner, Udalrich mit Namen, die Abtei St. Gallen verlieh.



Heinrich IV mit bayerischen und böhmischen Truppen an den Ufern des Inn.

Gewiß ist es, daß das Erzbistum Salzburg schon bedrängt worden war, als König Heinrich nun den Versuch machte, Gebhard auf seine Seite zu ziehen. War der Investiturstreit doch selbst in die Familien eingedrungen und hatte ihre Glieder entzweit. „Denn während Graf Ekbert I von Formbach, der durch seine Gemahlin in den Besitz der Grafschaft Pütten, früher den Lambacher Grafen gehörig, gekommen war, zur päpstlichen Partei hielt, stand sein Oheim Ulrich von Formbach, gewöhnlich von Coßheim genannt, bei König Heinrich IV in größtem Ansehen.“ Nach Regensburg kam nun Erzbischof Gebhard von Salzburg, nachdem Heinrich ihm freies Geleite angeboten hatte, weigerte sich aber, die Vorwürfe des Königs zu entkräften, wenn nicht alles, was dem Erzstifte entzogen worden, zurückgestellt würde. So zerschlugen sich die Verhandlungen. Gebhard entkam dem königlichen Geleite, da er von Regensburg fortzog, und flüchtete nach Schwaben (14. Oktober 1077). Neun Jahre mußte er in der Verbannung weilen, „da selbst seine Schafe seine Stimme nicht hören wollten.“ So räumte Gebhard dem Könige das Feld, wie es ihm Altmann von Passau bereits geräumt hatte, und Heinrich mußte nun zunächst daran gelegen sein, Bayern ganz in seine Hand zu bekommen.

Nachdem Heinrich an den Rhein geeilt war, eine schwach besuchte Fürstenversammlung zu vereiteln, welche sich auf päpstliche Anweisungen berief, vom Papste aber kaum unterstützt wurde, kehrte er nach Bayern zurück und wandte seine Waffen gegen seinen letzten Gegner, den Grafen Ekbert von Formbach. Mit bayerischen und böhmischen Truppen verwüstete er dessen Gebiet zu beiden Seiten des Inns und in der Mark Pütten; drei Schlösser wurden belagert, von denen Neuburg den heftigsten Widerstand leistete. Um die Mitte März 1078 mußte es sich ergeben. Graf Ekbert flüchtete nach Ungarn zu König Ladislaus. Auch die Anhänger Altmanns waren indes aus Passau verjagt worden, und so wurde Heinrich Herr am Inn. Ein schwerer Schlag war es nicht minder für Altmann, wie für Gregor, daß am 24. Dezember 1077 die Kaiserin Agnes, seine getreue Gönnerin, ihr trauriges und leidvolles Dasein beschloß. In Rom an der Seite Ottos II fand die deutsche Kaiserin ihr Grab.

Triumphierend kehrte der König nach Regensburg kurz vor Ostern zurück. Hier fand sich Markgraf Liutpold II von Oesterreich, der bisher zum Könige gehalten hatte, ein. Durch die Vorgänge in der Passauer Diöcese mochte er erschreckt worden sein. Es

kam zu Irrungen zwischen dem Könige und dem Babenberger, und dieser schied als Gegner von Heinrich.

Wie Heinrich in Bayern, so suchte Rudolf sich in Sachsen zu befestigen. Bei ihm weilten die deutschen Bischöfe der Reformpartei, bei ihm auch der päpstliche Legat, der im November 1077 in Goslar abermals den Bann über Heinrich aussprach und Rudolf für den rechtmäßigen König erklärte. Seinem Beispiele folgten der charakterlose Erzbischof Siegfried von Mainz und ebenso Adalbero von Würzburg. Aber dem Papste war mit solchem Uebereifer nicht gedient, und so zögerte er noch sehr lange, bis er diesem voreiligen Vorgehen der Anhänger Rudolfs sein Placet erteilte. Und während dieser sich in dem fremden Königsneste zu Goslar breitmachte, zogen seine Gesandten sehr bescheiden nach Rom und erfreuten sich dort eines ebenso bescheidenen Ansehens. Heinrichs Gesandten dagegen wurde schon in der Lombardei eine auffällige Aufnahme zuteil, und mit dem Gefühle von Siegern zogen sie nach Rom. Ihr Auftreten verriet, wie der Charakter des jungen Königs zur vollen Mannestüchtigkeit herangereift war, wie er sich sowohl seinen Gegnern in Sachsen, wie in Rom gewachsen fühlte. Mit Theorien ließ sich gegen diese selbstbewußte, lebensvolle Kraft nichts machen.

Lange noch hatte Gregor an der Hoffnung festgehalten, doch seine Reise nach Deutschland ausführen zu können. Endlich mußte er sie aufgeben und so zog er mißmutig aus der Lombardei wieder nach Rom hinab. Hier konnte der alte Stadtadel zwar noch nicht viel gegen ihn ausrichten, doch gab es für den Papst mancherlei Sorgen, welche ihm das Herz bedrückten. So die Normannen, dieser Robert Guiskard, der immer mehr um sich griff, der schon das römische Gebiet unmittelbar bedrohte — wie sollte man ihm Herr werden? An Gregor selbst rächte es sich bereits, daß er die Weltlage auf den Kopf zu stellen versucht hatte. Es nützte ihm nichts, daß er nachträglich die Deutschen beschwor, kein Blut zu vergießen. Schon war Blut geflossen, und der Rachegeist des Volkes war entflammt. Seines allgemeinen Ansehens beraubt stand das Kaisertum da, was war natürlicher, als daß man allenthalben in Europa seinem bevorzugten Schützling, dem Papsttum, ebenfalls nicht mit jener Achtung begegnete, die Gregor forderte? Er hatte davon geträumt, auf den Trümmern des nach absoluter Gewalt strebenden Kaisertums sein absolutes Papsttum aufzuführen. Dazu sollten die Völker ihm helfen. Aber den Völkern war, als sie die eine Kette zerhauen hatten, die Freiheit erschienen, sie verweilten in ihrem Anblick, und so sehr der Papst auch drängte und lockte, man fügte sich nicht mehr. So zwischen zwei Stühle gestellt, wurde ihm die Wahl schwer, welchen er besteigen sollte, und in seiner Politik der nächsten Jahre zeigte es sich, wie er es hinauszog, eine Entscheidung zu treffen, wie damit aber auch jene gewaltige Energie, die ihn einst beseelt, ins Schwanken und Wanken geriet. Ueberhaupt scheint sich gerade in diesen Jahren eine Wandlung in diesem Manne zu vollziehen, die uns nirgendwo genugsam gewürdigt wurde. Als hätte der Tod mit leisem Wehen seine Seele berührt, drängt sich in den Geist Gregors der Entsagungstraum seiner Jugend zurück. Alle Anschauungen und Ideen des Zeitalters schienen diesem gewaltigen Geiste bisher nur zu seinen Zwecken zu dienen, nirgendwo bemerkten wir jene mystischen Anwandlungen, welche ihn nun, ein vollkommen fremdes und seiner



Der Kaisermantel zu Metz.

geheimsten Natur doch so befreundetes Element, immer häufiger befallen. Hören wir, daß sich die Fastensynode des Jahres 1078 damit beschäftigte, den erschlagenen römischen Präfekten, sowie den in Mailand für Rom und die Pataria gefallenen Erlembald selig zu sprechen, so scheint uns dies wie ein erster Akkord jener mit überirdischen Harmonien vermengten politischen Symphonie, welche den Geist Gregors durchbrauste. Je mehr die realen Mittel versagten, um so mehr befiel diesen Geist eine wahnsinnige Hoffnung auf das Eingreifen höherer Gewalten, und je mehr diese Hoffnung Platz in ihm ergriff, desto mehr scheute er davor zurück, die übrig gebliebenen realen Mittel zu versuchen. So verstehen wir es, daß er trotz seiner schwankenden Lage das Gottesurteil, welches man in Deutschland anzurufen sich anschickte, stets wieder hinauszuschieben suchte; er mochte fühlen, daß er sich auch einem widrigen Schicksalsspruche nicht gutwillig fügen werde, aber andererseits wagte er ebensowenig, selbst entschieden einzugreifen und als höchster Richter den Kampf zu beschwören, wie es die Sachsen mit steigender Heftigkeit von ihm verlangten. Hören wir im Jahre 1078 die Sachsen klagen, daß durch die unentschiedene Verschleppung bereits entschiedener Dinge alle Schrecken des inneren Krieges, alle die unzähligen Mordthaten, die Greuel der Verwüstung und die Einäscherung der Kirchen und Wohnstätten, daß aus ihr die unerhörte Bedrückung der Armut und die Belastung des Kirchengutes, die Ohnmacht aller staatlichen und kirchlichen Gesetze stammten und durch den Kampf der beiden Herrscher eine solche Verschleuderung des Krongutes herbeigeführt würde, daß die deutschen Könige in Zukunft mehr vom Raube als von den Reichseinkünften leben müßten: so wird uns Gregors Vorgehen in all seinen unseligen Folgen klar. Was nützte es, daß er immer wieder auf einen Konvent drängte, auf welchem die Streitsache unter seinem Vorsitze oder dem seiner Legaten entschieden werden sollte? Heinrich sowohl, wie Rudolf, den wir in diesem Falle ganz besonders als das Werkzeug in des Nordheimers Hand betrachten dürfen, mußte es gleicherweise darum zu thun sein, die Entscheidung nicht aus der Hand zu geben. Ein Konvent mußte vermieden werden, es handelte sich darum, daß Gregor offen zu einer der beiden Parteien übertrat. Aber das wagte der Papst nicht. Er war ein anderer geworden. Bis seine Seele sich zu irgend einem Entschlusse durchrang, mußte noch eine Zeit vergehen. In diesen Tagen der inneren und äußeren Bedrängnisse schrieb er an den Abt Hugo von Cluny: „Oft ist mir das Leben zum Ekel und des Leibes Tod mein Verlangen.“ Nur der leidende Jesus richte ihn wieder auf. Aber die Citierung der Bibelsprüche in diesem Briefe zeigt uns ebenso, daß die Wandlung noch nicht vollendet war. Noch bedurfte er fremder Worte, um sein Empfinden zu sagen. Die Zeit wird kommen, wo er nach vollendeter Wandlung selbst die Worte findet, die uns dann auch viel überzeugender klingen und seiner innersten Natur mit weit mehr Wahrheit Ausdruck verleihen, als diese Ausbrüche eines in sich zerrissenen und niedergedrückten, aber noch lange nicht zur Umkehr entschlossenen Gemütes.

Ein päpstlicher Legat verkündete in Deutschland die Beschlüsse der Ostersynode und forderte von Heinrich, dem beabsichtigten Waffenstillstand und Konvente kein Hindernis zu bereiten. Und Heinrich sagte zu. Wußte er doch sehr wohl, daß statt seiner die Sachsen diesmal für Vereitelung der päpstlichen Absichten sorgen würden. Denn nur zu deutlich mußte jedem schon die Absendung des Legaten an Heinrich, die Aufforderung desselben in eine Versammlung zu willigen, welche die Streitfrage entscheiden sollte, darthun, daß der Papst diese Frage immer noch für unentschieden hielt auch trotz des Bannes, den der bei Rudolf weilende andere päpstliche Legat aufs neue über Heinrich verhängt hatte. Und wie Heinrich vorausgesehen, zerschlugen sich denn auch bald die Unterhandlungen mit den Sachsen, und man griff wieder zu den Waffen. Metz wurde von Heinrich genommen, während Rudolf zu einem großen Heereszuge rüstete. König Philipp von Frankreich und Graf Robert von Flandern versprachen ihm ihre Hilfe; König Ladislav von Ungarn schickte eine Gesandtschaft an den Gegenkönig und bot ihm seinen Beistand an. „Vielleicht ist damals die Heirat zwischen Ladislav und Rudolfs Tochter eingeleitet worden,“ und gewiß ist, daß Markgraf Leopold von Oesterreich, der nach seiner Zusammenkunft mit Heinrich von Regensburg unbefriedigt weggegangen war, Ladislavs Bundesgenosse wurde. Ebenso stand Ladislavs Vetter, Boleslav II von Polen, dem



Kaiser Heinrich IV besiegt in der Schlacht bei Melrichstadt am 7. August 1078 seinen Gegenkönig Rudolf von Schwaben.

Nach dem Gemälde von Echter.

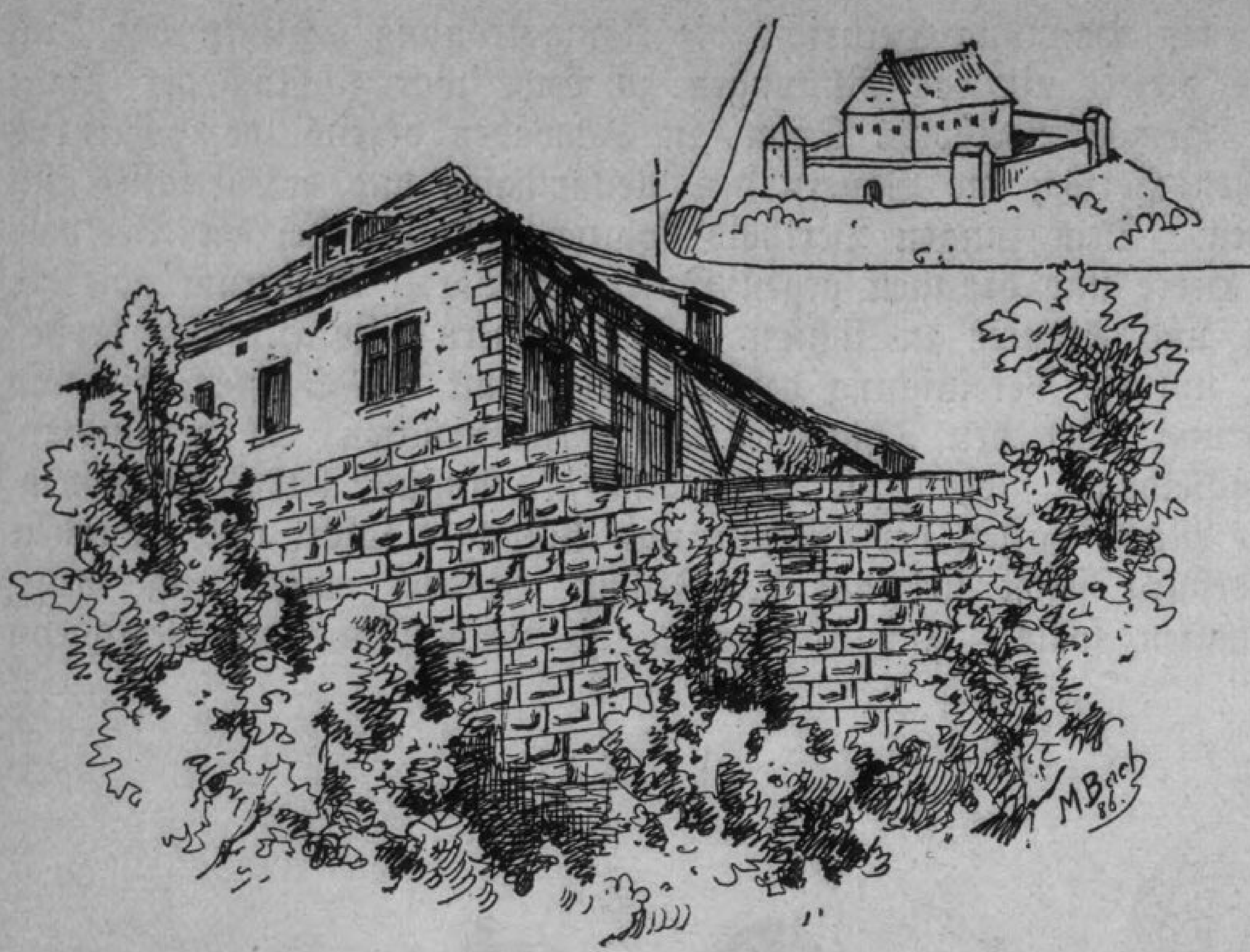
unmittelbar infolge der ersten Bannung Heinrichs die Königskrönung geglückt war, auf Rudolfs Seite. Doch ehe dieser mit den Rüstungen zu Ende war, schlug der junge Berthold von Zähringen, Herzog Bertholds Sohn, in Schwaben bereits los. Heinrich hatte gegen die oberdeutschen Herzöge die Bauern des Neckarthales und des Elsasses mit ritterlichen Waffen versehen. Dem jungen Berthold folgten bald die Herzöge Berthold und Welf mit stattlichem Heere und drangen gegen Ostfranken vor. Wiederum galt es, den Besitz von Würzburg und Franken zu sichern. Aus Bayern eilte Heinrich herbei, besetzte die Maingegenden, um die Vereinigung der Schwaben mit den Sachsen, die nun auch unter Rudolfs Führung über den Thüringer Wald heranrückten, zu verhindern. Bei Melrichstadt im Grabfeldgau stießen die Heere am 7. August 1078 zusammen. Heinrichs Angriff warf die Mannschaften der Bischöfe und Billunger sofort aus einander. Der Erzbischof von Magdeburg selbst fiel auf der Flucht. Rudolf wußte nicht mehr, ob er fliehen oder standhalten sollte. Und doch trafen die Leute Ottos von Nordheim



Der Erzbischof von Magdeburg fällt auf der Flucht.

und des sächsischen Pfalzgrafen Siegfried am Abend siegreich von verschiedenen Seiten auf dem Schlachtfelde zusammen. Die Schlacht muß sich also in eine Reihe von Einzeltreffen aufgelöst haben, es muß dem sächsischen Könige vollkommen die Führung und der Ueberblick verloren gegangen sein. Der Zweck war damit auch vollkommen vereitelt, und Rudolf zog nach Sachsen zurück. Heinrich hatte selbst zu schwere Verluste erlitten — sein getreuer Begleiter Eberhard von Nellenburg hatte bei Melrichstadt den Tod gefunden — um an eine Verfolgung denken zu können, und zudem erhielt er bald darauf die Nachricht, daß sein Bauernheer am Neckar von den schwäbischen Rittern vollkommen geschlagen und fast vernichtet worden sei. So zog auch er nach Bayern zurück, nachdem es den Gegnern mißlungen war, ihm Ostfranken zu entreißen.

„In dieser furchtbaren Katastrophe — sagt Nitzsch — kündigt sich die hereinbrechende Revolution unseres inneren Volkslebens, wie sie in diesem Kriege erfolgte, mit ihren ersten schweren Vorzeichen an. Es waren die letzten oberdeutschen Volksaufgebote, welche hier dem eisernen Uebergewichte der berittenen fürstlichen Vasallenheere in grauenvollen Zuckungen erlagen. Diese entsetzliche Niederlage der fränkischen und schwäbischen Bauern machte es den streitenden Parteien klar, daß die Entscheidung nicht mehr auf

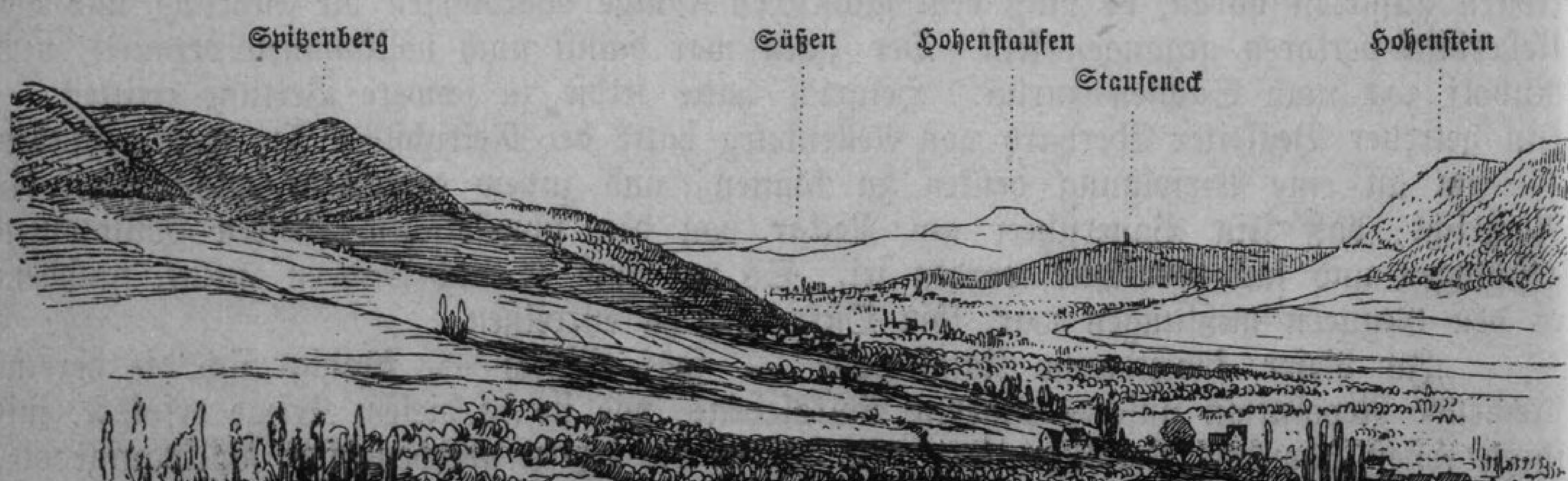


Wäscherschlößle jetzt und ehemals.

diesen längst verbrauchten Waffen früherer Jahrhunderte, sondern allein auf der Disciplin und Stärke der eigentlich vasallitischen Kreise beruhe. Diese Wahrnehmung mußte die Fürsten auf beiden Seiten zu jener ungemessenen Vermehrung ihrer Lehensaufgebote drängen, wie sie nach dem Ende des langen Krieges als dessen eigentliche politische Frucht noch deutlicher als im Laufe desselben zu Tage tritt. Die kriegerischen Gesichtspunkte wurden mit einem Schlage die einzig maßgebenden für den Geist der hofrechtlichen Verwaltungen; jedes irgend entbehrliche Stück Landes wurde in Lehngut verwandelt."

Eine abermalige nutzlose und deshalb um so grauenvollere Verwüstung Schwabens folgte, als Heinrich in Bayern ein neues Heer gesammelt hatte. Zu Ende des Jahres stand man in der alten Stellung einander gegenüber, beiderseits geschwächt; aber nirgendwo zeigte sich eine Aussicht, welche auf baldige Beendigung dieses furchtbaren Zustandes Hoffnung erregte. Die dauernde Not griff in das Leben der Deutschen abermals hinein, brach zusammen, was noch von früherer Zeit sein Scheindasein fristete und schmiedete den kommenden kriegerischen Zeiten die glänzende, stahlharte Waffe.

In Italien war endlich geschehen, was der Papst herbeigesehnt hatte: über die Leiche Richards von Capua hinweg fuhren sich die Normannen gegenseitig in die Haare. So hatte Gregor vor ihnen einstweilen Ruhe. In der Mitte November 1078 trat dann in Rom eine zweite Synode zusammen, auf der das Investiturverbot erneuert und diesmal auch wirklich veröffentlicht wurde. Aber merkwürdigerweise wurde nur der Geistliche bestraft, der ein Amt aus der Hand eines Laien annahm, nicht aber der Laie, welcher es erteilte. Als hätte Gregor es nicht gewagt, diese Dinge endgültig zu entscheiden, scheint es, da wir auch in den deutschen Angelegenheiten abermals seine Zurückhaltung und Vorsicht wahrnehmen. In Fritzlar (Februar 1079) richteten die Gesandten Heinrichs und der Sachsen auch nichts aus. Ebenso blieb die römische Fastensynode des Jahres 1079 ohne



Spitzenberg mit Hohenstaufen (Filsthal).

Erfolg, wenn auch Gregor die Partei Rudolfs von neuem zu ermutigen begann und sich abermals mit dem Gedanken trug, nach Deutschland zu ziehen und den obersten Richter zu spielen. Es muß doch ein großer Reiz für ihn in dieser Sache gelegen sein, daß er immer zurückhielt, die Kriegsfurie zu verscheuchen, auf die Gelegenheit harrend, selbst bei der unfehlbar dereinst eintretenden allgemeinen Ermattung der Stärkste zu sein, anstatt, wie es wohl für einen Priester natürlicher gewesen wäre, alles daran zu setzen, das rasende Unglück aus der Welt zu schaffen. Denn daß mit seinem Befehle, einen Convent abzuhalten, der dann niemals zu stande kam, keinem Menschen geholfen war, mußte er wohl einsehen. Aber Gregor war nicht derselbe, wie vor drei Jahren; noch hatte er sich nicht wiedergefunden und die Lüge in seiner Natur besiegt, und so schwebte diese Lüge über der Erde, Unheil verkündend und bringend. Wieder gingen seine Legaten nach Deutschland. Was sie thun sollten, wissen wir — den Convent berufen. Aber, so lautete ihre ausdrückliche Instruktion, die Investiturfrage sollten sie unberührt lassen. Das erschien wie ein Zugeständnis an Heinrich, war aber die immer gleiche Lüge. Rudolf hatte außerdem auch schon einige Zusagen der Liebe empfangen. Was sollte dieses Doppelspiel? Gaukelte der Papst in dieser infamen Weise vor aller Augen? Welche Pläne hegte er?



Schlacht bei Flarchheim. 27. Januar 1080.

Mit Heinrich sich zu versöhnen, war sein auffälliges Bestreben, und Rudolf konnte er doch und wollte ihn nicht fallen lassen. Da erscheint es uns, als hätte der letzte und innigste Wunsch der Sachsen in Gregor seinen Vertreter gefunden. Ein Sachsenreich und ein deutsches Reich ohne Sachsen — das war der Plan, mit dem Gregor den augenblicklichen Zustand zum gesetzlichen machen und in Permanenz erklären wollte. Wir dürfen dies als sicher annehmen, und merkwürdig ist es, wie sein scharfer Geist auch hier wieder das Fühlen des Volkes erkannte und, indem er ihm scheinbar entgegenkam, dasselbe unter die eigene Leitung zu zwingen trachtete.

Heinrich mußte Ende März des Jahres 1079 gegen Oesterreich ziehen. Der Markgraf Leopold konspirierte mit den Ungarn gegen ihn. Um Schwaben nicht ungedeckt zurückzulassen, erhob der König jetzt den Grafen Friedrich von Staufen zum Herzoge von Schwaben. Herzog Friedrich war der Sohn des Grafen Friedrich von Büren (Wäschenbeuren), einer Burg, deren uralte Mauerreste noch in dem „Wäscherschlößchen" erhalten sind. Der Herzog selbst baute die Burg auf dem Hohenstaufen, jenem herrlichen Bergkegel, der sich in der Vorkette der rauhen Alb zwischen den Thälern der Fils und Rems so mächtig erhebt. Friedrich von Staufen stand hier am Nordrande der oberschwäbischen Hochebene, die Front nach Süden gekehrt, den Welfen und Zähringern gegenüber. Welf aber führte Berthold, den jungen Sohn Rudolfs nach Ulm, wo er ihn gegen Friedrich zum Herzoge wählen ließ. Ein König und Gegenkönige, Bischöfe und Gegenbischöfe —

warum nicht auch Herzog und Gegenherzog? Kam doch auch bald Papst und Gegenpapst. Und wie Heinrich dem Schwabenherzoge Friedrich seine Tochter Agnes verlobte, so vermählte Rudolf dem Zähringer seine Tochter Agnes, beide Mädchen die Patenkinder der Kaiserin Agnes.

Als Heinrich aus der Ostmark zurückkehrte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß wegen des Zusammenbruches der Macht König Boleslavs II von Polen auch Ladislav von Ungarn nicht viel anfangen konnte, empfing er die päpstlichen Legaten in Regensburg. Wieder dasselbe Spiel. Man verhandelte den Sommer über und zog dann im Herbste, ohne wesentliches erreicht zu haben, allerseits wieder nach Hause. Die Sachsen drängten zwar mit größter Heftigkeit in den Papst, Heinrich wieder zu bannen; der aber wartete auf seine Legaten, welche zurückkehrten, als man in Deutschland abermals zu den Waffen griff.

Mitten im Winter (1079|80) führte Heinrich ein großes Heer durch Hessen nach Thüringen. Er gedachte Rudolf zu überraschen. Aber Otto von Nordheim stand auf der Wacht, besser als im Jahre 1075. In der Nähe der Unstrut weilte er wie damals, und hier bei Flarchheim kam es am 27. Januar 1080 zur Schlacht. Den Bach, welcher zwischen dem Heere Heinrichs und dem Bauernheere des Nordheimers lag, suchte der König zu umgehen und erschien plötzlich den Sachsen im Rücken. Otto aber war mit einer energischen Frontveränderung schnell bei der Hand. Sie gelang und der Sieg blieb den Sachsen. Heinrichs Plan war vereitelt, und Rudolfs Sache gewann an Ansehen.

Zu Rom rüstete man zu der Fastensynode des Jahres 1080, als die Nachricht einlief von dem Siege Rudolfs und der Sachsen. Auch Heinrichs Gesandte kamen nach Rom. Es waren der Erzbischof Liemar von Bremen und Bischof Robert von Bamberg. Auf beiden Seiten fühlte man, daß es diesmal zu einem entscheidenden Schlage kommen müsse und so waren denn die Gesandten instruiert, dem Papst mit Absetzung zu drohen, wenn er länger mit dem Bannspruche über Rudolf zurückhalte. Auch von seiten der Sachsen trieb man Gregor zu schärferem Vorgehen an. Er bedurfte dessen kaum. Die Wandlung in Gregor hatte sich vollzogen ganz und vollkommen. Hatte einst in diesem Manne ein zündender Geist gelebt, dem die Idee nur Wert hatte, so weit sie sich verwirklichen ließ, hatte er sich gleichsam gewehrt gegen zwei Welten, indem er zugleich Front machte gegen die rein weltliche, praktische Tendenz der deutschen Kirche, wie gegen die mystisch-überspannten Ideen der Cluniacenser und italienischen Mönche, indem er beide Richtungen nur als Mittel zu seinen Zwecken betrachtete, so hatte nun, da Unglück und Ungewißheit ihn fortwährend umlagerten, sein klares Auge sich getrübt. Die Zeitkrankheit forderte ihr Opfer auch von ihm. Je mehr der Geist die Führung seiner Natur verlor, um so mehr bemächtigte sich derselben jene falsche Prophetenschwärmerei, welche das eigene klare Erkennen zu bemänteln sucht mit dem lügnerischen Schleier einer falschen Hoffnung, welche an die Stelle des offenbaren Mißerfolges und Unglücks ein falsches Glück, einen erdichteten Erfolg setzt, welche den krassen Egoismus mit dem trügerischen Scheine der Selbstopferung und der Ideenhuldigung umwebt, bis schließlich eine solche Natur, abgelöst von aller realen Grundlage, auch den letzten Halt in sich selbst verliert und mit sich und der Welt im Widerspruche, im Weltschmerze zu Grunde geht.

Es kam zum Banne gegen Heinrich am 7. März 1080. Zugleich aber kam es zur Verkündigung jener schrankenlosen Gewalt, welche Gregor in seinem und des Papsttums Besitze glaubte. In der Form eines Gebetes sprach Gregor den Bann aus. Seine Rede begann mit einer geschichtlichen Darlegung der Ereignisse in den vergangenen Jahren. Was gesagt wird, ist wahr, wird aber unwahr durch das, was verschwiegen wird. Dann folgt die Anklage gegen Heinrich, die sich hauptsächlich darauf beschränkt, daß Heinrich den vom Papste gebotenen Convent verhindert habe. Außerdem habe er eine große Zahl Christen morden und Kirchen zerstören lassen, während fast das ganze Reich der Zerrüttung preisgegeben wurde. Das paßte alles so gut auf Rudolf und die Sachsen, wie auf Heinrich. „Deshalb“ — so fuhr Gregor fort — „schließe ich im Vertrauen auf die Gerechtigkeit und das Erbarmen Gottes und seiner liebreichen Mutter der Jungfrau Maria, gestützt auf euer Ansehen, jenen Heinrich, den sie König nennen, und alle seine Anhänger von der Kirchengemeinschaft aus und binde sie mit den Banden des Fluchs;



Erneuerung des Bannfluchs.

zum zweitenmale untersage ich ihm die Regierung Deutschlands und Italiens im Namen des allmächtigen Gottes und in eurem Namen, entziehe ihm jede königliche Macht und Gewalt, gebiete, daß ihm kein Christ als einem König gehorche, und alle, die ihm als dem Herrn des Reiches geschworen haben oder noch schwören werden, spreche ich von ihrem Eide los. In jedem Kampfe unterliege Heinrich fortan mit den Seinen, und nie kröne hienieden seine Waffen der Sieg! Damit aber Rudolf, welchen die Deutschen in treuer Gesinnung gegen euch zum König erwählt haben, das deutsche Reich bewahren und regieren könne, gebe, gewähre und verleihe ich in eurem Namen allen denen, die getreulich zu ihm halten, Erlaß aller ihrer Sünden und spende ihnen im Vertrauen auf euch euren Segen für dieses und das zukünftige Leben. Denn mit gleichem Recht, wie Heinrich wegen seines Hochmuts, seines Ungehorsams und seiner Falschheit der königlichen Würde entsetzt wird, wird Rudolf wegen seiner Demut, seines Gehorsams und seiner Wahrhaftigkeit die königliche Macht verliehen. Und so laßt nun, ihr hochheiligen Väter und Fürsten, alle Welt klar erkennen, daß ihr, wenn ihr im Himmel binden und lösen könnt, so auch auf Erden Kaisertümer und Königreiche, Fürstentümer und Herzogtümer, Markgrafschaften und Grafschaften und alles, was Menschen besitzen nach seinem Verdienste einem jeden zu geben und zu nehmen vermögt. Denn oft habt ihr Patriarchate und Primate, Erzbistümer und Bistümer den Bösen entrissen und den Frommen gegeben, und wenn ihr über Geistliches richtet, wie viel mehr müßt ihr über Weltliches Macht besitzen? Wenn ihr über die Engel, die über alle die stolzen Fürsten gebieten, richten werdet, was vermögt ihr erst über die Knechte jener? Die Könige und alle Fürsten der Welt mögen nun erfahren, was ihr seid und was ihr vermögt, und fortan sich euren Befehl zu verachten scheuen. Vollziehet aber schnell euer Gericht an jenem Heinrich, damit alle Welt erkenne, daß er nicht durch Zufall, sondern durch euere Macht untergeht, wo möglich zu seiner Buße, auf daß der Geist selig werde am Tage des Herrn!" Am Tage nach Ostern erneuerte Gregor den Bann noch einmal in der Peterskirche und verkündete hier, daß Heinrich bis zum Peter- und Paulstage (29. Juni) entweder tot oder entsetzt sein würde; im anderen Falle solle niemand seinen (des Papstes) Worten mehr Glauben schenken.

Es erscheint wie die höchste Konsequenz, daß Gregor in dieser Weise nun alle Macht für sich in Anspruch nahm, und doch zeigt sich fast nirgendwo in der Geschichte ein Punkt wieder, an welchem so deutlich klar wird, wie die höchste Konsequenz in der Entwicklung einer großen Menschennatur noch lange nicht immer auch die Konsequenz in der natürlichen Fortentwicklung der Menschengeschichte verbürgt. Die gesunde Fortentwicklung der Menschheit ist von der gesunden Entwicklung ihrer einzelnen Mitglieder getragen und die Krankheiten, welche den einzelnen befallen, machen sich an der Gesamtheit notwendig fühlbar. Was Gregor that, mußte er thun, um sich und seinem ganzen Vorleben, wie den ihn umgebenden Verhältnissen getreu zu bleiben. Treten wir aber aus diesem besonderen Falle heraus und überblicken wir die Frage im allgemeinen, so müssen wir gestehen, daß Gregors Theorie falsch war. Sie war falsch in dem Schlusse, daß derjenige, der über Geistliches richtet, um so mehr über Weltliches Macht haben müsse. „Zur Taufe kann man die Völker zwingen, nicht aber zum Glauben," hatte einst Alkuin gesagt, und das hatte man damals vollkommen vergessen, Seelenvorgänge lassen sich nicht befehlen, nicht durch ein Gesetz bestimmen, nur die äußeren Handlungen lassen sich befehlen und verbieten. Indem nun die Kirche, anstatt sich ihrer einstigen geistigen Macht zu bedienen, die weltliche Macht, welche sich immer nur auf die äußeren Handlungen beziehen kann, für sich in Anspruch nahm, verlor sie den realen geistigen Boden, und ein mystischer wurde untergeschoben, eine Verschiebung, welche das ganze geistige und religiöse Leben auf das verderblichste beeinflußte.

Wer das innerste Wesen der Religion von einem anderen Standpunkte betrachtet, als dem rein natürlichen, nur der kann sich in Theorien und Konsequenzen verirren, aus denen er dann zuletzt keinen andern Ausweg mehr findet, als die Abschwörung jeglicher menschlichen Vernunft und Erkenntnis. Die Religion ist nichts anderes, als der Versuch unmündiger Völker, auf die sie bedrängenden Fragen und ewigen Rätsel eine ihrer naiven Erkenntnis genügende und beruhigende Antwort zu geben. Und wie das Kind bei seinen Märchen der Phantasie folgt, so geschah es einst bei der Vereinigung gewonnener Vorstellungen zum religiösen Mythus. In dem Mythus lag natürlich ebensoviel relative Wahrheit, als in jedem anderen Resultate menschlicher Erkenntnis, und nur dort wurde die Wahrheit zur Unwahrheit, wo ihr der Weg zur weiteren natur- und sachgemäßen Fortentwicklung und Ausbildung durch die Priesterschaft und ihre Dogmen verlegt wurde, wo das heranreifende, besser erkennende und nach tieferem Verständnis ringende Volk zum Festhalten an den Märchen seiner Kindheit gezwungen werden sollte. Der Glaube wurde verdrängt vom Aberglauben und mystischem Ueberglauben, und in wahnsinniger Angst trieb es den menschlichen Geist, den Ausweg zu suchen aus den ihn fesselnden Banden. Und das geschah denn unter den fürchterlichen Katastrophen und Revolutionen, welche das Leben der Menschheit bis tief in die letzte Faser hinein erschütterten.

Ein Eidschwur ist entweder eine nur äußere Handlung, die dann ohne jeden rückwirkenden moralischen Wert ist, oder aber er entspringt wirklich der innigsten Ueberzeugung, dem tiefsten Gemüts- und Seelenleben, an den zu rühren sich dann aber auch kein Gott unterfangen sollte. Gregor that dies dennoch. Er machte den Eidschwur zum politischen Kampfmittel; er machte ebenso seine priesterliche Macht zum Kampfmittel und stellte sie in den Dienst des politischen Parteilebens. Und damit versetzte er den von ihm vertretenen religiösen Anschauungen den furchtbarsten Schlag ins Gesicht. Die Religion ward niedergeschmettert, als die Priesterschaft sich emporhob, und an die Stelle der Religion trat ein mystischer Fanatismus, der sich sofort in den Prophezeihungen Gregors VII selbst bekundete. Die Wandlung in ihm war vollendet. Der Gedanke von der Erlösung der Menschheit erlitt die furchtbarste Niederlage, als er nach tausendjährigem Kampfe mit den Gewohnheiten und Ideen der einzelnen Völker, gekettet und gebunden, dem Papsttum zu beliebigem Gebrauche in die Hände fiel, und wieder erkennen wir auch hier, daß es unmöglich ist, die einfachste und klarste Wahrheit rein und unverfälscht in die allgemeine Wirklichkeit zu übertragen, daß vielmehr jede Idee ihren Kampf mit der bisherigen Entwicklung der Menschheit, die ja stets eine zum großen Teile krankhafte ist, zu bestehen hat, einen Kampf, in dem ihre Reinheit und Klarheit fortwährend verdunkelt und an-

gegriffen wird. Stellen wir das Priestertum eines Gregor neben dasjenige eines heiligen Severinus und wir werden den Unterschied zwischen beiden erkennen, wir werden fühlen, welchem Priestertum die Welt ihre Achtung zollt und welchem sie dieselbe versagt und immer versagen muß.

Große Wirkung hatte man sich in Rom von dem Bann versprochen. Man sah sich vollkommen getäuscht und gerade daran sieht man, wie Gregor das Urteil über die wirklichen Verhältnisse vollkommen verloren hatte. Es war in Deutschland anders geworden seit dem Jahre 1076. Der Mann, der damals die deutsche Verfassung umzuändern strebte, sah sich von der Not dazu getrieben, ein Verteidiger der alten Formen des deutschen Königtums zu werden: Heinrich stritt nunmehr für die Aufrechterhaltung der ottonischen Verfassung. Und man begriff in Deutschland nicht mehr, warum der Papst ihn jetzt wieder bannte. Die Rolle war getauscht. Anstatt des königlichen Absolutismus drohte nun der päpstliche über die europäische Menschheit hereinzubrechen, doch, wie man den einen in Deutschland bekämpft, wird man auch den andern bekämpfen. Schon in der Lombardei verhallte des Papstes Bannfluch, selbst in Tuscien empörten sich die Massen gegen Mathilde, des Papstes Freundin. Ebenso in Deutschland. Neunzehn deutsche Erzbischöfe und Bischöfe fanden sich zu Pfingsten (1080) in Mainz zusammen und setzten Gregor ab. Am 25. Juni wiederholte sich in Brixen das gleiche Schauspiel. Heinrich war selbst hierher geeilt, und um ihn versammelten sich nun neunzehn italienische, sieben deutsche und ein burgundischer Bischof, welche den „rebellischen Mönch" absetzten, über Rudolf, Herzog Welf und ihre Anhänger den Bann aussprachen und am 26. Juni den Erzbischof Wibert von Ravenna zum Gegenpapste erhoben. So nahte der Tag heran, zu dem Gregor den Untergang Heinrichs prophezeit hatte. Wer aber glaubt, Gregor habe die Ironie der Thatsachen begriffen und anerkannt, täuscht sich. Anstatt selbst zu belächeln, wie er sich in heiligem Eifer zu solchen halb schauspielerischen, halb mystischen Dingen hatte fortreißen lassen, prophezeite er weiter, als wäre die volle Erfüllung seiner ersten Prophezeiung eingetroffen. Aber was er damals selbst in hochmütigem Selbstgefühle herausgefordert hatte: nur wenige fanden sich, welche seinen Worten fürder Glauben schenkten. Clemens III, so nannte sich Wibert, war keineswegs ein zu verachtender Gegner, und Gregor wußte wohl, warum er ehedem die Freundschaft dieses Mannes gesucht. Nur das ist immerhin festzuhalten, daß Wiberts Stellung von Anfang an eine mißliche war. Vom Könige und den Feinden jeder Reform war er vollkommen abhängig, so daß er als Papst zu einer selbständigen Bedeutung nicht gelangen konnte. „Noch in seiner Erniedrigung war Hildebrand größer als sein Widersacher im Glück; denn ihn erfüllte eine Idee, die seinen Handlungen Bedeutung gab, während Wibert in seinen eitlen Ehren nur das Werkzeug anderer war und blieb." Durch diese gänzliche Negation der Zeitbestrebungen, wie sie sich in dem Bunde des Königs mit diesem Papste und den simonistischen Bischöfen Italiens kundgab, war das Schicksal dieses Bundes entschieden. Die Zeit ließ sich durch denselben ebenso wenig fesseln, wie durch die Bestrebungen Gregors, und während man sich in den oberen Schichten mit allen Waffen bekämpfte, schritt diese Bewegung unten ruhig fort und so lange fort, bis sie darzuthun vermochte, daß sie sich von der Leitung des Kaisertums sowohl wie des Papsttums vollkommen emanzipiert hatte.

Während Heinrich von Brixen aufbrach, neue Rüstungen gegen Rudolf zu betreiben, war Gregor zu den Normannen gezogen und hatte seinen Bund mit Robert Guiscard geschlossen, den er als Herzog von Apulien, Calabrien und Sizilien anerkannte. In diesen Bund traten bald andere ein, und wohl mochte Gregor hoffen, mit den Streitkräften, welche sich ihm zur Verfügung stellten, seiner Feinde Herr zu werden. Die Sachsen hatten nun, was sie so lange ersehnt, aber ihre Macht war darum nicht gewachsen. Es kam darauf an, die Schwaben, die in der ganzen Zeit eine so merkwürdige Stellung eingenommen, ganz von dem Könige und seinem Günstlinge Friedrich von Staufen loszureißen. Altmann von Passau, zum ständigen Legaten in Deutschland ernannt, sollte dieses Werk vollbringen. Es war aussichtslos, denn den Staufern gehörte die Zukunft, und was Gregor gegen sie unternahm, that er gegen sich selbst. Altmann ernannte einen Gegenbischof für Konstanz; er zog nach Augsburg mit gewaffneter Macht,



Rudolf von Schwaben zum Tode verwundet.

um auch hier den Päpstlichen die Herrschaft zu verschaffen. Und während er kühn zur That schritt, unterstützten ihn die Mönche von Hirschau predigend mit fanatischem Wort. Wohl schweiften Gregors Blicke hinaus in die Welt, aber weder in Frankreich und England, noch in Dänemark nnd Polen fand er die Hilfe, die er zu finden gehofft hatte. Mochte man auch in dem Gegensatze gegen das deutsche Königtum allseitig einig sein, ein anderes war es, dem Papste zu helfen, dasselbe zu vernichten. Denn gerade Gregor hatte durch seine Forderungen der obersten Gewalt auf Erden das deutsche Königtum zum Vorkämpfer der weltlichen Macht erhoben, und allseits mochten die Herrscher fühlen, daß ein inneres Interesse sie mit dem Königtum der Deutschen verband. So stand Gregor eigentlich nur auf die deutschen Bundesgenossen angewiesen, denn auch seine italienischen Freunde kamen über Worte nicht hinaus. Robert Guiscard war im Osten beschäftigt und ließ den Papst im Stiche. In Deutschland aber — man muß sich darüber nicht täuschen — stand ein Mann an der Spitze der Bewegung, der nicht gesonnen war, die Entscheidung, welche bisher bei ihm geruht, an den Papst abzutreten. Es war Otto von Nordheim.

Wir sahen den Tapferen, wie er die Schlachten des Sachsenkönigs Rudolf eigentlich entschied. So sehr er auch in den Hintergrund trat seit der Wahl Rudolfs, wir dürfen nicht denken, daß er unthätig war. Otto von Nordheim mußte, wenn er es noch nicht wußte, erfahren, daß alle und jede Entscheidung in diesen Kämpfen dort lag, wo er stand. Und nur zu bald sollte sich dies von neuem zeigen.

Wieder hatte Heinrich ein zahlreiches Heer zusammengebracht, den Kampf gegen Rudolf zu Ende zu bringen. Ueber die Werra drang er im Herbste in Thüringen ein. Dort standen die Sachsen unter Rudolf. Heinrich löste ihr Heer durch eine Scheinbewegung auf. Die Sachsen zogen ab, die Heimat zu decken, da sie einen Teil des Feindes in ihrem Rücken vermuteten. So gewann Heinrich Thüringen und rückte vor Naumburg, in die Ebene zwischen Elster und Saale, die Böhmen an sich zu ziehen. Da traf er die Scharen Rudolfs und Ottos, welche hastig herbeigeeilt waren, nachdem sie

ihren Irrtum erkannt. Südlich von Lützen und Groß-Görschen stießen bei Hohenmölsen an dem heutigen Grunaubache die Heere am 15. Oktober 1080 auf einander. Heinrichs Ritter behaupteten anfangs das Feld. Das sächsische Fußvolk war noch zurück. Otto erkannte die Gefahr, ließ die Reiter absitzen und drängte mit diesem schnell gebildeten Fußvolk die schwerfälligen Reitermassen Heinrichs in die Elster. Wieder errang Otto einen vollständigen Sieg. Gegen die Bayern hatte er den ersten Angriff gerichtet; ein zweiter gegen die bisher siegreichen Lothringer gelang wie der erste. Und Rudolf? Er hatte die rechte Hand verloren, die Hand, welche so oftmals zum falschen Eide sich erhob, und starb noch am Abend des Schlachttages. In Merseburg liegt der Ruhmlose begraben. So sprach das Gottesurteil, welches Gregor in Rom anzurufen sich erdreistet hatte.



Die abgehauene Hand Rudolfs von Schwaben.

Waren Heinrichs kriegerische Mittel in Deutschland auch fast vollkommen erschöpft, einen großen Vorteil errang er doch: Gregors Prophezeiung war nicht in Erfüllung gegangen, das Gottesurteil hatte gegen ihn entschieden. Indem Heinrich nun auf die öffentliche Meinung rechnete, entschloß er sich abermals ein Heer gegen Sachsen zu führen, da er hoffen konnte, nun keinen allzugroßen Widerstand mehr zu finden. Aber er täuschte sich. Otto von Nordheim war an die Spitze der antiköniglichen Partei getreten. Der Sieg der Sachsen war ebenso eine Bestätigung ihres guten Rechtes, wie der Tod Rudolfs für Heinrichs Rechte sprach. Gerade war man in Sachsen mit Beratungen über eine neue Königswahl beschäftigt, welche diesmal kaum anders als mit der Wahl Ottos endigen konnte, als man vernahm, Heinrich rücke mit einem Heere heran. Sofort war man zum Widerstande entschlossen und scharte sich abermals um den Nordheimer. Des Königs Plan war vereitelt. Er beschritt den Weg der Verhandlung, und gerade das zeigt wieder, wie scharf dieser König die Lage der Dinge aufgriff. Jetzt konnte er hoffen, die Sachsen von der päpstlichen Partei loszureißen. Aber jetzt war auch gerade die Zeit, in welcher Ottos eigene Aussichten den Höhepunkt erreicht hatten. Verlange man in Sachsen, so ließ Heinrich melden, nach einem eigenen Könige, so möge man seinen Sohn wählen; er selbst wolle Sachsen fern bleiben, wenn man seinen Wunsch erfülle. „Oft habe ich," ließ Otto erwidern, „von einem bösen Bullen ein böses Kalb gesehen; mich verlangt weder nach Vater noch Sohn." Den König drängte es, nach Italien zu ziehen. Er ließ weiter verhandeln. Zu Anfang Februar 1081 traten die Vertrauensmänner beider Parteien im Kaufunger Walde zur Beratung zusammen. Es waren auf königlicher Seite die Erzbischöfe von Köln und Trier, die Bischöfe von Bamberg, Speier und Utrecht; auf seiten der Sachsen die Erzbischöfe von Mainz, Magdeburg und Salzburg, die Bischöfe von Paderborn und Hildesheim; dann weiter weltliche Fürsten, unter ihnen Otto von Nordheim. Wenn keinen Frieden, so wünschte Heinrich doch einen Waffenstillstand, damit er seinen Zug nach Italien ausführen könne. Gebhard von Salzburg aber, der Sprecher der Sachsen, verlangte vollkommenen Frieden. Er forderte von den Gegnern den Beweis, daß man ohne Verletzung der Religion Heinrich anerkennen könne. Wäre dieser Beweis geliefert, würde die Anerkennung erfolgen. Und so glaubte dieser Theoretiker den entbrannten Kampf schlichten zu können? Die Königlichen sprachen der Versammlung das Recht ab, über die Regierungsfähigkeit des Königs zu beraten in Abwesenheit des Königs und des ganzen Volkes, und damit hatten sie wiederum recht. So zerschlugen sich die Unterhandlungen über den Frieden. Es handelte sich um den Waffenstillstand. Die Königlichen trugen darauf an. Otto von Nordheim verlangte, alle Gegner müßten in den Waffenstillstand eingeschlossen werden. Die Königlichen versprachen den Einschluß aller deutschen Gegner. Da erhob sich Otto wieder: „Der Papst ist unser Haupt," rief er den Gesandten zu, „und wie kann der Leib ruhen, wenn man gegen das Haupt den Todesstreich führt? Entweder Frieden für uns und alle die Unsrigen, für Euch und alle die Eurigen, — oder Krieg! Wollt ihr nicht uns und allen unseren Freunden, hoch oder niedrig, vollen Frieden gewähren, so geht dahin, von wannen ihr gekommen seid! Nur laßt euch gesagt sein, daß ihr alsbald in euren Häusern unerwünschte

Gäste beherbergen und, wenn ihr einst aus Italien heimkehrt, euer Hab und Gut nicht wohl bewahrt finden werdet; denn wir sind gesonnen, uns bald einen König zu setzen, der uns nicht nur gegen Unbill schützen, sondern auch an denen, die uns Schlimmes zugefügt haben, volle Vergeltung üben wird." So sprach der Held des Volkes, der dessen unbegrenztes Vertrauen besaß. Eine Sprache, die eines Hagen würdig wäre!

Heinrich versuchte nun, seine Romfahrt in anderer Weise zu ermöglichen. Durch Versprechungen und Zusagen entflammte er den Mut seiner Anhänger auf das höchste und befestigte die Schwankenden. Durch Uebertragung der Mark Oesterreich glaubte er dem Herzoge Wratislav einen Teil der alten Schuld zu bezahlen und ihn zu neuer Hingebung zu ermuntern. Doch war der Babenberger Markgraf Liutpold nicht so leicht zu verdrängen. Ungarn stand hinter ihm, und gegen Ungarn scheint auch Wratislav namentlich hierhergestellt worden zu sein.

Ende Mai 1081 überschritt Heinrich die Alpen. Nur wenige Streitkräfte begleiteten ihn, da er hoffte, auf keinen allzugroßen Widerstand zu stoßen. Freudig empfingen ihn die lombardischen Städte; sie mußten ihm die Mittel bieten, die zum Kampfe, wenn er kommen sollte, notwendig waren. Und doch, welcher deutsche König zog jemals so nach Italien? Schienen die starken Heere, welche bisher im Gefolge der Könige nach Italien gingen, nicht nur zu etwaigem Kampfe, sondern vielmehr gerade zum Niederhalten des Kampfes bestimmt, so schien nun Heinrichs kleine Schar nur dazu berufen, den Bürgerkrieg in Italien allgemein zu entflammen und aus ihm selbst dann die weiteren Kampfmittel zu gewinnen.

Und noch eins! Die Charakterlosigkeit der Kämpfer tritt uns von dieser Seite in ihrer nacktesten Gestalt entgegen. Das Volk, welches sich für diesen König oder diesen Papst begeisterte, war schließlich doch der betrogene Teil. Was kümmerte solche Kämpfer das Volk? Nahm Gregor seine Kampfmittel nicht, wo er sie fand? Verfuhr Heinrich nicht gleich ihm? Wir betonten, daß die Not ihn auf die Seite und zum Schutze der rheinischen Bürgerschaft trieb. Und die gleiche Not war es, welche ihn in Italien seinen Standpunkt sofort wechseln ließ. Die Bürgerschaft der italienischen Städte stand auf des Papstes Seite. Heinrich nahm also die von dem lombardischen Episkopate dargebotene Hand und vereinigte sich mit ihm zum Sturze Gregors, zum Kampfe gegen die lombardischen Städte. Das aber war sowohl das Unglück des Papstes wie Heinrichs IV, daß keiner von ihnen bewußt und wohlwollend dieser Bewegung in den unteren Volksschichten ganz folgte, sondern daß man diese Bewegung nur wie ein Mittel zur Erlangung selbstsüchtiger Ziele betrachtete. So wird es uns schon jetzt klar: der theoretische Kampf in den oberen Sphären wird, weil er sich um unmögliche Dinge windet und dem Volke zuletzt keinen Vorteil mehr bietet, an allgemeiner Teilnahmlosigkeit enden, wenn es der einen oder anderen Partei nicht gelingt, die Interessen und Ideen des Volkes mit neuen lebendigen Kräften in ihren Dienst zurückzuzwingen und darin festzuhalten. Das wird versucht. Allein zuletzt drängt es die Entwicklung in Deutschland doch wieder in die Bahnen zurück, die sie seit Otto I eingehalten. Es mußte dahin kommen, daß die kirchliche Richtung der ottonischen Zeit, welche auf der einen Seite wesentlich verblaßt, auf der anderen in einen tieferen und leidenschaftlicheren Ton übergegangen war, wie ihn weder Otto I noch Heinrich III kannten, zurückstaute bis zu jenem Punkte, wo sie ihr Gleichgewicht verloren hatte. Die frivole Emanzipation des Laientums von den kirchlichen Anschauungen konnte ebenso wenig Bestand haben, wie die überspannten Ekstasen des Mönchtums und seiner Anhänger. Die eine Richtung bildete gegen die andere das Gegengewicht, und so konnte mit der Zeit ein Ausgleich nicht ausbleiben. Diese Rückwärtsbewegung mußte beginnen mit dem Augenblicke, da die eine oder andere Partei ihren treibenden Mittelpunkt verlor.

Heinrich hatte gehofft, das Pfingstfest in Rom zu feiern. Bei dem Stande der Dinge kam alles auf die Haltung der Bevölkerung Roms an. Sie hielt zunächst an Gregor fest, und dieser hoffte außerdem auf Hilfe von Deutschland. Die bayerischen Bischöfe Altmann von Passau und Gebhard von Salzburg wurden beauftragt, die feindlichen Bischöfe zu gewinnen, und da die Strenge bisher versagt, empfahl ihnen Gregor,

es mit Milde zu versuchen. Den deutschen Bürgerkrieg hoffte er beilegen zu können. Er riet den Deutschen einstweilen von der Wahl eines neuen Königs abzustehen. Sei dies unmöglich, so solle man nur einen der Kirche ergebenen Mann wählen. Altmann erhielt den Auftrag, den Gewählten zum Dienste der Kirche zu verpflichten. Unbedingten Gehorsam verlangte der Papst von dem neuen König, sowie Anerkennung der Schenkungen Karls und Konstantins, dann aber sollte der deutsche König an dem Tage, da er zuerst des Papstes ansichtig würde, sich als Vasall des hl. Petrus und seines Stellvertreters bekennen. Außerdem hatte Gregor die Bundesgenossenschaft Robert Guiscards gewonnen. Dieselbe nützte ihn einstweilen aber noch nichts, da Robert all seine Kraft gegen Byzanz eingesetzt hatte. Einen wirklichen Bundesgenossen hatte also Gregor nicht, denn auch



Die deutsche Kaiserkrone.

Mathilde, so sehr sie dem Könige den Weg in Italien erschwerte, so tapfer sie ihre vielen Burgen und Städte am oberen und mittleren Apennin verteidigte, konnte doch nur indirekt dem Papste zu Hilfe kommen, indem sie seinen Anhängern einen sicheren Rückhalt bot. Gegen sie gewann Heinrich dann wieder die tuscischen Kommunen, namentlich die Bürgerschaften von Pisa und Lucca, denen er die errungenen Freiheiten durch zahlreiche Privilegien bestätigte.

Am 21. Mai 1081 erschien Heinrich vor Rom. Die Thore fand er geschlossen, und ein Manifest, welches er an die Bürger Roms erließ, öffnete ihm trotz der friedlichen Absichten, welche er beteuerte, die Thore auch nicht. Zum Angriff aber war er nicht gerüstet. So mußte er schon im Juni nach Tuscien zurückkehren. Es war eine große moralische Niederlage, welche Heinrich hier erlitten hatte, und ihre Folgen offenbarten sich sofort in den weitesten Kreisen.

In Deutschland erfolgte der Rückschlag schon im August. Den Sachsen war es gelungen, sich in Ostfranken mit Welf zu vereinigen. Auch in Bayern gelang es den Bemühungen Altmanns und Luitpolds von Oesterreich, den Abfall mehrerer Herren von Heinrich zu bewirken. Es handelte sich darum, die Gegner in ihrem festesten Bollwerke zu besiegen. Als nun die Nachrichten von Rom eintrafen, da war es Welf, der eine neue Königswahl inscenierte. Hermann von Luxemburg wurde zu Ochsenfurt gewählt. Es war das ein Schlag der Süddeutschen, namentlich Welfs, gegen Otto von Nordheim. Schien schon ein päpstliches Schreiben an Altmann von Passau und Wilhelm von Hirschau, aus dem oben die Bedingungen mitgeteilt wurden, unter denen Rom den neuen König anerkennen würde, direkt gegen Otto von Nordheim gerichtet, so mutet es uns jetzt an, als habe Welf die Rolle, welche Gregor ihm zugedacht, „ihn recht eigentlich als Dienstmann der Kirche zu sehen und ihn ganz in den Schoß des Apostelfürsten zu versetzen", ergriffen und wirklich zu der seinigen gemacht. Und wohl ist anzunehmen, daß Hermann den Schwur leistete, den Gregor von dem neuen deutschen Könige verlangt hatte. Schon am 11. August traf er mit den Anhängern seines Gegners zusammen. Herzog Friedrich von Schwaben und Graf Kuno, der Sohn des gleichnamigen Pfalzgrafen von Bayern, waren nach Bayern gezogen, um dort die Anhänger Heinrichs an sich zu ziehen und weiterem Abfalle vorzubeugen. Mehrere Burgen hatten sie bereits genommen und sich auch Donauwörths bemächtigt, als sie nach dem Abzug von dieser Burg sich plötzlich bei Höchstädt den Scharen Hermanns gegenüber sahen. Die Schlacht, welche sich entwickelte, ging den Bayern und den Anhängen des Saliers verloren. Viele fanden ihren Tod, so auch Kuno, des Pfalzgrafen Sohn. Sofort richtete der Gegenkönig nun seinen Angriff gegen das Centrum der feindlichen Stellung. Drei Wochen dauerte die Belagerung Augsburgs, bei der auch Markgraf Luitpold von Oesterreich dem Könige seine Hilfe lieh. Die Stadt konnte nicht genommen werden. So begnügte man sich mit der Einäscherung der Vorstädte und der Verwüstung der Umgegend und zog ab. Damals war es, daß Liutpold auf dem Heimwege in Passau mit Altmann zusammentraf, der ihm die Schutzvogtei über die in der Ostmark gelegenen Güter des Passauer Nikolausklosters übertrug (30. Sept. 1081).

Otto von Nordheim war bei der Wahl in Ochsenfurt nicht zugegen gewesen. Hermann anzuerkennen, daran dachte er nicht. Vielmehr suchte er nun seinerseits gegen Welf wieder Fühlung mit dem Anhange Heinrichs IV zu gewinnen. So stand Hermanns Macht auf schwankendem Boden. Im November sollte es zum Abschluß der Verhandlungen zwischen Otto und den Unterhändlern Heinrichs kommen, als plötzlich eine Wendung eintrat. Der Nordheimer wandte sich zur Partei Hermanns zurück, der mit dem Uebertritte des Führers ganz Sachsen gewann. Warum die Unterhandlungen mit Heinrich sich zerschlugen, ist nicht festzustellen, doch kann immerhin ein Unfall, den Otto mit seinem Pferde erlitt und von ihm als Gottesgericht angesehen wurde, solche Wirkung auf ihn gehabt haben. Am 26. Dezember wurde Hermann von dem Erzbischof Siegfried in Goslar gekrönt.

Indessen hatte Heinrich in Italien den Kampf gegen Mathilde und den Papst fortgesetzt. Die tuscischen Städte hatte er gewonnen, und die Anerkennung ihrer Freiheiten gab dem deutschen Königtum ihnen gegenüber eine ganz andere Stellung, als es sie bisher inne gehabt. Allenthalben rangen die Kräfte des Volkes zu neuem Leben empor, und am Ende des Kampfes zwischen Königtum und Papsttum werden die Bürgerschaften eine Macht bedeuten, welche nicht mehr zu übersehen ist. Wie sie sich der markgräflichen und bischöflichen Gewalt nicht mehr unbedingt fügen werden, so auch der kaiserlichen nicht mehr. Das absolute Regiment geht an ihrem Aufschwunge zu Grunde.

In der Fastenzeit des Jahres 1082 erschien Heinrich abermals vor Rom. Die Thore der ewigen Stadt waren wie das erste Mal verschlossen. Ein neues Manifest öffnete sie ebenso wenig wie im Vorjahre. Der König mußte sich entscheiden, mit Gewalt zu versuchen, was seine Lockungen und Anerbietungen nicht vermochten. Die Stadt wurde eingeschlossen, während Heinrich selbst in der Umgegend die Anhänger Gregors zu Paaren trieb. Nach Ostern ging er in die Lombardei zurück. Wibert, der Gegenpapst, leitete die weitere Belagerung Roms. Noch immer zeigte sich keine Hilfe für Gregor.

Seine Lage wurde um so bedenklicher, als die Leiden der Stadt wuchsen. Mathilde konnte ihm nicht helfen. Robert Guiscard weilte im Osten und schlug sich mit den Byzantinern; Wilhelm von der Normandie, der Eroberer Englands, sah dem Kampf zwischen König und Papst unthätig zu. Nur von Deutschland war noch Hilfe zu erwarten, wenn es Hermann gelang, ein Heer über die Alpen zu führen. Und Hermann war entschlossen, dem Rufe des Papstes zu folgen. Er eilte nach Schwaben. Aber da fand er Oberdeutschland in vollster Verwirrung.

Wratislav von Böhmen hatte ein großes Heer versammelt, die ihm von Heinrich zugesprochene Ostmark in Besitz zu nehmen. Seine Brüder Konrad und Otto hatten ihm ihre Streiterscharen zugeführt, und aus Bayern waren die Vasallen Bischof Ottos von Regensburg zu ihm gestoßen. Mit dieser Kriegsmacht rückte er in Oesterreich ein und verwüstete das Land weit und breit. Bei Mailberg traf er auf den Markgrafen am 12. Mai 1082. Eine blutige Schlacht entspann sich, in welcher die Oesterreicher vollkommen geschlagen wurden. Das Land litt unsäglich durch die folgende Verwüstung, und doch mußte Wratislav wieder zurück. Er mußte erkennen, daß die Eroberung der vielen Burgen des Babenbergers keine leichte Arbeit sei, und um so bedenklicher mochte ihm die Inangriffnahme derselben erscheinen, als den Ungarn nicht zu trauen war. Einem solchen Kampfe aber mochte Wratislav wohl gern aus dem Wege gehen. Altmann von Passau hatte von Kloster Göttweih aus, das von ihm gestiftet ward, die Getreuen zur Ausdauer ermahnt und bewährte nun auch seine Mildthätigkeit, da die unvermeidliche Hungersnot der furchtbaren Verwüstung des Landes unmittelbar folgte.

So standen die Dinge überall unentschieden, und nirgendwo zeigte sich eine Aussicht auf baldige Beilegung des Kampfes, so sehr man auch danach verlangte. Und doch war der Zeitpunkt nicht so fern, da Heinrich das Uebergewicht gewann und es den Anschein hatte, als sollte sein Glück beständiger werden.

König Hermann hatte zu Ende des Jahres 1082 Sachsen verlassen und war nach Schwaben geeilt. Wollte er es zu allgemeiner Anerkennung bringen, mußte er Heinrich selbst zu treffen suchen. Er mußte nach Italien hinunter, den Papst zu schützen, denn des Papstes Sache war die seine. In Schwaben beriet der Luxemburger den Plan hin und her mit den Großen des Landes, da traf die Nachricht ein, daß Otto von Nordheim gestorben sei. Am 11. Januar 1083 war der größte weltliche Gegner Heinrichs IV verschieden. Der Mann, welcher die Kräfte Sachsens zusammengehalten, der sie neu belebt den beiden Gegenkönigen Heinrichs zur Verfügung gestellt, der die Politik Gregors VII in Deutschland erst möglich gemacht hatte; der Mann der einst seinem Könige den Gang nach Canossa aufgezwungen, der dann in stetem Wechsel zwischen seinen Wünschen, Bayerns Herzog, Sachsens oder gar Deutschlands König zu sein, hin und hergeschwankt war, und trotz dieses ewigen Wankelmutes, trotz seiner beständigen Treulosigkeit ohne eines seiner Ziele zu erreichen, über zwei Könige geherrscht hatte, war nun vom Kampfplatze abgetreten. Hermann von Luxemburg stand ohne Hofmeister da und sank bald zum traurigen Schattenkönige hinab; die Mitte der feindlichen Stellung war durchbrochen und nach allen Seiten fielen die bisher geeinten Kräfte auseinander. Doch trotz alledem gewann Heinrich IV nicht in der Ausdehnung, wie man jetzt wohl hätte hoffen können, seine Macht wieder, trotzdem war er genötigt, zu kämpfen und zu streiten, bis auch der Tod ihn, den alten Kriegsmann, zur Ruhe zwang. Deutschlands Leben war bis in seine Grundfesten erschüttert, und wir werden erkennen, woran es lag, daß Heinrichs Mühen mit dem Hinscheiden Ottos von Nordheim nicht zu Ende gingen.

Gregors Hoffnung auf Hilfe von Deutschland erfüllte sich nicht, denn Hermann mußte nach Sachsen zurück, wo er in Bischof Burkhard von Halberstadt die Stütze zu gewinnen suchte, welche er in dem Nordheimer verloren. Heinrich IV, der nach der Lombardei geeilt war, erschien wieder vor Rom, und blutige Kämpfe umtobten die Stadt, nachdem Heinrich nach Ostern (1083) die Belagerung mit neuer Energie aufgenommen hatte. Endlich nach Pfingsten gelang es den Streitern Heinrichs, die Mauern der Leostadt zu ersteigen, und so fiel dieser Teil Roms mit Ausnahme der Engelsburg, welche Gregor besetzt hielt, in Heinrichs Hände. Am 3. Juni 1083 lagerte sich das königliche Heer

um St. Peter, und der König selbst bezog die kaiserliche Pfalz. Doch mit Gewalt war kaum weiter zu kommen. Das eigentliche Rom auf dem linken Tiberufer, die Tiberinsel und Trastevere waren noch vollkommen in des Papstes Gewalt. Auch die Bevölkerung hielt noch zu ihm. Da bediente sich Heinrich des wirksamsten Mittels in jener Zeit und in Rom: er begann das von den Bischöfen und Aebten von den Laienfürsten und namentlich von den Städten des Reiches eingetriebene Geld spielen zu lassen, und erzielte damit in Rom einen nicht unbedeutenden Erfolg. Es kam aber nicht zur Uebergabe der Stadt, sondern nur zu einem Waffenstillstand bis 1. November. Bis dahin sollten die Römer den Papst zwingen, die Absetzung Heinrichs zu widerrufen und den König wieder zu krönen. Zeit zu gewinnen scheint auf beiden Seiten ein Hauptmotiv gewesen zu sein, sich also einstweilen scheinbar zu vergleichen und diese Zeit wurde dann auch sorgfältig ausgenützt.

Robert Guiscard hatte seine Siegesbahn im Osten unterbrechen müssen, da in Apulien ein Aufstand ausgebrochen war. Sein Interesse machte ihn nun zum thätigen Bundesgenossen Gregors. Was war natürlicher, als daß nun auch die Feinde beider sich enger zusammenschlossen, daß Kaiser Alexius in Heinrich einen Bundesgenossen gegen Robert zu gewinnen suchte? Und während so normannisches Geld dem Papste in seiner Not zu Hilfe kam, langten byzantinische Subsidien für den deutschen König an. An der Ohnmacht beider Parteien wäre wohl der Kampf um Rom damals an den Mauern der ewigen Stadt zum Stillstande gekommen, hätten sich nicht die Geldkräfte der Mittelmeermächte in dieser Weise zur Fortsetzung des Kampfes engagiert. Und sogleich wuchs wieder der Mut Gregors durch diese normannische Hilfeleistung, er berief eine Synode nach dem Lateran, welche Mitte November eröffnet werden sollte. Ihren Beschlüssen versprach er sich zu unterwerfen. Und schon regte sich allenthalben in der Kirche der Wunsch nach einer Aussöhnung der beiden Gegner, selbst die Cluniacenser hofften, dieselben bewirken zu können. Die Ausschreiben Gregors aber waren in einem Tone gehalten, der wohl erkennen ließ, daß es ihm nicht darum zu thun war, eine neue Untersuchung und Entscheidung herbeizuführen, sondern daß er vielmehr eine einfache Bestätigung der von ihm getroffenen Maßregeln durch diese Synode zu erlangen suchte. Es war ein Appell an die abendländische Christenheit, die Waffen zu ergreifen gegen die Gegner des Papstes. So vereitelte Heinrich das Konzil, indem er den herbeieilenden Priestern den Weg nach Rom verlegte. Wohl fanden sich einzelne Bischöfe aus Unteritalien und Frankreich in Rom ein, aber der allgemeine Charakter, den Gregor der Versammlung hatte geben wollen, wurde ihr infolge der Abwesenheit so vieler genommen.

In dem Lager Heinrichs, das er nochmals in der Leostadt bezogen hatte, erschien nun auch wieder der Gegenpapst Wibert. Um Weihnachten traf eine neue Gesandtschaft aus Byzanz mit neuen Schätzen ein. Das Geld öffnete dem Könige endlich die Thore der Stadt. Am 21. März 1084 zog Heinrich mit großem Gefolge über die Tiberbrücke zum Lateran. Gregor wurde auf einer hierher berufenen Synode exkommuniziert und abgesetzt, die Wahl Wiberts von den Römern anerkannt. Wiberts Weihe folgte am nächsten Tage. Clemens III krönte dann am Ostertage (31. März) Heinrich IV und seine Gemahlin in der Peterskirche mit der Kaiserkrone, während die Römer ihn zum Patricius der Stadt erhoben.

Alles das war natürlich für die Gegenpartei eine leere Komödie, denn nicht nur auf Formfehler konnte man sich bei diesen Vorgängen berufen. In Deutschland war es namentlich Erzbischof Gebhard von Salzburg, der theoretisch den Gegenpapst als Antichristen und seinen Beschützer als Nabuchodonosor bekämpfte und verfluchte. Doch gegen Ende April war nicht mehr viel von dem römischen Boden außer der Engelsburg in Gregors Gewalt. Die Burg aber war stark genug auszuhalten, bis der Retter erschien. Im Mai nahte Robert Guiscard mit einem großen Heere. Der Kaiser zog von Rom ab und eilte der Heimat zu, während die Normannen als Sieger ihren Einzug in die Stadt hielten. Der Papst gewann auch mit diesem Siege nichts. Denn wie über Rom, so verfügten die fremden Abenteurer auch über Gregor selbst. Anders wie Heinrich ging Robert gegen das entartete und lügenhafte Römervolk vor. Eine Plünderung wurde verhängt, bei der ein großer Teil der Stadt in Flammen aufging. Die Greuel, welche



Papst Clemens III krönt Heinrich IV mit der Kaiserkrone.

von den Normannen verübt wurden, erregten selbst das schmerzliche Mitgefühl jener an Elend, Grausamkeit und Niedertracht so gewöhnten Zeit. Nicht das Geld des Kaisers, seines Feindes, die Verbrechen der Normannen, seiner Retter und Freunde, haben die ewige Stadt dem Papsttum entfremdet. Für Gregor war fortan hier keine Stätte mehr. Unter den Verwünschungen der Römer verließ er die Stadt im Gefolge des Normannen; ein Flüchtling eilte er von dannen und kehrte dem Volke den Rücken, als dessen Kind und Haupt er sich so gerne betrachtete. Ueber Tivoli, das man vergebens berannte, führte der Weg nach Monte Casino, wo Gregor einstweilen Aufenthalt nahm. Das normannische Reich hat er als Heimatloser betreten, es wieder zu verlassen, war ihm nicht vergönnt. Es war die natürliche Folge jener letzten Umwandlung in dem Charakter Gregors, daß er die letzte Scholle realen Bodens unter seinen Füßen verlor, nachdem er seine Grundsätze in jenes Extrem gesteigert hatte, welches nur vor seinem mystisch umnebelten Geiste Bestand haben konnte, niemals aber in Wirklichkeit. Mit unsäglicher Mühe mußte das Papsttum nun daran gehen, den verlorenen Boden Schritt für Schritt wiederzugewinnen, und fast tragisch wirkt das Schauspiel, das sich nun in den folgenden Zeiten hier bietet. Während es mit seinen Ideen die Welt umspannte, war das Papsttum gezwungen, mit den Römern um Rom, um seine Heimat zu kämpfen — ein Gegensatz so groß und tief, wie kaum einer zu erdenken. Als hätte die Not die Päpste mit Gewalt dazu zwingen wollen, zu erkennen, wie sie nach einer Herrschaft strebten, welche in den Ideen ihres Meisters nicht begründet war, so schien es, denn immer von neuem schlug es ihnen selbst zu bitterstem Unheil aus, wenn sie ihre geistlichen Machtmittel zu politischen und weltlichen Zwecken mißbrauchten.

Vergebens hatten Papsttum und Kaisertum mit einander um die oberste Herrschaft gerungen. Wohl war es Gregor geglückt, den Aufschwung des deutschen Königtums zum Absolutismus zu verhindern, aber die päpstliche Weltherrschaft war nicht minder zur Unmöglichkeit geworden. Wohl hatte die Kurie dem deutschen Königtum manch' schweren Schlag versetzt, aber zu jener hilflosen Vernichtung, welche sie ihm angedroht, war es

nicht gekommen. Noch während der Kampf Jahre lang theoretisch weitergeführt wurde, vollzog sich in Deutschland eine Bewegung, welche der Zukunft des deutschen Königtums eine neue Grundlage zu geben versprach. Hatten wir früher von dem Tode Ottos von Nordheim eine radikale Wendung erwartet, welche auch einen Augenblick einzutreten schien, so sehen wir uns jetzt in dieser Erwartung getäuscht. Auch Gregors Tod, so bedeutend das Ereignis an sich war, blieb doch für den Gang der Dinge in Deutschland ohne tiefere Bedeutung. Als er am 25. Mai 1085 zu Salerno in der Verbannung starb, war nach keiner Seite eine Versöhnung der Gegensätze zu erwarten. Gregor selbst verließ die Welt unversöhnt mit den Menschen und Dingen hienieden; über seinem Haupte waren die Wogen zusammengeschlagen, und nicht mehr an dem Leben oder Tode irgend eines Parteiführers hing die Entscheidung des Kampfes. Die Bewegung hatte sich von ihren Führern emanzipiert und war in die natürlichen Bahnen zurückgetreten, während jene sie immer weiter in das theoretische Extrem hinauszuzerren suchten. Eine prinzipielle Einigung war erst von ferner Zukunft zu erwarten und noch heute dürfen wir die Frage stellen, ob diese Zukunft bereits zur vollen Gegenwart geworden? Mit dieser Frage allein zeigt sich die



Der deutsche Kaisermantel.

Bedeutung des Mönches von Soana für den ferneren Gang der Weltgeschichte. Was er ausführte, war ein Werk der Notwendigkeit, beruhend auf dem historischen Entwicklungsgange vieler Jahrhunderte. Wie er es ausführte, das war seine That, denn er allein hatte mit voller Schärfe die Dinge erkannt, wie sie lagen und wie sie bis zu ihm geworden. Nicht in dem, was Gregor erreichte, liegt seine Größe, sondern in dem großartigen Anstoße, den er für die kommenden Zeiten gab. Von dem Probleme der beiden Schwerter redet man heutzutage nicht mehr im Ernste, wohl aber von der Berechtigung des Nationalitätenprinzips und dem ihm gegenüberstehenden Prinzip des Weltbürgertums. Die Einigung beider Prinzipien scheint ermöglicht dadurch, daß wir heute nicht mehr von jenem abstrakten Weltbürgertum früherer Zeiten reden, sondern von einer „internationalen" Verständigung und Versöhnung. In solchen Benennungen allein schon und in ihrem Wechsel liegt eine wunderbare Geschichte im Kerne verborgen, die Geschichte der auf realer Grundlage sich vollziehenden Entwicklung der menschlichen Anschauungen und des geistigen Fortschrittes. Aus dem Reiche überschwänglicher Phantasie, die in jenen frühen naiven Zeiten kein anderes als ein mythisches Gewand annehmen konnte, drängt die Entwicklung stets wieder zurück auf die realen Bahnen des natürlichen Völkerlebens. Wir haben nun zu sehen, welchen Einfluß der fortgesetzte Bürgerkrieg auf die innere Ordnung der deutschen Verhältnisse ausüben mußte.

Schon allein durch die fortwährenden Diskussionen über das Recht und die Autorität der königlichen Gewalt ward derselben ein furchtbarer Stoß versetzt. Von seinem Wolkenthrone, den das Königtum unter Heinrich III und dann auch noch unter Heinrich IV in seinen ersten Zeiten einzunehmen sich anschickte, ward dasselbe heruntergezogen und vor die Notwendigkeit gestellt, sein Recht zu solchem Vorgehen darzuthun und mit den Waffen zu beweisen. Der Beweis mißlang. Die Wirkung dieses Mißlingens zeigte sich in der Wahl Hermanns von Luxemburg. War Rudolf schon abhängig von der Willfährigkeit der Großen, Hermann wurde es noch mehr. Die Bedeutung Rudolfs war noch gehoben durch die fast königliche Autorität Ottos von Nordheim. Der war jetzt nicht mehr, und alle die Gegensätze, welche er noch niederzuhalten vermocht hatte, traten nach seinem Tode offen hervor. Führer- und zügellos standen die Verbündeten des Nordheimers der Geistlichkeit gegenüber und an ihrem Egoismus prallte die Gewalt der Kirche wie des Königtums eines Hermann machtlos ab.

Gregors Bemühungen, den Bischöfen eine größere Unabhängigkeit vom Königtum zu verschaffen, in der Absicht vollzogen, sie dadurch dem Papsttume willfähriger zu machen, waren in ihrem ersten Punkte verwirklicht worden, im zweiten nicht. Die Bischöfe der gregorianischen Partei errangen diese unabhängige Stellung ihren Königen gegenüber, und Heinrich IV sah sich dadurch genötigt, auch den Bischöfen seiner Partei größere Freiheiten einzuräumen. So löste sich die enge Verbindung zwischen Königtum und Kirche, auf welcher seit Ottos I Zeiten bis zum Tode Heinrichs III die deutschen Verhältnisse vornehmlich geruht hatten. Die Voraussetzung früherer Ordnung fehlte, damit wurden die Konsequenzen von selbst hinfällig. Nicht eine neue Ordnung trat infolge dieser Verschiebung ein, sondern der Kampf dauerte fort. Diese Haltlosigkeit auf allen Gebieten und in allen Kreisen der Bevölkerung drängte die Mächtigen zu rasender Willkür, während die Ohnmächtigen und Bedrängten sich in jenes Asyl religiöser und mystischer Vorstellungen flüchteten, die, von der Zeit erzeugt, einen großen Umschwung auch in dem geistigen Leben der Völker hervorriefen. Nicht mehr, wie dies einst Otto von Nordheim gethan, da er die kirchlichen Anschauungen der gregorianischen Partei nur als politische Waffe mit perfider Berechnung benützte, ging man jetzt vor. Die kirchlichen Lehren hatten in großen Kreisen Eingang gefunden und neben der politischen Bewegung griff eine religiöse Bewegung in Deutschland um sich, welche mehr und mehr für die Folgezeit und die zu treffenden Maßregeln entscheidend wurde. Aber auch sie gab die Ordnung nicht wieder, auch sie vermochte dem Egoismus ihrer Anhänger nicht zu steuern. Es schien, als sollte das ganze Leben in jene zahllosen Gegensätze auseinanderfallen, welche sich unter dem Schutze des Königtums und der Kirche bisher in stetig steigender Macht entwickelt. Als ob die Zustände, welche wir in Frankreich zur Zeit Konrads II und Heinrichs III vorfanden, nun auch über Deutschland hereinbrechen sollten, so mutet es uns an, wenn wir das adelige Laientum mit seiner Willkür und Selbständigkeit dem geschwächten Königtum, dem hin- und herwankenden Episcopate gegenüber sehen.

Man sollte nun glauben, daß jetzt die Zeit gewesen wäre, in der das Stammesherzogtum überall in Deutschland einen neuen Aufschwung hätte nehmen können; denn wer schien mehr berufen, sich zum Mittelpunkte dieser allenthalben entfesselten und emanzipierten Kräfte zu erheben, als das Herzogtum? War die Lage nicht ähnlich jener, da Ludwig das Kind und Konrad I den leeren Namen eines deutschen Königs führten? Gewiß! Allein zuerst fehlte jetzt die drohende äußere Not, welche damals die deutschen Stämme den einzigen Weg der Rettung betreten ließ; dann aber fehlte es an der größten Voraussetzung damaliger Zeit: an der starken Selbstentwicklung der einzelnen Stämme. Diese Entwicklung war nun von der allgemeinen deutschen Entwicklung überwuchert worden. Keine Stämme gab es mehr, die an ihren erwählten Herzogen festhielten, sondern es gab nur Parteien, welche sich zu Herzog und Gegenherzog schlugen. Nur in Sachsen schien es anders kommen zu wollen. Allein da warf zuerst der Gegensatz zu den Oberdeutschen den Zündfunken in die Massen, und dann nach dem Tode des Nordheimers lohten Eifersucht und Egoismus zwischen den Grafengeschlechtern in Sachsen ebenso empor, wie zwischen den großen Laiengewalten des übrigen Deutschland. So blieb nicht mehr die

Stammeseinheit und Zusammengehörigkeit maßgebend für die weitere Entwicklung, sondern die territoriale Ueberlegenheit, das dynastische Interesse, der größere Besitz, die größere Macht, das größere Vasallengefolge der einzelnen Parteiführer. Von der Stellungnahme dieser zum Gesamtreiche und dem deutschen Königtum wurde die weitere Entwicklung in den einzelnen deutschen Ländern mehr und mehr abhängig und von diesem Gesichtspunkte aus wird uns die Entwicklung demnächst nach Bayern zurückführen.

Ohne diesen ökonomischen Standpunkt zu kennen, ohne ihn zu ahnen, stellte sich das Königtum in den letzten Jahren gleichsam als Beschützer derjenigen dar, welche das in einzelnen Händen festgelegte Gut einer größeren Allgemeinheit mitzuteilen sich anschickten. Es ist merkwürdig, auf welchen Umwegen die Natur zu ihrem Rechte zu kommen weiß. Denn um den begonnenen großen Krieg fortsetzen zu können, bedurfte es fortwährender Bereitschaft. Diese zu bewirken waren die Lehensgeber trotzdem in vielen Fällen nicht reich genug. Die Güter der Gegner mußten hergeben, was man gesetzlich nicht aufzutreiben vermochte. So schien sich dieser Krieg für alle Ewigkeit festsetzen zu wollen. Denn zum eigenen Schutze bedurfte man großer Lehensmannschaften; dieselben zu unterhalten war man auf die Dauer nicht im stande; das Gut der Gegner mußte herhalten und wo war da das Ende? Zu einer ungewöhnlichen Höhe stiegen die Lehensvergabungen in dieser Zeit. Ein großer Teil der Laienfürsten trat in ein Lehensverhältnis zu den geistlichen Fürsten; dem Beispiele auf königlicher Seite folgten die auf der kirchlichen und überboten jene noch, da sie in ihrer Askese viel mehr entbehren konnten, als die andern.

Diese massenhafte Vergabung von Lehen infolge des Bürgerkriegs erschütterte aber vollkommen die kirchlichen Verwaltungen. Der Connex innerhalb derselben ging mehr und mehr verloren und an die Stelle der großen Verwaltungsgesichtspunkte, die bisher maßgebend waren, an die Stelle des wirklich geistlichen und humanen Sinnes, der noch bis zum Tode Heinrichs III in seiner segensreichen Wirksamkeit fortlebte, traten nun kleine Ziele und Gesichtspunkte, egoistische und weltliche Anschauungen. Der Vorteil der einzelnen Lehensträger wurde ausschlaggebend; sie drängten sich mit ihrem Wünschen und Wollen in alle Fugen und Lücken und sprengten auch noch die letzten Bande, welche dieser großen kirchlichen Verwaltung einen gewissen Fortbestand verbürgten. So kam es, daß nicht nur nach oben, sondern auch nach unten alles durch- und übereinander stürzte. Gewaltthat, Roheit und Verwirrung nahmen in allen Volkskreisen zu, als infolge der Lehensvergabungen die Kraft der kirchlichen Verwaltung sich zersplitterte und infolge des kirchlichen Streites die Autorität der Geistlichkeit dahinsank. Der Mann, der die Waffe schwang, war Gebieter. Von ihm hingen Königtum und Kirche ab, und hätte es da eine Einigung gegeben, hätte es eine solche geben können, die Anarchie wäre die unmittelbare Folge gewesen. Aber auch so reichten die Ungesetzlichkeiten gerade hin, um die geschaffenen Zustände auf die Dauer unerträglich zu machen.

Eines ist zu beobachten, daß der einfache Freie zunächst aus dem aktiven politischen Leben, in das er wieder einzutreten versuchte, noch einmal ausschied. Bald verschwinden die großen Bauernheere sowohl an der Saale, wie am Main und Neckar wieder. Ihre Zeit war dahin oder noch nicht gekommen. Man verstand den Unterschied nicht mehr, der zwischen einem einfachen Freien und einem Hörigen und Halbfreien bestand oder bestehen sollte. Und gerade daß diese unteren Schichten der Bevölkerung in den Städten wie auf dem Lande in eine gewaltige Bewegung gekommen waren, daß sie, gewissermaßen ermutigt durch die humanen Vergünstigungen der abgelaufenen Epoche, daran gingen, ihre Rechte und Freiheiten neu zu bestimmen, lockte ihnen den Haß und den Widerspruch der höheren Stände auf den Hals, und nicht die Strafen der Freien wurden den Geschlagenen und Niedergeworfenen zuteil, sondern die Züchtigungen der Unfreien und Sklaven.

Heinrich IV hatte im Anfange seiner Regierung als echter Salier diesen unteren Volksklassen seine Fürsorge angedeihen lassen. „1056 gab Heinrich der Abtei St. Maximin ein Privilegium, wodurch sämtliche hofrechtliche Klassen in ihrer Stellung merklich gehoben wurden. Die Prügelstrafe der eigentlich hörigen Dageschalken ist darin ver-

schwunden; es entsprach das der Thatsache, daß damals auch am königlichen Hofe die Dienstmannschaften eine einflußreichere Stellung gewonnen." Dann aber kam mit der Kriegsnot und mit der Einsicht, daß die Bauernheere verbraucht seien, die Zeit, in welcher Heinrich seine Gedanken darauf richten mußte, ritterliche Vasallen zu schaffen. So kam es zu jener Haltlosigkeit in den unteren Ständen, die namentlich in den Weistümern späterer Zeiten in deutlichen Zügen hervortritt. Wenn dort alle Leistungen auf das genaueste festgesetzt sind, so liegt die Ursache darin, daß es eine Zeit gab, in der die Willkür der Vögte und Untervögte dafür der einzige Maßstab war.

Vergleichen wir nun diese Zustände mit denen, wie sie kurz vor der Mitte des Jahrhunderts in Frankreich herrschten, bedenken wir, daß es damals die reformfreundlichen Kreise waren, in denen zuerst der Gedanke des Gottesfriedens aufstieg zum Schutze der unteren Klassen gegen die Bedrückungen der Großen, so sollte man annehmen, in Deutschland nun ein Aehnliches anzutreffen. Doch hier geschah gerade das Gegenteil. Ohne neue Ideen, ohne Maßregeln für das allgemeine Wohl zu ergreifen, verzehrten die deutschen Anhänger der Reformpartei ihre Kräfte im Dienste ihres eigenen Egoismus, während in den Kreisen, die am treuesten zum Königtum gehalten, der Gedanke an den Frieden Gottes zuerst auftauchte und zur Wirklichkeit wurde. Es war im Jahre 1081, als Bischof Heinrich von Lüttich den Versuch machte, einen Gottesfrieden für sein Bistum einzuführen. Es war der erste Versuch in Deutschland, und er gelang. In jeder Woche sollten am Freitag, Sonnabend und Sonntag die Waffen ruhen, ebenso in der Weihnachtszeit vom ersten Advent bis zu Epiphanias, wie in der Zeit vom Sonntag Septuagesimae bis acht Tage nach Pfingsten. Heinrich IV gab von Italien aus diesen Anordnungen seine Zustimmung. Im April des Jahres 1083 sprang die Bewegung nach Köln über. Erzbischof Siegwin führte in seiner Diöcese die Lütticher Bestimmungen ein. Hier aber wurden dieselben schon bedeutend erweitert. Nicht nur gegen die Kriegsfurie eines anhaltenden Bürgerkrieges, sondern auch gegen die Auflösung gerade derjenigen Ordnungen war die große Maßregel gerichtet, auf der bis dahin die Macht der Kirche und der Kaiser beruht hatte. „Was aber das Eigentümlichste ist und offenbar für die ganze Maßregel das eigentliche Fundament geschaffen hat: die Ueberwachung der Friedensbestimmungen, die Verfolgung der Friedensbrecher wurde nicht mehr allein den Grafen, Schultheißen und übrigen Beamten überlassen, sondern dem „ganzen Volke" übertragen. Wie in Frankreich, so beruhte auch am Rhein die Durchführung des Gottesfriedens auf dem Zusammenwirken der Kirche und des niederen Volkes. Durch diese Bestimmung erhielten die Gemeinden der Kölner Diöcese als solche ein Strafrecht, wie es ihnen bisher gefehlt hatte. Und so kommt es denn, daß einzelne Sätze dieses Gottesfriedens wirklich in das älteste Stadtrecht von Soest übergegangen sind, einer der blühendsten Gemeinden dieses Sprengels. Wir finden sie in einigen Stadtrechten Soester Ursprungs z. B. im Lübecker wieder: die Strafe der Hörigen für Körperverletzung und Tötung ist hier aus dem Gottesfrieden von 1083 herübergenommen mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß diese Verbrechen als „Gottesfriedensbruch" so bestraft würden. Dieser Umstand beweist einerseits, daß die Bevölkerung jener hofrechtlichen Gemeinden in ihrer überwiegenden Masse hörigen Standes war, er zeigt aber zugleich, daß auch hier die Spuren dieses Gottesfriedens noch Jahrhunderte lang kenntlich blieben." (Nitzsch.) Eine wie tiefgreifende Bewegung in jener Zeit begann, zeigt sich in diesen Thatsachen, und wie klein auch die Anfänge scheinen, sie trugen in sich die Keime zukünftigen großen und reichen Lebens.

Not und Friedenssehnsucht wirkten bei solchen Beschlüssen zusammen, und als nun der Kaiser aus Italien zurückkehrte, da hoffte man allenthalben, er werde dem Zwiste ein Ende machen und den allgemeinen Frieden wieder herstellen. Aber wie schwer dieses Werk war, zeigte sich bei dem ersten Schritte, den Heinrich wieder auf deutschem Boden that. Als er in Regensburg am 29. Juni 1084 erschien, war die Macht Welfs bedeutend gestiegen. Der Kaiser mußte sich zuerst gegen ihn mit den Waffen wenden.

Ein Graf Rapoto von Vohburg, der Sohn jenes Rapoto von Cham, der in der Schlacht an der Elster (15. Oktober 1080) sein Leben ließ, hatte sich mit der Witwe des bei Höchstädt gefallenen jüngeren Kuno vermählt und war dann dem älteren Kuno

in der bayerischen Pfalzgrafenwürde nachgefolgt. Getreu jener Bestimmung, welche einst Otto der Große dem Pfalzgrafenamte gab, hielt auch Rapoto an der Sache des Kaisers fest und machte dem abgesetzten Herzoge Welf das Leben in Bayern schwer und sauer. Trotzdem gelang es Welf, an der schwäbischen Grenze festen Fuß zu fassen und Augsburg zu besetzen. Da kam Heinrich nach Regensburg und fand gute Aufnahme. Ja, er fühlte sich in seiner Stellung wieder so weit gefestigt, daß er sich erlaubte, wie in den andern Reichsstädten, so auch in Regensburg von den Bürgern eine Abgabe zu fordern. Eine große Mißstimmung machte sich allenthalben ob dieser ersten „königlichen Städtesteuer" bemerkbar, aber Heinrich führte seinen Entschluß durch. So gelang es ihm, bald ein Heer zu sammeln, mit dem er gegen Augsburg zog. Welf rückte vom Lech und aus der Stadt ab, und die Kaiserlichen hielten ihren Einzug. Von hier wandte sich Heinrich nach der Ostmark, und wahrscheinlich ist es, daß auch Markgraf Liutpold zur Unterwerfung gebracht wurde. Er behielt aber sein Land. Und während auch noch in diesem Jahre des Kaisers Macht in Lothringen wiederhergestellt wurde, setzte sich der theoretische Streit nebenher fort und steigerte sich zu jenem abstrakten eintönigen Gerede, das nur zu deutlich erkennen ließ, wie man sich über den eigentlichen Kernpunkt der Sache gar nicht klar war.

Bei den Unterhandlungen in Gerstungen, zu denen man von beiden Seiten Abgeordnete zuerst Ende 1084, dann aber namentlich Januar 1085 geschickt hatte, trat namentlich Gebhard von Salzburg als Redner der Gregorianer hervor. Jetzt war, wie er meinte, seine Zeit gekommen, jetzt bot sich ihm die langersehnte Gelegenheit, die Gegner durch seine Weisheit ad absurdum zu führen. Aber es kam anders. Gebhard begann mit der Behauptung: Exkommunicierte könnten nicht eher in die Kirche wieder aufgenommen werden, als bis eine anderweitige Entscheidung des Exkommunikators getroffen sei. Dagegen trat nun Konrad von Utrecht auf und behauptete, der Kaiser stehe gar nicht im Banne, denn niemand, der seiner Würde und Güter beraubt sei, dürfe vorgeladen oder verurteilt werden. Und — man staune! — Konrad berief sich gegen die Gregorianer mit dieser Behauptung auf deren bedeutendsten Gewährsmann, auf Pseudo-Isidor. Gebhard war auf solchen Einwand nicht gefaßt; es kam ihm Werner von Merseburg zu Hilfe und sagte, der Satz sei nicht so allgemein zu verstehen, da sonst auch die Weiber mit einbegriffen werden müßten. Dem aber erwiderte der an des toten Siegfrieds Stelle von Heinrich ernannte Erzbischof Wezilo von Mainz, daß dem wirklich so sei; er führte wieder mehrere Stellen aus Pseudo-Isidor an, welche sich auf das gleiche Recht der Weiber bezogen. Und nun, da man auf der Gegenseite nichts zu erwidern wußte, kam, was bei solchen Redereien immer kommt und kommen muß: man zog sich ganz auf sein Dogma zurück, blieb steif und leugnete alles andere. Der Papst allein könne ein von ihm getroffenes Urteil abändern, sagte man, und wie man einst, als die Zeiten anders waren, diese Lehrsätze zur eigenen Bequemlichkeit erfunden hatte, so erklärte man dieselben jetzt, da sich die Gegner derselben bedienten, für verderblich und unrichtig. Wenn der Egoismus alles andere gesunde Fühlen und Denken zurückgedrängt hat, gerät man auf solche abstrakte Bahnen und stellt dann sogenannte „ideale Gesichtspunkte" auf. So vermochte auch die damalige Welt nicht mehr zu erkennen, daß es sich gar nicht um das Recht „der beiden Schwerter" oder um das Verhältnis der beiden „Weltaugen" zu einander handelte, sondern einfach darum, ob die deutsche Verfassung, wie sie bis zum Tode Heinrichs III bestanden und in dem Bunde des Kaisertums mit dem Papsttum, in der Vereinigung von königlicher und bischöflicher Gewalt ihren natürlichen Abschluß gefunden hatte, bestehen bleiben sollte oder nicht. Als ob man nicht gewagt hätte, die Frage so direkt in ihrer realen Bedeutung zu stellen, so schien es, als man sich eines so gelehrten Wortschwalles bediente, um sie zu verdunkeln. Wie weit man sich von dem Boden der realen Thatsachen losgelöst hatte, erkennt man, wenn man nach der Bedeutung einer Frage, wie der umstrittenen, forscht, ob dem Papste oder dem Kaiser die höhere Stellung zukomme? Papst Nikolaus I zeigte uns, wie man königliche Verbrecher bändigt, Otto I und andere Kaiser dagegen, wie man mit päpstlichen Frevlern verfährt. In der ganzen bisherigen Entwicklung sahen wir den die höhere Stellung einnehmen, der durch die Vertretung des

einzig moralischen, des natürlichen Rechtes der Würdigere war, und dem infolge dessen eine größere Macht zur Verfügung stand. Eine Knebelung der natürlichen Rechtsentwicklung aber durch eine dogmatische oder theoretische Gesetzgebung hat noch stets zur schließlichen Niederlage der Gesetzgeber geführt. Es war also ein gelehrter Streit um ein Nichts, der damals gefübrt wurde, dessen Folgen darum aber nicht aus der Welt geschafft werden konnten.

Schließen wir allgemein, so müssen wir gestehen, daß ein Gegner, der sich auf solche Hilfsmittel zurückzieht, geschlagen ist. Gregor VII hatte mit der Ueberschreitung der geistlichen und nationalen Grenzlinie ins universelle Herrschaftsgebiet den Schritt ins Verderben gethan; das Schicksal seiner letzten Tage war ein natürlich gerechtes. Indessen aber trat Heinrich mit seinen Bischöfen in Mainz zusammen im Mai 1085. Es erschienen dort alle Bischöfe Lothringens mit Ausnahme Hermanns von Metz und Pibos von Toul; ebenso war die schwäbische Kirche vollkommen vertreten; aus Bayern waren anwesend die Bischöfe von Regensburg und Freising, die Suffragane Gebhards von Salzburg; aus



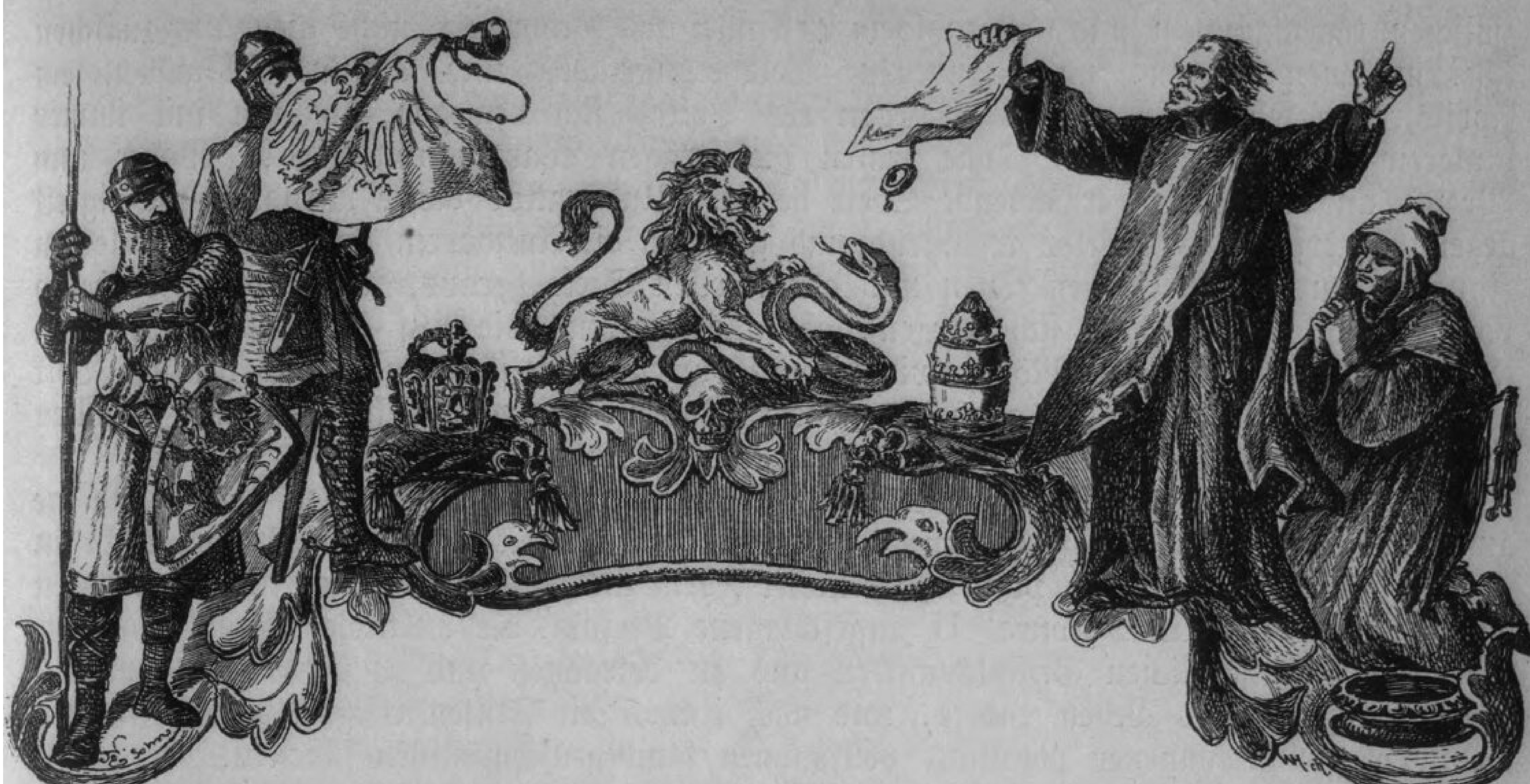
Die Kaiserlichen hielten ihren Einzug in Augsburg.

Franken die von Eichstädt, Bamberg und Speier; aus Sachsen die von Münster, Paderborn, Minden und Hildesheim. Die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln hatten den Vorsitz. Gregors Absetzung und Wiberts Wahl wurden noch einmal für rechtmäßig erklärt; alle gregorianischen Bischöfe wurden exkommuniziert und abgesetzt, ihre Bistümer an andere verliehen. So erhielt Hermann von Eppenstein Passau — er war der Bruder Herzog Liutolds von Kärnten; zum Erzbischofe von Salzburg wurde Berthold aus einem adeligen Geschlechte Bayerns bestellt, während Meinhard, Scholaster in Bamberg, Bischof von Würzburg wurde. Das wichtigste aber war, daß man zu Mainz den Gottesfrieden in erweiterter Form für das ganze Reich einführte. Auch der Donnerstag wurde dem Kampfe wieder entzogen, und besondere Bestimmungen zum Schutze des reisenden Kaufmanns und des auf dem Felde arbeitenden Bauern wurden getroffen.

Man erkennt den Gang der Bewegung. Während das Papsttum und seine Anhänger immer weiter in ein theoretisches Extrem gerieten, trat das deutsche Königtum immer fester in die mächtig fortschreitende reale Bewegung innerhalb des Volkes zurück. Nicht über, aber neben der Kirche fand Heinrich seine beherrschende Stelle im deutschen Leben wieder, und da bei der jetzigen vollkommen geänderten Lage seine früheren Absichten auf Sachsen ihre natürliche Begründung verloren hatten, konnte er auch hier mit mehr

Nachsicht auftreten. Es kam dazu, daß man in Sachsen die Bannflüche Gregors vergaß und nach Heinrich verlangte. Und der Kaiser brach im Juli nach Sachsen auf. Bis Magdeburg gelangte er, ohne auf Widerstand zu stoßen, und die Bürger öffneten ihm die Thore der Stadt. „Wie von einer siegreichen Flut getragen durcheilte das salische Königtum die Gegenden, deren Besitz ihm am längsten und erfolgreichsten bestritten worden war: der Gottesfriede zog vor ihm her, wie der Morgenstern einer neuen Zeit. Der Sieg der alten Verfassung schien gesichert.“





Das Zeitalter von Gregors Tod bis zum Tode Heinrichs V.

Kampf zwischen Vasallität und Ministerialität. Sieg der Fürsten über die königliche Gewalt. (1085—1125.)

Herzöge Bayerns: **Welf I** 1070—1077 (abgesetzt).
Heinrich VIII (König Heinrich IV) 1077—1096.
Welf I 1096—1101.
Welf II, der Dicke 1101—1120.
Heinrich IX 1120—1126 (entsagt).

Jedes jugendliche Volk wird im Laufe seiner Entwicklung zu Maßnahmen gedrängt, deren tiefen und umfassenden Sinn es nicht versteht, wohl aber ahnt. Wir sahen die Entwicklung zur Monarchie gleichsam im Traume vorschreiten. Und als sie geschaffen war, als das Königtum seine Stellung im Volke errungen und dieses sich durch das Königtum von seinem natürlichen Stammesleben mehr und mehr losgelöst und einem gemeinsamen Volksleben zugewendet hatte, da war es mit dieser Entwicklung nicht zu Ende. Es kam für das Königtum darauf an, sich zu behaupten. Wie sollte das geschehen? Alle jene Rechte, welche dem Königtume zufließen mußten, sobald ein energischer Mann dasselbe vertrat, ließen sich auf die Dauer nur mit Gewalt oder durch eine klare Verfassung festhalten. Wir hörten von den gewaltsamen Revolutionen gegen das Königtum, aus denen dasselbe zuletzt doch immer wieder siegreich hervorging; wir hörten ebenso von den Versuchen, welche einzelne Könige auf dem Gebiete der Gesetzgebung machten. Diese Versuche, von Karl dem Großen noch in sehr weitgehendem Maße angestellt, hörten nach ihm mehr und mehr auf. Wie ist das zu verstehen? — Es drängte sich eben mit Karl dem Großen und nach ihm das christliche Motiv immer stärker in die Anschauungen der Völker hinein und umwob ihr natürlich klares, naives Erkennen mit jenem Schleier des Ahnungsvollen und Mystischen, welches dann, immer mehr in den Vordergrund tretend, das Königtum nach Art eines Hohenpriestertums vollkommen umgestaltete. Das Volk trat eben in das Stadium seiner Jungfräulichkeit, wenn wir uns dieser Benennung bedienen dürfen. Nicht mehr bloß

zwischen thatsächlichem und notwendigem Erkennen und Gehorchen, nicht mehr nur zwischen überkommenen Lehren, unverstandenen Weisheitssprüchen und ahnungsvoll-willenlosem Fortschreiten sehen wir das junge Leben des Volkes sich bewegen, sondern mit immer lauterem und energischerem Tone traten die Fragen Warum und Wie?, Woher und Wozu? an des Kindes erwachende Seele heran. Und ratlos dieser unendlichen Ewigkeit gegenüber erfaßte es dieselbe träumend und gab sich die Antworten aus dem reichbelebten Inneren, aus seiner eigenen tiefen und gemütvollen Seele heraus, Antworten, die ebenso viel relative Wahrheit in sich bargen, als alle anderen, die auf diese ewigen Fragen jemals gegeben wurden. Mögen wir die Antworten, wie sie damals das deutsche Volk sich selbst gab, belächeln, sie genügten seinem Wahrheitsdrange vollkommen und erfüllten ihm ihren Zweck ebenso, wie uns dies heute die unsrigen thun.

Nur so, wenn wir diese Geistes- und Gemütsverfassung des Volkes als Grundlage annehmen, verstehen wir es, wenn sich das Königtum seit Otto dem Großen mehr in mystisch-priesterlicher als in politisch-weltlicher Form auszubilden begann; nur so verstehen wir es, wenn der unter Konrad II angeschlagene Versuch, die weltliche Macht von weltlichen und thatsächlichen Gesichtspunkten aus zu betrachten und zu behandeln, zunächst wieder mit Konrads Leben endete, und noch einmal die Fluten religiös-mystischer Vorstellungen die gewonnenen Resultate vollkommen hinwegzuschwemmen schienen.

Wer die Entstehung eines begrifflichen Gedankens rückwärts zu verfolgen sich bemüht, der wird erkennen, daß der menschliche Geist sich schon lange Zeit mit den Empfindungen, Gefühlen und Ahnungen trug, welche zu demselben hinleiteten, daß ihm oft wie eine gewonnene Idee vorschwebte, was dann wieder in der Flut neuer Erscheinungen und Empfindungen verschwamm und untertauchte, bis es durch dieselben abermals erweitert und vergrößert, endlich zu klarem, herrlichen Bilde sich von allen Seiten zusammenschloß. Dieser gleiche Prozeß begegnet uns nun fortwährend in dem geistigen Entwicklungsleben der Völker. Wie eine große unendliche Ahnung drang die Idee von Weltbürgertum, Frankentum, Monarchie und Christentum in Karl dem Großen empor. Vorwärts und rückwärts drängten und stauten sich seit ihm die Kräfte, bis in Konrad II zuerst jener weltliche Herrschergedanke, klar auf der Linie rückwärts zu Karl, unklar und wie eine neue mächtige Ahnung auf der Linie in die Zukunft erschien. Nur scheinbar trat er unter Heinrich III wieder zurück hinter jenen geistlichen Herrschergedanken, der bis zu Konrad die Gemüter bewegt und im Banne gehalten hatte; er lebte fort und nach dem Tode Heinrichs III trat die Scheidung ein, welche unbedingt früher oder später kommen mußte: das Papsttum übernahm die Weiterführung der priesterlichen Aufgaben und Ideen, während das Königtum, von dem realen Leben gedrängt, sich auf realen Boden zu stellen und all jenes mystischen und priesterlichen Beiwerkes sich zu entkleiden versuchte. Es war eine ebenso natürliche Folge dieser ersten Trennung, daß beide Gewalten, bisher auf sich angewiesen und sich gegenseitig bedingend, kopfüber in jenes Extrem hineinsteuerten, in welchem sie die letzten Konsequenzen ihres Vorgehens zu ziehen hoffen konnten. Das Königtum mußte in den erbittertsten Kampf mit den aristokratischen Gewalten geraten, während das Papsttum sich gegen jenes geistlich-weltliche Institut wendete, das wir in der Kirche Deutschlands und der Lombardei kennen lernten. Nur die volle geistige Reform schien dem Papsttum seinen Sieg zu verbürgen, und so lange die deutsche und lombardische Kirche ihren Rückhalt am deutschen Königtum fanden, bedeutete der Kampf des Papsttums gegen die rebellischen geistlichen Gewalten zugleich den Kampf gegen das deutsche Königtum. Nicht das absolute deutsch-nationale Königtum, wie es Heinrich IV in Sachsen aufzurichten strebte, war der Feind des Papsttums, sondern jenes Königtum, welches nach seiner Niederlage durch die Aristokratie nach der Grundlage der ottonischen Verfassung zurückgriff. Ein Teil — der vornehmlichste — der Rechte und Gewalten, welche einst das ottonische Königtum sein eigen genannt hatte, war vom Papsttum in Anspruch genommen und mit Beschlag belegt worden in dem Augenblicke, als das Königtum sich anschickte, seinem bisherigen priesterlichen Charakter zu entsagen. Und als nun das Königtum, durch die Notlage gezwungen, nach diesen Rechten und Gewalten wieder zurückgriff, sah es dieselben in fremdem Besitz. Ein Kampf auf Tod und Leben entspann sich;

ein Kampf, in dem die Kirche ebenso versuchen mußte, sich durch die religiöse Entflammung der Gemüter die positiven Machtmittel zu erwerben, welche sie erst zum Widerstand gegen die feindliche Königsmacht geschickt machten, wie das Königtum versuchte, durch eine neue innige Verbindung mit dem Episcopate das frühere Uebergewicht über die Aristokratie wiederzugewinnen; ein Kampf, der darauf hinauslief, das deutsche Königtum, welches einst die Herrschaft über Kirche und Papst geführt hatte, vollkommen in die Gewalt des Papsttums zu bringen und dasselbe gewissermaßen zu einer untergeordneten Gewalt, zu einem Werkzeuge des von Gregor angestrebten und geforderten höchsten geistlichen und weltlichen Schiedsrichteramtes herabzudrücken. Niemals vor dem hätte das Papsttum auf einen Erfolg bei solchem Vorgehen hoffen dürfen. Jetzt aber schien die Zeit da, denn die Erkenntnis der Völker war zu jenem Stadium fortgeschritten, auf dem die weltlich-geistliche Macht des Königtums ihr nach keiner Seite mehr genügte. Nach beiden Seiten, nach der weltlichen, wie nach der geistlichen, wollte man mehr. Und diese Strömung kam Gregor zu Hilfe. Trotzdem blieb sein Sieg unvollständig und wandelte sich in eine Niederlage um, als das Papsttum fortschritt und sich anschickte, ein päpstliches Kaisertum an die Stelle des bisherigen kaiserlichen Papsttums zu setzen. Gregor erkannte nicht, daß eine solche einfache Umkehrung der Machtfrage dem Gemüts- und Geistesleben der Völker ebenso wenig entsprach. Und so mußte es kommen, daß das deutsche Königtum den Weg zu einem neuen Bündnis mit der deutschen Kirche zurückfand; es mußte ebenso dahinkommen, daß die außerdeutsche Bevölkerung des Abendlandes sich mehr und mehr in jene abstrakt religiöse Begeisterung hineinarbeitete, welche dann zu den Kreuzzügen den ersten entscheidenden Anstoß gab. Fand das Papsttum in dieser religiösen Bewegung seine beherrschende Stellung wieder, so war damit die Frage der Weltherrschaft nicht gelöst, sondern nur in ein neues Stadium weitergeführt. Es mußte abermals zu einem Kampfe mit dem deutschen Königtum kommen, welches inzwischen im Bunde mit der deutschen Kirche als Schutzherr der unteren Volksstände eine neue mächtige Position gewonnen hatte.

Von dieser Basis aus konnte Heinrich IV hoffen, der Adelsrevolution in Deutschland Herr zu werden. Aber während er hier seine Kräfte einsetzte, während man in Rom und sonst in der Welt zugleich theoretisch über die Grenze stritt, bis zu welcher Gregor VII hätte gehen sollen und dürfen, und also die direkte Fühlung mit der bei den Völkern fortschreitenden Bewegung verlor, arbeiteten sich die kirchlichen Gedanken Gregors immer leidenschaftlicher in die abendländische Bevölkerung hinein und bereiteten also die Grundlage, auf der ein neuer Prinzipienkampf entbrennen konnte und mußte. Beobachten wir das selbständige Vorgehen der Normannen auf Sicilien, wo bis zum Jahre 1090 die Araber ihrer Herrschaft erlagen, hören wir von den glücklichen Kämpfen eines Alphons von Castilien gegen den Islam, sehen wir das wackere Aufleben der italienischen Kommunen, so Genuas und Pisas, die selbständig ihre Flotten gegen das räuberische Tunis führten, so wird es uns klar, daß alle diese lokalen Kämpfe von einem gleichen Triebe erzeugt wurden, daß aber die Form noch nicht gefunden war, in welcher dieser Trieb als klarer und weltbewegender Gedanke in den Sehkreis der abendländischen Bevölkerung hineintrat. Weder Papsttum noch Kaisertum standen augenblicklich in der Mitte dieser sich zersplitternden Bewegung. In ihrem Ringen um abstrakte und egoistische Ziele hatten sie beide den Connex mit ihr verloren. Wer ihn zuerst wiederfinden würde, wer die Form fand, in der sich dieser Gedanke dem Abendlande faßbar und begeisternd darstellte, der müßte allem Anschein nach zum Herrn der Welt werden. Der andern Partei blieb dann nichts übrig, als der Versuch, den siegreichen, im Mittelpunk der occidentalen Christenheit und ihrer geistigen Bewegung stehenden Gegner aus der gewonnenen Position wieder zu verdrängen. So wird uns klar, daß der aus spontaner Begeisterung entsprungene Kreuzzugsgedanke dereinst auch wieder Mittel zum Zweck werden muß, daß die Begeisterung verschwinden wird in dem Augenblick, da dieser politische Zweck allen deutlich vor Augen tritt, daß mit dem letzten Märtyrer der Idee, mit einem Ludwig dem Heiligen von Frankreich, zugleich auch die letzten politischen Machinationen der beiden großen Gegner, Papsttum und Kaisertum, in sich selbst zusammensinken und erlöschen müssen.



Die projektierte Canossasäule (Bismarckstein) auf dem Burgberg bei Harzburg.

So wird der Prinzipienkampf um die Weltherrschaft ungelöst in sich selbst erlöschend zu Ende gehen, aber nebenher wird der andere alte Kampf fortdauern, der mit der deutschen Adelsrevolution begann: der Kampf um die deutsche Verfassung. In diesem großen Wechselstreite wird das territoriale Fürstentum, bald als Bundesgenosse des deutschen Königtums, bald als dessen Gegner im Anschlusse an Rom sich emporarbeiten, und wie wir dies bisher fortwährend bemerkten, werden auch die nationalen Bewegungen außerhalb Deutschlands gleichzeitig zu neuer Stärke und diesmal zu nicht mehr zu besiegender Macht erwachen. Der Versuch des Papsttums, das abendländische Leben abermals in jenen

flüssigen Zustand zurückzutreiben, der einst Karl dem Großen die Herrschaft im Abendlande möglich machte, wird mit einem neuen Triumph des nationalen Lebens über das römische doktrinäre Christentum und seelenlose Weltbürgertum sein Ende finden.

Als Heinrich IV im Sommer 1085 ohne Schwertstreich in Sachsen einzog, und Magdeburg ihm die Thore öffnete, glaubte er sich als Herrn des Landes betrachten zu dürfen, und so mißtrauisch er auch war, seinem Vetter, dem jungen Ekbert von Meißen, vertraute er. Das Beispiel Ottos von Nordheim aber schien in diesem abenteuernden, gewaltthätigen Manne Nachahmung zu finden. Kaum hatte der Kaiser sein Heer entlassen, als Ekbert ein Heer zu sammeln begann, um es gegen Heinrich zu führen. Dieser sah im Augenblick keinen andern Rat, als Sachsen wie im Jahre 1073 flüchtend zu verlassen. Und hinter ihm lohte der Aufruhr neu und mächtig empor. Der Gegenkönig kehrte mit Hartwich von Magdeburg und Burkhard von Halberstadt nach Sachsen zurück, während Heinrich nach Bayern eilte. Aber nicht mehr wie einst fand er hier die Stimmung ungeteilt zu seinen Gunsten. Die Erhebung der Gegenbischöfe Hermann von Eppenstein und Berthold von Mosburg auf die Stühle von Passau und Salzburg hatte dem Frieden des Landes keinen Vorteil gebracht. Berthold nahm nun als Erzbischof den Kampf für seine Familie auf, welche schon länger mit dem kärntischen Grafen Engelbert von Ortenburg in Fehde lag. Doch brachte der Ortenburger dafür Salzburg mit Ausnahme von Hohensalzburg in seine Gewalt. Dem Kaiser mußten diese Privatfehden im höchsten Grade unerwünscht kommen, da er jetzt namentlich auf die gesamten Streitkräfte des bayerischen Landes angewiesen war. Dadurch aber, daß nicht mehr wie einst die Antipathie der Oberdeutschen gegen Sachsen allein das Motiv zum Kampfe abgab, sondern auch die kirchliche Frage in den Zwist hineinzuspielen begann, wurde die frühere Anhänglichkeit an Heinrich vielfach gelockert. Es gelang dem Kaiser zwar noch einmal ein neues Heer gegen Sachsen aufzubringen, mit welchem er im Januar 1086 aufbrach; doch zeigte sich bald, daß die alte Begeisterung im Erlöschen war. Trotz Ekberts Rüstungen drang Heinrich siegreich und verwüstend bis zur Bode vor; da aber zeigte sich die Abneigung der bayerischen Herren gegen die Fortsetzung des Kampfes. Zudem nahte die Fastenzeit, und so sah sich Heinrich genötigt, sein Heer zu entlassen. Der Gottesfriede forderte Beachtung. Ueber Franken kehrte der Kaiser nach Bayern zurück und feierte das Osterfest (5. April 1086) zu Regensburg.

Die Anwesenheit des Kaisers hinderte die Gegenpartei nicht, ihre Macht zu zeigen, ja, sie schien ihren Mut geradezu herauszufordern. In Freising begann der Abfall. Bischof Meginward trat zu den Gregorianern über; Welf erschien mit seinen schwäbischen Vasallen und verwüstete das Land. Dann brachen die Abtrünnigen gegen Regensburg auf, die Stadt zu belagern. Der Kaiser entkam. Auch diese Flucht erhöhte sein Ansehen ebensowenig, wie die früheren aus Sachsen. Regensburg hielt sich zwar, und auch Freising wurde von dem Herzog Friedrich von Schwaben und dem Pfalzgrafen Rapoto wieder eingenommen, aber nicht lange, und die Welfen hatten wieder die Oberhand. Wie sehr sich die Lage in Bayern zu Heinrichs Ungunsten geändert hatte, zeigt sich darin, daß Erzbischof Gebhard von Salzburg nach neunjähriger Verbannung in sein Erzstift zurückkehren konnte. Eingeladen von vielen Ministerialen und jenem Grafen Engelbert von Ortenburg, den Heinrich noch vor kurzem durch neue Belehnungen zu gewinnen gesucht hatte, erschien Gebhard in Begleitung Altmanns von Passau und Meginwards von Freising in Salzburg, und von nun an gab es in Bayern nicht nur kirchlich gesinnte Bischöfe, sondern auch eine kirchliche Partei, welche naturgemäß an Welf ihren Rückhalt suchte. Es war die natürliche Folge, daß mit dem Wachstume der Macht auch die alten Pläne wieder aufstiegen, eine Verbindung der Oberdeutschen mit den sächsischen Gegnern des Kaisers herzustellen und dessen Stellung also auch in Ostfranken zu erschüttern. Ein Glück für den deutschen König, daß in dieser bedrängnisvollen Zeit der mächtige Böhmenherzog



Der Fahnenwagen Welfs.

Wratislav, dem der Kaiser den Königsnamen von Böhmen und Polen zugestanden, so treu an der kaiserlichen Sache festhielt! An ihm fanden die bayerischen Getreuen einen mächtigen Verbündeten, und namentlich der Pfalzgraf Rapoto scheint mit Wratislav in nähere Verbindung getreten zu sein. Er bezog ein Jahrgehalt von 150 Mark Silber von dem Böhmenkönige.

Würzburg wurde wieder das Ziel der Gegenpartei. Der Gegenkönig rüstet in Sachsen, Welf in Schwaben. Bei Würzburg sollten sich die Heere vereinigen, um von hier zusammen gegen Heinrich zu operieren. Der Kaiser erfuhr von dem Plane und eilte der bedrohten Stadt zu Hilfe, verließ sie aber bald wieder, nachdem er dieselbe der Hut Herzog Friedrichs von Schwaben übergeben hatte. Welf zog heran, der Kaiser ihm entgegen, aber zur Schlacht kam es nicht, da Heinrich sich zu schwach fühlte. Die Gegner vereinigten sich vor Würzburg und belagerten die Stadt, welche von Friedrich von Staufen fünf Wochen lang verteidigt wurde. Da rückte der Kaiser mit einem Heere von 20 000 rheinischen und lothringischen Vasallen heran; bei Pleichfeld kam es am 11. August 1086 zum Zusammenstoß. Eine volle Niederlage des Kaisers war das Resultat. Die Vasallen von Utrecht und Köln sollen das Zeichen zur Flucht gegeben haben. Doch merkwürdig, die religiöse Begeisterung, in welche man sich hineingearbeitet hatte, erlosch, bevor man das Resultat dieses blutigen Sieges ziehen konnte. Es zeigte sich, daß auch der Fahnenwagen, den Welf nach dem Vorbilde von Mailand seinen Scharen als Sammlungszeichen gegeben hatte, eine Nachahmung blieb. Was sollte auch dieses Zeichen der Volksfreiheit in der Hand dieser nur von egoistischer Herrschsucht geleiteten Fürsten? Von Würzburg, das Friedrich den Feinden übergeben mußte, kehrten die Sieger heim, aber Hermann, der Gegenkönig, zog nicht mit den Sachsen, mit denen er gekommen war, sondern mit den Schwaben ab. Es zeigt sich, daß in Sachsen ein andrer Einfluß, als der des Gegenkönigs, Geltung zu gewinnen begann.

Würzburg fiel bald darauf wieder in Heinrichs Gewalt; auch Bischof Adalbero geriet in die Gefangenschaft des Kaisers. Zu keinem Zugeständnisse aber war der Bischof zu bewegen, und so entließ ihn Heinrich nach seinem Stammgute Lambach, wo Adalbero der Vollendung des Klosters seine letzte Sorge widmete. Im Jahre 1089 war es ihm vergönnt, das Kloster mit seinem Freunde Altmann von Passau zu weihen, und im folgenden Jahre beschloß er hier seine Tage. In seiner Nähe war Erzbischof Gebhard bereits vor zwei Jahren verschieden, und als letzter der drei Freunde und Gesinnungsgenossen folgte am 8. August 1091 auch Altmann von Passau, der in seiner Stiftung Göttweih bestattet wurde. Der kulturellen Thätigkeit dieser hervorragenden Kirchenfürsten werden wir unten noch einige Worte zu widmen haben.

Das Ziel Heinrichs blieb die Wiederherstellung des Friedens. Ueberall erwachte die Sehnsucht nach demselben und machte die Gemüter dem Kaiser geneigter. Es kam zu Verhandlungen mit den Schwaben und Sachsen, die beide des Gegenkönigs müde waren. Die Unterhandlungen zerschlugen sich und man schied in alter Erbitterung von einander. Wieder rüstete der Kaiser gegen Sachsen im Jahre 1087. Markgraf Ekbert vereitelte durch trügerische Vorstellungen von Unterwerfung und Ergebung die Entscheidung durch die Waffen. Heinrich entließ sein Heer, und Ekbert brach sein gegebenes Wort. Verrat und immer wieder Verrat, Lüge und Tücke — das sind auf allen Seiten die gewöhnlichsten Kampfmittel dieser verkommenen Zeit. Wundert man sich, wenn da die religiöse Begeisterung sich andrerseits bis zum Fanatismus steigerte?

Heinrich ging nach Bayern zurück, und hier starb zwei Tage nach Weihnachten (1087) seine Gemahlin Bertha. In der Kaisergruft des Speierer Domes ward sie nach einem herben, mit höchster Ergebung getragenen Dulderleben zur Ruhe gebettet. Wie ein lichter Stern erscheint die Gestalt des liebevollen Weibes in dieser greuelvollen Zeit, wie ein Stern, dessen Untergehen auch für Heinrichs Glück eine große Bedeutung haben sollte. Noch hatte sie die Krönung ihres älteren unglücklichen Sohnes Konrad erlebt. Im Mai 1087 hatte Erzbischof Siegwin von Köln dieselbe im Dome von Aachen vollzogen.

In kleineren Kämpfen und Raufereien zersplitterten sich die Kräfte der Gegner, und doch kam es nicht dazu, daß Heinrich die volle Uebermacht erhielt. In Sachsen mühten sich die Bischöfe von Halberstadt und Magdeburg vergebens ab, der antikaiserlichen Partei einen neuen Mittelpunkt zu geben. Hermann sah mehr und mehr sein Regiment ins Schwanken geraten, während Ekbert von Meißen, dem ewig Wortbrüchigen, nicht zu trauen war. Dieser aber versuchte den Widerstand, den ihm namentlich Burkhard von Halberstadt entgegensetzte, zu brechen und fiel in der Fastenzeit 1088 in das Halberstädtische ein. Ein Waffenstillstand, dem Unterhandlungen in Goslar folgten — das Ende war, daß Bischof Burkhard hier in einem Aufstande erschlagen wurde. Einer der erbittertsten Gegner Kaiser Heinrichs, der letzte Vertreter der Sippschaft Erzbischof Annos von Köln, trat damit vom Kampfplatze ab. Aber Ekbert erreichte sein Ziel trotzdem nicht. Erzbischof Hartwich von Magdeburg machte seinen Frieden mit dem Kaiser und ihm folgten die Bischöfe von Merseburg und Naumburg. Da verließ der Gegenkönig, von allen verlassen, das sächsische Land und zog in seine Heimat, ins Luxemburgische, zurück. Seine Zeit war erfüllt. Bei der Burg Kochem an der Mosel fand Hermann am 26. September 1088 in einer Privatfehde den Tod.

Der Kaiser weilte im Sommer 1088 in Sachsen. Seine Autorität schien hergestellt. Sie zu befestigen, verlobte er sich mit der Witwe des im Jahre zuvor verstorbenen Markgrafen Heinrich von der Nordmark, Adelheid oder Praxedis, welche die Tochter eines russischen Großfürsten war. So glaubt man, doch scheint uns diese einseitig sachliche Begründung das Motiv zu Heinrichs Vorgehen nicht vollständig zu geben. So viel wir, in vorsichtiger Weise den Nachrichten über Heinrichs persönliche Natur folgend, aus diesen entnehmen können, muß ein heißes, liebebegehrendes Herz in diesem Kaiser geschlagen haben. Und wenn wir dazu die nachmalige Entwicklung dieser neuen Ehe ins Auge fassen, in welcher der Kampf, den Heinrichs zuchtlos unbändige Natur gegen den Zwang der religiös-moralischen Schranken führte, uns so furchtbar entgegentritt, so müssen wir wohl annehmen, daß die äußere Erscheinung der jungen Slavenfürstin das sinnliche Verlangen Heinrichs in höchstem Grade erweckt hat. Nur insofern sich in diesem privaten Leben eines Mannes jener Zeit die sozialen Zustände widerspiegeln, erregt uns dasselbe ein Interesse; den moralischen Richter über Naturen und Verhältnisse spielen zu wollen, lehnen wir dabei ab. Nicht ob die Klagen, welche diese Frau später gegen ihren Gatten erhob, alle berechtigt waren, ist für uns entscheidend, sondern daß man sie erhob, daß aus dieser Thatsache die andere der allgemeinen Abirrung des geschlechtlichen Lebens von seinen früheren gesunden Bahnen bewiesen wird, ist für uns ausschlaggebend. Hat uns die auf allen Gebieten angetroffene Ueberlebung dargethan, daß für eine Rekonstruktion des altpatriarchalischen Lebens in der Ottonenzeit die natürlichen Grundlagen allenthalben fehlten, so stimmt damit auch die Thatsache, daß das Liebesleben der Zeit auf vollkommen

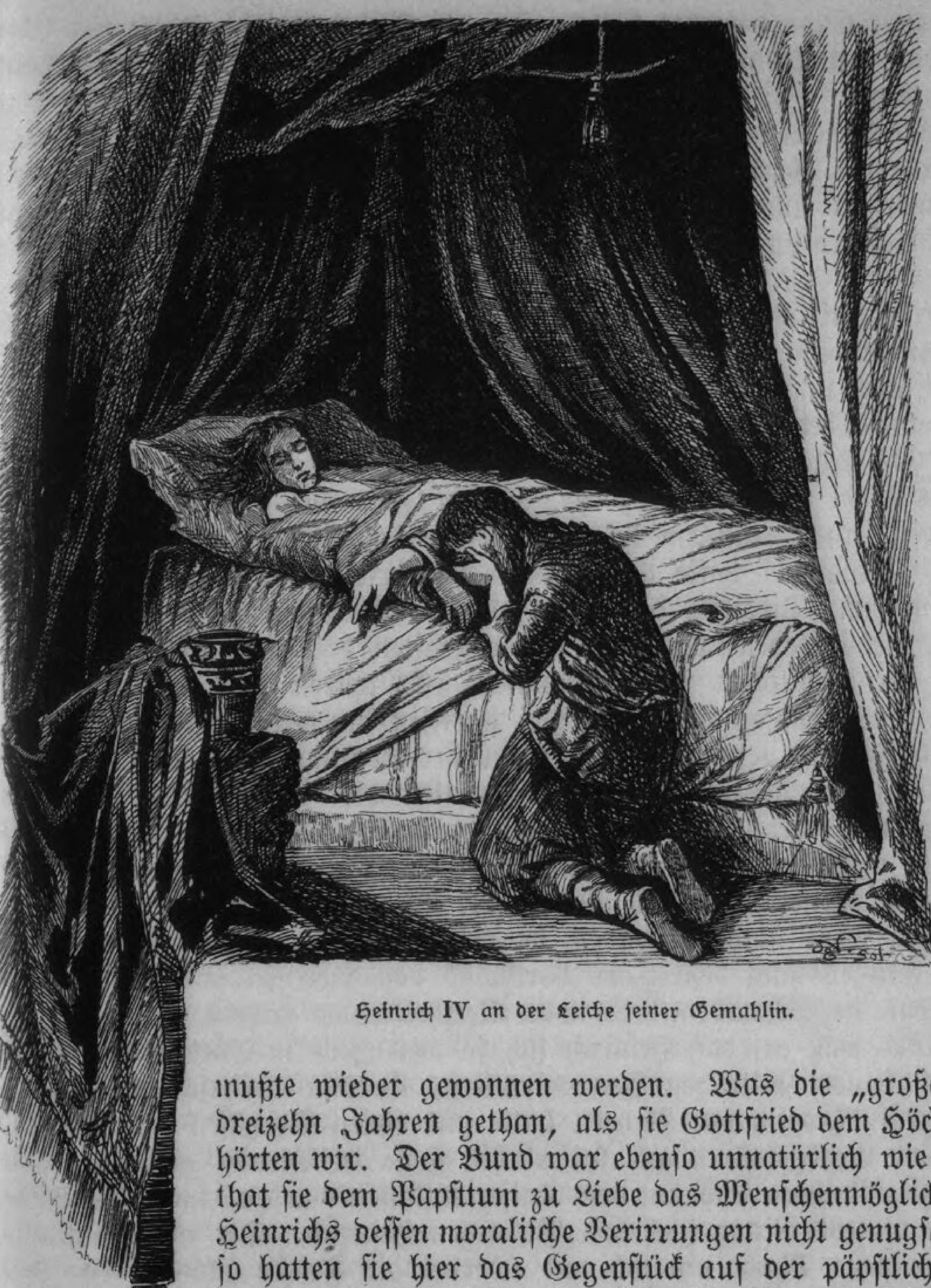
ungesunder Grundlage beruhte. So nur, nachdem im Irrtum die Erkenntnis gekommen war, ist der Aufschwung zu jener idealen Dichterbegeisterung in dem nächsten Jahrhundert zu verstehen, durch welche das Liebesleben in so duftiger und schöner Weise Gegenstand der künstlerischen Darstellung wurde. Das Mysterium der Liebe war ohne diese Abirrung von der gesunden natürlichen Bahn niemals zu erforschen, wäre niemals Gegenstand der dichterischen und philosophischen Spekulation geworden, denn nur da beginnt der Mensch zu denken und zu dichten, wo er einen Verlust an dem Bestande seiner ihm unbewußten natürlichen Schätze erlitten hat, wo ihn die Not zwingt, die Ursache dieses Verlustes zu entdecken und damit die Möglichkeit zu gewinnen, denselben aus dem Schatze seiner errungenen Erkenntnis wieder zu ersetzen. Ist die Naivität die erste Ursache des Irrtums, so ist der Irrtum die erste Ursache der Erkenntnis und des bewußten Urteils. So führt uns auch hier die objektive Schätzung der Thatsachen zu der Ahnung, daß man in nicht zu ferner Zeit dahin kommen wird, eine bewußte Wiederbelebung der einstmals naiven und unbewußten Zustände zu versuchen. Diese künstliche Neuschöpfung wird dann die ersten wissenschaftlich und künstlerisch selbständigen und bleibenden Resultate auf allen Gebieten des abendländischen Völkerlebens zu Tage fördern.

In Sachsen hatte Heinrich außer Ekbert keinen Gegner mehr zu bekämpfen. Diesen verurteilte ein Fürstengericht zu Quedlinburg, und der Kaiser erhielt die Unterstützung der sächsischen Fürsten, um das Urteil an dem Geächteten zu vollstrecken. Er zog vor die Burg Gleichen. Aber wie ein Verzweifelter wehrte sich Ekbert. Am Weihnachtsabend drang er in Thüringen ein, überfiel das Lager des Kaisers bei Gleichen, richtete ein großes Blutbad an und zwang den König, das Land zu verlassen. Heinrich eilte nach Bayern. Es wäre auch diese Flucht zu vermeiden gewesen, zumal die Gemüter des Volkes auf seiner Seite blieben trotz der Niederlage. Immer noch hoffte man von ihm die Wiederherstellunng des Friedens, und Sachsen hatte genug gelitten durch die Verteidigung zweier Gegenkönige. Zur Erhebung eines dritten hatte man keine Lust. So wurde Ekbert, schließlich von allen gehaßt und verfolgt, in einer Mühle im Selkethal erschlagen, und Sachsen kam damit zur Ruhe. (3. Juli 1090.)

Aber nicht nur hier zeigte sich die Kampfesmüdigkeit. Hatte sich der deutsche Episcopat wieder fast vollständig um den Kaiser versammelt, mit ihm den Frieden anstrebend, so ließ auch die alte Spannung zwischen Heinrich und den welfischen und schwäbischen Gegnern allmählich nach. Doch noch einmal vor dem Erlöschen schlug die Flamme empor, als nach dem Tode Papst Viktors III, des früheren Abtes Desiderius von Monte Casino, im Jahre 1088 der Bischof Otto von Ostia als Urban II den päpstlichen Stuhl bestieg. Dieser Franzose, ein Schüler Clunys, war der Mann, dem erlöschenden Kampfe neue Nahrung zuzuführen; in seiner Hand belebten sich die Kampfmittel Gregors VII noch einmal, und mit energischer Kühnheit suchte er seiner Stellung die abhanden gekommene Macht wieder zu gewinnen.

Welf war es in erster Linie um Wiedererlangung seines bayerischen Herzogtums zu thun. Dazu mußte er Augsburg gewinnen, wo Bischof Siegfried die kaiserliche Fahne hochhielt. Am 12. April 1088 fiel die Stadt den Welfen in die Hände, der Bischof geriet in Gefangenschaft. Die Grundlage zu Unterhandlungen mit dem Kaiser war für Welf nach diesem Erfolge geschaffen. Allein Unterhandlungen, welche vielleicht schon 1089 angeknüpft wurden, zerschlugen sich. Der Kaiser war zur Herausgabe des bayerischen Herzogtums, dessen Hauptstadt Regensburg ihm bisher immer noch einen festen Stützpunkt gegeben hatte, nicht zu bestimmen.

Indessen hatte Urban II seine Thätigkeit begonnen. Wie aussichtslos seine Sache auch schien, er hielt an derselben fest. Mittellos irrte er umher, während die Wibertisten die Einkünfte der römischen Kirche genossen. Seine Appellationen an England, Frankreich und die Normannen in Unteritalien hatten nur den einen geringen Erfolg, daß es ihm vergönnt war, die schweren Zeiten zu überdauern. Damit aber hatte seine Kühnheit alles gewonnen. Ganz von selbst wurde er dazu gedrängt, zu versuchen, sich in den Mittelpunkt der gegen den Islam begonnenen Unternehmungen zu stellen. Die Hilfe der Normannen war nur auf diesem indirekten Wege zu erlangen, und ein kühner Schachzug



Heinrich IV an der Leiche seiner Gemahlin.

war es für Urban, daß er im Oktober 1088 dem Erzbischof von Toledo das Pallium übersandte und ihn zum Primas von ganz Spanien erhob. Trotzdem er von Rom hatte weichen müssen, sammelte sich doch in Melfi im September 1089 eine stattliche Anzahl von Bischöfen und Aebten um ihn, und ein Gottesfriede für die normannischen Gebiete wurde von der Synode proklamiert. Den letzten Stoß aber versetzte er der kaiserlichen Partei, als er jetzt direkt in die deutschen Angelegenheiten eingriff und offen als Gegner Heinrichs dort auftrat, wo er bisher den Aufruhr gegen die kaiserliche Macht nur im stillen geschürt hatte. Welf mußte wieder gewonnen werden. Was die „große Gräfin" vor mehr als dreizehn Jahren gethan, als sie Gottfried dem Höckrigen ihre Hand reichte, hörten wir. Der Bund war ebenso unnatürlich wie verwerflich. Jetzt aber that sie dem Papsttum zu Liebe das Menschenmögliche, und wenn die Gegner Heinrichs dessen moralische Verirrungen nicht genugsam ausposaunen konnten, so hatten sie hier das Gegenstück auf der päpstlichen Seite. An sich schon war es ein widerliches Zerrbild, die über 40 Jahre alte Frau dem siebenzehnjährigen gleichnamigen Sohne Welfs die Hand zum Ehebunde reichen zu sehen, noch unnatürlicher aber war dieses Verhältnis dadurch, daß nur politische Motive auf beiden Seiten dasselbe verursachten. An dieser äußersten Grenze mußte die sinkende Bewegung enden, deren erstes Aufkeimen wir einst bei der Verfolgung Ottos von Hammerstein und Irmengards kennen lernten. „Durch diese Heirat stellte Urban dem erschöpften oberdeutschen Adel die Mittel der „großen Gräfin" zur Verfügung und belebte so noch einmal die bereits ermattende Revolution."

Hatte Heinrich schon im Jahre 1087 den jungen König Konrad über die Alpen gesendet, seinen Anhängern einen Führer und Mittelpunkt zu geben, jetzt blieb ihm kaum etwas anderes übrig, als selbst nach Italien hinabzugehen und den Kampf gegen seine Gegner zu führen. Es geschah im Jahre 1090. Deutschland ließ der König unter der Statthalterschaft Heinrichs von Laach zurück; von der Amtsführung dieses Mannes wissen wir nichts, wohl aber, daß sein Einfluß kein großer war, denn in Schwaben dauerten die Kämpfe fort, und allmählich gewannen die Gregorianer das entschiedene Uebergewicht, während in Bayern eine starke kaiserliche Partei auch jetzt noch blieb. Es nützte den kirchlich Gesinnten wenig, daß sie dem Erzstifte Salzburg in dem Hirschauer Thiemo einen neuen Erzbischof gaben; gegen ihn hielt sich der kaiserliche Bischof noch Jahre lang. In Kärnten starb in diesen Tagen (Mai 1090) der Eppensteiner Herzog Liutold, der dem

Kaiser seine Treue bis zum Ende bewahrt hatte. In der Herzogswürde folgte ihm sein Bruder, Markgraf Heinrich, der bisher die Verwaltung von Istrien und Krain innegehabt und dieselbe nun niederlegte. In der Mark Krain ward der Patriarch Udalrich von Aquileja, der Bruder Liutolds und Heinrichs, zum Markgrafen erhoben, und diesmal blieb die Mark einen längeren Zeitraum mit dem Patriarchate verbunden. Istrien aber ging von dem Eppensteiner an einen Markgrafen Poppo über und nach dessen baldigem Tode an den Grafen Engelbert aus dem Hause der Grafen von Lavant=Sponheim, den Schwager Poppos.

Der Kampf Heinrichs mit Mathilde, die wir nun als die Schützerin des römischen Papsttums, der lombardischen Freiheit und der deutschen Fürstenmacht betrachten dürfen, ließ sich für den Kaiser nicht unglücklich an. Vor Mantua, dem festesten Bollwerk der feindlichen Macht fand Heinrich den ersten, entschlossenen Widerstand. Am grünen Donnerstag des folgenden Jahres 1091 ergab sich die Stadt nach elfmonatlicher Belagerung. Bis zum Herbste des Jahres 1091 war Heinrich vollkommen Herr diesseits des Po. Die Burgen der Gräfin waren seinem Ansturm erlegen und die Folgen der kaiserlichen Siege zeigten sich allenthalben. Urban II hatte Rom wieder verlassen müssen und irrte in den Länder der Normannen umher. Diesseits der Alpen gewann die kaiserliche Sache namentlich in Schwaben wieder mehr Boden, und die „Brüderschaften des gemeinsamen Lebens" gerieten in Verfall trotz der päpstlichen Banndrohungen. Es waren diese Brüderschaften in Schwaben, das unter den Kämpfen der feindlichen Parteien am meisten zu leiden hatte, entstanden. Männer und Frauen vereinigten sich unter der Leitung eines Mönches oder Priesters zu einem klösterlichen Leben, denn schon konnten die bestehenden Klöster die Massen nicht mehr aufnehmen, welche sich an sie herandrängten. Der alte Welf schaute nun diesen Rückgang und meinte, es sei Zeit zum Frieden. Er brach nach Italien auf und ging nach Verona zum Kaiser. Heinrich aber wollte Wibert nicht fallen lassen, und in höchster Erbitterung zog Welf nach Schwaben wieder heim. Er dachte nochmals an einen Gegenkönig; doch kam es nach dem Tode Bertholds von Rheinfelden nur zur Aufstellung eines Gegenherzogs in Schwaben. Es war Berthold von Zähringen.

Im September 1091 war es, daß Heinrich sich so weit Herr in Oberitalien fühlte, daß er den größten Teil seines stattlichen Heeres entließ, Verona verließ und sich an die Etsch begab. Pfalzgraf Rapoto von Bayern hatte mit vielen Bischöfen und Großen, darunter auch Konrad von Lechsgemünd, am kaiserlichen Hofe in Verona geweilt. Den Augenblick, daß diese jetzt mit ihren Scharen vom Kaiser entlassen wurden, suchte Mathilde zu benützen. Sie schickte tausend Ritter über den Po gegen Heinrich. Der aber sammelte vorsichtig und schnell eine neue Macht um sich und überfiel die Feinde plötzlich bei Tricontai, südlich von Vicenza. Mathildens Lage wurde immer gefahrvoller. Von keiner Seite nahte ihr die Hoffnung auf Hilfe. Im Sommer 1092 drängten ihre eigenen Vasallen zum Frieden mit dem Kaiser. Es kam zu Unterhandlungen, ja zur Abfassung eines förmlichen Vertrags. Nur der Unterschrift Mathildens bedurfte es noch, um die Verhandlungen vollkommen zum Abschluß zu bringen. Da geschah es, daß von allen, deren Stimme Mathilde noch vorher zu vernehmen beschlossen, namentlich einer, der Abt Johannes von Canossa, den Vertrag widerriet, und Mathilde folgte ihm und unterzeichnete nicht. Der Entschluß bedeutete die Fortsetzung des Kampfes, der eben noch erlöschen zu wollen schien.

Heinrich rückte vor Canossa. Aber ein unerwarteter Ueberfall im Oktober 1092 durch die von dem Abte Johannes fanatisierten Streiter endigte mit einer Schlappe des Kaisers. Er zog entmutigt über den Po zurück. Der Feind folgte, und die Folgen der Niederlage vor Canossa zeigten sich aller Orten. Nicht nur, daß in Schwaben und Bayern die Gegner wieder die Oberhand gewannen, daß es Thiemo gelang, sich in Salzburg festzusetzen und mit Gebhard von Konstanz und Adalbert von Worms den Propst Udalrich von Augsburg zum Bischofe von Passau zu weihen; nicht nur daß es dem Patriarchen Udalrich von Aquileja nicht glückte, Gebhard aus Konstanz zu vertreiben, auch in Italien gärte es wieder. Von neuem erhoben die Patarener ihr Haupt, und anfangs 1093 kam jene erste Eidgenossenschaft der Bürger von Piacenza, Lodi, Cremona und Mailand

gegen Heinrich IV zu stande, welche in Italien bald so vielfache Nachahmung finden sollte. Zu einem Mittel, das nur die Verzweiflung dem Kaiser eingeben konnte, nahm er seine Zuflucht: er beabsichtigte die Ungarn unter König Ladislav auf die Welfen zu hetzen. Nur daran, daß Welf die Alpenpässe besetzt hielt, scheiterte für diesmal die Zusammenkunft Heinrichs mit dem Ungarnkönige. Das letzte und heiligste Band zu zerreißen, scheuten nun auch seine Feinde nicht mehr zurück. Der Verrat sollte in dieser treulosen Zeit seinen höchsten Triumph feiern. Der junge König Konrad trat zu Urban II über, und damit brach die italienische Machtstellung des Kaisers unter seinen Füßen vollends zusammen.

Den größten Teil seiner Jugend hatte Konrad in der Lombardei verlebt. Der stattliche Jüngling, „von außerordentlicher Schönheit, kühnen und freien Sinnes“, hatte sich große Gunst zu gewinnen vermocht. Was ihn jetzt bewog, zu den Gegnern seines Vaters überzugehen, ist nicht vollends aufgeklärt. Nur das eine ist ersichtlich, daß das Verhältnis zwischen Vater und Sohn schon durch die zweite Ehe, welche Heinrich eingegangen war, getrübt wurde. Jedenfalls aber dürfen wir in seinem Charakter den Erbfehler seines Geschlechtes, den Trieb zur Herrschaft, nicht unbeachtet lassen. Im Jahre 1091 war Konrad durch den Tod seiner Großmutter Adelheid zu einer selbständigen Machtstellung in Oberitalien gekommen. Die große piemontesische Erbschaft war ihm zugefallen. „Als er sah, daß die Stellung seines Vaters am Po durch die Siege Mathildens und der Pataria ins Schwanken geriet, suchte er für sich einen Halt durch die engste Verbindung mit der päpstlichen Partei.“ Als ob der einst so kühne Mann die frühere Elastizität vollkommen eingebüßt hätte, so schien es nun, da Heinrich der Verrat des Sohnes zu Ohren kam. Mit Gewalt das eigene Dasein zu vernichten, das war der erste Gedanke, der dem Verzweifelnden aufstieg, und nur der Zuspruch treuer Freunde hinderte ihn an dieser That. Er zog sich in die Gegenden östlich der Etsch zurück, wo ihm die Eppensteiner eine Zuflucht boten.

Indessen hatte Konrads Macht in der Lombardei durch die Krönung zum italienischen Könige allgemeine Anerkennung gefunden. Ueberall schlugen die hochgehenden Wogen der kirchlich-nationalen Bewegung über den zertrümmerten Bau der deutschen Herrschaft zusammen. Urban gewann Rom und den Lateran; das Geld vermochte in Rom alles, und Urban war nicht mehr arm und mittellos, wie einst. Der Kaiser war vernichtet, vernichtet namentlich dadurch, daß Mathilde sich ebenso wenig scheute, der Kaiserin, die ihren Schutz suchte, die hilfreiche Hand zu bieten. Ein Schauspiel begann, wie die Welt seit langen Zeiten kein ähnliches gesehen. Das ganze Privatleben des Kaisers gab seine Gemahlin der Oeffentlichkeit preis, sich selbst des Ehebruches anklagend, aber auf den Gemahl die Schuld desselben schiebend. Den ekelhaften Enthüllungen des niedrigen Weibes wurde nicht nur voller Glaube geschenkt, sondern auch für möglichste Verbreitung derselben gesorgt, und mag die Schuld, welche Heinrich auf sich geladen, noch so groß sein, das Vorgehen seiner Gegner zeigte, daß sie nicht berufen waren, ihn zu richten. Nicht um ein Ideal handelte es sich mehr in diesem Kampfe, bei dem solche Mittel der Niedertracht und Lüge zur Verwendung kamen, es handelte sich darum, ob die ottonische Verfassung in Italien erhalten bleiben oder gebrochen werden sollte. Und Heinrich IV, als der letzte Vertreter dieser Verfassung, erlitt mit derselben persönlich die vollkommenste Niederlage. Nur indem der Kampf diese Wendung nahm, war es möglich, die Patarener noch einmal zur Aufnahme der Waffen zu bewegen, und dieses Motiv ist dem Kampfe denn auch trotz aller religiösen Beimischungen in der Folgezeit geblieben.

Italien war dem Kaiser verloren. Und Deutschland? In der Zeit, da Konrad von seinem Vater abfiel, drangen die Welfen in Augsburg ein und vertrieben den Bischof Siegfried. Der Gegenbischof, Abt Eberhard von Kempten, zog in die Stadt ein. Welfs herzogliche Würde war in Bayern anerkannt, aber er waltete dort nicht als Vasall des Kaisers, sondern als Vasall des Papstes. Im Jahre 1093 hatte er dem päpstlichen Legaten, dem Bischof Gebhard von Konstanz, einem Mönch aus Hirschau, die Treue gegen den päpstlichen Stuhl beschworen. Damit that er, was Bertholb von Zähringen bereits vorher in Schwaben gethan. Man sieht, wie gewaltig sich die Dinge geändert hatten.



Zerstörung von Burgen der Anhänger Heinrichs in Bayern.

Auf einem Landtage zu Ulm im November 1093 kam es zu einem Landfrieden, der vom 25. November bis zum nächsten Osterfest und von da an weiter auf zwei Jahre gültig sein sollte. Auch Welf sah sich bewogen, die Satzungen des Ulmer Landfriedens in Bayern einzuführen, der nun bis zur ungarischen Grenze galt. Der Gottesfriede Heinrichs wurde 'durch diese Frieden überholt, und es ist wohl zu erkennen, wie Gebhard von Konstanz, der angesehenste und mächtigste Mann in Oberdeutschland, die Gemüter für die päpstliche Partei zu gewinnen suchte. Man fragt sich unwillkürlich, wie lange dieser Hexensabbath sein Unwesen noch treiben, wie lange es dauern wird, bis dieser Bund, der auf so unnatürlicher Grundlage, wie der Ehe Welfs mit Mathilde, der Empörung Konrads gegen den Vater, der Entzweiung Heinrichs mit seiner Gemahlin, der Beschützung dieser schamlosen Ehebrecherin durch den Papst und seine Freunde, beruhte, sich löst? Urban mochte es fühlen, wie seine Macht auf wankendem Boden ruhte, daß es nicht damit gethan sei, Praxedis freizusprechen und abermals den Bann über den Kaiser und den Gegenpapst zu verhängen. Das alles konnte er doch nur wagen, wenn er weiter ging. Und da zeigt sich denn der Zweck, den zu erreichen alle bisherigen Maßregeln nur die Mittel bildeten. Der Kaiser mußte fallen, bevor Urban erfolgreich den Krieg gegen den Islam predigen, bevor er die romanische Ritterschaft zur Unterstützung des byzantinischen Kaisers Alexius gegen die Seldschuken aufrufen, bevor er sich selbst den romanischen Nationen als den ersten Vertreter der romanischen Bildung anbieten konnte. Der Zug der Weltgeschichte drängte zu diesem Schritte, und Urban that ihn mit vollem Bewußtsein über die Trümmer des abendländischen Kaisertums hinweg, hinweg über die niedergetretene und in den Staub geworfene Person des letzten Vertreters der ottonischen Verfassung.

Es war ein Siegeszug, den Urban II im Sommer 1094 von Rom aus antrat. Ueber Pisa, die getreue Stadt, begab er sich nach der Lombardei, und hier in Piacenza trat jene erste gewaltige Synode in der Fastenzeit 1095 zusammen, welche den Anfang einer Reihe von begeisterten Zusammenkünften bilden und einen Umschwung in der Geschichte des Papsttums bedeuten sollte. Am 1. März wurde die Synode eröffnet. Ueber 4000 Kleriker, gegen 30,000 Laien bildeten die Umgebung des Papstes. Das war eine Macht, welche den Kirchenfürsten glauben machen konnte, das Ziel sei erreicht,

das Ziel der unbedingten Herrschaft über das Abendland. Und souverän und rücksichtslos ging der Sieger vor. Praxedis, die kaiserliche Ehebrecherin, spielte hier vor versammeltem Volke, das keine Kirche zu fassen vermochte, ihre niederträchtige Rolle in bekannter Schamlosigkeit. Und der Papst erließ ihr jede Buße. Man war fertig mit ihr. In einem Kloster in Kiew ist die Kaiserin gestorben, selbst von denen vergessen, denen sie einst als Werkzeug gegen ihren Gemahl gedient hatte. Nachdem diese Sache abgethan war, that Urban den letzten Schritt. Er rief vor versammelten Gläubigen die Christenheit zur Unterstützung Konstantinopels gegen die Seldschuken auf. Aus dem Schwure, den viele ihm sofort leisteten, erkennt man die Stimmung der Versammelten. Ein Führer in dieser Zeit, und das Heer hätte sich von selbst zu kühnem Wagnisse zusammengefunden. Noch war es die Defensive, welche man sich vorsetzte, wie lange aber wird es währen, bis man die Offensive gegen den Islam predigt, und mit der Aufnahme dieses Gedankens muß es zu Thaten kommen.

Von Piacenza zog Urban nach Cremona. Als er sich der Stadt näherte, erschien König Konrad, dem Papste Marschallsdienste zu thun. Er führte den päpstlichen Zelter am Zügel und bewies so aller Welt, mit welcher Rolle er sich dem Papsttum gegenüber zufrieden geben wollte. Es war nur die offizielle Bestätigung dieser Auffassung, daß Konrad am 15. April 1095 dem Papste ebenso den Eid der normannischen Herzoge leistete und sich damit als Vasall des Papstes bekannte. Einmal hier angelangt, war es dann die weitere Folge, daß sich Konrad auch den päpstlichen Wünschen betreffs seiner Vermählung fügte. Die Tochter des Grafen Roger von Sizilien ward für ihn auserwählt, und war die Braut auch noch ein Kind, wir wissen ja, wie „vorurteilsfrei“ Urban II und Mathilde in Eheangelegenheiten dachten. — Ueber die Alpen eilte der Papst in seine Heimat, von Oberitalien über Burgund nach Frankreich. Auch in den burgundischen Ländern schien es, als sei die Herrschaft des deutschen Königs ausgelöscht und diesem Papste zugefallen. In Cluny weihte er die Altäre der neuen Basilika und zum 18. November erschien er in Clermont, die angesagte Synode zu eröffnen. Ein Triumphzug war seine Reise gewesen, ein Triumphzug, den nichts mehr hemmen zu können schien. In seinem eigenen Lande mußte König Philipp I von Frankreich (1060—1108) es geschehen lassen, daß der Papst den Bann über ihn verhängte. Wieder konnte die Kirche die Menge nicht fassen, und auf freiem Felde ward die Synode wie in Piacenza abgehalten. Der Gottesfriede wurde als ein allgemeines Gesetz der Kirche verkündigt und als Wächter desselben die Bischöfe und Erzbischöfe eingesetzt. Auch hierin zeigte es sich, wie man sich dieser Einrichtung als Waffe der Kirche zu bedienen gedachte: über den kaiserlichen Gottesfrieden wachte das ganze Volk, über den päpstlichen die Bischöfe und Erzbischöfe. Am neunten Tage ergriff Urban das Wort zur Predigt des Kreuzes. Die Stimmung schlug zur offensiven um; Konstantinopel trat in den Hintergrund vor den heiligen Stätten, an denen einst der Herr gelebt und gelitten. Ein Feuer der Begeisterung erfaßte die Menge: der Zug nach Jerusalem wurde beschlossen.

Das war das erlösende Wort, welches von allen bisher so tief empfunden, von keinem ausgesprochen worden war. „Jerusalem!“ Urban fand dieses Wort, und da er es aussprach, fiel die Menge ein: „Gott will es! Gott will es!“ Solche Erfolge lassen sich nicht berechnen, solche Begeisterung nicht künstlich erzeugen. Aus allem Elend der letzten Zeiten, aus allen Kämpfen und Greuelthaten sehnte man sich hinaus; die Heimat schien vergessen ob dieser neuen himmlischen Heimat, welche sich den begeisterten Augen wie im Traume zeigte. Es war eine Glaubens- und Siegeszuversicht, die sich da der romanischen Völker bemächtigte, welche weit, weit über alle Berechnung, über alle kühle Ueberlegung stürmisch hinauseilte und wie im Fluge das Ziel erfaßte. — Bei der Darstellung des kulturellen Lebens damaliger Zeit werden wir auf die haltlose Stimmung der abendländischen Bevölkerung zurückkommen müssen, denn sie war es, welche die einen zum Schwärmen, die anderen aber zum Forschen und Denken trieb.

Zwei Erscheinungen sind es, welche unsere Aufmerksamkeit noch besonders erregen. Wir sehen den deutschen Laienadel, namentlich aber den schwäbischen, in dieser Zeit immer mehr von dem kirchlichen Gedanken erfaßt, und doch greift die Kreuzzugsbewegung, welche

die romanischen Ritterschaften mit solchem Enthusiasmus erfüllte, kaum über den Rhein herüber. Ebenso sehen wir in Schwaben und Bayern den Landfrieden der Laienfürsten den Gottesfrieden der Bischöfe verdrängen, und diese Bewegung dauert in der nächsten Zeit fort. Ein Umstand giebt uns für beides die Erklärung. In den Landfriedensbestimmungen wird der Raub von Geld besonders hervorgehoben. „Dreißig Jahre früher hatte Lambert bemerkt, daß in einzelnen Abteien große Geldreichtümer angesammelt wurden, und daß dadurch der Handel mit geistlichen Würden in abschreckender Weise gefördert wurde.“ Es wird uns klar, daß eine wirtschaftliche Krisis neben der sozialen herging. Während durch das Zurücktreten der deutschen Oberherrschaft in den italienischen Städten das Leben zu hoher Freiheit und blühender Macht sich erhob, stand das Städtewesen in Deutschland erst vor den schüchternen Anfängen einer selbständigen Lebensentwicklung. Während man in Pisa, Genua, Venedig Flotten rüstete, nicht nur zur Bekämpfung des Glaubensfeindes, sondern auch zur Verteidigung und weiteren Ausbildung des eigenen Handels, der sich bereits vollkommen der alten Straßen bemächtigt hatte, führte in Deutschland der bäuerliche Grundbesitzer noch kaum den Kampf um seine soziale Stellung, wohl aber um seine Existenz und die Sicherung eines leichteren Absatzes. Dazu war ihm die Stadt gerade recht, und über diesen engen Gesichtskreis schweiften seine Gedanken noch kaum hinüber. Die Zeit des Bürgerkrieges war es, da sich in Deutschland ein wirtschaftlicher Umschwung vollzog, der den politischen und sozialen nach sich ziehen mußte. Aber kein Interesse verflocht die Ideen des Deutschen noch mit den religiös-kriegerischen Ideen des Papsttums, wie dies in Italien, wie dies ebenso in Frankreich und Spanien der Fall war. So wird es uns verständlich, daß der finanziell ruinierte schwäbische Adel sich anstatt zu den Kreuzfahrten in die Laienbrüderschaften der schwäbischen Klöster drängte; hier konnte er seinem asketischen Hange, der sich der verwilderten Gemüter bemächtigt hatte, vollauf Genüge thun. So wird es uns ebenso verständlich, daß der Landfriede an die Stelle des Gottesfriedens trat. Denn mochten auch jetzt die kirchlichen Gedanken die verschiedenen Kreise der Nation mit einer ganz anderen Mächtigkeit durchdringen, als dies je in früheren Jahrhunderten der Fall war, der reale, wirtschaftlich-praktische Geist der früheren Jahrhunderte war mit dieser einen Ueberschwemmung nicht zu vernichten.

Wir warteten auf den Augenblick, da sich die schwankende Grundlage, auf der Urban und Mathilde ihr Werk errichtet, in Bewegung setzen und zusammenbrechen würde. Der Augenblick kam, und der Papst machte keine besonderen Anstrengungen, diese Grundlage von neuem zu befestigen. Er hatte mit seiner Triumphreise einen neuen Boden gewonnen. Die Ehe Welfs und Mathildens löste sich in dem Augenblicke, da Welf erkannte, er werde nie etwas von den Gütern seiner Gemahlin sein eigen nennen. Der päpstliche Stuhl war der von Mathilde erkorene Erbe. Und Welf? Nun, der reine, rücksichtslose Egoismus ist eben auch auf die Dauer nicht lebensfähig. Die deutschen Laienfürsten mußten endlich doch der wirtschaftlichen Krisis in Deutschland ihr Augenmerk zuwenden. Indem sie dies thaten, mußten sie erkennen, welche Bedeutung dieselbe in ihrer Weiterentwicklung für sie selbst haben konnte. So war das Resultat das natürliche des Friedens der großen Fürsten mit dem Kaiser und infolge dessen „einer unbewußten Zusammenfassung des nationalen Lebens“ in Deutschland, infolge deren dann wieder eine Ausgleichung möglich schien. Albert Azzo, ein hochbetagter Greis, vermittelte im Jahre 1096 für seinen Sohn und Enkel mit dem Kaiser, und Welf erhielt sein bayerisches Herzogtum zurück. So wurden die Alpenpässe frei, und Heinrich konnte aus der Verbannung heimkehren, die so furchtbar auf sein Gemüt gewirkt, wie sie demütigend und niederdrückend war. Nach Ostern 1097 brach der Kaiser auf. Ueber Kärnten und Steiermark eilte er nach Regensburg, wo er das Pfingstfest feierte und noch lange verweilte. Wie das deutsche Volk sehnte sich der Kaiser nach Frieden, und einen merkwürdigen Kontrast bildete der Fanatismus der Scharen, welche Peter von Amiens durch Ostfranken und Bayern im Jahre 1096 nach Ungarn führte, um von dort über Konstantinopel nach Palästina zu gehen, mit dem Spotte der Bayern, welche die Rittersleute und Bauern verlachten, die mit Kind und Kegel dem Lande der Verheißung zuwallten.

Auch die folgenden Scharen unter dem Priester Folkmar, dem Priester Godschalk und dem Grafen Emmicho konnten in Deutschland nur wenige zum Anschlusse bewegen. Selbst das Ritterheer Gottfrieds von Bouillon ließ die Menge kalt. Nur Lothringen stellte zu ihm seine Teilnehmer.

Zwei Bewegungen ringen hier gewissermaßen um den Sieg. Während die Kreuzfahrer von Westen hereinströmten, drang der Landfriede gegen Westen bis in das Elsaß vor, während man jenseits des Rheines alles von einer fernen, fremden Welt erwartete, suchte man in Deutschland mit den vorhandenen Kräften die Sorgen von den unteren Ständen zu nehmen. Und fragen wir, ob dieses Aufglühen für ein fernliegendes Ideal, ob dieses wirtschaftliche Sorgen um das Wohl der Bevölkerung nicht beiden Volkscharakteren, dem französischen, wie dem deutschen, wunderbar entspricht? Noch ein anderes aber zeigt uns die ablehnende Haltung der Deutschen gegen die französischen Kreuzfahrer, mit denen man doch in so enge Berührung kam: der Gegensatz zu den westlichen Nachbarn, das Gefühl, etwas Anderes zu sein, tritt in ihr auffallend zu Tage, und damit für uns die Gewißheit, daß Heinrich IV nicht an die Spitze einer gebrochenen Nation trat, als er aus Italien zurückkehrte.

Bald nach der Aussöhnung Heinrichs mit Welf machte auch Berthold der Zähringer seinen Frieden mit Heinrich. Er gab das Herzogtum Schwaben gegen die Stadt Zürich auf, welche er als umittelbares Reichslehen vom Kaiser empfing, und fortan führte er nur mehr den herzoglichen Titel von Schwaben. Im Mai des Jahres 1098 erreichte der Kaiser dann zu Mainz von den deutschen Fürsten die Absetzung seines Sohnes Konrad, während sein jüngerer Sohn Heinrich zum König und Erben des Reiches erwählt wurde. Im Januar 1099 wurde der Erwählte zu Aachen feierlich gekrönt, mußte aber den Schwur leisten, bei Lebzeiten des Vaters niemals das Leben und die Freiheit desselben gefährden und sich in die Angelegenheiten des Reiches nicht mischen zu wollen. Doch die Saat der Zeit, in welcher der junge Heinrich emporwuchs, ließ sich durch dieses unglückselige Mißtrauen des Vaters am allerwenigsten ersticken.

Das Osterfest 1099 feierte Heinrich in Regensburg. Der junge König weilte bei ihm und um ihn eine große Schar von Fürsten. Aber eine Seuche brach aus und raffte mehrere der angesehensten Anhänger des Kaisers hinweg. Unter diesen waren auch Rapoto, der treue Pfalzgraf, und dessen Vetter, Graf Ulrich der Reiche von Passau. Da Pfalzgraf Rapoto keine Kinder hinterließ, ging seine Erbschaft zum großen Teile in fremde Hände über. Der gleichnamige Sohn des in der Schlacht an der Streu (7. August 1078) gefallenen Dietpold von Giengen erwarb die beiden Marken Nabburg und Cham, nebst der Vohburg, welche als Eigengüter Rapotos an diesen seinen Stammesvetter übergingen. Die Pfalzgrafschaft aber, schon unter Rapoto mehr ein Titel, als ein Amt, kam an Engelbert, dessen Geschlecht unbekannt ist. Er soll dem Hause der Aribonen angehört haben, denen einst Heinrich III (1055) die Pfalzgrafschaft nahm. Außer den Genannten kamen damals auch der Böhmenfürst Bretislav und Markgraf Liutpold III von Oesterreich nach Regensburg. Heinrich IV belehnte auf Ansuchen Bretislavs dessen Bruder Boriwoi mit der herzoglichen Fahne Böhmens; er mag auch der Vermittler zwischen dem Böhmen und Oesterreicher gewesen sein, denn Liutpolds III Schwester Gerberge heiratete im folgenden Jahre des Herzogs Bruder Boriwoi, der zum Nachfolger in Böhmen bestimmt war.

So ließen sich die Dinge in Deutschland an. Die Schicksalsgewalten schienen außerhalb des Reiches für das Erlöschen des langjährigen Konfliktes sorgen zu wollen. Am 29. Juli 1099 starb Papst Urban II, im September des folgenden Jahres der Gegenpapst Clemens III, und beiden folgte am 27. Juli 1101 der junge König Konrad. Mathilde, die einst diesen hoffnungsvollen Jüngling von seinem Vater ablenkte, ihn dann, nachdem sie ihren Zweck erreicht, beiseite geschoben und dem Elend der Reue und der Trauer um ein verlorenes und zerrissenes Dasein überantwortet hatte, wurde nun als seine Mörderin genannt. Das Gerücht mag falsch gewesen sein, wer aber möchte sie von der Mitschuld, den Untergang des jungen Fürsten frühzeitig herbeigeführt zu haben, freisprechen?

Der Kaiser widmete sich ganz der Herstellung des inneren Friedens. Aber wie war dieses Ziel zu erreichen, ohne eine Antwort zu geben auf die Fragen, welche nunmehr seit einem Menschenalter die Gemüter bewegten? Wie ließ sich eine stille Arbeit an den heimatlichen Verhältnissen denken in einer



Auch der Pfalzgraf Rapoto und dessen Vetter Graf Ulrich, der Reiche, von Passau erlagen der Seuche.

Zeit, da die Kunde von den Siegen der Kreuzfahrer, von der Eroberung Jerusalems (15. Juli 1099) alle Herzen in Europa entflammte und höher schlagen ließ? Und der Kaiser fühlte, wie das Papsttum ihm hier den Vorrang abgelaufen. Er suchte seine Stellung in der großen Bewegung zu gewinnen. Am Weihnachtstage 1101 erklärte Heinrich zu Mainz, daß er um den 1. Februar persönlich nach Rom aufbrechen und von einem großen Konzil seinen Streit mit dem Papste zum Austrag bringen lassen wolle. Es kam nicht dazu. Am Epiphaniasfeste 1103 ließ er dann wieder in Mainz durch den Bischof von Würzburg verkünden, daß er nach Jerusalem aufzubrechen und die Regierung des Reiches seinem Sohne zu übergeben gedenke. Großen Jubel rief diese Erklärung allenthalben wach, und gewiß täuschte sich Heinrich nicht, wenn er glaubte, daß der Glanz des Kaisertums durch solche That nur erneuert werden könnte. Auch dieser Plan kam nicht zur Ausführung. Urbans Nachfolger, Paschalis II, verkündete am Gründonnerstage (3. April 1102) aufs neue den Bann über Heinrich. Er zeigte seine Gesinnung und griff damit in eine Bewegung in Deutschland ein, welche einen neuen Kampf vorbereiten sollte. Diesem erlag endlich das Königtum Heinrichs IV.

Hat man auch die Darstellungen in der Biographie Heinrichs IV für übertrieben erkannt, so ist doch eines jetzt zugestanden: die rührende Totenklage ist mitten aus den Ereignissen herausgeschrieben; sie ist mehr eine künstlerische, als eine historische That, darum aber für den Historiker, der nach echtem Leben sucht, von unschätzbarem Werte. Die Biographie zeigt, daß nicht nur Heinrich IV an die glückliche Wendung zum Besseren und zum Frieden glaubte, sondern die öffentliche Meinung auf seiner Seite stand. „Wie die großen Gegensätze damals zunächst in Deutschland wieder zum Ausbruch kamen, das hat in der Darstellung der Zeitgenossen etwas Unheimliches und Unerklärliches.“ Und doch bedenken wir, wie die Zahl der freien Vasallen im Laufe der Kriegsjahre so gewaltig wuchs, wie der Krieg diese Leute ernährte und der Frieden sie dem Bankerott zuführte; bedenken wir, wie der Friede gerade die unteren Stände bedachte, wie die Ministerialen als die Hauptvertreter der hörigen Klassen zu kraftvollem Leben mit diesen emporstrebten, so ist es uns klar, daß das Friedenswerk Heinrichs, welches dem einen diente, dem andern dagegen die bisherigen Grundlagen seines Lebens geradezu entzog, ein gefährliches sein mußte.

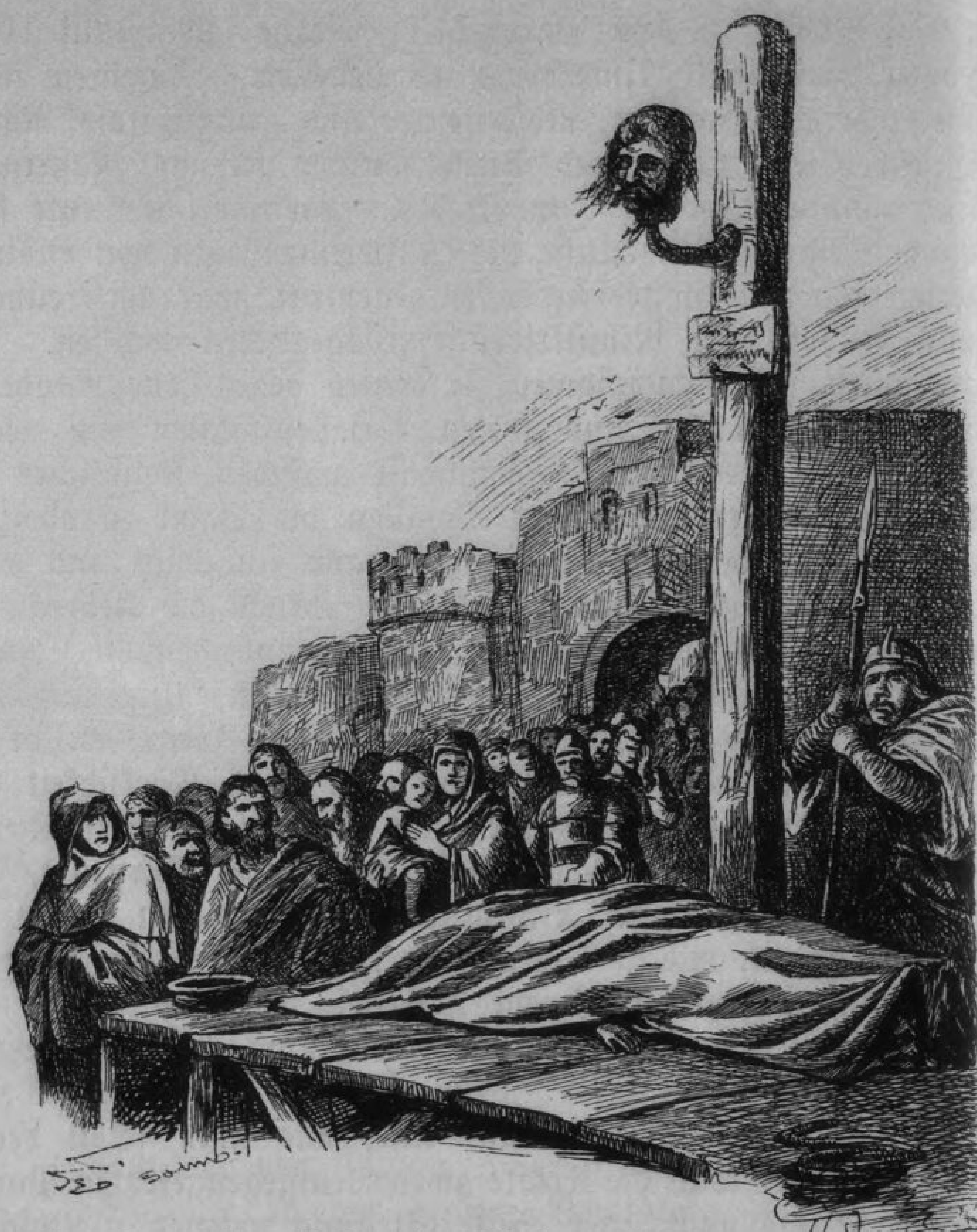
Schon auf dem Bamberger Hoftage (29. Juni 1099) hatte Heinrich den Klostervögten untersagt, Untervögte zu bestellen, „da diese sich meist nur als unbarmherzige Bedrücker der armen Klosterleute und gewissenlose Räuber des Kirchengutes zeigten.“ Gegen Wegelagerer und Diebe wurden strenge Maßregeln beschlossen, und aus diesen Bestimmungen ist wohl zu ersehen, gegen welche Leute sich die Spitze derselben wendete. Nach dem Friedensschlusse des Kaisertums mit dem Bistum, wie er uns in dem gemeinsam erlassenen Gottesfrieden entgegentrat, war der frühere Gegensatz zwischen königlicher und bischöflicher Ministerialität ausgeglichen worden. Ein Stand steht uns geeinigt gegenüber mit gemeinsamen Interessen gegen jene Räuber des Kirchengutes, die aus den Lehensmannschaften und freien Vasallenschaften sich gegen die alte Ordnung erhoben. Hatte doch die frühere Feindschaft zwischen königlicher und bischöflicher Ministerialität den Laienfürsten und freien Vasallen die Bahn geradezu frei gemacht. Jetzt war das anders geworden. Die Vasallität stand eingeengt und jeglicher freien Bewegung beraubt. Die Bischöfe aber mußten auf die Dauer die Uebermacht ihrer eigenen Ministerialität im Verein mit der königlichen schwer empfinden, so lange der König die Investitur unbeschränkt auszuüben vermochte. So spielte also auch hier wieder eine kirchliche Frage in die politischen Verhältnisse herein, eine Frage, welche gelöst werden, und die Bischöfe mit der Zeit dahin drängen mußte, wo die Möglichkeit einer solchen Lösung sich bot.

Sehen wir nun weiter, wie die andern Kreise der hörigen und hofrechtlichen Bevölkerung, wie die hörigen Schultheiße, die Kaufleute, die Handwerker in der Zeit des Krieges zu ungeahnter Bedeutung emporgestiegen waren und also fortwährend Anlaß zu Klagen gaben, wie sich durch diese Arbeit zur Freiheit die hofrechtlichen Ordnungen immer mehr und immer aufs neue lockerten; sehen wir, wie man in Schwaben und Bayern den Landfrieden dem Gottesfrieden des Königs entgegensetzte, wie man sich dadurch bemühte, den Einfluß auf diese bedeutenden, jung aufstrebenden Kräfte wieder selbst in die Hand zu bekommen, so wird es uns klar, wie man selbst den Frieden als Waffe gebrauchte und wie furchtbar die Kräfte zweier entgegengesetzten Parteien gegeneinanderrangen. Der Kaiser mußte nach einer Seite Stellung nehmen. Nitzsch macht darauf aufmerksam, daß es schien, er habe sich mit dem Landfrieden von Mainz im Jahre 1103 auf die Seite der weltlichen Richtergewalten gestellt. Der Kaiser beschwor diesen Frieden mit Herzogen, Markgrafen, Grafen und vielen andern, aber die Strafen, welche diese Friedenssatzung, wie diejenige Herzog Friedrichs von Schwaben verordnete, waren nicht die, welche die alten Gottesfrieden gegen Freie, sondern nur die, welche sie gegen Hörige festsetzten: Staupenschlag, Scheren und Verlust der rechten Hand, wozu dann hier noch die Blendung trat. „Es kann sonach kaum zweifelhaft sein, daß diese Frieden von den Fürsten geschlossen und verwaltet wurden, um die Uebergriffe und Gewaltthaten vor allem der hörigen Bevölkerung zu unterdrücken.“ Wo solche Maßregeln getroffen werden, da sind sie von der Not hervorgerufen und die helle Not war es, welche den Laienadel durch die kraftvollen Lebensäußerungen der unteren Stände zu denselben zwang.

Schon Heinrich III hatte die Dienstleute des Klosters St. Maximin zu Trier von der vogteilichen Gerichtsbarkeit befreit. Der nach seinem Tode eintretende Umschwung und der dann folgende Krieg führten die Ministerialität insgesamt ein großes Stück auf der betretenen Bahn weiter. War die Vogteigewalt gewissermaßen die legitime Art, das Kirchengut in weltliche Hände zu bringen, so fand die Kirche nun in ihrer Ministerialität einen Rückhalt gegen solche Anmaßung. Ebenso aber lag der Schutz des Kirchengutes in den Händen der Dienstleute dem kühnen Aufstreben der hörigen Schultheiße gegenüber. So wurde die soziale Stellung der Ministerialität eine faktisch höhere, als sie eigentlich gesetzlich sein sollte. Und so finden wir es denn nicht merkwürdig, wenn gerade die rechtliche Stellung derselben in dieser Zeit bedeutend schwankte. Bald steht der Dienstmann in dem Range des Hörigen und Knechtes, bald wieder wird er den Freien gleichgesetzt: „er hat sich der Prügelstrafe des Unfreien entzogen und zahlt dieselben Bußen wie der Freie, aber das Recht des Reinigungseides ist ihm noch nicht zugestanden.“ Daß in letzterer Beziehung trotzdem schon Ausnahmen vorkommen, bezeugt nur um so mehr, wie hier ein Stand nach höherer Freiheit mit unwiderstehlichem Drange ringt. Und dann

die großartige Begünstigung, welche die königliche Ministerialität durch Heinrich IV erfuhr! Wir hörten davon und erkannten die kleinliche Eifersucht, die ganze egoistische Besorgnis der Fürsten, denen eine solche Bevorzugung einem „Umsturz der alten Verfassung" gleichzukommen schien.

Jetzt aber nach dem langen Kampfe waren die Verhältnisse nicht einfacher, sondern nur verwickelter geworden. Hatten sich die Ministerialen vermehrt, so auch die freien Vasallen der Fürsten, und nur eines Führers bedurfte es, diese letzten von neuem gegen Heinrich IV in den Kampf zu führen. Der Führer fand sich. Er fand sich in Heinrichs eigenem Sohne, dem jungen Könige Heinrich. Der Biograph Heinrichs IV läßt uns die Stimmung erkennen, welche zu diesem neuen Aufstande führte. Wir folgen seinen Worten nach der Angabe Nitzschs. „Auf daß überall Friede und Ruhe wäre, rief Heinrich die Fürsten zu einem Hoftag und stellte, um das Böse, was geschah, zu verhindern, eine schwere Strafe für die Uebertreter fest. Und diese Friedensverfügung war den Armen und Rechtschaffenen ebenso förderlich, wie sie den Schlechtgesinnten und Mächtigen hinderlich war. Jenen brachte sie Ueberfluß, diesen Dürftigkeit und Hunger. Denn die, welche bisher ihr Gut an Ritter verschleudert hatten, um von vielen Rittern umgeben daherfahren zu können und andern an Menge der Gerüsteten überlegen zu sein, diese hatten jetzt Not, nachdem ihnen — mit ihrem Verlaub sei es gesagt — die Erlaubnis zum Plündern genommen; in ihren Kellern wohnten Mangel und Hunger. Wer neulich noch auf schaumbedecktem Rosse daherritt, fing jetzt an, sich an einem Bauerngaul genügen zu lassen. Wer neulich noch nach keinem andern Kleide trachtete, als welches in Scharlachfarbe strahlte, gestand, er habe genug, wenn er nur einen Rock hätte, den die Natur mit ihrer eigenen Farbe gefärbt hätte. Das Gold freute sich, nicht mehr in den Kot getreten zu werden, seitdem die Not zum Gebrauch eiserner Sporen zwang. Kurz, was nur an Eitelkeit und Ueberfluß die Sittenverderbnis eingeführt hatte, alles beschnitt die Armut als Zuchtmeisterin. Die Plätze an den Ufern, die sonst von der Beraubung der Schiffe gelebt, passierte der Schiffer jetzt sicher, während ihre Hauptleute hungerten. Wunderbar war's, zum Lachen: andere rächen Beleidigung mit Beleidigung, der Kaiser die seinigen mit Frieden. Nachdem aber die Herren mit ihren Trabanten einige Jahre durch dies Gesetz umstrickt gehalten waren, fingen sie, unruhig darüber, daß sie ihrer vollen Bösartigkeit nicht nachleben konnten, wieder an, gegen den Kaiser zu murren und über das, was er gethan, üble Rede zu führen. Was war es denn, was er verbrochen? Es war nichts anderes, als daß er die Unthaten verhinderte, daß er Frieden und Recht wiederbrachte, daß der Räuber jetzt nicht wegelagerte, daß der Wald seinen Hinterhalt nicht verbarg, daß es den Kaufleuten und Schiffern freistand, ihre Straße zu ziehen, daß der Raub verboten war und der Räuber hungerte. Wollt ihr denn nur vom Raube



Regensburger Bürgerschaft an der Leiche des enthaupteten Grafen Sighard von Burghausen.

leben? Gebt dem Acker wieder, was ihr vom Acker zu den Waffen genommen habt, richtet die Zahl eurer Trabanten nach dem Maße eurer Einkünfte, bringt die Güter, die ihr thöricht verschleudert, um viele Gerüstete zu haben, wieder zusammen, und eure Speicher und Keller werden aller Habe voll sein, dann wird es nicht weiter nötig sein, aus fremdem Gute zu nehmen, da dann jeder aus seinem eigenen Ueberfluß haben wird."

Nicht das einzelne ist es, was uns in dieser Darstellung vornehmlich interessiert, sondern das Gesamtbild, welches sich vor unsern Augen entrollt. Ein Mann spricht zu uns, der es gelernt hat, das einzelne von einem universalen Standpunkt zu betrachten, der die allgemeine soziale Not seiner Zeit erkennend durchdrang und nur eine Saite anklingen läßt, wo ihm noch andere zu Gebote ständen. Giesebrecht hat darauf verwiesen, daß Eckehard in seinem Urteile über die wohlthätigen Folgen des Friedens mit dem Biographen übereinstimmt, wenn er schreibt, „daß allenthalben das Land zu voller Ruhe kam, wonnig erquickt durch den Frieden zugleich und die Fuchtbarkeit, durch Witterung und Leibesgesundheit." Und doch warfen bereits die kommenden Zeiten ihre Schatten herein. War es unnatürlich, daß die endlich einmal aufatmenden Klassen hier und dort ihrer Freude und ihres mächtig emporwallenden Lebensgefühles nicht mehr Meister blieben? Daß es hier und dort zu Verbrechen kam gegen jene Kreise, die ehedem ihre Unterdrücker gewesen? Daß man alle diese Folgen dem Friedenswerke des Kaisers schuld gab, und Anklage auf Anklage sich gegen ihn, den man stets mit Mißtrauen betrachtete, erhob? Daß Markgraf Heinrich, der Sohn Ottos von Nordheim, in dieser Zeit (1103) von tumultuierenden friesischen Schiffern erschlagen wurde, erweckte den Schmerz und Argwohn der Edlen, „da von den Niedrigsten gegen die Höchsten so große Verbrechen gewagt wurden." Ein zweiter Fall in Sachsen, der Tod des Grafen Konrad von Beichlingen, der nachts auf der Landstraße von einer Bande gemeinen Volkes erschlagen wurde, erhöhte das Mißtrauen. Zugleich kam aus Burgund ähnliche Nachricht. Und als dann im Jahre 1103 der Kaiser das Weihnachtsfest zu Regensburg feierte, erschien Graf Sighard von Burghausen, aus dem Aribonengeschlechte, mit einer ungewöhnlich großen Schar Bewaffneter. Er hielt sich darüber auf, daß Heinrich die Bayern nicht mehr wie früher ehre, sondern Sachsen und Franken bevorzuge. Seine Stimme war nur der Ausdruck einer weit verbreiteten Mißstimmung. Am 5. Februar 1104 kam es zu einem Ausbruche, der mit dem Auftreten des Burghauser Grafen gegen Heinrich nur in innerem Zusammenhange steht. Graf Sighard saß über einige seiner Ministerialen zu Gericht und stellte ein Weistum aus, welches von der Ministerialität als eine direkte Schmälerung ihres Rechtes angesehen wurde. Die aber brach mit einem Teile der Bürgschaft los, belagerte den Grafen in seiner Herberge und enthauptete ihn trotz aller Anstrengungen, welche der junge Heinrich zu seinen Gunsten machte.

Unter den Augen des Kaisers war die blutige That geschehen. Gegen ihn erhob sich die Anklage, das Verbrechen nicht verhindert zu haben, obgleich er es konnte. Aber wir wollen an eine frühere Bestimmung des Gottesfriedens erinnern, nach der die Obhut desselben dem „ganzen Volke" übertragen war. Hatten die späteren Frieden diese Bestimmung auch nicht wörtlich wiederholt, so zeigte sich in ihr doch die Anschauung des Kaisers. Eckehard aber datiert von dieser Unthat den Ausbruch des bald folgenden Krieges. Er sei die böse Folge und Vergeltung dieser That, und sein Ende sei nicht abzusehen. Man fühlte, wie die großen Gegensätze des Ausgleichs harrten, sah aber den Ausweg nicht, der zu ihm führen sollte. Zu deutlich trat der Gegensatz der beiderseitigen Anschauung auf dem gleichen Hoftage zu Regensburg hervor, als der Kaiser zum Schutz der Vogteileute gegen die Vögte noch Bestimmungen erließ. Hier gab es keinen Ausgleich, da es auf beiden Seiten an Entgegenkommen fehlte. Die Stellung des deutschen Laienadels wurde unhaltbar. Ergoß sich der romanische, wie einst der normannische über die französische und englische Küste, über die Länder des Ostens und fand er also aus seiner Heimat, die ihm zu eng geworden, den Ausweg und damit ein neues Feld für seine kriegerischen Thaten, so stand der deutsche wie eingeschnürt auf dem heimatlichen Boden und schien die Zeit zu erwarten, da das Königtum im Bunde mit dem neu aufkeimenden Leben der unteren Volksklassen ihn vollends erwürgen würde. Wohl hatte

man auch in Deutschland versucht, den Weg ins gelobte Land zu finden, ja Welf I von Bayern hatte im Jahre 1101 ein stattliches Heer zum Aufbruch nach dem Orient versammelt, aber es fehlte an einer allgemeinen begeisterten Erhebung.

In den südöstlichen Marken hatten die Bischöfe Gebhard von Salzburg, Altmann von Passau, Adalbero von Würzburg und die von ihnen errichteten Klöster Admont, Göttweih und Lambach die Stimmung gewaltig vorbereitet. Hier fanden die Schwarzwälder Mönche eine zweite Heimat, und ihr Wirken blieb nicht ohne Erfolg. Bald sammelten sich unter Welfs Fahne die Kreuzfahrer. An seiner Seite sah man den Erzbischof Thiemo von Salzburg und Bischof Udalrich von Passau, dann den Regensburger Burggrafen Heinrich, den Grafen Bernhard von Scheyern und Ida, die Mutter des Markgrafen Liutpold von Oesterreich. Durch Ungarn und die Bulgarei kam man noch Konstantinopel. Hier gesellten sich die Aquitanier unter Herzog Wilhelm zu den Deutschen. Dem Kaiser Alexius schwur man den Lehenseid für die zu erobernden Gebiete. Jenseits der Meerenge aber begann bereits die Ratlosigkeit. Die seldschukischen Reiter umschwärmten den mühsam sich fortschleppenden Zug. Am zwanzigsten Tage stob alles auseinander. Die meisten Deutschen fanden den Tod, oder gerieten in Gefangenschaft. Unter ihnen der Erzbischof Thiemo von Salzburg und die Markgräfin Ida. Die Grafen Bernhard und Heinrich erreichten Jerusalem, kehrten aber nicht mehr nach Hause. Herzog Welf reiste von Jerusalem wieder ab, starb aber am 8. November 1101 zu Paphos auf der Insel Cypern. Nur Bischof Udalrich von Passau sah die Heimat wieder. Hatte es anfangs den Anschein, als sollte es durch die Kreuzzüge zu einem großartigen Zusammenfluß der östlichen und westlichen christlichen Bevölkerung kommen, so zeigte dieses Unternehmen, dessen kläglicher Ausgang sich mit wenigen Ausnahmen fast stets wiederholte, daß auf dem Grunde einer überhitzten Phantasie die Vereinigung des Abendlandes nicht zu erreichen war. Für Bayern hatte dieser Zug keine andere Bedeutung, als daß an die Stelle des Vaters der gleichnamige Sohn Welf II, genannt der Dicke, trat. (1101—1120). Welche Wichtigkeit aber lag für Bayern in dieser äußerlich anscheinend geringwertigen Thatsache! Seit langer Zeit zum erstenmal wieder scheint sich eine Herzogsfamilie, die nicht zugleich Königs-



Die Bayern beteiligen sich unter Welf am Kreuzzuge.

familie ist, in Bayern festsetzen zu wollen. Das mußte von großem und weittragendem Einflusse auf die Verhältnisse des Landes und ihre Weiterentwicklung sein.



Seldschukischer Reiter.

Daß auch Heinrich IV sich mit dem Gedanken trug, nach Jerusalem zu ziehen, hörten wir. Die Not und die Ratlosigkeit, wie er seinen Adel befriedigen könne, mag ihm diese Absicht vor allem aufgedrungen haben. Aber bevor es zur Ausführung derselben kam, hatte sich aus der Renitenz des Laienadels und den Wirkungen des päpstlichen Bannfluches eine Stimmung erzeugt, welche Heinrich nicht an die Spitze der nationalen Kräfte zu heben, sondern ihn vollkommen zu verdrängen bestimmt war. Hatte auch ein päpstliches Schreiben an die oberdeutschen Herren keinen direkten Erfolg, so lenkte es doch die Augen der weltlichen Fürsten nach Rom, um so mehr, als sie erkennen mußten, daß der ersehnte Ausgleich des Papstes mit dem Kaiser bei dieser offen bekundeten Feindseligkeit des ersteren zur Unmöglichkeit geworden war. In ihrer Ratlosigkeit kam ihnen der Sohn des Kaisers, der nun seine Zeit gekommen fühlte, zu Hilfe.

Die weit verbreitete Mißstimmung unter dem Laienadel konnte nicht lange verborgen bleiben. Sie wagte sich endlich auch an den jungen König Heinrich heran. Von seinen Gefährten auf der Jagd und im ritterlichen Spiele fielen mißmutige Worte gegen den Vater, und der Sohn war weit entfernt davon, sich derartige Auslassungen zu verbitten. Das Spiel wurde ernst, Verschwörung und Pläne waren bald fertig, und im Dezember 1104 entfernte sich der junge Heinrich heimlich in der Nacht vom Hofe des Königs in Fritzlar. Er nahm seinen Weg nach Bayern, während der Kaiser aus Thüringen nach Mainz eilte. Was wollte der König in Bayern? Nun, der Jubel, mit dem er empfangen wurde, mit dem ihn die mächtigen Herren des bayrischen Nordgaues, Markgraf Dietpold, Graf Otto von Habsberg und Graf Berengar von Sulzbach nach Regensburg geleiteten, zeigt uns, daß der König sich nicht verrechnet hatte. Auch wußte er, daß für ihn der Weg zum Throne über Rom führe, und so gab er denn als Ursache seines Abfalles an, er habe wegen des Bannes den Vater verlassen. Eine Botschaft an Paschalis sollte feststellen lassen, wie weit der Sohn durch die Eide, welche er einst bei der Krönung dem Vater geschworen hatte, gebunden sei und auch sonst sollte sie dem Papste in jeder Weise die Devotion des deutschen Königs darthun. Diese Verbindung Heinrichs V mit Paschalis II erweckte den Mut der Gregorianer noch einmal, und mag man auch deuten und beweisen: die Religion ist nicht Zweck in diesem Kampfe, sondern Mittel zum Zwecke, sie ist Kampfmittel selbst. Mochten die Eifrigen sich einreden, es handle sich um ihr höchstes Herzensgut, der König ließ sie in ihrem Glauben, so lange er diesen Glauben brauchte. Und so entbrannte der innere Krieg aufs neue. Politik und Herrschsucht hatten ihn entfacht, religiöser Fanatismus war die trübe Wolke, hinter welcher sich alle jene niedrigen Bestrebungen scheinheilig verbargen. Abt Gebhard von Hirschau, der Nachfolger Wilhelms, überbrachte dem verräterischen Sohne die päpstliche Absolution, betonte aber dabei, er müsse der Kirche wieder zu ihrem Rechte verhelfen. Sächsische Herren wendeten sich an den Grafen Berengar von Sulzbach und ließen den König durch ihn auffordern, nach Sachsen zu kommen. Heinrich V folgte dem Rufe. Er kam nach Erfurt, nach Gernrode, pilgerte von hier barfuß nach Quedlinburg. In der Woche vor Pfingsten kam es auf das Betreiben Erzbischof Ruthards von Mainz und des päpstlichen Legaten

Gebhard von Konstanz zu Nordhausen zu einer Synode. Der König spielte die Rolle des Devoten und Gottesfürchtigen und versicherte unter Thränen, er werde sich sofort seinem Vater unterwerfen, wenn dieser sich dem hl. Petrus und seinem Nachfolger beugen würde. Das Reformwerk wurde abermals in Angriff genommen, und die Grundsätze der Gregorianer aufs neue proklamiert. Ebenso wurde der Gottesfriede erneuert, und man erkennt, welch schneidende Waffe sich einst der Kaiser mit ihm gegen die Gegner gewonnen hatte. Daß der deutsche Episcopat nun abermals schwankend wurde, ist nur zu natürlich. Schon in Nordhausen stellten sich die Bischöfe von Hildesheim, Halberstadt und Paderborn der Synode, ob sie auch bisher auf kaiserlicher Seite gestanden.

Es war das Auftreten Heinrichs IV gegen Erzbischof Ruthard von Mainz, welches das Mißtrauen der Bischöfe namentlich erweckte. Die Kreuzfahrer des Grafen Emmicho hatten in Mainz im Jahre 1096 zuerst ihren Heldenmut an den dortigen Juden versucht. Erzbischof Ruthard hatte sich an der Verfolgung beteiligt und sich durch die den Hingemordeten geraubten Schätze bereichert. Als der Kaiser dann aus Italien zurückkehrte, nahm er sich der Verfolgten an und ging gegen die Verfolger mit strengen Strafen vor. Erzbischof Ruthard wollte sich dem widersetzen, kam aber nicht zum Ziele und verließ die Stadt, dem Kaiser von Thüringen aus den Gehorsam kündigend. Von da ab bezog der Kaiser die Einnahmen des erzbischöflichen Stuhles. Wir wiesen bereits darauf hin, daß die Verhältnisse den deutschen Episcopat in Bewegung bringen würden, sobald die Frage der Investitur von neuem angeregt würde. Diese Gelegenheit schien jetzt eintreten zu wollen, und so nahmen die Bischöfe entweder die Partei des jungen Königs oder verhielten sich doch abwartend. Nur ein neuer Kampf konnte hier entscheiden.

Von Nordhausen zog der junge König mit einem Heere an den Rhein. Der erwartete Abfall trat nicht ein; die rheinischen Bürgerschaften hielten am Kaiser, ihrem wirklichen Beschützer und Gönner, fest. So ging der König nach Würzburg weiter und dann gegen Nürnberg. Zwei Monate widerstand die Bürgerschaft den Königlichen, dann öffnete die Stadt die Thore. Darauf entließ der König sein Heer und begab sich nach Regensburg. Der Kaiser folgte ihm. Würzburg ergab sich ihm wieder, und bis Regensburg setzte er seinen Marsch unbehindert fort. Die Regensburger Bürgerschaft war für ihn, und so mußte der König vor dem Vater fliehen. Da strömten denn die alten Freunde des Kaisers herbei, ihren Herrn gegen den abtrünnigen Sohn zu schützen. Selbst Markgraf Liutpold III von Oesterreich erschien, wie sein Schwager Boriwoi II von Böhmen, mit Hilfstruppen. Die Stimmung des Landes aber war nicht mehr wie einst rein kaiserlich. Es gelang auch dem Sohne, aus Bayern und Schwaben ein Heer zusammenzubringen, mit dem er dem Vater bis an den Regen entgegenrückte. Auf keiner Seite jedoch zeigte sich rechte Lust zum Schlagen. Drei Tage plänkelte man herum. Der König begann wieder sein altes Reden von Unterwerfung und gutem Willen, wenn sich der Vater dem Urteilsspruche des Papstes beuge. Die Vasallenschaften auf beiden Seiten begannen mit einander zu unterhandeln; man erkannte, daß hier die Waffen nichts entscheiden könnten, und so zog der Sohn mit seinen Scharen ab, nachdem er die Erklärung abgegeben, daß ihn die Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät zu diesem Schritte bewöge. Noch ließ er obendrein dem Vater die heimliche Botschaft zugehen, daß er auf sein Heer nicht mehr zählen könne, und Markgraf Liutpold wie Herzog Boriwoi bestätigten die Nachricht. Der Kaiser hatte in seinem ganzen Leben nicht gelernt, die Geistesgegenwart zu wahren; wie ein Flüchtling verließ er sein Heer und suchte den Rhein wieder zu gewinnen. Damit war sein Ansehen in Bayern völlig vernichtet; das Heer löste sich auf, und viele traten zum Sohne über, dem Regensburg wieder zufiel.

Die erste List war geglückt. Der Kaiser hatte seine Stellung in Bayern vollkommen verloren. Und jetzt galt es, mit Verrat und Lüge ihn ganz zu umstricken. Was da gemeldet wird, zeigt uns die ganze Niedertracht und Verkommenheit des Zeitalters. Keiner ehrlichen Waffen bediente man sich mehr. Lug und Trug gewannen die Siege und dienten dem gemeinen Egoismus, der allenthalben offen und ungescheut zu Tage trat.

Es galt jetzt, den Kaiser auch aus seiner festesten Position in den Rheinstädten zu verdrängen. In Mainz weilte der alternde Mann, als Speier Ende Oktober 1105 den

Aufständischen zufiel, und Gesandte des Sohnes mit der Meldung erschienen, der Vater müsse sich aus Mainz sofort entfernen, wenn er nicht seinen Feinden in die Hände fallen wolle. Aber Mainz war treu. Des Kaisers Mißtrauen mußte einen hohen Grad von Krankhaftigkeit erreicht haben, daß er abermals dem tückischen Rate des Sohnes folgte und die Stadt verließ. Auch Mainz fiel dem Könige zu, und Erzbischof Ruthard kehrte zurück. Auf Weihnachten berief König Heinrch einen allgemeinen Reichstag nach Mainz. Die Absetzung des Vaters sollte hier von den Fürsten öffentlich vollzogen werden. Der Kaiser hatte sich nach dem Hammerstein begeben, wo er die Reichsinsignien zur Aufbewahrung zurückließ. Dann eilte er nach Köln, und bald vereinigte er wieder ein kleines Heer um sich. Nach Mainz zu gehen war nun sein einziger Gedanke, wie der des Sohnes, ihn von Mainz fern zu halten, denn der Bürgerschaft war nicht zu trauen. Leicht hätte durch ihre Hilfe der Plan der Aufständischen vereitelt werden können. So begegneten sich Vater und Sohn zwischen Bacharach und Bingen am Soonwalde, dieser, um den Vater zurückzuhalten, jener, um nach Mainz zu gehen und seine Wiederanerkennung durchzusetzen. Nach Koblenz zog sich der Kaiser zurück vor dem starken Aufgebote des Sohnes. Der folgte ihm, und an der Mosel kam es zu einem Trugspiel zwischen Vater und Sohn, wie die Welt wohl selten eins gesehen. Der König bat um eine Unterredung. Der Kaiser gewährte sie. Gegenseitiger Fußfall, Thränen, Beschwörungen — das Ende war, daß der Sohn dem Vater versprach, ihn nach Mainz zu geleiten und seine Anerkennung durchzusetzen. Er solle sein Gefolge entlassen. Der Vater that's. Er war in der Falle. Bis Bingen folgte er dem Sohne. Da log dieser ihm wieder vor, daß er in Mainz für des Kaisers Sicherheit nicht einstehen könne. Deshalb solle der Kaiser auf einer benachbarten Burg die Entscheidung des Mainzer Reichstages abwarten, er, der Sohn, werde alles für ihn thun, da ihre Sache dieselbe sei. Heinrich IV wollte noch einmal in den Sohn dringen. Der aber zwang ihn, nach Böckelheim an der Nahe zu gehen, wo er verhaftet und eingesperrt wurde. Bis zum 31. Dezember hatte man den Kaiser bereits so weit, daß man ihn, der Reichsinsignien bereits durch List beraubt, zur Entsagung nach Ingelheim führen konnte. Er erschien, um diesen Beschluß auszuführen, vor den hier versammelten Fürsten. Aber nicht genug damit. Die letzte Schmach häufte man auf den gebrochenen Mann. Der römische Kardinallegat verlangte ein Sündenbekenntnis. Endlich verstand sich der Kaiser dazu, da er auf Absolution hoffte. Die aber ward ihm verweigert, da nur der Papst ihn absolvieren könne. So hatte man alles, was man wollte: Entsagung, ein öffentliches Bekenntnis der Vergehen gegen die Kirche, und trotzdem blieb der Mann geächtet. Heinrich IV war tot. Man ließ ihm die Pfalz zu Ingelheim mit ihren Einkünften.

Schlag auf Schlag war gefolgt. Den Anhängern des Kaisers blieb keine Zeit, zur Besinnung zu kommen. Jetzt endlich, nachdem alles vollbracht war, nachdem der Sohn in Mainz von neuem gewählt, gekrönt und von dem päpstlichen Legaten gesegnet worden war, nachdem die Fürsten, die so oft die beschworene Treue gebrochen, auch ihm noch einmal den Treueid geleistet, erwachten die Volkskreise zum Bewußtsein, für deren Wohl des Kaisers Politik namentlich gesorgt hatte. Eine Gesandtschaft des Königs begab sich auf den Weg nach Rom, den Papst zu bitten, selbst nach Deutschland zu kommen und die Schäden der Kirche zu heilen. In Trient angekommen, wurden die Gesandten überfallen und eingekerkert. Zwar eilte Herzog Welf von Bayern sofort herbei, die Gefangenen zu befreien, aber nach Rom kamen sie nicht. Der König zog an den Oberrhein und in das Elsaß. Da mußte er sehen, daß das Volk von ihm nichts wissen wollte. Es kam zu Aufständen und Empörungen. Das waren Weckrufe für den in Ingelheim auf den Sohn harrenden Kaiser. Er entfloh und begab sich nach Köln und dann nach Lüttich, „d. h. in diejenigen Diöcesen, wo seit 1081 und 1083 der Gottesfriede den Boden bereitet hatte, auf dem er noch einmal seine königliche Macht segensreicher als je aufgebaut hatte.“ Wohl zu beachten ist, wie trotz aller Niederlagen, die vorangegangen, des Kaisers Ansehen in diesen Gegenden erhalten blieb, wie er jetzt hier noch einmal nachhaltige Unterstützung fand, und die untersten Klassen mit rührender Treue in den letzten und schwersten Momenten seines Lebens, ja noch nach seinem Tode aussprachen, wie sehr sie sich diesem Könige verpflichtet hielten.

Wie einst in seiner Verbannung an der Etsch, so suchte der Kaiser auch jetzt nach Bundesgenossen. Es war dies eine That, die man ihm gewiß zum Vorwurfe machen kann, allein man wird zugestehen, daß nur die furchtbarste Not seinen Blick umdunkelte und ihn diesen Ausweg wählen ließ. Er soll um den Beistand Frankreichs, Englands, Dänemarks und anderer Nachbarländer geworben haben. Heinrich V versuchte dem denselben Schachzug entgegenzusetzen, wie er es in Mainz gethan. Er sah die wieder auflebende Neigung der Rheinstädte für den Kaiser und schrieb deshalb einen Reichstag zu Ostern nach Lüttich aus. Ueber Köln zog er nach Aachen. Aber an der Maasbrücke bei Visé erwarteten



Betender Mönch am Sarge Heinrichs IV.

die lothringischen Ritter unter Walram, dem jungen Sohne Herzog Heinrichs von Niederlothringen, die königlichen Scharen. Es kam zu einem Gefechte, in welchem die Königlichen vollkommen geschlagen wurde. Bei dieser Nachricht wandte Heinrich V sofort um, das Osterfest in Köln zu feiern. Nun aber fand er auch hier die Thore versperrt und die Bürger zum Kampfe gegen ihn bereit. Also weiter zurück, zurück bis nach Mainz. Der Kaiser aber eilte nach Köln, seine Freunde zu ermuntern, kehrte dann nach Lüttich zurück und sammelte seine Streitkräfte. Auch der König hatte gerüstet. Als der Juli herannahte, brach er zur Belagerung Kölns auf. Die Stadt hielt tapfer stand und die Belagerung zog sich in die Länge. Der König geriet deshalb in Besorgnis und beschloß unmittelbar gegen den Vater zu ziehen. Noch unterhandelte man, als die Nachricht von

Lüttich eintraf, der Kaiser sei gestorben. Kaum hatte er abermals Gesandte in das königliche Lager in Aachen abgeschickt, als ihn eine Krankheit befiel, die seinem thatenreichen Leben binnen wenigen Tagen ein Ziel setzte. Er starb am 7. August 1106, nachdem er fast 50 Jahre die Krone des Reiches getragen. Ein Gesandter eilte vom Sterbebette, dem Sohne Ring und Schwert des Vaters und seine letzten Aufträge zu überbringen. „Heinrich IV hat Ungeheures geleistet. Als Revolutionär gegen die alte Verfassung begann er seine Regierung: als ihr letzter, fast ihr einziger Verteidiger hat er geendet. Er starb wie auf einer Klippe, an der die Flut der kirchlich-ritterlichen Bewegung zurückstaute, man könnte sagen, auf den letzten Trümmern des alten ottonischen Deutschland."

So endete der Kampf zwischen Vater und Sohn durch die Fügung des allgewaltigen Schicksals. An dem Sarge des Verstorbenen weinten die Armen und Hilflosen, die an ihm einen so unverzagten Verteidiger und Schützer gefunden hatten. Bischof Otbert von Lüttich ließ die Leiche vor dem Marienaltar im Dome beisetzen. Aber die priesterliche Umgebung des jungen Königs wehrte mit Bann und Interdikt diese Ruhestätte dem entschlafenen „Sünder". Die Lütticher unterwarfen sich dem Sohne, und Otbert ließ die Leiche wieder ausgraben. Man streute Saatkörner auf den Sarg, um ihre fruchtbringende Kraft zu erhöhen: „die Quelle der Fruchtbarkeit und des bäuerlichen Wohlstandes schien an den Gebeinen des Kaisers zu haften." Die Erde, in welcher der Sarg geruht hatte, warf man über die Aecker. So verehrte das Volk den Hingeschiedenen, während der Bischof Gebhard von Speier, wohin der König des Vaters Leiche endlich hatte bringen lassen, den Dom mit dem Interdikt belegte und so den Toten zwang, zum drittenmal die kaum gefundene Ruhestätte zu verlassen. Aus der Krypta des Domes wurde die Leiche in eine ungeweihte Kapelle der hl. Afra gebracht. Ob auch die Bürger fluchten, der Papst selbst hatte die Entfernung ihres gebannten Lieblings aus der geweihten Kirche verlangt.

Würdig des Anfangs schloß die hohe Klerisei also den Kampf gegen diesen Kaiser, dem sie nie mit versöhnlicher, sein Mißtrauen besiegender Gesinnung begegnet, zu dessen Bekämpfung sie selbst vor Verbrechen nicht zurückgescheut war. Von jener Entführung durch Anno von der Insel Kaiserswert bis zur Ausweisung der Leiche aus dem Speierer Dome ist es eine lange Reihe von feindlichen Handlungen, zu deren voller Rechtfertigung nur ein verschrobener Fanatismus den Mut finden kann. Nur die ruhige Einsicht in das Werden der Dinge, die uns lehrt, daß jeder Mensch, wie er den Charakter seiner Zeit mitbestimmt, ebenso wieder in seinem Charakter von ihr bestimmt wird, nur die Erkenntnis, daß Zeit und Verhältnisse Ruhm und Schuld des einzelnen beschränken und gegen einander abwägen, vermögen hier zu einem milderen Urteil zu führen.

Hatte Heinrich V mit Otbert und den Lüttichern seinen Frieden gemacht, so drohte über das widerspenstige Köln ein schweres Unwetter heraufzuziehen. Herzog Berthold von Zähringen rang endlich dem Könige die Verzeihung ab und verpflichtete die Kölner zu einer Buße von 5000 Mark Silber. Darauf entließ der König sein Heer.

Dreißig Jahre lang hatte ein Kampf über Deutschland getobt, der die alten Verhältnisse vollkommen verschob. Wie auch die Gegner Heinrichs IV bei seinem Tode jubelten, er hatte es doch zu verhindern gewußt, daß Gregors universelle Ideen zur That wurden. Wohl war Italien dem Kaiser verloren gegangen, wohl hatte sich das gregorianische Papsttum in seiner Stellung befestigt, wohl hatte Heinrich V den Thron errungen mit Hilfe dieses Papsttums und der zu selbständiger Gewalt emporgehobenen deutschen Fürsten, aber des Vaters Wege waren nicht vergessen und wie von selbst warf es den Sohn nach langem Kampfe in diese Wege zurück. Ihm aber stand am Ende seiner Laufbahn die Niederlage bevor, welche ihm diejenigen beibrachten, die ihm einst zum Siege verholfen hatten. So rächte das Schicksal am Sohne den Untergang des Vaters.

Die neuere philosophische Geschichtsauffassung hat der politischen Oekonomie ihre Aufmerksamkeit namentlich zugewendet und dieselbe, die Art und Weise der Produktionsmethoden nnd Austauschformen als die Ursache aller gesellschaftlichen Veränderungen hinzustellen versucht. Die Religion und Philosophie der jeweiligen Epoche sei eigentlich erst als das Resultat von Veränderungen der materiellen Verhältnisse zu betrachten. Es ist nicht zu leugnen, daß eine Revolution allerdings niemals einseitig erfolgt, sondern alle Gebiete berührt; ob aber die eigentliche Ursache anderswo als im fortfließenden Leben, im natürlichen Wachstum zu suchen ist, mag dahingestellt bleiben. Daß ethische und ideale Gesichtspunkte bei jeder Revolution ebenso sehr mit ins Gewicht fallen, als materielle, wird keiner leugnen, der einen Blick auf den faktischen historischen Gang solcher Revolutionen wirft. Erringen aber die neuen Kräfte auf irgend einem Gebiete einen thatsächlichen Erfolg, so kann derselbe auf die Dauer für andere Gebiete nicht mehr fraglich sein, und so müssen wir erwarten, daß der Kampf, den Heinrich IV gegen Fürstentum und Papsttum im Verein mit Ministerialität und Bürgertum stritt, mit seinem Tode nicht zu Ende ist. Er ist um so weniger zu Ende, als die neuen Ideen nicht einseitig von dieser oder jener Partei vertreten werden, sondern wie wir dies deutlich erkannten, auf beiden Seiten treibend wirken. Gegen das neue Recht der geistlichen Herrschaft vermag das alte Recht des Kaisertums ebensowenig, wie gegen das neue Recht der ministerialen und bürgerlichen Entwicklung das alte Recht der Fürsten. Der Kampf konnte nur deshalb ein so komplizierter werden, weil der deutsche Episcopat nicht nur eine konservative geistliche Macht war, sondern zugleich eine weltliche Fürstenmacht bedeutete. Seine zweideutige Stellung, der Ausfluß der alten ottonischen Verfassung, veranlaßte sein stetes Schwanken, und sein Schwanken hinwieder bedingte die Siege und Niederlagen beider Parteien. Wenn Heinrich V träumte, seine Macht sei nun mit dem Tode des Vaters gesichert, so irrte er. Denn als Parteihaupt hatte er die Herrschaft erlangt, „nicht mehr in der freien Stellung seiner Vorgänger stand er den Gewalten gegenüber, die ihn emporgehoben.“ Die Gegenpartei ganz zu Boden zu werfen, mochte er um so eher Anstand nehmen, als er wohl fühlte, welche Einschränkungen ihm aus der Anerkennung der Macht seiner Genossen und Helfer entsprangen. Die Gegensätze auszugleichen aber fehlte es ihm an klarer Erkenntnis und redlichem Wollen. So drängten ihn die Verhältnisse von selbst dazu, das absolute Herrscheramt als sein letztes Ziel zu erfassen; im Kampfe der sozialen Gewalten und ständischen Parteien mußte das Königtum danach ringen, seine absolute Machtstellung über allen Schichten der Bevölkerung zu gewinnen und zu befestigen. Das Amt der Vermittlung war ihm entzogen dadurch, daß Heinrich V eben Parteiführer wurde. Nicht Versöhnung, sondern brutale Unterdrückung der Gegensätze mußte diesem Könige zum Ziele werden. Die alten Zeiten Heinrichs IV müssen wiederkehren, der Sohn muß in die Bahnen des Vaters wieder einlenken, er muß zurück in jene Bahnen, die Heinrich IV einst in den ersten Zeiten seines selbständigen Regiments betreten; in seinem letzten Vertreter muß das salische Königsgeschlecht zum letztenmal seine Politik zum Ausdruck bringen, der nach der Lage der Verhältnisse, nach dem Charakter der Persönlichkeit kein anderer sein konnte, als eine potenziert einseitige Betonung der Herrscherrechte gegenüber den Rechten der einzelnen Volksklassen.

Verfolgten wir bei den Karolingern die Degeneration des Geschlechtes und betonten wir dieselbe, erkannten wir bei den Ottonen jene einseitige Hervorkehrung der geistlichen Herrschermacht bis zur überschwänglichen Abirrung eines Otto III, die dann bei Heinrich II in den letzten Zeiten wieder zum Durchbruche kam, so erscheint uns die salische Politik fortgesetzt als eine eben solche Degeneration durch die fortwährend gesteigerte Betonung des weltlichen Herrscherrechtes. Denn im Grunde genommen war die geistliche Politik Heinrichs III nur ein Mittel zur Befestigung seiner absoluten Herrschaft. Das Ringen und Wogen der Zeit erscheint in dem jeweiligen Herrscher des deutschen Volkes personifiziert und gerade daraus erkennen wir, mit wie mächtiger Kraft das Leben damals noch das Volk durchströmte, daß jeder Wellenschlag sich ungehindert und kaum gemindert fortsetzte bis in die höchsten Kreise des Volkes selbst. Daraus aber erkennen wir ebenso, daß nur das Königtum, wie es bestand, nicht als abstrakte Idee, sondern als letzter,

feinster Vermittler des nationalen Lebens mit dem Leben der menschlichen Gesamtheit der wirkliche und einzig natürliche Ausdruck des deutschen Volkslebens damaliger Zeit sein konnte und sein mußte.

Mächtige Persönlichkeiten sind im Laufe der Darstellung auf den Plan getreten, und doch begegneten wir niemals einer solchen, welche, ganz außerhalb ihrer Zeit stehend, sich einem nur abstrakten Wirken überlassen hätte. Wo dies dennoch versucht wurde, da trat das Leben mit seiner ganzen Macht solchen Versuchen entgegen und wandelte sie in Niederlagen um. Daß trotz dieser Niederlagen immer wieder neue Versuche gemacht wurden, daß nach einem Otto III ein Heinrich II, ein Heinrich III, nach einem Gregor VII andere Päpste die alten Bahnen immer wieder betraten, zeigt uns, wie hinter dem teilweise abstrakten Wirken dieser Persönlichkeiten eine mächtige Ideenflut herdrängte, welche die alten Bahnen stets wieder zu betreten und bis zum Ende durchzuwandeln zwang. Ob diese Persönlichkeiten mehr von ihrer Zeit bestimmt wurden, als sie dieselbe bestimmten, wer möchte das entscheiden? Werden wir nun bei dem Sohne, der die Wege des Vaters von neuem zu betreten sich anschickt, etwas anderes, als eine Niederlage erwarten? Eine Niederlage, trotzdem die Verhältnisse ihn zu diesem Wege zwingen? Werden wir erwarten, daß er seine Aufgabe anders zu lösen unternimmt, als in rein persönlicher Weise? Wie die Natur in ihm die Neigung seines Geschlechtes zur höchsten Potenz gesteigert, wie wir in ihm wirklich nur jene Eigenschaften erkennen, welche einst ein französischer Beobachter in Konrad II entdeckte: „geistige Kühnheit, gewaltige Leibeskraft und wankelmütige Treue", wie uns damit zur Gewißheit wird, daß Heinrich V nur ein einseitiger Vertreter des abendländischen Lebens war, so muß es uns ebenso jetzt schon zur Gewißheit geworden sein, daß er, der nur List und Gewalt zur Verfügung hatte, die Fragen nicht lösen wird, welche das abendländische und deutsche Leben damals bewegten. Eine Niederlage Heinrichs V und mit ihm des deutschen Königtums in der Form, wie er es verwirklichen wollte, wird das Ende dieser Kämpfe sein. Zwischen das Königtum und das Volk müssen sich Gewalten eindrängen, welche dem nationalen Leben in anderer Weise gerecht zu werden suchen. Diese Gewalten können vorab keine anderen sein, als diejenigen, welche zuerst in den Kampf gegen das salische Königtum getreten: die Fürsten. Das territoriale Fürstentum erscheint uns, da seine Zeit gekommen, als eine ebensolche Notwendigkeit in der Folge unserer Entwicklung, wie sie der Kampf um das absolute Königtum gewesen.

Hatte der Kampf die Fesseln gelockert, welche das Papsttum und damit auch in letzter Instanz die deutsche Kirche mit dem deutschen Königtum verbanden, so waren auch andere Bande gesprungen, welche die Entwicklung der deutschen Verhältnisse bisher in ihrer Bahn hielten. Wir hörten von dem Aufstreben der hörigen Stände, der Ministerialen und des Bürgertums, wir hörten ebenso von dem gewaltigen Fortschritte der freien Vasallen, des kriegerischen Adels, und es wundert uns nicht, wenn wir in dieser kriegerischen, bewegten Zeit, die wie einst, da man sich mit Thors Hammer sein Landlos erwarf, noch einmal den Wert des Mannes nach seiner Waffenstärke, nach seinem persönlichen, körperlichen und geistigen Können bemaß, den Stand der Fürsten durchbrochen und in denselben eine Anzahl jener freien Adligen eindringen sehen, von denen wir bisher kaum vernommen. Neue Namen tauchen auf und erwerben sich historische Geltung. Es ist das, wenn auch kein voller, so doch ein bedeutender Erfolg der ständischen Revolution, der Revolution gegen die alte Verfassung. Das Eindringen dieser neuen Kräfte in lebensunfähig gewordene Kreise bürgt uns für eine weitere lebensfähige Entwicklung.

Es war natürlich, daß nach dem langen Kampfe Heinrichs IV jetzt mit der Thronbesteigung des Sohnes eine erwartungsvolle Ruhe eintrat. Man hoffte auf den Frieden des Reiches mit Rom, und deshalb berührte man die alten Streitfragen nicht. Selbst strenge Gregorianer schwiegen dazu, wenn Heinrich das alte königliche Recht der Investitur ausübte. In der Besitzergreifung dieses Rechtes zeigte sich des Königs Wille. Aber war zu erwarten, daß Rom ihm dieses Recht auf die Dauer stillschweigend zugestehen würde, jetzt namentlich, wo das Papsttum auf Siege zurücksehen konnte, wie es sie niemals vordem erfochten? War nicht der Widerstand gegen den Cölibat in Deutschland gebrochen? War nicht die Simonie selbst ins Dunkel gedrängt worden? Und dann

vor allem, was hatte Rom in Jerusalem erreicht durch die begeisterte Hilfe der romanischen Ritterschaften? Die alte Zeit schien für immer dahin, und doch gedachte der neue König die ganze kaiserliche Gewalt seiner Vorfahren wieder zu beanspruchen. Es war im Jahre 1104, daß Paschalis den Dänen ein eigenes Erzbistum in Lund gab. Bremens einstige Machtstellung war damit vernichtet, für die ein Adalbert all seinen Scharfsinn und all sein intrigantes Können eingesetzt hatte. Ein letzter Rest der Macht Heinrichs III brach damit zusammen, denn schon hatten sich Ungarn und Polen vollkommen dem Einflusse der deutschen Kirche und Herrschaft entzogen. König Koloman von Ungarn entsagte im Jahre 1106 dem Rechte der Investitur; König Heinrich I von England (1100—1135) that das gleiche und begnügte sich mit dem Lehenseide seiner Prälaten. War bei solchen Erfolgen darauf zu rechnen, daß das Papsttum dem deutschen Könige gutwillig ein Recht zugestehen würde, dem andere Herrscher freiwillig entsagten?

Noch in der Zeit, da Heinrich IV lebte, hatte man von der Gegenpartei die Aufforderung an den Papst gelangen lassen, nach Deutschland zu kommen und den Frieden zwischen Reich und Kirche herzustellen. Es kam damals nicht zu dieser Reise. Aber der Papst gedachte auf einem Konzil in der Lombardei die Angelegenheit zur Sprache zu bringen und erließ seine Einladungen an die deutschen Bischöfe. Im Spätsommer 1106 brach Paschalis nach Guastalla auf. Eine große Zahl von Bischöfen umgab ihn, aber aus Deutschland waren nur wenige gekommen. „Die Fürsten hatten bei der Neuordnung des königlichen Hofes einen geistlichen Herrn, den Erzbischof Bruno von Trier, als „Vicedominus" an die Spitze desselben gestellt: es war ein Schlag gegen die königliche Ministerialität und eine Konzession an die deutsche Kirche." Dieser erschien nun als königlicher Gesandter in Guastalla. Er brachte eine abermalige Einladung an den Papst, nach Deutschland zu kommen und den Frieden des Reiches und der Kirche mit dem Könige zu beraten. Paschalis gab seine Zusage, aber seine Stellungnahme kennzeichnete er deutlich genug durch die ausdrückliche Erneuerung des Investiturverbotes im weitesten Umfange auf dem Konzil. Damit war ihm der Weg nach Deutschland verschlossen, und Paschalis mußte dies selbst nur zu bald erkennen. So brach er nach Frankreich auf. In Troyes gedachte er die schwebenden Streitfragen auf einem Konzil zu lösen. Wieder ergingen Einladungen an die deutschen Bischöfe. Selbst König Heinrich erwartete man. Statt seiner erschien eine große Gesandtschaft, geführt von Erzbischof Bruno von Trier, dem sich die Bischöfe Otto von Bamberg, Erlung von Würzburg, Reinhard von Halberstadt, Burkhard von Münster, dann die Herzöge Welf II von Bayern und Berthold von Zähringen, die Grafen Hermann von Winzenburg und Wiprecht von Groitzsch und viele andere anschlossen. Zu Chalons an der Marne kam man mit Paschalis und dem Könige Philipp I von Frankreich (1060—1108) zusammen. Es war nicht Unterwerfung, was diese glänzende Gesandtschaft brachte, und namentlich Welf II soll sich nicht nur durch seine Länge und Dicke, der er stets das Schwert vortragen ließ, sondern auch durch seine lauten und kühnen Reden bei den Verhandlungen ausgezeichnet haben. Erzbischof Bruno forderte für den König das alte Recht der Investitur, wie es in früheren Zeiten gewesen sei. Der Papst ließ ihm eine ablehnende Antwort geben. Die Gesandten wurden unwillig und schieden mit der Erklärung, der König werde nie zugeben, daß in einem fremden Reiche über ein Recht seiner Herrschaft entschieden werde. Der Papst dagegen wiederholte demnächst auf dem Konzile zu Troyes, auf dem die deutschen Bischöfe ganz fehlten, das Verbot der Investitur. So war man so klug wie zuvor, nur das gegenseitige Mißtrauen, die gereizte Stimmung hatten zugenommen. Paschalis zog nach Italien zurück, ohne den deutschen Boden betreten zu haben. Kam er nicht zum Könige, so mußte dieser wohl zu ihm gehen. Doch Heinrich fühlte sich in seiner Machtstellung so sicher, daß er die Romreise verschob und die Regelung der Verhältnisse im Osten ins Auge faßte.

Es war ein Mißverhältnis in Deutschland, daß eine so große Masse kriegerischer Vasallen gerüstet blieb und nach kriegerischer Bethätigung verlangte, während die unteren Stände mit rastlosem Eifer an ihrer materiellen und sozialen Wohlfahrt arbeiteten, ein Mißverhältnis, das sich nur um so fühlbarer machte, als der königliche Schutz seit Hein=

richs IV Tode diesen arbeitenden Klassen der Bevölkerung fehlte, und das Königtum sich als Führer der kriegerischen Massen fühlte. Das führte eine Entfremdung herbei zwischen diesem und den niederen Volksklassen, und genug hatte Heinrich V später zu thun, sich das Vertrauen des Volkes wiederzugewinnen, wie es einst sein Vater besessen. Daß die Begeisterung seinen Unternehmungen fehlte, erfuhr der König an den mangelnden Erfolgen in den nächsten Jahren, da er seinen egoistischen Plänen und denen seiner Umgebung mehr Rechnung trug, als der Stimmung und dem Wohle des Volkes.



Welf II.

Im Osten des Reiches hatten bei den Slaven die Familienfehden einen ähnlichen Grad erreicht, wie einst unter den Merovingern im Frankenreiche. Der eine Vetter oder Bruder gönnte dem anderen die Herrschaft nicht. Es war für die deutschen Herren der Nachbarschaft nur von Vorteil, daß sich die Slaven also gegenseitig befehdeten. In der thüringischen Mark erhob sich die Macht Wiprechts von Groitzsch, der ein Schwager des vertriebenen Böhmenherzogs Boriwoi war. Swatopluk, sein ehrgeiziger Vetter, hatte ihn vertrieben. Er wandte sich nach Deutschland. Wiprecht sollte ihn auf des Königs Befehl nach Prag zurückführen, nachdem man sich Swatopluks bemächtigt hatte. Boriwoi aber zeigte sich unfähig zur Herrschaft, und so erkannte Heinrich V Swatopluk als Herzog von Böhmen an (1107). Das freundliche Einvernehmen beider aber erfüllte Koloman von Ungarn und Boleslav von Polen, durch deren Begünstigung Swatopluk zur ersten Erhebung gegen Boriwoi sich hatte rüsten können, mit Mißtrauen, zumal beide in ihrem eigenen Lande eine feindliche Partei unter der Führung je eines Bruders gegen sich hatten. So stand Boleslav in Polen sein Halbbruder Zbigniew, Koloman in Ungarn sein Bruder Almus entgegen.

Nachdem Heinrich versucht hatte, den von Robert von Flandern hart bedrängten Bischof Walcher von Cambray zu schützen, und mit einem stattlichen Heere bei Valenciennes über die Schelde gegangen, Douai, die von Robert tapfer verteidigte Stadt, vergeblich belagert und dann einen Vergleich mit Robert geschlossen hatte, konnte er sich dem Osten wieder zuwenden. Ein Zug gegen Ungarn lag ihm im Sinne. Die Folge, welche sein Aufruf fand, zeigt, wie die mittellosen, unbeschäftigten Kriegermassen Deutschlands eine Aktion herbeigewünscht hatten. Am 6. September 1108 stand Heinrich bei Tuln an der Donau, um ihn ein glänzendes Heer. Da sah man den Erzbischof von Köln und viele Bischöfe, unter ihnen die von Regensburg, Freising, Passau, Eichstädt und Augsburg; die Herzöge Welf und Friedrich hatten sich eingefunden und mit ihnen die Markgrafen Liutpold von Oesterreich, Dietpold vom Nordgau und Engelbert von Istrien aus dem Hause der Sponheimer Grafen (seit 1090), der Burggraf Otto und

der Vogt Friedrich von Regensburg, die Grafen Berengar von Sulzbach, Adalbert von Bogen, Heinrich von Schauenburg, Hermann von Rattelnberg, Eckbert von Pütten, Otto von Habsberg, Friedrich von Tengling, Wergant von Plain, Gebhard von Peugen und Hartwig von Kregling. Ganz Bayern schien sich zum Zuge gegen die Ungarn gerüstet zu haben. Bis Preßburg kam man und nicht weiter. Wie im Jahre 1052 mußte man zurück. Am 4. November war Heinrich wieder in Passau, wo er das Heer entließ. Das war der Mißerfolg vom Jahre 1108, ein Mißerfolg trotz der gewaltigen Rüstungen.

Im Jahre 1109 zog Heinrich gegen den Polen Boleslav. Die Ermordung des Böhmenherzogs Swatopluk im königlichen Lager zwang ihn zum Rückzuge. Die Herrschaft des Polenfürsten blieb bestehen. In Böhmen aber brachen durch den Tod Swatopluks die Bürgerfehden wieder los. Heinrich mußte einschreiten. Im Januar 1110 rückte er über die böhmische Grenze. Markgraf Dietpold und Graf Berengar von Sulzbach eilten nach Prag, die böhmischen Großen vor das Gericht des Königs zu fordern. Das Ende war, daß Wladislav, König Wratislavs dritter Sohn, vom Könige belehnt wurde, Boriwoi aber mit dem jungen Wiprecht von Groitzsch, seinem Verbündeten und Verwandten, nach der Burg Hammerstein abgeführt wurde. Es war ein geringer Erfolg, und der König mochte einsehen, daß der deutsche Einfluß hier vernichtet war, daß es nicht in seiner Macht stand, ihn wieder neu zu beleben. So nahm er den Plan auf, den er im Jahre 1106 verschoben hatte — die Romfahrt.

War auch der kirchliche Kampf nicht wieder ausgebrochen, so standen doch die Parteien wie einst einander gegenüber, und namentlich im Südosten Deutschlands hatten die Gregorianer einen festen Rückhalt an dem Erzbischofe von Salzburg, Konrad. Ob er dem Hause der fränkischen Abenberger oder der bayerischen Abensberger entstammte, ist nicht klar entschieden. Hirsch und Riezler halten an den Abenbergern fest. Zu Mainz wurde Konrad am 7. Januar 1106 zum Erzbischofe von Salzburg ernannt, und bald darauf erschien er mit bewaffneter Macht, begleitet von seinen Brüdern Wolfram und Otto, in seinem Erzstifte. Die Stadt ergab sich ihm, allein das Schloß hielten die Ministerialen des Gegenbischofs Berthold besetzt. Doch wie dieser weichen mußte und sich nach seiner Heimat Moosburg zurückzog, so mußten auch bald seine Dienstleute sich dem energischen Manne unterwerfen. Die Gregorianer aber waren dem Plane Heinrichs, nach Rom zu gehen, nicht entgegen.

Im Jahre 1110 versammelten sich die Fürsten zu Regensburg um den König, der ihnen seine Absicht kundthat. Die Kaiserkrone wollte er gewinnen, Italien wieder dem Reiche verbinden, den kirchlichen Streit aber endlich zum Austrage bringen. Alle stimmten ihm zu; „wer sich ein Mann fühlte, glaubte bei einem so mannhaften Unternehmen nicht zurückbleiben zu dürfen.“ Es läßt sich begreifen, daß dieses Unternehmen den deutschen Adel zur Teilnahme verlockte. Wie anders aber war es in Italien geworden! Die nationale Bewegung hatte den Mittelpunkt, den ihr einst Gregor im Papsttum zu geben sich anschickte, verloren, aber zum Stillstande war sie deshalb nicht gekommen. Statt eines großen geeinigten Volkes fanden die Deutschen viele große geeinigte Herrschaften, unter denen die Bürgerrepubliken nicht den geringsten Rang einnahmen. Lucca und Pisa, Mailand und Venedig, Lodi, Cremona und andere Städte kämpfen jede für sich und oft gegen die andern um ihre Wohlfahrt und Existenz. Der Bruch des Papsttums mit seiner Stadt, wie er nach der Plünderung Roms durch die Normannen eingetreten, war nicht geheilt. Rom und die Campagna standen dem Papste feindlich gegenüber. Paschalis weilte auf schwankendem Boden. Die Freundschaft mit den Normannen war zur platonischen geworden, das Feuer der alt werdenden Mathilde war im Erlöschen. Der angekündigte Zug Heinrichs bedrohte alle gemeinsam, aber zu weit lagen die Interessensphären auseinander, um eine Einigung des Volkes zuzulassen. In Piacenza versammelte sich das königliche Heer, dessen einer Teil mit Heinrich über den großen St. Bernhard, dessen anderer über den Brenner nach den Fluren Italiens herabgezogen war. Auf den Roncalischen Feldern hielt Heinrich Heerschau. Ueber 30 000 Ritter waren versammelt, ihnen nach zog ein endloser Troß. Die Bürgerschaften schickten Gesandte mit Geschenken, der Adel Lombardiens zog herbei, selbst die Gräfin Mathilde zeigte sich entgegenkommend.



Das Geschlecht der Scheyern übergiebt sein Stammschloß den Benediktinern und siedelt nach dem neu erbauten Wittelsbach über. 1108.

Nur Mailand und Pavia wiesen die Unterwerfung ab, und Novara hatte mit Gewalt bezwungen werden müssen. In Pisa, wo man im Anfang Dezember (1110) anlangte, gewann sich der König die Bürgerschaft durch eine Entscheidung zu ihren Gunsten gegen Lucca. Das Weihnachtsfest feierte man in Florenz, der blühenden Arnostadt — Italien lag dem Könige zu Füßen. — Seine Gesandten gingen an den Papst und an die Römer.

Paschalis hatte bei der ersten Nachricht von den Absichten des Königs noch einmal das Investiturverbot ausdrücklich wiederholt. Wollte er jetzt auf seinem starren Prinzipe beharren? Konnte er es, ohne die größte Gefahr zu laufen? Wohl hatte er die Normannen um Hilfe gebeten, aber die hatten anderes zu thun und erwiderten seine Gesandtschaft mit einer Gesandtschaft. Und schon näherte sich das königliche Heer der ewigen Stadt. Die Not ließ ihn einen Gedanken finden, einen Gedanken, dessen Ausführung aber nicht ihm, sondern einer sehr viel späteren Zeit überlassen blieb. Die Fortentwicklung des Völkerlebens macht keine Sprünge, und wo solche versucht werden, da endigen sie stets mit einer Niederlage ihres Urhebers. So erschien auch dem Papste jetzt das am entferntesten Liegende als das Beste. Nach der Theorie war sein Wollen ja unanfechtbar, aber wir kennen die Folgen, welche die unvermittelte Verwirklichung einer neuen Idee nach sich zieht. Das ganze praktische, an alle möglichen egoistischen Interessen und Absichten gebundene Leben bäumt sich mit aller Macht gegen dieselbe auf, und in diesem Kampfe mit den realen Verhältnissen erfährt die Theorie eine Läuterung oder Zersetzung, welche sie erst fähig macht, selbst reale Gestaltung, d. h. die volkstümliche Form zu gewinnen.

„Die römische Kirche spaltete sich damals in drei Parteien. Dem Rest der Wibertisten, welche an dem bisherigen Stand der Dinge festhalten wollten, stand eine extreme Richtung gegenüber, welche den unbedingten Verzicht des Königs auf das Investiturrecht im Sinne Gregors VII und Urbans II forderte. In der Mitte dieser Richtungen tauchte der Gedanke auf, durch den Verzicht auf die Regalien sich selbst vom Kaisertum frei zu machen und die Unabhängigkeit der Kirche durch die Rückgabe alles dessen zu erkaufen, was sie vom Kaisertum erhalten."

Wäre dieser Plan gelungen, hätte der Papst diese Absicht durchzusetzen vermocht, so hätte das Königtum die freie Verfügung über einen großen und reichen Teil wohlgeordneter Mittel und Einkünfte gewonnen. Vasallen des Königs wären die Vasallen der Kirche geworden, und ein Zuwachs wäre der königlichen Macht erstanden, wie er selbst durch die Säkularisationen der fränkischen und karolingischen Könige der weltlichen Herrschaft nicht zu teil ward. Allein es war anders bestimmt. Nicht damals sollten die Schätze der Kirche dem Königtum anheimfallen, das sie ebenso wieder verwirtschaftet haben würde, wie es dies einst gethan. In der festen Hand der Kirche sollten diese Güter ein flüssiges Gut bleiben, bis das Volk selbst imstande war, sie wieder für sich in Beschlag zu nehmen. Kaum wäre ja damals daran zu denken gewesen, daß das frei werdende Gut anders als im direkten Dienste des Königtums Verwendung gefunden hätte. Nicht den Bauern und Städtern, kaum den Ministerialen, wohl aber den königlichen Vasallen und Lehensmannschaften wäre dasselbe zugefallen. Der Großgrundbesitz wäre derselbe geblieben, nur daß an die Stelle der geistlichen Herrschaft weltliche Herren getreten wären. War der Großgrundbesitz auch eine wirtschaftliche Notwendigkeit, da nur durch ihn der Handel und Verkehr, der Kauf und Tausch der Produkte ermöglicht wurde, so wäre doch eine einfache und dazu so einseitige Umkehr der Besitzverhältnisse keine Lösung der sozialen Frage gewesen. In dem natürlichen Verlaufe der Dinge aber sind grundlose Aenderungen ausgeschlossen. Eine innere Notwendigkeit liegt allem zu Grunde, und diese Notwendigkeit fehlte hier. Je weitere Fortschritte die Erkenntnis macht, daß es ein natürliches Gebot ist, dem Boden durch vermehrte und rationellere Arbeit das höchstmöglichste Maß von Ertrag abzuringen, um so mehr wird das Verlangen nach relativem Bodenbesitz in die größeren Volkskreise zurückkehren. Der Großgrundbesitz wird dadurch zur wirtschaftlichen Unmöglichkeit, und so viele Vorteile er einst dem Lande und Volke brachte, so viele Nachteile wird er ihm bringen, wenn er über die Zeit hinaus festgehalten wird, da sich eine größere Masse von Kräften zu rationeller und erfolgreicher Bewirtschaftung herangebildet hat. Die Lebensnot zwingt die Massen zum Kampfe gegen den Ueberfluß

einzelner Besitzer. Dieser Kampf hatte damals nur in ganz kleinen Anfängen begonnen. Dem Verlangen einzelner Kreise aber war durch partielles Gewähren zu genügen. Dazu bedurfte es einer so gewaltigen, tief eingreifenden, alle bisherigen Verhältnisse lockernden Maßregel nicht. Eine prinzipielle Frage wird gelöst, wenn ihre Zeit gekommen, nie vorher. Hatten in Italien die Bischöfe ihre Hoheitsrechte infolge des Investiturstreites zum größten Teile eingebüßt, so lagen hier die Verhältnisse anders als in Deutschland. Die Kommunen übernahmen diese Hoheitsrechte, weil sie reif dazu waren. In Deutschland aber war das nicht der Fall. Hier waren die Bischöfe Fürsten, und keiner dachte noch daran, sie ihres Fürstenamtes zu berauben. Daß der Papst und jene Mittelpartei daran dachten, zeigt, wie theoretisch man in Rom zu Werke ging, wie sehr man infolge der jahrelang andauernden Kämpfe um Prinzipien und Theorien den Zusammenhang mit der Wirklichkeit eingebüßt hatte.

Die Verhandlungen des Papstes mit dem Könige wurden in tiefstes Geheimnis gehüllt. Paschalis versprach die Krönung, er versprach ferner alle Regalien dem Reiche zurückzustellen; Städte, Herzogtümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Münzen, Zölle, Märkte, Reichsvogteien, Zehntgerichtsbarkeiten, Reichshöfe, Reichsmannschaften und Reichsburgen, welche die Kirche seit Karl dem Großen empfangen, sollten zurückerstattet werden, nur die Zehnten und frommen Stiftungen sollten dem Klerus fürderhin zum Unterhalte dienen. Dafür sollte der König dem Rechte der Investititur entsagen. Das alles wäre recht gewesen, nur eines hatte der Papst vergessen — seine eigene weltliche Herrschaft. Woher stammte sie? Nicht auch zum größten Teil von den fränkischen und deutschen Königen? Will man Prinzipien verfechten, darf man keine Ausnahme machen. Jede Ausnahme ist eine Bresche, durch welche das volle reale Leben eindringt und die Prinzipien über den Haufen wirft. So geschah es auch hier. Der König beschwor am 9. Februar 1111 die Abmachungen seiner Unterhändler. Sicherheit des Papstes für Leben und Person, Freiheit und Besitz bildeten den Hauptinhalt des Schwures. Am 12. sollte die Krönung stattfinden und am gleichen Tage die Abmachungen veröffentlicht werden. Von Sutri, wo er bisher gelagert, brach Heinrich nach Rom auf. Am 11. Februar stand er mit seinem Heer am Monte Mario und auf den Neronischen Wiesen.



Heinrich V küßt Papst Paschalis die Füße.

Den Verabredungen gemäß brach Heinrich am 12. Februar nach St. Peter auf. Die Milizen waren ausgerückt, der Zünfte Banner, die päpstlichen Beamten in hohem Ornat, das Volk mit Blumen und grünen Zweigen, der König hoch zu Roß mit stattlichem Gefolge, von der Menge mit lautem Zurufe begrüßt — ein bewegtes, lebensfrohes, jubelndes Bild. Galt es doch den lang ersehnten Frieden endlich zu feiern! Aber der König beschwur den Römern ihre Rechte in deutscher Sprache. Das befremdete. Man rief: „Verrat!“ — Auf der Treppe von St. Peter begrüßte ihn der Papst. Der König küßte dem hl. Vater die Füße. Der aber hob ihn empor und reichte ihm die Lippen zum Kuß. Aber alle Ceremonien verdrängten nicht das Mißtrauen aus beider Brust. Es war ein Judaskuß. Ehe Heinrich die weiten Hallen des Domes betrat, bat

er um die Erlaubnis, die umliegenden Befestigungen von seinen Rittern besetzen zu lassen. Er fürchtete Verrat und sann Verrat. Der Papst gab die Erlaubnis. Das Netz ging zu, ein Entrinnen war unmöglich. So trat man ein. Der König leistete das Kaisergelübde, setzte aber folgendes hinzu: „Gott und dem hl. Petrus, allen Bischöfen, Aebten und Kirchen bestätige ich, was ihnen meine Vorgänger zugestanden und übergeben haben; was jene um ihres Seelenheiles willen Gott weihten, werde ich Sünder aus Furcht vor Strafen des Gerichts ihnen nicht entziehen." Was sollte das? Jetzt, in diesem Augenblicke, da der Papst das Gegenteil zu sagen und zu befehlen sich anschickte? Das war gegen die Verabredung, aber wir kennen den Ulixes, der hier sprach. Wir erkennen zugleich, welche Virtuosität man im scheinheiligen Lügen und Betrügen errungen hatte. Der deutsche König bewährte sich als Meister. Das Märchen von deutscher Treue und Redlichkeit erwies sich als solches im vollsten Maße. Schon Heinrich IV war Meister in der schlauen Berechnung gewesen. Sein Sohn übertraf ihn um Hauptes Länge. Ein echter perfider Franke, ein Salier seines verlogenen, verraterfüllten Zeitalters, ein König der Lügner! Man begreift es, wenn man solches vernimmt, daß die halbe Welt in jenes andere Extrem überschwänglicher, religiöser Ekstase geriet in einer solchen Zeit; man begreift es, daß, wie einem Gregor VII, einem Urban II, auch einem Paschalis das radikalste, am entferntesten liegende Mittel als das einzigste, das wirkungsvollste und nächstliegende erscheinen mußte. Gab es denn einen andern Ausweg gegen solche Lüge und Perfidie, als die ideale Lüge der völligen Entsagung und Kasteiung, welche man von allen andern nur nicht von sich selbst verlangte? Auch das war eine List, aber gegen diesen König zog Paschalis den kürzeren. Er war vollkommen geschlagen. Seine Besinnung war dahin, da er trotzdem die Ceremonie fortsetzte. Man schritt zur Verlesung der beiden Verzichtsurkunden, um dann zum Eide und zur Krönung überzugehen. Aber welcher Sturm brach los, als man den Inhalt der päpstlichen Urkunde erfuhr! Man erklärte sie für ketzerisch. Bischöfe und Aebte, Fürsten und Ritter waren in leidenschaftlichster Aufregung. Der König begab sich mit den Bischöfen zu geheimer Unterredung in ein Seitengemach. Die aber blieben bei ihrer Weigerung, die Urkunde anzuerkennen und erklärten dem Papste dann rund heraus, sie sei ungültig und ketzerisch. So mußte der König zurücktreten. Er forderte also das Investiturrecht und die Krönung, da der Papst sein Versprechen nicht erfüllen konnte. Paschalis weigerte sich. Schon war vorher der brutale Ruf erklungen: „Was sollen die Worte? Unser König will gekrönt werden, wie einst Karl und Ludwig!" Die Brutalität erreichte den Höhepunkt, als der König nunmehr auf den Rat Adalberts, seines Kanzlers, den Papst und die Kardinäle verhaften ließ. Alle Bande schienen zerrissen, die Zuchtlosigkeit nahm überhand. Wie ein infernalischer Hohn auf das Prinzip des Papstes von dem Verzicht auf die Regalien tönt uns die Nachricht herüber, daß nun die deutschen Mannen sich anschickten, den römischen Klerus seines kostbaren Gerätes, seiner blitzenden Gewänder, selbst seiner Hosen und Schuhe zu berauben. Der Pöbel ist stets radikal, wenn man ihn mit Theorien behandelt. Er übersetzt sie sich in seine Sprache und nach seinem Verstande. Alle Zwischenstufen überspringend greift er aus seiner haltlos gewordenen Stimmung heraus zur letzten und äußersten Konsequenz und sucht sie in naiver Roheit zu verwirklichen. So auch hier. Nur eine Stimme des Unwillens über die niederträchtige Behandlung des Papstes wurde laut, diejenige Erzbischof Konrads von Salzburg. Aber ein königlicher Ministeriale bedrohte ihn mit dem Schwerte. Ueberall und immer wieder das Bild der Zeit, das Bild der gegen einander drängenden und mit einander ringenden Kräfte!

Wieder verband sich für einen Augenblick das Interesse des Papstes mit demjenigen der Römer. Die Milizen begannen den Angriff auf die Deutschen. Bis zum 16. Februar schlug man sich mit ihnen herum. Da verließ Heinrich die Leostadt und zog mit dem gefangenen Papste und sechzehn Kardinälen in die Campagna. Er blieb bei seiner Forderung des Investiturrechtes. Paschalis gab endlich nach. Er gestand dem Könige jenes Recht zu, um dessen Entziehung ein Gregor VII und Urban II die Welt in Flammen gesetzt hatten. Am 11. April 1111 beschworen sechzehn Kardinäle die Zusagen des Papstes. Sofort brach man gegen Rom auf. Schon am zweiten Tage danach besetzten



Papst Paschalis wird auf Befehl Heinrichs V mit seinen Kardinälen verhaftet.

die Deutschen abermals die Leostadt. Die Krönung wurde sofort vorgenommen, und nach derselben zog das deutsche Heer mit seinem neuen Kaiser wieder ab.

Der Papst hatte sich des Rechtes vollkommen begeben, das ihm eine so gewaltige Macht verlieh, und nicht nur das: er hatte außerdem versprechen müssen, niemals den Bann über Heinrich auszusprechen. Wer aber glauben möchte, nun sei aller Zwist zu Ende gewesen, der irrt sich. Die Unterwerfung Italiens, die Ueberwältigung des Papsttums, die Befestigung des Investiturrechtes und damit der Herrschaft über die deutsche Kirche gaben dem Kaisertum erst die Grundlage ab zu einem Werke, das einst Heinrich IV hatte scheitern sehen, da ihm diese Grundlage fehlte. Jetzt aber, fünf Jahre nach seinem Tode, war diese Grundlage geschaffen, und Heinrich V begab sich an die Arbeit. Mit einer großartigen Feier eröffnete er dieselbe und that damit zugleich aller Welt dar, daß die Bahnen, die einst sein Vater vorgezeichnet hatte, von ihm nicht vergessen waren. Am 7. August 1111 ließ er den kaiserlichen Sarg Heinrichs IV mit höchster Prachtentfaltung nach dem Dome zu Speier überführen und dort beisetzen. Auch hierzu hatte ihm der Papst die Erlaubnis gegeben, derselbe Papst, der einst dem verstorbenen Sünder die Ruhestätte in der Speierer Kaisergruft versagt hatte.

„Schon am 8. August gab Heinrich V dem Kloster St. Maximin ein Privileg zum Schutz gegen seine Vögte; er bekräftigte das Recht der Dienstmannen dieses Stifts, daß sie ‚keinem Vogt nur seiner und seiner Nachkommen königlicher Herrschaft unterworfen sein sollten.‘“ Am 14. August verlieh er der Speierer Bürgerschaft große Privilegien und belohnte damit die Treue glänzend, welche sie einst seinem Vater, dem Kaiser Heinrich IV, bewahrt hatte. Von dem „Buteil“ wurden die Bewohner befreit, vermöge dessen der geistliche oder weltliche Herr nach dem Absterben eines Hörigen als Miterbe, und zwar zur Hälfte, an der hinterlassenen Habe desselben eingetreten war. Damit war jedes

freie Aufkommen bisher ausgeschlossen gewesen, und der Kaiser trat diesem „ungerechten und scheußlichen Gesetze“ nun selbst durch seine Verfügung entgegen. Dann schenkte Heinrich der Bürgerschaft die Zollfreiheit, hob den Bann und Schutzpfennig auf, welche Abgabe die Einwohner als Anerkennung der Gerichtsbarkeit des Bischofs und seiner Angestellten hatten erlegen müssen; und unter andern Bestimmungen trat die letzte namentlich hervor, daß kein auswärtiges Gericht mehr in städtischen Angelegenheiten zu entscheiden habe. In Erz gegossen wurde der Hauptinhalt dieses Privilegiums mit vergoldeten Lettern über der Hauptthüre des Münsters angebracht. Das Aufblühen der Stadt datiert also von den Tagen jener Leichenfeier, und es bewährte sich gleichsam der Glaube an die Wunderkraft der Gebeine Heinrichs IV, des Schützers und Helfers der Armen und Unterdrückten.

Heinrich V aber wollte durch dies Vorgehen der Welt zeigen, wie er entschlossen war, die ganze Erbschaft des Vaters anzutreten und dem Kaisertum im Bunde mit dem jung aufblühenden Leben eine feste Stellung gegen Papsttum und Fürstentum wiederzugeben. „Die Bewegung der Ministerialen gegen die Vögte, der städtischen Zinsleute gegen die Bischöfe fand plötzlich in ihm Rückhalt und Förderung.“

Seinem Kanzler Adalbert übertrug der Kaiser am 15. August das Erzbistum Mainz. Hatte er bisher einen treuen Helfer an ihm gehabt, so durfte er dies auch für die Zukunft erwarten, und mit der Erfüllung dieser Voraussicht errang das Kaisertum hier im oberen Rheinthal eine Stellung, die, da sie der neuen wirtschaftlichen Entwicklung vollauf Rechnung trug, eine feste und unangreifbare sein mußte. Auf die Naturalerträge Sachsens gleichsam verzichtend, versuchte das deutsche Königtum eine Vermittlerstelle zwischen Episcopat und dem rheinischen Bürgertum zu gewinnen, doch übersah Heinrich dabei, daß ein „Erzbischof“ Adalbert andere Anschauungen haben würde und haben mußte, als der bisherige „Kanzler“ Adalbert. Nicht allzulange dauerte es, und der Kaiser mußte bei dem Papste Klage führen über das Verhalten seiner Bischöfe.

Ueberall hatten die Gegner der päpstlichen Partei seit den letzten Vorgängen wieder an Boden gewonnen, und das Auftreten des königlichen Ministerialen Heinrich Haupt gegen den Erzbischof Konrad von Salzburg in Rom war gleichsam der erste Trompetenstoß, der alle Mann wieder zu den Waffen rief. In Salzburg fand Konrad bei seiner Rückkehr eine erregte und mächtige Gegenströmung. Der Probst Albuin, aus einem Ministerialengeschlecht stammend, war in Rom gewesen, um dort gegen den Erzbischof zu wirken. Er richtete nichts aus und kehrte heim. Als er zur Nachtzeit sich über die Salzachbrücke schleichen wollte, wurde er gefangen und von dem erzbischöflichen Ministerialen Friedrich von Haunsberg geblendet. Konrad wurde dafür zur Verantwortung nach Mainz geladen. Er kam, aber sein Selbstbewußtsein ließ ihn alle Vorsichtsmaßregeln beiseite setzen. In der Versammlung, welcher der Kaiser vorsaß, soll er in Reisekleidern erschienen sein und die stolze Aeußerung gethan haben, daß er niemanden sehe, der ein Recht habe, ihn anzuklagen und zu verurteilen. Auf das hin behielt ihn Heinrich einstweilen am Hofe. Als Konrad aber wieder in sein Erzbistum zurückkehrte, sah er den Mut der Opposition gewachsen. Er sah, daß er unmöglich geworden war, verließ noch im Jahre 1112 sein Bistum und begab sich nach Italien zur Markgräfin Mathilde, welche sich scheinbar resigniert dem Sieger im Jahre zuvor gefügt hatte.

So wuchs hier und dort die Zahl der Mißvergnügten; das Mißtrauen gegen diesen Kaiser stieg. Wie die Bischöfe fühlte sich auch der Laienadel bedroht, und die gewaltsamen Maßregeln Heinrichs wirkten wie der Wind, der den glimmenden Funken zur lodernden Flamme entfacht.

In Sachsen hatten die Verhältnisse im Jahre 1106 große Veränderungen erlitten. Markgraf Udo von der Nordmark und Herzog Magnus waren bald nach einander gestorben. Die Billunger traten mit Magnus vom Schauplatz ab, und ein neues Geschlecht schwang sich mit Lothar von Supplinburg in die herzogliche Stellung jener. Rudolf, der Bruder Udos, aber erhielt vom Könige die Verwaltung der Nordmark. Was die Welfen in Bayern, wenn auch weniger herausfordernd und gewaltsam, versuchten, die Politik des Landes nach selbständigen, rein dynastischen Gesichtspunkten zu lenken, das that nun auch Lothar von Sachsen. Um dieselbe Zeit geschah es, daß in der thüringischen

Mark Wiprecht von Groitzsch seine Macht entfaltete und befestigte, daß Ludwig der Bärtige, der Vater Ludwigs von Thüringen, den Grundstein seiner Hausmacht legte. Die Auflösung der alten Gaue nahm immer mehr überhand, und aus ihren Trümmern erhob sich fast allein auf dem Wege des öffentlichen Zugriffs jene Menge von erblichen Herzogsländern, Mark- und Landgrafentümern, Grafschaften und Dynastien, welche uns dann später in Deutschland, an den Namen einzelner Familien gekettet, begegnen. Scheinbar herrenloses Gut gab es damals vieles in Deutschland, und da die alten Herren die Macht nicht hatten, es festzuhalten und zu behaupten, nahmen es die Nachbarn an sich und begründeten mit diesen Annexionen eine neue Macht. Was Wunders also, daß auch andere Leute, als nur die vom Adel Lust zum Zugreifen erhielten? Wer sein Schwert fest in der Faust fühlte, durfte nicht zittern, daß man ihm seinen Raub auf rechtlichem Wege wieder abjagen würde. Die thatsächliche Macht entschied. Es wiederholte sich in vielen Fällen die Erfüllung jenes berühmten Richterspruches, den einst Papst Zacharias dem Majordomus Pippin zukommen ließ: der wirkliche Besitzer der Gewalt schob den amtlichen Träger derselben beiseite, Ministerialen traten an die Stelle ihrer früheren Herrn, so jener Heinrich Haupt und Friedrich, der Ministeriale der Grafen von Stade, der sich in der Verwaltung der Grafschaft behauptete. Auf diese Kreise stützte Heinrich V vorzugsweise nun seine Macht. Auch Adelige zählten dazu, wie der aus Bayern übersiedelte Graf Hermann von Winzenburg und Graf Hoier von Mansfeld. Als der Kaiser im Jahre 1112 die großen Reichslehen des ohne Nachkommen verstorbenen Grafen Udalrich von Weimar-Orlamünde einzog, entschloß man sich in Sachsen, mit bewaffneter Hand solchen Gewaltmaßregeln entgegenzutreten. Unter den Verschworenen finden wir die Namen aller derjenigen, welche, selbst erst vor kurzem emporgekommen, die neuen Emporkömmlinge zu fürchten begannen: Lothar von Sachsen, den rheinischen Pfalzgrafen Siegfried, den Bruder Ottos von Ballenstedt, Ludwig von Thüringen, Wiprecht von Groitzsch, die Nachkommmenschaft Ottos von Nordheim, Markgraf Rudolf, den sächsischen Pfalzgrafen Friedrich von Sommereschenburg, daneben den Erzbischof Adalgot von Magdeburg, den Bischof Reinhard von Halberstadt und Lothars Schwiegermutter Gertrud, die Schwester Eckberts von Meißen, welche die großen Besitzungen der Brunonen um Braunschweig geerbt hatte. Dem allen hätte Heinrich mit Ruhe zusehen können, hätte sich seine rheinische Machtstellung erhalten. Aber dort versuchte bereits Adalbert seine eigene Herrschaft auf Kosten der königlichen zu befestigen. Seit er Erzbischof geworden war, hatte er ein eigenes Interesse, das mit dem seines früheren Herrn in direktem Gegensatze stand. Denn mit der Besetzung der Burgen Trifels und Marienburg schob er sich mitten hinein in den mächtigen Komplex der salischen Hausgüter und von ihnen herab beherrschte er die Speierer Ebene. Gegen den Kaiser fand Adalbert einen Rückhalt an der strengkirchlichen Partei, zu der er übergetreten war und der er nun seinen ganzen Eifer widmete. Statt den Grundpfeiler der kaiserlichen Machtstellung abzugeben, war Mainz unter Adalberts Führung nur dazu bestimmt, die Vermittlerrolle zwischen Sachsen und den Gregorianern zu übernehmen. Dieser drohenden Koalition mußte Heinrich entgegentreten. Er bemächtigte sich der Person des Erzbischofs, als er ihm bei Langendorf an der fränkischen Saale auf seinem Zuge gegen Sachsen (Dezember 1112) zufällig begegnete. Es war der zweite Erzbischof, welcher der Gewaltthat Heinrichs und seiner Helfer erlag. Das Schicksal Konrads von Salzburg und Adalberts entstammte derselben Quelle. Graf Hoier brachte den Feldzug gegen Sachsen zu Ende; Pfalzgraf Siegfried fiel im Kampfe, der alte Wiprecht von Groitzsch wurde gefangen und wanderte als der erste in die Kerker von Trifels, der nun gewissermaßen zum Reichsgefängnisse gemacht wurde. Ludwig von Thüringen entkam. Die lothringische Pfalzgrafschaft kam an Gottfried von Calw; in Sachsen wurde Hermann von Winzenburg gegen Gertrud mit einer Markgrafschaft ausgerüstet; die Burggrafschaft von Meißen erhielt Heinrich Haupt. So schien das Königtum, gestützt auf seine oberrheinische Stellung, der nun die Einkünfte von Mainz, wie einst unter Heinrich IV eine große Festigkeit gaben, allseits der Feinde Herr zu werden.

Es war am 7. Januar 1114, daß Heinrich in Mainz Hochzeit hielt mit Mathilde, der jugendlichen Königstochter von England. Eine prächtige Schar von Fürsten und



Papst Paschalis.

Bischöfen, Adeligen und Geistlichen umgab das Brautpaar, und wie eine großartige Siegesfeier bot sich diese mit allem Pomp in Scene gesetzte Vermählung dar. Als wären die Tage Konrads II und Heinrichs III wiedergekehrt, so schien es. Bald aber war alle Festesfreude verstummt, als Ludwig von Thüningen, der sich mit den andern eingefunden hatte, plötzlich verhaftet wurde. Erbitterung und Bestürzung traten an die Stelle des Jubels, und die allen drohende Gefahr vereinigte die Fürsten bald zu positivem Vorgehen. Eine Verschwörung entstand, deren Ausbruch nicht lange auf sich warten ließ. Die Gegensätze in den Volkskreisen, wie sie unter Heinrich IV bestanden, traten mit neuer Schärfe hervor und belebten die alte Opposition gegen das zur Tyrannei ausartende Königtum. Doch auch jetzt wäre die Verschwörung kaum von weiterer Bedeutung gewesen, hätte nicht des Kaisers Gewaltherrschaft das Gefühl der Unsicherheit in allen Kreisen erweckt, auch in denen, die einst seinem Vater mit unwandelbarer Treue anhingen.

Gegen Ende Mai 1114 führte Heinrich ein Heer den Rhein hinab, um die Friesen, wie es in Mainz bestimmt worden war, wieder zu unterwerfen. Die Kölner gerieten in einen Hinterhalt der Friesen, aber Herzog Lothar von Sachsen befreite sie aus der Gefahr. Sofort erwachte das Mißtrauen der Kölner gegen Heinrich V wieder; man glaubte, er selbst habe sie in die Hand der Friesen geliefert. Das Kontingent der Kölner Bürgerschaft verließ das kaiserliche Heer und eilte nach Hause. Der Erzbischof Friedrich folgte, ebenso eine große Zahl niederrheinischer und westfälischer Grafen und Herren. Wieder ertönt das alte Lied: ein königlicher Ministeriale habe durch sein herrisches Auftreten den Abfall des lothringischen Adels herbeigeführt. Heinrich gab den Zug gegen Friesland auf und eilte, die Kölner zu bestrafen. Bis Bonn und Jülich wurde das Land verwüstet, aber die Stadt hielt sich, und der Kaiser zog ab. Gegen Ende des Jahres stand ganz Sachsen und Thüringen wieder in hellen Flammen. Heinrich mußte sich auf einen längeren Kampf gefaßt machen.

Die Gregorianer waren indessen nicht müßig gewesen. Hielt auch der Papst, seines Eidschwures gedenkend, lange an sich, ganz konnte er die Forderungen seiner Freunde nicht zurückweisen. Namentlich die Herren der französischen und burgundischen Kirche drängten fortwährend in den Papst, das Investiturprivilegium zurückzunehmen. Er sträubte sich, doch kam es auf der Lateransynode des Jahres 1112 zu einer Einigung des Papstes mit seinen Freunden. Nicht er nahm das Investiturprivileg zurück, sondern die Synode, dafür mußte der Papst ein Glaubensbekenntnis ablegen, in welchem er sich streng auf den Standpunkt Gregors VII und Urbans II zurückstellte und deren Dekrete sämtlich anerkannte. Mit der Genehmigung desselben Papstes berief Guido von Vienne zum 16. September 1112 eine Synode, die sich nur gegen den Kaiser richten konnte. Das Ende war denn auch, daß man über Heinrich V den Bann verhängte. Unter der

Androhung des Ungehorsams und Abfalles forderten dann diese frommen, in Vienne versammelten Herren für ihr übereifriges Thun und Treiben die Anerkennung des Papstes. Und der gewährte sie ihnen in allgemeinen Ausdrücken. Man kann nur fragen: wer war der Charakterlosere, wer der von niedrigem Egoismus mehr Beseelte? Dieser Papst, der sich schon zu so manchem verstanden hat, wird sich auch zu noch mehr verstehn. Der Kaiser durfte auf der Hut sein, zumal das Vorgehen Guidos von Vienne nicht vereinzelt dastand. Denn schon hatte Kuno, der päpstliche Legat im gelobten Lande, zu Jerusalem im Jahre 1111 den Bann über Heinrich ausgesprochen, da er von den Vorgängen in St. Peter Nachricht erhalten. Jetzt war zu befürchten, daß dieser und jener Feuerkopf dem Beispiel so hervorragender Männer folgen würde.

Aus seinem Schwanken und Wanken war der deutsche Episcopat auch mit der Thronbesteigung Heinrichs V nicht herausgekommen. Er kannte sich vollends nicht mehr aus, als der Kaiser die Investitur als sein vom Papste anerkanntes Recht unbeschränkt ausübte und obendrein in die volkstümlichen Bahnen der väterlichen Politik zurücklenkte. Was sollte dieses Ausspielen der Bürgerschaft und Ministerialität gegen die Bischöfe? Die Erhebung in Sachsen und am Niederrhein mußte auch die Bischöfe aufmerksam machen, mehr aber noch das kühne Vorgehen der Strengkirchlichen in den Nachbarländern. Kam es zu einer neuen Regelung der Investiturfrage, so konnten die Bischöfe hoffen, eine gesundere Stellung in Deutschland wiederzuerlangen, als sie eben einnahmen. So mußten sie dafür sorgen, daß die sächsische und klerikale Bewegung gegen das Kaisertum Fühlung mit einander gewannen. Einer der ersten, welche in diesem Sinne wirkten, war der Erzbischof Friedrich von Köln. Giesebrecht teilt die Worte mit, welche er an Otto von Bamberg richtete. „Alle kirchliche Autorität“, sagte er, „dient jetzt nur zum Erwerbe des Hofes. Die Bischöfe können keine Synode halten; die ganze kirchliche Verwaltung ist an den Hof gegangen, um Geld zu erpressen, und die Bischofsstühle werden mit königlichen Pächtern besetzt. So wird das Bethaus zu einer Mördergrube gemacht, und vom Heil der Christenseelen kann da keine Rede sein, wo es nur darauf abgesehen ist, den unersättlichen Schlund des königlichen Fiskus immer von neuem mit Geld und Gut zu füllen.“ Die Stellung des deutschen Klerus war eben wieder vollständig untergraben. Die Regalien besaß man, aber der Einkünfte bemächtigte sich der König, und er mußte dies um so mehr thun, als man ja genugsam erfahren hatte, daß auch mit dem Zuwachs an Selbständigkeit die Selbstsucht des Klerus nicht abgenommen hatte. Die Schatten eines Anno und Adalbert, eines Siegfried von Mainz, ragten selbst in diese Zeit noch warnend herein und ließen den König dafür sorgen, dem Klerus wenigstens die Mittel so viel als möglich zu entziehen, durch welche seine Selbständigkeit eine gefährliche Macht hätte werden können.

Im Anfang des Jahres 1115 stand Heinrich mit einem Heere in Sachsen. Am 11. Februar kam es zum Zusammenstoß am Welfesholze. Die Kaiserlichen wurden vollständig geschlagen. Die Kunde von einem Doppelsiege durcheilte die sächsischen Gaue, denn am 9. Februar hatte Otto von Ballenstedt einen glänzenden Sieg über die Wenden errungen. Sachsen war dem Kaiser verloren. Er zog nach Mainz zurück.

Und auch die Päpstlichen waren in vollem Angriff. Kuno von Präneste hatte als päpstlicher Legat in Gallien am 6. Dezember 1114 zu Beauvais aufs neue den Bann über Heinrich ausgesprochen. Am 28. März 1115 wiederholte er den Bann in Reims und am 19. April ebenso in Köln. Die Bewegungen rannen zusammen. Es war das Ende, daß der Kardinal Dietrich am 8. September zu Goslar dem Beispiele Kunos und Guidos folgte. Die sächsischen Fürsten hatten ihn selbst eingeladen.

Im November 1115 sollte in Mainz ein Fürstentag zusammentreten. Er kam nicht zustande, da zu wenige erschienen. Aber Bürgerschaft, erzbischöfliche Vasallen und Dienstleute forderten vom Kaiser die Freilassung Adalberts. Die Stimmung war also auch in diesen Kreisen umgeschlagen, und Heinrich mußte in die Forderung willigen. Es war eine zweite empfindliche Niederlage, die Heinrich traf, denn trotz aller Eide eilte Adalbert sofort nach seiner Freilassung nach Köln zu einer Beratung mit den kirchlichen und sächsischen Aufrührern. Bischof Erlung von Würzburg erschien als kaiserlicher Bevollmächtigter und

Unterhändler in Köln, richtete aber nichts aus und trat schließlich sogar ins feindliche Lager über. Dafür nahm ihm Heinrich seine bedeutende weltliche Macht, welche einer herzoglichen in Ostfranken gleichkam. Konrad von Staufen wurde zum ostfränkischen Herzog erhoben. Dieses Schwanken zwischen dem ersten und zweiten Zugeständnisse des Papstes, der Regalien und der Investitur, konnte nicht von Dauer sein. Ueberblicken wir aber die Stellung Heinrichs in Deutschland, so müssen wir zugestehen, daß sie jetzt, nachdem der Bann der päpstlichen Legaten in Köln Anerkennung gefunden, keine wesentlich festere war, als sie einst sein Vater in den Tagen von Tribur und Oppenheim besessen. Ein Glück für ihn, daß der Tod der Markgräfin Mathilde (Juli 1115) ihm die Aussicht auf eine großartige Machtstellung in Italien eröffnete. Er eilte, sich in derselben zu befestigen, und um so eher konnte er dann auch auf eine glückliche Wendung in den deutschen Wirren hoffen, als der Papst bisher die Bannsprüche seiner Legaten anzuerkennen gezögert hatte.

Im Februar 1116 ging Heinrich über die Alpen. Im Besitze der Mathildinischen Erbschaft hoffte er den Papst abermals in seine Gewalt zu bringen. Der größte Teil der markgräflichen Besitzungen waren Allodien, auf welche Heinrich V als Urenkel der burgundischen Gisela, einer Großtante Mathildens, den nächsten Anspruch hatte. Auch hatte Mathilde sich über ihren Nachlaß mit Heinrich verständigt, trotzdem sie ein früheres Testament zu Gunsten des Papsttums gemacht hatte. Aber von dieser Seite wurden merkwürdiger Weise in jener Zeit gar keine Ansprüche erhoben, und so gelangte Heinrich unmittelbar und unangefochten in den Besitz der reichen Güter, welche ihn zum ersten Grundbesitzer des oberen und mittleren Italiens machten. Auch die Städte und den lombardischen Adel wußte Heinrich sich jetzt vollkommen zu gewinnen. Nur Mailand und Pavia entzogen sich seinem Einfluß, indes viele andere ihm die Sicherung und Vermehrung ihrer erworbenen Rechte und Freiheiten verdanken.

Neue Unterhandlungen hatte Heinrich mit dem Papste eröffnen lassen. Allein die Fastensynode des Jahres 1116 arbeitete seinen Bestrebungen entgegen. Doch war der Papst trotz aller Zugeständnisse nicht dahin zu bringen gewesen, selbst den Bann über Heinrich auszusprechen. Auf die Einladung des gegen den Willen des Papstes von den Römern erwählten Präfekten zog Heinrich dann im März 1117 selbst gegen Rom. Festlich wurde er am Ostersonntag (26. März) empfangen, aber Paschalis hatte sich bei seiner Annäherung entfernt und sich über Benevent nach Capua begeben. Neue Unterhandlungen ließ Paschalis durch drei Kardinäle anknüpfen. Heinrich wies ihre Anerbieten zurück. Und so verlegte sich der Papst darauf, den Widerstand aller Orten gegen den Kaiser zu schüren. Er trat mit den eifrigsten Feinden Heinrichs in Deutschland jetzt in direkte Verbindung und belobte den Erzbischof Friedrich von Köln, der ebenfalls den Bann über Heinrich verhängt hatte. Erst nach des Kaisers Abzug kehrte der Papst nach Rom zurück, aber bald warfen die Aufregungen, Entbehrungen und Leiden der letzten Zeit ihn auf das Krankenlager. „Hinter den Mauern der Engelsburg, fast wie ein Gefangener in seiner eigenen Stadt, ist Paschalis gestorben. (Januar 1118).“ In der Kirche des Lateran wurde er beigesetzt, da der Präfekt von Rom auch dem Toten die Thore St. Peters verschlossen hielt.

Schon am 24. Januar wählten die Kardinäle den bisherigen Kanzler Johann von Gaeta und inthronisierten ihn als Gelasius II. Der Kaiser hoffte auf ein Einverständnis mit dem neuen Papste und brach nach Rom auf. Aber Gelasius entzog sich der Zusammenkunft durch die Flucht. In Gaeta trafen kaiserliche Gesandte die Flüchtlinge und luden sie zur Heimkehr nach Rom ein. Gelasius aber verzichtete auf dieselbe, und so entschloß sich Heinrich, den Erzbischof Moritz von Braga, genannt „Burdinus“ als Gregor VIII zum Gegenpapste zu erheben. Am 8. März erhielt Gregor VIII die päpstliche Weihe in St. Peter, am 10. März Gelasius dieselbe zu Gaeta. Man sieht, es kam schon auf den Vorsprung an. Es ist ja gewöhnlich das Ende aller Theorie, daß sie zu den krassesten Mitteln der Praxis zurückgreift, um sich Anerkennung zu verschaffen. Man hatte wieder einmal ein Schisma, und damit die Nachahmung vollständig sei, sprach Gelasius am 7. April zu Capua den Bann über Heinrich und den Gegenpapst aus. Mit solchen trostlosen Wiederholungen scheint sich die Weltgeschichte fast selbst zu ironisieren.

Wohl gelang es Gelasius, als Heinrich sich zur Heimkehr anschickte, nach Rom zu kommen, bald aber gab er die Stadt auf und floh über Genua und Marseille nach Burgund. Der Schwerpunkt des kirchlichen Streites hatte sich verschoben. Nicht von Rom aus, sondern von Frankreich und Burgund aus, lohte nun der Kampf der Gregorianer gegen Heinrich empor. Ob er Deutschland mit fortreißen werde, war die Frage der nächsten Zukunft. Heinrich kehrte nach Deutschland zurück.

„In diesen Jahren hörte in Deutschland der Gottesfriede auf, wie Eckehard zu den Jahren 1116 und 1119 anmerkte: die neue Erhebung der Ritterschaften, die Erschütterung der Kirche, die Mattlegung des Königtums gaben allen Elementen freie Bewegung, welche durch ihn umgarnt worden waren." (Nitzsch). Drei Erscheinungen sind es, welche allmählich unsere Aufmerksamkeit immer mehr in Anspruch nehmen: das Emporblühen der staufischen Ministerialität, die Rivalität dieser mit dem sich neu und fester zusammenschließenden Herzogtum Sachsen und abseits von diesen Bewegungen und doch gleichsam in der Mitte beider die Erstarkung der herzoglichen Gewalt in Bayern. Diese drei Erscheinungen sind nicht nur durch einander bedingt, sondern entstammen in ihrer Gesamtheit dem Gange der Reichspolitik, den dieselbe seit dem Tode Heinrichs III eingeschlagen. Wiesen wir früher darauf hin, daß nur auf der gegenseitigen Anerkennung der nationalen Eigenschaften der einzelnen europäischen Völker eine größere allgemeinere Herrschaft sich begründen ließ, so greift die Ahnung dieses Prinzipes nun auf die deutschen Stämme selbst über. Auch hier trieb der unbewußte Kampf um die Stammeseigentümlichkeiten zu einer naiven Erkenntnis. Die Stammeshegemonie zeigte sich seit den Tagen Heinrichs II als unmöglich. Ein deutsches Reich konnte in der Zukunft nur auf der gegenseitigen Anerkennung der deutschen Stämme sich aufbauen, nachdem die absolute Herrschaft sich als unausführbar erwiesen. Die Neuerstarkung der Herzogsgewalten war das Endergebnis dieser Kämpfe. Nach dem Gange dieser Entwicklung wird es uns daher nicht auffallen, wenn wir noch oftmals hier und dort ein Zurückstreben in alte Bahnen wahrnehmen. Und dieses Zurückstreben tritt uns in dieser Zeit wieder deutlich vor Augen in der Rivalität der staufischen Ministerialität und der sächsischen Herzogsgewalt. Als ob bei jener die alten Gedanken, welche wir einst am Goslarer Hofe unter Heinrich IV erkannten, wieder neu erwacht wären, so schien es, und der Verwirklichung dieser Gedanken strebte man in Sachsen entgegen, indem man dem alten Triebe zur Herstellung einer starken monarchischen Stammesgewalt von neuem folgte. Gerade diese hitzige Rivalität zwischen Schwaben und Sachsen, die uns dort in dem neuen Bilde der Sammlung aller ministerialen Elemente um das Herzogtum, hier in der Sammlung aller Stammeskräfte um die herzogliche Gewalt entgegentritt, erscheint uns als notwendige Begleitung zu der ruhigeren und steteren Entwicklung in Bayern. Gleichsam als verbindendes Mittelglied steht diese letzte Entwicklung zwischen der schwäbischen und sächsischen. Waren es in Schwaben die neuen Prinzipien, welche um Anerkennung rangen, in Sachsen dagegen die Prinzipien einer älteren Entwicklungsstufe, so vereinigten sich beide Formen in der Sammlung bayerischer Volkselemente um das welfische Herzogshaus. Hier war das Stammesleben endgültig zerrissen, und doch bot das welfische Haus den westbayerischen Elementen fürs erste einen neuen belebenden Mittelpunkt. Wie hier die Welfen, faßten östlich die Babenberger immer festeren Fuß und wenn auch eine vollkommene Wiedervereinigung aller Bayern damit unmöglich wurde, so ward doch durch die doppelseitige Vereinigung die Grundlage zu einer neuen kräftigen und gesunden Fortentwicklung geschaffen.

Lag in der Rivalität zwischen Schwaben und Sachsen in jener Zeit für Bayern die günstige Wirkung, daß das welfische Herrscherhaus sich ruhig in seiner Würde befestigen konnte, so mußte nach dem Austrage jener Zwistigkeiten die alte Rivalität zwischen Staufern und Welfen, welche nur zurückgedrängt, nicht aufgehoben war, für die Zukunft beunruhigend wirken. Aber schon war neben dem welfischen Hause ein anderes Geschlecht auf den Plan getreten, welches dann die Fortentwicklung in Bayern unter seine Führung und Leitung nahm. Gerade in dem Auftreten der Wittelsbacher, in dem Wiedererstarken des alten Hauses der Liutpoldinger, erkennt man jene vermittelnde und vereinigende Macht zwischen alter und neuer Zeit um so deutlicher.

Verweilen wir einen Augenblick bei den Familienverbindungen der Welfen und Wittelsbacher, so wird uns klar, wie selbst hier die Stellung Bayerns ihren natürlichen Ausdruck findet. Otto, Graf von Wittelsbach, welcher als der fünfte seines Namens uns begegnet, war der Sohn des Grafen Eckehard von Schyren und der Richardis, einer



Otto von Wittelsbach.

Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen. Auch er gehörte jenem Kreise nordgauischer Herren an, unter denen Markgraf Dietpold vom Norgau und Graf Berengar von Sulzbach die treuesten Anhänger Kaiser Heinrichs waren. Durch seine Gemahlin Heilika, die Erbtochter des Grafen Friedrich von Lengenfeld, erhielt Ottos Macht in jenen Gegenden einen bedeutenden Zuwachs. Auch vermehrte Heinrich durch reiche Schenkungen das Gut seines Getreuen, den er in den letzten Jahren der Regierung Welfs II (— 1020) zum

Pfalzgrafen von Bayern erhob. In seinem jüngeren Nachwuchs strebte so das alte Geschlecht der Liutpoldinger noch einmal empor, und wie die Ausführung des Gedankens, der einst als Ahnung dem Ahnenhause vorgeschwebt, erscheint uns die dann folgende Herrschaft der Wittelsbacher in Bayern. Ottos Schwager war Heinrich, der seinem kinderlosen Bruder Welf II in der bayerischen Herzogswürde nachfolgte. Auch er war vermählt mit einer Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, namens Wulfhilde, während seine Tochter Judith vermählt war mit Herzog Friedrich von Schwaben, und Sophie mit Herzog Berthold III von Zähringen. Die letztere vermählte sich später in zweiter Ehe mit dem Markgrafen Liutpold dem Tapfern von Steiermark.

Diese weitverzweigten Verbindungen der beiden ersten bayerischen Familien mußten in den Kämpfen der Schwaben und Sachsen ein Gegengewicht bilden, sie mußten außerdem, so lange die Politik dieser Familien mit der kaiserlichen Hand in Hand ging, dieser selbst wieder einen bedeutenden Vorschub leisten, um so mehr, als die Interessen der Welfen und Wittelsbacher mit denen des Kaisers in Sachsen gemeinsam waren. Und sehen wir die Macht dieser großen Adelshäuser, so erkennen wir, wie die königliche und kaiserliche Herrschaft nur mehr auf der Rivalität dieser reichen und mächtigen Familien beruhte, und kaum mehr auf einer persönlichen Uebermacht des Kaisers selbst. An Macht drohte das Fürstentum das Kaisertum zu überflügeln, und wie einst der junge Heinrich IV wird das salische Königtum wieder in die Gewalt der Fürsten kommen, wenn diese das sie einigende Interesse erst erkannt haben. Was wollte wohl das Königtum des letzten Saliers gegen eine Macht, wie Herzog Lothar sie in Sachsen entfaltete und neu zusammenfaßte? Das mainzische Erzbistum, einst der stete Rival des sächsischen Herzogtums, stand mit Lothar in der engsten Verbindung, und so entzog sich das nördliche Deutschland dem königlichen Einflusse fast ganz.

Und fragen wir, warum das in Süddeutschland nicht gleicherweise der Fall war, so müssen wir diese Thatsache einerseits der Rivalität zwischen den großen süddeutschen Familien, in Schwaben der Staufer und Zähringer, in Bayern der Welfen und Wittelsbacher, zuschreiben, andrerseits aber den Hauptgrund darin erkennen, daß das königliche Geschlecht der Salier in beiden Ländern seine treuesten Anhänger fand, eine Thatsache, die nur als eine Folge der Politik der ersten Salier betrachtet werden kann. Wir hörten von den treuen bayerischen Pfalzgrafen Kuno und Rapoto, welche dem Kaiser auch gegen ihren Herzog Welf I Beistand leisteten. Ein neuer Schachzug der kaiserlichen Politik scheint uns daher die Ernennung Ottos von Wittelsbach zum Pfalzgrafen, dessen Schwager Herzog von Bayern war oder doch bald darauf wurde. Waren doch die Welfen wirklich das erste deutsche Herzogsgeschlecht, das sein Amt wieder erblich auffaßte, und das mußte den Kaiser zur Vorsicht mahnen um so mehr, als die feindlichen Parteien in Deutschland sich des kaiserlichen Namens bereits zum Deckmantel ihrer Parteigelüste bedienten, als die Staufer als Freunde Heinrichs, wie die Sachsen als Gegner desselben auftraten. Die Unsicherheit der kaiserlichen Machtstellung allein gab diesen Parteibestrebungen so weiten Spielraum, und „die Empörung gegen Heinrich war während seiner Abwesenheit in ein verbissenes Ringen der mainzisch-sächsischen und der staufisch-oberrheinischen Machtgruppe übergegangen.“ Die Stellung des Kaisers diesen Gruppen gegenüber hatte sich damit vollkommen geändert.

Im Herbste 1118 erschien Heinrich unerwartet in Deutschland. Er erkannte sofort seine Stellung zwischen den Parteien und nicht mehr wie bisher auf dieser oder jener Seite. Bald durch Drohungen, bald durch Lockungen, bald durch Gewalt, bald durch Nachgiebigkeit suchte er die Fürsten zum Frieden zu bewegen, und seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg, um so mehr als im Januar 1119 von Cluny die Kunde eintraf, Papst Gelasius sei dort gestorben. Die Unterhandlungen, welche an dem Mißtrauen des Hingeschiedenen gescheitert waren, konnten jetzt von neuem aufgenommen werden. Als Guido von Vienne in Cluny eintraf, wurde er am 2. Februar von den anwesenden Kardinälen zum Papste gewählt. Schon in der neuen Wahl kündete sich das veränderte System an: Guido war kein Mönch gewesen; er war seit dem Tode Alexanders II der erste Weltgeistliche, welcher wieder einmal den Stuhl Petri bestieg. Wir hörten von der

Antipathie des Weltklerus und der Klostergeistlichkeit und wir wissen, was diese Wahl zu bedeuten hatte.

Doch nicht nur das: Guido stammte aus fürstlicher Familie. Mit den Capetingern und Saliern war er verwandt, die Könige Italiens zählte er zu seinen Ahnen, die Könige von Castilien und England waren Neffe und Vetter von ihm. Führte ihn seine Neigung auch zu noch innigerem Bunde mit den Capetingern, so war doch andererseits natürlich, daß der Episcopat, dem Guido geistig entstammte, wie das weltliche Fürstentum, aus dem er wirklich hervorgegangen war, seine nächsten Verbündeten sein mußten. Und doch drängte es gerade ihn, der ehedem als Erzbischof einer der heftigsten Gegner Heinrichs gewesen war, seinen Frieden mit dem Kaiser zu schließen. Gerade er erkannte, daß die mönchische Strenge seiner Vorgänger nicht dazu geeignet war, den Zank aus der Welt zu schaffen. Calixt II — so nannte sich Guido als Papst — gedachte zum Herbst ein großes Konzil nach Reims zu berufen. Aber schon in Tribur, wohin der Kaiser im Juni die Fürsten geladen, erschienen Gesandte aus Rom und Vienne. Der Weg war gebahnt, die deutsche Kirche begann in Calixt den rechtmäßigen Nachfolger Petri zu sehen; Burdinus schien vergessen.

Auf einen Umstand ist hier aufmerksam zu machen. Die Autorität des Kaisertums hatte in den langjährigen Kämpfen furchtbare Stöße erlitten. Das Papsttum hatte, wie das Fürstentum, die totliegenden Rechte der alten Kaiser an sich genommen. Trotz alledem fühlte man allenthalben, daß eine weltliche Autorität notwendig war, daß man dem Kaisertum nicht alles nehmen konnte, daß man gewissermaßen solidarisch verpflichtet war, dasselbe in seiner Machtfülle zu erhalten. Wie sollte das geschehen, wenn man die im Kampfe eroberten Rechte nicht wieder aufzugeben gedachte? Wie konnte das geschehen, da doch kaum ein Recht der Kaiser in seiner Totalität begrenzt und aufgezeichnet war? Die Konstruktion kam da zu Hilfe. Was einst das Papsttum mit den pseudoisidorischen Dekretalen gethan, versuchte nun das Kaisertum mit Hilfe der römischen Rechtslehrer. Sie und unter ihnen vor allen Irnerius erklärten das absolute Recht der römischen Imperatoren und forderten dasselbe für die römischen Kaiser. Läßt sich auch nicht bezweifeln, daß das Studium dieser alten Rechtsquellen einen großen Vorteil bot, so ist doch andererseits gewiß, daß eine grauenhafte Rechtsverwirrung kommen mußte, sobald die Rechtsgrundsätze jener alten, vollkommen in sich abgeschlossenen Epoche Einfluß auf die naiven Anschauungen unseres Volkes gewannen. Damals begann diese fremde Einwirkung ganz allmählich. Wir werden ihren Folgen begegnen.

Solche abstrakten Untersuchungen über das kaiserliche Recht waren nicht dazu angethan, die Gegner zu beruhigen. Was konnten sie darauf erwidern, sie, die den Weg der Abstraktion längst beschritten? „Gelang es jetzt dem Kaiser, die fürstliche Opposition in Deutschland niederzuwerfen, so drohte das Kaisertum sich auf den Trümmern der deutschen Kirche gänzlich vom Einfluß der Kurie zu emanzipieren. Und dem entspricht es, daß sich jetzt selbst unter den gemäßigten Mitgliedern des römischen Klerus die Ansicht Bahn brach, was man bis jetzt gefordert, sei nichts mehr und nichts weniger als ein Umsturz der deutschen Verfassung, die deutschen Bischöfe seien nicht nur Kirchenhäupter, sondern Kirchenfürsten, über deren Mittel notwendig dem Könige eine Verfügung zustehen müsse."

Das Konzil trat in Reims am 20. Oktober 1119 zusammen. Unterhandlungen waren mit dem Kaiser eingeleitet. Ihr Abschluß schien bevorstehend. Der Kaiser hatte versprochen, auf die Investitur der Kirchen Verzicht zu leisten. Noch vor Schluß des Konzils sollten die Akten darüber mit dem Papste persönlich ausgetauscht werden. Am 23. Oktober eilte der Papst nach Mouzon. Der Kaiser hatte in der Nähe ein Lager bezogen. Aber die Menge seiner Truppen (30,000 Mann) beunruhigte den Papst. Man argwöhnte, las die Urkunden nochmals, und da fand man denn wie immer, daß der andere Teil unredlich gehandelt habe. Nur von der Investitur der Kirchen war da die Rede, nicht aber der Kirchengüter. Es ging eine Gesandtschaft an Heinrich ab, welche den Verzicht auf die Investitur auch der Kirchengüter fordern sollte. Heinrich aber sagte, darüber müsse er erst mit den Fürsten Rücksprache nehmen. Calixt II geriet außer sich,

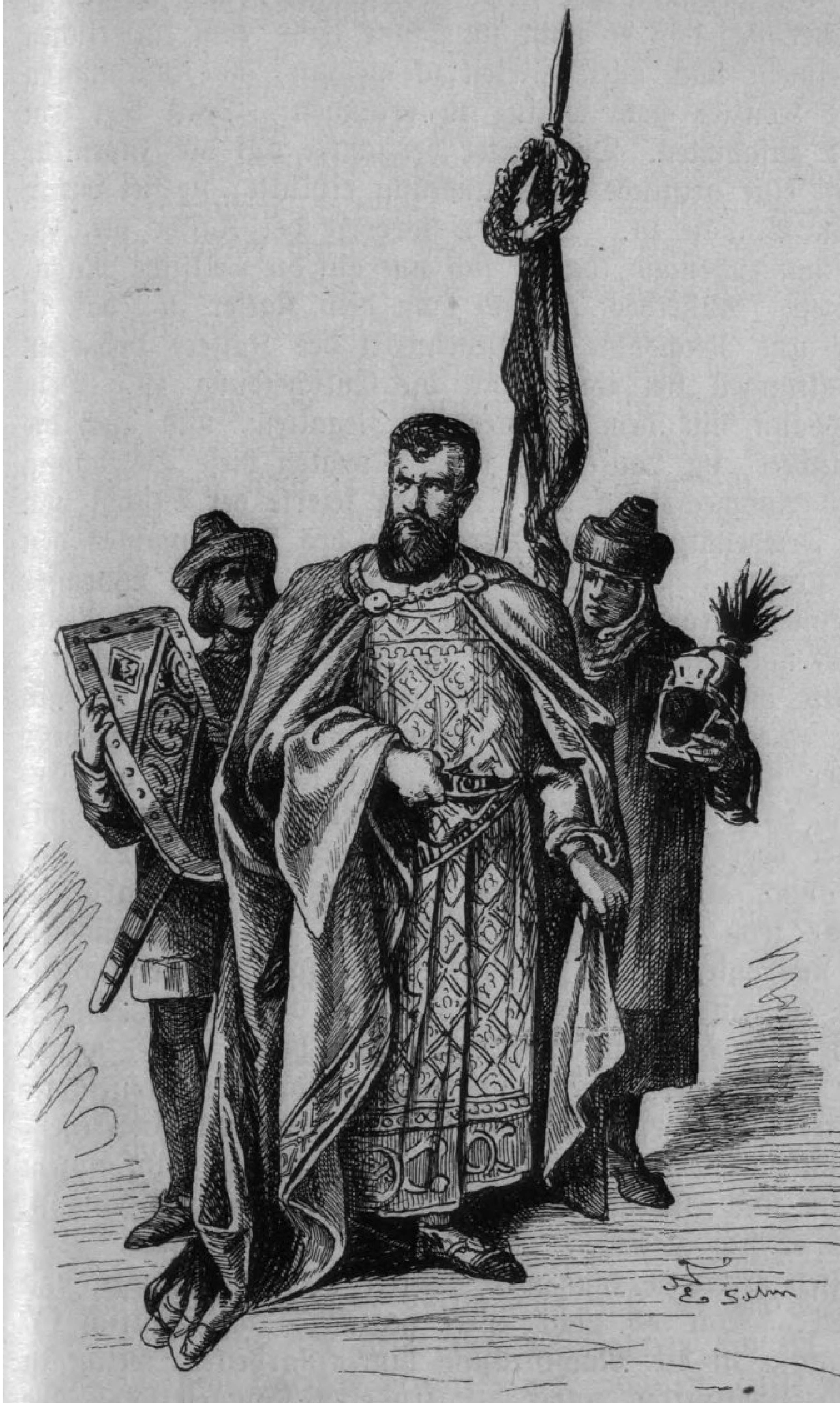
eilte am 26. Oktober nach Reims zurück und am 30. schloß er das Konzil mit der Verkündigung des Bannes über Heinrich und den Gegenpapst.

Trotzdem kam es damals in Reims zur Verzeichnung derjenigen Linien, auf denen dann einige Jahre später das Friedenswerk errichtet wurde. Hatte Heinrich auf die Investitur der Kirchengüter Verzicht leisten wollen, so stieß der Papst mit dieser Forderung auf den Widerstand des Klerus selbst. Er mußte sich mit dem Verbote der Laieninvestitur in Bezug auf Bistum und Abtei begnügen, aber ganz von dem Verbote absehen, welches die Laieninvestitur der Kirchengüter mit Strafen belegte. Damit verließ er die Pfade Gregors VII, der „die Kirche mit allen ihren Besitzungen aus dem Lehensverbande und damit aus der Abhängigkeit von den weltlichen Gewalten hatte lösen wollen". Damit aber trat Calixt zugleich auch den Forderungen derjenigen näher, welche für den Kaiser das Recht der freien Verfügung über die Kirchengüter verlangten. Es scheint unglaublich, daß man zu einer solchen Erkenntnis eines halben Jahrhunderts des fürchterlichsten Kampfes bedurfte. Und doch war es so. Eine bedeutsame und tief lehrreiche Thatsache für diejenigen, welche glauben, eine neue Idee dürfe nur verkündigt werden, um Anklang zu finden. Erst im Kampfe mit dem Bestehenden findet jede neue Idee die Anerkennung, deren sie bedarf, um in die Wirklichkeit übergeführt zu werden; im Kampfe erst erringt sie sich die Form, welche sie allseitig begrenzt und so als ein reales Wesen dem Verständnis der Menschen näher bringt.

Waren die Verhandlungen in Mouzon gescheitert, so kam es doch nicht mehr zu jenen gewaltigen Ausbrüchen fanatischer Leidenschaft, wie wir dieselben früher bemerkten. Die Welt war müde, und wie Heinrich in Deutschland sein Ansehen nach und nach trotz des Bannes befestigte, so der Papst in Italien. Die Kölner Bürgerschaft nahm den Kaiser freundlich innerhalb der Stadtmauern auf, und der Erzbischof Friedrich zog grollend von dannen; in Sachsen sammelte sich eine Partei, welche mit dem Kaiser wieder in Unterhandlung trat, nur die Bischöfe setzten auch hier wie am Rhein den Widerstand fort. Indes fiel in Sutri der Gegenpapst Burdinus den Römern in die Hände. Sein trauriges Ende zeigte, daß die Zeiten vorüber waren, wo man als kaiserlicher Gegenpapst eine dauernde Herrschaft zu begründen hoffen konnte. Das Papsttum konnte nur mehr in freier und unabhängiger Stellung die Anerkennung des Abendlandes finden; einem Vasallen des Kaisers wäre diese Anerkennung versagt worden, wie einem Vasallen der Krone Frankreichs. Und Calixt verstand das Wehen des Zeitgeistes und emanzipierte sich von Frankreich ebenso, wie er sich vom Kaisertum emanzipiert hatte.

Es war Erzbischof Adalbert von Mainz, der die Siege des Papsttums in Italien für Deutschland ausnützen wollte. Immer schürte er gegen den Kaiser, ohne jedoch zu größeren Resultaten zu gelangen. Denn auf die Staufer und Zähringer gestützt, behauptete sich Heinrich in Schwaben, das Ansehen des Herzogs von Bayern bürgte ihm für dieses Land; an Main und Oberrhein war des Kaisers Stellung unerschüttert, und auch in Sachsen zählte er manche Freunde. Herzog Welf II war im September 1120 ohne Erben gestorben. Noch bei den Verhandlungen in Mouzon hatte er dem Kaiser wesentliche Dienste geleistet. Der stand nun auch nicht an, den Bruder des Verstorbenen, Heinrich IX, mit dem Beinamen des Schwarzen, als Herzog von Bayern anzuerkennen. Es geschah dies um dieselbe Zeit, als Otto von Wittelsbach zum Pfalzgrafen erhoben wurde. Beide Schwäger hielten, wie wir hörten, treu zum Kaiser, und nicht am wenigsten mag es ihnen und ihrem weitreichenden Einflusse zu danken gewesen sein, daß eine letzte Katastrophe vermieden wurde.

Nach Pfingsten 1121 führte Heinrich ein Reichsheer gegen Mainz. Die Bürgerschaft hatte die Partei der Gegner ergriffen. Da eilte auch Adalbert aus Sachsen herbei, seine Stadt zu schützen. Aber auf beiden Seiten tauchte der Gedanke an friedlichen Vergleich auf. Zwölf Fürsten von jeder Seite sollten in Würzburg demnächst die Bedingungen beraten. Der Kaiser stimmte sofort zu. Die Zeit war gekommen, von der wir oben sprachen. Die Fürsten drangen zur Erkenntnis ihres gemeinsamen Interesses durch. Der Papst verlor an ihnen den unbedingt ergebenen Bundesgenossen ebenso, wie der Kaiser. Zwischen Papsttum und Kaisertum standen die deutschen Fürsten. Der weitere Kampf



Heinrich IX (der Schwarze) von Bayern.

wurde damit zur Unmöglichkeit, und die Fürsten waren es, welche nunmehr den Frieden diktierten. Fünfzig Jahre hatte der Bürgerkrieg gewährt; der Fürsten Macht und Selbständigkeit war in ihm so gewachsen, daß sie nun als Schiedsrichter zwischen Papst und Kaiser auftreten konnten. Fürwahr ein großartiger Erfolg, der für den Gang der weiteren Entwicklung nicht ohne die bedeutendsten Folgen blieb!

Ende September 1121 trafen die Fürsten mit dem Kaiser in Würzburg zusammen. Nur der bayerische Adel fehlte, aber nicht aus böser Absicht. König Heinrich gab die Verhandlungen frei. Nicht nach seinem eigenen Befinden, noch nach den Aussprüchen seiner Getreuen, nur nach der Entscheidung der Fürsten sollte das Urteil gefällt werden. Wie anders waren die Zeiten geworden seit jenen Tagen, da der junge Heinrich IV die volle Emanzipation des Königtums von dem fürstlichen Beirate in Goslar versuchte! Und so beschloß man denn die Herstellung eines festen Friedens: dem Kaiser sollte sein Hausgut und das Reichseigentum gesichert werden, die Kirchen sollten das Kirchengut zurückerhalten, und sonst die einzelnen Beraubten wieder zu dem Besitze des Ihrigen gelangen. Der Kaiser hatte demnach den Bischöfen von Speier und Worms die Amtsbefugnisse in ihren Sprengeln wieder zuzugestehen, nur die Stadt Worms blieb in des Kaisers Hand, bis ein Konzil den Streit vollends, auch zwischen Kaiser und Papst, würde beigelegt haben. Die Investiturfrage sollten die Fürsten zu erledigen suchen, der Hof des Kaisers aber bis zur Entscheidung allen offen stehen, und der Bann kein Hemmnis für den freien Verkehr mit Heinrich bilden.

Die Abmachungen waren dazu angethan, allen, soweit dies möglich, gerecht zu werden, und auch Calixt zögerte nicht, die Gelegenheit zu ergreifen, und um so mehr mochte man sich in Rom dazu entschließen, als einer der eifrigsten Gegner Heinrichs bereits seinen Frieden mit ihm gemacht hatte. Konrad von Salzburg hatte durch die Vermittlung Herzog Heinrichs und des Markgrafen Liutpold von Oesterreich die Rückkehr in sein Erzstift erreicht. Neun Jahre hatte er in der Verbannung zugebracht, und auch dem Zurückgekehrten standen noch schwere Kämpfe bevor. Dazu war der Papst trotz aller kleinlichen Intriguen, mit denen man ihn noch immer von verschiedenen Seiten umzustimmen suchte, zum Frieden durchaus entschlossen. Der gute Wille beider Gegner bürgte für das endliche Zustandekommen des langersehnten Werkes. Die päpstlichen Gesandten

brachen nach Deutschland auf mit den bestimmtesten Friedensaufträgen, und es gelang Lambert von Ostia durch die Versicherung, daß er nicht im Sinne habe, dem kaiserlichen Ansehen zu schaden, sondern es vielmehr nach allen Seiten zu mehren, die Zustimmung des Kaisers zu der Berufung eines Konzils nach Mainz zu erlangen. Statt hier trat man in Worms im September 1122 zusammen. Der Kaiser verzichtete auf die Investitur mit Ring und Stab, in welcher man eine geistliche Amtshandlung erblickte; sie fiel fortan dem Papste oder dem konsekrierenden Bischofe zu. Dagegen forderte der Kaiser die Investitur mit dem Scepter, die man ihm zugestand, da sie sich nur auf die weltliche Machtstellung der Bischöfe und Aebte bezog. Außerdem gestand man dem Kaiser zu, daß in Deutschland die Wahl der Bischöfe und Reichsäbte in Gegenwart des Kaisers vollzogen werden mußte; in Fällen von Spaltungen fiel ihm somit die Entscheidung zu. Dem Erwählten übertrug der Kaiser alsdann mit dem Scepter die Regalien, und auch die nichtdeutschen Bischöfe waren verpflichtet, im Laufe von sechs Monaten diese Belehnung durch den Kaiser nachzuholen. Nach Auswechslung der Urkunden feierte der Bischof von Ostia die Messe und löste mit dem Friedenskusse und Darreichung des Abendmahles den Kaiser vom Banne. Es war ein großes Fest, welches man damals auf den Wormser Wiesen feierte, das Fest der vollkommen hergestellten Eintracht zwischen Kirche und Reich, das Fest des langersehnten Friedens, um den man so viele Jahre gekämpft und gelitten.

Bedeutende Zugeständnisse hatte die Kirche dem Kaiser gemacht, und nur zu bald zeigte sich, daß auch der feste Wille eines Calixt kaum fest genug war, das Versprochene zu halten. Wie hätte man von der Zukunft erwarten sollen, daß sie sich mit den Erfolgen dieses Papstes würde genug sein lassen? Für ein persönliches Abkommen mit Heinrich V wollte man das Wormser oder Calixtinische Konkordat vom Jahre 1122 hinstellen. Die Linien gingen immer noch auseinander, ein paralleles Zusammenarbeiten des Kaisertums und Papsttums war trotz des Friedens unmöglich. Auch auf anderen Gebieten suchte Calixt die Gegensätze auszugleichen, so zwischen Welt- und Klostergeistlichkeit. Wo die Mönche in das Pfarramt eingriffen, sollten sie von nun an der bischöflichen Jurisdiktion unterstehen. Doch trotz aller Versöhnlichkeit, trotz aller hohen Ziele, welche er verfolgte, trotzdem man selbst Karl den Großen zur Legitimation der Kreuzfahrtgedanken heranzog, gelang es Calixt nicht, jenen Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten auszuüben, den das Papsttum bei den anderen Nationen errungen. In stolzem Mißtrauen standen sich hier Königtum und Fürstentum gegenüber. Was Heinrich V sann, war: das Netz zu zerreißen, in dem er sich gefangen.

Wie hätte der Kaiser das Ziel erreichen können? Waren die Herzogtümer und Grafenämter nicht erblich geworden? War es nicht Welf geglückt, als Heinrich IV unglücklich in Italien kämpfte, sich ganz in die Machtstellung hineinzuarbeiten, welche in Bayern infolge der monarchischen Konzentration unter den früheren Königen selbst alle Kreise des Volkes beherrschte? Arbeiteten die Staufer in Schwaben, wenn auch unter königlicher Protektion, nicht auf dasselbe Ziel los? Gelang es den Herzögen in Oberdeutschland nicht, auch die anderen weltlichen Großen zu ihren Vasallen zu machen und stand nicht gerade in Bayern das Herzogtum da wie eine selbständige, vollkommen auf sich beruhende Macht? Und in Sachsen? Wer konnte sich mit einem Lothar messen? Er hatte die von Otto von Nordheim und Ekbert von Meißen erfolgreich inaugurierte Politik zu der seinigen gemacht. In bewußtem Gegensatz zu Kaiser und Reich trug er seine Waffen hierhin und dorthin und erkämpfte sich eine Machtstellung, wie sie seit den Tagen Heinrichs I in Sachsen nicht mehr gesehen worden war. Ihn hatten die Verhandlungen in Würzburg und Worms nicht berührt. Lothar blieb der Gegner des Kaisers nach wie vor, und fast wäre es nochmals zu einem Reichskriege gegen die Sachsen gekommen. Und wenn wir weiter sehen: alle diese großen und kleinen Herren, diese Menge von neuen Namen und Geschlechtern, die in dem langen Kriege mit anderen alten Geschlechtern sich zu neuer Macht emporgeschwungen: in Bayern vor anderen die Wittelsbacher und Sulzbacher Grafen, die Grafen von Thüringen, die von nun an in den alten thüringischen Landen eine fast herzogliche Stellung einnahmen, die Wiprechte von Groitzsch in der Lausitz, neben ihnen den Ballenstedter Albrecht, die Wettiner Grafen in der

Meißener Gegend und viele andere, die nicht gesonnen waren, etwas herzugeben von ihrem Erworbenen und das Kaisertum nur betrachteten als eine sie in ihrem Besitze schützende oder schädigende Macht, — überblicken wir diese neu emporstrebenden Kräfte, so müssen wir sagen, ihnen gehörte die Zukunft mit oder ohne Kaiser, für oder gegen ihn.

In Deutschland selbst also konnte Heinrich kaum hoffen die Mittel zu finden, welche seine erschütterte Stellung neu zu befestigen geeignet gewesen wären. Neue Quellen mußten eröffnet werden, die Macht des Königtums den fast selbständigen Gewalten gegenüber wieder zu heben. Nur zwei Auswege gab es: die Finanzeinkünfte zu mehren oder mit Hilfe des Auslandes eine kriegerische Uebermacht zu gewinnen. Und wirklich tauchte der Gedanke am Hofe Heinrichs auf, nach dem Muster der routinierten Finanzwirtschaft der normannischen Militärmonarchie in England eine allgemeine Steuer einzuführen. Der Gedanke tauchte unter, als es sich zeigte, daß die deutschen Verhältnisse für derartige Schöpfungen noch lange nicht geeignet waren. „Aber daß ein solcher Gedanke an das damalige deutsche Königtum wirklich ernsthaft herantreten konnte, beweist doch zugleich, daß es sich in dieser Zeit seiner alten Einkünfte nicht mehr vollständig sicher fühlte und nach neuen Systemen, frischen Einnahmequellen tastete.“

In innerem Zusammenhang mit diesen Wünschen mag auch die plötzliche Wendung der deutschen Politik zur englischen gestanden haben. Die Aussicht, welche sich für Heinrichs Gemahlin auf den englischen Thron eröffnete, ließ den Kaiser im Bunde mit König Heinrich von England gegen Frankreich die Waffen ergreifen. Ueberall begegnet uns der Drang der Völker und Stämme, die natürlichen Grenzen ihrer Gebiete zu ziehen. Ein Herzog der Normandie, der zugleich König von England war, mußte für die französische Monarchie stets ein Stein des Anstoßes bleiben. Der Kaiser erreichte nichts mit seinen Rüstungen, denn die französischen Kommunen eilten zum Schutze ihres Königtums herbei. Ein erster Ausbruch echt nationaler Begeisterung tritt uns hier in Frankreich plötzlich entgegen. An ihr zerschlug sich des Kaisers egoistisches Ringen. Er wandte sein Auge auf Burgund. Wie eine Ahnung einer nicht zu fernen Zukunft erscheint uns dieses letzte Sorgen des Kaisers. Fühlte er, daß hier für ihn die Verhältnisse ähnlich lagen, wie für den englischen König in der Normandie? Ahnte er die unzerstörbare Macht der Konsolidierung der nationalen Elemente, vor der er eben in Frankreich zagend zurückgewichen? Und noch suchte er dem deutschen Königtum seine alte Stellung wiederzugeben, aber wie ein Schicksalsspruch konnte ihm schon der Umstand erscheinen, daß er ohne Nachkommen blieb. Wir wissen, was das bedeutet. Der Untergang der Dynastie vollzog sich in so unerbittlich konsequenter Weise, wie einst bei den Karolingern und Ottonen. Zu Utrecht starb der Kaiser im Alter von 43 Jahren am 23. Mai 1125. Seinem nächsten Verwandten, dem Herzoge Friedrich von Staufen, hatte er sein Hab und Gut vermacht. Der Königskrone aber bemächtigte sich die Opposition.



Bevor wir diesen Band mit einer kurzen Uebersicht über das auf geistigem Gebiete wogende Leben schließen, haben wir noch eines zu thun: aus der durchlaufenen Epoche die Fäden für die Zukunft anzuknüpfen.

Schon Nitzsch drängte sich die Parallele auf zwischen dem Kampf um die Investitur und dem dreißigjährigen Krieg. Nur im gründlichen Deutschland konnte so gründlich gekämpft werden, denn hier allein waren jene Sonderbildungen in ihrer ganzen Stärke ausgeprägt, welche wir anderswo fanden. Wir staunten vor dem mächtigen Adel Frankreichs. Aber ließ er sich wohl vergleichen mit der auf realer und gesunder Grundlage errichteten deutschen Fürstengewalt? Wir hörten von dem Emporblühen der städtischen Kommunen in Frankreich, aber faßte nicht ein gemeinsames Interesse zuletzt alle Sonderbestrebungen zusammen und beherrschte sie? Und in Deutschland? Wenn wir sehen, „wie nach unwiderstehlichen inneren Gesetzen, oft in überraschender Gleichzeitigkeit uns bei den einzelnen räumlich weit getrennten Völkern dieselben Erscheinungen entgegentreten, wie fast überall die ringenden Kräfte in den Gewalten ständisch gegliederter Reichsversammlungen und einer höchsten nationalen erblichen Königsmacht sich konsolidieren," ist es da nicht merkwürdig, daß gerade in Deutschland und Italien, wo die Kaisermacht von jeher die größte Anerkennung genossen, die Entwicklung andern Bahnen folgt?

Man hat den politischen Ehrgeiz der Staufer beschuldigt, die Nation von den ruhigen Bahnen ihrer inneren Entwicklung abgelenkt zu haben; man hat andrerseits das Papsttum als die feindliche Macht verschrieen, die mit tiefer Berechnung das politische Leben der Nation vergiftete und den gesunden Zusammenhang unserer Verfassung vollständig unterwühlte, allein dürfen wir uns einer dieser Antworten oder dem Versuche ihrer Verbindung so ohne weiteres anschließen?

Das deutsche Leben war dahingeflossen in einer fast eng begrenzten, vollkommen eigenartigen Weise. Mehr als irgendwo anders hatte hier das wirklich natürliche (nationale) Bedürfnis die Grundlage aller politischen Schöpfungen gebildet. In ruhiger Sicherheit und fast abgeschlossen gegen alle andern außerdeutschen Entwicklungen hatte sich das Leben des deutschen Volkes langsam und stetig fortgebildet. Immer wieder sahen wir, wie die Wellen in gleichmäßigen Zwischenräumen sich zwischen den Seeufern hin- und herwarfen. Wie bei keinem andern Volke hatte man in Deutschland daran gearbeitet, die universalen Ideen des Christentums den natürlichen Forderungen anzupassen, und nur dem Eingreifen der Deutschen hatte Italien es zu verdanken, daß in seinen entsetzlichen Zuständen ein neuer Halt geschaffen wurde. Als Folge dieser Entwicklung erkannten wir das deutsche Bestreben eines Konrad II und Heinrich III, das Bestreben, die ganze Kirche deutsch zu machen, die ganze abendländische Christenheit der deutschen Herrschaft zu unterwerfen. Es war ein großes Werk, was diese beiden großen Herrscher aufzurichten begannen, aber dieses Werk scheiterte an seiner eigenen Einseitigkeit, an der Unnatur, mit der es errichtet werden sollte. Die von dem deutschen Kaisertum vertretene und immer weiter ausgebildete universale Herrschaftsidee scheiterte an den gleichzeitigen nationalen Bestrebungen der Kaiser selbst und der außerdeutschen Völker, sie scheiterte ebenso an dem individuellen Leben der Deutschen und der in dieser Hinsicht deutsch gebliebenen Bevölkerung Italiens. Nur eine ideale Universalherrschaft war möglich, und diese zu schaffen, unternahm das Papsttum. Damit aber ward das ganze Bild verschoben. Was einst das Centrum unserer nationalen Entwicklung abgegeben, versuchte nun von außen her in fremder Fassung sich in unser nationales Leben hineinzuschieben, und dieser uns vollkommen fremden Auffassung des Weltbürgertums widerstrebte unsere ganze bisherige Denkweise, unsere ganze in sich fest gefügte natürliche und individuelle Entwicklung. Die Zeit des Kampfes gab den außerdeutschen Völkern die Gelegenheit, die ersten Grundlagen ihrer nationalen Verfassungen zu schaffen, dem deutschen Volke aber drängte sich unwillkürlich und doch den außerdeutschen Bildungen vollkommen analog der Gedanke auf, das Kaisertum sei nicht wie bisher die Grundlage, sondern ein Hemmnis für eine wahrhaft starke, natürliche Entwicklung. So verlegte sich der Schwerpunkt der deutschen Entwicklung auf das Fürstentum, das immer noch, wenn auch als beschränkte Vertretung der Stammeseigentümlichkeiten angesehen werden konnte. Was der deutsche Fürstenstand im westfälischen Frieden (1648)

erreichte: seine volle Unabhängigkeit, ward durch das Wormser Konkordat bereits vorbereitet. Als selbständige Macht traten die Fürsten im Jahre 1122 zwischen Kaisertum und Papsttum. Und wie die Empfindung, das Kaisertum sei ein Hindernis für die gesunde nationale Fortentwicklung geworden, erwacht war, so dauerte sie fort und wuchs. Um so mehr mußte sich die innere Entwicklung gerade vom Kaisertum ablenken, als der Kampf nun in Italien in das extreme Stadium eintrat, in welchem wir ihn unter den Staufern finden werden, so daß das Kaisertum zuletzt nur nach außen noch gewissermaßen den letzten Nagel bildete, der einem vollkommenen Auseinanderbrechen und Zersplittern steuerte. Seitdem das Papsttum die Konkurrenz mit dem Kaisertum um die universale Herrschaft aufgenommen hatte, verlor letzteres mehr und mehr den inneren natürlichen Halt. Die einzige Rettung wäre eine militärische Despotie gewesen, und dazu ließen sich auch die Verhältnisse nach 1122 wie nach 1748 an. Die letzten Bestrebungen Heinrichs V, wie Ferdinands II und III erfaßten ahnungsvoll dieses Ziel. Es zu erreichen gelang ihnen nicht, denn zwischen ihnen und den massenhaft vermehrten militärischen Kräften des Volkes standen die deutschen Fürsten. Um sie scharten sich die militärischen Kräfte der Nation, und wie nach 1648 der preußische Staat auf dieser Grundlage sich mehr und mehr emporschwang, so war es nach dem Tode Heinrichs V das niederdeutsche und sächsische Element, welches sich daran gab, zwischen Elbe, Ostsee und Düna die Grundlage für eine spätere Entwicklung zu schaffen. Die missionarischen und militärisch-kolonisatorischen Kräfte, welche damals der Nordosten, „das neue Deutschland“ dem Volke entzog, drangen Jahrhunderte später als militärisch-organisatorische Macht wieder in das innere Leben des deutschen Volkes ein. Schon damals also setzte unsere spätere Entwicklung mit energischem Zuge an, ausgehend von der Opposition des sächsischen Stammes gegen das deutsche Kaisertum. Die ganze spätere Kaisergeschichte ist deßhalb mehr oder weniger als eine Reaktion gegen dieses energische Vorgehen der niederdeutschen Elemente aufzufassen. Und zwischen diesem Hin und Her fiel Bayern die natürliche Rolle der Vermittlung zu, die einzige und allein bedingende Grundlage seiner selbständigen Geschichte und Entwicklung.

Noch eins sei hier betont! Weder das ottonische noch das salische Kaisertum hatten es vermocht, die deutschen Stämme in ein gleichartiges Ganze zusammenzuschweißen. Nur in der Sorge für die Interessen der einzelnen Stämme fanden sie die natürliche Basis für ihre großartige Herrschergewalt. So rettete sich das Stammesleben über die Zeit der Kämpfe, wenn auch zersplittert und gespalten, hinüber. Es blieb eine Thatsache, welche fürderhin nicht mehr unmöglich zu machen war. Seitdem aber verschwand diese Thatsache mehr und mehr aus dem Bewußtsein der politischen Kreise. Sie blieb nicht mehr maßgebend für die Politik der Zukunft, sondern dynastische Interessen wogen vor und verdrängten sie aus ihrer alten Bedeutung so lange, bis man erkannte, daß auch eine dynastische Politik *ohne* die Grundlage eines *natürlichen* Volkslebens und die Berücksichtigung desselben unmöglich war. Diese Erkenntnis kam spät, aber als sie gekommen, verwoben sich die Interessen der Stämme mehr und mehr mit den Interessen der Dynastien, und so erst *ward eine wirklich nationale* Staatenbildung möglich. Diese kontinentale Zähigkeit, nicht zum mindesten bedingt durch die natürliche Beschaffenheit des Landes, welches trotz allen Aufschwungs von Handel, Gewerbe und Verkehr doch noch lange nicht mit den Nachbarländern an universaler Lebendigkeit rivalisieren konnte, bildete die Gegenseite zu den universellen Ideen des Papsttums und dem politischen Ehrgeiz der Staufer, wie vordem gegen die universalen kirchlichen Tendenzen der Ottonen und die universalen deutschen Bestrebungen der Salier. Gerade diese Zähigkeit, wie sie „dem immer mächtiger werdenden ritterlichen Sinn und den Standesansprüchen der zu den Waffen geborenen Geschlechter gegenüber in dem Rechtsgefühl und dem gesellschaftlichen Takt des einfachen Hufners und seiner Nachbarschaften als ebenbürtige Macht“ entgegentrat, war die natürliche Gegenbedingung jener extremen Anwandlungen, wie wir sie im Laufe der Zeit bei Karolingern, Ottonen, Saliern und Papsttum von der idealen christlich-fränkischen Weltherrschaft über die Herrschaft der Sachsen und Deutschen bis zu Absolutismus und Militärdespotie auftauchen sahen. In ihrer Abstraktion von dem natürlichen Volksleben zeigte sich die Lebensunfähigkeit aller dieser Ideen, die dann doch wieder so mächtig waren, das

Volksleben selbst bis in seine tiefsten und letzten Aeußerungen zu durchdringen und zwischen Himmel und Erde hin- und herzuwerfen, bis schließlich nach einer Periode der Stagnation und radikalen Negation alles Weiterstrebens sich aus dem Chaos des Ringens und mystischen Kämpfens das Volksleben zu einem wirklichen und geläuterten Bewußtsein seiner selbst erhob.

Und wie sich die Machtbewegung vom Kaisertum zum Fürstentum hinüber vollzog, erkennen wir schon allein deutlich an dem Umstande, daß die fürstlichen Geschlechter *jetzt aufzutauchen und historischen Namen zu erringen begannen*, welche dann in Zukunft die Herrschaft in den einzelnen Territorien erblich gewannen und sich in ihnen auf die Dauer festsetzten. Das alles zwang schließlich das Kaisertum selbst zu territorialen Bestrebungen in die Bahnen des Fürstentums zurück, bis es dann endlich zum vollkommen wesenlosen Popanz würde, über den die außerdeutschen Völker wie das deutsche Volk selbst sich spottend belustigten.

Doch trotzdem wir die Erfolge eines Otto von Nordheim und eines Wiprecht von Groitzsch bewunderten, sahen wir zugleich die Niederlagen eines Rudolf von Schwaben, eines Hermann von Luxemburg, eines Ekbert von Meißen. Niemals gelang es dem Fürstentum ganz, das Königtum zu überwinden, so oft es auch Siege über dasselbe erfocht. Was war also das unterscheidende Moment, welches den deutschen aristokratischen Mächten verwehrte, „nach dem Maße der englischen Warwick oder der westfränkischen Aristokratie das Königtum vollständig zu überfluten oder zu unterwühlen?“ Wir können dasselbe nur in den idealen Machtverhältnissen sehen, in dem Glauben des Volkes an die oberste kaiserliche Gewalt, in dem Gegensatze dieser königlichen Schutzherrschaft zu dem Egoismus der einzelnen Kreise, in dem thatsächlichen Anschluß des Königtums an das neu aufblühende und emporstrebende Leben der unteren Stände. Das war wirklich die reale Grundlage, auf der sich noch einmal das deutsche Kaisertum der Staufer zu einer letzten duftigen Nachblüte zu erheben vermochte.

Am Ende des großen Krieges stehen wir in Deutschland vor zwei folgenschweren Resultaten. Die Bischöfe waren nicht mehr wie bisher die idealen und praktischen Verbündeten des Königtums, sondern infolge des Konkordates zu Lehensträgern des Reiches geworden. Nach dem Lehensrechte bestimmten sich ihre Abgaben und Leistungen ebenso, wie ihre fürstliche Stellung. Als weltliche Fürsten sich zu fühlen, mußte die unmittelbare Folge dieser Verschiebung sein. Ein zweites Resultat war das vollkommene Auseinandertreten des Krieger- und Bauernstandes. Die großen Gutsverwaltungen waren durch das massenhafte Anwachsen der Lehensmannschaften zerrissen und durchlöchert. Der freie Bauer fand an ihnen weder Vorbild mehr noch Schutz. So war er genötigt, sich in dem Kampfe aller gegen alle auf sich selbst zu stellen.

Durch die Zersplitterung der Gutsverwaltungen gingen dem Reiche eine Menge Einkünfte verloren, die es ehedem genossen. Wie sollte hier Ersatz geschaffen werden? Wie sollte andererseits Ersatz geschaffen werden für die Verluste, welche die Bischöfe erlitten, als sie gezwungen waren, gegen Vergabung ihrer Einkünfte Vasallen zu werben? Man dachte in den strengen Kreisen an vollkommene Aufgabe des weltlichen Gutes. So würde man sich den ewigen Erpressungen entziehen können. Der Vorschlag scheiterte, wie wir hörten. Und da nun Heinrich V sich rücksichtslos der Einkünfte der oberrheinischen Bistümer bemächtigte, erschien es allen Geschädigten um so notwendiger, neue Positionen zu gewinnen. Durch das Wormser Konkordat ward den Bischöfen diese Möglichkeit wiedergegeben. Aus den königlichen Städten wurden bischöfliche, und bischöfliche Beamten waren es, welche zugleich als Beamten der Städte fungierten. So verlor das Königtum abermals einen großen Teil des innerhalb der Nationen errungenen festen Bodens. Von den ländlichen Gütern war die Kirche durch ihre Vasallenschaften abgeschnitten worden. Sie mußte sich in die Verminderung ihrer Einkünfte fügen. Dadurch aber wurde wieder ein Teil der handwerklichen Produktion frei, und so erklärt sich das allmähliche Eintreten einer großen Zahl höriger Handwerker in den freien Marktverkehr. In Geld wurde den Bischöfen erlegt, was sie früher an Arbeitsprodukten bezogen, und mit den alten Zinsleuten flossen diese neu übertretenden Elemente zu einer kaufmännischen

Bevölkerung zusammen. Es vollzog sich, von der Not geleitet, der wirtschaftliche Umschwung langsam aber unwiderstehlich, indem die alte Naturalwirtschaft der städtischen Geldwirtschaft immer mehr Platz einräumte. Das war ein Aufschwung nach einer Seite, der jedoch nur da möglich war, wo für die Ausbreitung des Verkehrs die natürlichen Verhältnisse günstig lagen. So am Rhein.

In andern Gegenden mußte man anders vorgehen. Die Art und Weise des Vorgehens aber zeigt wiederum nur zu deutlich, daß man in jener Zeit noch weit davon entfernt war, die wirkliche Not als solche zu erfassen. Immer mischen sich mystische und religiöse Vorstellungen in alle Erkenntnis hinein und durchsetzten dann auch die Maßregeln, welche man gegen die reale Not traf, mit ihren Elementen. Mit Otto von Bamberg werden wir uns, als dem Apostel der Zukunft, noch zu beschäftigen haben. Hier müssen wir seiner erwähnen, da er mit seinen wirtschaftlichen Anschauungen unser ganzes Interesse erweckt. Man machte ihm Vorstellungen, daß er so viele neue Klöster gründe, da doch ohnedem die Welt Ueberfluß an Mönchen und Nonnen habe. Er aber antwortete, „die letzte Stunde sei nahe, die Welt liege im Argen, und für alle, welche aus derselben flüchten wollten, müßten Asyle beschafft werden; überdies wären mit dem starken Anwachsen des Menschengeschlechts auch die Klöster zu vermehren, zumal kein Bedürfnis sei, die Population durch Begünstigung des ehelichen Lebens zu steigern.“ Und weiter: „die Klöster, sagte er, gediehen zur Zeit vortrefflich, ihre Wirtschaften blühten, und fromme Spenden gingen ihnen in Fülle zu: so brächten sie dem Bistum zugleich Gewinn und Ehre.“ (Giesebrecht.) Hier ist eine Stimme der Zeit, welche vor Ueberbevölkerung warnt. Wenn ehedem solche Fälle eintraten, begann die Wanderung, jetzt waren die Kreuzzüge im Flusse, und mögen auch ideale Gedanken die letzten Beweggründe dazu abgegeben haben, so doch sicher die ersten jene unbestimmte, dann ins Mystische übersetzte Furcht vor gegenwärtiger und kommender Not. Welche großen ökonomischen Gesichtspunkte und welche Verquickung derselben mit dem Glauben der Zeit an das bevorstehende Weltende! Und doch, wie spricht sich andererseits der Wechsel der Zeiten in den Vorkehrungen Ottos aus! Er wies aus dem Drangsal des Lebens den Weg nicht in das immer noch reale heilige Land, sondern direkt in jene andere Welt, in welche man durch die Klosterpforte einzutreten glaubte. So war es nur zu natürlich, daß Otto neben den Cluniacensern die neuen Mönchsorden der Prämonstratenser und Cisterzienser begünstigte. Auch sie waren Schöpfungen der Zeit. Cluny war alt geworden. Es bedurfte einer neuen, jugendlichen Reorganisation des Mönchslebens. Bei Grenoble in dem Thale der Chartreuse rief der Kölner Bruno im Jahre 1086 den Karthäuserorden ins Leben. Im Jahre 1098 legte ein Mönch aus der Champagne, Robert mit Namen, das Kloster Citeaux an. Bald stand dieses Kloster an der Spitze einer Kongregation. Auch Clairvaux gehörte zu ihr. Und hier war es, wo der hl. Bernhard im Jahre 1115 zum Abt erhoben wurde. Norbert, ein Chorherr von St. Viktor in Xanten, bezog im Jahre 1120 sein einsames Kloster Prémontré, und bald sah auch er sich an der Spitze einer ausgedehnten Klosterverbindung. Die Prämonstratenser standen als regulierte Chorherren zwischen Mönchtum und Weltklerus und gewannen bald einen weitgehenden Einfluß. Alle Kreise der Bevölkerung wurden von den mönchischen Anschauungen durchdrungen. Französische Ritter hatten vor Jerusalem die geistlichen Ritterorden der Johanniter und Tempelherren gestiftet, und wir erkennen aus alledem, wie diese geistlichen und religiösen Elemente dem damaligen Leben einfach unentbehrlich waren.

Zu gleicher Zeit rief die Ueberbevölkerung neue kolonisatorische Bestrebungen ins Leben. Namentlich in Norddeutschland begünstigten die Bischöfe das Vorgehen der Kolonisten. Die alten deutschen Wälder, welche noch immer große Strecken Deutschlands mit ihrem undurchdringlichen Dunkel bedeckten, mußten dem aufstrebenden Verkehr, der wie ein neues Lebens- und Sonnenlicht das ganze Volk durchleuchtete, ihren Zoll bringen. „Die Erhaltung der Neubruchzehnten ist ein Hauptgegenstand der bischöflichen Politik, und das große Interesse, mit dem die Frage an verschiedenen Stellen behandelt wird, zeigt, daß die Zahl und Ergiebigkeit derselben beständig zunahm.“

Es war im Jahre 1119, daß die Cisterzienser sich ihre große Grundregel gaben.

In dem Gebote der Einsamkeit und Enthaltsamkeit, des Gehorsams gegen die Diöcesanbischöfe, der Unterordnung unter den Abt von Citeaux, der Kontemplation und des Ackerbaues ist ihre Tendenz angedeutet. Die Benediktinerklöster strengster Observanz in Schatten zu stellen, war das Bestreben dieser zu so großer Aufgabe berufenen Männer. Und schon drangen sie im Jahre 1121 in Deutschland ein. Zu Altenkamp in der Kölner Diöcese erstand ihr erstes deutsches Kloster. „Hier wurde der Landbau im großen Stile von Anfang an die einfache, großartige, praktische Thätigkeit, welche diesen Orden von Erfolg zu Erfolg führte. Deutschlands schönste Waldlandschaften von Heisterbach am Rhein bis Oliva bei Danzig zeigen die Trümmer dieser Cisterzerkultur. Mit staunenswerter Energie breiteten sich diese Mönche überallhin aus: jedes Kloster, immer zunächst auf Waldboden begründet, mit seinen umliegenden Vorwerken eine Pflanzstätte der Kontemplation und



Johanniter und Tempelherr.

und der unverdrossensten Landarbeit. Die entschlossensten Naturen, Männer aus allen Schichten der damaligen Gesellschaft, fanden hier als Mönche oder Laienbrüder eine Stätte der erfrischendsten Einsamkeit und zugleich Verwendung in einem großen System wirtschaftlicher Aufgaben und Arbeiten. Mitten in dem Urwald wird hier eine Masse von Erträgen festgestellt, erwächst zugleich eine Fülle wirtschaftlicher Erfahrung und Routine, die sich alle zugleich der siegreichen Kirche zur Disposition stellten." (Nitzsch.)

Und nicht lange blieben die Prämonstratenser zurück. Schon im Jahre 1122 traten sie in Deutschland ein. Graf Gottfried von Kappenberg, ein sehr vornehmer und reicher Herr in Westfalen, gab sich selbst mit seinem ganzen Vermögen dem Norbert und seinem neuen Orden hin und beredete auch seinen Bruder Otto und seine Gemahlin Jutta, der Welt zu entsagen. Aus seinen drei Burgen Kappenberg, Verlar und Ilbenstadt machte er drei Klöster. Auf einen Zug der Zeit macht Wattenbach aufmerksam, der uns eine Vorstellung gibt von den Gegensätzen, welche in dem damaligen Leben herrschten. Fast ohne Ausnahme war eine Ritterburg der Fluch der Umgegend und ein ritterliches Leben

nicht möglich, ohne an den ärgsten Gewaltthaten teilzunehmen. Gottfried hatte seinen Leuten schon früher in einer Fehde mit dem Bischof von Münster untersagt, den Bauern das Vieh wegzutreiben. Ob seine Nachfolger in den Burgen ebenso handeln würden, mußte er mit Recht bezweifeln. So gab er sie dem neuen Orden. „Die Roheit des Rittertums und die in ihrer Art großartige Selbstverleugnung der mönchischen Askese treten sich hier in merkwürdiger Weise gegenüber.“ Und doch ging die Zeit Zug um Zug mit ihrer energischen Umwandlung des ganzen abendländischen Lebens fort. Wer verkennt den Zusammenhang zwischen der von den neuen Mönchsorden so innig und tief ergreifend gepflegten Verehrung der Gottesmutter und der Durchgeistigung der Liebe, wie wir sie dann bald in den herrlich duftenden Naturblüten der abendländischen, besonders der deutschen Dichtung eintreten sehen? Wer verkennt die Wirkung, welche eine solche begeisterte Hingabe an die Jungfrau Maria auf die Massen des Volkes unfehlbar haben mußte und hatte, wie wir sie in dem erhabensten Dichter des Marienkultus, in Bernhard von Clairvaux erkennen?

Ist es nicht wieder die innige Verbindung einer praktischen Lebensaufgabe mit einem hohen Ideale, welche uns die Kirche als die Siegerin in dem langen Kampfe erscheinen läßt, welche die feindliche Laienwelt weiterdrängte und mit sich fortriß zu immer gewaltigeren Aufgaben und immer höher steigender Begeisterung? Erst wenn man erkannt hat und zugesteht, daß diese poetischen Formen die einzig möglichen und die der dermaligen abendländischen Bevölkerung einzig zusagenden waren, wird man mit wahrer und reiner Freude die große Arbeit dieser so ernst begeisterten Männer betrachten und ihre Erfolge anerkennen.

„Die Oberhoheit über die slavischen Fürsten bildete von Anfang an eine wesentliche Grundlage des billungischen Herzogtums: diese Gewalt war, kann man sagen, vor allem berechnet auf die Zusammenfassung der slavischen und sächsischen Gebiete im Norden der Elbe in einer Hand.“ Allein mit wenig Glück hatten die Billunger hier ihre Aufgabe erfaßt und vertreten. Kaiser Konrad II trat, wie wir wissen, die Mark zwischen Schlei und Eider ab, die einst Otto I dem Ahnherrn der Billunger übergeben hatte. Neben der herzoglichen Gewalt behauptete sich die Macht des Landadels in Nordalbingien und bestimmte die Geschichte jener Gaue, wie der benachbarten dänischen und slavischen Gebiete, Das sächsische Volk zeigte nach dieser Seite wohl die Macht seiner Waffen, allein die Gebiete dauernd zu unterwerfen und zu kolonisieren, dazu schien es nicht berufen. Die Kirche blieb mit ihren Bestrebungen ohne den Schutz und die Hilfe der weltlichen Fürsten, ja die Eifersucht des sächsischen Adels, der nur nach Tributen trachtete, hemmte geradezu die Mission. Und als dann die inneren Reichswirren ausbrachen, hatte man für den Krieg gegen die Slaven fast kein Verständnis mehr. Sang- und klanglos starb das Herzogsgeschlecht der Billunger aus, längst überflügelt durch die Erfolge anderer sächsischen Großen, so namentlich Ottos von Nordheim. Erst als Lothar von Supplinburg die sächsische Herzogswürde erlangte, kam hier ein neues Leben auf, und als er dann nach dem Abgange der Salier zum Königsthrone emporstieg, ward die slavische Politik wirklich wieder einmal seit langer Zeit ein hervorragendes Glied in der Reichspolitik. Nach Westen waren die Grenzen gewonnen, über welche die Deutschen nicht hinauskonnten, im Süden befestigten sie sich eben. Nur im Osten war noch eine größere Flüssigkeit der Verhältnisse, in welche einzudringen die Deutschen weit eher hoffen konnten. Und merkwürdig, während Lothar gegen die Wenden in den Ostseeländern von neuem seine sächsischen Heere führte und Erfolge errang, wie sie lange kein deutscher Fürst mehr aufzuweisen hatte, begeisterte sich einer der großen deutschen Kirchenfürsten zur Mission im Lande der Pommern und legte dort den ersten Grundstein zur künftigen Germanisierung. Als habe der Geist Heinrichs II seine Auferstehung gefeiert, so schien es, als nun Bischof Otto von Bamberg sich anschickte, in den fernen Ostländern das Evangelium zu verkündigen.

Otto von Bamberg war ein Mann von ebenso viel weltlicher Klugheit, als kirchlichem Eifer, ein Mann, dessen innerste Natur nach Ruhe und Frieden, nach Versöhnung strebte. Er war durch und durch Gregorianer, aber deshalb doch kein Eiferer gegen das



Otto von Bamberg predigt das Christentum in Pommern.

Kaisertum, und wohl erkannte Paschalis in ihm den Mann, auf den er für seine Pläne und Ideen der Versöhnung zählen konnte. Ottos Unbefangenheit, seine Vorurteilslosigkeit im Streite der Parteien sicherten ihm trotz aller schwierigen Situationen doch zuletzt die Achtung aller. Als er von Heinrich IV im Jahre 1103 das Bistum Bamberg erhielt, fand er genug zu thun. Nach dem Brande von 1081 ragten noch die schwarzen Mauern des Domes in die Lüfte; auf dem Michelsberge war das Kloster dem Einsturze nahe. Otto griff zu. Er bewährte sich als Baumeister wie als Reorganisator eines fleißigen, geistigen Lebens, und wie er durch Heinrich IV veranlaßt wurde, seine Architekturkenntnisse auch außerhalb seines Sprengels, so am Speierer Dome, zu verwerten, so führten ihn ebenso seine Bestrebungen als Klosterschöpfer und Reorganisator weit in den deutschen Ländern umher. „Abgesehen von sechs Zellen, in welchen er die Keime zu weiteren selbständigen Stiftungen sah, sind fünfzehn neue Klöster durch Ottos Thätigkeit entstanden. In dem Bamberger Sprengel wurden die Klöster Michelfeld an der Pegnitz und Langheim bei Lichtenfels in der Nähe des Main, im Würzburgischen Aura bei Kissingen und das nahe Herrenaurach begründet; in der Regensburger Diöcese baute Otto sechs Klöster: Ensdorf an der Vils, Windberg bei Straubing, Mullersdorf südöstlich von Regensburg, Priefling an der Donau bei Regensburg, Mönchsmünster unweit Vohburg und in geringer Entfernung Biburg an der unteren Abens. In der Eichstädter Diöcese war er der Gründer des Klosters Heilsbronn bei Anspach, welches die fränkischen Hohenzollern später zu ihrer Familiengruft wählten. In dem Passauer Bistume verdankten ihm die Klöster Aldersbach bei Vilshofen und Gleink an der Enns, im Patriarchat Aquileja Arnoldsheim in Kärnten die Entstehung. Selbst Sachsen erhielt durch Otto ein neues Kloster; es war Reinersdorf an der Unstrut bei Nebra im Halberstädter Sprengel.“ Uebersehen wir die stattliche Reihe, so drängt sich uns recht eigentlich die Erkenntnis auf, wie Otto von Bamberg die Absichten des kaiserlichen Stifters von Bamberg im geistlichen Sinne vollkommen erfaßt hatte. Auf Bayern gestützt ward seine Thätigkeit zur umfassenden, aber die Vermittlerrolle Bambergs war dabei keineswegs vergessen. Der Bestimmung, nach Osten neue Bahnen zu erschließen, wurde Otto nicht weniger gerecht. Schon drangen

deutsche Sprache und Sitte über die Pegnitz und den Main hinauf in das Egerland ein, und der deutsche Einfluß bei den Böhmen erstarkte durch Ottos rastlosen Eifer aufs neue. Doch noch weiter nach Osten drang sein Ruhm.

Bis zum Jahre 1121 war es dem tapferen Herzog Boleslav III von Polen geglückt, die Pommern zu unterwerfen. Bis zur Meeresküste war er vorgedrungen und selbst an der Oder hatte Stettin sich ihm ergeben müssen. Er dachte an die Christianisierung des Landes, da er wohl einsah, daß nur so seine Herrschaft dauernd zu befestigen war. Den Bamberger Bischof gewann Boleslav III für seine Pläne, und der schickte sich an, dem Rufe des Polenfürsten zu folgen. Ueber Böhmen trat er im Mai 1124 die große Reise an. Aber nicht als demütiger, armer Apostel gedachte er den Heiden zu nahen, sondern mit der ganzen Pracht und Herrlichkeit des geistlichen Fürsten. Durch den ungelichteten Wald, der als natürliche Grenze das Land der Polen von dem der Pommern schied, drang Otto in das Gebiet seiner neuen Thätigkeit ein. In Pyritz fand er den ersten größeren Wirkungskreis. Von hier wandte er sich nach Kamin, dann zu Schiffe nach Wollin. Hier traf er auf Widerstand. Die Wolliner forderten, daß Stettin mit der Annahme des Christentums voranzugehen habe. Dann würden sie auch folgen. So brach Otto nach Stettin auf. Es gelang ihm sein Werk, und Wollin folgte, als der Bischof nun dorthin zurückkehrte. Ueber Kamin, Kolberg und Belgard nahm Otto den Weg nach der Heimat zurück. Als er am Anfange der Fasten 1125 jenen großen Grenzwald wieder durchzog, konnte er sich rühmen, 22,000 Pommern getauft, in acht Städten christliche Gemeinden gegründet und elf Kirchen geweiht zu haben. Großes hatte Otto auf dieser ersten Reise nach Pommern erreicht, und selbst die Opposition des sächsischen Adels verstummte gegenüber diesen unerhörten Erfolgen der neubelebten christlichen Mission. Daß Herzog Lothar das Werk Ottos nicht störte, dankte ihm die deutsche Kirche bei der Gelegenheit, da es sich nach Heinrichs V Tode um eine Neuwahl handelte.

Uns berührte die Missionsthätigkeit des Bamberger Bischofs in dreifacher Weise. Zuerst war es uns darum zu thun, zu zeigen, wie die deutsche Kirche die Absichten Heinrichs II erkannt hatte und in Otto zu verwirklichen suchte. Dann mußten wir erkennen, wie durch das Verlassen des selbstsüchtigen Parteistandpunktes sofort die Ahnung größerer Aufgaben wieder in die Geister des deutschen Volkes eindrang, wie diese Ahnung der späteren Reichspolitik neue Bahnen eröffnete und dieselbe auf einen gesunden Boden zurückstellte. Deutschland war das Ziel seiner Kreuzzüge gewiesen. Das war Ottos Werk, und die großartigen Fortschritte, welche Deutschtum und Christentum auf der von ihm gefundenen Bahn dann machten, lassen uns erkennen, wie er wohl als Apostel der Zukunft aufzufassen und zu verehren ist. Ein dritter Grund aber war, die in der Kirche Deutschlands neu anbrechende, in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung so hochbedeutende Bewegung in ihrem ersten und hervorragendsten Vertreter darzustellen. Otto stand nicht allein. Die Begünstigung der neuen Orden, die Neubelebung der Mission und Kolonisation zeigt sich längs der ganzen Ostgrenze des Reiches. Hatte der nationale Aufschwung Frankreichs erkennen lassen, wie hier im Westen die Grenzen geschlossen waren, so ist diese fieberhafte Thätigkeit der Deutschen gegen Osten nur als das Resultat dieser Erkenntnis und als die Wirkung der inneren Not und Ueberbevölkerung aufzufassen. Hören wir von Erzbischof Konrad von Salzburg, wie er sich nach Herstellung des Friedens bemühte, seinen weiten Sprengel zu sichern und einen blühenden Zustand herbeizuführen; wie es ihm durch seine Festigkeit und sein persönliches Ansehen gelang, zuerst einen dauernden Frieden mit den Ungarn zu stande zu bringen und der Kolonisation in den öden Grenzlanden, in den steierischen Alpen eine neue sichere Grundlage zu schaffen; sehen wir, wie auch er den regulierten Chorherren den Vorzug vor allen Mönchsorden gab, wie er den Widerstand seiner Domherren brach, indem er selbst zuerst die Mönchskutte anzog und sich in das Gemeinhaus begab, um daselbst mit den Mitbrüdern ein gemeinsames Leben zu führen: so schließt sich die Kette längs der ganzen Ostgrenze des Reiches, und wir erwarten von der Zukunft ein reiches und belebtes Bild, in dem alle die Anfänge, welche hier zu verzeichnen waren, voll ausgewachsen erscheinen, in dem die Versprechungen erfüllt sind, die wir von der abgelaufenen Epoche erhielten. Was das

Kind träumte, das heranreifende Volk ahnungsvoll erfaßte, wir dürfen es nicht als bedeutungslos erachten. Denn wie Träume und Ahnungen nicht zufällig und ohne die sinnliche und geistige Mitarbeit des Betreffenden entstehen, so wirken auch die Nachklänge dieser duftigen Gemütsstimmungen auf das zu realem Erkennen und natürlichem Selbstbewußtsein erwachende Volk. Die Arbeit der Phantasie ist die Vorläuferin der Entdeckung und als solche eine reale Macht, deren Wirkungen in dem späteren Lebenslaufe des einzelnen wie ganzer Völker immer wiederkehren. Wir erwarten diese Wirkungen in der Zukunft.



Kurzer Umblick auf dem nicht politischen Gebiete.

Als wir den Bericht des Tacitus für unsere Darstellung verwerteten, zogen wir die Lebensäußerungen des Volkes auf verschiedenen Gebieten mit in Betracht, wir suchten aus ihnen heraus den Gang der innern Entwicklung zu erfahren. Was uns damals bei der relativen Einfachheit der Verhältnisse und der vorliegenden Nachrichten noch gestattet war, würde uns jetzt, wo wir den Reichtum des Geschaffenen schon durch die beschränkten Ausblicke, welche wir uns hie und da gestatteten, sehr weit führen und einen Raum verlangen, der uns hier nicht zu Gebote steht. Es bleibt uns also nur übrig, in großen Bildern jene Herrlichkeiten zu mustern, an denen so viele geistigen und künstlerischen Kräfte schöpferisch und weiterbildend thätig waren.

Zu allem Schaffen gehört ein gewisser Grad von Technik. Diese aber erlernt ein Kind zuerst durch einfache Nachahmung. Erst durch das Fehlgehen und Verstoßen gegen die ewigen Grundgesetze und das dadurch bedingte Mißlingen wird das Kind auf diese Grundgesetze selbst aufmerksam und erst nachdem es dieselben also, in die Irre gehend, erkannt und sich angeeignet hat, wird die naive Technik zur bewußten. Eine bewußte Technik aber schließt zuerst alle Variationen aus; einfach und ernst erheben sich die Werke des jugendlichen Menschengeistes vor unsern Augen, und erst mit der Zeit erlaubt sich die Phantasie an dem Nebensächlichen Aenderungen in freier Selbstbethätigung. Kühner gemacht durch die ersten gelungenen Versuche, wagt sie sich bald an Größeres; Motive, der eigenen Anschauung entsprossen, fordern ihre Verwertung und treten in den Kampf mit der angelernten Technik, bis endlich die Kräfte in der Uebung so weit erstarkt sind, daß sie selbst andere Kombinationen der ursprünglichen Gesetze vorzunehmen und auszuführen sich getrauen. Wir haben also im folgenden unsere Aufmerksamkeit auf die beiden Punkte namentlich zu richten: in wieweit die Deutschen und spezieller die Bayern sich der überlieferten Technik bemächtigen, dann aber in wieweit ursprüngliches Dichten

und Denken in der Form phantasiereicher Ornamentik zur Verwirklichung strebt. Es scheint, als ob wir da namentlich von den bildenden Künsten und unter ihnen wieder von der Architektur ausgehen wollten, und es ist dies auch in gewissem Sinne der Fall, da ein in Stein übersetzter menschlicher Gedanke uns bestimmtere Formen und größere Dauer verspricht, als diejenigen, welche in flüssigerem Materiale, in Farben, Wort und namentlich in Tönen, zum Ausdruck gelangten, wir also an den festen Bauformen das Wachsen von Ahnung zu Gedanke, das Variieren von Gedanke zu Gedanke besser beurteilen können, als das mehr innerliche Fortwachsen von Wort zu Wort und Ton zu Ton. Dazu ist gerade die Architektur eine Kunst, welche der freien Bewegung die größten Fesseln anlegt in einer Zeit, da die Technik noch nicht vollkommen Eigentum des Künstlers geworden ist. Die mathematische Schulung, welche zu einer Bethätigung im Baufache unbedingt erforderlich ist, können wir gewissermaßen überhaupt als die Vorschule zur künstlerischen und harmonischen Organisation der Gedanken betrachten, und an ihr findet die überschwängliche Phantasie das beste Gegengewicht, welches sie von einem allzu freien Abirren von dem Realen ins Mystische und Ueberirdische abhält. Zudem ist ein Blick auf das Wachstum in den einzelnen Künsten genügend, uns zu belehren, wie der sprödeste Stoff zuerst die gesetzmäßigste Behandlung erfordert, wie dann das Suchen und Finden dieser Gesetze für die andern Materialien sich viel weiter hinausschiebt und je nach der größeren oder geringeren Flüssigkeit derselben eine viel größere oder geringere Zeitepoche in Anspruch nimmt. Die Architektur hat Werke von höchstem Kunstwerte aufzuweisen in einer Zeit, da die wirkliche Kunstdichtung erst die ersten Versuche macht, da die Philosophie aus der Behätigung in Wortornamentik oder Dialektik noch kaum den Ansatz zu einer wirklichen Organisation der Gedankenwelt gewagt hat, da die Musik, Malerei und Skulptur fast noch ganz als dienende Künste dastehen und kaum den Anlauf zu einer freien, selbständigen Entwicklung genommen haben. Und doch wäre es ganz verkehrt, wollten wir Zeitabschnitte bestimmen, in welchen diese oder jene Bethätigung des menschlichen Geistes als einzige oder vorwiegende zu denken wäre. Das Wachstum des Menschengeistes allein kann uns maßgebend sein, in ihm finden wir die Ursachen, warum er jetzt hier, dann dort zu intensiverer Arbeit greift. Der allgemeine Drang zu organischen Schöpfungen entspringt allein diesem Gesamtwachstum, und das auf dem einen Gebiete Erlernte sucht nach Verwendung im größeren Allgemeinen, so daß uns überall wieder analoge Ergebnisse einer inneren Geistesentwicklung entgegentreten werden. Wir müssen uns deshalb darauf beschränken, das wirklich Charakteristische hier und dort zu streifen und zu sehen, wie weit die Deutschen und Bayern gekommen waren bis zu der Zeit, da die Salier vom Schauplatze abtraten.

Schon in der Zeit Karls des Großen ließ sein berühmter Freund und Lehrer das große Wort erschallen, daß man auf diejenigen nicht hören solle, welche zu sagen pflegen: „des Volkes Stimme ist Gottes Stimme“, da das lärmhafte Gebahren des großen Haufens immer sehr nahe an Tollheit streife. Das Volk sei vielmehr nach göttlichen Verordnungen zu leiten. Wir wundern uns über diesen Ausspruch in einer Zeit nicht, da man gewissermaßen alles klare Denken und Erkennen auf mythischen Ursprung, auf Gott, als die Quelle aller Erkenntnis zurückführte. Und gewiß wäre dieser Ausspruch auch nicht anzugreifen, wenn man bei dem klaren Denken geblieben wäre. Allein, wie wir erkannten, lag oft dem Denken eine andere Ursache als der Drang nach klarer Erkenntnis zu Grunde. Der Egoismus, die falsche Anwendung gefundener Erkenntnissätze, die Unzulänglichkeit der allgemeinen Geistesbildung trugen nebst vielen andern Ursachen dazu bei, auch Alcuins Meinung vollkommen mißzuverstehen und Dogmen und Gesetze zu ersinnen, welche sich wohl mit Gewalt, niemals aber mit Vernunft vertreten und verfechten ließen. Eines aber ist uns vollkommen klar: schon zur Zeit Alcuins begann man auf die natürlichen und freien Regungen der Volksseele von oben herab zu sehen; statt sich die Mühe zu geben, sie zu verstehen, suchte man mit Gesetzen und Dogmen sie zu bemeistern und zu ersticken. Der Kampf der Theorie mit der Praxis, der Herrschaft mit der Freiheit, des streng technischen Könnens mit der ungebundenen Phantasie, der starren Grammatik mit dem fließenden, lebendigen Inhalt der Sprache, der Kampf der Kultur gegen die mächtige Natur der

germanischen Völker, schon längst begonnen, sollte mit festem Bewußtsein wieder aufgenommen werden.

Zum zweiten erkennen wir aus diesen Worten Alcuins, daß die Zeit nicht allzu ferne war, da man diese „göttlichen" Gesetze und Verordnungen selbst erfinden und auslegen müsse, denn woher sollten sie anders kommen? So weist aus der Zeit Karls des Großen alles hinaus in die Zeit des Verfalles, in die Zeit, da man die pseudo-isidorischen Dekretalen erfand. Damit hängt natürlich im innigsten Zusammenhang, daß sich bei dem Königtum der Franken die Anschauung Bahn brach, die königliche Macht sei ihm vorzugsweise als Pflicht von Gott übertragen. Und wir erkennen aus dieser Mystifizierung der realen Grundlage aller Macht nur das Eintreten in jene haltlose Zeit, in der aller feste Grund und Boden den fränkischen Völkern unter den Füßen wegzuschwinden schien. Denn es mußte ja dazu kommen, daß man von dem Gotte, den man freventlich angerufen hatte, auch Orakel erwartete. Die aber blieben in dem Augenblicke aus, als man sich ganz auf sie zu verlassen begann, und was Karls des Großen Freunde noch in ehrlicher Geistesarbeit zu Tage zu fördern gesucht, das verstanden die Freunde Ludwigs kaum mehr. An die Stelle der Priester waren Pfaffen getreten. Das persönliche Verhältnis, in dem diese Ratgeber und Gehilfen zum Königtum standen, blieb bestehen; das staatliche Verhältnis ward absorbiert von dem besondern Verhältnis, und der Keim ward gelegt zur Auflösung der Staatsgewalt sowohl, wie zur Zersetzung der Gesellschaft nach Ständen. Was Karl groß gemacht, war, wie wir hörten, jener universale Wissensdrang, den er nicht mit phantastischen Sprüchen befriedigt sehen wollte. Er lauschte hinaus in die Zeit und sah hinab in das wogende Leben, in der Gesetzmäßigkeit des Weltlaufes erkannte er Gottes Wirken, aber er erwartete von diesem Gotte keine Wunder und Orakel, sondern nur, daß er sich ihm und seiner natürlichen, vernünftigen Erkenntnis in gesetzmäßigem Fortwalten offenbare. Wohl mochte er an Wunder glauben, aber das Unvernünftige und der Vernunft Widersprechende eines solchen würde ihn und seinen Geist mehr abgestoßen als angezogen haben.

Was Karl der Große seinen Völkern war, konnte ein Ludwig freilich nicht begreifen. Als hätte sich in seinem größten Vertreter auch die ganze natürliche Kraft des arnulfingischen Hauses erschöpft, so schien es. Denn wo wäre jener Schwung des Auftretens, wo jene nie zu ermüdende Schaffenskraft, wo jener realistische Drang nach Erkenntnis und Verwirklichung des Erkannten, die wir in Karl bewunderten, in seinem Sohne, in seiner ganzen Nachkommenschaft zu finden gewesen? An die Stelle des Nimmermüden trat der Träge und Denkfaule, und um ihn versammelten sich gleichartige, sympathische Naturen. Sie beherrschten Zeit und Volk und entzogen dem Werke des großen Vorgängers den Fundamentalstein — die alles bezwingende Geisteskraft. Sie hatte versöhnend vermittelt zwischen Theorie und Praxis, zwischen Dogma und Freiheit, und wie der Künstler, der echte und wahre, die Sprödigkeit des Materials bewältigt und dasselbe zwingt, sich seinen Gedanken anzuschmiegen, wie diese Gedanken selbst wieder schon im ersten Entstehen sich als die Frucht eines harmonisch gebildeten Geistes darstellen und den technischen Gesetzen kaum mehr feindlich gegenüberstehen, so hatte Karl als wahrer Künstler geschaffen und gewirkt, während seinen Nachkommen nur die kaum verstandene Theorie blieb. Dogma und Vernunft schienen nach ihm zwei feindliche Kräfte, die sich niemals wieder versöhnend die Hand reichen würden.

Für Karl hatte es nichts ausgemacht, daß seine Baumeister sich Säulen kommen ließen aus Trier, Rom, Ravenna, daß sie dieselben trotz ihrer Verschiedenheit in demselben Baue aufstellten und das an der Länge fehlende durch höhere oder niedere Basen auszugleichen sich bemühten, daß sein Freund Einhard den Sueton hernahm, um mit den Ausdrücken des Römers das Leben des ersten deutschen Kaisers zu schildern. Ihn zwang es, das Erlernte anzuwenden, denn nur in der Anwendung bethätigt sich der Meister, nur durch sie erkennt man die Fehler. Aber man erkannte sie nach ihm nicht mehr, wie sehr Karl sich auch Mühe gegeben hatte, seinem Werke Dauer zu verleihen. Anstatt nach den Gesetzen im eigenen Leben zu forschen, anstatt die Grammatik in der eigenen Sprache zu entdecken, die Aesthetik im eigenen Empfinden und Schaffen, die

Rechtsnormen im eigenen Verkehre mit den Mitmenschen, blieb es bei den Versuchen mit entlehnten Mitteln. Die Anregung blieb aus, und ein Otfried, der die deutsche Sprache zu seiner Dichtung benützte, konnte nichts anderes, als sich in Anlehnung an das Lateinische eine Syntax zu schaffen. So schlief alles wieder ein, und nur zu verständlich ist es uns, daß da, wo Karls Saat auf empfänglicheren Boden fiel, sich eine Umwandlung in der Volksseele vollzog, die in ihrer Bedeutung nicht hoch genug anzuschlagen ist.

Des Kindes Organe zur Erkenntnis sind einzig und allein die Sinne. Was auf diese wirkt, findet Aufnahme, anderes Abstraktes nicht. So sah auch schon Jakob Grimm in der Sprache der Völker jenen mythischen Vorgang sich bestätigen, nach welchen die Menschheit sinkt aus der goldenen Zeit herab bis zur eisernen, und doch kann der ewig steigende Aufschwung nicht geleugnet werden. Ein Absteigen von leiblicher Vollkommenheit, ein Aufsteigen zu geistiger Ausbildung nannte er jenen Fortgang vom sinnlichen Einzelbilde zum geistigen Gesamtbilde, der sich in der Menschengeschichte, wie in der Geschichte der einzelnen Völker, ja der Individuen stetig wiederholt und den Boden zu jedem Urteile, zu aller Kritik erst bereitet. Wir wundern uns deshalb nicht, wenn im 9. Jahrhundert ein Agobard von Lyon seine Stimme erhebt gegen die Leichtgläubigkeit der Leute. Ein Kind, das man mit Unwahrscheinlichkeiten behandelt, dem man Vorschriften gibt in einer Sprache, die es nicht versteht, dem man mit antiker Technik vor die Augen rückt, von deren innerem Wesen es keine Ahnung hat, wird schließlich alles glauben, wenn nur die Sinne befriedigt werden. „Statt die Wirklichkeit zu sehen', lassen sich die meisten Zeitgenossen durch das Spiegelbild ihrer Phantasie täuschen. Unkritik und Wundersucht führen sie in die Irre." Hofften die Leute von den Priestern, daß sie die Unwetter beschwören würden, so glaubte man dieser sinnlichen Versumpfung, diesem Zurücksinken in das Heidentum von der andern Seite begegnen zu können durch die Erinnerung an das Bilderverbot des Konzils zu Elvira. Es war dies beiderseits das gleiche unsinnige Extrem, von denen das eine das andere bekämpfen sollte. Die vermittelnde Geisteskraft eines Karl fehlte eben den philosophischen Aufklärern ebenso, wie seine gesunde Sinnlichkeit dem Volke fehlte. Wie sollte hier eine Annäherung, eine Aussöhnung geschaffen werden? Sie konnte nur kommen dadurch, daß der übernatürliche Glaube der Denker doch immer wieder auf halbem Wege der sinnlichen Auffassung des Volkes begegnete. Die Anekdoten des Mönches von St. Gallen zeigen uns die Gestalt Karls, wie das Volk sie erfaßt. Hier also hatte Karl anregend gewirkt, nur mußte man dem Volke Zeit lassen, durch seine eigene Arbeit dem Bilde, das ein Einhard entwarf, näher zu kommen, man mußte warten, bis der Mann sich fand, der die fremde Sprache dem Volke vermittelte und übersetzte. Daß diese Zeit sehr lange nicht kam, ist wohl zu begreifen. Einstweilen war darum der Teufel gewissermaßen der Vermittler zwischen der Anschauung des Volkes und derjenigen der Denker, denn da man das übernatürliche Element allenthalben betonte und an ihm festhielt, mußte man mit der Natur nur zu oft in Widerspruch geraten; man erkannte ihr Leben und Wirken nicht, und was das Schlimmere war, man verzichtete sogar darauf, es kennen zu lernen. So blieb also das Blatt der Naturkenntnis vom germanischen Geiste unbeschrieben, und wie dies bei derartigen Gelegenheiten immer ist, malte das Kind, da ihm das weiße Blatt in die Hände fiel, seine Fratzen darauf. Es nutzte wenig, daß Agobard von Lyon betonte, daß bei dem Gottesurteile, wie man wohl annehmen konnte, der physisch Stärkere stets Sieger bleiben würde, auch wenn das sittliche Recht nicht auf seiner Seite stand. Damals aber richtete man mit derartigen Lehren nichts mehr aus, da die selbstgemalte Fratze bereits das Gemüt des Kindes beeinflußte und sein Urteil gefangen hielt. Und auch nicht zu selten mochte es aus eben dem Grunde vorkommen, daß der sich seiner Schuld Bewußte im Zweikampfe auch wirklich trotz physischer Uebermacht unterlag.

Ein Volk, welches wie das germanische so ganz im Naturleben stand und stets zu ihm hindrängte, mußte notwendigerweise in Verwirrung geraten, wenn man ihm alles das, was ihm bisher heilig war, als Ausfluß und Eingebung böser Geister hinstellte. Anstatt an der Natur als dem Medium zur Gotteserkenntnis festzuhalten, schob das dogmatische Christentum dieselbe in den Hintergrund und demgemäß zerrte der Naturgeist

des Volkes dieselbe überall da wieder herein, wo dies nur immer möglich war. Was Wunders also, daß dieses Hereinzerren ohne vielfaches Verzerren nicht abging! Und dann, was hätte das Volk davon haben sollen, wenn sich ein Agobard mit dem Abte Fredegis von Tours herumstritt, ob nur der Inhalt oder auch die Worte und Buchstaben der hl. Schrift vom hl. Geiste stammten? Hätte das Volk wirklich die Fähigkeit gehabt, in die Streitigkeiten seiner Gelehrten einzudringen, die Skepsis würde wohl bei ihm Siegerin geblieben sein. So blieben die Resultate beschränkt, wirkten aber fort und gerieten um so mehr ins Extrem, als der Volksglaube von unersättlicher Wundersucht getragen wurde. Und nach Ludwigs des Frommen Tode kam man gar dazu, zu untersuchen, ob Maria Jesum geboren habe, wie andere Frauen ihre Kinder gebären. Ein allgemeines Geschrei erhob sich ob dieser Ketzerei, und doch war der Weg, den man eingeschlagen, nur zu ersichtlich. Die Sinnlichkeit des Volkes entfachte diejenige seiner Priester wieder, da dieselbe in ihnen nicht besiegt, sondern nur gewaltsam zurückgedrängt war. Die Zaubersucht lähmte und reizte die Denkkraft, und um so freier ergab man sich diesen geschlechtlichen Untersuchungen, als ja ein sogenannter heiliger Stoff zur Behandlung vorlag und man in der eigenen Ueberschwänglichkeit das Aufwallen der Sinnlichkeit nicht erkannte. Und da nun alle diese Denker und Grübler sich auf die Schriften der Apostel und Kirchenväter, namentlich auf Augustin, beriefen, da sie trotz aller dieser Berufungen immer mehr in den Sumpf gerieten, konnte es nicht ausbleiben, daß ein Mönch Gottschalk von Orbais endlich dahin kam, zu erklären, in der Kirche gelte nichts um der Autorität willen; selbst Augustin dürfe dieselbe als eine persönliche nicht fordern. Nur insofern habe er ein Anrecht an sie, als er verkündigt habe, was die Wahrheit verkündigt. „Gegen sie kann niemand, kein Apostel, kein Vater der Kirche; für sie darf und muß der einzelne Zeuge auftreten im Widerspruch mit allen Geltenden, d. h. mit allen denen, die bisher als Autoritäten galten. Wäre der Mönch durchgedrungen, alles, worauf man bisher gefußt, wäre in Frage gestellt worden. So kam es nur zu einer vorübergehenden tiefen Aufregung. Die Wellen verzogen sich, nachdem der schwere Stein des freien philosophischen Gedankens auf den Grund gesunken. Die Diplomatie trat lähmend in den Streit und beraubte die religiöse Ueberzeugung ihrer Spannkraft. Indifferentismus und Aberglaube bemächtigten sich der Gemüter und gleichzeitig sank die Kultur gegen Ende des 9. Jahrhunderts hinab auf die tiefste Stufe.

Hatte Karl der Kahle noch im Hinblick auf die Einheit der Lehre Toleranz geübt und die Forschung als das Wesen der Wissenschaft anerkannt, so fand sich nach seinem Tode auch diese Stellung geräumt. Die schwachen Nachklänge aus der Zeit des großen Ahnherrn waren wirkungslos verhallt. In Karl dem Kahlen hatte Johannes Scotus Erigena einen Gönner gefunden, der ihm verstattete, seine Gelehrsamkeit leuchten zu lassen. Nicht ohne Anknüpfung an die mystische Theologie entwickelte Scotus eine an Pantheismus streifende Auffassung der Welt. Er war es, der stolz und kühn zum erstenmal behauptete, die Philosophie sei die Wissenschaft überhaupt. Aber wie es nicht anders zu erwarten war, die Wissenschaft sprach es in ihm geradezu aus, daß sie alle Vermittlungsstufen zwischen sich und dem Denken des Volkes verloren habe; sie wollte exclusiv sein. „Erigena wollte lediglich der Meister einer auserwählten Jüngerschaft bleiben." Die Erkenntnis, welche ihm durch die Wissenschaft wurde, sollte Geheimnis bleiben für den allgemeinen Verstand. Damit entzog sich die Wissenschaft völlig der Kritik der natürlichen Vernunft. In diesem negativen Prinzip, welches sich hier am Ende einer längeren Entwicklung zu erkennen gibt, sehen wir die ganze Ungesundheit und Ueberschraubtheit dieser Richtung selbst. Warum sollte nicht in der Wissenschaft, wie es im Rechts- und Verfassungsleben zur Ausbildung verschiedener Stände kam, das Gleiche geschehen? Indem Erigena diese Auffassung laut werden ließ, konnte er es wagen, der Autorität als solcher selbst zu Leibe zu rücken. Er stellte die Vernunft über sie und gestand ihr nur dann eine Geltung zu, wenn sie als die durch die Kraft der Vernunft entdeckte Wahrheit erschiene. Diese Anschauung, bereits von Augustinus ausgesprochen, fand denn ihre Verteidiger durch das ganze Mittelalter bis hinauf zu Lessing, ein Beweis, daß in ihr ein lebensfähiger und wahrer Kern enthalten ist. An sich selbst und an andern mochte

Erigena erfahren haben, wie die geheime Wahrheit des reinen Wissens selbst diejenigen, welche weise zu sein scheinen, in Schrecken setzt, und gewiß mochte er erschrecken, wenn er, der erklärte, daß die wahre Religion die wahre Philosophie, die wahre Philosophie die wahre Religion sei, auf die vielen sah, welche behaupteten, die wahre Religion zu haben, ohne auch nur zu ahnen, was er darunter verstand. Und doch ist Erigenas Anschauung so charakteristisch für jene Zeit, wie nichts anders. Sie beweist nur zu deutlich, wie selbst hervorragende Denker jene Entwicklungsepoche des menschlichen Geistes nicht umgehen können, daß es eine Naturnotwendigkeit ist, welche dem Denken von der Naivetät den Weg durch die Mystik hindurch zur reinen Gedankensphäre weist, eine Notwendigkeit, welche ihr Recht behauptet bei ganzen Völkern, wie bei dem zur Jungfräulichkeit emporstrebenden Individuum. Jener Zeit mußte wahre Religion und wahre Wissenschaft eins sein.

Die Forschung schreitet fort, die katholische Religion aber war stabil geworden — wo war da die Vereinigung? Dürfen wir es dem Philosophen verdenken, wenn er das Wissen zu einer Geheimlehre für die Auserwählten machen wollte, wenn er dadurch indirekt die Veranlassung wurde zu jenen mystischen Ausschweifungen, in welche man später verfiel. Wie die Kunst und Litteratur der Karolingerzeit, wie diejenige unter den Ottonen eine höfische war, so auch in gewissem Sinne die Philosophie. Aber wie wir die von den Höfen ausgehenden Vorbilder in roher und rohester Nachahmung entfernt vom Hofe wiederfinden, so auch die mühselig und halb verstandenen Gedanken der Denker jener Zeit. Aus dem Dilemma, aufklärend und läuternd wirken und doch sein Wissen der Allgemeinheit nicht preisgeben zu wollen, fand Erigena den Ausweg nicht, und so blieb sein Auftreten ohne unmittelbare, nachhaltige Wirkung. Wir aber erkannten, wie bereits damals die Lehre der Kirche als im Widerspruch mit der Vernunft empfunden wurde, wie bereits damals gläubige Seelen auftraten, welche ihr die angemaßte Autorität absprachen und nur in einer Fortentwicklung ihrer Lehren nach Maßgabe des jeweiligen Wissensstandpunktes das Heil der Zukunft ahnten.

Während nun in Frankreich eine Zeit anbrach, welche an Unkultur und Ignoranz, an Auflösung der gesellschaftlichen Bande und Roheit der Sitten ihres Gleichen sucht, kam es in Deutschland zu jenem Umschwung, der Heinrich dem Sachsen die Krone zubrachte. Im Sachsenlande kannte man von jenen dogmatischen Streitigkeiten nichts, wie überhaupt in Deutschland nur der fränkische und vielleicht noch der schwäbische Stamm tiefer in die Bewegung jenseits des Rheins eingetreten war. Mit Heinrich I aber trat ein Mann an die Spitze der Nation, der wirklich wieder die Stimme des Volkes als Gottes Stimme anerkannte. Dem sinnlich verkommenen, nach allen möglichen wunderbaren Ungeheuerlichkeiten lechzenden Westen erstand in der sächsischen Naivetät das Gegengewicht. Und dieses Gegengewicht machte sich nicht nur im Westen, sondern erst recht im Süden geltend, wo wie in Frankreich der Katholizismus, zu einem geschäftsmäßigen Ceremoniendienst oder zu einer aller geistigen Elemente entbehrenden Naturreligion herabgesunken war.

Die Wahrheit ist nicht übertragbar, wie die Freiheit nicht verliehen werden kann. Zur Erkenntnis der ersteren, wie zur Erlangung der zweiten bedarf es der eigenen persönlichen Arbeit und Anstrengung. Der Gesetzgeber und Herrscher kann daher auch für beide nichts anderes thun, als daß er den Weg zu ihnen hin von Schwierigkeiten frei macht, die nicht zu den natürlichen Schwierigkeiten dieses Weges gehören. Diesem Prinzipe folgte Heinrich I indirekt, indem er sich mehr oder weniger passiv verhielt, und dadurch machte er es seinem Sohne Brun möglich, mit ernster Arbeit diese Wege wieder in ihren ersten Anfängen frei zu legen. Bald fand Ottos des Großen Bruder seine Genossen, und rüstig drang man vor auf der Bahn zu jenem Ziele, welches ein Ratherius von Verona nur dadurch zu erreichen vermeinte, daß man der strengen Schulung der Kleriker und Mönche, der Wiederherstellung der Autorität, der Absperrung von der Welt wieder sein Augenmerk zuwendete. Gewiß konnten diese Heilmittel als Vorbereitung wohl ihren Zweck erfüllen, aber niemals ist in der Welt etwas wahrhaft Großes, etwas positiv Förderndes dadurch erreicht worden, daß man sich aus ihr zurückzog. Daß gleichzeitig in Frankreich ähnliche Tendenzen erwachten, wissen wir. Doch alle die großen Schüler

Clunys mußten in die Welt zurückkehren, um wirken zu können. Es ist bezeichnend, daß die mönchische Richtung, die nun in Aufschwung kam, sich Bahn brach bis auf den Stuhl Petri, daß hier in letzter Instanz der Kampf ausgefochten wurde, zwischen absolutem Dogma und der ebenso zur absoluten Verstandespraxis ausgearteten Vernunft. Bevor es jedoch dahin kam, hatten die Gegensätze bereits manchen Wechsel durchmachen müssen, hatte schon mancher Austausch stattgefunden, so daß in dem schließlichen Kampfe nicht nur alte Ideen, sondern auch neue Ahnungen auftraten.

Gleichsam als späte Nachblüte einer vergangenen Gedankenwelt erscheint uns das Papsttum Gerberts, des Philosophen. Aber sehen wir auf die mönchischen Gestalten und Bestrebungen um ihn her, erinnern wir uns seiner Freundschaft mit Otto III, so erkennen wir sofort, daß auch das rationale und kritische System seiner natürlichen Weltanschauung in nicht zu ferner Zeit eine Mystifizierung zu erwarten hat. Er war Forscher und Pädagog, unermüdlich bestrebt, seinen Jüngern das Verständnis der von ihm in großer Anzahl gesammelten Handschriften alter Autoren zu eröffnen. Auch ihm galten Wissenschaft und Religion als das nämliche, und die durch sie vermittelten Erkenntnissätze waren ihm göttlicher Art. Er war ein Mann, der mit dem Uebernatürlichen wenig anzufangen wußte. Er glaubte daran, gewiß, räumte ihm aber keinen Einfluß in den praktischen Dingen da ein, wo er mit seinem Wissen und seiner Einsicht auszureichen vermeinte. Und auf diese hat er fast immer und am liebsten vertraut. Das Ueberschwängliche des Volksglaubens schien für ihn, wie das Dogma der Kirche, nur zu existieren, um seine Einsichtskraft und sein Streben zur Erkenntnis zu reizen und zu verstärken, nicht aber es lahmzulegen. „In der Wissenschaft ein kühner, bahnbrechender Entdecker, in der Politik in erster Linie ein bedächtiger Beobachter, erst in zweiter ein divinatorischer Planer, hat er die jedesmalige Lage der Dinge vor allem zu verstehen gesucht, ehe er eingriff.“ Die scheinbaren Widersprüche seines Lebens finden Ausdruck in dem, was er seiner Natur nach war, und in dem, was er seinem Amte nach als höchster Vertreter der geistlichen Autorität nach bedeutete. Aber der weitsehendste Philosoph kann, ob er es auch gewöhnlich nicht ist, Politiker sein und durch die Mittel der Gegenwart zu erreichen suchen, was er als das Ziel der Zukunft erkannt. So war Gerbert Realist in all seinem Thun, kein Abstraktions- und Theorienmensch, indem er das wirklich fließende Leben selbst zum Prüfstein seiner Erkenntnis machte. Allein wie solche Erkenntnis auf das naive Gemüt des deutschen Volkes wirken mußte, sahen wir an Otto III. Zur wirklichen Erkenntnis sich durchzuringen, fehlten hier noch fast alle natürlichen Grundlagen, gleichwohl durchrüttelte eine Ahnung den jungen Kaiser, daß diese Erkenntnis etwas Großes, Mächtiges, Erstrebenswertes sei. Gerade die Nichterfüllung seiner Wünsche aber mußte den excentrischen Jüngling um so mehr in jenes Schwanken zwischen einem Gerbert und den italienischen Mönchen zurückwerfen. Doch immerhin mochten solche Ahnungen und Gedanken weiterarbeiten und so einen anregenden Einfluß üben. Demselben Boden, dem Gerbert entsproß, mußten andere Kräfte entsprießen, welche es sich zur Aufgabe setzten, der Barbarei und Verkommenheit, dem Wirrsal der Anschauungen und Meinungen klärend entgegenzuarbeiten. Erreichten sie auch die Höhe nicht sofort, auf welcher Gerbert mit seinem klaren Blicke und weitgreifenden Ahnungsvermögen gestanden, da bereits die praktischen Tagesfragen zu sehr in ihr aufkeimendes Denken hineinspielten und sie der reinen Wissenschaft entführten, so haben wir doch von der Zeit Heinrichs II an ein so bedeutendes Steigen der wissenschaftlichen und künstlerischen Thätigkeit bis zu ihrem Höhepunkte unter Heinrich III zu verzeichnen, daß man sein Zeitalter als das goldene rühmte. Aber wir hörten von den Klagen eines Wipo. Ueber den geistlichen Stand drangen diese geistigen Bestrebungen kaum hinaus. Sie standen somit immer noch ohne direkten Bezug auf das Volksleben und konnten deshalb auch in ihrer Wirkung nicht anders als einseitig bleiben. Hatte man es auch nicht dahin gebracht, die deutsche Sprache zur Trägerin dieser Kultur zu machen, und zeigte sich gerade in der Weiterpflege der lateinischen Sprache bei allen Nationen am deutlichsten, welchen Charakter diese Bildung an sich trug, daß sie auf römischer Grundlage beruhte, und, wie wir sagen, eine romanische war, so ist doch andrerseits das jugendliche Volksleben nicht ohne Einfluß auf diese Grundlage

geblieben. Die lateinische Sprache war keine Schulsprache mehr, die man mühsam erlernte, „in der man die vorliegenden Muster ängstlich nachahmte“, sondern es hatte sich aus ihr „eine eigene, den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Ausdrucksweise gebildet, in der man sich mit Leichtigkeit bewegte.“ Es zeigte sich also hier zu gleicher Zeit derselbe Vorgang, den wir in der Ausbildung des romanischen Kunststiles finden werden.

Die Länder, in welchen die Gedankennot am furchtbarsten wütete, mußten natürlich auch mit dem energischen Bekämpfen derselben zuerst auf den Plan treten. Es waren Italien und Frankreich. Neuerungen wollte man nicht, man fürchtete sie sogar. Aber das Alte in seinen hergebrachten Formen, die dem Mißverständnis und dem Unverstande entsprungen waren, genügte ebensowenig. So gab sich Berengar von Tours an die Sichtung des Alten. Ihn stieß der übernatürliche, geradezu widernatürliche Glaube des Volkes zurück. Von den Erscheinungen blutiger Stücke vom Leibe des Herrn wollte er nichts wissen; die Legenden, welche darüber bald im Volke umliefen, waren ihm zuwider. Zweifelnd griff er zum Studium, und da stieß er auf die Schriften des Philosophen Johannes Scotus Erigena. Von da gelangte er an die Kirchenväter, und die Erkenntnis drang in ihm durch, daß der geltende Begriff von der kirchlichen Autorität unhaltbar sei. Der Konflikt war da, welcher diesmal zu „einem Kampfe um die höchsten Kriterien der religiösen Wahrheit, zu einem Konflikt der Tendenz der negativen Aufklärung unmittelbar mit dem damaligen autoritativen Kirchentum, mittelbar mit dem Christentum der positiven Offenbarung“ werden sollte. (Reuter.) Berengar entdeckte, daß der Kirchenglaube ein wandelbarer gewesen von Anfang an; er frug, was aus der Schrift werde ohne den Geist? — „Ein Fabelbuch, welches der Mündige schamerfüllt aus der Hand legen wird.“ „Wählt man zur Lektüre die mosaischen Gesetze, und bleibt dabei in der Vorstellung befangen, die positive Aeußerlichkeit derselben decke sich mit der spiritualen Wahrheit, auch nach göttlicher Absicht hätten dieselben so verstanden werden sollen, wie sie von dem sinnlichen Volke verstanden worden sind: dann muß man einräumen, die natürlichen Gesetze der Spartaner, Athener und Römer seien vernünftiger und herrlicher, als diese übernatürlich geoffenbarten.“ „Ihm war es gewiß geworden, daß das Katholische nicht ausgeprägt sei in dem vorgeblich von Christo gegründeten Bau der hierarchischen Ordnungen, dem Organismus sinnlicher Anstalten, den synodalen Instituten. Dasselbe haftet nicht an dem Amte unabhängig von der persönlichen Beschaffenheit des Trägers, fällt nicht zusammen mit dem, was man den Gemeinglauben nennt, ist nicht da, wo unter diesem Namen der große Haufen der Beamteten ohne Urteil und Ueberlegung seinen Aberglauben ausprägt, nicht erkennbar in dem, was die zufällig aus Idioten bestehende Mehrheit einer Versammlung proklamiert, welche den Titel „Synode“ führt. Die kritisch betrachtete Geschichte zeugt, daß die Mehrheit und die Wahrheit einander fliehen, die Mehrheit und der Irrtum sich zusammengesellen.“ So teilt uns Reuter in seiner Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter die Ansichten Berengars in geistvoller Weise mit. Und sieht man, wie Berengar gegen die römische Synode vom Jahre 1059 zu Felde zieht, wie er sich sträubt, „diese zusammengelaufenen Herden von Unvernünftigen und Unsinnigen für inspirierte heilige Synoden“ zu halten, so erkennt man wohl, daß er der erste bewußte Gegner der päpstlichen Unfehlbarkeit war. Gewiß gesteht er zu, daß ein Konzil möglicherweise die Wahrheit finden könne, aber er stellt diesen natürlichen Grundsatz nicht auf den Kopf, indem er sagt, wo ein Konzil sei, sei auch die Unfehlbarkeit, „die in der Autorität wurzelnde Uebermacht sei zugleich auch ein Kriterium der Erkennbarkeit der Wahrheit.“ Wir erkennen, wie sich die Zeiten geändert haben, wenn wir zurückblicken in jene Zeit, da wir berichten konnten: „noch ist das Volk stark und kräftig genug, nur dem Anerkennung und Ehre zu zollen, dem sie in Wahrheit gebührt; noch verleiht nicht das Amt dem Manne die Würde, sondern die Würde des Mannes zieret das Amt.“

Erklärte dann Berengar in letzter Instanz die Vernunft für die Richterin, an welche man betreffs der Wahrheit zu appellieren habe, so scheint der Durchbruch für ihn vollendet. Aber für die andern auch? Sein Gegner Lanfranc, „der Katholik um jeden Preis“, belehrt uns eines andern. Und sehen wir Berengar selbst dann wieder in seinen wech-

selnden Stimmungen, so wird es uns nur zu gewiß, daß er das Ziel nur ideal, vielleicht nur dialektisch erreichte, in Wirklichkeit aber nicht. Zur Gesinnungstüchtigkeit setzte sich seine Philosphie nicht vollständig um. „Gegen die Wahrheit, gegen die Vernunft, gegen das Gewissen kann niemand", bekannte er zwar lauter und edel, allein er war seiner gemütvollen Zeit noch lange nicht so Herr geworden, um sich von ihr vollkommen loslösen und gegen sie wenden zu können. „Was undenkbar ist, ist unmöglich; was nicht als Wahrheit gewußt wird, kann durch keinerlei Berufung auf Offenbarung dafür erkannt werden; kein Wunder vermag das zur Wahrheit zu machen, was nicht Wahrheit ist." Er ahnte das Gesetzmäßige in der Natur, die durch nichts, auch nicht durch den allmächtigen Gott durchbrochen werden kann, wohingegen seine Gegner an die Stelle der erkannten Naturgesetze „das Walten der Willkür des Unbedingten" setzten. Die Wandlungslehre im Abendmahl enthielt deshalb für ihn eine Unmöglichkeit, eine Unmöglichkeit auch für die Allmacht des ewigen Gottes. Das mochte Berengar erkannt haben, ob aber auch in allen seinen Konsequenzen? Er leugnete auch das Recht der Autorität im Prinzipe, verhöhnte Leo IX als Schwächling, schimpfte auf Nikolaus II als Wüstling, als aber Alexander II den Stuhl Petri bestieg und nach ihm Gregor VII, da änderte sich der Ton. Das klare Denken und das weite Sehen machen den charakterfesten Menschen in solch' verkommenen Zeiten stets zum Martyrer. Berengar bot sich Gelegenheit dazu. Er war Politiker genug, es nicht zu werden. Er war auch Politiker genug, zu schweigen, als der Papst es befahl, und erst, als im Jahre 1079 Gregor VII seine Hoffnungen nicht erfüllte, fiel er in seine alte Polemik zurück. Wir lernten Hildebrand als einen eminenten praktischen Politiker kennen, Berengar war dies auch, aber in anderem Sinne. Stand für jenen das allgemeine Interesse der Kirche obenan, und richtete er nach diesem Grundsatze sein ganzes Thun ein, so war es für Berengar die ideale Wahrheit, für welche er focht und die er doch nirgendwo fand, selbst in sich selbst nicht. Denn nicht Gregor täuschte ihn, sondern er täuschte sich in Gregor, wenn er glaubte, dieser Papst werde seine religiöse Ueberzeugung obenanstellen. Lockerte Gregor nicht die bindende Macht des Eides? Suchte er nicht dem apostolischen Stuhle selbst die absolute Gewalt über das Gewissen des einzelnen zu verschaffen? Und dann, welche Kämpfe Gregor in jener Zeit mit sich und der Welt auszufechten hatte, betonten wir früher. Es war die Zeit, da sich die innere Wandlung in ihm vollzog, da sein klarer Verstand die Mystik zu Hilfe rief, um ihm zum Siege zu helfen, da er nicht mehr erkannte, wie gerade dieser Hilferuf seine innere Niederlage nur zu sehr darthat, Und da wollte dieser religiöse Wahrheitsschwärmer, dieser „abstrakte Doktrinär", der schon einmal den Beweis geliefert hatte, daß seine Ueberzeugung nicht stark genug sei, um sich vor dem wütenden Ansturm der Gegner zu behaupten, verlangen, Gregor solle nicht nur einen Schritt weit, sondern viele tausend Schritte von seiner eingeschlagenen Bahn abweichen? Unmöglich! Nicht war es der überzeugungsvolle, überzeugende Charakter Berengars, der hier den Ausschlag gab, sondern es war sein sophistisches Schwanken, seine Zuflucht zur List, die ihn mit dem Munde bekennen ließ, was er im Herzen verdammte, der Mangel persönlichen Mutes, an dem sein eigenes Werk zu Grunde ging. „Ein scharfsinniger Theoretiker der Aufklärung ist Berengar gewesen, ein Heros derselben war er nicht." Ja, es zeugt viel mehr für die menschliche Größe seines Gegners, daß er auch dem moralisch Verurteilten Freibriefe ausstellte, die ihm ein unangefochtenes Weiterleben möglich machten.

Als letzter der berühmten Mitstreiter in diesem Kampfe um die Abendmahlslehre sei Anselm von Canterbury genannt. Mit seinem „credo ut intelligam" (ich glaube, um zu erkennen) hat er die Unmöglichkeit darthun wollen, daß ohne den Glauben keine Erkenntnis zu erlangen. Der Beweis ist ihm nicht gerade gelungen, aber das beweist uns sein Auftreten, daß es der Zeit an reinem technischem Wissen noch allzusehr fehlte, um zu einer reinen Erkenntnis gelangen zu können. Anselm fühlte dies, er nannte die Argumente des Wissens nur Wahrscheinlichkeitsrechnungen, „nicht ausreichend, den Defekt des Glaubens zu ersetzen." Er bekannte damit eigentlich nur, was Berengar seblst gefühlt, denn so lange die Aufklärung sich der Zweideutigkeit bedient, um zum Ziele zu gelangen, kann man gerade nicht sagen, daß sie auf die alles besiegende Kraft der Ueberzeugung sich stützt und lediglich an ihr festhält.

Der kurze Ueberblick hat uns mithin gezeigt, daß es den damaligen Denkern unmöglich war, von der Autorität frei zu werden. Wollten sie selbst einer reinen Vernunfterkenntnis, wie Berengar dies versuchte, zum Siege verhelfen, und gestand selbst Anselm von Canterbury die Möglichkeit derselben teilweise zu, so schob sich ihnen doch immer wieder unwillkürlich der Glaube in ihre Argumentationen hinein. „Es ist die Vernunft selbst, welche an ihrer eigenen Vernünftigkeit, an ihrer Macht der Selbstvergewisserung, daran irre wird, das höchste Kriterium der Wahrheit zu sein. „Dieser Niederlage entsprach der Triumph der Autorität, wie ihn die Kirche in Hildebrand und Urban II feierte. Aber die Macht der Autorität war nicht geeignet, den Zweiflern ihre Zweifel zu rauben. Es mußte der ausgestreute Samen weiterkeimen und in der Zukunft andere Früchte reifen lassen.

Man hat neuerdings dagegen angekämpft, daß die Lehre der Kirchenväter und der auf ihnen basierenden ersten sogenannten Philosophen des Mittelalters zum Gegenstande einer Besprechung innerhalb der Sphäre gemacht werde, welche der Geschichte der Philosophie zufällt. So hat namentlich Dühring in seiner geistvollen kritischen Geschichte der Philosophie „der Patistrik und selbst Augustin“ keine Stelle eingeräumt. Und von dem Standpunkte des verdienten Mannes geschah dies gewiß mit Recht, da er ja andrerseits zugesteht, daß die Patistrik „für den Kulturhistoriker ein ganz respektabler Gegenstand sein möge.“ Trotzdem möchten wir daran erinnern, daß, wie es sich in dem Kampfe der sozialen Stände gegen einander damals nicht um die Freiheit handelte, sondern um Freiheiten, wie erst aus den einzelnen Freiheitsideen das Ideal jener Freiheit zusammenschoß, an welches wir heutzutage glauben, auch ein Kampf um die Wahrheit damals nicht geführt wurde und geführt werden konnte, sondern nur um Wahrheiten und Einzelerkenntnisse. Insofern dies aber der natürliche Gang aller Geistesentwicklung ist, welche von der sinnlichen Wahrnehmung ausgehend, die Gefühls- und Gemütsperiode durchlaufend, den Menschen erst in späterer Zeit, in der Zeit seiner zur vollen Männlichkeit erwachsenen Kraftfülle dazu kommen läßt, sich seiner Vernunft zu höherer, umfassender Erkenntnis zu bedienen, insofern also das religiöse Denken und mystische Glauben die natürliche Durchgangsepoche zu reiferer Geistesbethätigung bildet, hat dasselbe eine Berücksichtigung da zu fordern, wo die Entwicklung des menschlichen Denkens dargestellt werden soll, also auch in einer Geschichte der Philosophie. Kann man auch von einer Philosophie des Mittelalters im eigentlichen Sinne nicht reden, da „jeder kirchlich organisierte Glaube, der sich als fertige, vollständige und unbezweifelbare Wahrheit auf den bloßen Grund seines thatsächlichen Daseins hin zur Geltung bringt, der Philosophie ihre Grundvoraussetzung entzieht“, (Dühring) so doch von einem Philosophieren. Will man also das Werden darstellen, so muß man auch dem Philosophieren sein Augenmerk zuwenden, wenn dagegen nur die Resultate des Werdens, das Gewordene, so kann man von jenen untersten Stufen absehen, welche, wenn auch entfernt, so doch ganz sicher zu diesen Resultaten führten.

Indem wir versuchten, einen allgemeinen Bericht über die geistige Witterung zu geben, unter welcher die einzelnen Saaten des abendländischen romanischen Geistes zur Reife strebten, haben wir nun im einzelnen nachzusehen, welcher Einfluß hier und dort bemerkbar wurde. Es konnte kein kleiner sein, denn hören wir, daß schon Bischof Heribert von Eichstädt (1021—1024) seinen Scholaster Gunderam für nichts geachtet habe, weil er in der Heimat erzogen war und nicht am Rhein oder in Gallien seine Studien gemacht habe, bestätigen uns dann auch andere Nachrichten, daß damals und gegen Ende des Jahrhunderts immer zahlreichere Schüler aus Deutschland zum Besuche der französischen Schulen aufbrachen, so ist es uns klar, daß man dort mehr zu finden hoffte, als in der Heimat geboten wurde. Machten wir schon bei der Bewegung des deutschen Handels- und Verkehrslebens darauf aufmerksam, daß Deutschland damals immer mehr aus seiner bisherigen Zurückhaltung heraustrat, hier begegnet uns derselbe Vorgang auf dem geistigen Gebiete. Der erste, welcher eigentlich hierzu den indirekten Anstoß gab, mag Otto III gewesen sein. Wir sahen, wie die innige Berührung mit einer fremden Welt auf diesen Jüngling wirkte. Es konnte nicht anders sein. Aber mit ihm schloß diese fremde

Einwirkung nicht ab. Müssen wir es Theophanos Einfluß zuschreiben, daß byzantinische Kunst und Gelehrsamkeit in den Gesichtskreis der Deutschen trat, hörten wir von Kunigunde, der Gemahlin Heinrichs II, daß auch sie der gelehrten Bildung nicht fremd gegenüberstand, so setzte sich in Gisela, der burgundischen Gemahlin Konrads II, wie auch in Agnes von Poitiers, der Gemahlin Heinrichs III, diese Begünstigung der litterarischen Bestrebungen nicht nur, sondern auch der mehr oder weniger tief greifende Einfluß des Auslandes fort, nicht als ob dieser Einfluß sich gerade durch besondere Erzeugnisse etwa des italienischen oder französischen Volksgeistes geäußert hätte, sondern es war vielmehr die Vermittlung der Antike, welche die Romanen übernommen hatten, und in welcher sie sich mit den damaligen deutschen Bestrebungen begegneten. Noch immer war es die Technik der untergegangenen alten Welt, welche den nach höherer Organisation emporstrebenden christlichen Völkern des Abendlandes als Grundlage und Vorbild diente. Auf diesem Fundamente drang der christlich-übernatürliche Geist empor und zwang die Grundlage schließlich selbst, sich ihm anzupassen. Die Horizontallinie der alten Welt ward durchbrochen, und an der Vertikale stieg man aufwärts der Unendlichkeit und Ewigkeit zu, auf welche das ganze Denken und Sinnen, das ganze irdische Leben eingerichtet werden sollte. Sahen wir bei den Philosophen, wie schließlich die Vernunft selbst an ihrer Vernünftigkeit irre wurde, so sahen wir dementsprechend, daß das ganze natürliche Leben schon längst an seiner natürlichen Berechtigung irre geworden war und tastend nach einem Ausweg suchte, den man dann doch niemals fand. Der Tod allein war der Ausweg aus diesem Leben, daher die Tötung des Fleisches, die mönchische Askese; die Ewigkeit allein war das Ziel, dem man zustrebte, daher das Zurücktreten der Plastik, der Kunst der schönen körperlichen Form und das zum romanischen Stile sich umwandelnde Wesen der Architektur. In ihm sehen wir das Ringen des Christentums mit der antiken Welt, den Kampf einer großartigen Idee, getragen von der individuellen Auffassung jugendlicher Völker, mit dem toten Organismus einer vergangenen Welt, der auch in seiner Erstarrung noch großartig war und das Auge dieser naiven Völker berückte. Spielte das Weib im Altertume eine nebensächliche Rolle, war es mehr Spielgefährtin und infolge seiner natürlichen Kraftminderheit die Dienerin des stärkeren männlichen Geschlechtes, das wohl in ihm ein schönes Ding sah, aber seine Gleichberechtigung nicht anerkannte, so war die Macht der bezaubernden Frauen schon in der letzten Kaiserzeit zu einem hohen Grade gestiegen, sie stieg noch mehr, als dieser äußerliche Zauber nunmehr sich mit der tiefen Ahnung eines Ewigen verband, als infolge der Aufnahme des Christentums, einer Religion wie für das Gemüt des Weibes geschaffen, zugleich die geistige Bildung mehr und mehr durch die Frauen der männlichen Laienwelt vermittelt wurde. Ohne dieses fügsame Medium würde die Kirche niemals jene Triumphe gefeiert haben, welche sie in Wahrheit feierte. Und auch in der Erhebung des Weibes begegnete sich, wie wir sahen, die christliche Religion mit dem natürlichen Seelenleben der Germanen. Ohne eine Markgräfin Mathilde wäre ein Gregor VII und Urban II ebensowenig denkbar, wie das gerechte und starke Walten eines Konrad II ohne eine Gisela, das kirchliche Regiment eines Heinrich II ohne eine Kunigunde. Ja, wir zögern nicht zu behaupten, daß die Ueberspanntheit eines Otto III undenkbar wäre, hätte ihm ein sympathisches, feinfühlendes Weib zur Seite gestanden. Im einzelnen können wir den Einfluß der Frauen natürlich hier nicht verfolgen. Es möge genügen, darauf hingewiesen zu haben, und bei allen folgenden Erörterungen müssen wir uns erinnern, daß das unendliche Gemütsleben der Frauen sich wie ein wunderbarer, himmlischen Glanz verleihender Zauber in das Gedankenleben der Männerwelt wob. Gerade weil sich dieses rätselhaft tiefe Gemütsleben als ein so bedeutender Faktor im realen Leben geltend machte, weil sich der individuelle Drang in diesem ganzen Ringen und Werden so unendlich wechselvoll gestaltete, ist es und wird es immer unmöglich sein, nach einem Schema das Leben der mittelalterlichen Menschheit abzuhandeln. Der Frühling ist da, und was Kraft und Lust zum Keimen und zum Blühen hat, steigt aus dem fruchtbaren Mutterschoße der Erde empor; das Unkraut gedeiht ebenso, wie die herrlichsten und duftigsten Blüten, wer aber wollte dieses unendliche Wechselspiel in allen seinen Gestaltungen und Aeußerungen zusammenfassend

erkennen, wer das blühende, treibende Chaos in einen Garten verwandeln, in dem durch die Kunst des Gärtners jeder Baum an seinem Platz, jede Blume auf ihrem Beete, jeder Grashalm in seiner Bedeutung dastand? Die mittelalterliche Welt war kein nach einem großen einheitlichen Plane angelegter Garten, sie war eine blühende, wachsende Wildnis, und nur hier und dort gelang es dem einzelnen oder einer größeren Gesamtheit, diese wirkenden Kräfte zusammenfassend zu verwerten zu einer Kunstschöpfung, dauernd aber das wuchernde Unkraut fernzuhalten, wäre nur bei fortgesetzter Arbeit und Mühe möglich gewesen, und wir sahen doch und werden es sehen, wie oft die Arbeit wieder aufgegeben wurde, wie oft ihr innerer Plan sich änderte. Das Ideal wäre ja gewesen, was Schnaase behauptet: „die kompakte Natureinheit der Völker verschwindet und an ihre Stelle tritt eine Masse persönlicher Verhältnisse; die Zufälligkeit der Verträge ersetzt die innere Notwendigkeit, und der Staat stellt sich als ein luftiges Gerüst dar, das, von der größeren Zahl der niederen Vasallen aufsteigend, durch schmale Mittelstufen sich bis zu einer einheitlichen Spitze erhebt." Aber kam es denn wirklich dauernd dazu? Sahen wir nicht vielmehr, wie neben der einen Spitze manchmal größere und kleinere aufschossen, wie sogar die eine beherrschende Spitze oftmals von andern geradezu überboten wurde? Und als dann endlich gar zwei Spitzen aufstiegen in Kaisertum und Papsttum, als neben dem Kaisertum alle die Spitzen der einzelnen Königtümer emporschossen, wo war da noch die Rede von einem organischen Gesamtbau? Nur dort konnte es dazu kommen, wo sich diese Grundanschauung zuerst befestigte, in der Kirche, und so wundert es uns nicht, daß auch diejenige geistige Bethätigung, welche dem kirchlichen Zwecke zunächst und notwendig dienen mußte, zuerst zu einem Stilgefühle kam. Es war die Bethätigung auf dem Gebiete der Kunst und hier wieder ebenso naturgemäß diejenige auf dem besondern Kunstgebiete der Architektur.

„Je weniger das Mittelalter in seinen mannigfachen Lebensäußerungen zu einem befriedigenden festen Abschlusse gelangte, je spröder sich unter dem Kampfe der geschilderten Gegensätze die verschiedenen Elemente zu einander verhielten, um so bedeutsamer gestaltete sich das architektonische Schaffen. Daß eine Zeit wie jene, voll subjektiven Gefühls, aber auch voll inneren Widerstreites, gerade in der Architektur am meisten Gelegenheit fand, ihrem kühnen, aber dunklen Ringen einen Ausdruck zu geben, liegt nahe." (Lübke.) Ebenso nahe liegt es, daß Künste, wie Plastik und Malerei, da man ihre innere Bedeutung nicht mehr erkannte, fast ganz zu illustrierenden Künsten herabsanken, bis man endlich in der Durchdringung des überlieferten Stoffes so weit gekommen war, um zu erkennen, welche große Fähigkeit für innerliche Ausdrucksweise diesen Künsten einwohne. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß der Aufschwung der Malerei mit den humanistischen Studien fast Hand in Hand ging, wie es ebenso wenig ohne innere Notwendigkeit und Bedeutung ist, daß neben der Architektur im Mittelalter die Musik einen neuen Ansatz ihrer Entwicklung nahm. Denn gerade die Musik vermochte der Stimmung, die nach Ausdruck rang, am nächsten zu kommen; in die Mystik der Töne kleidete sich die Mystik des religiösen Denkens, in den weihevollen Klang des Hymnus und Liedes ergoß sich die Sehnsucht des die ewige Liebe feiernden Herzens. Die Musik wurde zur Architektur der Seelenstimmungen; bis sie aber zu diesem hohen Grade künstlerischer Ausbildung gelangte, bedurfte es einer langen Zeit, denn die Feinheit und Flüssigkeit des Materiales, der Töne, ließ eine so schnelle harmonische Verarbeitung nicht zu. Wir haben in ihr nicht nur diejenige Kunst, welche das Mittelalter eigentlich beschloß, sondern sich dann auch naturgemäß an den Anfang der Neuzeit stellte. In Tönen kündigte sich zuerst das Wiedererwachen des menschlichen Geistes an.

Die Grundformen der kirchlichen Architektur gehen auf die römische Basilika zurück. Zur Zeit Karls des Großen spielen noch byzantinische Motive, durch die Goten in Italien vermittelt, mit herein. Der Eingang der Basilika war im Westen, der Chor im Osten. Anfangs ein viereckiger Saal, von zwei Säulenreihen getragen, wurde die Grundform später durch die Quereinteilung verändert. Vor dem Westeingange befand sich ein Brunnen, das Symbol der Reinigung. Später hat man diesen Taufbrunnen in die Kirche verlegt. Beim Eintritt in die Kirche gelangte man zuerst in eine von einer Säulenreihe begrenzte

Vorhalle, jenseits welcher sich ein leerer Raum ausbreitete oder ein Raum, der von zwei parallelen Säulenreihen in drei Schiffe geteilt wurde. Auf der Nordseite saßen die Männer, auf der Südseite die Frauen, und durch Erweiterung dieser Teile nach außen entstanden die Querschiffe. Schon in der Basilika bildete sich der Chorraum aus und erhob sich allmählich über die anderen Räume um einige Stufen, da unter ihm eine Krypta angebracht wurde, ein niedriger, auf Säulen gewölbter Raum. Die Decke der Basilika war nicht gewölbt, sondern aus Holz. Das Sparrwerk des Daches wurde später durch ein untergelegtes flaches Holzdach verdeckt, und an dieser Decke wurden dann Farben und Gold zur Verzierung angebracht. Die Wände waren mit Teppichen behängt, die Fensteröffnungen mit farbigen Vorhängen geschlossen, der Boden geschmückt mit farbiger Mosaik. Mehr und mehr verließ man dann später die strenge Form der Antike, die Ornamentik an den Säulen wurde reicher und diese selbst schlanker, selbst der Sockel wurde verziert. Als letzter Abschluß der Grundformen traten dann die Wölbung und der Turmbau hinzu. Mit ihrer Ausbildung wuchsen die der Antike entlehnten Einzelteile und die neuen Zuthaten und Gedanken zu einem einheitlichen Ganzen zusammen. Es entstand jenes Grundschema des romanischen Stiles, welches schon in seiner äußeren Anlage den Zweck verriet, zu dem es erschaffen worden war.

Mit dem Anfange des 11. Jahrhunderts können wir diese konstruktive Grundlage als fertig gestellt betrachten. Es begann die Zeit ihrer Anwendung und vielseitigen Ausbildung. Schon die Benennung des Stiles zeigt uns den Charakter desselben. Wie die Deutschen noch nicht zu einer Grammatik ihrer Sprache gekommen waren, so auch nicht zu einem eigentlich selbständigen Kunststil. Mehr oder weniger blieb die Bauthätigkeit auf jene Kreise des Volkes beschränkt, die sich auch zu ihrem geschäftlichen und gesellschaftlichen Verkehre der lateinischen Sprache bedienten. Hatte man diese modifiziert und dem eigenen Leben angepaßt, so auch die Sprache der Architektur. Man sollte nun denken, daß der romanische Stil dem analog lediglich bei den romanischen Völkern Aufnahme und Entwicklung hätte finden können, die auch ihre Sprache durch Verschmelzung des eigenen Idioms mit der lateinischen zu romanischen Sprachen umbildeten. Doch die Kunst ist international, mußte es sein, seit das Christentum im Abendlande heimisch geworden war, und so fand sie mit diesem und durch dasselbe Eingang auch bei den deutschen Stämmen. Nur in der Auffassung konnte daher der nationale Charakter der Deutschen zur Geltung kommen. Zudem verlieh der romanischen Baukunst gerade der Umstand ihren einheitlichen Charakter, daß es fast ausnahmsweise geistliche Bauherren waren, welche sie einführten und entwickelten. In den Klöstern entstanden jene festen Schultraditionen, welche sich dann fortpflanzten von Kloster zu Kloster und in diesen engen einheitlichen und doch so charakteristisch mannigfaltigen Kreisen vererbten. Auch hier bewährt sich unsere oben dargelegte Anschauung, daß nicht die einzelne Blume den Frühling macht, sondern alle in ihrer Gesamtheit, in ihren wechselnden Farben und Formen, und doch ist es ein einziges waltendes Naturgesetz, das in all diesem Wachsen und Blühen zum Ausdruck gelangt.

Indem wir nun in der Zeit langsam, ohne bestimmte Grenzen zu ziehen, fortschreiten, sehen wir, daß der Drang nach Massenhaftigkeit und Stärke zunimmt. Statt der Säule, die wie die Phantasie des Kindes leicht emporstieg und zur Ornamentierung vielfach Gelegenheit bot, tritt der Pfeiler ein, ein Bild wachsender Kraft und größeren Ernstes. Teils wechselt er noch mit der Säule, teils verdrängt er sie ganz. Die Wände des Mittelschiffes erheben sich zu bedeutenderer Höhe. Kleine Fenster werden nahe unter der Decke angebracht, die man rund wölbte. Sie wurden noch kleiner, seitdem man begann, sie mit Fensterscheiben zu verschließen.

Nur ganz leise und schüchtern treten an nebensächlichen Dingen zuerst selbständige Gedanken auf. Wie Aphorismen erscheinen sie uns, die das zum Selbstdenken erwachende Individuum in die Lehrsätze des Meisters einstreut. So ließ sich die jugendliche Phantasie an der Basis der Säulen oder der Pfeiler aus. Die attische Grundform blieb erhalten, aber auf die vier Ecken der Platte setzte man so etwas wie ein an den Pfühl sich anschmiegendes Blatt. Diese Zuthat nahm dann bald die verwegensten Formen an;

Pflanzenmotive wurden durch Tierformen ersetzt, selbst Löwe, Vogel und Menschenkopf erscheinen an diesen Ecken. Als ob die jugendliche Naturphantasie eine Erholung gesucht hätte bei dem Lernen des strengen Kanons, so erscheint uns dieser launenhafte Einwurf. Gleicherweise wagte sich die Phantasie an das Kapitäl. Ein nach unten abgerundeter Würfel trat an die Stelle des korinthischen Kapitäls, und bald wurden seine Flächen der Tummelplatz der tollsten Laune. Sich bei diesen Verzierungen streng an die Formen der Natur zu halten, vermochte und wagte man nicht. So entstanden jene Ornamentarabesken, welche uns das Spielen der jugendlichen Phantasie, den Drang nach Vergeistigung der Natur so seltsam verraten. Je mehr man dann von der Quelle, aus der man solche Formen ursprünglich geschöpft hatte, zurücktrat und die älteren Schöpfungen selbst wieder zum Vorbilde nahm, um so stilisierter wurden die Formen selbst, und auch hierin finden wir wieder denselben Vorgang, wie bei der Entwicklung der ganzen damaligen Dogmenentwicklung. Nicht den Grundgedanken tastete man an, nicht dahin wendete man sich, woher dieser Grundgedanke stammte, um sein Wesen lauter und rein zu erkennen, sondern man wand sich zwischen Ueberlieferung und Vernunfterkenntnis mit arabeskenartigen Verschlingungen, ohne an einen Anfang, ohne an ein Ende zu kommen. In der Vergeistigung der Pflanzenmotive erreichte die Ornamentik naturgemäß einen hohen Grad von äußerer Formenschönheit, in derjenigen der Tierwelt aber mußte die Vergeistigung doch oft in das Gegenteil umschlagen. Wunderlich-fratzenhafte Kompositionen finden wir da, und da fast alles ornamentale Denken der Symbolik entstammte oder doch, wenn auch unbewußt, zu ihr hindrängte, so haben wir in diesen in Stein gehauenen Tierbildern gewissermaßen die letzten verblassenden Erinnerungen an die Zeit der heidnischen Kindheit vor uns, seltsame Gestalten, in denen christliche Lehre und altgewohntes Denken zu ganz merkwürdigen Verkörperungen zusammenschoß.

Um das Wachsen und Werden der Architektur in Bayern zu erforschen, hat sich nun Berthold Riehl auf den Weg gemacht und uns von seinen Wanderungen ein Büchlein heimgebracht, welches deutlich erkennen läßt, wie vieles nach Sighart noch zu thun blieb, und wie die eigentliche lebensvolle Durchdringung des angesammelten Materials erst in den allerersten Anfängen lag. Vieles hat Riehl selbst gesehen, manchen neuen und lebenskräftig anregenden Gedanken hat ihm das intime Studium der Denkmale erweckt, und es ist zu erwarten, daß eine Vertiefung der Geschichte der bayerischen Architektur von diesem gelungenen Wurfe an datieren wird. Gleich zu Anfang macht uns der klarsehende Forscher darauf aufmerksam, daß die bayerischen Kirchen regelmäßig Basiliken ohne Querschiff sind, die im Osten mit drei gleichliegenden Apsiden schließen. Wo sich dieser Regel zuwider dennoch Querschiffe finden, zeigt Riehl, daß dieselben einem äußeren Einfluß entstammten und namentlich den schwäbischen und Hirschauer Reformatoren ihre Entstehung zu danken haben. An der Einfachheit des Grundrisses lag es dann, daß die bayerischen Bauten an Großartigkeit der Komposition hinter den rheinischen Bauten weit zurückblieben. Aber der eigene schöpferische Drang kam dabei dem Volkscharakter gemäß in der Ornamentik um so lebendiger zum Vorschein. Mag man diese ornamentalen Schöpfungen nun auf die Anregung lombardischer Vorbilder zurückführen oder aber sie als originale bayerische bewundern, es genügt uns, zu sehen, wie die bayerischen Künstler eben nicht in der Variierung und Komposition des Grundplanes, sondern in freier, künstlerischer Bethätigung auf dem Gebiete der Ornamentik ihr eigenes phantasiereiches und naives Leben zum Ausdrucke zu bringen suchten. Mit Recht macht Riehl darauf aufmerksam, daß eine Erläuterung dieser merkwürdigen Zier durch feine Gedanken unthunlich ist, und doch liegt die Thatsache klar vor uns, daß wir es hier mit der naiven, symbolisierenden Art junger Künstler, denen die Erfassung und Weiterbildung eines großen, einheitlichen Gedankens noch unmöglich war, zu thun haben. Wir dürfen eine Parallele ziehen mit der Dichtung. Wie die Gedankenwelt der Dichter der Nibelungenlieder noch vollkommen auf altgermanischer Mythe beruht, trotzdem die christliche Denkweise dieselbe vollkommen umgestaltend beeinflußte, so auch die Phantasie dieser Künstler auf dem Gebiete der Architektur. Unbewußt und ungewollt drangen alte Vorstellungen und Gestalten immer wieder in den Gesichtskreis der Künstler ein, wenn auch das einst so farbenreiche

Bild erblaßte und nur Phantome der einstigen Gestalten erkennen ließ. Und gerade das Treiben und gespensterhafte Fortleben dieser alten Spukgestalten ist nicht nur als Ursache anzusehen, warum die baugeschichtliche Entwicklung Bayerns zurückblieb hinter derjenigen der westlichen Stämme, sondern auch als direkte Wirkung der geographischen Lage aufzufassen. Von Westen drang das Christentum ein. Wir betonten früher, daß nächst Sachsen sich gerade in Bayern die Durchdringung des christlichen Gedankens viel weniger forciert vollzog, daß das Volk seine Eigenart dem Christentum gegenüber nur langsam änderte, daß die natürliche Lage Bayerns Politik zur Abwehr des vom Westen allzu sehr Aufgezwungenen auf die Lombardei verwies, und alles dies findet nun in Bayerns Kunst eine neue und schwerwiegende Bestätigung.

War es mehr die ideal-christliche Idee, welche die Sachsenkönige nach Italien hinabführte, so war es in Bayern das direkte Interesse des Landes und Volkes, welches die Kommunikation mit Italien aufrecht erhielt. Es war, wie wir hörten, schon unter Herzog Heinrich I, um von den Agilulfingern abzusehen, die natürliche Politik, welche den bayerischen Adel nach der Lombardei zu ziehen zwang. Und wenn uns Riehl von dem Einflusse Veronas auf die Baukunst in Freising und St. Zeno bei Reichenhall aufmerksam macht, so haben wir früher gehört, wie Bayern in Verona auch den südlichsten Punkt seines Herrschaftsgebietes erreichte. Nach Salzburg drang sächsische Bauweise vor, als Erzbischof Konrad I (1106—1147) aus seiner sächsischen Verbannung unter Heinrich V zurückkehrte und sächsische Augustiner-Chorherren mit nach Salzburg hinabführte.

War Salzburg als die Metropole des Landes wie durch seine geographische Lage mehr dem äußeren Einflusse ausgesetzt, so war dies in Freising nicht der Fall. „Freising bewahrt schroff den speziell bayerischen Charakter, in dieser Einseitigkeit liegt die Schwäche, in ihr gründet aber auch der Reiz der Kunst Freisings und seiner Diöcese, ihr originales, echt volkstümliches Wesen." War es den Schwaben nicht vergönnt, in den Freisinger Sprengel tiefer einzudringen, so übte die oberitalienische Bauart einen um so größeren Einfluß aus. Wir hörten von der Gründung des Klosters Innichen, wie von anderen Besitzungen Freisings in Südtirol. Es war der vortreffliche Wein, welcher die Klöster und Stifter Bayerns nach Besitzungen im Süden trachten ließ.

Hören wir nun, daß Bischof Abraham von Freising zur Zeit Ottos III im Jahre 992 den ersten Turm seiner Kathedrale baute, der als eine viereckige Masse ohne Verzierung und Ornament gleichsam ein Bild des in sich abgeschlossenen, lediglich auf sich beruhenden und seiner Kraft vertrauenden bayerischen Volkstums ist, so führt uns direkt ein bayerisches Monument aus jener Frühzeit dahin, wohin wir strebten. In Freising blieb dann auch die Bauthätigkeit eine rege. Die Andreaskirche aus der Zeit Bischof Ellenhards (1061), die einschiffige Pfarrkirche St. Martin mit flacher Decke führen uns Erinnerungen an den frühromanischen Stil vor. Die Hauptthätigkeit auf dem Gebiete der Architektur fällt aber in die Zeit nach Otto III, in die Zeit Heinrichs II. Wir hörten von der bayerischen Kirchen- und Klosterreform durch den hl. Wolfgang. Heinrich II arbeitete in diesem Sinne fort. Eine Rückkehr zur alten, ernsten und strengen Benediktinerregel mußte die Gedanken vom Weltlichen und Geschäftsmäßigen abziehen und sie dem alten Prinzipe der idealen Arbeit wieder näher bringen. So werden wir mehrfach der geistlichen Reformatoren auch hier zu gedenken haben, da die Hebung des geistlichen Lebens ihren Einfluß auf diejenige des ganzen geistigen Lebens nicht verleugnen konnte.

Unter den Aebten Gozbert (982—1001), Godehard (1001—1002), Eberhard (1002—1003) war in Tegernsee der erste Versuch mit der Reform gemacht worden. Man stieß auf große Schwierigkeiten, die erst unter dem folgenden Abte Berengar (1003—1013) zum Ausgleiche gekommen zu sein scheinen. Berengar war wieder von den Mönchen kraft ihres alten Privilegs gewählt worden, nicht wie seine Vorgänger von Heinrich II ernannt. Wir hören von bedeutendem Güterzuwachs, welcher der Abtei in den Tagen Berengars wurde. Und auf dieser materiell gefestigten Grundlage erhob sich dann auch die Arbeitslust der Mönche zu neuer Mächtigkeit. Die eingerichtete Glasfabrik vermochte den eingehenden Bestellungen kaum zu genügen. Bibliothek und Kirchengerät mehrten sich mit kostbaren Stücken, der Hochaltar prangte in Silber- und Goldschmuck

und an der Kirche erhoben sich die Türme zu stattlicher Höhe. So war ein froher Anfang gemacht, der Tegernsees Bedeutung für das geistige und künstlerische Leben in Bayern und Deutschland um ein nicht geringes emporhob.

Gegen Ende des 11. Jahrhunderts hatte die Gemahlin des Scheierngrafen Ottos II, Hazaga, das Kloster Fischbachau im Thale der Leitzach gestiftet. Bald darauf aber siedelten die Mönche an die Glon zwischen Altomünster und Dachau über, und von hier verlegte endlich die Familie der Stifterin das Kloster auf ihre alte Stammburg Scheiern. Nach der neuerbauten Burg Wittelsbach bei Aichach nannte sich dann bald der mächtigste Zweig des scheirischen Grafengeschlechtes. Am Petersberg bei Dachau steht die ganz erhaltene Klosterkirche mit wechselnden Pfeilern und Säulen, flacher Decke und drei Altarnischen, die aber keinen Wölbungsabschluß haben. Die Kapitäle sind noch in roher Würfelform. Die Kirche ist als ein Rest jener wandernden scheirischen Stiftung zu betrachten, in welcher die Hirschauer zu einem nicht zu verkennenden Einflusse gelangt waren.

Was Freising in nächstfolgender Zeit leistete, ist später zu berichten. Daß gerade hier, so namentlich in der Krypta unter dem Chorraume des Domes (unter Bischof Adalbert in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts begonnen) eine Kunstrichtung zur Entwicklung kam, welche wir wegen ihrer ungebundenen Freiheit und Phantasiewillkür als eine echt bayrische bewundern, ist nach dem Gesagten nicht auffallend.

An Godehard, den Reformator von Tegernsee, Hersfeld und Kremsmünster, den späteren Bischof von Hildesheim, lehnt sich ebenso die Neubelebung der Architektur an. Und mit ihm überschritt sie Bayerns Grenzen. „Er ist einer der größten Bauherren und Baumeister, die auf Bayerns Boden entsprossen." Er war der wirkliche Nachfolger Bernwards von Hildesheim, beschäftigte wie dieser viele Steinmetzen, Maler und Metallarbeiter und an dreißig Kirchen sollen ihm Bau und Einweihung verdanken.

Eine ähnlich weit wirkende, wenn auch mehr zweckmäßig statt künstlerisch schaffende Kraft war Bischof Altmann von Passau. Die hölzernen, zierlosen Kirchen seines weiten Sprengels ließ er vielfach niederreißen und in Stein neu bauen, dann versah er sie mit Büchern, Gemälden und Ornamenten. In Schwaben war es Bischof Ulrich von Augsburg, der die neue Zeit heraufführte und die alte beschloß. Neben ihm stehen seine in der Folgezeit so berühmten Landsleute Bischof Benno von Osnabrück und Otto der Heilige von Bamberg. Schon so begreifen wir es, wenn Riehl uns mitteilt, daß in der Geschichte der frühmittelalterlichen Architektur Süddeutschlands Schwaben entschieden die erste Stelle einnimmt.

In Bayern vollzog sich damals fast zu gleicher Zeit derselbe Prozeß, der die Deutschen als Gesammtvolk in den Weltverkehr einführte. So ist es uns erklärlich, daß nicht nur die Folgen dieses Prozesses in Bayern sich auch außerhalb seiner Grenzen bemerkbar machten, sondern ebenso die Folgen dieses Prozesses in Deutschland in Bayern zu Tage traten. Ueberall zeigten sich die von innen heraustreibenden Kräfte, die Vermittlung zwischen Einheimischem und Fremdem versuchend und anbahnend. In der altertümlichen Pfeilerbasilika des Domes zu Augsburg tritt uns der kraftvolle Ernst der älteren Zeit deutlich vor Augen. In dem später angefügten Vorbau der Krypta aber finden wir Säulen, an denen der Versuch gemacht ist, die alte einfache Würfelform der Kapitäle durch ornamentale Versuche zu überdecken.

Aber noch in anderer Weise ist Augsburgs Dom für uns interessant. Er ist nicht nur der Vermittler zwischen dem Süden einerseits und dem Norden und Osten andererseits, sondern er ist auch der wirkliche Urvater des Bamberger Domes. Wenn die scharfsinnige Vermutung Riehls sich bestätigen sollte, daß, wie dem Dome von Mainz, so auch dem von Augsburg die Peterskirche in Rom direkt als Vorbild gedient habe, so wäre dies für die Erkennung des Zeitcharakters von großer Bedeutung. Diese Werke der ablaufenden Ottonenzeit wären alsdann als bleibende Andenken an jene Zeit zu betrachten, da die Deutschen südwärts zogen, von dem idealen Gedanken geführt, der Welt in dem wiederhergestellten römischen Christentum eine gemeinsame Heimstätte zu schaffen.

Doch wie alle diese Bauten als Glieder in einer Kette zu betrachten sind, so sind wir auch darauf angewiesen, ihrer inneren Verbindung zu folgen. Wolfgang der Kloster-

reformator war Bischof von Regensburg. Er aber war Schwabe von Geburt; wir hörten, wie er durch Ulrichs von Augsburg Vermittlung nach Regensburg kam, wie er es war, der die alte Gewohnheit, nur Bayern zu bayrischen Bischöfen zu machen, zum erstenmal wieder durchbrach. (S. 498 f.) Und dem wird es nun wohl entsprechen, wenn uns Riehl mitteilt, daß die Anlage der dreischiffigen flach gedeckten Basilika von St. Emmeram unter dem direkten Einflusse des größten Baues dieser Zeit südlich der Donau, nämlich des Augsburger Domes stand. Was Wolfgang für St. Emmeram bedeutete, wissen wir, und welchen Weg die geistige Entwicklung in St. Emmeram einschlug, erkennen wir an dem einzigen Umstande, daß der bedeutendste Reformator, der Mann, welcher wirklich einen Versuch machte, die bayrische und cluniacensische Klosterbewegung zusammenzuleiten, daß Abt Wilhelm von Hirschau aus dem Kloster St. Emmeram hervorging. Regensburg aber war Bischofsstadt und Königsstadt zugleich. Hier war das Centrum des bayrischen und zu manchen Zeiten selbst des deutschen Lebens. Handel und Gewerbe standen hier in gleichem Aufschwunge und halfen mit, den Geister- und Weltverkehr über Regensburg zu leiten. Und so ist es nicht auffallend, daß wir die Hirschauer Bauschule auch hierhin zurückwirken sehen. Diese schwäbischen Mönche waren es, welche das Querschiff, die Verlängerung der Seitenschiffe jenseits desselben, den technischen Fortschritt des Kreuzgewölbes in den Seitenschiffen und die elegante Behandlung der Türme nach Bayern brachten. Es sind uns Denkmale dieses Einflusses erhalten namentlich in der Kirche zu Prüfenning und der Klosterkirche von Biburg (an der Abens). Daß Cluny wie Hirschau zu dem altchristlichen Stile der romanischen Baukunst zurückkehrten und der Säulenbasilika den Vorzug gaben, trotzdem die ganze Entwicklung zur Wölbung drängte und den Pfeiler als notwendiges Glied verlangte, ist nach dem anfänglichen Charakter der von dort ausgehenden kirchlichen Reformbewegung nicht zu verwundern. Es war trotz allen Fortschrittes die Reaktion des romanisch-christlichen Geistes gegen das starke und selbstbewußte Emporblühen des germanischen Elementes, die hier in der Architektur zum Ausdrucke gelangte. Aber in den bayrischen Stammlanden blieb St. Jakob in Regensburg die einzige Säulenbasilika. Sie kann in ihrer Isoliertheit als ein Denkmal für die wirklich nur sporadischen Erfolge der Cluniacenser in Bayern gelten, und als hätte selbst da der frohe naive Geist des Bayerntums dem schwäbisch-cluniacensischen das Gegengewicht halten wollen, so scheint es, wenn wir die bunte Phantastik der Durchführung betrachten.

Die älteste Kunst ist eine aristokratische, und so ist es begreiflich, daß die politischen Hauptorte auch zugleich die Hauptorte der Künste und Wissenschaften sind. So finden wir in Regensburg Erinnerungen aus frühromanischer Zeit in der Krypta des hl. Erhard, der Kirche von Obermünster, welche 1010 geweiht wurde, der alten Kapelle (1018), St. Kassian und dem altehrwürdigen Stifte St. Emmeram. Die westliche Krypta von St. Emmeram war dem hl. Wolfgang geweiht. Ueber sie giebt uns Arnold von St. Emmeram eine merkwürdige Nachricht, welche so recht zeigt, wie das symbolische Denken jener Zeit fast unumgänglich war. Die Krypta habe dem Anschauenden einen dreifachen und dazu vierfachen Anblick gewährt. Und da der Erbauer derselben die hl. Dreieinigkeit geliebt und fest an dem Glauben an die vier Evangelisten gehalten habe, sei das Werk gleichsam ein sichtbares Zeugnis für diesen Glauben. Die Säulen wären in ihrer Zweifaltigkeit ein sehr schönes Bild für seine doppelte Liebe zu Gott und seinem Nächsten. Die fünf Altäre aber ermahnten nachdrücklich der fünf Bücher Moses zu gedenken und sich seiner fünf Sinne in fünffacher Weisheit zu bedienen. Hören wir diese Sprache, so erkennen wir, wie das Erfassen eines Werkes aus sich heraus dem damaligen erwachenden Denken noch kaum möglich war, wie man Anschauungen von außen hineintrug und sich also symbolisch die innere Bedeutung und Notwendigkeit der einzelnen Teile zu erklären suchte.

Betreten wir nun das Gebiet des Eichstädter Bistums, so erhalten wir einen neuen Einblick, wie das Leben der einzelnen deutschen Stämme zu einander und zum Auslande sich gestaltete. Nachdem Riehl darauf hingewiesen, wie sich in das Bistum Eichstädt drei Stämme teilen: Bayern, Franken und Schwaben, fährt er fort: „gerade im Eichstädtischen begegnen wir in der Klosterkirche zu Kastel einem Bau, der nur durch die weitgehenden

Verbindungen der Cluniacenser richtig beurteilt werden kann, der zeigt, wie durch schwäbische Vermittlung die entwickelte Wölbetechnik Burgunds nach Deutschland kam, wie die Cluniacenser die Thätigkeit der Cisterzienser vorbereitend ein internationales Band für die Kunstentwicklung zwischen Frankreich und Deutschland bieten." Halten wir das im Auge und vergegenwärtigen wir uns andererseits die Weltstellung der Cluniacenser seit jener Zeit, da Leo IX 1048 den päpstlichen Stuhl bestieg, so erscheint uns auch hier derselbe Vorgang wieder, auf den wir schon mehrfach hinwiesen: der romanisch-christliche Geist reaktioniert gegen den bisher siegreichen germanisch-christlichen in einer Weise, die uns den Kampf beider Weltanschauungen auch auf dem Gebiete der Kunst unverhohlen und offen darthut, die uns ebenso zeigt, wie der schwäbische Volksstamm in viel tiefere und innigere Wechselbeziehungen mit dem romanischen Westen getreten war, als dies in Bayern geschah. Erinnern wir uns des Eindringens des Christentums in Deutschland, wie vom Westen her Alamannien zuerst der neuen Religion gewonnen wurde, wie dann Bayern unter den Agilolfingern die direkte Verbindung mit den langobardischen Arianern und dem römischen Kirchentum in Italien suchte und fand, und sich hier also verschiedene Strömungen vom Westen und Süden begegneten, so erkennen wir nun, daß es für die Kunst keinen anderen Weg gab; wir erkennen ferner, warum wir in Freising und Salzburg auf direkt italienische Einflüsse stießen, während ins Eichstädtische über Schwaben französischer Einfluß drang, und Regensburg, in der Mitte liegend, zu so großartiger künstlerischer und politischer Bedeutung emporsteigen konnte, da hier alle die Bewegungen von außen in selbständiger Entfaltung Ausgleich und Vermittlung fanden. Hier war das Centrum des bayrischen Stammes und Lebens, und schon oben deuteten wir an, daß es kein Zufall war, warum hier das altbayrische Leben sich zuerst und so bedeutend entwickelte.

Die Beziehungen Eichstädts zu Augsburg, welche namentlich an den erhaltenen romanischen Resten des Eichstädter Domes zu Tage treten, hat Riehl in klarer Entwicklung dargelegt. Wir hörten früher von dem Weingeschenk, das der „verteufelte Bischof" von Augsburg, Bruno, dem Eichstädter Bischof Megingaud machte. (S. 495.) Dann sind die Bischöfe Gebhard I (1042—1057) und Gundekar (1057—1075) als die rührigsten Arbeiter an der Vollendung des Eichstädter Domes zu nennen. Aber mehr als in Eichstädt spricht sich die Bewegung der Zeit in dem Baue der Klosterkirche von Kastel aus. Auf sie verweist Riehl nachdrücklichst. Die Nachkommen des schwäbischen Herzogs Ernst II, des Stiefsohnes Kaiser Konrads II einigten sich zum Klosterbau in Kastel. Es waren die Grafen Berengar I von Sulzbach, Friedrich von Kastel, ein Sohn jener Hazaga, welche das Kloster Fischbachau gründete und mit Hirschauer Mönchen besetzte und dessen Sohn Otto. Herzog Ernsts Enkelin Liutgard war die Schwester Bischof Gebhards III von Konstanz (1084—1110), und in ihm erkennt Riehl den eigentlichen Urheber und Leiter der neuen Stiftung. Wir kennen ihn als einen der eifrigsten Vorkämpfer der päpstlichen Ansprüche und hörten, wie er, selbst aus dem Kloster Hirschau hervorgegangen, die Verbindung mit Cluny fortsetzte und inniger gestaltete. Und nun erzählt uns unser klarsehender Führer, daß die fünf Schiffe der Kasteler Kirche sowie die Wölbung des Chores, „nämlich das über vier Joch ausgedehnte, durch starke Quergurte unterstützte Tonnengewölbe, das dem Mittelschiff kein selbständiges Licht gestattet und dessen Widerlager die Kreuzgewölbe der Seitenschiffe bilden," sicher auf burgundischen Einfluß und zwar speziell auf Cluny hinweisen. Riehl erfaßt die große Geistesbewegung damaliger Zeit mit den Worten: „St. Peter zwischen 1103 und 1129 erbaut, bietet in seinem über vier Joch ausgedehnten Chor wohl das älteste Beispiel der Wölbung von fünf Schiffen in Deutschland, und diese lehnt sich hier offenbar an die hochbedeutende Wölbetechnik Burgunds; Kastel muß daher bei der kritischen Behandlung der Frage nach der Einführung der gewölbten Basilika in Deutschland als besonders wichtiges Denkmal ins Auge gefaßt werden. Die hohe Bedeutung des kirchengeschichtlichen Zusammenhangs, die hervorragende der Cluniacenser für die Entwicklung der frühmittelalterlichen Baukunst treten an diesem Beispiel klar zu Tage, vor allem aber dadurch interessant, daß wir hier die Cluniacenser als Vorläufer der Cisterzienser französische Fortschritte auf deutschen Boden übertragen und dadurch die internationale Kunstentwicklung fördern sehen." Und

blicken wir nun einen Augenblick zurück, erinnern wir uns der gleichzeitigen Versuche einer Anbahnung besserer Verhältnisse in Deutschland unter Heinrich I, in Frankreich durch Cluny, erinnern wir uns der Einführung des Gottesfriedens dort und ein Menschenalter später in Deutschland, des Aufschwungs philosophischer Denkart und gelehrter Bildung in Frankreich und der Gründung von Hirschau, des erobernden Vordringens Clunys zum Stuhle Petri und Heinrichs III Bemühen, die deutsche Kirche bis zur Tiber auszudehnen, des Kampfes Gregors um die absolute Herrschaft und Heinrichs IV um die deutsche Verfassung, so erkennen wir, wie hier zwei Weltanschauungen um Anerkennung ringen, wir erkennen, wie in jenen ersten Keimen im Anfang des 10. Jahrhunderts die ganze spätere Entwicklung bereits vorgezeichnet war. Ein Ausgleich konnte nur durch Vermittlung geschaffen werden, und diese wurde versucht durch die neuen Mönchsorden, welche sich als Verbindungsglieder zwischen Welt- und Klostergeistlichkeit darstellten. Aus den starren Extremen, in welche wir die Entwicklung der europäischen Menschheit eintreten sahen, wurde dieselbe teilweise erlöst durch die kulturelle That der neuen Orden, teilweise durch den Drang der Völker selbst nach Befreiung, welcher sich einerseits in dem romantischen Schwärmen für die Eroberung der hl. Stätten, andernteils in der praktischen Arbeit der unteren Bevölkerungsschichten kundgab. Der damit notwendig verbundene Aufschwung des Weltverkehrs und des Ideenaustausches mußte befreiend und erlösend wirken und den kommenden Geschlechtern neue Bahnen weisen. Daß fast alles Denken noch in religiöser Form zu Tage tritt, daß alle Fortschritte in dieser Form ihre Verwirklichung suchen, ist für die damalige Zeit nicht wunderbar, denn das reale Sein zu erfassen, ist dem gemütvollen Seelenleben junger Völker einfach versagt. Phantasie und Gemüt behalten die Führerolle, und in dem Aufblühen der Künste in folgender Zeit zeigt sich uns erst das ahnungsreiche Durchdringen dereinstiger herrlicher und weltbewegender Gedanken.

Eilen wir nun weiter gen Bamberg, zur Residenz Heinrichs II! Ist der Dom das großartigste Bauwerk Frankens, von dem wir Nachricht erhalten haben, so zeigt uns das wieder, daß nur die Könige und Kaiser Macht und Mittel genug hatten, solche Kunstwerke entstehen zu lassen. Man vermutet, Heinrich II habe aus dem Sachsenlande die Bauleute zu diesem Werke berufen, wenn auch der Gedanke näher liegt, ein Teil der Kräfte sei aus der alten Residenzstadt Regensburg in die neue übergesiedelt. Nicht nur bedeutsam für den Ausbau des inneren Organismus des romanischen Stiles ist die bald nach der Mitte des 11. Jahrhunderts da und dort auftretende konsequente Ueberwölbung der Kirchen, sondern noch bedeutsamer ist dieses Auftreten dadurch, daß man annehmen muß, „daß das gemeinsame Gefühl und dieselbe Notwendigkeit auf verschiedenen Punkten zu gleicher Zeit selbständig dieselbe Erscheinung (des Gewölbebaues) hervorgerufen habe.“ (Lübke.) Ist diese Annahme auch in beschränkter Weise aufzufassen, so erkennen wir doch aus alledem wieder, ein wie gemeinsames Band das Denken der christlichen Bevölkerung des Abendlandes verknüpfte. Die römische Technik, erfüllt und aufgenommen vom christlichen Geiste, war die Grundlage alles Denkens und Strebens, und gerade dieses Verhältnis macht uns die allseitige Herrschaft des romanischen Stiles so bedeutsam. Hatte auch der Dichter des Heliand in naiver Weise versucht, dieser Grundlage nicht nur sein Denken, sondern seinem Denken auch diese Grundlage anzupassen, so dauerte es doch noch lange, bis der deutsche Geist sich vollkommen mit dem Geiste des Christentums durchdrang, und diese Vereinigung in neuen, selbständigen und gewaltigen Formen zu sichtbarem Ausdruck gelangte. Die romanische Schule konnte daher den Deutschen nicht erspart bleiben und so finden wir es nicht sonderbar, daß dieselbe uns in den höchsten Kunstdenkmälern damaliger Zeit auch in Deutschland immer wieder begegnet. Erst als das Denken wieder von dem Phantasiewerke des allgemeinen Christentums zum natürlichen und nationalen Bewußtsein zurückkehrte, ward es dem letzteren möglich, die erstarrenden Formen des Romanismus zu durchbrechen und neue Formen zu schaffen. Von dem allgemeinen Bilde trat man zurück an die Ausarbeitung des einzelnen, und das nationale Denken blieb dabei Führerin und Siegerin und führte dann endlich zu jener Aenderung und Selbständigkeit, wie wir sie im gotischen Stile bewundern. Noch herrscht der Rundbogen am Bamberger Dome in reichster Ausbildung, und daß Lübke das herrliche Gottes-

haus „eine der vollendetsten Schöpfungen der gesamten mittelalterlichen Epoche“ nennt, beweist uns, wie auch in fremder Art der deutsche Kunstgeist nicht zurückstand gegen die andern Nationen, wie auch hier die Vollkraft der Künstler zu mächtigem Ausdrucke gelangte, und ihr Denken nicht an der Technik, am Aeußerlichen und Erlernbaren allein haften blieb. Daß die Rippengewölbe im Innern aber bereits spitzbogig durchgeführt sind, möchte darauf hinweisen, wie die Eigenart in ahnungsvollem Streben durchbrach. Ein Bild des innern harmonischen Lebens zwischen Kirche und Kaisertum ist die harmonische Durchführung, ein Zeugnis der Macht des deutschen Kaisertums die glänzende Ausstattung. Zwar gehört das Bild, welches uns jetzt im Dome zu Bamberg entgegentritt, einer späteren Zeit an, da der alte Dom im Jahre 1081 abbrannte; immerhin ist aber das Denkmal, wenn auch indirekt, ein Zeugnis für die Größe seines ursprünglichen Schöpfers. In dem Manne, den wir als den geistigen Erben Heinrichs II erkannten, erstand auch dem abgebrannten Dome ein neuer Bauherr. Es war Otto der Heilige, der Apostel der Pommern. Und so greifen gerade hier zwei Perioden in einander ein, daß wir eine Trennung der Werke früherer und späterer Zeit kaum mehr durchzuführen wagen. Wie kaum ein anderes Bauwerk hatte der Dom von Bamberg den Wechsel der Zeiten und Ideen zu erfahren, bis er endlich dastand als ein großartiges Denkmal des Ringens und Schaffens, aber auch des Wachstums deutscher Kunst in romanischer Zeit.

Auch Riehl weist darauf hin, wie die verschiedenen Zeitalter an dem Ausbau des großen Domes gearbeitet. Er erzählt uns von thüringischem und sächsischem Einfluß und gibt uns also die Bestätigung dafür, daß das Streben Heinrichs II, Bamberg zur Vermittlerin Bayerns mit dem Heimatlande seiner Familie zu machen, auch hier wieder hervortrat. So wurde Bamberg wirklich zu einer Kunstmetropole, da hierher auch die schwäbische Bauschule, durch die Hirschauer vertreten, ihren Einfluß vorschob. An dem Werden des Bamberger Domes, der seinem gegenwärtigen Charakter nach wesentlich dem 13. Jahrhundert angehört, erkennen wir die mächtige Geisterbewegung im damaligen Deutschland. Ließ Heinrich II die ersten Bauleute für Bamberg noch aus Regensburg kommen, da das westliche Querschiff auf Regensburger Einfluß zurückweist und sich dieser Einfluß wieder auf den Augsburger Dom zurückführen läßt, so war es Otto der Heilige, der den 1081 abgebrannten Dom in alter Pracht wieder herzustellen sich bemühte. Auf ihn führt Riehl die Wölbung der Ostkrypta zurück, während er die Wölbung des Langhauses in die Bauperiode des 13. Jahrhunderts (—1236) verlegt. Der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gehören namentlich der Westchor und die Wölbung des Querschiffes an. Trotz aller dieser Aenderungen und Umbauten, trotzdem sich „das Auflösen der alten Formenwelt, das Tasten nach Neuem“ überall bemerkbar macht, „ist der Gesamteindruck einheitlich und das Detailstudium soll uns nie hindern, denselben zu empfinden.“ So Riehl selbst, und seine Worte beweisen uns gerade, wie man alle diese Bauten nicht nach einem fertigen System errichtete, sondern das System erst mit dem Bauen und der vielseitigsten Arbeit wuchs und sich ausbildete. Erinnern wir uns, was wir über die Politik der ersten Salier hörten, so zeigt sich hier auf dem Gebiete der Architektur der ganz analoge Vorgang. Der Stil, den wir rückblickend allenthalben suchen und auch finden, war damals noch nicht gefunden, wenigstens war er den Leuten nicht als ein festes in sich geschlossenes System ins Bewußtsein gekommen. Dazu kam es erst, wie das immer geschieht, als man begann, ihn zu verlassen, und gegen das neue Leben regte sich feindlich das alte System, jenes wiederum zur Organisation und zu engem Zusammenschlusse zwingend.

Auch auf dem Michelsberge bei Bamberg nahm Otto Neubauten vor, ebenso bewahrt uns die Klosterkirche von Heilsbronn, „eine stattliche Säulenbasilika von einfachen strengen Formen“ mit flacher Holztäfelung und Säulen von rotem Sandstein und mit Würfelkapitälern das Andenken an Ottos hervorragende Kunstthätigkeit. Hören wir dann weiter von Neubauten in Würzburg, Neustadt am Main, Aschaffenburg, so entfaltet sich vor unsern Augen ein reiches, bewegtes Bild, und bleibt uns nur übrig, der Kunst in die Pfalz zu folgen, wo gleichsam in der Vereinigung von Nord und Süd durch die salischen Kaiser das ganze Können der Deutschen zu so herrlichem Ausdruck gelangte. Wir erwarten denn auch nichts anderes, als daß die Werke der Kaiser auf diesem Boden an

Großartigkeit allen voranstehen. Wie sich in diesen herrlichen Gegenden das politische Leben in der salischen Zeit so merkwürdig und wechselvoll gestaltete, wie hier die Stätte war, an der sich städtische Blüte und Reichtum früh entfalteten und ihre ahnungsvollen Lichter in die von einer früheren Gedankenwelt eingeengten Verhältnisse warfen, so war es auch mit der Baukunst. Ist es nicht analog dem politischen Leben, wenn wir hören, daß in Bezug auf die Umänderung des Grundrisses die rheinischen Bauwerke eine Mannigfaltigkeit, einen Reichtum an Kompositionsgedanken aufweisen, welche sie unerreicht dastehen lassen? Und wenn wir dann vernehmen, daß die konsequente Anwendung des Gewölbebaues an den rheinischen Bauten bereits gegen Mitte des 11. Jahrhunderts und höchst wahrscheinlich ganz selbständig auftritt, so müssen wir gestehen, daß in der Erfassung der älteren Zeit, wie in der Voraussicht der kommenden hier eine einsichtsvolle Klarheit herrschte, wie sie anderswo in Deutschland kaum anzutreffen war. Die Kirche zu Kloster Limburg, von Kaiser Konrad II 1030 gegründet, unter seinem Sohne 1042 geweiht, wird uns als eine der großartigsten Säulenbasiliken der Zeit gerühmt. Sie liegt in Trümmer, und nur schöne Ueberreste lassen uns die einstige Herrlichkeit ahnen. Den stattlichen Raum von 46,84 m Länge und 26,88 m Breite schmückten 20 Säulen von mehr als 6 m Höhe und einer Dicke von 2 Fuß. „Der ganze Bau von rotem Gestein macht einen gewaltigen Eindruck. Hoch, einfach, groß, prunklos steht er da wie der deutsche König, der ihn gebaut, oder wie der Orden von Cluny, für den er bestimmt war, mahnend in seiner Herbigkeit, seinem Ernst und in manchen Formen an altrömische Größe und Vorbilder. Hat ja die Pfalz, bei der steten Nähe römischer Ueberreste und Erinnerungen diese Hinneigung zu römischen Kunstweisen und Formen nie verleugnen können." (Sighart.) Es ist, als ob in diesen Formen selbst sich der gewaltige Kampf ausprägte, den an den Ufern des Rheinstromes der romanische Westen mit dem deutschen Element ausgefochten. Wer den Gegner bezwingen will, muß sich in seine Eigenart vertiefen. Dadurch aber lösen sich die strengen und herben Fesseln der eigenen nationalen Art zu größerer Freiheit und Beweglichkeit. Und die letzten finden wir in dem Charakter der Pfälzer, wir finden sie in ihren Bauten.

Wir wandern nach Speier. Was hier Konrad II in dem Riesenbau des Domes schuf, erfüllt uns noch heute mit tiefster Bewunderung. Seines Geistes würdig haben Geschichte und Sage dem ersten Salier den Grundplan des mächtigen Domes übetragen, und sie thaten recht daran. Denn was auch spätere Zeiten und Generationen hinzugethan, es war ein geringes im Vergleich zu dem, was schon Konrad gewollt, es war nur möglich, nachdem er mit genialer Hand den ersten kühnen Griff gethan. Wie wir das Prachtwerk des Bamberger Domes auf Heinrich II zurückführen und Heinrichs Walten ohne die Anteilnahme seiner Gemahlin Kunigunde nicht zu fassen wäre, so Konrads Wirken nicht ohne die stolze Gisela. Eine Urkunde nennt die wahrhaft königliche Frau denn auch neben ihrem Gatten und Sohne als Erbauerin des Speirer Domes. Die spätere genauere Forschung hat zugestanden, daß von Anfang an auf eine Ueberwölbung Bedacht genommen worden sei. Mag dieses Zugeständnis immerhin die Bedeutung haben, der Speirer Dom sei der Entwicklung in den anderen deutschen Gauen um fünfzig Jahre vorangeeilt, so finden wir dies nicht so auffallend. Denn was Konrad II auf politischem Gebiete geleistet, welche Kräfte und Mittel ihm zur Verfügung standen, sahen wir, und warum hätte sein Geist auf anderen Gebieten nicht auch schaffend und klärend vorwärts dringen können? Die Krypta des Domes wurde im Jahre 1039 geweiht. Von da ab zog sich der Weiterbau durch die ganze Regierungszeit Heinrichs III. Auch er, ob er gleich wie sein Vater bereits seine Ruhestätte im Dome fand, hinterließ das große Werk unvollendet. Erst Heinrich IV war es vergönnt, den Bau zu Ende zu führen. Der Speirer Dom ist dreischiffig; Kreuzgewölbe überspannen den weiten Raum; eine kolossale Krypta dehnt sich unter dem Chorraume; an das Querschiff schließt sich gegen Westen der Königschor mit den Gräbern der Fürsten an; zwei Kuppeltürme und vier Ecktürme vollenden mit einer grandiosen, doppelt gewölbten Vorhalle das herrliche Bild. Eine Säulengalerie umgiebt den Bau von außen, und reiche Dekoration ziert die Fenster des Querschiffes. Schon den Raumverhältnissen nach ist dieser Bau einer der

großartigsten der christlichen Welt. Auf einer Grundfläche von 68,143 Quadratfuß erhebt sich der Bau in einer Längenausdehnung von 429 Fuß, die Höhe des Mittelschiffes beträgt 99 Fuß, die der Seitenschiffe 42,6 Fuß.

Die Baumeister Konrads kennen wir nicht, doch dürfen wir sie getrost unter den Bischöfen und Geistlichen suchen. Aus der späteren Zeit wissen wir, daß die Bischöfe Benno von Osnabrück und Otto von Bamberg, zwei der hervorragendsten Vertreter der schwäbischen Baukunst, sich am Ausbau des Domes beteiligten. Ob in früherer Zeit süddeutsche Geistliche den Dombau geleitet, wie Sighart anzunehmen scheint, ist nicht sicher festzustellen, doch wäre es immerhin möglich, da ja der kulturellen Bewegung von Bayern herauf gegen Lothringens Grenzen kein prinzipieller Damm von Konrad II entgegengesetzt wurde. Hören wir dann aber, wie Riehl den Cluniacensern bei der Ausführung der pfälzischen Bauten unter der Vermittlung des Abtes Poppo von Stablo einen so großen Einfluß zuschreibt, so scheint sich auch hier in den Denkmalen der Baukunst jene großartige Begegnung zweier Kulturströme aller Nachwelt zu ewigem Angedenken in feste Formen ergossen zu haben. „Als der Grundstein zum Dome zu Speier gelegt war, war Deutschland die herrschende Macht Europas, es stund auf der Höhe seiner Kraft, der künstlerische Ausdruck dessen ist dies herrliche romanische Bauwerk, das deutscher Geist geschaffen, indem er sich die französische auf der altchristlichen und antiken Kunst fußende Tradition dienstbar machte.“ Wir wissen, auf welchem Fundamente diese Machtstellung Deutschlands beruhte, wir wissen ebenso, daß das krasse Hervorkehren des Deutschtums in der folgenden Zeit diese Machtstellung untergrub und unmöglich machte, und wenn es eine deutsche Weltherrschaft geben sollte, so hatte Konrad II in seinen baukünstlerischen Thaten den Weg dahin gezeigt: sie war nur möglich auf der Basis der Neubelebung des romanischen durch den deutschen Geist, niemals aber auf der Unterdrückung des ersteren durch den letzteren. Daß der deutsche Geist auch im Romanismus die höchsten Triumphe feierte, zeigt gerade, wie er vom Schicksal dazu berufen schien, die Neubelebung der alten Kultur und die Fortbildung der auf dieser fußenden Weltkultur unter seine frische und vollkräftige Führung zu nehmen. Alle kulturellen Bestrebungen müssen international sein, und trotz ihrer Eigenart, ja gerade wegen derselben, sind die Germanen seit ihrem Auftreten das verbindende Glied der Nationen geblieben, denn zu dieser Eigenart gehörte auch jener Drang ins allgemeine, der gerade durch sie zu einer so großen Bedeutung für die geistige Entwicklung Europas gelangte. Daß dieser Drang sich in den Zeiten des Niederganges in der Form von Nachahmungssucht und Aefferei bethätigte, ist die natürliche negative Folge dieser germanischen Eigenart. Als Förderer und Vermittler der Weltkultur haben die Germanen ihre Stellung zu wahren, und Wackernagels Worte gelten für das allgemeine geistige Leben ebenso, wie für das litterarische. Er aber sagt uns: „Bergen wir es uns nicht, all die Schritte, welche die deutsche Litteratur dieser letzten Jahrhunderte, hier in das Ausland, dort in die Vorzeit, fremde wie eigene, klassische wie romantische, gethan, all diese stets erneuten und des Eigenen immer mehr hingebenden Entlehnungen fremder Formen, fremder Gedanken, fremden Gehaltes sind ebenso viel Schritte an das Thor der Weltlitteratur gewesen, und es bedarf nur noch des letzten über die Schwelle derselben, es bedarf nur, daß wir ihn mit Würde thun und eingedenk der Stellung, die unserem Volke, an Blut und Geist dem Muttervolke der gesamten neueren Welt, gebührt.“

Im Norden des Speirer Domes baute Heinrich IV zwischen 1097 und 1103 die Kapelle der hl. Afra an. „In der Bildung der Säulen ist ein seltsames Schwanken des Meisters nicht zu verkennen: während die mittleren Säulen römische Kapitäle von strenger Behandlung zeigen, sind die im Westteile gelegenen von elegant romanischer Bildung, die östlichen haben meist erst die Anlage, sie sind offenbar unvollendet.“ An den Westkapitälen aber reizen uns die Affen, welche dort in naiver Anspielung auf den Namen der Patronin der Kapelle, der hl. Afra, angebracht sind. Riehl verlegt den jetzt noch erhaltenen Bau in die Mitte des 13. Jahrhunderts und will die etymologische Anspielung nicht gelten lassen. Aber wenn wir an die Hercynia silva und die Hartzbäum des 16. Jahrhunderts denken, so wird wohl eine Zusammenstellung der hl. Afra mit Affen

für das 11. oder 13. Jahrhundert nicht allzu gewagt erscheinen. Und so betreten wir das Gebiet der Skulptur.

Man wird zugestehen, daß die Skulptur weit eher wie die Architektur dem schaffenden Geiste Gelegenheit bietet zu freier Bethätigung. Das Gesetzmäßige in ihr tritt dem naiven Auge lange nicht so zwingend entgegen, wie in der Baukunst. Es hängt in erster Linie nichts davon ab, wenn ein Arm oder Bein zu lang oder zu kurz, zu steif oder zu eckig gerät. Trotz solcher Mängel kann ein plastisches Bildwerk annähernd immer die Idee wiedergeben, welche dem Künstler vorgeschwebt. Wir haben uns also mit dem Gedanken zu befreunden, daß die Skulptur einer weit längeren Zeit bedarf, um als Kunst von dem kindlichen Geiste begriffen zu werden. Zudem erinnern wir daran, daß alles menschliche Denken in der Periode des Erwachens zum Bewußtsein symbolisch ist. So werden wir die Attribute bei den plastischen Bildwerken eine große Rolle spielen sehen. Es ist nicht, als wenn der Künstler diese oder jene klare Idee erfaßt und sich nun vorgenommen hätte, dieselbe nicht einmal nach bewußten Gesetzen der Kunst, sondern nur nach den Vorbildern in der Natur getreu wiederzugeben, sondern beides ist verschwommen, die Idee sowohl, wie das Naturbild, da es dem Künstler an der Fähigkeit fehlt, das wahrhaft Große und Schöne in der Natur selbst zu suchen und zu erkennen, er also gezwungen ist, es in einer anderen Welt, in der Welt seiner lebhaften Phantasie zu suchen. Nicht das Natürliche interessiert ihn, sondern das Uebernatürliche, zu dem ihm die Natur dadurch wird, daß er sie nicht zu enträtseln versteht, daß er es sich genug sein läßt, ihr Wesen angestaunt, nicht aber begriffen zu haben. Mit demselben Unverständnis steht aber ein solcher Künstler auch wirklich künstlerischen Arbeiten gegenüber. Das Wesen derselben bezaubert ihn nur als geahntes, nicht aber erkanntes, und es genügt ihm, die rohesten Kunstgriffe der Technik von ihnen abzulauschen und sich anzueignen. Wächst dann das technische Können, so wächst auch zugleich mit ihm das künstlerische Wollen. Aber von jener naiven Anfangsstufe bis zur Kunstvollendung ist ein ungeheuer weiter Weg, und dieses Bewußtsein wird uns zurückhalten, unsere Erwartungen allzuhoch zu spannen.

Ein zweites aber ist der Umstand, daß jede Bethätigung des menschlichen Geistes eine dienende Stellung einnimmt, so lange sie nicht in ihrer Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit, und damit auch in ihrem Vermögen zur Selbständigkeit zu gelangen, klar erkannt worden ist. Diese Erkenntnis dringt aber gewöhnlich erst durch, wenn der betreffende Kunst- oder Wissenszweig einen hohen Grad der Vollendung erreicht hat. Darum also werden immer diejenigen Gattungen einen Vorsprung haben, die erstens in ihrer Zweckmäßigkeit der menschlichen Not als direkte Gegner gegenübertreten, dann aber auch in sich selbst und in dem Organismus ihrer Schöpfungen demgemäß strenger gebunden sind. Bauen muß der Mensch, schnitzen und meißeln muß er zunächst nicht. Bei einem Baue müssen die einzelnen Maße genau berechnet und eingehalten werden, während eine Figur eine Figur bleibt, auch wenn ihre Gliedmaßen noch so primitiv und noch so verrenkt erscheinen. In dem inneren Wesen der Architektur liegt der Zwang zur Harmonie, in dem der Skulptur zunächst nicht. Wo also die Not die einzuhaltenden Gesetze selbst diktiert, lernt der Mensch viel schneller, als dort, wo die Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit und inneren Harmonie seiner eigenen Anschauung mehr oder weniger überlassen bleibt.

Nach zwei Richtungen hin aber war auch die Freiheit des Bildhauers beschränkt. Seine Kunst war in jener frühen Zeit eine fast durchgehends ornamentale, hatte also Rücksicht zu nehmen auf die Raumverhältnisse und auf die Umgebung, für welche seine Werke bestimmt waren. Dann aber war ferner Rücksicht zu nehmen auf die Lehre der Religion, dieser Religion, die auch den Bildhauer in der Erkenntnis des Naturwahren und Naturschönen keineswegs förderte, sondern ein etwa aufloderndes künstlerisches Bestreben eher erstickte.

Hören wir nun, daß die Skulpturen noch immer vorwiegend den römischen Mustern folgten, so haben wir gar nichts anderes erwartet. Hören wir ferner, daß doch schon bei den Skulpturen jener Zeit nicht bloß Nachahmung herrscht, sondern auch bereits manche Spuren eines neuen eigentümlichen Lebens erscheinen, eine Fülle von Gedanken in symbolischen Formen ausgesprochen wird, so haben wir wieder nichts anderes erwartet. Vorbilder und Gedanken lagen vor, und doch sind wir überzeugt, daß die natürliche

Anfangsstufe von den Deutschen nicht vollkommen übersprungen wurde. Die steife kindliche Auffassung und Ausführung wird uns hier ebenso begegnen, wie bei den alten Aegyptern und in den Kunstversuchen der Knaben. Trotz alledem aber müssen wir erwarten, daß da, wo der Blick wirklich einmal offen und liebevoll auf die Natur fällt, ein ebenso richtiges Erfassen derselben uns überraschen wird. Das gesunde Auge kann man abwenden, aber umschleiern läßt es sich nicht für immer.

In St. Emmeram, also in Regensburg, der bayrischen Kunst- und Königsstadt, finden wir drei Reliefs aus Holz. „Die mittlere Statue stellt den Heiland vor, voll Ernst, mit erhobener Hand, zu seinen Füßen ist in Anbetung der Abt Reginward von St. Emmeram (1049—1061). Zu den beiden Seiten erblicken wir die gleichen Statuen des hl. Emmeram und Dionysius in Pontifikalgewändern. Die Bilder, drei Fuß hoch und ganz bemalt, sind starr, die Gewänder enganliegend und in feinen Linien gefaltet, fast erinnert die Erscheinung derselben an altägyptische Gestalten.“ (Sighart.) Von Holzskulpturen ist sonst nicht viel erhalten.

Von Steinskulpturen erwähnen wir einige Gebilde am Dome zu Speier. Sighart spricht ihnen zwar eine Kunstbedeutung ab, aber schon der Umstand, daß man auf persisch-indischen Ursprung riet, erhöht die Bedeutung dieser Werke für uns. Sie stellen dar einen Reiter, der den Löwen würgt (Simson?) und vier Männchen im Kampfe mit Löwen unter Bäumchen. Der symbolische Gedanke spielt also in ihnen die Hauptrolle.

Bei der Elfenbeinschnitzerei fällt es uns auf, daß hier eine so große Menge von Kunstwerken erhalten blieb. Das aber ist nicht nur dem Umstande zuzuschreiben, daß vielleicht von Stein- und Holzwerken mehr zu Grunde ging, sondern auch dem, daß mehr in Elfenbein und überhaupt in kostbarem Material gearbeitet wurde. Das Material allein übt hier schon einen Reiz zu künstlerischer Verarbeitung aus. Derartige Arbeiten sind uns nun namentlich erhalten aus Freising, Augsburg, Tegernsee, Wessobrunn, Niederaltaich und Regensburg, und da sich diese Reliquien teilweise an die Namen eines Ulrich, Godehard und Wolfgang knüpfen, so tritt uns die Bedeutung dieser Männer für das ganze geistige Leben hier wieder entgegen. Alles das aber wird übertroffen durch die kostbaren Geschenke Heinrichs II an seine Lieblingsschöpfung, den Dom und das Kloster zu Bamberg. Außer der Bibliothek zu Bamberg besitzt die Münchener Staatsbibliothek einen schönen Rest dieser Werke. „Die letzteren sechs sind Evangelienbücher meist mit Einbänden von Goldblech, das mit Emaillen, Gemmen, Kameen und Edelsteinen von höchstem Werte überschüttet ist. Die Mitte nimmt immer ein Elfenbeinschnitzwerk ein.“ Schon diese vielen Ueberreste überzeugen uns, daß in der Zeit Heinrichs II systematisch gearbeitet wurde, daß infolge ernster Schulung es den Künstlern zum erstenmal gelang, das Material mehr oder weniger zu überwältigen und vermöge ihrer vollkommeneren Technik der Natur nahe zu kommen. Was die Gegenstände betrifft, welche zur Darstellung gelangten, so sind die Motive der heiligen Geschichte entnommen. Christus am Kreuze, Verkündigung und Geburt, die Taufe Christi, die Auferstehung und anderes finden dort ihre Darstellung. Auf den Charakter des einzelnen ist hier nicht einzugehen, nur eines sei zur Veranschaulichung angeführt. Sighart betont an einem Christus am Kreuze die wunderzarte Arbeit. Den Gekreuzigten umgeben die beiden Soldaten, der eine mit der Lanze, der andere mit dem Essigschwamme, die Gottesmutter, Johannes, drei Engel oberhalb, der trauernde Sonnengott und der Mond unterhalb. Unter den Füßen Jesu krümmt sich die Schlange. Die Gestirne trauern, die Toten stehen auf, vor dem offenen Grabe liegen zwei Wächter. Der Engel sitzt an dem Grabe und belehrt die Frauen. Ein Rahmen von Akanthusblättern umgiebt das Ganze. Also die Leidensgeschichte Christi vom Kreuzestode bis zur Auferstehung in einem Bilde. Das Symbolische ist auf ein knappes Maß beschränkt: die Schlange und die Gestirne. Von den Attributen sind die Kreuzesinschrift und das Evangelium in der Hand des Johannes erwähnt. Die Affekte sind nicht symbolisiert, sondern in die Gestalten selbst verlegt. Der Leib Christi ist fast ein Werk von vollendeter Schönheit. Neben der Antike ist die Natur zu Rate gezogen. Auf den Wechsel von Licht und Schatten ist Bedacht genommen. Aus alledem erkennen wir mehr wie aus allem bisher angeführten ein wirklich künstlerisches Streben. Daß

selbst der Nimbus Christi weggeblieben ist, zeigt uns, wie der Gedanke des Opfertodes als solcher siegend und überwältigend vor das geistige Auge des Künstlers trat. Nicht im Beiwerke sucht dieser daher seine Stärke, sondern er erfaßt den Gedanken selbst natürlich und edel in seiner ganzen Größe, in seiner ganzen Wirkung. Das Absehen von fast allem ornamentalen Beiwerk deutet das Bewußtsein eines selbständigen Könnens an. Der Künstler fühlte sich als solcher und nicht als Dekorateur. Diese frische Auffassung begegnet uns nun in manchen der Bamberger Kunstwerke wieder, hier weniger, hier mehr, und so erscheint es natürlich, daß in manchen das Symbolische wieder stark in den Kampf tritt mit dem Realen. Mag man nun auch daran festhalten, daß ein Teil dieser Kunstwerke von auswärts nach Bamberg gekommen sei, so aus St. Gallen, Lobbes, Stablo, Mailand, Jumieges in der Normandie und Reims, so ist doch andererseits zu betonen, daß die meisten und hervorragendsten in Deutschland selbst, ja in Bamberg entstanden sind. Gerade die treue Naturbeachtung läßt uns diese Werke für unser Vaterland reklamieren. Denn den Byzantinern fehlte dieselbe längst, und was in Italien und Frankreich an Unnatürlichkeiten geleistet wurde, hörten wir des öfteren. Es erscheint uns diese Kunst wie die Krönung des ottonischen Werkes. Die ersten Sachsenkönige waren es, welche die Bahnen zurücksuchten zum natürlichen Volksleben und der Stimme des Volkes und der Natur wieder teilweise zu ihrem Rechte verhalfen. Otto III war es, der dann mit großartiger Phantastik ans Werk ging, ein griechisch-römisch-sächsisches Weltreich zu erdichten. Gerade sein Thun, der Zeit entsprossen und vom Zeitgeiste getragen, mußte befruchtend wirken, und schon das Verständnis Heinrichs II für die Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft zeigt uns, daß in Deutschland der Geist der Ottonen seine Wirkung gethan. Wenn es sich bei anderem so schwer entscheiden läßt, was gerade hier, was dort entstanden ist, so ist das nur allem Angeführten analog. Noch behauptete der allgemeine römisch-christliche Geist die Herrschaft über den Geist der einzelnen Nationen. Romanisch nannte man diese Art der Architektur, und gewiß darf diese Skulptur denselben Namen führen. Die Alleinherrschaft des Romanischen wurde um so mehr zur Unmöglichkeit, als die Deutschen sich zum bewußten Nationalgefühl emporarbeiteten. Daß dieses Bewußtsein aber erwachte, danken wir allein dem mächtigen Drucke des romanischen Gegensatzes. Wir brachten es noch zu einem römisch-deutschen Kaisertume, nicht zu einem romanischen, und selbst jenes mußte zu Grunde gehen. In dem Kampfe Heinrichs IV mit dem Papsttume sahen wir ihm seine alte Grundlage vollends entzogen. War das Kaisertum Karls des Großen viel eher als ein romanisches gedacht, so zeigte sich in der Entwicklung unter Ludwig dem Deutschen bereits dessen Unmöglichkeit. Genug deutsches Element war in romanisches verwandelt worden, um eine Vermittlung anzubahnen, was noch deutsch war, lehnte nach Karl dem Großen die Romanisierung ab. Das römische Element verflüchtigte sich mehr und mehr, und wirkte fortan nur mehr als rein spirituales. In Kunst und Wissenschaft wurden die Deutschen demgemäß wirklich für einige Zeit romanisiert. Aber auch hier fehlte auf die Dauer die natürliche Grundlage. Das natürlich starke Leben der Deutschen gewann später den Sieg, es gewann ihn dann auch, als römisches Recht das deutsche zu verdrängen drohte. Immer haben diese römischen und romanischen Einwirkungen großartig anregend auf uns gewirkt, es haben gewissermaßen alle geistigen Bestrebungen bei uns eine Wiedergeburt erfahren, aber gerade das beweist uns auch die Unüberwindbarkeit des germanischen Geistes. Die mittelalterliche christliche Philosophie war keine deutsche. In dem Augenblicke, da die Deutschen wirklich zu einem tieferen Bewußtsein des Christentums erwachten, mußte es diesem ergehen, wie allen anderen romanischen Einrichtungen und Ueberlieferungen. Und so oft dieses christliche Bewußtsein von der Oberfläche zur Tiefe zu dringen versucht, sehen wir gleichzeitig unbewußte oder bewußte Versuche der Germanisierung des Christentums gemacht. In der naiven kindlichen Zeit war es der Heliand, in der späteren Periode Ottos des Großen Wirken, Heinrichs III Bestrebungen, welche uns diese Versuche darthaten. Sie mißlangen, aber die in ihnen zu Tage getretene Tendenz wirkte ebenso fort, wie jene der Romanisierung, sie wirkte fort, bis sie in Luther den ersten großen gewaltigen Sieg erfocht, sie wirkte erobernd und siegend fort bis auf den heutigen Tag.

Und setzen wir nun unsere Wanderung fort, so finden wir in Würzburg zwei Kästchen mit Elfenbein belegt, welche uns Formen zeigen, „die fast an ägyptisches Wesen uns gemahnen." Ob beide Kästchen deshalb aber aus dem Oriente stammen, wie Sighart glaubt? Sie wegen der Vollkommenheit der Formen, des Ausdruckes der Leidenschaft, des Erbarmens, des Vertrauens, wegen des Verständnisses des antiken Gewandes und seines Faltenwurfes für eine römische Arbeit des 5. Jahrhunderts zu erklären, ist wohl nicht nötig, da die Naturrichtigkeit eher für eine spätere Zeit als die spätrömische spricht. Auch in der Pfalz müssen die Hauptkirchen reich an derartigen Schätzen gewesen sein, doch sind sie zerstreut worden und zum Teil verloren gegangen. Fragen wir aber nach den Künstlern, so ist nur wenige Kunde auf uns gekommen. Von Erzbischof Thiemo von Salzburg, der auf dem Kreuzzuge 1101 den Martertod litt, heißt es, daß er sich nicht nur litterarische Kenntnisse erworben, sondern sich auch in mechanischen Arbeiten, in Malerei, Erzguß, Bildhauerei, Zimmerei und allen ihren Gattungen und Arten so hervorgethan habe, daß er von keinem übertroffen wurde. Und Thiemo, aus vornehmer bayrischer Familie stammend, war in Niederaltaich erzogen worden. — In Tegernsee lebte Ende des 11. Jahrhunderts ein Mönch Werinher, der ein berühmter Künstler war. Schriften, Gemälde und Bücherdeckel führte er zierlich aus, er war Gold- und Silberarbeiter, machte Glasfenster und goß in Erz. — Von den Gußwerken steht Augsburgs Domthüre obenan. Sie besteht aus zwei Flügeln, deren 35 Quadratfelder mit Reliefs versehen sind. Symbolik spielt hier wieder eine Hauptrolle. Woher sie stammt, läßt sich nur vermuten. Sighart weist auf Tegernsee. Ein berühmter Mönch und Goldschmied aus Tegernsee, namens Beringer, arbeitete im Dienste Kaiser Ottos III und erhielt zum Lohne Güter in Thüringen. Wieder ein Beringer soll die Thürflügel für den Mainzer Dom im Auftrage des Erzbischofs Willigis verfertigt haben. Sighart vermutet nun, diese beiden Beringer seien dieselbe Person gewesen. Von ihr stamme auch die Thüre zum Augsburger Dom. — In München und Berchtesgaden namentlich sind außerdem noch einige Werke aus jener Zeit erhalten.

In der Goldschmiede- und Emaillierkunst wurde Vorzügliches geleistet, und sind namentlich die massenhaft erwähnten, oft mit höchster Pracht ausgestatteten Kirchengerätschaften zu nennen, wie Leuchter, Kreuze, Kelche, Ciborien, Bücherdeckel und Reliquienschreine. Zahllos sind die Nachrichten von solchen Werken, und ebenso massenhaft das, was sich erhalten hat. Freising und Tegernsee stehen als Werkstätten wieder obenan. Namentlich an einem Reisealtar Heinrichs III fand die Symbolik vielfache Verwendung. In Tegernsee arbeitete man selbst für auswärts und auf Bestellung. Augsburg und Eichstädt standen nicht weit zurück, und daß in Bamberg seit Heinrichs II Zeiten ein reger Eifer herrschte, ist selbstverständlich. Auch in Würzburg und in der Pfalz mag manches entstanden sein. Eine Hauptzierde des Speirer Domes, dessen Ruf selbst bis nach Byzanz gedrungen, war eine Altartafel aus gediegenem Golde, welche der griechische Kaiser dem deutschen übersandte. Gewiß aber ist für die Entwicklung der Plastik in Bayern die fortdauernde Verbindung mit Oberitalien im Auge zu behalten.

„Die romanische Architektur entwickelte sich selbständiger und steht künstlerisch höher, als die gleichzeitige Malerei, weshalb sich in ihr der Charakter der einzelnen Stämme bestimmter und individueller aussprechen konnte. Die Malerei dagegen erhielt in der That durch die fremden Einflüsse, unter denen sie sich in dieser Periode entwickelte, eine weit einheitlichere Farbe. Diese herrschenden fremden Elemente sind das Nachwirken der Antike, die der Malerei des deutschen Mittelalters durch die karolingische Kunst vermittelt wurde, und der Einfluß von Byzanz, welcher den Stil der höfischen Kunst seit der Zeit der Ottonen bedingte." (Riehl.) Mit der Anführung dieser von den Kunsthistorikern zugestandenen Thatsache begeben wir uns auf den Weg und fragen zuerst, warum wohl die Architektur sich vor der Malerei zu größerer künstlerischer Selbständigkeit emanzipierte? Oben bei dem Uebergange zur Darstellung der plastischen Bestrebungen wurde dieser Grund bereits von uns berührt. Zum künstlerischen Malen gehört vor allem die richtige Zeichnung, zu dieser aber das richtige Sehen. Ob nun das letztere gerade durch eine Geistesströmung angeregt wird, welche die Gegenstände viel weniger in ihrem realen Sein,

als in ihrer übersinnlichen Bedeutung zu erfassen suchte, mag dahingestellt bleiben. Genug, daß das richtige Sehen eine Kunst, nicht aber eine Naturgabe ist. Andererseits aber rächt es sich in der Malerei nicht unmittelbar, wie in der Architektur, wenn ein Gegenstand falsch erfaßt und darum auch falsch ausgeführt wird, wie es sich ebenso wenig rächt, wenn der Maler statt der tausend Uebergänge in der farbigen Welt nur die einzelnen Hauptfarben sieht und sie unvermittelt neben einander stellt. Das künstlerische Wachstum der Malerei ist also allein schon nach der technischen Seite an das sehr langsame Fortschreiten der natürlichen Entwicklung der Völker viel mehr gebunden, da sie diese Entwicklung nicht direkt zu schnellerem Fortschreiten zwingt, wie das die Architektur unfehlbar thut. Und nun erst nach der geistigen Seite! Einer wie langen Zeit, einer wie großen Entwicklung bedarf es in allen Künsten, um sie zum Ausspruche persönlicher Intentionen der Künstler geschickt zu machen, um nicht nur objektiv Gesehenes, sondern auch subjektiv Erlebtes darstellen zu können! Wie lange muß das Volk unter dem Einflusse der Kunst und diese unter dem geistigen Werden des Volkes gestanden haben, um die Beziehungen zwischen beiden so innig zu gestalten, wie wir sie in den Kunstwerken späterer Zeit, da wir von nationaler Kunst reden, erkennen! Dieses schöne Wechselleben zwischen Künstler und Kunstwerk also dürfen wir in jener frühen Zeit nicht suchen. Es führt uns also die Entwicklung von selbst mehr auf die technische Seite, und hier vor allem werden wir nach den Fortschritten zu suchen haben. Und stimmt es mit dieser Thatsache nicht überein, daß wir von den damals schaffenden Künstlern sehr wenig, oft kaum die Namen, öfter noch gar nichts wissen?

Wie wir dies bisher sahen, sind es die Höfe der Könige und Fürsten, an denen auch die Malerei die erste hervorragende Pflege fand. Daß sich die Klöster je nach ihrem Können und Vermögen beteiligten, zeigt schon das älteste erhaltene Werk bayrischer Miniaturmalerei, der Wessobrunner Kodex. Vor Karls des Großen Tode wurde das Büchlein geschrieben. In achtzehn Federzeichnungen ist da die Legende von der Auffindung des Kreuzes dargestellt. So roh diese Darstellungen sind, die freie Bewegung der Figuren zeigt, daß der Künstler kein Anfänger war.

Es kann nun nicht unsere Aufgabe sein, die Entwicklung der Malerei von Werk zu Werk zu verfolgen. Wir müssen uns mit den Hauptresultaten der Spezialforscher begnügen. Die karolingische Kunst fußte technisch auf der Antike ganz und gar. Es ist dasselbe Suchen nach Vorbildern, dieselbe Verwendung älterer Werke, wie wir sie in der Architektur und Litteratur jener Zeit fanden. Bedenken wir nun, daß in der Zeit von Karls Tode bis zu den Ottonen die karolingische Kunst, ja die ganze Kultur, in Deutschland eigentlich auf sich gestellt blieb, daß ihr jede nachhaltige Protektion versagt, jeder wirklich große äußere und dauernde Eindruck entzogen blieb, so begreifen wir die Verwilderung, welche da mit der Zeit eintreten mußte. Hören wir dann aber wieder plötzlich von dem Auftreten eines neuen Strebens und in der Malerei eines festen Stiles, so fragen wir nach der Ursache. Nun, Otto der Große führte die Deutschen wieder einmal über ihre Grenzen hinaus. Seine eigenen Thaten hatten, wie die seines Vaters, den Lebensmut des Volkes neu entflammt und zur Aufnahme fremder Eindrücke vorbereitet. Und da waren es denn die Grammatiker der alten Kunst, welche der neu aufstrebenden jungen den Schulstil überlieferten. Eine sichere Tradition der Technik ist die Grundlage des Stiles, der am Ende des 10. Jahrhunderts in Aufnahme kam. Wir wollen nicht darum streiten, ob Byzanz oder Italien jenen Greisenstil vornehmlich gezüchtet, ob Ottos III Mutter Theophano die Vermittlerin desselben von Byzanz aus gewesen, oder ob Otto III in seiner griechisch-römischen Phantastik den Sieg desselben von Italien aus vorbereiten half — alle diese Umstände mögen zusammengewirkt haben, und es ist genug zu wissen, daß dieser Stil mit dem Uebertritte zu den jungen germanischen Völkern eine volle Aenderung erlitt, welcher dann später seine Auflösung und Vernichtung folgte. Wie die Arbeit der Grammatiker der lateinischen Sprache das Leben nicht zu erhalten vermochte, diejenige der Juristen nicht dasjenige des römischen Rechtes, so nicht die der alten Stilisten das Leben der antiken Kunst. Ein toter Körper war die Antike, an welchem die junge Welt Anatomie studierte, um dann der künstlerischen Schöpfung des Lebens und der bewußten Beobachtung der Lebensfunktionen ihre Kräfte und Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Der Weg führt uns nach Regensburg. Hier finden wir alles. Seit den Tagen, da sich ein Otto I zu so gewaltigem Fluge erhob und Deutschland emporriß zu schwungvoller That, war es Männern wie Bruno, Ulrich, Wolfgang möglich geworden, auch die innere Arbeit zu kräftigen und neu zu beseelen. Und als sich dann das deutsche Leben unter dem letzten Sachsenkaiser mehr und mehr in Bayern konzentrierte, da erhob sich Regensburg zu einer Bedeutung, wie es sie vorher niemals besaß. Hier war es, wo Heinrich II die ersten Handschriften malen ließ, mit denen er sein geliebtes Bamberg beschenkte. Hier war die Stätte, von der aus die Malerei unter Heinrich II ihren Ausgang nahm und sich fortpflanzte auf stolzer Höhe von Generation zu Generation bis in die Tage der letzten Salier. Wenn Bambergs jugendliche Kunst gepriesen wird, Regensburg war die Geburtsstätte derselben.

Die geistige Bewegung der Zeit spricht sich in der Malerei ebenso aus, wie auf allen anderen Gebieten geistiger Thätigkeit. War es in der Zeit Karls noch ein großer, lebendig fließender, humaner Zug, der die Geister erfüllte, und zu welchem das noch nicht in festen Formen erstarrte Völker- und Stammesleben den natürlichen Untergrund bildete, so ist es nun das Dogma auf allen Gebieten, welches zur Herrschaft ringt, und zu welchem der immer fester werdende Abschluß in Nationen die ebenso natürliche Grundlage abgiebt. Wo das Leben erstarrt, tritt das System an seine Stelle, und wunderbar schön sehen wir diesen Prozeß, wenn wir dem Vergleiche folgen, den Berthold Riehl in seinen ältesten Denkmalen der Malerei zwischen dem Codex aureus (aus der Zeit Karls des Kahlen, aber seit Kaiser Arnulfs Zeiten in St. Emmeram aufbewahrt) und einem Missale Heinrichs II (jetzt in München) anstellt. Riehl zeigt da, daß, trotzdem dem Künstler des Missales der Codex aureus vorgelegen haben muß, trotzdem er mit Erfolg versuchte, sich in den Stil der karolingischen Zeit zu vertiefen, dieser Stil schon im Ornamente ein völlig anderer geworden ist. Das einst Dehnbare und Lebendige wird in der Zeit des Regensburger Künstlers fest und erstarrt. „Er steht ebenso fest in seiner Zeit und Schule, daß an Stelle der laxen, weichen, karolingischen Formen die scharfen, präzisen des strengen Stiles treten; daß statt der trüben, verwaschenen Farben die klaren Töne scharf getrennt neben einander gesetzt werden.“ Genügte sich die frühere Zeit darin, flüchtige Umrisse zu zeichnen und ließ sie so dem wogenden Ideenleben weit größeren Spielraum, so zog die jüngere die Linien fest und bestimmt und erhöhte durch klare Farbengebung den beabsichtigten Eindruck. Begrenzung des menschlichen Denkens ist die innere Tendenz jeden Dogmas, jeden Systems, jeder Schule. Innerhalb dieser Grenzen möglichste Klarheit! Diese Klarheit ist aber nur wieder zu erreichen, wenn die Grenzen durchbrochen werden und das freie Licht mit dem Weltäther durch die Breschen eindringt. So müssen entweder die Grenzen mit der Zeit erweitert werden oder das Dogma muß fallen. Und das ist der Kampf, dem wir auch hier in seinen ersten Anfängen begegnen. Schlagend tritt dies vor unser Auge, wenn wir Riehl bei seinem Vergleiche des zweiten Dedikationsbildes, einer genauen Kopie des im Evangeliar Karls des Kahlen befindlichen folgen. Der neue Stil hat ein völlig anderes Bild geschaffen. „Der karolingische Künstler hat ein leichtes Rot im Karnat, hier ist der grünliche Ton des Fleisches charakteristisch; sind für jenen die frei geschwungenen, mitunter etwas geknäulten Falten bezeichnend, so sind es für diesen die geraden, straff angezogenen, parallelen, eckig gebrochenen; sind dort die Köpfe weich und rund, so sind sie hier streng und mehr in die Länge gezogen. Bei Karl dem Kahlen ist vor allem das freie Motiv beachtenswert, er dreht den Kopf nach rechts und hat ihn leise gehoben; die Rechte bewegt er gestikulierend, die Linke stützt er leicht auf das Knie. Wie ängstlich sitzt dagegen Heinrich auf seinem Throne, er wagt nicht die Rechte, in der er das Scepter, oder die Linke, in der er den Reichsapfel hält, frei zu bewegen! Der strenge Stil hat die Figuren gefesselt, die Haltung ist steif, die Bewegungen sind eckig geworden.“ Dieses eine Beispiel genügt. Es illustriert die ganze geistige Entwicklung der Zeit. Das Urteil, welches Riehl hier fällt über ein Werk der Malerei, zeigt uns den Weg und das Ende dieser geistigen Entwicklung. Wir fürchteten immer, demnächst gezwungen zu sein, ein gleiches Urteil über das ganze Leben des Volkes zu fällen. Aber in der Malerei kam der strenge Stil zur Herrschaft; im Leben nicht,

und das Leben überwältigte ihn dereinst. In der Malerei wurde die grünliche Tönung des Fleisches maßgebend, hier konnte die Totenfarbe aufkommen, aber im Leben blieb die Farbe des Lebens, das Rot des Karnates, herrschend. Wohl fürchteten wir manchmal die Fesselung der lebendigen Figuren, wir hörten von den Ceremonien bei der Begegnung zweier Herrscher, von Otto und Irmengard von Hammerstein, und später von so vielen Thatsachen, die unsere Furcht zu begründen schienen, aber immer wieder sahen wir das deutsche Leben die Grenzen durchbrechen und die gezogenen Schranken in mächtiger Flut hinwegspülen. Wir erkannten die Zuchtlosigkeit unter einem Heinrich IV als die natürliche Reaktion gegen die Bestrebungen der anderen Seite, die Formen fester zu machen, die Grenzen als ewige Fesseln um den Menschengeist zu ziehen. Und wohin wäre es gekommen, wenn das Dogma einen solchen Sieg errungen hätte, wie hier der archaische Stil? Wohin, wenn es einem Heinrich III eingefallen wäre, geschriebene Gesetze zu geben? Wohin, wenn die Klage der Geistlichkeit über die geschwätzigen Vögte und über die weltlichen Sänger des Volkes durchgedrungen wäre und Erfolg gehabt hätte? Wir verstehen es nun, wenn man die Zeiten eines Konrad II als die Wiederkehr jener glücklichen Tage unter Karl dem Großen pries.

Ein zweites Kunstwerk, auf welches Riehl aufmerksam macht, ist ein Evangeliar aus Niedermünster. Unter der Aebtissin Uota, einer Zeitgenossin Heinrichs II, wurde das Buch geschrieben, und unser Führer glaubt, von der Aebtissin selbst. In diesem Kunstwerke vollzieht sich der angebahnte Prozeß voll und ganz. Die Malerei des strengen Stiles tritt in den Dienst des kirchlichen Dogmas, denn vor allem betont Riehl die dogmatisch-lehrhafte Tendenz der Bilder. Wir erkennen aus dieser Anführung des feinfühlenden Forschers wieder die ganze Richtung, welche das damalige Geistesleben eingeschlagen hatte. So ist es nicht wunderbar, daß die Stärke dieses Kunstwerkes nicht in der Zeichnung der Figuren, sondern „in der schulmäßig erlernten Ornamentik beruht". Dem schließt sich dann die allegorische und symbolische Darstellungsweise naturgemäß an. Statt einer geistigen Durchdringung und Wiedergabe des realen Stoffes sehen wir eine Paraphrasierung desselben. Die Künstlerin war nicht Künstlerin genug, den gestellten Vorwurf vollkommen geistig zu durchdringen, sie mußte zu Allegorien ihre Zuflucht nehmen, um zu zeigen, was sie wollte.

Die Frage tritt nun an uns heran, wie sich denn das natürliche Denken des Volkes zu diesem strengen Stile stellte? Und die Antwort darauf giebt uns das Evangeliar des Abtes Ellinger von Tegernsee. Auch in diesem Werke finden wir den strengen Stil der Zeit Heinrichs II, aber in denselben drang die bayrische Phantastik siegend ein. „Die Fratzen der Kapitäle, die Krallen einiger Basen und die Schlangen, die sich um Säulen winden oder anmutig verschlungen als Kolumnenteilung dienen," zeugen dafür. „Wir haben hier ein Zeugnis desselben Geistes, welcher die bayrischen Architekturen des 12. Jahrhunderts mit so tollen Spukbildern geziert hat." Eine noch höhere Bedeutung erhielt dieses Werk Ellingers aber dadurch, daß es für eine große Reihe von Künstlern zum Vorbilde wurde. Wir finden hier also wieder denselben Vorgang, wie in der Architektur, wo die höfischen Werke auch anregend und vorbildend wirkten auf eine große Zahl von Künstlern und Nachahmern. Eine Vergröberung der ursprünglichen Formen ging damit Hand in Hand, die dann wieder, wie wir gleich sehen werden, auf die weitere Entwicklung ihren bedeutenden Einfluß übte. Auch das Auftreten von Tiermotiven ist bemerkenswert, und an dieser phantastischen Beigabe haben wir das Wachstum des naturalistischen Elementes zu verfolgen. Schon an einer Kopie des ausgehenden 11. Jahrhunderts ist dieses Wachstum zu erkennen, wie auch dort „an Stelle des greisen byzantinischen Typus der jugendlichere, germanische Matthäus tritt." Zeigen sich uns schon hier langsam die Anfangsspuren einer Durchbrechung des strengen Stiles durch die Werke zweiten Ranges, so tritt uns dieselbe vollkommen in einer Kopie des beginnenden 12. Jahrhunderts entgegen. „Die Handschrift ist ein sprechendes Zeugnis, wie schnell diese Kunst mit dem Entfernen von der ursprünglichen Schule ihrem gänzlichen Verfalle entgegen ging." Und so mußte es kommen, sobald dieselbe mit dem allgemeinen Leben wieder in Berührung trat. An ihm zerschellten alle Dogmen und Systeme. Eine

Verknöcherung war unmöglich, so lange dieses Leben mit der ursprünglichen und elementaren Kraft weiterwogte, wie wir dies gerade in der Zeit der letzten Salier erkannten. In der Kunstgeschichte verdienen solche Arbeiten, wie das Evangeliar des Abtes Ellenhard von Freising, vielleicht keinen Platz, weil sie zu roh waren, um künstlerische Bedeutung zu haben, um so mehr aber in der Kulturgeschichte. Denn in ihnen zeigt sich gerade der Kampf der rohen Auffassung des Volkes mit einer von allem wirklichen Leben absehenden des strengen Stiles und Dogmas. Riehl macht auf diesen Kampf gegen die Uniformität aufmerksam bei dem Vergleiche einer Raitenbucher und Weihenstephaner Handschrift, welche beide der Spätzeit des 11. Jahrhunderts angehören. Und immer noch wirft die Kunst der Karolinger ihre Schatten herein. Ein aus Passau stammendes Evangeliar des 11. Jahrhunderts zeigt diese Nachwirkung, und merkwürdig ist es, daß man dasselbe als eine frühe, hoffnungsvolle Regung wegen des Versuches einer wirklich malerischen Behandlung begrüßte. Die Nachklänge eines gesunden, humanen Strebens dringen in eine Zeit herüber, in der sich die ersten Regungen eines neu gesundenden Lebens in dem Kampfe gegen stilistische, systematische und dogmatische Willkür bemerkbar machen. Ein weiterer Vergleich, den Riehl zwischen zwei Niederaltaicher Evangeliaren anstellt, führt uns diesen Kampf der freien künstlerischen Bethätigung, des unbefangenen, frischen Lebens noch einmal vor Augen.

Fremde Einflüsse, alte Traditionen und volkstümliche Handwerkerarbeit bildeten in dieser Malerei die Leben gebenden Gegensätze. „Der strenge Stil, der die naturgemäße Basis weiterer Entwicklung bietet, wird in seinen festen Gesetzen gelockert und dadurch dem Verfalle anheimgegeben. Erst dieser Verfall aber ermöglichte dann den neuen großen Aufschwung der Malerei im 13. Jahrhundert.“

Mit der Aufnahme des Christentums durch die Germanen drang ein neues geistiges Element in das Leben der Menschheit ein. Es entstand in Europa jene große Weltkultur, welche, die ewige Liebe vergötternd, nach Ewigkeit und unendlicher Glückseligkeit rang. Hier bildete sich der positive Gegensatz gegen die östliche negative Weltkultur, welche die Verhimmelung des ewigen Nichts, die Versenkung in Nirwana als das einzige und höchste Menschenglück anpries. Es war, als habe mit diesen beiden Religionen die Menschheit ahnungsvoll den Ausweg gesucht aus dem zweidimensionalen Sein der Antike in das drei- und mehrdimensionale der späteren Entwicklung. Der Anfang war gemacht. Die Horizontale war durchbrochen und dem Firmamente gleich überdeckte in schönem Bogen das Gewölbe die Stätte des Gottesdienstes. Bis in der Plastik das gleiche geschah, bis der starre olympische Ausdruck der Antike durch die Belebung des Auges, als des eigentlichen Vermittlers der menschlichen Innenwelt mit der Außenwelt, verdrängt wurde, bis der Ausblick in die Welt rückstrahlend den Einblick in das Seelenleben der jugendlichen Menschheit erschloß, dauerte es noch eine lange Zeit; aber die ganze Tendenz der neuen Kunst drängte zu diesem Resultate. Doch auch dann ist es bezeichnend, daß diese vornehmlichste Kunst der schönen Form nicht mehr die Massen zu erobern vermochte, wie sie es einst unfehlbar gethan, wie dies später die Malerei wieder that. In der Malerei, in den flüssigen Farben mit ihren zahllosen Intervallen erstand dem Mittelalter eine Kunst, welche weit mehr als alle genannten dem inneren Leben nahe zu kommen vermochte. Hier drängte inneres und äußeres Leben zu gewaltigem Ausdrucke, und daß wir von Stimmungen und Tönen in dieser Kunst sprechen, zeigt, auf welcher geistigen Basis die Malerei zu ihrer höchsten Entwicklung emporstrebte. In dem Schwanken derselben in den einzelnen Zeitaltern zwischen Darstellungen realer Thatsachen und innerlicher Vorgänge, zwischen mehr sinnlichen und mehr stimmungsvollen Vorwürfen müssen sich daher auch die ganzen Stufen der menschlichen Geistesentwicklung dieser Zeiten wiederspiegeln, und der Kulturhistoriker hat von diesem Gesichtspunkte aus den Werdegang der Malerei zu verfolgen. Aber auch in der Malerei fand der Geist des Mittelalters seine Grenzen. Das ewig Fließende der Stimmungen, den ewigen Wechsel, der sehnsüchtig weiterdrängte aus allem raumbegrenzten Dasein zur Bewegung im Unendlichen, Ewigen, konnte die Malerei nicht darstellen. Wie die Schwalbe emporstrebt zu leichtem Fluge im unbegrenzten Lichtmeere des Aethers, so das gemütvolle Denken der ahnungsreich erwachenden Menschheit.

„Flügel! Flügel! um zu fliegen
Ueber Berg und Thal,
Flügel! um mein Herz zu wiegen
Auf des Morgens Strahl!
Flügel! über's Meer zu schweben
Mit dem Morgenrot!
Flügel! Flügel über's Leben,
Ueber Grab und Tod!"

So singt Friedrich Rückert, und eine unendliche Sehnsucht liegt in seinen Worten. Hören wir dazu aber Schumanns herrliche Musik, so erfahren wir, wer der Seele die Flügel verleiht, wer, die Schranken der Materie durchbrechend, sie ins Ewige emporhebt. Mit gewaltiger Kraft reißen uns die Töne aus der Not der Sehnsucht und tragen uns weit über die Grenzen alles menschlichen Denkens in das ewig fließende Meer seligster Stimmungen. Ja, nur die Tonkunst besaß die innere Fähigkeit, diese festen Raum- und Gedankengrenzen zu durchbrechen, und kein Wunder ist es daher, daß sie mit der Religion der Liebe zugleich der jungfräulich erwachenden Menschheit nahte, daß gerade die Einwirkungen des Christentums dieser Kunst zur weiteren Entwicklung die Wege ebneten und wiesen. Nicht aus einer Quelle fließen die Stimmungen dahin, sondern aus den verschiedensten, und wie alle Sinne sich beteiligen, die Stimmung einzuleiten, so ist es auch das dämmerhafte Auftreten und Fliehen schattenhafter Empfindungen, welche, zum Ausdrucke ringend, die Stimmung erzeugen. Nicht in das Licht des reinen Gedankens treten diese wechselnden Empfindungen. Will man ihnen also nahe kommen, bedarf es eines Mittels, welches in ihre ewig wogende Dämmerung einzudringen die Möglichkeit giebt. Die Musik giebt dieses Mittel an die Hand in dem ewig fließenden Materiale der Töne. Und wie die verschiedenen Empfindungen sich zum Ganzen der Stimmung zusammenschließen, sich begegnend und fliehend, sich kreuzend und begleitend, so geschah es in der Tonkunst durch die Einführung der Polyphonie, d. h. der Mehrstimmigkeit. Auch hier ist es das Hinaustreten aus der zweidimensionalen Beschränktheit in die Unendlichkeit, welche sich in dem Gegensatze der durch das Christentum und mit ihm eindringenden Mehrstimmigkeit zu der Einstimmigkeit der antiken Welt charakterisiert. Gerade die Flüssigkeit des Materiales aber bedingte dessen nur sehr langsam fortschreitende Bewältigung. Ganz natürlich war es, daß auch diese Kunst sich in den Dienst des Kultus stellte, der dem letzten und umfassendsten Begriffe dieser ahnungsvoll-begrifflosen Geisteswelt, dem höchsten und einzigen Gotte gewidmet war. „Der Musik, als der immateriellsten Kunst, mußte es vorzugsweise gegeben sein, einem Weltzeitalter Ausdruck zu gewähren, welchem die Erde, die das Menschengeschlecht bis dahin als seinen eigentlichen Bestimmungsort angesehen hatte, nur noch als ein Durchgangspunkt im Unendlichen galt und das seine wahre Heimat über den Sternen suchte." Nur wenn wir uns die gewaltigen Kaiserdome durchrauscht denken von den Klängen der Orgel und dem Gesange der Gläubigen, tritt uns diese wunderbare jugendstarke und hoffnungsfrohe Welt in ganzem Bilde entgegen. Nur so begreifen wir das Streben der Architektur, denn die Musik, die Polyphonie und Harmonie der Töne erfüllt erst jene gewaltigen Bauwerke mit dem mystisch-himmlischen Leben, dem auch der Baumeister mit seinen festen Formen und schwerfälligen Materiale ahnungsvoll zustrebte, und dem er doch nimmermehr jenen alle Grenzen überwältigenden, ins Ewige dringenden Ausdruck zu geben vermochte.

Jener ewige Gegensatz zweier Weltkulturen, der Endpole, zwischen denen die menschliche Geistesentwicklung hin- und herschwankte, der Versenkung in Nirwana und der Hoffnung auf ein ewiges Leben, der Sehnsucht nach dem Nichts und jener nach Vereinigung mit dem All, mit Gott, als dem Urquell alles Seins, der Verneinung der Individualität, der Verwehung ins Allgemeine und des Traumes von einer dereinstigen persönlichen Auferstehung und Verklärung, kam aber nicht nur in diesen großen Massen zum Ausdrucke. Auch innerhalb der christlichen Welt drang die negative Anschauung empor, mystisch und religiös in jener übertriebenen Aufforderung der Mönchswelt zur Entsagung und asketischen Fleischestötung, dann philosophisch in jenen pessimistischen Systemen neuerer Zeit, welche dem realen Leben Berechtigung und Wert zu entziehen strebten. Und je

mehr das ungebundene, kraftvolle Leben der mittelalterlichen Menschheit alle Daseinsformen aufzulösen und zu zersprengen drohte, um so schauriger und fanatisch-glutvoller erklang der furchtbare Mahnruf: „Memento mori!“ Wie zwei ewig unversöhnbare Gegensätze erschienen jene jugendlich-frohe Lust zum Leben und diese ewige Erinnerung an den Tod, und auch hier zeigte sich wieder der fortstrebende Drang des erwachenden Menschengeistes aus dem begrenzten Dasein in ein Unendliches, Ewiges, jene Glut, das Dunkel der fernsten Zukunft dem sehnenden Auge zu enthüllen. Aus der gleichen Quelle der Sehnsucht entsprangen die Zuchtlosigkeit wie die fanatische Vorbereitung auf den Tod. Wissen und Erkenntnis versagten dem jungen Geiste, nur die Phantasie lebte mächtig und jugendfrisch in ihm, und im Glauben und Singen suchte er die Beruhigung, die ihm das lückenhafte Wissen nicht zu geben vermochte. Das Zeitalter des Christentums und der Musik war im Anbrechen, und das Mittelalter mit seinen Dogmen- und Systemstreitigkeiten war nur eine Vorschule, durch welche der Geist der europäischen Menschheit hindurchmußte, um dahin zu gelangen, das Christentum in seiner höchsten und universellsten Bedeutung als reines Menschtum zu erfassen, zu begreifen, daß in dem Leben des Menschen auch naturgemäß der Schwerpunkt des menschlichen Daseins liegt, daß nur der es lernen wird, zu sterben, der vorher gelernt hat, ein menschliches und menschenwürdiges Dasein zu führen. An die Grenzen des Raumes und der Zeit ist der Mensch als solcher gebunden, über sie hinaus kann er sich nicht mehr denken, und doch treibt ihn die Sehnsucht, diese Schranken stetig zu erweitern. Dieser Sehnsucht aber entstammt der Trieb zu aller Geistesarbeit, zu allem Schaffen, wie sie selbst der Thätigkeit seiner Sinne entstammt, welche die Vermittlung mit der unendlichen Welt außer ihm fortwährend übernehmen und im Flusse erhalten. Und wie das Auge durch das Medium der Lichtwellen, das Ohr durch die Schwingungen der Luft erst zum arbeitenden Organe wird, so dämmerte im Menschen auch langsam die Ahnung auf, daß mit der größeren Flüssigkeit der vermittelnden Medien seine Fähigkeit wachse, eine Ahnung des unendlichen Unbegrenzten außer ihm zu erlangen und in selbstgeschaffenem Bilde sich vorzuführen. Gelang es also, flüssigere Stoffe, wie Stein und Farben, einer kunstvollen Verarbeitung zu unterwerfen, so wurde damit ein großer Trieb im Menschen selbst befriedigt, andererseits aber wiederum die Möglichkeit gewonnen, jene eng gezogenen Grenzen beständig um einige Ringe zu erweitern. Es war also nur zu natürlich, daß die Musik seit jener Zeit, da der Menschengeist die Bande der antiken Welt durchbrach, einen wirklichen Ansatz zu einer herrlichen und wunderbaren Entwicklung machte.

Deuteten wir bereits oben an, in wie innige Wechselbeziehung die neue Religion mit dem Gemüte des Weibes trat, so gestaltete sich dieser Bund um so inniger, nachdem die Musik in den Dienst des Kultus getreten. Diese Kunst ist so recht dem gleichen Boden entsprungen, wie die christliche Religion. Dem Gemüte und Gefühle entstammen sie beide und riefen naturgemäß auch dort den tiefsten Eindruck wach, wo das Gemüts- und Gefühlsleben am reichsten und innigsten ausgebildet war, bei dem weiblichen Teile des Menschengeschlechtes. Schon Naumann macht auf dieses Zusammengehen aufmerksam, und dem entspricht es, wenn an Stelle Apollos, des Bogengottes, ein Weib als Schutzheilige der Musik in dem neuen Zeitalter tritt: die hl. Cäcilia, eine Märtyrerin des neuen Glaubens.

Schon früh erhalten wir Nachricht, daß die Musik bei dem christlichen Gottesdienste Verwendung fand. Als der eigentliche Schöpfer der vier authentischen Kirchentöne ist der hl. Ambrosius (333—397) zu betrachten. Er knüpfte an den griechischen Tonleitern, der phrygischen (von D—D), der dorischen (von E—E), der hypolydischen (von F—F) und der hypophrygischen (von G—G) wieder an. Aber noch lange dauerte es, bis sich die Musik von der musikalischen Deklamation zum rein Melodischen emporschwang. An das Wort war der Ton gebunden, und nur langsam wagte er es, sich von demselben zu lösen und somit in sein eigenstes Reich siegend und erobernd vorzudringen. Es war Papst Gregor I, der Große (590—604), Theodelindens Freund, dem die Musik die erste gewaltige Förderung zu danken hatte. Vom Recitativ erhob sich der Gesang unter Gregor zur Melodie. Der Ton befreit sich von der Herrschaft des Wortes und achtet nicht mehr

der Länge oder Kürze der einzelnen Silben. Außerdem führte Gregor vier neue Tonarten ein, welche sich an die authentischen des ambrosianischen Gesanges anlehnten und daher plagalische genannt wurden. Legen wir nämlich die obere Quart der authentischen Tonarten an den Anfang derselben nach unten, so erhalten wir die vier neuen Tonarten Gregors: von A—A, von H—H, von C—C und von D—D. Die letzte plagalische fällt also mit der ersten authentischen zusammen und bildet in der neuen Reihenfolge von A—G die Mitte. So ward der Grund gelegt zu den noch bis heute bestehenden Oktaven. — In jener Zeit entwickelte sich auch die musikalische Ordnung der Messe, welche sich bis heute unverändert erhalten hat. Wie sie dann zum Ausgangspunkte aller späteren musikalischen Entwicklung wurde, ersieht man aus dem einfachen Umstande, daß alle großen Komponisten der Folgezeit ihr ihren künstlerischen Tribut darbrachten. Und gewiß ist ja auch niemals ein großartigerer musikalischer Text erfunden worden, wie ihn das katholische Hochamt bietet. Von dem Flehen des Kyrie eleison zum Preisliede des Gloria in excelsis Deo, von dem erhebenden Credo zum Jubelchore des Sanctus und Benedictus, von der Liebesklage des Agnus Dei bis zu seinem ausklingenden Dona nobis pacem! steigt die Empfindung empor zur höchsten Stufe himmlischer Erregung und sinkt dann wieder hinab zu jener seligen Ruhe und Friedensstimmung, welche dem gequälten und sehnsuchtsvollen Herzen wie ein unmittelbares Geschenk Gottes erscheinen mußte. Welche Dienste die Musik der katholischen Religion geleistet, kann man nicht berechnen, wie es sich ebenso wenig berechnen läßt, wie durch das Wesen der Religion die Musik zu ihren höchsten und herrlichsten Produktionen umgewandelt und angetrieben wurde. Aber wenn es eines Ausdruckes bedarf, wie sehr beide dem Zeitalter mit seinem Sinnen und Träumen eine Notwendigkeit waren, wir erkennen es aus diesem zur höchsten Kunstleistung gesteigerten Zusammenleben derselben. Die Musik in ihrer künstlerischen Entfaltung ist ohne das Christentum undenkbar, das Christentum aber mit seinen großartigen Erfolgen ebenso ohne die Musik. Ein Papst war es, der den ersten Anstoß zur Fortbildung gab, und derselbe Papst Gregor I errichtete in Rom eine große Gesangsschule, deren Ruhm bald das Abendland erfüllte. Schulen entstanden in allen Ländern, und ein Kaiser, der erste große Kaiser des Abendlandes war es dann, der auch dieser Kunst sein Augenmerk zuwandte und an Gregors herrlichem Werke weiterarbeitete. Unter Karl dem Großen entstanden die Sängerschulen von Soissons, Orleans, Sens, Lyon, Cambrai, Toul und Dijon, und bald hören wir in Deutschland außer den Schulen von St. Gallen und Fulda von solchen in Mainz, Reichenau, Hersfeld, Korvey, Trier, Eichstädt, Regensburg und Würzburg. Und in Lyon war es, wie wir hörten, der Bayer Laidrad, der zu Karls Zeiten der Sängerschule seine besondere Aufmerksamkeit widmete.

Es kann nun nicht unsere Aufgabe sein, der doppelten Entwicklung der Musik in religiöser und volkstümlicher, dann aber auch in instrumentaler Richtung zu folgen, zu zeigen, wie die Orgel von dem weltlichen Instrumente der Römerzeit zu einem fast ausschließlich kirchlichen Instrumente wurde, wie dann die Blas- und Streichinstrumente sich fortwährend entwickelten, es genügt uns, darauf aufmerksam zu machen, daß die Pflege der Musik das musikalische Empfinden verstärkte und bereicherte, und dieses dann wieder mit rastloser Energie an der Verbesserung der technischen Mittel arbeitete, durch welche es zum Ausdrucke zu gelangen hoffen konnte. Was die Musik einem Tutilo von St. Gallen, einem Notker Balbulus (geb. 840) verdankte, können wir nicht im einzelnen verfolgen, nur darauf hinzuweisen ist, daß unter den Sequenzen des letzten bereits das berühmte Sterbelied „Media vita in morte sumus“ sich findet, daß dann König Robert von Frankreich († 1031) die berühmte Pfingstsequenz „Veni sancte spiritus“ dichtete, und viele andere in allen Ländern demnächst ihre herrlichen Weisen erfanden. Wichtiger als dieses sind aber für uns die im 11. und 12. Jahrhundert angestellten Versuche der Mehrstimmigkeit. Naumann weist auf die innere Verbindung dieser Versuche mit der Ausbildung des Reimes hin, und wir schließen uns seiner Ansicht an, daß der Eintritt der Mehrstimmigkeit entschieden der wichtigste Wendepunkt in der gesamten Musikgeschichte ist. Demselben Streben entstammen diese Versuche, dem auch die Durchdringung und Erweiterung der Komposition in der Architektur entsprangen. Es ist die Durchbrechung

der Horizontale, es ist das Hinaustreten aus der Antike in die christliche Weltanschauung, die kühne Erhebung des Menschengeistes über die Schranken der Zeit und des Raumes, welche uns hier wiederum entgegentreten. Wie überall steht natürlich auch hier die Theorie des dogmatisch-theoretischen Zeitalters an der Spitze, und wie Dogma und Theorie auf allen Gebieten nach Erkenntnis des wirklich Lebensfähigen ringen, so hat auch in der Musik der Wohlklang seinen Kampf zu führen mit theoretischen Voraussetzungen und Berechnungen. Hucbald, Mönch in St. Amand (840 – 930) ist der Begründer des mehrstimmigen Kirchengesanges, und ihm folgte in Italien Guido von Arezzo († 1050) in gleichen Bestrebungen.

Schon die Anführung dieser in den verschiedensten Ländern wirkenden Musiker zeigt uns, daß auch die Musik den gleichen Entwicklungsgang durchmachte, wie alle anderen geistigen Bestrebungen damaliger Zeit. Bis jene technische Vorstufe erreicht war, von der aus dann das wirklich künstlerische Schaffen seinen Ausgang nehmen konnte, mußten alle Völker und Stämme des Abendlandes zusammenhelfen, und daß sich ungefähr mit dem Anfange des 13. Jahrhunderts auch hier die Trennung vollzog, und ein nationales Weiterschaffen an die Stelle des bisherigen Gesamtwirkens trat, zeigt uns nur die Ausnahmslosigkeit, mit welcher die Entwicklung auf allen Gebieten weiterschritt. Und dem Gange dieser Entwicklung, wie er von uns erkannt wurde, entspricht es denn auch, wenn Naumann annehmen zu müssen glaubt, daß die dann bald aufblühende höfische Liederdichtung in Deutschland nur zum Teile aus dem romanischen Westen ihre erste Ahregung erhielt, wenn er uns mitteilt, daß namentlich die Schule der Minnesänger Süddeutschlands, welche in Schwaben, Bayern, Tirol und Oberösterreich ihre Heimat fand, kaum oder nur wenig von der Provence her beeinflußt worden sei. Diesem geringeren Einflusse entspricht dann ebenso das volkstümlichere Gepräge, welches die oberdeutsche Schule bis zu ihrem Ende behielt. Und wenn wir nun auf die Entwicklung der Politik, des religiösen Denkens, der Architektur und Malerei zurückschauen, so müssen wir zugeben, daß Naumann mit seiner Vermutung wohl teilweise recht haben kann. Bis die kulturellen Einwirkungen des Westens den Bayernstamm erreichten, waren sie bereits so weit modifiziert und mit deutschen Elementen durchsetzt, daß sie der eigenartig selbständigen Volksentwicklung nicht viel mehr schaden, sondern höchstens anregend wirken konnten. Ist das Wachstum ein langsameres, so auch ein eigenartigeres und dem allgemeinen Volksgeiste mehr gerecht werdendes in Bayern. Und nur so konnten sich jene nationalen Einwirkungen vollziehen, die wir mehrfach von Bayern ausgehen sahen, wenn im Strudel des Lebens fränkische und schwäbische Art den Boden unter den Füßen zu verlieren drohten.

Einen Augenblick haben wir noch zu verweilen. Der vielgenannte Abt Wilhelm von Hirschau, der von St. Emmeram ausgehende Reformator, hat auch eine Schrift über Musik verfaßt, aber nicht vollendet, und ein Scholaster Aribo preist ihn als den modernen Orpheus und Pythagoras. Eine neue Konstruktion der Flöte soll gleichfalls von ihm herrühren. Derselbe Aribo schrieb auch selbst ein Werk über Musik, und „zwei Sammelbände von St. Emmeram aus dem 11. und 12. Jahrhundert enthalten zahlreiche musikalische Schriften.“ (Riezler.) Also auch in dieser Kunst bewahrte Regensburg einen Vorrang. Doch wie theoretisch ein Wilhelm zu Werke gegangen sein muß, zeigt schon die Benennung als „Orpheus und Pythagoras“. Man kann ja eine ganze Symphonie mathematisch ausrechnen, aber ob sie dadurch an musikalischem Werte gewinnt, müssen wir dahingestellt sein lassen. Aber die technische Berechnung mußte wenigstens bis zu einem gewissen Grade dem künstlerischen Schaffen vorausgehen. Auch hier also Schule und Theorie! Die Zeit der wirklichen Kunst muß erst kommen, so viele leise Zeichen auch ihr Nahen bereits verkündigten.

Wie schwer es aber wurde, das neue technische Können in die Gedankenkreise der jugendlichen Völker einzuführen, zeigt sich nirgendwo in der Weise, wie in der Vorbereitungszeit der deutschen Litteratur. Christentum und Heidentum stehen sich als Fremdes und Heimatliches kämpfend gegenüber, „und jenes hat nur Prosa, und die Poesie ist nur bei diesem.“ Nicht nur als auf den eigenen Stand gerichtet ist uns die Thätigkeit der gelehrten Geistlichen interessant, nicht nur als den Sprachunterricht fördernd erscheinen

uns die Glossen und Interlinearversionen beachtenswert, sondern mehr noch dadurch, daß sich in ihnen der harte Kampf deutlich ausspricht, den fremde Bildung mit heimischem Denken zu kämpfen hatte. Diese Glossare wurden sachlich oder alphabetisch geordnet und dienten zu gleicher Zeit zur Erlernung des Deutschen wie des Lateinischen. Die Interlinearversionen sind Verdeutschungen, welche der Urschrift Wort für Wort ohne Rücksicht auf Zusammenhang und Bau des Satzes nachgehen. Und hier zeigt es sich, was am meisten notthat: die fremdländischen Worte und Begriffe zuerst nur als solche für die deutsche Sprache festzustellen. Erinnern wir uns, wie schwer es einem Tacitus wurde, mit seiner begrifflich so fest gefügten und so hoch entwickelten Sprache den Römern ein Bild von den Zuständen Deutschlands zu entwerfen, wie ihm das Gemütsleben des kindlichen Volkes unter den Händen entrann, da er es begrifflich festzustellen suchte, so begreifen wir auch, wie schwer den Mönchen die umgekehrte Arbeit später werden mußte, die deutsche Sprache zum Empfange der alten Kultur geschickt zu machen. Da mußten Begriffe festgestellt werden, von denen die Deutschen ja kaum eine Ahnung hatten, an deren Benennung sie also auch noch gar nicht gedacht. So konnte es sich oftmals nur darum handeln, statt der lateinischen eine naheliegende deutsche Benennung zu wählen. Die lateinische Benennung aber war viel präziser und umfassender, geistig viel potenzierter, als die der fast rein sinnlichen Anschauung entnommene deutsche, und indem nun dieser umfassendere Begriff in die deutsche Benennung hineingezwängt wurde, entstand jener Kampf, in dem oft beides, Inhalt und Form, zu Grunde ging. Man kann sich denken, daß mit diesen Begriffsübertragungen aus einer fremden, weit höher organisierten Sprache und Kultur anfangs eine kolossale Begriffsverwirrung einreißen mußte, und daß ein solches Vorgehen rein unmöglich gewesen wäre, wenn nicht infolge des Verfalles der alten Kultur und des Wachstums der deutschen beide Begriffswelten sich wenigstens um ein gutes Stück näher gerückt wären. Man kann sich ebenso denken, daß dieses Näherkommen sich noch unendlich weiter hinausgeschoben hätte, wenn nicht das Romanische eine ewige Vermittlung zwischen beiden Welten übernommen und erhalten hätte. Das Romanische beschleunigte die Zersetzung der lateinischen Welt und vermittelte dem deutschen Geiste die zu seinem Fortkommen und schnelleren Entfaltung notwendigen geistigen Elemente und Substanzen, in welche sich die alte Kultur wieder aufgelöst und zersetzt hatte.

Die Mönche begannen mit ihrer Arbeit bereits in der ausgehenden Merovingerzeit, und wie weit der Weg bis zu einer auch nur annähernden Vereinigung beider Gedankenkreise war, zeigt sich deutlich in diesen Arbeiten. Die einheimische Poesie als solche war für die Kirche ein ewiger Stein des Anstoßes, und welchen Kampf sie da zu führen hatte, erkennt man aus den vielen Verboten altheidnischer Gebräuche, die possenhaft unziemlich waren, wie teuflischer Gesänge, mit denen das Volk sogar in die Kirchen eindrang. Denn dieses Volk liebte Tanz und Spiel und Gesang, und in nahem Zusammenhange mit diesem Volksgesange stehen die sogenannten Leiche, welche als zum Tanze gesungene Lieder von alter Zeit her üblich waren. Das Lied stand diesem als Einzelsang gegenüber und wurde namentlich von kunstgeübten Sängern vorgetragen. Schon früh wird die Harfe als Begleitungsinstrument genannt. Außer den Sängern gab es dann noch eine Klasse von Leuten, „deren Gewerbe die Musik und zur Musik eine rohe theatralische Darstellung durch Mummerei und Gebärde war", die sogenannten Spielleute. In diesen Kreisen lebte das alte Heidentum fort, und aus diesen Kreisen erfolgte dann später die Neubelebung der zur reinen Technik erstarrenden Kunst des Singens und Sagens.

In anderer Weise tritt uns dann wieder der Kampf des Fremden mit dem Einheimischen entgegen bei der Verdrängung der altdeutschen Runenschrift durch die lateinischen Schriftzeichen. Mehr und mehr räumten die Runen das Feld, und zuletzt dienten sie nur mehr dem Zauber des Heidentums. Erwähnen wir noch das Eindringen des Reimes und das Zurückweichen der altdeutschen Allitteration, so haben wir den Kampf in seinen Hauptmomenten verfolgt bis zu der Zeit, da Karl der Große auf den Plan trat.

Es war nun eine natürliche Folge, daß bei dem schnelleren oder langsameren Vordringen der fremden Kultur das Heimatliche mehr oder weniger beeinträchtigt wurde, obschon dies Karls Meinung nicht war. Allein wir sahen, wie unendlich schwer ihm

bereits die Erhaltung des Gleichgewichtes unter all den verschiedenen werdenden Gegensätzen wurde. Und nicht ohne Bedeutung für die Erkenntnis jener Zeiten ist es, daß Karl auch der Musik sein Augenmerk zuwandte. Der Kirchengesang wurde, wie wir vernahmen, verbessert, die Gregorianischen Gesänge eingeführt und die Musik auch nach der technischen und instrumentalen Seite mehr vervollkommnet. Allein wie sehr sich auch die Deutschen bemühten mit der Erlernung dieser Kunst, sie thaten gleich von dem ihrigen hinzu, und so erzählt uns ein alter Schriftsteller, daß dadurch sowohl, als auch durch die natürliche Wildheit der Lernenden die Lieblichkeit des Rhythmus gelitten habe. Wie die Donner von der Höhe herab hätten die Stimmen der Sänger geklungen, da infolge der barbarischen Roheit der stets durstigen Kehle statt eines sanften Ansetzens der Kantilene die starken Stimmen mit einem natürlichen Krachen plötzlich losgebrochen seien und die Gemüter derer, die hätten beruhigt werden sollen, dadurch nur noch mehr aufgereizt und verwirrt hätten. Abgesehen davon, daß wir hier wieder eine Bestätigung dafür haben, daß, wie in der Architektur an Bogen und Kapitälen und dann fortschreitend an allem, die Deutschen ihrer Phantasie und Natur auch in der Musik freien Lauf ließen, erfahren wir auch, daß man die Wirkung der Musik schon damals kannte und sich ihrer bediente, beabsichtigte Eindrücke wachzurufen. Immer wieder müssen wir es daher betonen, daß die Musik dieser neuen Kultur unentbehrlich war. Sie gab ihr die Möglichkeit, sich in die Herzen der Gläubigen gewissermaßen hineinzusingen und sie so allmählich zum Verständnisse ihres ganzen Wollens und Strebens vorzubereiten. Daß so auch der Reim aus der lateinischen in die deutsche Dichtung eindrang, ist nur zu verständlich, denn er ist ja zugleich mit dem Rhythmus des Versmaßes das musikalische Element in der Dichtung.

Karl dem Großen aber war es nicht allein darum zu thun, daß seine Völker in dieser mystischen Weise von der neuen Kultur erfaßt würden, er strebte danach, sie direkt zum Verständnisse zu führen. Und aus dieser Quelle floß sein Sorgen um die Hebung der deutschen Predigt, aus ihr überhaupt seine Bemühung um die deutsche Muttersprache. Wir hörten davon, wie er den Versuch einer deutschen Grammatik machte, wie er eine Sammlung deutscher Heldenlieder veranstaltete. Denn er fühlte es wohl, daß die ganze Kultur eine bald sterbende Treibhauspflanze bleiben müsse, wenn es ihr nicht gelang, die Sprache des Volkes zur Vermittlerin mit diesem zu gewinnen. Erst durch diese Bemühungen Karls ward es dann möglich, daß ein Paulus Diakonus die Sagen seines Volkes, der Langobarden, aufzeichnete, daß Einheimisches überhaupt vor den Augen der Geistlichkeit Gnade und Beachtung und damit auch Pflege und Studium fand. Bis tief in die Zeit Ludwigs des Deutschen dauerten diese Bestrebungen, wenn auch nur teilweise und vereinzelt, fort. Die deutsche Sprache trat in bestimmten Gegensatz zu der romanischen, das deutsche Volk lebte sich ebenso in diesen Gegensatz hinein. Wir hörten von dem Evangelienbuche Otfrieds, ebenso von dem altsächsischen Heliand. Sie waren beide mit der direkten Absicht geschaffen, den heiligen Stoff dem Volke in seiner Sprache näher zu bringen und das unheilige Singen und Sagen zu beschränken. Aber Otfried, der gelehrte Schüler des Hrabanus, klagte trotzdem über die barbarische und regellose Sprache: er dichtete ohne Liebe zu der Sprache, in der er dichtete, und das war denn auch danach. Für den Laienstand war sein gelehrt-lehrhaftes Buch nichts, trotzdem er gerade für ihn zu dichten vorgab. Die Einteilung in fünf Bücher nach den fünf Sinnen erinnert wieder an die merkwürdige Nachricht Arnolds von St. Emmeram über die innere Einteilung der Westkrypta von St. Emmeram und ihre Bedeutung. Und so begegnen wir immer und überall demselben symbolisierenden Geiste. Eine Folge aber hatte Otfrieds Vorgehen: es kam zu einem geistlichen Laiengesange, der Form und Vortrag von dem altdeutschen Leich entlehnte. Hand in Hand mit dieser Bewegung ging die höhere Entwicklung der Sequenz durch Notker Balbulus († 912) von St. Gallen, welcher als einer der hervorragendsten Vertreter der Sanktgallischen Sängerschule zu betrachten ist. Er dichtete den Text und setzte ihn in Musik. Das Ludwigslied, schon früher genannt, ist einer der ältesten uns erhaltenen Leiche. Man schreibt es dem flandrischen Mönche Hucbald zu, den wir oben als den ersten Künstler auf dem Gebiete der Mehrstimmigkeit erwähnten. In dem Ludwigsleich erscheint die Aneignung der fremden Form durchaus vollendet.

Auf den Sieg Ludwigs III von Frankreich über die Normannen war jener Leich gedichtet. Wir treten mit ihm in die Zeit der Auflösung und Verwirrung. Tief im Südosten vernehmen wir den rauschenden Flügelschlag des Weltschicksals: die Magyarenhorden wälzen sich heran gegen Westen und bedrohen Europa mit einer neuen Völkerwanderung. Ihr Nahen läßt die Gelehrten sich besinnen. Das nackte Dasein ist unmittelbar bedroht. Da helfen keine Abstraktionen und Theorien mehr, es handelt sich darum, das Volk zu nehmen wie es ist und die Verbindung mit seinem Leben wiederzufinden. Das deutsche Element gewinnt die Oberhand, es dringt selbst in das Latein der Gelehrten ein und durchdringt und belebt es mit heimatlichem Gehalte. Im Volke selbst lebt die Poesie fort, und die umgewandelte Prosa trägt die Möglichkeit eines dereinstigen dichterischen Aufschwunges in sich. Wir hörten von dem Aufschwunge des geistigen Lebens in der Ottonenzeit. Die sächsischen Kaiser stellten die Verbindung des deutschen Lebens mit dem geistigen Leben Europas wieder her, und wenn auch bei den Mönchen die lateinische Dichtung neuen und höheren Aufschwung gewann, so waren es doch die Sagen der Heimat, die Tiersage, die Heldensage, welche man nun in fremder Sprache mit Liebe und Erfolg behandelte.

Zwei Gedichte sind es, welche hier namentlich Erwähnung verdienen: der Waltharius und der Ruodlieb. Jener giebt uns ein Stück aus der Heldensage, und seine Verfasser sind die Sanktgallischen Mönche Gerald und Ekkehard I aus der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts. Ekkehard IV (etwa 980—1060) suchte dann hundert Jahre später die Latinität des Gedichtes klassischer zu gestalten.

Mehr als dieses Gedicht interessiert uns der Ruodlieb. In ihm finden wir die Arbeit des bayrischen Geistes wieder, der selbständiger und phantasievoller seinen Vorwurf erfaßt. Ueberlieferte Sage und freie Erfindung wechseln hier in bunter Reihe. Leider besitzen wir das Gedicht nur in einem Bruchstücke. Man hat dasselbe dem Tegernseer Mönche Froumund zuweisen wollen, doch wehrt sich Grimm dagegen. Einerlei! Jedenfalls müssen wir Froumunds hier gedenken. In ihm tritt uns einer jener Charaktere gegenüber, welche nur ein jugendlich-frisches Volk zu erzeugen vermag. Ein schwärmendes Genie, trieb er sich lange Zeit in der Nähe der Klöster umher und benützte seine Bekanntschaft und Vertrautheit mit den Mönchen dazu, sich die technischen und geistigen Mittel für seine Arbeiten zu verschaffen. Im Jahre 1017 nahm er endlich nach langem Zusetzen die heiligen Weihen auf sein Dichterhaupt und wirkte dann als Scholaster in Tegernsee. Ziemlich weit war er einst in seinen Lehr- und Wanderjahren herumgekommen. In Köln schrieb er das Werk des Boethius, „die Tröstung der Philosophie“, ab und widmete es dann dem hl. Quirinus. Heinrich II erklangen seine Preis- und Loblieder in vollen Tönen, und sie allein schon wären genügend, ihn als deutschen und bayrischen Dichter zu legitimieren. An den Alten hat er sich gebildet, Horaz und Persius waren seine Gefährten, und gewiß muß man ihm zugestehen, daß er der lateinischen Sprache sich nicht ohne Schwung und feines Gefühl für ihre Schönheiten zu bedienen wußte. Aber auch der Volksdichtung stand er nicht fern, die Tiersage war ihm geläufig, und in einer von ihm mitgeteilten Fabel zeugt der Umstand für die ursprüngliche Deutschheit der Bayern, daß der Bär, nicht wie anderswo der Löwe, als der König der Tiere erscheint. Und wenn wir nun an der Annahme festhalten, daß er auch der Dichter des Ruodlieb ist, der ja sicher in dem ersten Drittel des 11. Jahrhunderts in Tegernsee entstand, so erkennen wir, wie hier klassisches Bemühen und volksmäßige Stoffe sich mit einander vereinigen, daß also hier jenes Ziel teilweise erreicht schien, dem einst Karl der Große ahnungsvoll zugestrebt.

Auch an der Ausarbeitung der Herzog Ernst-Sage scheint Tegernsee Anteil genommen zu haben, deren erster Teil dem Ruodlieb nicht unähnlich ist. Daß man auf jenen Grafen Ernst als Helden des Gedichtes riet, der im Jahre 865 des Hochverrates angeklagt und seiner Güter beraubt wurde, scheint den Ursprung der Sage nach Bayern zu verlegen. Das Gedicht wuchs mit der Zeit; die Geschichte des Schwabenherzogs Ludolf, des Schwabenherzogs Ernst II, des bayrisch-sächsischen Herzogs Heinrich des Löwen führte der Sage neue Motive zu, so daß sie uns mehr als eine Verkörperung des Kampfes

zwischen Königtum und Fürstentum erscheint, an der nur äußerlich der Name des Schwabenherzogs haften blieb.

Von jener lateinischen Bearbeitung des Nibelungenliedes durch den Pfaffen Konrad, den Schreiber des Bischofs Pilgrim von Passau, hörten wir bereits. Auch die Tiersage beginnt nun in den Kreis der Klosterdichtung einzutreten, und in ihren ersten Darstellungen zeigt sich bereits das Bestreben, dieselbe aus der epischen Bahn in diejenige der Didaxis überzuleiten. Ein lothringischer Geistlicher befaßte sich in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts damit. Aber er dichtet alles in übertragener Weise. Zu tropologischen und mystisch-allegorischen Anspielungen bot die Tierfabel die meiste Gelegenheit und forderte geradezu dazu heraus. Es spricht aus ihr derselbe Geist, wie aus der Ornamentik jener Zeit. Das gelehrte Element drang in die Dichtung des Hofes und der Klöster zu sehr ein und verdrängte von dort allmählich die deutsche Dichtung vollkommen. Die Scheidung der Stände vollzog sich auch hier, und schließlich sang allein noch das Volk in deutscher Sprache. Nur ein Zeitgenosse Bischof Günthers von Bamberg, der Scholastiker Ezzo, sei erwähnt. Er ist der Verfasser eines deutschen Liedes von den Wundern Christi und weist damit auf die kommende Zeit. Die deutsche Prosa dagegen wurde mehr gepflegt, so namentlich in dem Kloster St. Gallen, wo Notker Labeo sich die Verdeutschung mancher Schriften redlich angelegen sein ließ. Was St. Gallen hier geleistet, steht einzig da, und wir begegnen hier jener Arbeit wieder auf vorgeschrittenerem Wege, die wir oben in den Glossen und Interlinearversionen erkannten. Diesen Arbeiten zur Seite steht die Uebersetzung und Erklärung des hohen Liedes durch Williram. Er war Mönch zu Fulda, dann bis 1048 Scholastikus in Bamberg, späterhin bis zu seinem Tode (1085) Abt von Ebersberg in Bayern. In seiner Arbeit tritt uns wieder die ganze kindliche Geschmacklosigkeit und Unfähigkeit entgegen. Nicht nur daß er, dem Zeitgeiste folgend, in jenem Liede ein Vorbild des Liebesbundes Christi mit der Kirche erblickt, sondern er mischt auch deutsche und lateinische Worte durch einander, seinem Streben nach klösterlich-gelehrter Zierlichkeit fröhnend. Als hätte er darthun wollen, daß eine Durchdringung des Lateinischen durch die Deutschen jener Zeit immer noch und ebenso unmöglich gewesen, wie eine Würdigung des deutschen Lebens und Denkens durch die gelehrten Mönche und Lateinschreiber, so steht sein Werk da, wie ein ewiges Andenken an den geistigen Kampf dieser beiden Völker, des toten und des lebendigen, um die Weltherrschaft. Und daß Williram mit seiner Arbeit den Geschmack der Zeit getroffen, zeigt die Masse der Handschriften, welche sich in weitester Verbreitung erhalten hat. Schöner Rhythmus und freier Vortrag zeichnen Willirams Paraphrase des hohen Liedes aus. Römisch-deutsch war unser Kaisertum, römisch-deutsch unsere Litteratur.

Als hätte in diesen Arbeiten der St. Galler Mönche und Willirams sich die kommende Zeit ihre Waffen geschmiedet, so schien es. Aldhelm der Angelsachse († 709) hatte es erleben müssen, daß ihm das Volk noch vor der Predigt aus der Kirche lief. Er stellte sich ihm als Sänger in den Weg: da stand es und hörte ihm zu. Nun dringt der Reim auch in die Prosa ein. Empfundenes Bedürfnis und gegebenes Vorbild wirkten hier zusammen. Und hörten wir einst, daß in Otto von Nordheim noch einmal das alte Deutschland sich mächtig erhob, um dann mit ihm spurlos zu verschwinden, so erweist sich uns nun auch die Zeit der Ottonen und Heinriche als der Abschluß der altdeutschen Litteraturperiode und eben deshalb auch als die Vorbereitung des mittelhochdeutschen Zeitraumes. Nach Hessen und Bayern pflanzte sich die Uebersetzungsprosa mit Williram fort. Eine Urkunde aus Hohenschwangau, um 1070 geschrieben, zeigt das erste Auftreten der deutschen Sprache im diplomatischen Leben. Die deutsche Predigt erhob sich nach langem schweigsamen Schlafe zu neuem Leben und verstummte nun nicht mehr.

In den Klöstern des Schwarzwaldes verkehrten die Legaten des Papstes, und von dort drang die Reform der Cluniacenser weiter nach Bayern und Schwaben, nach Kärnten und Steiermark. Auch die Laien wurden von dieser Bewegung ergriffen. Daher finden wir während dieser Regung kein gelehrtes Studium mehr, wie zur Zeit der Ottonen. Am allerwenigsten wurde an das Studium der alten Sagen gedacht. Trotzdem aber kann diese Zeit des Kampfes zwischen Staat und Kirche doch nicht als eine Verfallsperiode

der deutschen Bildung angesehen werden. In Streit und Kampf rüsteten sich die Geister zu neuem Fortschritt. Geschichtsschreibung und Predigt hatten jetzt ein offenes Feld und mußten aus ihrer klösterlichen Einsamkeit und aus dem lateinischen Banne heraustreten. Man mußte eine Partei ergreifen und Anteil nehmen am öffentlichen Leben. Die Geistlichen beschränkten sich mehr auf ihre eigentliche Thätigkeit, welche daher auch um so intensiver wurde. Man bediente sich des Ueberlieferten nun mit größerer Freiheit, und alle Kirchenfürsten damaliger Zeit sind als Volksprediger berühmt. Dieser Aufschwung der geistlichen Beredsamkeit hatte natürlich auch seinen Einfluß auf die Handhabung der deutschen Schriftsprache. Aber eines ist festzuhalten: in dieser ganzen geistlichen Bewegung erscheint uns Deutschland abhängig von dem romanischen Westen und Süden, zumeist von Frankreich. Hier blühte die Dialektik und hierher zogen die deutschen Geistlichen, um sich in ihr auszubilden. War dies die Wirkung auf der einen Seite, so hielt ihr die auf der anderen das Gleichgewicht. Das Selbstbewußtsein in den geistig lebhafteren Teilen des Volkes erstarkte, und aus diesem Selbstbewußtsein, das im Kampfe geweckt worden war, rang sich das subjektive Fühlen und Empfinden empor, welches dann in der Lyrik zuerst künstlerisch Ausdruck fand. Lehrgedicht und epische Poesie erfuhren infolge dieser subjektiven Umstimmung dann gleichfalls eine Neugestaltung.

Unbewußt steigerte sich allgemein das geistige Leben, und auch die Laienwelt, ob sie gleich die Bildung nicht suchte, machte doch in dieser geistig mehr geweckten Zeit unbewußt weitere Fortschritte zu einer höheren Kulturstufe. Mit diesem geistigen Streben wuchs dann zugleich die Entwicklung der Technik. Wir sahen dieses Hand-in-Hand-gehen beider allenthalben, wir sehen es hier wieder. Auch aus der Entwicklung des Versbaues atmet ein Streben nach Höherem uns entgegen.

Unter den Karolingern kannte man nur die strophische Poesie, welche aus Langzeilen und jede Langzeile wieder aus zwei Versen mit Assonanzen bestand. Die kirchliche Form der Sequenz ward dann unter den Ottonen bereits auf weltliche Dichtungen übertragen, die deutsche Sprache kam in Anwendung, und es entwickelten sich die kurzen Reimpaare. Nun aber entstanden Strophen von verschiedener Länge, welche allerdings zunächst noch verbunden waren. Die einzelnen Strophen aber wurden länger. Man kann dies als eine natürliche Folge der weiteren geistigen Entwicklung ansehen. Denn längere, zusammenhängende Gedankenperioden erfordern längere Abschnitte. Das Ende der Strophe wird bezeichnet durch ein Auswachsen des letzten Verses, und vermutlich ist dies die Folge der Melodie, welche es ja liebt, den Schlußsatz auszuspinnen und in die Länge zu ziehen. Auch die unstrophische Form in kurzen Reimpaaren kommt bereits vor; sie ging aus der strophischen Form hervor.

Hören wir nun, daß die lateinischen Historiker jener Zeit gelegentlich ganze Kapitel und Bücher von Anfang bis zu Ende durchreimten, so erscheint es uns nicht wunderbar, daß diese Reimprosa in anderen geschichtlichen Werken, welchen doch noch eine poetisch-epische Bedeutung zukommt, ebenfalls Anwendung fand. Da ist uns unter dem Titel Merigarto (d. h. Welt) ein Bruchstück einer Weltbeschreibung erhalten, welche ihrem Anfange nach noch Nachklang älterer Darstellungen der Schöpfungsgeschichte sein dürfte. In Ostfranken scheint die Heimat des Dichters gewesen zu sein. Hierher verweist auch, wenn nicht nach Oesterreich, das Gedicht „von dem Anegenge"; die Summa Theologiae, ein weiteres in Reimprosa abgefaßtes Buch von der Schöpfung gehört nach Oesterreich oder Steiermark. Dem Schlusse des elften Jahrhunderts gehört ebenso eine freie Bearbeitung der mosaischen Schriften an, welche uns unter dem Titel „Genesis" nur in einer Ueberarbeitung des 12. Jahrhunderts erhalten ist. Sie ist nicht mehr in Strophen verfaßt. Die alte Langzeile ist in zwei Verse zerlegt, die sich paarweise reimen. Die beliebteste Versart erzählender Gedichte des folgenden Zeitraumes zeigt sich also hier schon in ihren rohen Anfängen.

Alte und neue Zeit greifen in einander ein, und will man zugestehen, daß von Ezzos Leich von den Wundern Christi und von der Genesis neue Strömungen anheben, „die der geistlichen Lyrik und Didaktik in freierem, tieferem Geiste und mit kunstvollen Formen", so treten uns Bamberg und Kärnten als Ausgangspunkte der neuen Litteraturperiode entgegen. Oesterreich führte dann später den Reigen in der deutschen Lyrik an, und gewiß dürfen

wir das frische Leben des noch jugendlichen, stets in der Entwicklung begriffenen Landes als den Urquell der späteren reichen Erfindungsgabe und dichterischen Bethätigung betrachten.

Nach zwei Seiten hin können wir dann das Hinaustreten des deutschen Volkes in den Verkehr mit dem allgemeinen Leben, mit dem geistigen Universum noch weiter verfolgen, und auch hier geschieht dieser Schritt, der Jugend und dem Bildungsgrade des Volkes angemessen, mehr in mystisch-gemütvoller, als in rein geistiger Weise. Wie die Predigt dringt das erste Gebet über die Katechismusformel hinaus. Weiter und freier als je in früherer Zeit erhebt sich die Seele des Gläubigen hinweg über die irdischen Schranken, um mit ihrem Schöpfer zu verkehren. Aus dem Jahre 1062 haben wir ein solches Gebet von dem Mönche Otloh von St. Emmeram. Wir werden seiner noch mit wenigen Worten zu gedenken haben.

Auf der anderen Seite müssen wir das Wachstum der Geschichtswissenschaft nunmehr verfolgen. Es waren die Thaten der Ottonen, namentlich Ottos des Großen, welche die deutschen Stämme an alte Zeit erinnerten. Man fand die Verbindung wieder mit der Vergangenheit, „man fühlte sich wieder im Zusammenhange der Weltgeschichte. Die zunehmende wissenschaftliche Ausbildung aber und der größere Reichtum an Büchern gaben zugleich die Möglichkeit, ein klareres Bild der Vorzeit zu gestalten, und so entstanden jetzt die großen Weltchroniken, in denen man zunächst chronologisch eine wirkliche Uebersicht der Begebenheiten zu gewinnen strebte und dadurch der Folgezeit die Lehrbücher gab, auf denen fußend nun Männer wie Otto von Freising den Versuch wagen konnten, auch philosophisch des ganzen Stoffes Herr zu werden." Die räumlichen und geistlichen Schranken wurden also durchbrochen, und ein freudiges, jugendfrisches Leben drängte durch die Breschen hinaus und herein, jene Zeit vorbereitend, in der sich zum erstenmal die wissenschaftlichen Disziplinen zur Schöpfung eines größeren, umfassenderen Bildes vereinigen sollten. Um das zu erreichen, mußte man die Philosophen Frankreichs kennen lernen und so wanderte man denn aus Deutschland über den Rhein, sich dort die Wissensschätze zu holen, die im eigenen Lande noch nicht zu haben waren. In Frankreich blühte die theologische Gelehrsamkeit, dort nahmen die neuen Mönchsorden ihren Ausgang, und dort zeigte sich wie nirgendwo, daß die Philosophie eines jungen Volkes keinen anderen Charakter haben kann, als einen mystischen, einen theologischen. „Die wahre Philosophie ist die wahre Religion, die wahre Religion ist die wahre Philosophie." Dieser eine Satz genügt für alles. Er giebt uns den Beweis, daß Religion und Philosophie in ihren ersten Stadien untrennbar, daß sie naturnotwendig mit einander verbunden sind, daß alles Denken und Sinnen eines jugendlichen Volkes ohne ein Hereinziehen des sogenannten Uebernatürlichen unmöglich ist, und somit die Philosophie zur Theologie werden muß. Eine Neubefruchtung der, wie wir sehen, in immer abstraktere Bahnen geratenden geistigen Bestrebungen konnte indes nur vom realen Leben selbst ausgehen. Wie das Leben die Könige von ihren Wolkenthronen wieder herabzusteigen zwang, so auch die Wissenschaft, die ganze Theorie, zu der man sich in den letzten Zeiten mühsam emporgearbeitet hatte. Aus dem Jenseits kehrten die Gedanken der Menschen zurück in das Diesseits, und die Not war es, welche diesen Zwang ausübte. Der Kampf zwischen Papst und Kaiser entbrannte. Sein lange schwankender Ausgang trieb die Schwärmer über's Meer, denn dort in den Ländern, wo einst der Herr gewandelt, glaubte man die übermenschliche Sehnsucht nach dem Jenseits stillen und Ruhe finden zu können. Den Realpolitikern aber gab die Not aus dem Schatze der toten Wissenschaft, der Geschichte, des römischen Rechts, der Theologie die Waffen in die Hand zum Kampfe, und neben dem Schwerterkampfe entspann sich jener Streit der Feder, der das theoretisch Erlernte zuerst wieder in den Dienst des alltäglichen Lebens und der natürlichen Völkerentwicklung stellte. Es ist ein tief bedeutungsvolles Vorgehen, daß Wattenbach in seinen Geschichtsquellen Deutschlands sich genötigt sah, von jetzt ab die frühere geographische Einteilung seines Werkes zu durchbrechen, „weil der Verkehr und die gegenseitige Einwirkung sich zu sehr gesteigert haben", daß er sich von den Hauptwerken leiten läßt, um ihnen die übrigen gruppenweise anzureihen.

An die Person Godehards knüpft sich nun für uns die Betrachtung der aufblühenden Geschichtsschreibung in Bayern und zum Teil in Deutschland. Es wird uns dabei so recht deutlich, wie weit die Wirkungskreise einzelner Persönlichkeiten sich schon damals

auszudehnen vermochten. Das Kloster Niederaltaich war es, von dem Godehard, wie wir hörten, gegen Ende des 10. Jahrhunderts seinen Ausgang nahm. Herzog Heinrich IV (als König II) und Kaiser Otto III bemühten sich um die Restauration des Klosters und seiner Besitzungen. Dem ersten Abt Erkanbert folgte 996—1022 Godehard. Das Kloster blühte neu empor und mit ihm die Klosterschule. Eine Frucht dieser neu belebten Geistesarbeit sind die um die Mitte des 11. Jahrhunderts vollendeten Altaicher Jahrbücher. Der erste Teil reicht bis 1132. Er ist eine aus älteren Quellen geschöpfte Kompilation. Wolfhere, ein Hildesheimer, mag sie bei seinem Aufenthalte in Altaich verfaßt haben. Godehard erhielt 1001 auch die Abtei Tegernsee, dann 1005 das Kloster Hersfeld und wirkte hier wie dort als Reformator. So ist es natürlich, daß den Altaicher Jahrbüchern solche von Hersfeld zu Grunde lagen. Im Jahre 1022 wurde Godehard Bischof von Hildesheim, und auch Hildesheimer Annalen wirkten nach Altaich demnächst zurück. Und so erkennen wir in der noch lange dauernden Verbindung dieser geistlichen Anstalten das direkte Wirken dieses einen Mannes wieder. Außerdem lagen dem Annalisten schwäbische und bayrische Annalen vor. Die Fortsetzung des Werkes vom Jahre 1033 an erhält durch reiche selbständige Nachrichten, namentlich über die Verhältnisse Böhmens und Ungarns, einen hohen historischen Wert. Otto von Nordheim findet in dem Geschichtsschreiber zugleich einen scharfen Richter, und wohl mochte der Herzog aus sächsischem Stamme, der zugleich direkter Herr des Klosters wurde, dem bayrischen Historiker in nicht gar zu günstigem Lichte erscheinen. So greifen die Jahrbücher weit über die lokalen Grenzen hinaus, und wenn wir uns erinnern, wie das Kloster durch Heinrich II, dann durch Otto von Nordheim in die großen Bewegungen hineingezogen wurde, und sich sein eigenes Interesse geradezu mit denselben verknüpfte, so begreifen wir es, daß das Reich der Mittelpunkt der Darstellung blieb. War doch auch unter Konrad II Richer, ein Altaicher Mönch, zuerst zum Abte von Seno bei Brescia erhoben und dann als Reformator des Mutterklosters der Benediktiner nach Monte Casino geschickt worden. Mit dem Jahre 1073 und der Schilderung des auflodernden Sachsenkrieges schließen die Annalen. Sie haben eine merkwürdige Geschichte. Giesebrecht machte zuerst wieder auf das verlorene Werk aufmerksam, stellte es dann aus Citaten wieder zusammen und dreißig Jahre später (1867) entdeckte Freiherr E. v. Oefele dasselbe wieder unter den Papieren seines Urgroßvaters, des berühmten bayrischen Geschichtsforschers, in einer Abschrift Aventins. So zieht sich ein lebendiger Faden aus alter Zeit bis in unsere Tage, die Spitzen der bayrischen Geschichtsschreibung mit einander verbindend und an den Mann anknüpfend, der mit seiner deutschen Kaisergeschichte zuerst wieder aus Bayern in das große, weite Reich hinauswies und die verschlungenen Pfade suchen half. — Godehard lebte noch bis 1038 in Hildesheim. Eine treffliche Schule war es, die er auch hier errichtete. Wolfhere wurde, wie andere, von ihm ausgesandt, fremde Schulen, so die von Hersfeld, zu besuchen. Godehards Neffe Ratmund wurde 1027 Abt von Niederaltaich. Wolfheres Mitschüler war Otloh, der, wie wir hörten, schon als ein Vorläufer der kommenden Zeit zu betrachten ist, während Wolfhere selbst die Nachwelt mit einer wertvollen Biographie Godehards beschenkte.

Hören wir nun weiter, wie der Schwabe Benno von Straßburg nach der Reichenau und noch in viele andere Orte seiner Ausbildung halber pilgerte, wie er dann Speier in seiner Blütezeit unter den ersten Saliern besuchte, wie hier damals ein frisches, geistiges Zusammenleben unter allseitigster Teilnahme herrschte, wie dann Benno, durch Bischof Azelin von Hildesheim (1044—1054) berufen, nach Hildesheim kam, bis er endlich 1067 Bischof von Osnabrück wurde, so haben wir nur zwei jener sich oft begegnenden Laufbahnen berühmter Männer damaliger Zeit verfolgt, und wir verstehen es, wenn bald hier, bald dort ganz unerwartete Einflüsse sich plötzlich und scheinbar unvermittelt bemerkbar machten. Das Leben war eben wieder zur Vermittlerin geworden und rüttelte und schüttelte die Gegensätze und Eigenarten zur höchsten möglichen Produktivität durcheinander. Unerschütterlich treu hielt Benno an der Seite Heinrichs IV aus, trotzdem er durch seine Iburger Stiftung in nahe Beziehungen zu den gregorianischen Klöstern Annos von Köln und zu diesem selbst kam.

In Hersfeld war es dann wieder, wo Lambert 1058 als Mönch eintrat und dann später sein großes Annalenwerk begann und bis zum Jahre 1077, dem Wahljahre

Rudolfs, des Gegenkönigs, fortsetzte. In ihm begrüßen wir bereits einen jener Schriftsteller, bei denen das subjektive Element zu leisem Anklingen kommt. Sein Geist ist befruchtet von dem Geiste seiner Zeit. Mehr noch als bei Lambert finden wir diese Thatsache bestätigt bei dem Sachsen Bruno, der sein Werk über den Sachsenkrieg im Jahre 1082 vollendete und dem Bischofe Werner von Merseburg (1063—1093) widmete. Sein Buch ist eine Parteischrift im vollsten Sinne. Er steht vollkommen auf der Seite der Sachsen, und in der Lebhaftigkeit der Darstellung spiegelt sich das Leben selbst, welches diesem Werke zum Entstehen verhalf. Wir hörten dann von der Apologie Heinrichs IV, welche ein unbekannter Verfasser zu Anfang des 12. Jahrhunderts schrieb. In diesem Werke tritt die oben erwartete Neubefruchtung des geistigen Strebens durch das Leben selbst in schönster Weise zu Tage. „Durch Reinheit und Schönheit der Sprache und die außerordentliche Kunst der historischen Darstellung übertrifft diese kleine Schrift fast alle Werke des Mittelalters. Es ist die Totenklage eines Freundes, der um seinen gestorbenen Kaiser weint, und gerade dieses subjektive Element in Auffassung und Darstellung zeigt uns, wie der Kampf das Selbstbewußtsein gesteigert und die Subjektivität erweckt hatte. Gleich nach dem Tode Heinrichs IV geschrieben, richtet sich das Sendschreiben an einen gleichgesinnten Freund in Regensburg, denn in St. Emmeram erhielt sich die einzige Handschrift des kostbaren Werkchens.

Während man nun in diesen Werken mehr der Darstellung der Zeitgeschichte sein Augenmerk zuwandte, unternahm es in einem der ältesten Klöster, auf der Reichenau, Hermann der Lahme (1013—1054), die erste Weltchronik dieser Zeit zu schreiben. Von der Geburt Christi beginnend führte er sein großes Werk bis in sein Todesjahr (1054) mit unermüdlichem Eifer fort. Damit war der erste Schritt ins Allgemeine gethan; auf dem also angebahnten Wege konnte die Nachwelt weiter gehen.

Ueber Hirschau führt uns nun der Weg nach St. Emmeram zurück. Wir hörten, daß von diesem Regensburger Stifte der große Reformator Abt Wilhelm von Hirschau ausging. Wie nichts ist es bezeichnend für die in seiner Person kollidierenden geistigen Bewegungen, daß die jüngere die ältere vollkommen erstickte. Die asketische Richtung der Gregorianer war der Wissenschaft nicht günstig, und Abt Wilhelm fiel denn auch vollkommen von jenen wissenschaftlichen Bestrebungen ab, denen er einst noch in St. Emmeram oblag. Ein Buch über Astronomie und die genannte Schrift über Musik sind Erinnerungen an Wilhelms Regensburger Thätigkeit. Dieselbe wurde abgebrochen, als er sich zum Vorkämpfer der Gregorianer erhob und jene romanisch-christliche Weltanschauung verbreiten half, welche von Cluny ihren Ausgang genommen. Was sich bereits in dem Kardinalskollegium Leos IX ankündigte, die Heimatlosigkeit der Mitglieder des päpstlichen Rates, was in dem Wirken Clunys, bevor es Rom erreichte, als ideales Schattenbild sich darstellte, trat nun, da mit Leo IX der Stuhl Petri für Cluny erobert worden war, auf den realen Boden der Wirklichkeit. Es war jener ultramontane, fanatisch-römische Geist, der seines Sieges nur dann vollkommen gewiß war, wenn er jenen flüssigen Zustand im Völkerleben wiederherzustellen vermochte, der noch unter Karl dem Großen geherrscht. Nur ein Unterschied ist zwischen damals und jetzt. Damals war dieser Zustand ein natürlicher, da man sich seiner Eigenart noch nicht bewußt geworden war, da der Volkscharakter noch nicht jene Festigung erlangt hatte, wie in der Folgezeit; jetzt konnte dieser Zustand nur hergestellt werden durch Verleugnung des eigenen Chaakters, durch die Negation aller Anhänglichkeit an das Volk, zu dem man gehörte, und aller Liebe zu dem Lande, in dem man geboren. Deshalb aber waren diese Bestrebungen unnatürlich und konnten auf die Dauer zu keinem Siege führen. Dieses romanisch-christliche Weltbürgertum war ein Ausfluß mönchischer Theorie, diese selbst aber ein Ferment, welches das ganze Abendland in Gärung und Aufregung versetzte und das Denken der Völker aus den einseitigen Bahnen, in die es sich verrannt hatte, mit elementarer Wucht wieder hinaustrieb.

Wir wundern uns deshalb nicht, daß an den Orten, wo von jeher ein reger Verkehr herrschte, uns die Resultate dieser geistigen Entwicklung entgegentreten. In der Zeit Heinrichs II lebte in Regensburg ein Mönch, Arnold mit Namen, von vornehmer Herkunft, wahrscheinlich dem Nordgauer Markgrafengeschlechte entsprossen. Er war frühzeitig

in das Stift gekommen, studierte die heidnischen Klassiker, bis er die Fallstricke des Teufels erkannte und sich von diesen Werken abwandte. Da gab er sich daran, Arbeos Lebensbeschreibung des hl. Emmeram umzuarbeiten, fand aber bei seinen Conventualen so heftigen Widerstand, daß er fliehen mußte. So kam er nach Magdeburg, und der Scholastikus Meginfried übernahm hier statt seiner die Umarbeitung der Lebensbeschreibung. Auch aus Magdeburg vertrieben, kehrte Arnold nach St. Emmeram zurück, wurde Probst, und dieser Zeit verdanken wir eine Schrift von ihm über Regensburg. In dialogischer Form mit langen, moralisierenden Einstreuseln stellte er alles zusammen, was er über Regensburg erfahren konnte. Wir haben also in Arnold von St. Emmeram einen der ersten Rufer im Streite, der damals gegen die alten Autoren loszubrechen begann, und wohl ließ sich keiner dieser Mönche träumen, daß sie der vordringenden Entwicklung nur als Werkzeuge dienten, daß sie nur dazu berufen schienen, den Bann der Klassizität zu durchbrechen, um das Hervorsprudeln des eigenen Denkens und Dichtens in Deutschland, in ganz Westeuropa möglich zu machen. Die Entwicklung schreitet unentwegt ihre Bahnen fort zu ihren natürlichen Zielen, und die armen Menschlein, die sich einbilden, sie zu beherrschen und zu meistern, sind nur Werkzeuge in ihrer eisenharten Hand.

Gleichzeitig mit diesem Arnold vom Nordgau lebte Otloh. Geistlicher Rat Obermayr vermutet, er sei aus Antloh im Tegernseer Winkel gebürtig und habe daher seinen ungewöhnlichen Namen entlehnt. In Tegernsee erzogen, wollte er sich zum Schreiber ausbilden. In Hersfeld trieb er gelehrte Studien und kam dann als Scholaster nach St. Emmeram (1032), wo er eine überaus umfangreiche Thätigkeit entfaltete. Dem geistigen Zuge des Stiftes aber konnte auch er nicht entgehen. Wir hörten von Wilhelm, der in den mathematischen, astronomischen und musikalischen Wissenschaften sich einen Ruf erworben und 1069 als Abt nach Hirschau abging. Gleich ihm zog es den Meister Gerald, den Vorsteher der Domschule, in die strengere Richtung. 1063 ging er nach Cluny, wurde Mönch und bald darauf Kardinal und Bischof von Ostia. Und wie diese drängte es auch Otloh den gleichen Weg in die cluniacensische Richtung. Er schwur den alten Klassikern ab und stellte sich in dem Streite dieser mit Cluny auf die Seite des letzteren. Das Romanische, nicht mehr das Römische gab die Signatur der Zeit ab. Von Otloh stammt eine Sprichwörtersammlung, ein Buch über Visionen und ein Buch über die Versuchung eines gewissen Mönches. Wohl enthalten die letzteren manches Zeitgeschichtliche, mehr aber dringt das Altweibergeschichtliche in ihnen zur Oberfläche. Dann haben wir Legenden von ihm über St. Nikolaus, Alto und Wolfgang, von denen die letztere geschichtliche Bedeutung hat. Schon im Kloster Fulda, wohin Otloh 1062 floh, verfaßte er auf Bitten der Mönche eine neue Lebensbeschreibung des hl. Bonifaz. Dann überarbeitete er in St. Emmeram, wohin er 1067 zurückkehrte, das Leben des hl. Magnus. Das Zelotentum ist stets ein sicheres Zeichen geistigen Verfalles. Der Verfall älterer Kulturen aber ist wieder die erste Bedingung des neuen Aufschwunges, und das encyklopädische Treiben dieser Mönche, auf das schon Riezler natürlich mit Zurückhaltung hingewiesen, ist uns ein Beweis für den nahenden Abschluß der alten Zeit. Daß der Sonnenstrahl der kommenden auch bereits in diese grauen Zeiten hineinfiel, zeigte uns bei Otloh selbst sein oben erwähntes schönes deutsches Gebet, denn wo das deutsche Gebet erklingt, ist das Minnelied nicht mehr allzufern.

Im Kloster Niedermünster war es die Aebtissin Heilika, welche am Ende des 11. Jahrhunderts den Anstoß zur Abfassung einer Lebensbeschreibung des Bischofs Erhard gab. Ueber die Geschichte des Klosters und dessen Neugründung durch die Herzogin Judith enthält sie nicht unwichtige Nachrichten.

Ulrich, ein berühmter Regensburger Lehrer, Sohn eines vornehmen Kaufmannes in Regensburg, wurde Mönch in Cluny, dann Stifter des Klosters Perterszell im Schwarzwalde. Wir besitzen seine Biographie. — Wichtige Nachrichten über die Zeit Heinrichs IV erhalten wir aus einem Fragmente von Regensburger Reichsannalen, welches W. Meyer in der Münchener Bibliothek entdeckte. — Aus der Zeit des Abtes Williram von Ebersberg (um 1050) stammt eine Ebersberger Klosterchronik, die eine Fundgrube für die Sittengeschichte ist. Auch ein Chartular soll auf Willirams Veranlassung verfaßt worden sein, welches für die Wittelsbachische Genealogie von Wichtigkeit ist.

Von den Vorkämpfern im gregorianischen Streite erwähnten wir des öfteren die Erzbischöfe Gebhard (1060—1088), den Gründer des Klosters Admunt, und Thiemo von Salzburg, dann Bischof Altmann von Passau (1065—1091) und Bischof Adalbero von Würzburg (1045—1090). Doch standen unter diesen Bischöfen die Parteien schon zu sehr im Tageskampfe, um eine bedeutende litterarische Thätigkeit aufkommen zu lassen.

Die bayrische Politik hatte in dem Jahrhundert nach Heinrich II entschieden die Richtung gegen Norden eingeschlagen. Noch einmal folgen wir der Weisung und begeben uns nach Franken. Die Stadt, um welche sich der Kampf Heinrich IV mit den Sachsen drehte, war Würzburg. Schon unter den Ottonen durch gelehrte Studien ausgezeichnet, bewahrte sie auch in der Folgezeit ihren guten Ruf, bis auch hier der Kampf der Gregorianer mit den Königlichen das gelehrte Treiben lahmlegte. Otloh weilte hier eine Zeitlang unter Bischof Meinhard (1019—1034); Froumund pries die Würzburger Schule in einem Gedichte; unter Heinrich III wurde der Magister Pernolf hochberühmt; der Bischof Heribert von Eichstädt (1021—1042) war hier erzogen worden, und ebenso später Adalbero und Otto von Bamberg. Heribert wirkte dann wieder in Eichstädt, und auch hier erhielt sich ein wirksames Schaffen unter den Nachfolgern Heriberts, Gebhard (seit 1055 Papst Viktor II) und Gundekar (1057—1075). Aus dieser glücklichen Zeit der kirchlichen Entwicklung in Deutschland hat sich das Bruchstück eines Werkes erhalten, das im Kloster Herrieden verfaßt wurde und für das innere Leben dieser Gegenden als ein Gegenstück zu der Biographie Meinwerks von Paderborn betrachtet werden kann.

Im Jahre 1103 wurde Otto Bischof von Bamberg. Er ist der Mann, der schon in Deutschlands Zukunft hinübergreift. Mit seinen letzten Lebensjahren (—1139) berührt er die erste Zeit der staufischen Kaiser. Wir wissen, was Bamberg war in der Zeit vor ihm. Die Prachtliebe Günthers, der auf der Pilgerfahrt nach Jerusalem seinen Tod fand (1065), steht in innigem Zusammenhange mit der abgelaufenen ersten Epoche künstlerischen Schaffens in Bamberg. Ihn begleitete Ezzo der Scholastikus, den wir oben als einen Mann der litterarischen Zukunft begrüßten. Sein Leich von den Wundern Christi soll eine so große Wirkung gehabt haben, daß, wer ihn hörte, „eilte sich zu münchen." Williram von Ebersberg und Anno, später Erzbischof von Köln, weilten in Bamberg als Lehrer, und von hier berief Heinrich IV (1085) den Domherrn Erlung, in dem Giesebrecht den Verfasser jener Totenklage hat erkennen wollen, als Bischof nach Würzburg. Unter Bischof Otto war es, daß sich Bamberg dann zu seiner zweiten Blüte erhob. Trotz der Kämpfe wurde hier weitergearbeitet und gewann sich namentlich ein Kleriker Udalrich großen Ruhm.

Doch mehr als Bamberg selbst haben wir für die Geschichtsschreibung der Stiftung Ottos, dem Kloster Aura bei Kissingen (1108 gestiftet) zu verdanken. Hier war Ekkehard Abt, der Schöpfer der letzten Weltchronik. In ihm fließen die beiden Zeitalter, das ablaufende und das kommende, zusammen. Auf einer Würzburger Chronik und der weltberühmten Arbeit des Chronisten Sigebert von Gembloux baut sich Ekkehards Werk auf. Unermüdlicher Forschereifer trieb ihn zum Studium aller älteren Autoren, deren er habhaft werden konnte. Und das waren — bedenken wir nur Bambergs Reichtum und Verbindungen! — nicht wenige. Er kompilierte nicht nur, sondern suchte des Stoffes Herr zu werden und „so wußte er die Uebersichtlichkeit der Annalen mit einer zusammenhängenden Darstellung zu verbinden." Für Heinrichs V Zeit ist er Hauptquelle. Nach und nach ist sein Werk mit ihm geworden und gewachsen. Es war das Werk seines Lebens. Mit dem Tode Heinrichs V, dem das ganze fünfte Buch gewidmet ist, schließt die Chronik ab. Und merkwürdig, Ekkehard, der zuerst durchaus kaiserlich gesinnt war, wechselte den Ton gegen Heinrich IV und dann im erneuten Kampfe mit dem Papsttum auch gegen Heinrich V. Ein hartes Urteil über diesen Kaiser schließt das Werk ab. Wie kommt also das schwankende Urteil in dieses Buch, in diesen Mann, „der in dem übrigen Teile seines Werkes ein so redliches Streben nach Wahrheit zeigt?" — Wir stehen an der Wende der Zeiten. Rückwärts und vorwärts drängen und stauen sich die Fluten. Altes kämpft mit Neuem; die Eigenart der Völker ringt nach Entfaltung und Anerkennung, und doch treibt die ganze Geistesrichtung dazu, die Eigenart zu ersticken. Dazu dann der Wandel in den bayrischen Landen. Einst hatte Heinrich II sein Volk

hinausgeführt zu frohem, frischem Wettkampfe mit den anderen deutschen Stämmen. Die Reform, aus eigener Quelle entsprungen, war vorgedrungen bis an die Grenzen Lothringens, nach Thüringen und Sachsen und südwärts im letzten Ausläufer bis Monte Casino. Jetzt aber staute diese Bewegung zurück, und ihr nach wälzte sich das Wogenmeer der Geistesarbeit eines fremden Volkes. Das Romanische drang unter Clunys Führung in Deutschland ein, und romanische Ideen waren es, welche nun den einstigen Hochsitz deutscher Kultur, Heinrichs II geliebtes Bamberg, umwogten. Sie ergriffen auch den Mann in der Klosterzelle, der über alten Pergamenten sinnend saß, und dem der tosende Waffenlärm die beschauliche Ruhe störte. Mit objektivem Blicke war er hinausgedrungen über die Grenzen seines Landes, über die Schranken seiner Zeit. Aber die Zeit der Objektivität war noch nicht da, und so zwang es ihn im fünften Buche zurück in sein Land, in seine Zeit. Die Thatsachen erfaßten ihn persönlich und rangen ihm ein Urteil ab, das, da er den objektiv-philosophischen Standpunkt auch jenseits der Grenzen nicht gefunden hatte, nicht hatte finden können, nur subjektiv ausfallen konnte. Die Geschichte der Menschheit zu schreiben hatte er sich unterfangen, er hatte den Schritt hinausgewagt ins allgemeine Leben, im Zusammenhange wollte er der Welt Lauf erkennen. Es war verfrüht. Für einen Späteren, für einen Größeren, wie er selbst war, hatte er vorgearbeitet — für Otto von Freising. Die festgestellten Thatsachen philosophisch zu durchdringen, war die Aufgabe der kommenden Zeit. Und so steht Ekkehard, wurzelnd in der ablaufenden Epoche — ihr verdankt sein Werk die technische Vollendung — zugleich als Wegweiser in die neue — ihr verdankt er selbst sein mächtiges, geistiges Wollen. Zwischen zwei Weltanschauungen schwankt er hin und her, nicht durch seine Schuld, sondern durch sein Verhängnis.

Seit Heinrichs II Tagen war Bayern der von ihm gewiesenen Richtung gegen Norden gefolgt. Bamberg schien die neue Residenz des Landes zu werden; es glänzte als schönste Perle in der Reihe deutscher Städte. Es sollte anders kommen. Noch einmal blüht es gewaltig empor, seiner einstigen Bestimmung gedenkend. Sein Bischof war es, der dem ganzen Deutschland neue Pfade wies, hinauf gegen Norden und Osten, wo das Ostmeer die pommerischen Küsten umspült. Noch einmal greift dann auch Bayern mit seinem welfischen Fürstengeschlechte nach der Krone Deutschlands. Es war seine Bestimmung nicht, das glänzende Ziel zu erreichen. War die Verbindung mit Sachsen durch die Politik der Salier zerrissen worden, so zerriß nun die Politik der Staufer das Band, welches Bayern in der salischen Zeit mit dem ganzen oberen Deutschland und Burgund verbunden hatte. Losgetrennt von allen seitherigen Verbindungen zog sich dann Bayern ganz und immer mehr auf sein eigenes Dasein zurück, in ihm den Hort echten Deutschtums einer ferneren Zukunft bewahrend. Vom völkerverbindenden Donaustrome lenkte es südwärts, und an dem eigentlichen, dem schönsten Strome Bayerns erhob sich die Stadt, die dereinst zur Residenz des Landes zu werden bestimmt war. Nicht Regensburg, nicht Bamberg, sondern München war es, wo das uralte, echt bayrische Geschlecht der Wittelsbacher dereinst seine Heimat finden sollte.



Inhalt.

Die letzten Karolinger. 381–404.

Verzeichnis der Vollbilder zum ersten Bande.

Druck des Süddeutschen Verlags-Instituts
in Stuttgart.